

Karl May
Kleinere Hausschatz-Erzählungen

REPRINT DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT UND DER BUCHHANDLUNG PUSTET, REGENSBURG

Karl May

Kleinere Hausschatz - Erzählungen

von 1878–1897

1982

REPRINT DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT UND DER BUCHHANDLUNG PUSTET, REGENSBURG

Bildnachweis:

Dr. Siegfried Augustin, München (10), Archiv des Karl-May-Verlags, Bamberg (2), Gerhard Klußmeier, Hamburg (3), Herbert Meier, Hemmingen (27).

Für die bereitwillige Zurverfügungstellung der erforderlichen Vorlagen bzw. die Erteilung der Abdruckgenehmigung ist besonders zu danken Herrn Wolfram zu Mondfeld, Rampoldstetten (Ehrenkreuz und Ehrendegen Robert Surcoufs, Abbildung der „Créole"), dem Karl-May-Verlag, Bamberg (zwei May-Handschriften, Vorwort zu „Halbblut", Werbeprospekt aus dem Jahre 1918), dem J. M. Sailer-Verlag G. m. b. H., Nürnberg (Tschaka), der Völkerkundlichen Abteilung des Niedersächsischen Landesmuseums, Hannover (Gebetsmühlen); zu danken ist ferner Herrn Hans Ronacher, München, für die kostenlose Fertigung einer Anzahl von Repros.

Vorwort

von Herbert Meier, Hemmingen

Die Reihe von Erstdrucken aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ wird mit dem hier vorgelegten Band abgeschlossen. Er faßt die kleineren, in verschiedenen Jahrgängen der Familienzeitschrift zwischen 1878 bis 1897 erschienenen Beiträge Karl Mays zusammen.

Vorab danke ich Herrn Professor Dr. Claus Roxin, Stockdorf, der mir die zur Erarbeitung dieses Vorwortes benötigte Zeit und den zur Wiedergabe erforderlichen Platz großzügig gewährte. Mein besonderer Dank gilt alsdann Herrn Dr. Siegfried Augustin, München, der mir unermüdlich mit wertvollen Hinweisen und Bildmaterial behilflich war. In gleicher Weise habe ich den Herren Roland Schmid, Bamberg, und Herrn Dr. Wilhelm Vinzenz, Maisach, zu danken. Mit Rat und Tat haben meine Arbeit ferner gefördert die Herren Walther Ilmer, Bonn; Gerhard Klußmeier, Rosengarten; Hartmut Kühne, Hamburg; Hans Limberg, Hannover; Heinz Neumann, Bietigheim; Dr. Hainer Plaul, Berlin; Dr. med. Karlheinz Schulz, Hamburg; Hans Wollschläger, Bamberg.

Ich danke ferner für die Hilfe beim Zustandkommen dieses Bandes Herrn Verkehrsdirektor Herbert Meyer, der Graph. Kunstanstalt Fr. Ant. Niedermayr und der Buchhandlung Pustet, alle Regensburg, sowie Herrn Dr. Rudolf Beissel, Merzig, der mir seinen Original-Hausschatzband Jahrgang 6 bereitwillig und vertrauensvoll überließ; Herrn Dr. Beissel, der ans Bett gefesselt ist, weil ihm die Beine versagen, gilt unser aller Gruß.

Einleitung

I. Anfang November 1876 hatte Karl May seine Stellung als Redakteur bei der Fa. H. G. Münchmeyer, Dresden, gekündigt und war etwa Anfang Februar 1877 aus dem Verlage ausgeschieden [1]. Fortan mußte er sich, wenn man von seinem etwa einjährigen Zwischenspiel als Redakteur bei dem Verleger Bruno Radelli, Dresden, Ende 1877 bis Ende 1878 absieht, als nunmehr „freier" Schriftsteller seinen Lebensunterhalt verdienen. Seine spätere Frau Emma war ihm nach Dresden gefolgt und es waren „sicherlich Mehrausgaben für Kleidung, bescheidenen Luxus und Vergnügungen zu leisten" [2]. May trat mit einer Vielzahl von Verlegern, die er z. T. aus seiner Redakteurzeit bei Münchmeyer her kannte, in Kontakt, um seine Arbeiten unterzubringen. Hierbei mußte er, wie wir wissen [3], durchaus auch ablehnende Bescheide hinnehmen. In welcher angespannten finanziellen Situation sich May befand, ergibt sich u. a. auch daraus, daß er bereits früher bei Münchmeyer zum Abdruck gelangte Erzählungen – aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Einhaltung der nach dem Urheberrechtsgesetz vom 11. 6. 1870 festgelegten Schutzfrist von zwei Jahren – erneut anderweitig verkaufte [4]: „Unter den Werbern", „Ein Stücklein vom alten Dessauer", „Der Gitano" und „Inn-nu-woh" überließ er im 2. Halbjahr 1877 dem Verleger Theodor Herrmann, Wiesbaden, für dessen Zeitschrift NEUES UNTERHALTUNGSBLATT. Peter Rosegger nahm ihm Ende 1877 für die Monatsschrift HEIMGARTEN die Erzählung „Die Rose von Kahira" ab, ferner im Jahre 1878 die Humoreske „Die falschen Excellenzen"; diese stellte jedoch eine Erstveröffentlichung dar.

Weitere Verleger, denen May in jener Zeit (1877 bis 1879) in bunter Folge Dorfgeschichten, Humoresken, Dessauer- und Abenteuer-Erzählungen überließ, waren
- Hermann Schönlein, Stuttgart, („Illustrierte Chronik der Zeit", „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", „Buch für Alle", „Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt")
- Adolph Wolf, Dresden, („Weltspiegel/Deutsche Boten")
- M. Rosenberg, Hamburg, („Omnibus")
- Göltz & Rühling, Stuttgart („All-Deutschland/Für alle Welt")
- Eduard Trewendt, Breslau, („Trewendt's Volkskalender")
- August Krebs, Mühlhausen i. Th. („Deutsche Gewerbeschau", Beilage „Für den Feierabend")
- W. u. S. Loewenthal, Berlin, („Sonntagsruhe")
- Moritz Schauenburg, Lahr i. B. („Der Lahrer hinkende Bote").

Auch wurden, im Jahre 1879, von dem im Eigentum von Göltz & Rühling stehenden Verlag Franz Neugebauer, Stuttgart, zwei Bücher herausgegeben, an denen Karl May entscheidenden Anteil hatte: „Im fernen Westen", zwei Erzählungen aus dem Indianerleben für die Jugend von Carl May und Fr. C. von Wickede [5], sowie „Der Waldläufer" von G. Ferry, „für die Jugend bearbeitet von Carl May". Zu letzterem äußerte sich Franz Kandolf [6]: „Durch Karl May hat der „Waldläufer" wesentlich gewonnen" und „... diese Bearbeitung ist so weitgehend, daß man fast gezwungen ist zu sagen: der „Waldläufer" hat zwei Verfasser gehabt: Gabriel Ferry und Karl May". In jene Zeit fällt auch die „Affäre Stollberg" (Ostern 1878) mit ihren unseligen Folgen (Haftstrafe Mays vom 1. – 22. September 1879), die May brutal auf den Boden der Realitäten zurückwarfen.

II. Wenn man die Kontaktaufnahme Mays zum Regensburger Verlag Pustet Anfang 1879 beurteilen will, erscheint es notwendig, sich die äußere Situation des Schriftstellers, seine vielfältigen Bemühungen und Aktivitäten in jenen Jahren vor Augen zu führen und zu sehen, was der „Vielgereiste" alles unternahm, um sich ein Existenzminimum zu erkämpfen und voranzukommen. Wollschläger spricht von der Zeit des „zäh und langsam beginnenden Aufstiegs" [7].

Der Verlag Fr. Pustet in Regensburg, der für die Entwicklung Mays zum berühmten Autor so entscheidende Bedeutung erlangen sollte, mit dem er rund 20 Jahre kontinuierlich in geschäftlichen Beziehungen stand, war zunächst für May einer von vielen, die er anschrieb, um Manuskripte unterzubringen. Daß Pustet mit seinen Verlagserzeugnissen, u. a. dem „Deutschen Hausschatz" sowie dem „Regensburger Marienkalender" [8] eine absolut katholische Tendenz vertrat, berührte den Protestanten May wenig: er mußte alle Möglichkeiten ausschöpfen, um das Nötigste für seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Schon vor mehreren Jahren hat Hainer Plaul [9] deutlich gemacht, daß der Verlag Pustet und seine Leserschaft erwarteten, May werde in seinen Beiträgen für den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ katholischem Geist und Empfinden wenigstens nicht widersprechen. Es ist selbstverständlich, daß sich May insofern bemühen mußte und auch tatsächlich bemühte. Eine gewisse Anpassung seiner inneren Einstellung gegenüber der Katholischen Kirche im Laufe der Jahre in seinen Arbeiten, aber auch in seinem Denken ist dabei nicht zu übersehen [9a]. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit für Pustet allerdings zog er in Erzählungen, die er parallel dazu in anderen Verlagen drucken ließ, unbekümmert z. B. gegen die Jesuiten [10] sowie die „Hirten Christi" und „die Bräute des Himmels" [11] vom Leder. Plaul unterstellt einerseits, daß sich bei May im Verlauf seiner langjährigen Mitarbeit für das angesehene katholische Journal eine gewisse Annäherung an die katholische Weltanschauung vollzogen habe, andererseits läßt er jedoch die Frage offen, inwieweit May in der Lage war, katholisches Gedankengut „echt" zu verarbeiten. – Sicherlich sind die erwähnten antiklerikalen Tendenzen bei May auch vor dem Hintergrund des damals noch herrschenden Kulturkampfes zu sehen.

III. Nach Abdruck seiner ersten beiden Erzählungen im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ

Jahrgang V 1878/79

1. „Three carde monte" und
2. „Unter Würgern"

machte ihm Pustet über seinen Redakteur Venanz Müller das bekannte, von May später ausführlich wiedergegebene Angebot [12], bei sofortiger Barzahlung alle seine Manuskripte zu erwerben. Daß May *mit Freuden darauf einging*, kann man sich nur zu gut vorstellen, bedeutete diese Offerte doch – bei aller Einschränkung, was die Höhe des Honorars betrifft [13] – eine sichere materielle Ausgangsbasis, mit der er rechnen konnte. Bis ins hohe Alter hat sich May dem Verlag Pustet gegenüber seine Dankbarkeit bewahrt.

Im nächsten Jahrgang des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES konnten dann in laufender Folge insgesamt sechs May-Erzählungen erscheinen:

Jahrgang VI 1879/80

3. „Der Girl-Robber"
4. „Der Boer van het Roer"
5. „Der Ehri"
6. „Ein Fürst des Schwindels"
7. „Der Brodnik"

Im gleichen Jahrgang erschien außerdem die Erzählung „Deadly Dust. Ein Abenteuer aus dem nordamerikanischen Westen von Karl May".

Weiter ging es im folgenden

Jahrgang VII 1880/81 mit

8. „Der Kiang-lu"

sowie „Giölgeda Padishanün", dem Beginn des großen Orient-Zyklus, der dann in den nächsten Jahrgängen seine Fortsetzung und Vollendung fand. Die beiden weiteren in diesem Reprint-Band wiedergegebenen kleineren Hausschatzbeiträge Mays wurden im

Jahrgang VIII 1881/82 unter dem Titel

9. „Robert Surcouf – Ein Seemannsbild von Ernst von Linden" und im

Jahrgang XXIII 1896/97 als

10. „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen. Von Dr. Karl May"

veröffentlicht.

IV. Wenn man sich vor Augen hält, daß May neben den vielfältigen und umfangreichen (sowie immer mehr an Niveau gewinnenden) Erzählungen für den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ weiterhin, insbesondere für die Verlage Göltz & Rühling, Stuttgart, (ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT) und August Krebs, Mühlhausen i. Th. (DEUTSCHE GEWERBESCHAU/Beilage „Für den Feierabend"), eine Vielzahl von Arbeiten lieferte – ab 1882 kamen das „Waldröschen" und die anderen Mammut-Kolportageromane hinzu – kann man den ungeheuren Fleiß sowie die überquellende Phantasie des Autors, wohl auch den wirtschaftlichen Druck, unter dem er bis zur Aufnahme der Geschäftsbeziehungen zu Fr. E. Fehsenfeld im Jahre 1891 permanent stand, erahnen. Wen will es wundern, daß er für seine Hausschatz-Beiträge bezüglich Thema und Text bisweilen An-

leihen bei sich selber machte? Bei insgesamt sieben seiner kleineren Hausschatz-Erzählungen griff er auf früher in den FROHEN STUNDEN veröffentlichte Geschichten zurück, die er allerdings in unterschiedlichem Umfang änderte, umgestaltete oder erweiterte. In diesen „Unterhaltungsblättern für Jedermann" des Verlegers Radelli waren – unter redaktioneller Betreuung durch Karl May selbst – im Jahrgang II (Hefte 10–52) in der Zeit vom Dezember 1877 bis September 1878 in rascher Folge zwölf Original-Erzählungen aus Mays Feder erschienen, zum Teil allerdings unter dem Pseudonym Emma Pollmer. Hatte er dabei nur im Sinn, seine damalige Braut und spätere Frau für sein literarisches Schaffen zu interessieren? Oder ging ihm auf, daß er eines Tages auf diese frühen Kinder seiner Phantasie würde zurückgreifen müssen oder wollen und bemühte sich, für diesen Fall das Erkennen des Zusammenhanges zu erschweren?

Den nachfolgend – in der Reihenfolge ihres Erscheinens – zusammengestellten FROHE-STUNDEN-Erzählungen sind die entsprechenden Titel im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ gegenübergestellt [14]:

FROHE STUNDEN	**DEUTSCHER HAUSSCHATZ**
„Der Oelprinz" – Karl May (–)	„Three carde monte" – Karl May (in 15,1)
„Die Gum" – Karl May (71,6)	„Unter Würgern" – Karl May (10,1)
„Ein Abenteuer auf Ceylon" – Karl May (–)	„Der Girl-Robber" – Karl May (11,4)
„Die Kriegskasse" – Karl May (47,4)	—
„Aqua benedetta" – Emma Pollmer (71,7)	„Ein Fürst des Schwindels" – Ernst von Linden (48,1)
„Auf der See gefangen" – Karl May (Radebeul 19,1)	—
„Ein Self-man" – Emma Pollmer (71,8)	„Three carde monte" – Karl May (in 15,1)
„Husarenstreiche" – Karl May (47,3)	—
„Der Africander" – Emma Pollmer (71,9)	„Der Boer van het Roer" – Karl May (23,2)
„Vom Tode erstanden" – Emma Pollmer (in 15,1)	—
„Die Rache des Ehri" – Emma Pollmer (71,10)	„Der Ehri" – Karl May (11,1)
„Nach Sibirien" – Emma Pollmer (38,4)	„Der Brodnik" – Karl May (11,3)

V. Karl Guntermann [15] äußert die Meinung, daß nicht die „Geographischen Predigten", die als „Bindeglied zwischen dem untergegangenen Lehrerberuf und dem zukünftigen Reiseschriftsteller" [16] anzusehen seien, das eigentliche schriftstellerische Programm Mays darstellen; das seien vielmehr in Wirklichkeit die „Frohe-Stunden-Erzählungen". Diese Ansicht ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Sie wird dadurch erhärtet, daß die fraglichen Erzählungen im wesentlichen unter der programmatischen Überschrift „Aus allen Zeiten und Zonen" erschienen sind und daß May die Handlungen und Motive – z.T. mehrfach variiert – umgestaltet, ausgeweitet und (die Mehrzahl) noch selbst in die endgültige Fassung der „Gesammelten Reiseromane/Reiseerzählungen" [17] der Freiburger Edition überführt hat.

VI. In Mays frühen Amerika- und Orienterzählungen, z. B. für Münchmeyer und Radelli, in denen das allmächtige Über-Ich, Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi, noch nicht geboren ist, wirkt manches holprig und ungeschliffen, und wir vermissen häufig die Situationsspannung und die Situationskomik des späteren, routinierten Erzählers. Lt. Roxin [18] sind die frühen exotischen Novellen Mays „auf den Ton archaischer Wildheit gestimmt" und zeigen bisweilen „pessimistische Härte". Sie lassen oft die christliche Nächstenliebe – aber auch die später häufig bemühte göttliche Gerechtigkeit – vermissen und nehmen auch hier und da einen den Leser keineswegs befriedigenden, sondern Melancholie vermittelnden Ausgang.

An „Three carde monte" z. B. ist gut zu erkennen, daß sich May mit seinen frühen Hausschatz-Erzählungen in einem Übergangsstadium befand: sie tragen einerseits noch die Handschrift des frühen Erzählers, des Werdenden; andererseits sind sie aber schon phantasievoller, gekonnter gestaltet, als die harten, knappen Schilderungen seiner „archaischen" Periode und lassen schon etwas von der Fertigkeit und dem Können des durch seine Reiseerzählungen weit über Deutschland hinaus bekanntgewordenen großen Fabulierers erkennen.



Titelkopf der von May redigierten und von Bruno Radelli verlegten Unterhaltungszeitschrift „Frohe Stunden", II. Jahrgang (1878).

VII. Um einen – nach heutigem Stand – lückenlosen bibliographischen Überblick über das literarische Schicksal der kleineren HAUSSCHATZ-Erzählungen, aber auch ihrer Frühfassungen und Vorläufer, zu geben, ist es erforderlich, auch auf die im Verlag H. Liebau, Berlin [19], in der Nachfolge A. Weichert Verlag, Berlin [20], in Buchform erschienenen May-Erzählungen einzugehen. In den bibliographischen Untersuchungen der Vergangenheit sind die in den genannten Verlagen erschienenen, für die Jugend gedachten Bändchen „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen" sowie weitere Titel merkwürdigerweise immer wieder weitgehend ausgeklammert worden. Karl Guntermann ist zu danken, daß er eine erste ausführliche Darstellung der bei Liebau bzw. Weichert erschienenen May-Erzählungen geliefert hat [21]. Hieraus sei folgendes zitiert:

„In der unbearbeiteten Form senkte sich in der Folgezeit ein über 15jähriges Schweigen über die „Frohe-Stunden-Erzählungen". Das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war schon angebrochen, Karl May war emsig damit beschäftigt, die ersten Bände seiner Fehsenfeld-Werkausgabe herauszugeben, da brachte ein kleiner Berliner Verlag, H. Liebau, ein Buch mit dem Titel „Der Karawanenwürger" und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, heraus. Der anonyme Autor war Karl May. Das Buch brachte 7 Erzählungen, wovon 6 von May stammten, seine „Frohe-Stunden-Erzählungen".

Der Übergang der Rechte erklärt sich zwangslos aus der Tatsache, daß Bruno Radelli der Leipziger Commissionär des Berliner Liebau-Verlags war. Auffällig ist nur der lange Zeitraum, der zwischen dem Nachdruck und dem Erstdruck bestand.

Die Erstausgabe „Der Karawanenwürger" hat 128 Seiten und ist mit 5 Farbdruckbildern in Chromolithographie geschmückt. Sie enthält folgende „Frohe-Stunden-Erzählungen":

„Der Karawanenwürger" (= Die Gum), „Im wilden Westen" (= Ein Self-man), „Ein Kampf mit Piraten" (anonyme Erzählung, stammt nicht von Karl May), „Ein Abenteuer in Südafrika" (= Der Afrikander), „An Bord der Schwalbe" (= Ein Abenteuer auf Ceylon), „Der Brand des Ölthals" (= Der Oelprinz) und „Die Rache des Ehri".

Alle Erzählungen bringen den exakten „Frohe-Stunden-Text" mit dem Unterschied, daß die ursprüngliche Ich-Form der Erzählungen in die unbestimmte „Er"-Form überführt ist. Ob Karl May diese Umformung selbst vorgenommen hat, ist nicht erwiesen. Ich halte es für unwahrscheinlich!

Neben dem „Karawanenwürger" brachte der Verlag noch eine Auszugsausgabe in Halbleinen heraus, welche nur drei der obigen Erzählungen enthielt: „Aus fernen Zonen", mit 3 Buntbildern in Chromolithographie. Es sind die gleichen Illustrationen wie im „Karawanenwürger".

„Aus fernen Zonen" enthält die Erzählungen: „Der Karawanenwürger", „Ein Abenteuer in Südafrika" und „Der Brand des Ölthals".

Die in gewissem Umfang bei Liebau vorgenommene Umarbeitung der „Frohe-Stunden-Erzählungen" stammt nach Meinung Guntermanns also nicht von Karl May (vergleiche aber auch weiter unten Zi. 3.6). Dessenungeachtet geht Guntermann davon aus, daß die Abdrucke von May-Erzählungen beim Liebau-Verlage rechtmäßig erfolgten [22]; der Verlag wurde noch im Jahre 1894 einschließlich der

Verlagsrechte vom A. Weichert Verlag, Berlin, übernommen. Karl May selbst ist 1906 von A. von Ozoroczy auf die „Raubdrucke" bei Weichert angesprochen worden, hat jedoch weder Bestätigung noch Dementi dazu abgegeben [23]. Das wichtigste Indiz, daß es sich um rechtmäßige Buchveröffentlichungen des Weichert Verlages gehandelt hat, dürfte indessen der Umstand sein, daß Weichert noch 1927 May-Titel veröffentlichte, als der Karl-May-Verlag, Radebeul, längst existierte; dieser hätte mit Sicherheit einen unrechtmäßigen Abdruck frühzeitig unterbunden. Die in steiler Kurve ansteigenden Auflagen der Radebeuler „Gesammelten Werke" dürften wohl auch der Hauptgrund gewesen sein, daß Weichert dann auf weitere Ausgaben verzichtete. Schriftwechsel über Abmachungen zwischen May und Liebau bzw. Karl-May-Verlag und Weichert konnten leider nicht ermittelt werden [24].

Nachstehend werden die bei Liebau und Weichert zur Veröffentlichung gelangten Buchtitel mit May-Erzählungen zusammengefaßt und kurz kommentiert [25].

„Der Karawanenwürger"
Das Buch erschien im Liebau-Verlag 1894 [26] und ist – ebenso wie „Aus fernen Zonen" – bei Liebau nicht über eine Auflage hinausgekommen. Noch im selben Jahr gab der A. Weichert Verlag, Berlin, die Restbestände des Liebau-Verlages in unveränderter Gestalt, aber mit neuem Impressum: A. Weichert Verlag, Berlin, heraus [27]. Weichert selbst veranstaltete erstmalig 1895 eine Neuauflage. „Der Karawanenwürger" erlebte im Laufe der Jahre eine ganze Reihe weiterer Auflagen (teils unter Mitabdruck von Erzählungen anderer Autoren – z. B. „Auf dem Rio Gila" von Heinrich Walden – und teils mit wechselnder Reihenfolge der May-Erzählungen); die um 1902 erschienene Auflage hatte auf dem Titelblatt den Zusatz „Neue Ausgabe mit neuester Rechtschreibung"; die letzte Auflage erfolgte nachweisbar bei Weichert im Jahre 1927 [28], was keineswegs bedeutet, daß „Der Karawanenwürger" nicht auch noch in den Jahren danach zum Verkauf gelangt sein könnte. Zu erwähnen ist, daß Weichert den „Karawanenwürger" auch unter der Verlagsbezeichnung „Verlag Deutsche Jugend, Berlin SW", veröffentlicht hat (vermutlich nach 1912).

„Aus fernen Zonen"
Das schon 1894 bei Liebau parallel zum „Karawanenwürger" erschienene Bändchen – Zusatz: „Erzählungen für die Jugend" – mit den drei May-Titeln „Der Karawanenwürger", „Ein Abenteuer in Südafrika" und „Der Brand des Ölthals", wurde vom Weichert Verlag ab 1895 in mehreren Auflagen herausgegeben; die letzte Ausgabe wird im Verlagskatalog für das Jahr 1912 angeboten [29].


Assad Bei
der Herdenwürger

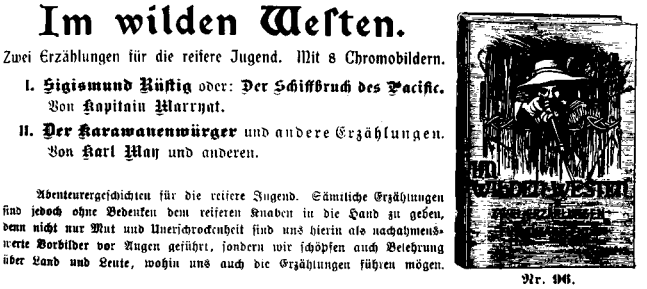
Erzählungen aus fremden Ländern
von Karl May

Mit farbigen Vollbildern

Hanseaten-Verlag, Hamburg

Titelblatt von „Assad Bei der Herdenwürger"; gleichlautend auch mit Impressum „Druck und Verlag von A. Weichert, Berlin"; „Verlag Ködel & Co., Dresden = A. 16"; Rhein-Elbe-Verlag, Hamburg".

„Assad Bei, der Herdenwürger"
Nach Auslaufen von „Aus fernen Zonen" druckte Weichert die hierin zusammengefaßten drei May-Erzählungen unter dem Buchtitel „Assad Bei, der Herdenwürger" nach; er ist letztmalig im Verlagskatalog von 1927 („Umfang 64 Seiten" und mit dem erläuternden Text „Bilder und Geschichten aus fremden Ländern") aufgeführt. Identisch hiermit, auch was den Titel anbetrifft, waren Weichert-Auflagen unter den Verlagsbezeichnungen „Hanseaten-Verlag, Hamburg", „Verlag Ködel & Co, Dresden = A 16" und „Rhein-Elbe-Verlag, Hamburg" [30]; Vertriebsgesichtspunkte (Billig-Ausgaben für Kaufhäuser, wie auch heute üblich) waren hierfür maßgebend.


Im wilden Westen.

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend. Mit 8 Chromobildern.

I. Sigismund Rüstig oder: Der Schiffbruch des Pacific. Von Kapitain Marryat.

II. Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Von Karl May und anderen.

Abenteurergeschichten für die reifere Jugend. Sämtliche Erzählungen sind jedoch ohne Bedenken dem reiferen Knaben in die Hand zu geben, denn nicht nur Mut und Unerschrockenheit sind uns hierin als nachahmenswerte Vorbilder vor Augen geführt, sondern wir schöpfen auch Belehrung über Land und Leute, wohin uns auch die Erzählungen führen mögen.

Nr. 96.

Anzeige aus dem illustrierten Verlagskatalog des A. Weichert Verlages, Berlin, vom März 1908.

„Im wilden Westen"
Der Innentitel der Ausgabe 1901 sowie die Anzeige im Verlags-Katalog von A. Weichert vom Januar 1901 sind in den Mitteilungen der KMG vom September 1980 faksimiliert wiedergegeben. Das Buch umfaßt den Teil I „Sigismund Rüstig" von Kap. Marryat und Teil II „Der Karawanenwürger" und „andere Erzählungen von Karl May und Anderen". Bei diesem Teil II handelt es sich um die sieben unverändert übernommenen – mit demselben Druckstock gedruckten – Erzählungen (davon sechs May-Titel) aus dem „Karawanenwürger". Die Erzählung „Im wilden Westen von E. Pollmer" gab auch den Buchtitel ab. In den Verlagskatalogen für die Jahre 1903 und 1908 werden den Sortimentern weitere Ausgaben dieses Titels angeboten, letztere mit neuem Deckelbild [31]. Der A. Weichert Verlag, Hannover, ist der Meinung, daß es sich in beiden Fällen um Neuauflagen handelt; Exemplare dieser beiden Ausgaben sind allerdings bis heute nicht bekannt [32].

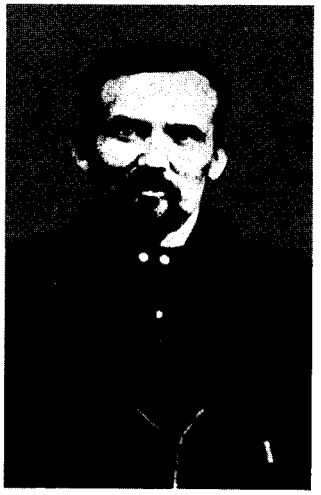
„Sigismund Rüstig"
Auch dieser 1911 im Weichert Verlag, Berlin, erschienene Titel enthält die Erzählungen „Sigismund Rüstig" (nach Kap. Marryat von H. W. Georg) und in einem zweiten Teil „Karl May: Der Karawanenwürger und andere Erzählungen". Hierbei handelt es sich um sechs bereits früher in „Der Karawanenwürger" erschienene Erzählungen; lediglich „Ein Abenteuer aus Südafrika" fehlt. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges gab Weichert drei oder vier weitere Auflagen von „Sigismund Rüstig" heraus (auch unter der Verlagsbezeichnung „Verlag Deutsche Jugend, Berlin SW").

Eine Darstellung dieser Zusammenhänge erscheint erforderlich, um dem interessierten May-Leser eine Zuordnung der verschiedenen hier und da immer wieder auftauchenden Titel früher Buchausgaben zu ermöglichen; sie ist von Bedeutung ferner im Hinblick auf die nachfolgend zu den Besprechungen der einzelnen kleineren Hausschatz-Erzählungen gegebenen zusätzlichen bibliographischen Ausführungen.

1. Three carde monte

1.1 „Der ‚Kanada-Bill' · Variationen eines Motivs bei Karl May" überschreibt Ekkehard Koch seinen Beitrag im JbKMG 1976 [1] treffend: in mehrfach gewandelter und von der Hand des Schriftstellers zweimal geänderter, fortentwickelter Gestalt begegnet uns das Motiv des mitten im nordamerikanischen Urwald *den Käfern und Mosquitos eine Predigt* haltenden jungen Abraham Lincoln und des *die pfiffigsten Gentlemen bis auf den letzten Penny ausbeutelnden* Falschspielers William Jones, genannt der „Canada-Bill"; in allen drei Versionen handelt es sich um eine Rahmenerzählung. Freilich kann die 1878 in den FROHEN STUNDEN des Verlegers Bruno Radelli, Dresden, bei redaktioneller Betreuung von Karl May unter dem Titel „Ein Selfman" erschienene Erzählung, *authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer,* nur als eine Art Vorläufer der später im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ („Three carde monte") bzw. im „OLD SUREHAND II" der Freiburger Edition („Bei Mutter Thick") abgedruckten Story bezeichnet werden. Diese erste Version des Abraham-Lincoln-/Canada-Bill-Motivs, bei der es dem Leser selbst überlassen bleibt, sich den dazugehörenden Rahmen der Rahmenerzählung selbst auszumalen, umfaßt zwei Episoden:

– das Kennenlernen von Abraham Lincoln durch den Erzähler (Tim Summerland) und die gemeinsame, relativ uninteressant geschil-



Canada Bill

William Jones, alias Canada Bill, war ein Schwindler und Three-card-monte-Betrüger, der Californien und den Nordwesten der Vereinigten Staaten während der 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts unsicher machte. Er betätigte sich auch in den Zügen der Union Pacific, aber die Pinktertons legten ihm bald das Handwerk.

derte Floß-Fahrt den Arkansas hinunter an Fort Gibson vorbei bis nach Kidren. Der Canada-Bill taucht als Nebenfigur nur kurz auf.

- das Wiedersehen des Erzählers nach langen Jahren mit einer früheren Geliebten, einer Mulattin namens Betty Kroner (die einen anderen geheiratet hatte, inzwischen aber verwitwet ist), und die Befreiung ihrer vier entführten Kinder – gemeinsam mit Abraham Lincoln – aus den Händen des Canada-Bill. Dieser tritt auch hier nur kurz in Erscheinung und sein weiteres Schicksal bleibt im Dunkeln. Tim Summerland bekommt schließlich doch noch seine Betty.

Es fällt auf, daß im Gespräch zwischen Tim Summerland und Betty Kroner nur eines der verschwundenen Kinder namentliche Erwähnung findet: die jüngste Tochter Ellen, von der die Mutter sagt: *„... (sie) war mit fast die Liebste von Allen ...“*. Wir erinnern uns, daß in Mays zweieinhalb Jahre zuvor im DEUTSCHEN FAMILIENBLATT bei Münchmeyer veröffentlichter Erzählung „Old Firehand“ ein ebenfalls farbiges Mädchen mit Namen Ellen die Liebe des Ich-Erzählers erringt. Wolf-Dieter Bach [2] hat 1975 darauf aufmerksam gemacht, daß sich der Namens-Komplex „Ellen“ in mannigfachen Varianten durch das ganze Werk Mays zieht. In diesem Zusammenhang verdient auch der Hinweis von Augustin/Beissel [2a] auf die 1859 in der „Gartenlaube“ erschienene Erzählung von Carl Beyschlag Beachtung, in der sich „erstaunliche Parallelen zu Mays ‚Old Firehand‘ (finden)“. Das im Mittelpunkt der Erzählung stehende Mädchen (das der Erzähler schließlich zur Frau bekommt) heißt Ella, ihr Bruder trägt den Namen Harry.... (s. auch unter Zi. 1.3c).

Außer verschiedenen im „Self-man“ auftauchenden Namen (Kroner, Betty Willmers), die aber in der fortentwickelten Erzählung „Three carde monte“ anderen Personen zugeordnet sind, sowie dem Motiv des sich im Reden übenden Abraham Lincoln und der Floßfahrt auf dem Arkansas, vorbei an dem von Indianern angegriffenen Fort, gibt es handlungsmäßig mit der Hausschatz-Erzählung wenig Übereinstimmung; dem steht nicht entgegen, daß einige Passagen aus dem „Self-man“ fast wörtlich übernommen wurden.

Insgesamt müssen wir nach der Lektüre des „Self-man“ Ekkehard Koch zustimmen, wenn er feststellt, daß die May-Erzählungen der Frühperiode „...noch den Stempel des Anfängers (tragen)“.

1.2 Als erste May-Erzählung im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ des Verlages von Fr. Pustet, Regensburg, wurde im März/April des Jahres 1879 „Three carde monte“, ein *„Bild aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's“* veröffentlicht. May hat hierfür das Lincoln/Canada-Bill-Motiv aus dem „Self-man“ der FROHEN STUNDEN erheblich ausgeweitet und zu einer wesentlich spannenderen – nunmehr eindeutigen – Rahmenerzählung umgestaltet: sie umfaßt jetzt drei Episoden:

- erstes Zusammentreffen mit dem Canada-Bill und Ermordung des Vaters sowie der Braut des Erzählers Tim Kroner.

- Angriff der vom Canada-Bill aufgewiegelten Indianer auf den Armeeposten Smoky Hill.

- Brand des Öltals [3]; der Canada-Bill entkommt, wie auch in den beiden voraufgegangenen Episoden, und erst beiläufig erfährt der Leser, daß der Verbrecher später im Hospital zugrundegegangen sei.

Von diesen Erlebnissen weist nur das zweite einige Ähnlichkeiten mit dem Vorläufer „Ein Self-man“ auf. Der Canada-Bill ist in der Hausschatz-Erzählung wesentlich mehr in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt und in jeder der drei Episoden erleben wir mit, wie er die Leute durch sein Kartenspiel „Three carde monte“, welches *man da drüben ‚Kümmelblättchen‘ nennt* [4], übers Ohr haut. Während im „Self-man“ die Floßfahrt auf dem Arkansas an Fort Gibson vorbei geht, ist es in der überarbeiteten Fassung von „Three carde monte“ der Kansas (teils aber auch „Arkansas“) und statt des Forts Gibson, das wohl von der Größenordnung und den Befestigungsanlagen her für einen Indianerüberfall nicht recht geeignet erschien, wird nunmehr der Armee-Posten Smoky-Hill genannt. Dieser allerdings lag ausweislich älterer Landkarten der Vereinigten Staaten weder am Kansas-River noch am Arkansas, sondern an einem Zufluß vom Kansas, dem Smoky-Hill-River. „Kansas“ stimmt also nur im weiteren Sinne, während der Arkansas rd. 75 Kilometer entfernt an Smoky-Hill vorbeirauschte.

Das für die dritte Episode der Erzählung „Three carde monte“ verwendete Motiv des brennenden Öltals ist von May mehrfach – wie die Abraham-Lincoln/Canada-Bil-Story selbst – variiert worden. Er hat es für mehrere seiner frühen Amerika-Erzählungen verwendet.

1.3 Die nachstehende Übersicht über die verschiedenen Varianten kann im Rahmen dieses Vorwortes nur in knapper Form gehalten sein; sie erscheint andererseits erforderlich, um dem Leser eine Einordnung der Ölbrand-Episode in der „Three-carde-monte“-Fassung zu ermöglichen. Auf die Bedeutung, die das Motiv der Feuersbrunst ganz allgemein im Leben Karl Mays gehabt hat, wies Hartmut Kühne in seinem Jahrbuch-Beitrag 1970 „Karl Mays Ölbrand“ hin [5].

a) Ein Ölbrand findet sich im Erzählwerk Mays erstmalig **1875** in der im DEUTSCHEN FAMILIENBLATT des Verlages von H. G. Münchmeyer (I. Jahrgang Oktober–Dezember 1875, Hefte 7–17) erschienenen Erzählung „Old Firehand“, in der der Erzähler das Mädchen Ellen aus dem Flammenmeer des brennenden Tales von New Venango rettet.

b) Zwei Jahre später, im Dezember **1877,** hat May dasselbe Motiv bei ähnlichem Handlungsablauf, teilweise unter Verwendung der gleichen Formulierungen, in seiner in den FROHEN STUNDEN des Verlages Bruno Radelli, Dresden, (Jahrgang II, Hefte 10 und 11) abgedruckten Erzählung „Der Ölprinz“ erneut verwendet. Diese Geschichte spielt sich am Young-Kanawha ab; errettet wird die Tochter des „Ölprinzen“. Wie bereits weiter oben angedeutet, wurde die kurze Erzählung unter dem Titel „Der Brand des Öltals“ ab 1894 bei Liebau und Weichert, Berlin, in nur unwesentlich geänderter Form nachgedruckt.

c) Nach weiteren zwei Jahren, **1879,** erschien das erste Buch Karl Mays unter dem Titel „Im fernen Westen“ im Verlage von Franz Neugebauer, Stuttgart. Wesentliches Element im Handlungsablauf ist auch hier die – auf der „Old Firehand“-Fassung aufbauenden – Ölbrand-Episode in New Venango. In diesem „für die Jugend“ bestimmten Buch [6] hat May allerdings das Mädchen Ellen (die zart angedeutete Liebesbeziehung zwischen dem Erzähler und Ellen mußte eliminiert werden!) durch den Knaben Harry ersetzt.

d) Ebenfalls **1879** erfolgte die Einarbeitung des Ölbrand-Motivs in die Hausschatz-Erzählung „Three carde monte“. Sie spielt in einem Bluff (Taleinschnitt) des Coteau du Missouri. Aus dem Flammenmeer errettet wird Betty, die Frau des Guy Willmers.

e) Eine weitere, jedoch in wesentlichen Teilen umgestaltete Ölbrand-Version, die am Shayan-See (Cheyenne-See?) spielt, findet sich

in der **1883** im „NEUEN UNIVERSUM" abgedruckten May-Erzählung „Ein Oelbrand" [7]. Der Ich-Erzähler, inzwischen zum Old Shatterhand avanciert, nimmt dort, wohl um gewissen Ähnlichkeiten mit der Ölbrand-Episode aus „Three carde monte" die Spitze zu nehmen, bewußt und ausdrücklich Bezug auf den Ablauf des Ölbrandes in der Hausschatz-Erzählung: *„Ich ... dachte ... an ein anderes Erlebnis im Coteau du Missouri, ... der ganze Bluff war ausgebrannt."* Diesen Trick mit den gegenseitigen Verweisungen, die wohl die mehrfache Verwendung der Ölbrandschilderung plausibel machen sollten, hat May bereits im „Old Firehand" *(„... hatte es im Kanawhathale ... gesehen ...")* und in „Der Ölprinz" *(„... hatte es im Gebiete Venango ... gesehen ...")* geschickt angewendet.

f) **1893** übernahm May die in New-Venango spielende Ölbrand-Fassung mit der Errettung des Knaben Harry (s. vorstehend „c") ziemlich wortgetreu in den Handlungsablauf von „Winnetou II".

g) **1895.** Einbeziehung der Hausschatz-Erzählung „Three carde monte" und mit ihr die im Coteau du Missouri spielende, leicht abgewandelte Ölbrand-Episode in den „Old Shurehand II".

Bei einer Gliederung der einzelnen Ölbrand-Schilderungen nach den verschiedenen Schauplätzen ergibt sich folgendes Bild:

1. Ölbrand im Tal von New Venango (a, c, f)
2. Ölbrand im Tal des Young-Kanawha (b)
3. Ölbrand in einem Bluff bzw. an einem Fluß des Coteau du Missouri (d, g)
4. Ölbrand am Shayan-See (e).

Es stellt sich die Frage, wieso in der 1875 erschienenen „Old-Firehand"-Geschichte bereits ein Hinweis auf den erst zwei Jahre später im Rahmen der Erzählung „Der Ölprinz" geschilderten Ölbrand vom Young-Kanawha gegeben werden konnte. Lag die kleine Novelle „Der Ölprinz" beim Erstabdruck von „Old Firehand" bereits als Manuskript vor? Mindestens ebenso wichtig, wie eine Fixierung der Ersterscheinungsdaten der May-Erzählungen dürfte auch die Ermittlung ihrer Entstehungszeiten sein.

1.4 Die verschiedenen Ölbrand-Versionen sind, auch wenn sie in Einzelheiten untereinander abweichen und die handelnden Personen andere Namen tragen, nach dem gleichen Grundmuster gestrickt. Es ist kein Geheimnis, daß May sich – gerade in seiner frühen Schaffenszeit – u. a. durch Friedrich Gerstäcker inspirieren ließ, z. T. sogar Motive und Passagen aus dessen Reiseberichten und Erzählungen übernahm.[8] Ohne Zweifel hat May auch die Gerstäcker-Erzählung „Im Petroleum" gekannt, an deren Ende (Abschnitt 6 „Die Katastrophe") ein Ölbrand steht, der die Ortschaft Smithfield vernichtet.[9] Wenn May hier auch nicht – wie z. B. beim „Vom Tode erstanden" – einzelne Formulierungen wörtlich von Gerstäcker übernommen hat, so sind doch vielerlei Übereinstimmungen im Ablauf der Geschehnisse unübersehbar. Auch bei Gerstäcker werden ein verbrecherischer „Ölhändler" unschädlich gemacht, eine Frau aus der Feuersbrunst errettet und ein Mädchen namens Ellen von George, dem Helden dieses Abenteuers (dem ebenso wie dem Ich-Erzähler in der Hausschatz-Erzählung Bart und Haupthaar versengt werden) als Frau heimgeführt. Bei einem Vergleich der Ölbrand-Schilderungen beider Schriftsteller wird aber auch klar, warum Gerstäcker, obwohl er die beschriebenen fernen Länder aus eigener Anschauung kennengelernt hatte, immer im Schatten seines ungleich erfolgreicheren Kollegen stehen mußte (zumindest, was die Popularität und die Auflagenzahlen anbetrifft): May hat, mit einer ungleich stärkeren Phantasie ausgestattet, wesentlich spannender und fesselnder fabuliert. Während der Leser Gerstäckers Erzählungen als durchaus interessante, informative Begebenheiten an sich vorüberziehen läßt, versteht es May, den Leser mitten in die Geschehnisse hineinzuversetzen, ihn sich mit dem Helden identifizieren und leibhaftig am Geschehen teilhaben zu lassen; nicht zuletzt auch als Ergebnis der Ich-Erzählweise.



Der Brand des Ölthals.

Abbildung aus dem „Karawanenwürger" des Weichert Verlages, Berlin, erschienen um die Jahrhundertwende.

Bekanntlich hat sich May, über den Aspekt des Ölbrandes hinaus, mit dem Thema Ölförderung und Petroleum ganz allgemein intensiv beschäftigt. In SCHACHT UND HÜTTE veröffentlichte er Ende 1875 die belehrende Abhandlung „Ein Lichtspender"; hier weist er u. a. auf die ergiebigen Ölförderstätten im Venango-County und im Kanawha-Tal und auf den Begriff „Ölprinz" hin [10]. Offensichtlich hat May die ihm klanglich gefallenen Namen „Venango" und „Kanawha" mit „New" und „Young" versehen und aus dem Osten der Vereinigten Staaten in den Wilden Westen verlegt, um sie hier zum Schauplatz seiner spannenden Ölbrand-Abenteuer zu machen.

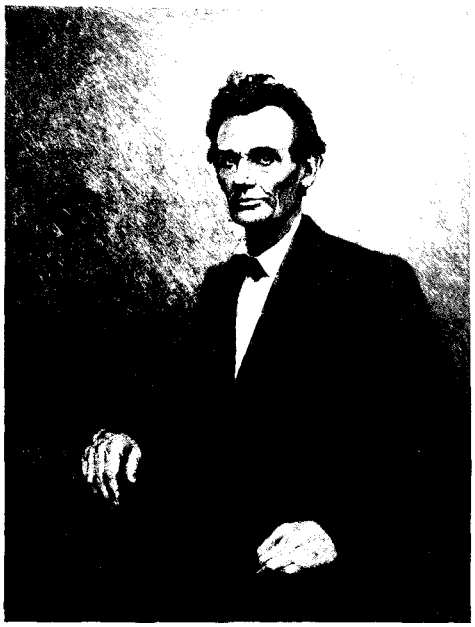
1.5 Der Leser der späteren großen Reiseerzählungen Mays vermißt in „Three carde monte" die endgültige, echte Bestrafung des Bösewichts; auch die „göttliche Gerechtigkeit" greift noch nicht spektakulär ein und es bleibt das Gefühl, als ende die Erzählung – im Gegensatz zu der Weiterführung im „Old Surehand" – „etwas in Schwermut und Melancholie" [11].

Unzufriedenheit verbleibt auch beim Leser von „Three carde monte" wegen der Großzügigkeit, mit der Tim Kroner, der genau weiß, daß der Canada-Bill seinen Vater und die Braut (indirekt auch die Mutter) auf dem Gewissen hat, den Verbrecher immer wieder laufen läßt. Das steht im Widerspruch zu der Konsequenz und Zielstrebigkeit, mit der die Bösen im späteren Erzählwerk Mays bis zur gerechten Bestrafung durch die Guten (oder durch Gottesfügung) unnachgiebig verfolgt werden; es paßt auch im Grunde nicht zu der Kaltblütigkeit, mit der in unserer Erzählung die übrigen Entführer der Braut ohne viel Federlesens *„ausgelöscht"* und ein ahnungsloser Indianerkundschafter erstochen werden. *„Aber die Prairie ist eine grausame, unerbittliche Herrin, die keine andere Schonung kennt, als nur die eigene",* kommentiert der erzählende Tim Kroner seine Tat und Abraham Lincoln ist so angetan von dem *famosen Stoß,* daß er seinem Gefährten das „Du" anbietet. Wie wohl hätte der spätere Old Shatterhand reagiert? An anderer Stelle verkündet der Erzähler: *„Eine gute Büchse ist die beste Jury ...".* Diese Unlogik und den unbefriedigenden Ausgang der einzelnen Episoden mußte May wohl in Kauf nehmen, um den Fortgang der Handlung zu ermöglichen.

Interessant und in biographischer Hinsicht aufschlußreich ist der von May 1879(!) zu Papier gebrachte und Abraham Lincoln in den Mund gelegte Ausspruch: *„Das Herzeleid ist ein schlimmer Gesell, und man darf sich nicht mit ihm an einen Ort fesseln und zusammenbinden lassen, sondern man schafft ihn hinaus in das Weite, wirft ihn hin und kehrt dann als freier Mann zurück."* Wie ähnelt der Sinn dieser Worte jenen, die May im Alter in seiner 1910 erschienenen Selbstbiographie „Mein Leben und Streben" niedergelegt hat! [12]

1.6 Wesentlich zufriedener mit dem Ausgang der Geschichte wird der Leser bei der Lektüre der dritten Fassung sein, die ebenfalls von Karl Mays eigener Hand stammt. Bei Zusammenstellung des Bandes „Old Surehand II", erschienen 1895 als 15. Band der „Gesammelten Reiseromane" des Verlages Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br., bezog May auch die frühere Hausschatz-Erzählung „Three carde monte" in den Rahmen der Old-Surehand-Story ein. Der inzwischen wesentlich routiniertere und erfahrenere Autor hat sich dieser Aufgabe mit recht viel Geschick entledigt: er hat, worauf Ekkehard Koch aufmerksam

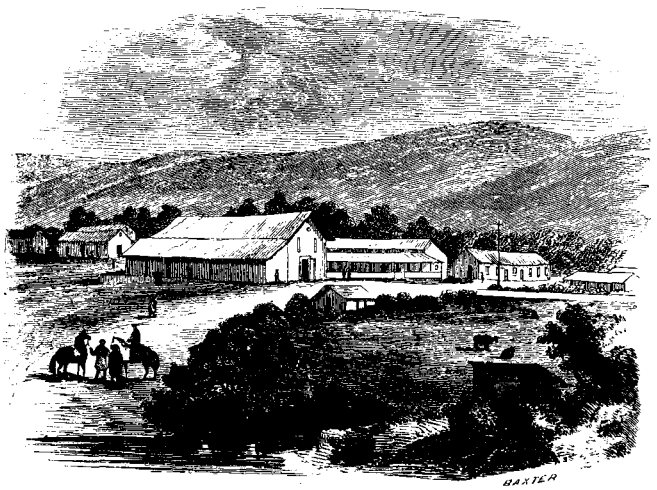
machte [13], zum einen wesentliche historische Ungereimtheiten ausgemerzt (was er dadurch ermöglichte, daß er dem erzählenden Tim Kroner den Anstrich eines Aufschneiders gab [14]), zum anderen zog er die frühere FROHE-STUNDEN-Erzählung „Vom Tode erstanden" [15] in entsprechender Überarbeitung heran. Damit konnte er einen Abschluß bieten, der den Leser miterleben läßt, wie den Bösewicht Canada-Bill zu guter Letzt doch noch seine gerechte Bestrafung ereilt: In der Mission „Santa Lucia", nahe bei Sacramento, in der er als Dr. White seine dunklen Geschäfte ausübt, geht er elendiglich an den





Folgen eines Fausthiebes von Old Shatterhand zugrunde. Auch wenn May von der Mission „Santa Lucia" spricht – in „Vom Tode erstanden" heißt sie „Santa Barbara" – so wissen wir doch aus den Gerstäcker-Texten, die May als Quelle und Vorlage dienten [16], daß er in Wirklichkeit die „Mission Dolores" („etwa drei englische Meilen von . . . San Francisco") beschrieben hat, in der Gerstäcker bei seinem Aufenthalt 1849/50 in Kalifornien als Brauer Arbeit gefunden hatte [17].

Bei der Bearbeitung für den „Old Surehand II" hat May den Text durch – meist kleinere – Einschiebsel *(„. . . fragte er"; „. . . antwortete ich")* und Umformulierungen (*„Falschspieler"* statt „Fälscher") flüssiger, logischer und besser lesbar gestaltet; ferner wurden von ihm in einigen Fällen Satzfehler berichtigt und die Rechtschreibung geändert bzw. angepaßt. Ein Schreibfehler freilich ist auch in den Old Surehand II durchgeschlüpft; der Niobrasa (Flußname), der sich auch in



Mission Dolores in der Nähe von San Franzisco, Mitte des vorigen Jahrhunderts.

den weiter unten besprochenen Zeitungsnachdrucken von „Three carde monte" wiederfindet. Das gleiche trifft zu für einen merkwürdigen Zeichensetzungsfehler, der sich des öfteren in frühen May-Erzählungen – auch soweit sie in anderen, verschiedenen Zeitschriften erschienen sind – wiederfindet: am Schluß eines einfachen Aussagesatzes steht ein Fragezeichen *(„Man nennt sie das Coteau du Missouri?")* Erst in der von dritter Hand bearbeiteten „Kanada-Bill"-Fassung [18] wird der Flußname „Niobrara" richtig zitiert und an die Stelle des Fragezeichens wurde ein Ausrufungszeichen gesetzt.

Von ihrer Anlage und Schilderung her weist die Ölbrand-Geschichte in „Winnetou II" [19] starke Anklänge an den Ölbrand in der dritten Episode von „Three carde monte" auf. Über ganze Strecken gleichen sich beide Erzählungen bis aufs Wort. Wohl um diese starke Übereinstimmung mit dem zwei Jahre zuvor bei Fehsenfeld erschienenen Winnetou-Band etwas abzuschwächen, hat May die Ölquelle des Guy Willmers aus dem Bluff im „Old Surehand II" an einen „kleinen Fluß" verlegt und alle früheren Angaben aus der Hausschatz-Erzählung, die auf das Tal hindeuten, weggelassen. So fielen dieser neuen Version auch der Ritt auf Arrow durch das Flammenmeer des Öltals, durch den brennenden Fluß („Brennendes Wasser") sowie die Errettung der bewußtlosen Betty zum Opfer. Nur einmal ist May das nicht mehr passende Wort „Bluff" sowie der Ausruf von Willmers „Das Thal brennt!" durchgerutscht.

Der Text der „Old-Surehand II"-Fassung ist im übrigen weitgehend mit dem der HAUSSCHATZ-Fassung identisch. Insgesamt können wir mit Heinz Neumann [20] feststellen: „Verblüfft und mit Bewunderung stellt man immer wieder fest, mit welchem Geschick May eigene Stoffe für neuerliche Veröffentlichungen erweitert, umgeformt, vertieft hat, als seine Erzähltechnik sich voll entwickelt hatte. Solche Ausformungen kleinerer Werke zu reifen Arbeiten sind in der sogenannten hohen Literatur mehrfach zu finden, beispielsweise bei Adalbert Stifter."

P. Ansgar Pöllmann freilich kommentierte die Entwicklung, die May bezüglich seiner schriftstellerischen Fertigkeiten durchmachte, am Beispiel von „Three carde monte" auf seine Weise: „Im Jahre 1879 brachte der „Deutsche Hausschatz" eine kleine Erzählung „Three carde monte", die zwar äußerlich sauber erschien, aber derselben rohen Einbildungskraft eines ungebundenen, zu Gewalttaten neigenden Geistes entsprungen war. Bald erkannte jedoch der Verfasser dieser Kümmelblättchen-Geschichte, wo sein Weizen blühte, und er begann so hübsch langsam, aber stetig die berühmte Entwicklung des „Gewaltmenschen" zum „Edelmenschen". . . . Zehn Jahre nach seinem Debut im „Hausschatz" war May durch und durch katholisch" [21]. Zu derartigen „Erkenntnissen" ist aus berufenem Munde bereits Stellung genommen worden [22]; auf eine Kommentierung kann hier verzichtet werden.

1.7 So weit die Anmerkungen zu den von May selbst besorgten Erstveröffentlichungen der „Abraham Lincoln/Canada-Bill"-Varianten. Nachfolgend wird auf ihre Nachdrucke eingegangen.

Zunächst ist die erstaunliche Tatsache zu registrieren, daß nach Veröffentlichung der vollständigen Erzählung von „Three carde monte" im Deutschen Hausschatz – die letzte Lieferung (Nr. 28) des V. Jahrgangs war im April 1879 erfolgt – nur gut drei Monate vergingen, bis dieselbe Erzählung, wenn auch unter einem anderen Titel, fast buchstabengetreu, und zwar in Berlin, erneut in einem Periodikum abgedruckt wurde: am 10. August 1879 erschien in dem jeden Sonntag herausgegebenen „Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung" SONNTAGSRUHE des Verlages W. & S. Loewenthal, Berlin, der Anfang der Erzählung „Abraham Lincoln". Die SONNTAGSRUHE war sonntägliche Beilage zu der täglich (außer montags) erscheinenden „Berliner Bürger-Zeitung" [23]. Erstaunlich ist es weiter, daß der Herausgeber der SONNTAGSRUHE durch den direkt über dem Titel „Abraham Lincoln" angebrachten Hinweis „Nachdruck der Original-Beiträge ist verboten" den Eindruck erweckte, als handele es sich um eine Erstveröffentlichung des damals sicherlich – zumal in Berlin – noch nicht allgemein bekannten Autors. Oder war der Herausgeber selbst dieser Ansicht? In diesem Falle hätte dem Verlage die Original-Handschrift Mays vorgelegen haben müssen, allerdings mit geändertem Titelblatt.

Die relativ wenigen Text-Abweichungen gegenüber dem Erstdruck sind z.T. berechtigt („Bowieknife" statt „Bowiekneif"); im wesentlichen aber stellen sie keine Verbesserungen dar: *„Mit behender Gewandtheit"* ist ausdrucksvoller als „mit Gewandheit"; ebenso drückt sich May viel treffsicherer aus, wenn er davon spricht, daß die beiden nächtlichen Kundschafter *„dahinglitten"* statt des weniger passenden „dahinschritten". Auch haben sich neue Druckfehler eingeschlichen

(„Laok-a-day"). Zu erwähnen ist, daß Loewenthal ein weiteres Mal, im November/Dezember desselben Jahres, eine Erzählung Mays abdruckte: unter dem Titel „Am Nil" erschien in der SONNTAGSRUHE Nr. 44–50 ein „Abenteuer aus Egypten von Karl May", ebenfalls fast buchstabengetreu identisch mit der drei Jahre früher bei Münchmeyer in den FEIERSTUNDEN AM HÄUSLICHEN HEERDE veröffentlichten Novelle „Leilet von M. Gisela".

1.8 Einen zweiten Nachdruck erfuhr die Hausschatz-Erzählung „Three carde monte" elf Jahre danach (August/September 1890) in der FULDAER ZEITUNG; in ebenfalls fast wörtlicher Übereinstimmung mit der Originalfassung wurde die Erzählung unter dem Titel „Aus Nordamerika. Von Karl May" erneut veröffentlicht, bevor sie der Autor dann 1895 endgültig in den „Old Surehand II" der „Gesammelten Reiseromane" des Verlages Fehsenfeld überführte. Der Abdruck in der FULDAER ZEITUNG ist mit dem ausdrücklichen Hinweis versehen „Nachdruck nicht gestattet" und erweckt damit ebenfalls den Eindruck, als sei „Aus Nordamerika" eine Originalveröffentlichung. Die weiter oben bezüglich der geringfügigen Textabweichungen beim „Abraham-Lincoln"-Nachdruck gegenüber dem Erstabdruck getroffenen Feststellungen gelten ähnlich auch hier: sie enthalten keine sprachlichen Verbesserungen; es sind vielmehr in fast allen Fällen Flüchtigkeitsfehler des Setzers: z.B. „Firet-Street Nr. 15", lack-a-nay", „steath", „warf die Axt auf die andere Schulter" (May sagte besser: „... *über die andere Schulter*"). Besonders lustig wird es, wenn über dem Feuer ein „Büffel-Ende" statt der „*Büffellende*" gebraten wird.

Anschließend an die Erzählung „Aus Nordamerika" brachte die FULDAER ZEITUNG eine weitere May-Geschichte: „Ave Maria – Reiseerlebnisse aus dem ‚wilden Westen' Nordamerikas von Carl May" (September/Oktober 1890). Untersuchungen von Wilhelm Vinzenz ergaben, daß diesem Abdruck eine vermutete verschollene Erstfassung zugrunde lag, die zeitlich noch vor der redaktionell überarbeiteten Fassung von „Im ‚wilden Westen Nordamerikas" in den FEIERSTUNDEN IM HÄUSLICHEN KREISE, erschienen 1883 bei Heinrich Theissing, Köln, einzuordnen ist, nämlich etwa um 1881 [24]. Diese These könnte durch das Ergebnis der Vergleichslesung „Three carde monte" ./. „Aus Nordamerika" untermauert werden.



Sonntagsruhe

Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 32. 10. August 1879. XV. Jahrg.

Erscheint jeden Sonntag. Abonnement bei allen Buchhandlungen und in der Expedition, Berlin SW. Schützenstr. 68, 75 Pfennige vierteljährlich. Für die Abonnenten der Berliner Bürger-Zeitung gratis.

Abonnement auf die täglich (außer Montag) erscheinende „Berliner Bürger-Zeitung" incl. „Sonntagsruhe" bei sämmtlichen Postanstalten und Zeitungsspediteuren: Mark 4.50 vierteljährlich, Mark 1.50 monatlich.

Inhalt: Abraham Lincoln. Ein Abenteuer aus den Vereinigten Staaten von Karl May. — Fos-Fos. Einige Scenen aus einer wahren Geschichte. Von U. Rosen. — Ein Wüstenritt. Von J. H. — Miscellen. — Schach. — Preisräthsel.

Nachdruck der Original-Beiträge ist verboten.

Abraham Lincoln.

Ein Abenteuer aus den Vereinigten-Staaten von Karl May.

I.

Es war in Jefferson, Missouri, Fire-Street Nr. 15 bei Mutter Thick, in dem von den Seen bis zum Golf von Mexiko und von Boston bis hinüber nach San Francisco wohlbekannten „Store and Boardinghouse", an welchem gewiß kein ächter Westmann vorübergeht, ohne sich ein Messer, einen Beutel voll Pulver zu kaufen und dabei einen kleinen „drink" zu halten, bei welchem Dieses und Jenes zum Vorschein kommt, was die schweigsamen Jäger an keinem andern Ort erzählen würden.

Eine Gesellschaft war beisammen, die aus sehr gemischten Elementen bestand: einige fein gekleidete Gentlemen — die Papiermanschetten weit aus den Aermeln hervorstrebend, den Cylinder tief im Nacken und die in glanzlebernen Stiefeletten steckenden Füße auf dem Tische, Trappers und Squatters in allen Formen und Farben, gehüllt in die unbeschreiblichsten Gewandungen, farbige Leute vom tiefsten Schwarz bis zum hellen Graubraun, mit wolligem und schlichtem Haare, mit Stülpnasen oder von besserem kaukasischen Gesichtsschnitte, Flößer und Schiffsknechte — die Stiefelschäfte bis an den Leib herangezogen und das blitzende Messer neben dem heimtückischen Revolver im Gürtel, Halbblutindianer nebst Mischlingen von allen denkbaren Sorten und Schattirungen.

Und dazwischen fegte die ehrbare Mutter Thick umher und sorgte mit Gewandtheit dafür, daß keinem ihrer Gäste dasjenige mangelte, wonach sein Begehr ging. Sie kannte Jeden, nannte Alle beim Namen, warf dem ein freundlich Wort hinüber und drohte Jenem, der zum Streite aufgelegt zu sein schien, heimlich warnend mit dem Finger. Aber Einen gab es doch, der von alledem eine Ausnahme machte. Er war noch nie bei ihr gewesen, war vor zwei Stunden hier eingetreten und saß noch immer wortlos beim ersten Glase, den Erzählungen lauschend, die rechts und links vom Stapel gelassen wurden. Sein langer, hagerer Leib stak in einem Büffelrocke, der so viel Dienste geleistet hatte, daß er nur noch aus Flicken und Flecken bestand; die alten Leggins waren ihm viel zu kurz; sie reichten bei Weitem nicht hinab zu den Moccassins, die mit langen Kreuz- und Querstichen von Hirschsehne ausgebessert waren, und auf dem Kopfe trug er eine Mütze, die vor vielen Jahren vielleicht eine Pelzmütze gewesen war, jetzt aber alle Haare verloren hatte und wie ein umgestülpter Bärenmagen auf seinem Haupte saß. Im Gürtel, der mit allen möglichen Requisiten behangen war, stak Bowiemesser, Revolver und Tomahawk; den Lasso hatte er sich einige Male unter dem linken Arm bis über die rechte Schulter geworfen, und neben ihm lehnte eine Büchse, die mehr einem alten Prügel als einem Schießgewehr glich und vom Kolben bis zum Laufstheile mit zahlreichen Einschnitten, Kerben und sonstigen für Fremde räthselhaften Charakteren versehen war.

Bisher hatte er sich still verhalten; jetzt aber wurde ein Namen genannt, bei dem er in sichtbarer Ueberraschung aus seiner zusammengesunkenen Stellung emporfuhr.

„Wer ist gestorben, Sir?" frug er den letzten Sprecher.

„Sagt es noch einmal, damit ich's glauben kann!"

„Der Canada-Bill, jämmerlich verkommen im Hospitale."

„Der Canada-Bill, der größte Schurke der Vereinigten Staaten, der so berüchtigt ist, daß sie sogar drüben im alten Lande in den Zeitungen von ihm schreiben, wie ich gehört habe? Gut, so kann ich ihm seine Kerbe einschneiden, ohne eine Kugel verschwenden zu müssen!"

Er zog das Messer, nahm die Büchse her und schnitt ein Zeichen in das Holz derselben.

„Zounds! Habt Ihr eine Rechnung mit ihm gehabt, Master?"

„Eine Rechnung? Pshaw, ein ganzes Schuldbuch hat er bei mir liegen, und ich gäbe einen ganzen Kürbis darum, wenn er nicht im Hospitale untergegangen wäre, sondern draußen in der Savanne, getroffen von meinem Messer. Wißt Ihr, Gentlemen, die Staaten sind ein eigenthümliches Land, wo das Größte hart neben dem Kleinsten, das Gute gleich beim Schlimmen steht, und ich sage Euch, alle drei Male, die ich mit diesem berüchtigtsten Manne

1.9 Im Jahre 1894, sechzehn Jahre nach der Erstveröffentlichung in den FROHEN STUNDEN, taucht die Erzählung „Ein Self-man", freilich unter einem anderen Titel (aber unter dem alten Pseudonym) wieder auf: „Im wilden Westen – Eine Erzählung aus dem Leben der Grenzer von E. Pollmer"; in der Buchausgabe des Verlages H. Liebau, Berlin, (später: A. Weichert, Berlin), „Der Karawanenwürger" ist sie das zweite der „Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande". Es handelt sich im wesentlichen um einen unveränderten Nachdruck der FROHE-STUNDEN-Erstfassung, bei der außer relativ geringfügigen – wohl redaktionellen – Änderungen eines auffällt: durch Weglassen einiger Satzteile *(„ . . . , das sage ich Euch, und darum könnt Ihr's glauben"; „ . . . , so was man hier im Osten Runners oder Loafers nennt")* sollte der Geschichte der ursprünglich beabsichtigte Eindruck einer Rahmenerzählung genommen werden. Im übrigen ist es jedoch bei der Ich-Erzählung des Tim Summerland geblieben. Außer einigen Anpassungen an die zwischenzeitlich geänderte Rechtschreibung („Not'! statt „Noth"), Verbesserungen bei der Zeichensetzung und – in ganz wenigen Fällen – in der Ausdrucksweise („ . . . auf meinen zwei eigenen Beinen reiten" statt *„ . . . auf den zwei Beinen reiten")* sowie verschiedenen Eindeutschungen („Bowiemesser" statt *„Bowiekneif"*; „Still, alter Knabe!" statt *„Silence, alter Lawyer!"*) wurden auch einige echte Fehler, vermutlich des Setzers der FROHEN STUNDEN, beseitigt („Sykomoren" statt *„Sykamoren"*); dafür haben sich neue wieder eingeschlichen. Die genannten Beispiele sollen verdeutlichen, daß die vorgenommenen Änderungen, die vermutlich nicht von May selbst veranlaßt wurden, im Grunde geringfügiger Natur sind.

1.10 Kurz nach dem ersten Weltkrieg wurde die dreibändige Old-Surehand-Fassung aus dem Verkehr gezogen. Unter Fortfall der im bisherigen Band „Old Surehand II" (= Band 15 der Freiburger Edition) in Form der Rahmenerzählung zusammengefaßten verschiedenen kürzeren Erzählungen gab der Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, nunmehr den „Old Surehand" in der Reihe von „Karl May's Gesammelten Werken" in zwei Bänden als Nr. 14 und 15 heraus. Aber auch die eliminierte, im ersten Kapitel „Bei Mutter Thick" des alten „Old Surehand II"-Bandes enthaltene letzte Abraham Lincoln/Canada-Bill-Version Mays fand in bearbeiteter Form Eingang in die Radebeuler Edition. Sie bildet hier die zweite Erzählung „Der Kanada-Bill" des Bandes 19 „Kapitän Kaiman". [25]

Bibliographie

A 1878 März–April, „Ein Self-man – Authentischen Schilderungen nacherzählt von Emma Pollmer" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, 2. Jgg., Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1894 „Im wilden Westen" – Eine Erzählung aus dem Leben der Grenzer von E. Pollmer – in „Der Karawanenwürger und andere Erzählungen. Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande" (Buchausgabe), Verlag von H. Liebau, Berlin, bzw. in der Nachfolge A. Weichert, Berlin.

B 1879 März–April, „Three carde monte – Ein Bild aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, 5. Jgg. 1878/79, Hefte 26–28, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1879 10. August – 28. September, „Abraham Lincoln – Ein Abenteuer aus den Vereinigten-Staaten von Karl May" in SONNTAGSRUHE, Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung, XV. Jahrgang, Nr. 32–39, Verlag von W. & S. Loewenthal, Berlin.

1890 11. August–2. September, „Aus Nordamerika – Von Karl May" – in FULDAER ZEITUNG, 17. Jgg., Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

C 1895 „Bei Mutter Thick", Aufnahme durch Karl May in „Karl May's gesammelte Reiseromane" Band 15 OLD SURE-HAND 2. Band – erstes Kapitel –, Verlag Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br.

1909 Oktober, dto. in Band XII von „Karl May's Illustrierten Reiseerzählungen".

1921 „Der Kanada-Bill", Überführung durch Dr. E. A. Schmid in Band 19 von „Karl May's Gesammelten Werken", „Kapitän Kaiman", – 2. Erzählung – Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden.

2. Unter Würgern

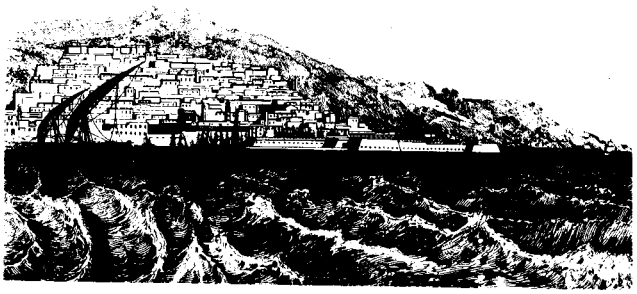
2.1 Dieses „Abenteuer aus der Sahara", wie der Untertitel lautet, ist die zweite der von May im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ veröffentlichten Erzählungen. Der Hausschatz-Leser wird in ihr von May das erste Mal nach Afrika geführt, dem Kontinent, nach dem sich der Autor schon in früheren Jahren – in der Zelle nämlich – sehr gesehnt hat: *„Mein Fuß war gefesselt, aber meine Seele eilte zur dir."* [1]

„Unter Würgern" erschien im 5. Jahrgang des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ im Juni bis August des Jahres 1879 und ist ein augenfälliges Beispiel für die Entwicklung, die Mays schriftstellerische Fähigkeiten innerhalb kurzer Zeit genommen haben: schon zwei Jahre nach der Veröffentlichung des Vorläufers „Die Gum" im Jahre 1877 in den FROHEN STUNDEN von Bruno Radelli, Dresden, ist aus der hart, relativ farblos und knapp ausgeführten Novelle eine wesentlich umgestaltete und spannender geschilderte, ausgereifte, ins Detail gehende Erzählung geworden. Fertigkeit und Routine, die sich May beim Schreiben in jener Zeit (Ende der 70er Jahre) angeeignet hat, treten zutage. Aus der kurzen Geschichte, die nur zwei kleine Episoden enthält, miteinander lose verknüpft durch die Person des vom „Ich"-Erzähler vor dem Tode erretteten Anführers der Wüstenräuber, hat May für den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ eine erheblich erweiterte, vier Kapitel umfassende Abenteuererzählung mit kriminalistischem Einschlag gestaltet.

2.2 „Unter Würgern" hat jedoch noch einen weiteren Vorläufer gehabt, „Die Rose von Sokna". [2] Diese, ein knappes Jahr vorher (Oktober bis November 1878) in der DEUTSCHEN GEWERBESCHAU, Beilage „Für den Feierabend" erschienene, recht schmucklose Kurzerzählung mit dem schon bekannten Untertitel „Ein Abenteuer aus der Sahara", enthält wesentliche Elemente, die Karl May ebenfalls für die Hausschatz-Erzählung wiederverwendet hat: das gastliche Haus des Kauf- und Handelsherrn; die Kindesentführung; das alte Römerkastell „el Kasr" mitten in der Wüste als Stützpunkt der Gum und ihres Anführers, des „Würgers der Karawanen". Einen fast wortgetreuen Nachdruck der „Rose von Sokna" veröffentlichte übrigens die Zeitschrift DIE HEIMAT, Wien, im August 1881 unter dem Titel „Ein Wüstenraub – Abenteuer aus der Sahara von Karl May."

Dreizehn Jahre später, 1894, griff May erneut auf „Die Rose von Sokna" zurück, als er einzelne Motive hieraus für die Erzählung „Eine Befreiung" (= „Dritte Abtheilung" des im Verlage von Bernh. Wehberg, Osnabrück, erschienenen Buches „Die Rose von Kairwan") verwendete. [3] 1967 wurde „Die Rose von Sokna" bzw. „Ein Wüstenraub" als vierte Erzählung des Bandes 71 OLD FIREHAND der Bamberger Reihe veröffentlicht; zugrunde gelegt wurde offenbar der Abdruck in der HEIMAT. Das Nachwort von Roland Schmid aus dem Jahre 1967 vermerkte noch „ . . . ; die erste Veröffentlichung geschah jedoch um 1877 unter dem Titel „Die Rose von Sokna" in einer Zeitschrift, deren Titel leider nicht mehr feststellbar ist". Daß der Erstdruck inzwischen wieder aufgefunden und zugänglich gemacht wurde, darf als beachtlicher Erfolg der durch die KMG vorangetriebenen Karl-May-Forschung gewertet werden.

2.3 Heinz Neumann [4] urteilt über die aus der „Gum" und der „Rose von Sokna" hervorgegangene Hausschatz-Erzählung „Unter Würgern" wie folgt: „Voll orchestriert hat sie nun eine Form erhalten, die Venanz Müller (Redakteur des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ/der Verf.) – mit feinem Gespür für den Wert dieses noch kaum bekannten Autors – ohne zu zögern akzeptiert. Sie enthält jetzt für Karl May charakteristische Erzählelemente: Eine erregende Eröffnung, ein spannungsreiches Handlungsgewebe, ein „Rätsel", das zu lösen ist . . . "



Blick auf Algier von der See aus; Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Algier ist der Ausgangspunkt für die weit in die Sahara hineinspielende Jagd auf die Wüstenräuber. Sowohl in der „Gum" als auch in „Unter Würgern" wird mit den Bösewichten kurzer Prozeß gemacht; jedoch erscheint ein feiner Unterschied bemerkenswert: während in der „Gum" der verräterische Karawanenführer durch den Erzähler von hinten bedenkenlos mit dem Messer erstochen wird, überläßt er in „Unter Würgern" das Töten der Verbrecher anderen (dem Tebu sowie Emery Bothwell) oder aber er handelt in Notwehr: *„Ich hatte mein Gewissen befriedigt und sie nicht getödtet, bevor sie wußten, daß ich ihr Feind sei."* Das Gewissen also, sittliche Werte, gewinnen für die Person des „Ich"-Erzählers die Oberhand über die Gnadenlosigkeit der frühen Erzählung [5]. Der nicht unsympathisch gezeichnete Tebu, der sich mit Emery Bothwell verbündet hat und kein Pardon für die Räuber kennt, handelt nur nach dem uralten Gesetz der Wüste. Der Karawanenwürger und seine Räuber haben ihm die drei Söhne ermordet; sein Handeln erscheint verständlich, wenn nicht gar gerechtfertigt. Einen mächtigen und unerwarteten Verbündeten bei diesem Rachefeldzug findet der Tebu in Sir Emery Bothwell, der die Wüstenräuber der Sahara reihenweise jeweils durch einen Schuß in die Stirn, *„einen Zoll hoch über der Nasenwurzel"* ins Jenseits befördert. Auf die gleiche Weise erledigt auch Bloody-Fox im „Sohn des Bärenjägers" die Wüstenräuber des Llano estacado. Hier wie dort spielen Luftspiegelungen dieselbe unheimliche Rolle und zeigen die „Räuberwürger" in Aktion.

Die FROHE STUNDEN-Erzählung noch nimmt einen recht unbefriedigenden Ausgang: der Erzähler kommt zwar mit seinen Begleitern mit dem Leben davon; aber der Karawanenwürger Hedjahn-Bei bleibt unbestraft, obwohl zuvor von den grausamen Verbrechen der „Gum" berichtet worden war. Ganz anders dagegen ist das Ende der Bösen in „Unter Würgern": hier ereilt alle Mitglieder der Raubkarawane, insbesondere aber ihre beiden Anführer, die gerechte Strafe.

Während May den Vornamen Bothwells, Emery, zu Beginn der Erzählung richtig ausschreibt, gerät er ihm später laufend zu „Emmery": die Zeit der Niederschrift von „Unter Würgern" ist auch die Zeit der Entfremdung zwischen Karl und Emma (seiner späteren Frau), mit der er nicht Schluß machen kann, weil er sie *„zu innig, zu innig"* liebt [6].

Leitmotiv des „Abenteuers aus der Sahara" ist die Suche nach dem von der Gum entführten Vetter Emerys, der nur gegen ein Lösegeld wieder freigegeben werden soll. In der „Rose von Sokna" ist es Rahel, die geraubt wurde, die Tochter des jüdischen Gastfreundes Manasse Ben Arahab. Gegen *10 Beutel in Gold* soll sie vorgeblich wieder freigelassen werden. Auf die beängstigenden Parallelen zu unserer Zeit machte bereits Ostwald [7] aufmerksam und auch heute hätte gar mancher Leser wohl kaum etwas gegen eine so konsequente Ahndung dieses scheußlichsten aller Verbrechen, die Kindesentführung, einzuwenden, wie es May uns in „Unter Würgern" beschrieben hat.

Der entführte Vetter heißt übrigens Rénald Latréaumont. Dieser Nachname, gar mit einem vorgesetzten „Prinz Muhamêl", begegnet dem Leser erneut ein Jahr später, als Pseudonym des Verfassers der Erzählung „Tui Fanua" [8]. Auf Mays Vorliebe für in deutschen Ohren wohlklingende Namen („Capitain Ramon Diaz de la Escosura") hat schon Werner Poppe [9] hingewiesen („Rose vom Quicourt", „Tochter der Assiniboins", „Athabasca").

Wenn auch der „Ich"-Erzähler in „Unter Würgern" namentlich noch nicht genannt wird, so können wir uns doch unschwer den späteren „Kara Ben Nemsi" darunter vorstellen, zumal er über die gleichen Sprach- und Korankenntnisse verfügt. Außerdem wird – erstmalig – sein amerikanischer Kriegsname „Old Shatterhand" genannt: Emery Bothwell hat ihn danach aus der Taufe gehoben. Ausgerüstet ist der „Weltläufer" mit dem „Büffeltödter" (nicht „Bärentödter", wie in der Urfassung „Die Gum"!) und dem 25schüssigen Henrystutzen, gekauft in Front-Street, St. Louis, *„wo, wie jeder Jäger weiß, die besten und zuverlässigsten Waffen der Welt zu haben sind".*

Emery Bothwell, der *treue Freund und Maat,* von dem der Erzähler berichtet, daß er bereits im „far west" mit ihm zusammengewesen sei, begegnet dem Leser später noch einmal im „Krüger Bei" [10]. Guntermann [11] macht darauf aufmerksam, daß dieses Zusammentreffen mit Emery Bothwell in den Vereinigten Staaten in keiner Erzählung Mays geschildert ist. Er hält es für nicht ausgeschlossen, daß sich in irgendeiner bisher unbeachtet gebliebenen Familienzeitschrift diese Geschichte noch findet. Allerdings erscheint es auch denkbar, daß es sich hier um einen einfachen erzähltechnischen Kniff des Autors handelt, um den Leser auf das „Wiedersehen" mit dem *verytablen Englishman* gespannt zu machen.



JULES GÉRARD
LE TUEUR DE LIONS

Mehrfach wird in „Unter Würgern" Jules Gérard, der kühne Löwenjäger, erwähnt, [12] und an der Stelle des Flusses Wed-el-Kantara, wo er im Wasser seinen Tod fand, lassen die vier Reisenden zu Ehren des Toten eine dreimalige Salve aus ihren Gewehren erklingen. Nur . . . , Gérard ist zwar in Afrika ertrunken, jedoch an ganz anderer Stelle, in einem Flusse in West-Afrika, unweit der Grenze von Sierra Leone, wie de Rooy mitteilt [13]; seinen Nachforschungen verdanken wir die Feststellung, daß May Gérards Werken „La chasse au lion" und „Le tueur de lions" wichtige Motive für die Beschreibung seiner Löwenjagden entnommen hat: den Vergleich der arabischen und europäischen Art und Weise, den Löwen zu jagen; die Ehrfurcht und Angst beim Sprechen von dem (noch lebenden) Löwen; das Beschimpfen des erlegten Tieres; die „konischen Kugeln"; selbst die Riesengestalt und das ängstliche Gemüt des eingeborenen Dieners finden sich schon bei Gérard. Franz Kandolf wies bereits 1926 darauf hin [14], daß es sich bei diesem Diener mit dem hochtrabenden Namen „Hassan el Kebihr – Hassan der Große", um eine Art literarischen Vorläufer des Hadschi Halef Omar handelt, obwohl er, was Gestalt und Tapferkeit anbetrifft, das gerade Gegenteil des kleinen Halef ist. Ganz anders der Diener Ali mit dem langen Namen aus der „Rose von Sokna": er ist listig, kräftig, treu ergeben, verläßlich, mutig, spricht mehrere Mundarten und hängt mit wirklicher Liebe an seinem Herrn; man glaubt, bereits hier den tapferen Hadschi Halef Omar vor sich zu haben.

Es ist bekannt, daß May nicht nur die Reiseberichte und Geschichten anderer Autoren für seine eigenen Erzählungen zu nutzen wußte, sondern daß er sich auch von Abbildungen inspirieren ließ, die ihm



Je visai à la tempe, et je pressai la détente. . . le coup ne partit pas.

Abbildung des bekannten französischen Illustrators Gustave Doré zu „La chasse au lion" von Jules Gérard.

bemerkenswert erschienen [15]. Ein interessantes Beispiel hierfür findet sich in Gérards Werk „La chasse au lion", das mit Abbildungen des bekannten französischen Illustrators Gustave Doré ausgestattet ist. Eine dieser hübschen Abbildungen ist hierneben wiedergegeben; der May-Leser ist, auf den ersten Blick, geneigt, sie für eine wohlgelungene Illustration zu „Die Gum" bzw. „Unter Würgern" anzusehen. May hat die hier im Bild wiedergegebene Situation wirkungsvoll für sein „Sahara-Abenteuer" verwertet. Mit Schmunzeln wird der Leser die in die Hausschatz-Erzählung aufgenommene Episode registrieren, in deren Verlauf sich der alkoholsüchtige Diener Hassan unerlaubt und heimlich über das Spiritusfäßchen mit den darin befindlichen Schlangen, Molchen und Kröten hermacht und sich dem Genuß des *Wassers der Vorsehung* hingibt. Wie umwerfend ist die Reaktion, als er über den wahren Inhalt des Fäßchens aufgeklärt wird! Hier ist eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Ablauf einer von Thomas Mayne Reid in seinem Roman „Die Skalpjäger" (1851) geschilderten Szene anzumerken: auch hier sind es zwei dienstbare Geister, die das von einem die Reisegesellschaft begleitenden Doktor für Konservierungszwecke mitgeführte Fäßchen Branntwein stehlen, um davon zu trinken; schrecklich ist die Wirkung, als sie erkennen, daß sich Frösche und Eidechsen darin befinden [16]. Siegfried Augustin wies darauf hin, daß es Thomas Mayne Reid war, dessen Romane Karl May besonders stark beeinflußt haben [17].

Aber schon 1910 betrieb der eifrige Pater A. Pöllmann [18] „Quellen-Forschung" und wußte zu berichten: „Ganz und gar abhängig von Daniel, I S. 466 ff. („Sahara") [19] zeigt sich May's Einleitung zu „Hedjahn-Bei, der Karawanenwürger" (S. 70 ff. in „Orangen und Datteln", 36.–40. Tausend). Mit nur wenig Änderungen hat May hier Daniels glänzende Wüstenbeschreibung übernommen" Und weiter: „Die Anwendung des Freiligrathischen Verses vom Wüstenkönig stammt aus der bereits erwähnten „Malerischen Länder- und Völkerkunde" von Zimmermann S. 260 [20]".

Verstreut in den verschiedensten Publikationen wurden und werden Quellen – literarische, aber auch, wie erwähnt, bildhafte Darstellungen –, aus denen May schöpfte, angeführt [21]. Leider mangelt es noch immer an einer systematischen und umfassenden Abhandlung dieses Komplexes, und es ist Rudolf Beissel uneingeschränkt zuzustimmen, der ausrief [22]: „Hier winkt der Karl-May-Gesellschaft eine große Aufgabe". Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang die Arbeit von Augustin/Beissel „Quellen und Vorbilder Mays – Vorstudien zu einer Monographie" [22a].

2.4 Schon bald nach ihrem Erscheinen im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ wurde die Erzählung „Unter Würgern" von der Pariser Tageszeitung LE MONDE (1884) unter dem Titel „L'Anaïa du brigand" in 20 Folgen und danach mehrfach im Rahmen von Buchausgaben des Verlages A. Mame et fils, Tours, – bei gleichem Titel – nachgedruckt [23]. Der Titel der französischen Fassung ist nicht ungeschickt gewählt, denn die „Anaïa", ein *eigenthümlich geformtes Korallenstück*, spielt in der Tat in der Erzählung eine gewisse Rolle; sie ist der Schlüssel, mit dessen Hilfe der Held den Verbrechern wichtige Geheimnisse entlockt. Derartige „Zeichen", die das Fluidum des Geheimnisvollen vermitteln und zum Aufbau und der Erhöhung der Spannung beitragen, verwendete May in seinen Erzählungen gern; es sei hier nur an die „Koptscha" aus „In den Schluchten des Balkan" erinnert.

2.5 Im selben Jahr wie in LE MONDE wurde die Hausschatz-Erzählung „Unter Würgern" auch wieder in einer deutschen Familienzeitschrift abgedruckt: im achten Jahrgang des DEUTSCHEN WANDERER, Illustrierte Unterhaltungs-Bibliothek für Familien aller Stände, des Verlages von H. G. Münchmeyer, Dresden, wurden neben dem Original-Roman „Die Liebe des Ulanen" von Karl May mehrere seiner kürzeren Erzählungen [24], u. a. auch das Abenteuer aus der Sahara „Unter Würgern", allerdings unter dem Pseudonym Karl Hohenthal, veröffentlicht. Man kann getrost davon ausgehen, daß allein der Abdruck dieser May-Erzählungen, vor allem natürlich der „Liebe des Ulanen", bewirkt hat, daß der Name der Zeitschrift DEUTSCHER WANDERER der Nachwelt überliefert worden ist. Die Wiedergabe von „Unter Würgern" erstreckt sich über insgesamt 7 Fortsetzungen (Lieferungen 7–13, Oktober bis Dezember 1884). Es handelt sich um einen einfachen Nachdruck der Hausschatz-Fassung, auch wenn die Redaktion des Verlages Münchmeyer die Schreibweise einzelner Wörter geändert sowie grammatikalische und Zeichensetzungsänderungen vorgenommen hat. Diese Eingriffe, durch die auch einige Druckfehler aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ bereinigt wurden, erscheinen zum Teil berechtigt, in der Mehrzahl der Fälle aber wurden vorhandene Fehler nachgedruckt oder es kamen neue hinzu. Manchmal wurde auch ein Satz vergessen. Besonders am Anfang oder am Ende einer Fortsetzung wurden gelegentlich kurze Sätze oder Satzteile eingefügt, was dem Leser ein abgerundetes Bild der einzelnen Fortsetzung vermitteln sollte. Es sind keine nennenswerte Eingriffe in die Substanz des Textes; sie erwecken vielmehr den Eindruck, daß bei der Bearbeitung nicht sonderlich gewissenhaft und schon gar nicht konsequent verfahren wurde. Auf die Einteilung in vier Kapitel, wie beim DEUTSCHEN HAUSSCHATZ, sowie auf die einprägsamen Kapitelüberschriften wurde im DEUSCHEN WANDERER verzichtet.

2.6 Bereits ein Jahr nach diesem Zeitschriftenabdruck, nämlich 1885, erschien die Erzählung im Rahmen einer Buchausgabe: zusammen mit dem Roman „Ein stolzes Herz" von Cuno Bach bilden „Die Wüstenräuber, Erlebnisse einer Africa-Expedition durch die Sahara von Dr. Karl May" den 4. Band von BACHEMS ROMANSAMMLUNG des Verlages J. P. Bachem, Köln.

Nach der Jahrhundertwende sah sich May in zunehmendem Maß öffentlichen Angriffen ausgesetzt, die ihm insbesondere die Urheberschaft an den „abgrundtief unsittlichen" Münchmeyer-Romanen vorwarfen. Einer der heftigsten Gegner Mays war der Chefredakteur der im Verlag Bachem erscheinenden „Kölnischen Volkszeitung", Hermann Cardauns [25]. In seinen öffentlichen Vorträgen, mit denen er durchs Land zog, um die seiner Meinung nach moralisch-literarische Doppelzüngigkeit Mays anzuprangern, ist er weit übers Ziel hinausgeschossen. Diese Feststellung trifft allerdings in gewisser Hinsicht auch auf May zu, der in seinem Bestreben, die noch am Anfang stehenden Angriffe von Mamroth, Cardauns und Co. abzuwehren, seine agressive Verteidigungsschrift *„Karl May als Erzieher" und „Die Wahrheit über Karl May" oder ‚Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte' von einem dankbaren May-Leser"* [26] in einer Auflage von 100 000 Exemplaren (Preis 10 Pfennig) unters Volk streute. Ob May in seiner Erinnerung getrübt war oder sich in seinem gerechten Zorn über die Maßlosigkeit der Angriffe zu Übersteigerungen verleiten ließ, mag dahingestellt sein. Er richtete seine bissige, scharf pointierte Polemik nicht nur gegen Cardauns, sondern übertrug sie auch auf die „Kölnische Volkszeitung" (und richtete sie damit zugleich gegen den Verlag Bachem): diese habe aus dem Namen „Die Gum" den *„blutrünstigen"* Titel „Die Wüstenräuber" gemacht, Honorar nur nach wiederholten Mahnungen gezahlt und die Erzählung trotz des Entzuges der Druckerlaubnis weiter veröffentlicht. J. P. Bachem, als Herausgeber der „Kölnischen Volkszeitung", sah sich veranlaßt, in der Nr. 43 des „Börsenblattes" vom 25. Februar 1902 „In Sachen Karl May" eine Entgegnung zu veröffentlichen, in der, wie es scheinen will, objektiv und relativ maßvoll zu den erhobenen Anschuldigungen Stellung bezogen wird. Merkwürdigerweise hat der Verlag Bachem nie darauf hingewiesen, daß in BACHEMS ROMANSAMMLUNG gar nicht „Die Gum", sondern die Hausschatz-Erzählung „Unter Würgern" nachgedruckt worden ist, ein Titel, der ungleich *„blutrünstiger"* (wenn überhaupt) erscheint als „Die Wüstenräuber".

Aus der vorerwähnten Gegendarstellung von Bachem sind in diesem Zusammenhang folgende Passagen von Interesse:

Die Kölnische Volkszeitung hat der betreffenden Reiseerzählung überhaupt keinen Titel gegeben, denn sie hat sie – überhaupt nicht gedruckt!
Die Sache hängt folgendermaßen zusammen: Anfang der achtziger Jahre war ich mit den Vorbereitungen zur Herausgabe von Bachems Roman-Sammlung beschäftigt. Ich wandte mich damals an eine Anzahl von Verfassern und machte ihnen Vorschläge bezüglich der Aufnahme einzelner ihrer Arbeiten in die Zwei-Mark-Bände dieser Sammlung. So geschah es auch im September 1884 gegenüber Herrn „Dr. Karl May", damals in Dresden, Prinzenstraße 4. Unter den von Herrn May eingesandten Arbeiten wurden angenommen die Reiseerzählung Die Gum und eine kleine Novellette Die drei Feldmarschalls. Bezüglich der Gum wurde ihm der Vorschlag gemacht, den Titel umzuändern in „Die Wüstenräuber, Erlebnisse einer Afrikaexpedition durch die Sahara". Herr May ging darauf ein, die Erzählung erschien infolgedessen im Jahre 1885 unter diesem Titel in Band 4 von Bachems Roman-Sammlung an zweiter Stelle zusammen mit einem Roman von Kuno Bach. Am 31. Juli 1885 erhielt Herr May mit der ersten Honorarzahlung gemäß Vereinbarung sechs Stück des genannten Bandes. Das Honorar nahm er ruhig an; er war also sicherlich damit, sowie mit dem neuen Titel einverstanden, sonst hätte er doch sofort Einspruch erhoben. Keine Spur davon! Er kann sich auch nicht etwa darauf hinausreden, er sei damals auf einer großen Reise befindlich gewesen, denn er hat auch zwei spätere Honorarzahlungen für die Wüstenräuber, am 2. Mai 1888 und am 13. August 1894, ebenso wie die mitgesandten Bände angenommen.

Bachem zitiert dann weiter Mays Brief vom 30. August 1893:

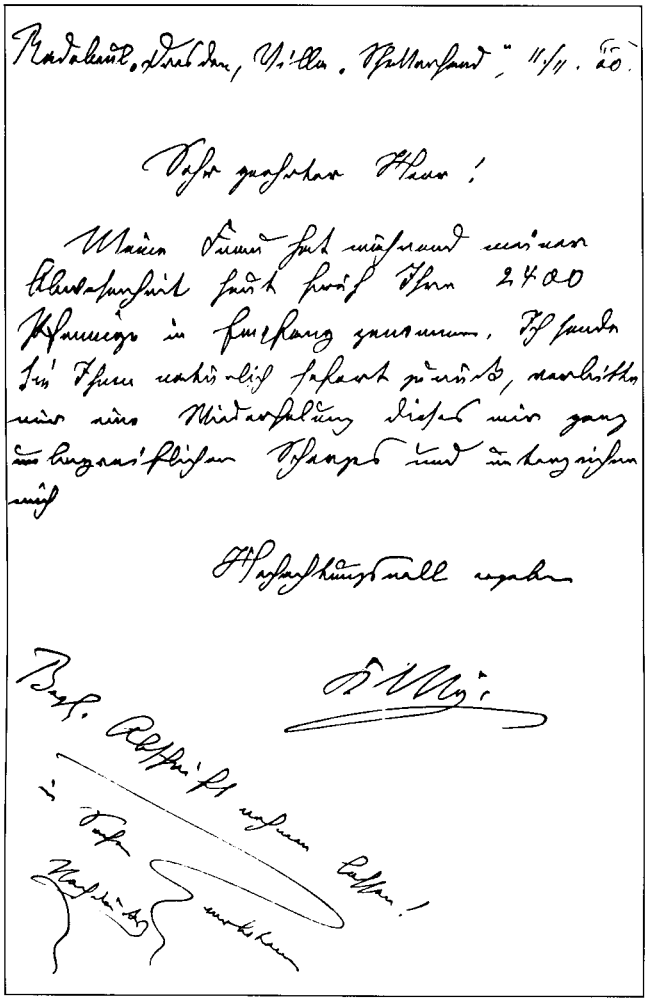
„Oberlößnitz-Dresden, den 30. August 1893.
Hochgeehrter Herr! Gestatten Sie mir die gehorsame Mitteilung, daß meine in Ihrer Novellen-Sammlung (soll heißen Roman-Sammlung) erschienene Erzählung „Die Wüstenräuber" jetzt in meine gesammelten Werke aufgenommen wird und sich schon im Satze befindet. Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ihr ganz ergebener Dr. Karl May."

Es wird ferner darauf hingewiesen, daß von „einem Entziehen des Rechtes des Weiterdruckes" keine Rede sei, zumal in einem Sam-

melwerk, wie es die Romansammlung darstelle, nicht plötzlich nach einigen Jahren der Inhalt eines einzelnen Bandes geändert werden könne. „In dieser Lage befinden sich alle Verleger von Sammelwerken".

Interessant sind in diesem Zusammenhang folgende, dem Verfasser von Roland Schmid zugegangenen Informationen [27]:

„In dem Schreiben vom 18. 9. 1884 der Firma Bachem wird die von May angebotene Erzählung „Der Dukatenhof" abgelehnt, weil sie bereits 1877 in Schoenleins „Bibliothek des Unterhaltens und des Wissens" erschienen sei. Im Anschluß daran beteuert Bachem, daß er *nicht* das Eigentums- sondern *nur* das *Abdrucksrecht* erwerben wolle und daß ein halbes Jahr nach der Veröffentlichung in seiner Novellen- oder Roman-Sammlung jeder Autor wieder frei über sein Werk verfügen könne. „Die Feststellung des Honorars beruht auf dem Umstand, daß die betr. Autoren meist ihr *Haupthonorar* aus dem *Feuilleton-Abdruck* in meiner *„Kölnischen Volkszeitung"* erzielten. Der gleiche Fall liegt ja mutatis mutandis bei Ihnen in Bezug auf den „Deutschen Hausschatz" resp. die übrigen Blätter vor, welche die Arbeiten zuerst als *Original* brachten." – In diesem Brief und anderweitig verweist Bachem immer wieder auf die Sechsmonatsfrist, nach der die Arbeiten wieder zur freien Verfügung stehen sowie auf den Umstand, daß durch die Buchveröffentlichung eine Werbewirkung für die Namen der Autoren erzielt würde. Bachems Honorarzahlungen waren somit äußerst dürftig, was sich später aus Wiederabdrucks-Abrechnungen ergibt: 25. 8. 1893 für zweiten Abdruck von „Die drei Feldmarschalls"; M. 12,–, 13. 8. 1894 für dritten Abdruck „Die Wüstenräuber" M. 24,–; 7. 11. 1900 für vierten Abdruck „Die Wüstenräuber" M. 24,–. Diese letztere Summe sandte Karl May zurück und schrieb dazu an Bachem:"



May selbst nahm von seinem Brief vom 11. 11. 1900 an Bachem eine Abschrift. Der Text lautet: „Radebeul, Dresden, Villa „Shatterhand", 11. 11. 00. Sehr geehrter Herr! Meine Frau hat während meinerr Abwesenheit heute früh Ihre 2400 Pfennige in Empfang genommen. Ich sende sie Ihnen natürlich sofort zurück, verbitte mir eine Wiederholung dieses mir ganz unbegreiflichen Scherzes und unterzeichne mit Hochachtungsvoll ergeben

K. May

Beglaubigte Abschrift nehmen lassen! in Sachen verbotene Nachdrucke".

Ekkehard Bartsch hat in Aussicht gestellt, daß der ganze Streitfall, der noch weitere Kreise zog, einmal ausführlich in einem umfassenden Jahrbuch-Aufsatz dokumentiert werden solle [28].

Zu dem in BACHEMS ROMANSAMMLUNG wiedergegebenen May-Text selbst ist folgendes festzustellen: Wie schon beim Nachdruck im DEUTSCHEN WANDERER war die Redaktion offensichtlich bemüht, Druckfehler der Vorlage auszumerzen und – insbesondere durch Änderung einzelner von May gebrauchter Wörter (z. B. „Waffengattungen" statt *„Abtheilungen"*), durch Wortauslassungen oder -einfügungen Verbesserungen vorzunehmen. Während May feststellt, daß der *„wilde Leu"* **nicht** durch das glühende Sandmeer streife (DH S. 650 re o), verkehrte der Bearbeiter des Verlages Bachem diese Aussage ins Gegenteil („Die Wüstenräuber" S. 321), ein Paradebeispiel für eine mit Sicherheit nicht statthafte „Verbesserung". Darüberhinaus ist festzustellen, daß sich neue Fehler eingeschlichen haben und daß nicht konsequent berichtigt bzw. geändert wurde. Wenn man sich schließlich vor Augen hält, daß sogar die alten Kapitel-Einteilungen teils übernommen – allerdings ohne die von May bewußt gewählten Überschriften –, teils aber einfach weggelassen wurden, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier insgesamt doch recht schludrig gearbeitet wurde.

Im Rahmen von BACHEMS ROMANSAMMLUNG erlebten „Die Wüstenräuber" insgesamt vier Auflagen (1885, 1888, 1894 und 1900).

2.7 1894 erschien im Verlage von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg, als Erstausgabe (1.–10. Tsd.) der X. Band von „Karl May's gesammelten Reiseromanen" „Orangen und Datteln" mit dem Untertitel *„Reisefrüchte aus dem Oriente"*. Die erste der hierin enthaltenen insgesamt

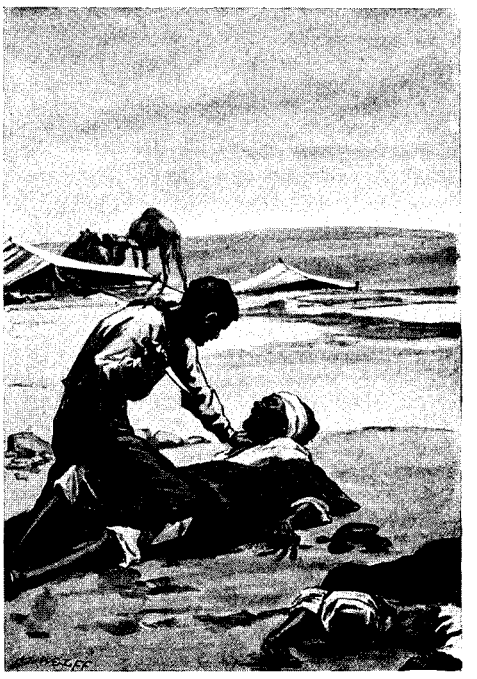


Abbildung von M.Wolff aus „Assad Bei der Herdenwürger" des A.Weichert Verlages, Berlin.

acht Erzählungen [29] lautet „Die Gum": May hatte seine Hausschatz-Erzählung „Unter Würgern" unter dem bereits 1877 in den FROHEN STUNDEN verwendeten Titel in seine gesammelten Werke überführt. Wie ein Vergleich mit dem Hausschatz-Abdruck sowie den Fassungen im DEUTSCHEN WANDERER und in BACHEMS ROMANSAMMLUNG erweist, ist May selbst der zurückhaltendste „Bearbeiter" gewesen, auch da, wo aus heutiger Sicht echte Verbesserungen angebracht gewesen wären: abgesehen von einzelnen Wörtern, die der geänderten Schreibweise angepaßt wurden (vermutlich vom Setzer), hat er nur in wenigen Fällen ein „. . . sagte er" und „. . . fragte ich" zugefügt. Zwei kleine sachliche Änderungen, die May vornahm, sind immerhin bemerkenswert: die Urheberschaft für den Namen „Old Shatterhand" wird nicht mehr Emery Bothwell zugeschrieben,

vielmehr erwähnt der Erzähler mehr allgemein, daß man ihn wegen des Jagdhiebes *in der Prairie Old Shatterhand genannt habe.* Diese Umformulierung war nötig, denn in dem zuvor (1893) von May im Rahmen der Fehsenfeld-Reihe herausgegebenen Band „Winnetou I" wird der „Ich"-Erzähler erstmalig vom Ingenieur White mit „Shatterhand" tituliert [30]. Außerdem wird die Doppelbüchse nicht mehr als „Büffeltöter" bezeichnet, sie erhält vielmehr wieder den schon ursprünglich in den FROHEN STUNDEN gewählten Namen „Bärentöter"; der Hinweis auf die famose Einkaufsquelle in „Front-Street, St. Louis" ist weggelassen; und das ebenfalls aus gutem Grund: im „Winnetou I" ließ May seine Leser wissen, daß der Bärentöter – wie auch der Henrystutzen – ein Geschenk des berühmten Büchsenmachers Mr. Henry sei [31].

2.8 Etwa zur gleichen Zeit, als der Verlag Fr. E. Fehsenfeld die erste Auflage des Bandes X der gesammelten Reiseromane ORANGEN UND DATTELN mit der Haupterzählung „Die Gum" herausgab, erschienen im H. Liebau Verlag, Berlin, die Bücher „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen"; beide enthielten die May-Erzählung „Der Karawanenwürger" in der Ur-Fassung der FROHEN STUNDEN, mit der einen bemerkenswerten Abweichung freilich, daß die Erzählung in die dritte Person geändert und aus dem „Ich" ein „deutscher Reisender, namens Korn" gemacht wurden. Weiter wurden eine Reihe von Wörtern der inzwischen geänderten Schreibweise angepaßt und z.T. eingestreute arabische Begriffe und Wörter weggelassen. Diese Änderungen sind vermutlich nicht von May veranlaßt worden. Im übrigen lehnt sich die Liebau-Ausgabe (textlich sind ihr die späteren Weichert-Ausgaben in vollem Umfang gleichzusetzen) fast wörtlich an den Text der FROHEN STUNDEN an.

Bibliographie

A 1877 Dez. – Jan. 1878, „Die Gum – Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II. Jahrgang, Nr. 12 – 14, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1894 „Der Karawanenwürger" von Karl May – in „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen", Verlag von H. Liebau, Berlin, bzw. in der Nachfolge A. Weichert, Berlin.

B 1878 Oktober–November, „Die Rose von Sokna – Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May" in DEUTSCHE GEWERBESCHAU, Beilage „Für den Feierabend", Jgg. 1878/79, Hefte 1–4 (1. Oktober 1878 – 15. November 1878), herausgegeben von August Krebs in Mühlhausen in Thür.

1881 August, „Ein Wüstenraub – Abenteuer aus der Sahara von Karl May" in DIE HEIMAT, Wien, VI. Jgg., Hefte 45–47.

1894 Herbst, „Eine Befreiung" in „Die Rose von Kairwan", Erzählung aus drei Erdtheilen von Karl May (= Dritte Abtheilung), Verlag von Bernh. Wehberg, Osnabrück.

1967 „Ein Wüstenraub", vierte Erzählung des Bandes 71 „Old Firehand" von Karl May's Gesammelten Werken, Karl-May-Verlag Bamberg.

C 1879 Juni–August, „Unter Würgern – Abenteuer aus der Sahara von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ in Wort und Bild, 5. Jahrgang 1878/79, Hefte 40–49, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1884 Oktober–Dezember, „Unter Würgern – Abenteuer aus der Sahara von Karl Hohenthal" in DEUTSCHER WANDERER, Illustrirte Unterhaltungs-Bibliothek für Familien aller Stände, Jahrgang 8, Lieferungen 7–13. Druck und Verlag von H. G. Münchmeyer in Dresden und New York.

1885 „Die Wüstenräuber – Erlebnisse einer Africa-Expedition durch die Sahara von Dr. Karl May" in BACHEMS ROMANSAMMLUNG Bd. IV, Druck und Verlag von J. P. Bachem, Köln am Rhein.

1893 „Die Gum" in „Orangen und Datteln", Reisefrüchte aus aus dem Oriente von Karl May, Karl May's gesammelte Reiseromane Band X, Verlag von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br. (später auch Band 10 der Radebeuler Ausgabe).

1909 Mai, dto. in Band X von „Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen".

3. Der Girl-Robber

3.1 Von den insgesamt vierundzwanzig in der Familienzeitschrift FROHE STUNDEN II. Jahrgang 1877/78 unter der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" erschienenen Erzählungen sind mehr als ein Drittel von Karl May verfaßt. Bekanntlich hat May als Angestellter des Verlegers Bruno Radelli, Dresden, diesen Jahrgang der „Unterhaltungsblätter für Jedermann" auch redaktionell betreut. Es sei erwähnt, daß einige der nicht von May verfaßten Erzählungen aus der Feder von Max Dittrich stammen, dem May das erste Mal 1866 während seiner Haft in Schloß Osterstein, Zwickau, begegnet war [1]. Die fraglichen May-Erzählungen lassen sich einteilen in Abenteuer-Erzählungen – teils mit kriminalistischem Einschlag –, in diejenigen mit geschichtlichem Hintergrund bzw. auch mit geschichtlichen Persönlichkeiten als handelnden Personen, sowie in solche, die in exotischen Ländern spielen; in diesen letzteren Geschichten ist das Bemühen, den Leser über länder- und völkerkundliche Eigenheiten der Handlungsschauplätze näher zu unterrichten, nicht zu übersehen. Die meisten dieser FROHE-STUNDEN-Erzählungen Mays sind in der dritten Person erzählt. Zu den in Übersee spielenden und in der „Ich"-Form zu Papier gebrachten Geschichten gehört auch „Ein Abenteuer auf Ceylon", in dem durch die Anrede „Charley" zugleich klargestellt ist, daß es sich bei dem „Ich" um den Autor selber handelt.

3.2 Das „Abenteuer auf Ceylon" behandelt im wesentlichen zwei Motive:

- die nicht groß nach Gerechtigkeit fragende, grausame Justiz der einheimischen Potentaten und die spektakuläre Errettung des Singhalesen Walawi vor dem Tode;
- den Raub von Kaloma, der Gattin Walawis, durch einen chinesischen Piraten und ihre Befreiung.

Angereichert wird die Kurzgeschichte durch einige bemerkenswerte Elemente. Wir lernen den „Besitzer eines unermeßlichen Vermögens" Sir John Emery Wolpole kennen, einen skurrilen, dabei aber liebenswürdig gezeichneten Engländer. Er hegt zu „Charley" eine *wahrhaft brüderliche Zuneigung,* tadelt diesen aber am laufenden Band, weil er die Wettleidenschaft des *Gentleman aus Altengland* nicht teilt. Die einheimischen Polizeigewaltigen weist er in ihre Schranken und gibt sie der Lächerlichkeit preis.

Wolpole ist der literarische Vorläufer von Sir John Raffley (1879 „Der Girl-Robber"), von Sir David Lindsay (1881 „Giölgeda padishanün") sowie von Lord Eagle-nest (1880 „Deutsche Herzen, deutsche Helden"). Sie alle sind Eigentümer einer kleinen, schmucken und schnellen Dampfjacht, der im Handlungsablauf stets eine wichtige Funktion zukommt, so auch im „Abenteuer auf Ceylon". Es fällt auf, daß May seine englischen Freunde von Mal zu Mal mit derberen Strichen zeichnet, fast möchte man sagen karikiert.

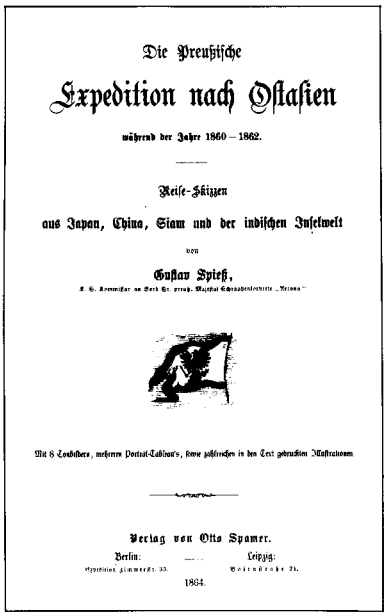
3.3 Mitte Oktober 1879 ging bei Karl May ein Brief des Verlegers Fr. Pustet, Regensburg, ein [2], in dem der Radakteur des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES, Venanz Müller, u.a. schrieb: „... Ihre Honorarstipulirung von 100 M für „Girl Robber" und 150 M für „Der Boer van het Roer" acceptire ich gern. Sie erhalten also anbei noch fünfzig Mark außer den bereits vorgeschossenen 200 M. ..." [3]. Nach Veröffentlichung seiner ersten beiden Erzählungen im 5. Jahrgang 1878/79 des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ („Three carde monte" und „Unter Würgern") hatte May Pustet als dritte Erzählung für die Familienzeitschrift die Abenteuergeschichte „Der Girl-Robber" überlassen, die im 6. Jahrgang Oktober/November 1879 zum Abdruck gelangte. Bei dieser Erzählung handelt es sich um die weitgehend um- und ausgestaltete FROHE-STUNDEN-Geschichte „Ein Abenteuer auf Ceylon". Auch im „Girl-Robber" steht die Errettung der Liebsten (hier ist es die Verlobte namens Molama) des eingeborenen Dieners (Kaladi) im Mittelpunkt der Handlung. Für die HAUSSCHATZ-Fassung hat May nicht nur die einleitenden und bei Beschreibung der Reise von Point de Galle nach Colombo, Candy und Cornegalle wiedergegebenen interessanten völkerkundlichen, geographischen und landschaftlichen Betrachtungen wesentlich erweitert bzw. neu hinzugefügt, er hat auch die Handlungsabläufe ausführlicher geschildert, mit Dialogen angereichert oder umgestaltet. So wird z. B. das Piratenschiff durch List in die Gewalt der Befreier gebracht: Charley und Kaladi schwimmen heimlich zur „Haiang-dze" und überwältigen die beiden Wächter; in der FROHEN-STUNDEN-Erzählung dagegen wird das Schiff geentert und es kommt zum Kampf Mann gegen Mann. Obwohl zwischen der Veröffentlichung der beiden Versionen nur wenig Zeit liegt, ist der Unterschied in der Schilderung der Überwältigung des Piratenschiffes symptomatisch für die Entwicklung der knappen, harten Erzählweise Mays in den FROHE-STUNDEN-Novellen hin zur ausgereifteren der Reiseerzählungen im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ.



Lord Eagle–nest beim Verlassen seiner Dampfjacht. Illustration aus „Eine deutsche Sultana", H. G. Münchmeyer Verlag, Dresden, illustrierte Ausgabe, 1901.

Aus Sir Wolpole, der die Szene der beabsichtigten Exekution seines ehemaligen Dieners noch durch ein Fernrohr, das er einem Etui entnimmt, beobachtet, wird im „Girl-Robber" Sir John Raffley, Mitglied des Traveller-Clubs, London, Near-Street 47; er führt ständig ein seltsames Universal-Instrument, die *„Chair-and-umbrella-pipe"* bei sich, ein Geschenk des Clubs, das er als Stock, Degen, Sessel, Tabakspfeife und Fernrohr benutzen kann. Sir Raffleys Freund, Sir David Lindsay, auch Mitglied des Traveller-Clubs [4], führt ebenfalls stets *„ein Instrument, welches einer Verwalterhacke sehr ähnlich war"*, mit sich. Lord Eagle-nest [5] hat über dem Rücken *„etwas Langes hängen. Entweder ein Blas- oder ein Fernrohr"*, und in der „Liebe des Ulanen" tritt ein englischer Reporter namens Nathanael Robinson auf, der einen *„umbrella-, music- and smoking-chair"* mit sich führt; also einen Regenschirm-, Musik- und Rauchstuhl, der, wenn man sich auf ihn setzt, die englische Nationalhymne spielt. *„So etwas ist nur in Old England zu bekommen".* [6] Im „Waldröschen" spielt Trapper Geierschnabel als „Sir David Lindsay" einen *spleenbehafteten Engländer,* zu dessen Ausstattung – mitten in der Wildnis – neben einem grauen Cylinderhut u. a. auch ein Regenschirm gehört, den er selbst im Augenblicke der Gefahr nicht preisgibt. [7]

Urbild all' dieser englischen Sonderlinge aber ist Sir Wallestone aus dem „Waldläufer" von Gabriel Ferry, „für die Jugend bearbeitet von Carl May" [8]. Die erste Ausgabe dieser von Karl May umgestalteten Fassung des beliebten klassischen Indianerromans des leider viel zu früh verstorbenen französischen Erzählers war Ende der 70er Jahre im Verlag Neugebauer, Stuttgart, erschienen [9]. Die recht farbig gelungene Gestalt des schrulligen Engländers mit seinem *ambulanten Feldstuhl, welcher zusammengelegt einen Gehstock bildete,* haben wir May zu verdanken. Der Sir Frederick Wanderer der unbearbeiteten Fassung des „Waldläufers" (er sitzt auf einem normalen „tragbaren Feldstuhl, demjenigen ähnlich, den die Maler auf dem Land bei sich haben") wirkt dagegen eher blaß [10].



Die Preußische

Expedition nach Ostasien

während der Jahre 1860 – 1862.

Reise-Skizzen

aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt

von

Gustav Spieß,

Mit 8 Textbildern, mehreren Portrait-Tableaux, sowie zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen.

Verlag von Otto Spamer.

Berlin: Leipzig:

1864.

Erstmalig im „Girl-Robber" wird der Name der dem englischen Lord gehörenden Dampfjacht erwähnt; es ist die „Swallow"; hierauf wird noch zurückzukommen sein.

Breiten Raum nehmen im „Girl-Robber" die sehr anschaulich geschilderte Errichtung und Anlage eines Corrals zum Elefantenfang sowie das Einfangen der Dickhäuter selbst ein. May hat die Beschreibung dieses Vorganges sowie seine Einbeziehung in den Handlungsablauf geschickt miteinander verwoben, und mancher Leser wird sich nach der Lektüre der Erzählung fragen, ob die Jagd auf die Elefanten oder aber die auf das chinesische Piratenschiff den gelungeneren Teil der Geschichte ausmacht. Die Quelle, aus der May sein Wissen über die Einzelheiten des Elefantenfanges auf Ceylon geschöpft hat, konnte ich mit Hilfe von Herrn Dr. Augustin ausfindig machen; es ist der mit vielen Textillustrationen und Tonbildern versehene Band „Die Preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860–1862" von Gustav Spieß, Verlag von Otto Spamer, Berlin und Leipzig 1864. May hat den hierin beschriebenen Bericht eines Elefantenfangs auf Ceylon – leicht gekürzt und mit einer Reihe von Wort-Umstellungen und -Änderungen – vollinhaltlich in seine Abenteuer-Geschichte eingebaut. Zur Verdeutlichung sei der erste hier in Betracht kommende Absatz aus dem „Girl-Robber" der entsprechenden Passage aus dem zitierten Werk von Spieß gegenübergestellt:

May „Der Girl-Robber" (Seite 78)

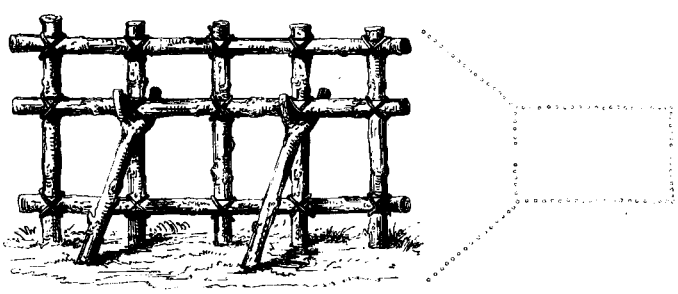
„Was die Wahl des Jagdgrundes betrifft, so nimmt man stets eine Position an irgend einer der Straßen, welche die Thiere bei ihren jährlichen Wanderungen nach Wasser und Futter einzuhalten pflegen. Unumgänglich ist ferner die Nähe eines Stromes, nicht nur für den Bedarf der Elephanten während der Zeit, welche über dem Zusammentreiben nach der Umzäunung vergeht, sondern auch um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich nach der Gefangennahme während des Verlaufes der Zähmung baden und abkühlen zu können."

Spieß, „Die Preußische Expedition nach Ostasien" (Seite 63)

„Was die Wahl des Jagdterrains anlangt, so nimmt man eine Position an irgend einer der Straßen, welche die Thiere bei ihren jährlichen Wanderungen nach Futter und Wasser einzuhalten gewohnt sind; unumgänglich ist ferner die Nähe eines Stromes, nicht nur für den Bedarf der Elephanten während der Zeit, die über dem Zusammentreiben nach der Einzäunung vergeht, sondern auch um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich während des Verlaufs der Zähmung nach der Gefangennahme zu baden und abzukühlen."

Der von Spieß beschriebene Elefantenfang geht auf eine Berichterstattung aus dem Jahre 1847 zurück. Man kann May nur bescheinigen, daß er es verstanden hat, diesem Bericht durch die gelungene Einbeziehung in sein *singhalesisches Abenteuer* die ihm gebührende Beachtung zu verschaffen und die Kenntnisse von den damaligen Methoden und Besonderheiten des Einfangens der Tiere einem nach Millionen zählenden Lesepulikum näher zu bringen. Das „Ceylon"-Kapitel des Werkes von Spieß war für May im übrigen auch die Quelle für die Darstellung und Ausschmückung seiner Reise von Point de Galle über Colombo und Candy nach Cornegalle. – – –

Als Raffley erfährt, daß der von Kaladi getötete Mensch ein Chinese war, stellt er lakonisch fest: *„Ein Chinese nur? Das ist gut!"* Das klingt nach einem sehr bedenklichen Pauschalurteil über ein ganzes Volk; es wird etwas später jedoch relativiert durch das geschilderte gewissenlose Verhalten der Chinesen *in jenen Strichen,* insbesondere der Seeräuber, die *sich ihren Gefangenen gegenüber vollständig als Teufel betrugen.* In der Urfassung fehlen diese Ausführungen.



Einhegungszaun und Grundriß des Corrals.

Abbildung aus dem Band „Expedition nach Ostasien" von G. Spieß.



Der gefesselte Elephant

Abbildung aus dem Band „Expedition nach Ostasien" von G. Spieß.

3.4 Für den Band XI der „Gesammelten Reiseerzählungen" des Verlages von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg, „Am Stillen Ocean" – erschienen 1893 –, hat May den „Girl-Robber" als 4. Kapitel übernommen. Diese Erzählung bildet – zusammen mit dem von May eigens für den Band „Am Stillen Ocean" zu Papier gebrachten Abenteuer „An der Tigerbrücke" (= 5. Kapitel) einen in sich geschlossenen, abschließenden Teil des Buches, dem mit dem anderen Teil nur der Handlungsschauplatz „Stiller Ocean" bzw. „Ferner Osten" gemeinsam ist. Das Motiv des an den Händen gebundenen, vom Felsen ins Wasser springenden eingeborenen Dieners Kaladi wurde vom Verlag Fehsenfeld für die Erstausgabe (1–10.Tsd.) sowie die zweite Auflage (11.–15.Tsd.) zur Gestaltung des Deckelbildes verwendet [11]. Ein Vergleich des Textes der Buchfassung mit dem in der Zeitschrift läßt die Aussage zu, daß May den „Girl-Robber" aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ praktisch unverändert übernommen hat. Vorgenommene kleinere Änderungen beziehen sich auf die in der Zwischenzeit geänderte Schreibweise einzelner Wörter („Leuchtturm" statt „Leuchtthurm"; „Kolonien" statt „Colonien"), die Ausmerzung von Fehlern („murderer" statt „murder"; „Raffley" statt „Bothwell" [12]), sowie einige geringfügige Einschiebsel.

Bei der Beschreibung des englischen Freundes fügte May an (S. 388) *„Meine Leser werden sich erinnern, daß ich noch andere Englishmen kennengelernt habe, welche ebenso wie er an dieser Wettsucht litten".* Gemeint ist hiermit der in der Zwischenzeit „geborene" Sir David Lindsay, der die unmöglichsten Situationen benutzt, um seine Wetten an den Mann zu bringen [13]. – Während May der Leserschaft des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ den „Teufel" nicht zumuten mochte und ihn nur andeutete „. . . . der T. . . . hole es!" (hatte evtl. der Redakteur Venanz Müller eingegriffen?), wurde dieses Wort in der Buchfassung voll ausgeschrieben. – Im „Girl-Robber" der Zeitschrift antwortet „Charley" dem Engländer auf seine Frage, daß er Elefanten bereits *im Norden der Kalahari* gejagt habe; in der Buchfassung wird diese Aussage ergänzt durch den Zusatz *„. . . . und auch anderswo".* Hat May hierbei das „Elefantenabenteuer" aus der „Sklavenkarawane" (1889) in Erinnerung gehabt, oder wollte er nur sein Image als „Weltläufer" unterstreichen?

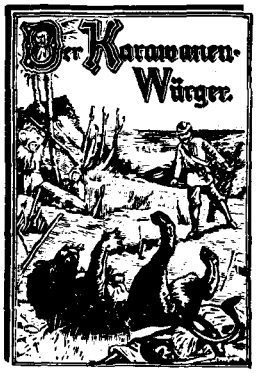
3.5 Im Verlaufe seiner großen Orientreise 1899/1900 befand sich May vom 6. 10. 1899 bis zum 27. 10. 1899 auch auf Ceylon [14]. Während dieser Zeit machte er per Bahn einen kurzen Abstecher von Colombo nach Point de Galle; er übernachtete hier im Hotel „Madras", das auch im „Girl-Robber" Erwähnung findet. Reizvoll ist es, nach der Lektüre der ausführlichen Reise-Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt anläßlich der Reise von Point de Galle nach Colombo im „Girl-Robber" in der Equipage des Mudellier die anschauliche Schilderung derselben Strecke in Band XXX „Und Friede auf Erden" noch einmal nachzuvollziehen [15]. Die in diesem Band geschilderten Erlebnisse und Beschreibungen wurden unmittelbar durch die Eindrücke der Orientreise inspiriert [16]. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß auch Sir John Raffley (mit Dampfjacht „Yin") zu den handelnden Personen von „Und Friede auf Erden" gehört. Hier nun wettet „Charley" das erste und einzige Mal mit Raffley; dessen Einsatz ist seine Gewohnheit zu wetten. „Charley" will ihn von der Wettsucht befreien *(„. . . diese Wettsucht (ist) Eurer nicht würdig . . .")*, und . . . es gelingt ihm, er gewinnt.

Kein gutes Haar an Mays Roman „Und Friede auf Erden" ließ ein Fräulein Marie Silling in ihrer „Besprechung" des Buches im „Dresdner Anzeiger" vom 30. 10. 1904, die Ausgangspunkt einer großen Pressepolemik wurde und im JbKMG 1972/73 ausführlich dokumentiert ist [17]. „An wahren Nebensächlichkeiten hängte sie ihre vernichtende Kritik auf" [18]; sie stellte u. a. fest, daß in Widerspruch zu Mays Schilderung die „Reede von Point de Galle" verödet sei. „Karl May . . . antwortete polemisch höchst elegant in einem ganzseitigen Offenen Brief ‚An den Dresdner Anzeiger' " [19] und stellte bissig klar, daß er nicht von der Reede von Point de Galle, sondern von dem Hafen gesprochen habe, *in welchem jährlich ca. 500 große Dampfer verkehren, die allen seefahrenden Nationen angehören* [20].

3.6 Im Jahre 1894 feierte die Urfassung des „Girl-Robber", „Ein Abenteuer auf Ceylon" aus den FROHEN STUNDEN, unter dem Titel „An Bord der Schwalbe. Von Karl May" Auferstehung in dem Sammelband „Der Karawanenwürger" des Verlages Liebau, Berlin, bzw. des A. Weichert Verlages, Berlin (später auch in den im Weichert Verlage herausgegebenen Sammelbänden „Sigismund Rüstig" und „Im wilden Westen"). Bei all diesen Veröffentlichungen handelt es sich um den praktisch unveränderten Nachdruck der frühen FROHE-STUNDEN-Kurzgeschichte. Abgesehen von Anpassungen an die geänderte Schreibweise (z. B. „Kommando" statt „Commando") wurde aus den vermutlich zu antiquiert klingenden Anreden „Ihr" und „Euch" = „Sie" und „Ihnen" und als Schreibweise für den Namen des Engländers durchgehend „Walpole" gewählt (statt „Wolpole"), die May im „Abenteuer auf Ceylon" – wohl versehentlich – auch mal durchgerutscht war [21].

Was aber bei dem Liebau-/Weichert-Nachdruck besonders auffällt, ist folgender, neu eingeschobener Satz: „Das reizende Schiff trug den Namen „Swallow", Schwalbe, und mit Recht, denn leicht und schnell wie dieser zierliche Vogel flog es durch die Wellen". Nun taucht der Name der Dampfjacht des Engländers, „Swallow" [22], zuerst in der DEUTSCHEN-HAUSSCHATZ-Fassung von 1879 auf, und es stellt sich die Frage, ob der Redakteur des Verlages Liebau den fraglichen Satz eingeschoben hat (der Name „Swallow" bestimmt ja auch den Titel der nachgedruckten Geschichte) oder ob etwa May selbst bei dem Sammelbändchen Hilfestellung geleistet hat. In einer frühen Verlagsanzeige des „Karawanenwürgers" von A. Weichert, Berlin, heißt es: „Der bekannte Reiseschilderer Karl May hat aus seinen größeren Reisewerken einige Erzählungen für die Jugend bearbeitet und in diesem Bande vereinigt." Der Verlag mußte durchaus damit rechnen, daß May diese Annonce zu Gesicht bekam, und May hat, auf die angeblichen „Raubdrucke" angesprochen, bekanntlich nicht reagiert. Man kann sich andererseits nur schwer vorstellen, daß May, der 1893/94 an der „Felsenburg" für Pustet schrieb und gleichzeitig seine früheren HAUSSCHATZ-Erzählungen für die „Gesammelten Reiseerzählungen" des Verlages von Fr. E. Fehsenfeld aufbereitete, Zeit für das bei Liebau erschienene Sammelbändchen gefunden haben soll. Letzte Klarheit über diese Frage wird wohl heute nicht mehr zu erlangen sein.

„Der Karawanenwürger" ist mit mehreren farbigen Chromolithographien ausgestattet, von denen eine auch das Entern der „Jao-dse" darstellt, sinnigerweise mit der Unterschrift „An Bord der Schwalbe". Diese Abbildungen in den frühen Liebau- und Weichert-Drucken müssen jedoch als miserabel bezeichnet werden, weniger, was die technische Wiedergabe anbetrifft; vielmehr ist die künstlerische Gestaltung recht primitiv, ganz im Gegensatz zu den von M.Wolff gestalteten Schwarz-weiß-Bildern der späteren Weichert-Ausgaben (etwa nach 1900), die als hervorragend gelungen angesehen werden können.



Katalog-Inserat des A.Weichert Verlages, Berlin, etwa 1900.

Der Karawanen-würger

und andere Erzählungen.

Erlebnisse u. Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Von Karl May u. A.

Der bekannte Reiseschilderer Karl May hat aus seinen größeren Reisewerken einige Erzählungen für die Jugend bearbeitet und in diesem Bande vereinigt.



An Bord der Schwalbe.

Wiedergabe der farbigen Illustration aus dem „Karawanenwürger" des A.Weichert Verlages, Berlin, erschienen etwa um die Jahrhundertwende.

Bibliographie

1878 Januar, „Ein Abenteuer auf Ceylon – von Karl May" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II Jahrgang, Nr. 14–17, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1879 Oktober–November, „Der Girl-Robber – ein singhalesisches Abenteuer von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ in Wort und Bild, VI. Jahrgang, Nr. 3–7 Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1893 „Der Girl-Robber" – Übernahme durch Karl May in den Band XI von „Karl May's gesammelte Reiseromane", „Am Stillen Ocean", Reiseerlebnisse von Karl May (als vierte Erzählung), Verlag Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br.

1910 Mai, dto. in Band XVII von „Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen".

1894 „An Bord der Schwalbe" – von Karl May, in „Der Karawanenwürger" und andere Erzählungen; Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, Verlag von H. Liebau, Berlin, bzw. in der Nachfolge A.Weichert, Berlin (hier auch später in den Sammelbänden „Sigismund Rüstig" und „Im wilden Westen").

4. Der Boer van het Roer

4.1 Als siebente der von May unter der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" insgesamt veröffentlichten neun Erzählungen erschien im Mai/Juni 1878 in den FROHEN STUNDEN von Bruno Radelli, Dresden, „Der Africander. Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer". Es ist eine kleine, etwa 15 Seiten des Satzspiegels der „Gesammelten Werke" umfassende Geschichte, ebenso kantig und holzschnittartig erzählt wie die anderen Beiträge Mays in den FROHEN STUNDEN. Sie spielt im Südafrika der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, der Zeit der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den das Land besiedelnden Buren und seinen schwarzen Ureinwohnern, hier den Zulus. Die Engländer sind der böse Geist der Buren in der Geschichte Südafrikas, aber auch in Mays Erzählung: Sir Raffley und John Hoblyn, zwei edle Vertreter ihrer Nation, reiten nach Klaarfontain, der Farm Piet van Holmens. Dort überrumpeln sie die Boersfrau und rauben das „Hannje", die als Ziehschwester von Piet großgewordene Tochter Pandas, des großen Zuluhäuptlings, der von seinem Bruder Dingaan verfolgt wurde. Der saubere Sir Raffley (der Inhaber des gleichen Namens in der Erzählung „Der Girl-Robber" dagegen ist ein zwar etwas skurriler, aber in jeder Beziehung höchst ehrenwerter *Englishman*) begehrt das hübsche Mädchen *für einige Zeit als seine kleine Frau.* Piet, der zu einem Treffen mit Panda und Pieter Uys, dem *Boermanführer,* abwesend war, macht sich nach seiner Rückkehr mit zwei Spürhunden sofort an die Verfolgung der Engländer, gerät aber selbst in einen Hinterhalt Dingaans. Durch einen Überraschungscoup gelingt es ihm, mit Hannje zu fliehen und dabei noch den gefürchteten Zuluhäuptling in seine Gewalt zu bringen. Der von May sehr sympathisch gezeichnete Panda wird König der Kaffern, Piet führt Hannje heim und erhält als Brautschatz von seinem Schwiegervater eine Anzahl der *werthvollen Capdiamanten.* Panda kennt, ähnlich wie Winnetou seine Nugget-Lager, die Stelle, wo die Diamanten *wachsen in der Erde des Kurukaberges.*

Soweit die kurze Inhaltsangabe von „Der Africander", dem Vorläufer des „Boer van het Roer". Vor Ekkehard Koch, dem wir die beiden ausgezeichneten Jahrbuchaufsätze „Der Weg zum Kafferngrab" und „Jedes irdische Geschöpf hat eine Berechtigung zu sein und zu leben"[1] verdanken, wiesen bereits 1976 Rudolf W. Kipp[2] und 1977 Alfons Stenzel[3] darauf hin, aus welcher literarischen Quelle Karl May Anregungen für seine FROHEN STUNDEN-Erzählung geschöpft hat: es war die erstmals 1855 bei Kreidel und Niedner, Wiesbaden, erschienene Erzählung „Die Boerenfamilie von Klaarfontain – Eine Geschichte aus dem Boerenleben im Kaplande Südafrikas, der Jugend und dem Volke erzählt von W. O. von Horn (W. Oertel)". Die „Boerenfamilie" ist noch lange Zeit von den verschiedensten Verlagen, wohl auch in bearbeiteter Form, nachgedruckt worden. – Daß May die von Horn'sche Erzählung gekannt hat, ist unübersehbar, auch wenn er aus der Fülle der geschilderten interessanten Begebenheiten (z. B. die Heuschreckenplage, die langanhaltende Dürre, die Errettung von Mietje nach dem Biß durch die Giftschlange, die Löwenjagd) nur relativ wenige Anregungen übernahm: z. B. das Motiv des aus den Armen der verstorbenen Mutter erretteten kleinen Zulumädchens, die Liebesgeschichte zwischen dem jungen Buren und dem eingeborenen Mädchen sowie auch einige Eigennamen bzw. Handlungsschauplätze (Klaarfontain, Quathlambagebirge). Anders als bei Horn, in dessen Erzählung die Eltern des jungen Jan eine Verbindung mit dem mit ihm zusammen aufgewachsenen Kaffernmäd-



Die Boerenfamilie

von Klaarfontein.

Eine Geschichte

aus dem Boerenleben im Kaplande Südafrikas,

der Jugend und dem Volke erzählt

von

W. O. von Horn.

Mit Farbdruckbildern.

Neue Stereotyp-Ausgabe.

Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.

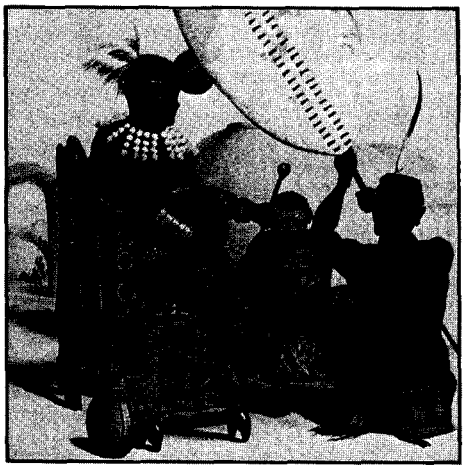
Titelblatt von „Die Boerenfamilie von Klaarfontein"; May hat dieser Geschichte Anregungen für seine Erzählung „Der Africander" aus den „Frohen Stunden" entnommen.

chen zunächst strikt ablehnen, ist die beabsichtigte Heirat der beiden bei Karl May keine Frage. W. O. von Horn läßt Jeffrouw Kathje sagen: „Es ist jammerschade, daß das schöne gute Kind die abscheuliche Farbe hat! Wär sie doch ein Mensch (eine Weiße)!" Karl May dagegen formuliert: *„Sie ist mein Kind geworden und wird bald das Weib meines Sohnes sein. Die Boeren von Klaarfontain haben nie mit Menschenfleisch gehandelt!"*

Überhaupt ist „die Achtung vor den Eingeborenen" [4] bemerkenswert, zumal Mays ihnen gegenüber offen zum Ausdruck gebrachte „Sympathie und Toleranz teilweise dem ‚Zeitgeist' direkt widersprachen". Es fällt auf, daß May die Vornamen der beiden Liebesleute der Frühfassung der Erzählung in Hannje und Piet änderte, während er für die spätere Hausschatz-Fassung auf die ursprünglich von W. O. von Horn gewählten Namen Mietje und Jan zurückgriff. – Das Motiv des von W. O. von Horn geschickt in die Handlung einbezogenen eindrucksvollen Zuges des Millionenheeres der Springböcke wurde zwar von May für seine Südafrika-Erzählungen nicht verwendet, es erschien ihm aber immerhin so bemerkenswert, daß er in seinen einleitenden Passagen zu „Unter Würgern" darauf zurückkam: *„Da brandete das Meer der Springböcke über die Ebene."*

Stenzel [5] zieht folgendes Fazit: „Es steht . . . fest, daß es sich bei Mays Buren-Erzählung nicht um ein Plagiat handelt, sondern, daß er eine vollkommen höchst eigenständige und reizvolle Geschichte aus dieser Quelle geformt hat".

4.2 Dieser Eindruck wird noch verstärkt beim Lesen von Mays weiterführender Erzählung „Der Boer van het Roer" im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ. Die Anklänge an die von Horn'sche Geschichte sind weiter zusammengeschmolzen; Klaarfontain ist z.B. nicht mehr der Name der Burenfarm, sondern eine nur beiläufig erwähnte Quelle,in deren Nähe sich die Boerenführer treffen. Mit „Der Boer van het Roer" hat May eine praktisch vollkommen neue, dabei erheblich umfangreichere Erzählung zu Papier gebracht, der er insbesondere durch die Person des *arm' schön' tapfer' Quimbo* und seine lustigen Abenteuer einen besonders gelungenen Glanzpunkt aufgesetzt hat. Überhaupt fällt die liebevolle Sorgfalt auf, mit der May hier aus der Skizze eine vielfältig schillernde, spannende Erzählung mit bemerkenswerten, nachdenklich stimmenden Dialogen geformt hat. Die Handlungszeit der Hausschatz-Erzählung ist entsprechend der Übereinstimmung mit den handelnden historischen Personen in „Der Africander" – mit dem Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts anzusetzten: die geschichtlich bekannten Zuluhäuplinge Dingaan und sein jüngerer Bruder Panda treten auf. May erwähnt auch den 1828 von Dingaan ermordeten Tschaka, den ob seiner unglaublichen Brutalität berüchtigten „afrikanischen Napoleon". Auf den geschichtlichen Hintergrund der „Boeren" – Erzählung ist Ekkehard Koch ausführlich eingegangen; er kommt zu der Feststellung, daß May „mit seiner Darstellung durchaus den historischen Kern getroffen" hat, daß „der geschichtliche und geographische Hintergrund, auch die auftretenden historischen Gestalten . . . weitgehend richtig dargestellt (sind)" , auch, wenn nicht „alle Details historisch getreu wiedergegeben (wurden)" und May „für seine Geschichte mehrere historische Elemente zusammengefügt (hat)". Koch stellt schließlich heraus, daß der Burengeschichte besondere Aufmerksamkeit gebühre, weil in ihr geschichtliche Abläufe nicht nur weit entfernte Staffage bilden, sondern „als Erzählung gestaltet sind" [6].



Zeitgenössische Abbildung von Tschaka, dem „afrikanischen Napoleon".

4.3 Bemerkenswerter noch, als die von May liebevoll und mit „stilistischer Sorgfalt" (so Ekkehard Koch) herausgearbeiteten verschiedenen Episoden der Erzählung, erscheint Koch aber „die Philosophie, die May Pieter Uys in den Mund legt". A. Stenzel hatte hierauf bereits 1977 hingewiesen [7]. Ekkehard Koch verdeutlicht in seinem hochinteressanten Jahrbuchbeitrag 1981 [8] anhand der Äußerungen des Pieter Uys in seiner Boerengeschichte, daß zu den geistesgeschichtlichen Einflüssen, die auf Karl May stark eingewirkt haben, außer Lessing vor allem auch Herder gehört hat.

4.4 Bei der 1897 von May selbst vorgenommenen Überführung der Hausschatz-Geschichte in die Buchfassung der Freiburger Ausgabe der „Gesammelten Reiseromane" erkannte May, daß er, wollte er den Anschein eigenen Erlebens glaubhaft machen, die Handlung in den sechziger/siebziger Jahren ansiedeln mußte. Um das zu erreichen, bediente er sich eines einfachen Mittels: er wechselte die geschichtlichen Gestalten seiner Hausschatz-Erzählung gegen andere, ‚aktuelle' aus und veränderte ein paar geographische Namen; hierbei kam ihm die Turbulenz der Ereignisse des damaligen vielfältigen Unruheherdes Südafrika durchaus entgegen. Aus Dingaan machte May Sikukuni, aus Panda den (unbekannten) Somi und aus Pieter Uys wurde dessen Sohn Kees Uys. Mit Bedauern und zu Recht stellt jedoch Ekkehard Koch fest, wie auch schon vor ihm Kipp [9], daß May „bei seiner Südafrika-Erzählung der historische



Sekukuni

Der Zuluhäuptling Dingaan aus der Hausschatz-Erzählung wurde bei Übernahme der Geschichte in „Auf fremden Pfaden" von May durch den hier abgebildeten Sekukuni ersetzt.

Rahmen durcheinander geriet, als er die Buchfassung erstellte". Besonders krass fällt auf, daß Sikukuni, der einem ganz anderen Volksstamm angehörte (Bapedi), als Bruder und Mörder des bereits 1828 zu Tode gekommenen berüchtigten Kaffernhäuplings Tschaka bezeichnet wird [10].

Abgesehen von der geschilderten „Aktualisierung" der Namen der handelnden geschichtlichen Personen sowie der Änderung/Einfügung einiger weniger geographischer und geschichtlicher Angaben hat May für die Buchfassung lediglich mal ein „Er erklärte unerschrocken: . . . " bzw. „ . . . fragte er" eingefügt. Weiter wurde eine Anzahl von Wörtern der inzwischen geänderten Schreibweise angepaßt, was wohl auf das Konto des Setzers geht. Im übrigen und insgesamt gesehen wurde der Handlungsablauf mit seinen vielen interessanten und lustigen Begebenheiten von May unverändert in die Buchform übernommen.

Der erste „ernsthafte" May-Forscher noch zu Lebzeiten des Autors, der leider wenig fromme P. Ansgar Pöllmann, hat freilich weder von der Vielfalt und den lustigen Szenen der spannenden Handlung noch von der zutage tretenden humanen und wahrhaft christlichen Denkweise Mays Kenntnis genommen; ihm kam es in seinem blinden Wüten allein darauf an, Karl May „für ewige Zeiten (als) das Musterbeispiel eines literarischen Diebes" zu diffamieren. So macht er in gewohnter Akribie in seinen „Kritischen Spaziergängen" [11] bezüglich der Boeren-Geschichte folgende Angaben:

Karl May „Auf fremden Pfaden". (31.–35. Tausend.) S. 49 ff. „Der Boer van het Roer."

Hermann Adalbert Daniel „Handbuch der Geographie." 1. Bd. (Leipzig, Sues 1870).

Die vierseitige Einleitung Mays über Afrika ist aus Daniel S. 402 ff. genommen. Zahlreiche textliche Übereinstimmungen zeigen das außerdem zur Genüge.

Seite 53:

„Wegen der schrecklichen Stürme, welche er an dem Vorgebirge auszustehen hatte, nannte er dasselbe Cabo tormentoso (stürmisches Vorgebirge). König Johann aber änderte diesen Namen in ‚Kap der guten Hoffnung' um, da er nun nicht mehr zweifelte, den Seeweg in das Wunderland Indien gefunden zu haben."

Seite 408:

„. . . und nannte sie wegen schrecklicher Stürme, die er in ihrer Nähe ausgestanden, Cabo tormentoso; sein König Johann III. veränderte den Namen in die verheißende Bezeichnung Cabo da boa esperança, Kap der guten Hoffnung. Denn nachdem das Südende des Kontinents erreicht, lasse sich für die Auffindung des Seeweges nach Indien gegründete Hoffnung schöpfen."

Aus heutiger Sicht allerdings könnte man auch die Feststellung treffen, daß May dem ansonsten bereits weitgehend vergessenen Autor Hermann Albert Daniel dazu verholfen hat, daß seine fraglichen Südafrika-Passagen auch heute noch – wenn auch in der von May aufbereiteten Form – von einem breiten Publikum gelesen werden. Ekkehard Koch macht darauf aufmerksam, daß sich May mit dem Schauplatz Südafrika nur dieses eine Mal befaßt hat. Obwohl es in diesem Teil der Welt lange Zeit besonders turbulent und abenteuerlich zuging, hat sich May hier trotz seiner insgesamt gut gelungenen, ja liebenswerten Abenteuererzählung offensichtlich nicht heimisch gefühlt [12]

4.5 In der ursprünglichen Fassung der FROHEN STUNDEN hat Mays Südafrika-Erzählung noch zweimal, 1894 und 1967, Auferstehung gefeiert: wieder unter dem Pseudonym „Emma Pollmer" druckten 1894 der H. Liebau Verlag, Berlin, und danach der A.Weichert Verlag, Berlin, die Erzählung unter dem Titel „Ein Abenteuer in Südafrika" in den Sammelbändchen „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen" (später „Assad Bei der Herdenwürger") fast wortgetreu nach. Abgesehen von der Änderung der Schreibweise einzelner Wörter und geringfügigen Satzumstellungen wurden bei diesen Ausgaben die geographischen und geschichtlichen Ausführungen Mays weggelassen; das betrifft auch zwei für die Jugend „nicht geeignete Stellen", z. B. „ . . .; *sie wird also für einige Zeit meine kleine Frau werden müssen.*" 1967 schließlich nahm der Karl-May-Verlag, Bamberg, als neunte Erzählung den „Africander" in seinen Sammelband „Old Firehand" [13] im Wortlaut der ursprünglichen Zeitschriftenfassung auf. Roland Schmid weist in seinem Nachwort darauf hin, daß der Text nicht „bearbeitet" wurde, der Neuabdruck aber selbstverständlich der heute gültigen Rechtschreibung und Zeichensetzung folgt. Ferner wurden offensichtliche Versehen, Fehler des Setzers usw. berichtigt. Somit erscheint auch der Titel der kleinen Erzählung nunmehr in der eigentlich richtigen Schreibweise [14], nämlich „Afrikaander".

Bibliographie

A 1878 Mai – Juni, „Der Africander – Ein Abenteuer aus Südafrika von Emma Pollmer" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II. Jahrgang Nr. 35 – 37, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1894 „Ein Abenteuer in Südafrika – von Emma Pollmer" in „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen", Verlag von H. Liebau, Berlin, bzw. in der Nachfolge A. Weichert , Berlin, (hier auch später in „Assad Bei, der Herdenwürger").

1967 „Der Afrikaander" – Nachdruck der Fassung von 1878 durch Roland Schmid (als Herausgeber), in Band 71 von Karl Mays Gesammelten Werken, „Old Firehand" und andere Erzählungen von Karl May, als neunte Erzählung, Karl-May-Verlag, Bamberg.

B 1879 „Der Boer van het Roer – Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ in Wort und Bild, VI. Jahrgang, Nr. 8–12, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1897 „Der Boer van het Roer" – Übernahme durch Karl May in den Band XXIII von Karl Mays Gesammelten Reiseerzählungen „Auf fremden Pfaden", Reiseerlebnisse von Karl May, als zweite Erzählung, Verlag Friedr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br.

1910 September, dto. in Band XVIII von „Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen."

5. Der Ehri

5.1 Als elfte der zwölf May-Erzählungen aus den FROHEN STUNDEN wurde im Juli 1878 in den Nummern 41–43 die kurze Erzählung „Die Rache des Ehri – Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien" veröffentlicht [1]. Auch sie erschien unter dem Pseudonym Emma Pollmer, dem Mädchennamen von Mays späterer Frau.

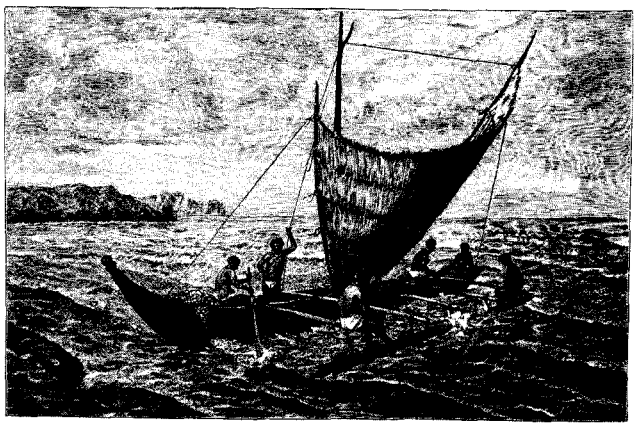
Die Erzählung stellt die erste der insgesamt drei von May geschaffenen „Ehri"-Varianten dar. Sie spielt auf Tahiti bzw. der Nachbarinsel Eimeo: Anoui, der Ehri (Fürst), hat noch nach alter, heidnischer Sitte mit Manina die Ehe geschlossen. Ihr Vater, der „große Fürst" Potomba, hat sich von den *fremden Schleichern* (=Missionaren) zum christichen Glauben bekehren lassen; er will seine Tochter nachträglich dem Nebenbuhler von Anoui, Mahori, dem *mächtigen Priestersohn, der Christ und einheimischer Mitonare geworden ist,* zur Frau geben. Potomba hat Manina zu diesem Zwecke während der Abwesenheit Anouis aus dessen Haus geraubt. Anoui nimmt schreckliche Rache: als Mahori seine Frau im Boot heimbringen will, durchschneidet er die Baststricke, mit denen Boot und Ausleger miteinander verbunden sind, Manina springt hinüber zu Anoui ins Boot und Mahori stürzt ins Wasser. Hier wird er sofort von den Haien in Empfang genommen, die Anoui vorsorglich mit Ködern angelockt hat.

Die von geschichtlichen, geographichen und ethnographischen Betrachtungen über die Inselgruppe der Gesellschaftsinseln eingeleitete Erzählung enthält schwere Anklagen gegen das Wirken unduldsamer christlicher Eiferer, deren *fremde Lehre. . . Haß, Zwietracht und Falschheit in die Herzen* (wirft). Wohlgemerkt: nicht die *Christi Liebe, Milde und Erbarmung predigen Religion* wird von May angeprangert, seine Kritik richtet sich vielmehr gegen die Eroberer und Kolonisatoren, die unter dem Deckmantel des „Christentums" schwere Schuld auf sich geladen haben [2].

5.2 „Schon zu Lebzeiten Karl Mays war aufgefallen, daß zwischen seiner Erzählung ‚Der Ehri' und Friedrich Gerstäckers Novelle ‚Das Mädchen von Eimeo' starke Übereinstimmungen bestanden" berichtet Erich Heinemann [3]. Diese Übereinstimmungen bestehen zunächst einmal in verschiedenen, aus Gerstäckers Novelle übernommenen Motiven: das Zerstören einer heidnisch geschlossenen Ehe, wobei „christliche" Missionare eine durchaus negative Rolle spielen; die Rache des betrogenen Ehepartners, der den Treulosen bzw. Nebenbuhler durch Abtrennen des Auslegers den gefräßigen Haien überantwortet. Alsdann finden sich in den die Verhältnisse auf Tahiti beschreibenden Passagen auffällige Übereinstimmungen; auch wenn sich May offensichtlich bemüht hat, den Gerstäcker-Text durch Wort- und Satz-Umstellungen und -Einfügungen abzuwandeln, kommt man nicht umhin festzustellen, daß er eine Menge von seinem Schriftsteller-Kollegen entlehnt hat. Zwei Gründe scheinen es zu sein, die Mays Handlungweise verständlich machen. Zum einen wollte er in seinen Erzählungen Wissen vermitteln. Da er den Schauplatz der „Ehri"-Geschichte aus eigener Anschauung nicht kannte, war er gezwungen, auf die verläßliche Beschreibung eines anderen zurückzugreifen. May selbst äußert sich hierzu wie folgt: *„Ich hatte nämlich in einigen meiner allerersten, ältesten Reiseerzählungen, bei deren Abfassung ich noch nicht die nötige Erfahrung besaß, die Ereignisse, die ich schilderte, vor einem geographischen Hintergrunde spielen lassen, den ich bekannten, Jedermann zugänglichen Werken entnahm."* [4] – Der andere Grund ist mit wenigen Worten umrissen und erheischt menschliches Verständnis: May mußte leben! er hatte sich Anfang 1878 eine möblierte Wohnung in Dresden-Strießen gemietet und Emma Pollmer, seine spätere Frau, zu sich genommen. Die Notwendigkeit, am laufenden Band Erzählungen für Radelli (FROHE STUNDEN), Wolf (WELTSPIEGEL/DEUTSCHE BOTEN), Schönlein (ILLUSTRIERTE CHRONIK DER ZEIT), Krebs (DEUTSCHE GEWERBESCHAU) usw. zu produzieren, hat sicherlich dazu beigetragen, daß May, damals noch nicht der routinierte Reiseschriftsteller, nicht nur erdkundliche und ethnographische Beschreibungen, sondern auch Handlungsmotive aus den Berichten und Werken anderer übernahm. Woher sonst auch hätte May, der bis dato keine Gelegenheit gehabt hatte, die Länder und Völker, die er beschrieb, selbst kennenzulernen, seine Kenntnisse beziehen sollen? Kann man nun May deswegen des Plagiats bezichtigen, wie es Ansgar Pöllmann getan hat [5]? Wo May ganze Textpassagen übernommen hat, bewegt er sich ohne Zweifel am Rande des Vertretbaren. Jedoch finden sich derartige Stellen, bezogen auf sein Gesamtwerk, nur in verschwindend geringem Umfang. Daß er Anregungen und Motive auch aus Beschreibungen, Berichten und Werken anderer Autoren entlehnte, erscheint legitim. Es kann wohl unterstellt werden, daß praktisch alle Schriftsteller vor und nach May, mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, aus fremden Quellen, seien sie nun zu Papier gebracht oder

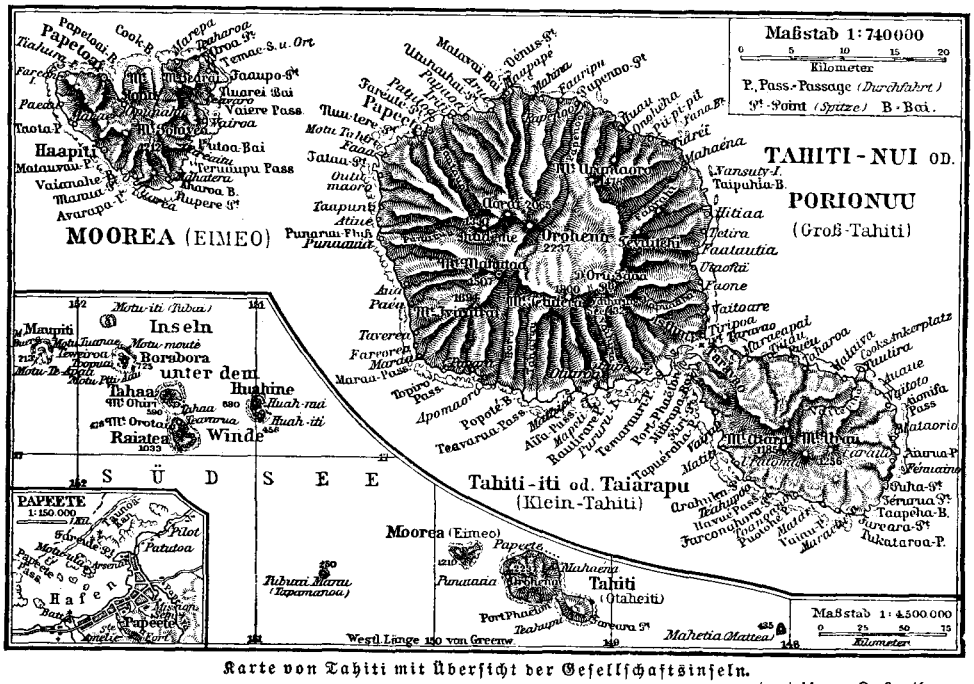
nur mündlich überliefert, geschöpft haben. Es dürfte doch wesentlich darauf ankommen, wie dieses Verarbeiten erfolgt ist und in welchem Umfange etwas Eigenständiges daraus geschaffen wurde. Hier nun kann sich Karl May mit seinem Werk durchaus sehen lassen. Selbst bei den kleinen Novellen „Vom Tode erstanden" und „Die Rache des Ehri", bei denen starke Anklänge an Gerstäcker offensichtlich sind[6], können wir mit Josef Höck feststellen, „daß Karl May ein nicht unbeträchtliches Maß von Eigenem dazugegeben. . . (und) . . . die Handlung und die Charaktere durchaus eigenständig erfunden und gebaut (hat)."[7] Zur Verwendung von Gerstäcker als Quelle für die „Ehri"-Geschichte macht Heinemann[8] noch auf folgendes aufmerksam: „Die Erklärung, die er Egon Erwin Kisch gegenüber abgab, überzeugt indessen nicht. Karl May erklärte, Gerstäcker habe offenbar die gleiche geographische Quelle benutzt wie er. Gerstäcker wird dies kaum nötig gehabt haben, er weilte 1850 selbst auf Tahiti und Eimeo und hat in seinen „Reisen", Dritter Bd., zuerst bei Cotta erschienen. Stuttg. 1853, Seite 282–465, darüber berichtet." Was den Plagiats-Vorwurf anbetrifft, sei auch auf die Ausführungen weiter unten im Abschnitt „Der Kiang-Lu" Zi. 8.3 verwiesen.

5.3 Für seine im Dezember 1879 – Januar 1880 im 6. Jahrgang des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES Nr. 13–16 zum Abdruck gelangten Erzählung „Der Ehri. – Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln", die zweite „Ehri"-Variante, hat May die Urfassung aus den FROHEN STUNDEN wesentlich umgestaltet und erweitert: der Kern des Abenteuers wurde von ihm in eine Rahmenhandlung eingebettet und das ganze in der „Ich"-Form erzählt. Der Erzähler ist „Master Charley", also Meister Karl; und fürwahr, wir lernen ihn als virtuosen Meister in allen möglichen Kenntnissen und Fähigkeiten kennen.



Auslegerboot der Eingeborenen Polynesiens. Ein solches Boot spielt in Mays Hausschatz-Erzählung „Der Ehri" eine zentrale Rolle.

gegenüber der Urfassung die Namen des „Guten" (Ehri) und des „Bösen" (Vater der Ehefrau) vertauscht wurden. Diese Auswechslung ist von May sicherlich gewollt und symbolisch für die in beiden Erzählungen eine bedeutende Rolle spielende Aussage Mays über den christlichen Glauben. Nicht nur bei oberflächlicher Betrachtung hat May seine zum Ausdruck gebrachte sehr kritische Einstellung gegenüber dem Wirken „christlicher" Missionare in diesem Teile der



Karte von Tahiti mit Übersicht der Gesellschaftsinseln.

(nach Meyers Großes Konversations-Lexikon, 1908)

Vor der Darstellung der Entwicklung, die der „Ehri" von der Urfassung zur zweiten Version genommen hat, ist kurz auf den Handlungsablauf einzugehen: Der Dreimaster „Poseidon" des Kapitän Roberts, mit dem Charley von Valparaiso nach Hongkong segeln wollte, ist in der Gegend der Gesellschaftsinseln in einen Orkan geraten und auf einer Korallenbank gestrandet. Die Besatzung hat sich auf die kleine Insel retten können. Da taucht der Ehri Potomba auf, der in seinem Boot von einer kleinen Flottille seiner Feinde verfolgt wird. An ihrer Spitze befindet sich Anoui, der *falsche Priester* und Vater von Potombas Frau Pareyma. Der Angriff wird gemeinsam abgeschlagen, und mit Hilfe Charleys meistert der Ehri die schon bekannten Abenteuer sowie die Befreiung der verschleppten Ehefrau. Anoui und der Nebenbuhler Matemba werden von Haien gefressen. Auch taucht zum Schluß der Erzählung der befreundete Kapitän Turnerstick auf, der mit seinem Schiff „The Wind" nicht nur die gestrandete Schiffsbesatzung der „Poseidon" errettet, sondern auch den Ehri nebst Anhang auf die Samoa-Insel Upolu in Sicherheit bringt.

5.4 Beim Lesen dieser kurzen Inhaltsbeschreibung fällt auf, daß

Welt stark modifiziert, fast könnte man sagen: auf den Kopf gestellt. In der Erkenntnis, daß seine Anklagen und negativen Aussagen zugleich als Affront gegenüber der Institution Kirche ausgelegt werden könnten, und diesen Eindruck durfte er bei dem katholischen Familienblatt und seinen Lesern auf gar keinen Fall erwecken, zitiert er seine früheren diesbezüglichen Feststellungen zwar wortwörtlich, aber er fügt an: *„Das ist ein gewaltiger Vorwurf, und es wäre allerdings mehr als beklagenswert, wenn er auf Wahrheit beruhte."* May stellt damit seine früheren Aussagen in Frage, ja, er distanziert sich sogar von ihnen[9]. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß der betreffende Abschnitt in den FROHEN STUNDEN als Meinung des Autors („Emma Pollmer") zu verstehen ist, während May im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ den fraglichen Passagen das anonyme *„Man sagt: . . ."* voransetzt. Der Autor hat damit der Redaktion und den Lesern des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ eindeutig eine „Konzession gemacht"[10].

5.5 Im übrigen versetzt „Charley" den Leser ob seiner überragenden, vielfältigen Fertigkeiten auch in diesem Teile der Welt in Erstaunen: er

vollführt nautische Positionsberechnungen, erteilt geschichtlichen und geographischen Unterricht, spricht Arabisch, Malayisch – auch den Dialekt der Tahiti- und Marquesasinseln –, ist ein „feiner Schütze", der eine Schwalbe im Fluge trifft, versteht das Anschleichen und erteilt den berühmten Jagdhieb. Genüßlich zählt er auf, welche Arten von Canoes er zu regieren versteht: das *gebrechliche indianische Rinden-Canoe,* das *Haut-Canoe der Brasilianer,* den *fürchterlichen Katamorin der Ostinder, . . . anderer Fahrzeuge, bei denen das Leben an jedem Ruderschlage hing, gar nicht zu gedenken.* Es ist dieselbe Perfektion, wie sie uns bei der Beherrschung aller möglichen Sprachen durch den späteren Old Shatterhand/Kara ben Nemsi bzw. den „Weltläufer" Karl May entgegentritt: *„Ich spreche und schreibe . . .* (es werden über 40 Sprachen und Dialekte aufgezählt/der Verf.) *. . . Lappländisch will ich nicht mitzählen."*[11]

Aber auch Mays Gerechtigkeitssinn und seine humane Gesinnung kommen zum Ausdruck, wenn er die *gastfreien und gutmüthigen* Eingeborenen gegen die falschen Christen in Schutz nimmt oder feststellt: *„Das Menschenleben ist höher anzuschlagen, als Geld und Gut."* Ein Schmunzeln wird dem Leser das Wort „Patompa" entlocken, das der Setzer getreulich vom Manuskript übernommen hat: hier ist das schönste Sächsisch mit dem Autor durchgegangen. Immer wieder bringt May voller Stolz seine deutsche Abstammung zum Ausdruck. *„Die Germani sind gut; was sie verkaufen, ist ehrliche Waare, und was sie sagen, das gilt als ein Schwur."*

Am Schluß der Hausschatz-Erzählung erfolgt – vom Redakteur Venanz Müller eingeschoben? – ein Hinweis *„Auf Seite 64 des laufenden Jahrganges„*; die hier angezogene Passage sei der Vollständigkeit halber nachstehend wiedergegeben:

Wochen-Rundschau.

Kriegswesen.

Deutschland besitzt bereits vier Marinestationen im stillen Ocean: Bavau auf den Tonga-Inseln, Mioko auf der Insel Duke of York (Neubritannien), Jaluit auf den Marshall-Inseln und als vierte und jüngste Saluafata auf der Samoa-Insel Upolu.

5.6 Ein Jahr nach Abdruck der Ehri-Geschichte im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ veröffentlichte May – unter dem Pseudonym „Prinz Muhamêl Latréaumont" die dritte Ehri-Variante; sie erschien unter dem Titel „Tui Fanua" im „Illustrirten Hausblatt" ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT[12]. Sie ist, wie Höck/Ostwald feststellen[13], nicht nur die „blutrünstigste' Version, sie hat, im Grunde genommen, -auch wenn ganze Passagen aus der Hausschatz-Fassung wörtlich übernommen wurden – mit den beiden ersten Varianten nur noch wenig gemein. Auch die wiederverwendeten Motive des Frauenraubes, der gestörten Trau-Zeremonie sowie der Haie als Vollstrecker der Rache sind stark gewandelt. Es finden sich ferner typische Kolportage-Elemente: zwei Gefangene sollen bei lebendigem Leibe gebraten und dann von den Menschenfressern verspeist werden; ein Altar wird zu Festung umfunktioniert, von der aus die Feinde massenweise ins Jenseits befördert werden. Der Handlungsschauplatz sind nicht mehr die Inseln Tahiti und Eimeo, sondern die Samoa-Inseln Manua und Olosinga.

Im Gegensatz zur Hauschatz-Erzählung vermittelt „Tui Fanua" von der Anlage und Ausführung her den Eindruck einer gewissen Flüchtigkeit; z. B. wird *Kapitän Hammer* schon im darauffolgenden Satz *der gute Roberts* genannt; so hieß der Kapitän des gestrandeten Schiffes im Hausschatz. Nicht übersehbar sind eine ganze Reihe von Druckfehlern.

Das Christentum allgemein kommt in dieser dritten Ehri-Version zunächst wieder nicht sonderlich gut weg; das ist nach der Lektüre der Hausschatz-Fassung umso bemerkenswerter, als der Erzähler von „Tui Fanua" (Latréaumont) diese Äußerungen nicht etwa einem Dritten in den Mund legt. Allerdings werden diese allgemeinen negativen Aussagen später handlungsbezogen dadurch mehr als kompensiert, daß der christliche „Missionar" als Schwindler entlarvt und der Häuptling Tui Fanua (der Begriff „Ehri" taucht gar nicht auf) freiwillig Christ wird und christliche Lehrer und Missionare auf Manua wirken läßt.[14]

5.7 1893 erschien bei Friedr. Ernst Fehsenfeld als 11. Band von „Karl May's gesammelten Reiseromanen" „Am Stillen Ocean". Die erste der hierin enthaltenen Erzählungen, „Der Ehri", ist die praktisch unverändert aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ übernommene Geschichte gleichen Titels. Es wurde lediglich ein Reihe von Wörtern der inzwischen geänderten Schreibweise angepaßt. Gelegentliche Wortänderungen (z. B. *„meine Gewehre"* statt „meine Büchse") und Einfügungen (*„. . . stieß er hervor*), die May vornahm, sind unerheblich.

5.8 Ein Jahr später, 1894, feierte die „Ehri"-Erzählung Mays erneut Auferstehung und zwar in der Urfassung der FROHEN STUNDEN: wiederum unter dem Pseudonym Emma Pollmer brachte der H. Liebau Verlag, Berlin, die Erzählung in dem für die Jugend bestimmten Buch „Der Karawanenwürger". Für diese Neuauflage wurden gegenüber der Urfassung die Schreibweise einer Reihe von Wörtern geändert und einzelne Wörter bzw. Satzteile geändert oder weggelassen (was nicht immer sehr glücklich und konsequent gehandhabt wurde). Der „Bereinigung" zum Opfer fielen auch die Worte Maninas „. . . er (der Dolch) hätte mein Herz gefunden, sobald Mahori mich anrührt"; das hätte die Phantasie der Jugend in unrechte Bahnen lenken können, und so wurde daraus „. . . noch ehe die Nacht kommt". Weggelassen wurden auch Mays Betrachtungen über die Gesellschaftsinseln, über das malaiische Canoe mit Ausleger sowie die ausführliche Beschreibung von Maninas äußerer Erscheinung, wohl als „für die Jugend" zu langweilig. Insgesamt jedoch kann man von einem fast unveränderten Wiederabdruck der Urfassung sprechen.

5.9 Letztere fand 1967 Aufnahme als zehnte Erzählung in den Band „Old Firehand" der Bamberger Gesamtausgabe.

5.10 Nicht unerwähnt soll bleiben, daß „Der Ehri" in französischer Übersetzung schon 1887 (spätere Auflagen 1897 und 1924) unter dem Titel „Le roi des requins" in der Collection Pour Tous Nr. 143 des Verlages Mame et fils, Tours, in einer mit Holzstichen geschmückten Ausgabe erschienen ist; sowie ein Jahr später in der gleichen Sammlung (Nr. 139) desselben Verlages in einer ebenfalls illustrierten Ausgabe – jedoch gekürzt – unter dem Titel „Au gré de la tourmente"[15]. Als Vorlage dürfte dem Übersetzer die Fassung des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES gedient haben.

Auch eine bulgarische Übersetzung von „Die Rache des Ehri" im Rahmen eines Taschenbuches mit insgesamt sieben May-Erzählungen aus dem Jahre 1978 (Übersetzer Wesselin Radkov) ist bekannt[16].

Bibliographie

A 1878	Juli, „Die Rache des Ehri – Ein Abenteuer aus dem südöstlichen Polynesien von Emma Pollmer" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II. Jahrgang, Nr. 41–43, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.
1894	„Die Rache des Ehri – Ein Abenteuer aus dem südlichen Polynesien von Emma Pollmer" in „Der Karawanenwürger", Verlag von H. Liebau, Berlin, bzw. in der Nachfolge A. Weichert, Berlin.
1967	„Die Rache des Ehri" – Veröffentlichung der Fassung von 1878 durch Roland Schmid (als Herausgeber) in Band 71 von Karl May's Gesammelten Werken, Karl-May-Verlag, Bamberg, (71, 10).
B 1879/80	Dez.–Jan. „Der Ehri – Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ VI. Jahrgang, Nr. 13–16, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.
1893	„Der Ehri" – Übernahme in den Band XI der Gesammelten Reiseromane „Am Stillen Ocean" Reiseerlebnisse von Karl May, als erste Erzählung, Verlag von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br.
1910	Mai, dto. in Band XVII von„ Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen."
C 1881	Januar(?), „Tui Fanua – Ein Abenteuer auf den Samoa-Inseln von Prinz Muhamêl Latréaumont" in ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT, Illustrirtes Hausblatt, V. Jahrgang, Nr.13–14, Verlag von Göltz & Rühling, Stuttgart.

6. Ein Fürst des Schwindels

6.1 Die Urform dieser Erzählung, „Aqua benedetta", gehört zu jenen FROHE-STUNDEN-Erzählungen Mays, die in den 1894 vom Liebau Verlag, Berlin, herausgegebenen Sammelband „Der Karawanenwürger" keine Aufnahme fanden; und das hatte sicherlich seinen Grund, sollte es sich hier doch um „Erlebnisse und Abenteuer zu Wasser und zu Lande – für die Jugend" handeln, spannende Geschichten also, die den jugendlichen Leser in ferne Länder und zu fremden Völkern führen sollten. Nun stellt „Aqua benedetta", wie schon der Untertitel „Ein geschichtliches Räthsel" zum Ausdruck bringt, eine Erzählung mit geschichtlichem Hintergrund dar, und in der Tat sind auch eine Anzahl der Hauptakteure bekannte geschichtliche Persönlichkeiten. Ludwig XV., König von Frankreich, die Marquise von Pompadour, der italienische Abenteuerer Casanova, der Graf von Saint-Germain und andere treten in bunter Folge auf. Interessant ist sie schon, diese Erzählung „Aqua benedetta", aber spannend?

6.2 Im Mittelpunkt stehen der als Abenteuerer und Scharlatan in die Geschichte eingegangene Graf von Saint-Germain sowie der in preußischen Diensten stehende Diplomat Baron von Langenau.

Über den Grafen von Saint-Germain berichtet Meyers Lexikon [1] wie folgt:

> **Saint-Germain** (spr. ßäng-schermäng), Graf von, berühmter Abenteurer des 18. Jahrh., dessen wahrer Name nicht bekannt geworden ist, der aber wahrscheinlich aus Portugal stammte, trieb sich mit dem Vorgeben, schon 2000 oder 3000 Jahre alt zu sein und Christus und die zwölf Apostel gut gekannt zu haben, und des Besitzes von allerlei Wundergaben und Zauberkräften sich rühmend, seit 1740 unter verschiedenen adligen Namen in den feinern Zirkeln der Hauptstädte Europas umher. Vielseitiges Wissen und ein seltenes Gedächtnis, große Weltkenntnis und ein gefälliges Äußere unterstützten seine Schwindeleien, durch die er die Gunst Ludwigs XV., des Fürsten Orlow, des Markgrafen Karl Alexander von Ansbach und des Landgrafen Karl von Hessen zu gewinnen wußte. Meist entfaltete er großen Reichtum, von dem man vermutete, daß er ihn durch Spionagedienste erworben. Er starb 1784 in Eckernförde. Cagliostro galt als sein Schüler.

Beim Baron von Langenau dürfte es sich um eine Phantasiegestalt Mays handeln, deren Namen sich der Schriftsteller von den zwei Dörfern und Rittergütern mit Namen Nieder- und Ober-Langenau in der Sächsischen Kreishauptmannschaft Dresden, Amtsh. Freiberg, entlehnt haben mag.

Der Graf von Saint-Germain aus der Erzählung Mays hatte den Vater des Barons von Langenau mit seinen angeblichen magischen Fähigkeiten fasziniert, *von sämmtlichem Gold und Silber befreit* und so zum Selbstmord getrieben.

6.3 Die Erzählung setzt sich aus den drei Episoden zusammen, die in Versailles, im Haag und in Eckernförde spielen. Während es durchaus um Ernsthaftigkeit bemühte Kreise gab, die in Saint-Germain einen „großen Meister" sahen, dem „geheime Gesetze unterstanden",[2] ließ May in seiner Erzählung keinerlei Zweifel aufkommen, um was für einen Menschen es sich nach seiner Meinung bei dem Grafen handelt: um einen Scharlatan, der durch sein raffiniertes Auftreten die Leute um ihr Hab und Gut betrog. In allen drei Episoden der Erzählung blendet er mit seinen vermeintlichen Reichtümern und Fähigkeiten die Menschen. Während es ihm noch in Versailles gelingt, dem Herrn von Langenau eine diplomatische Schlappe bei Hofe beizubringen, überführt ihn der Baron im Haag mit Hilfe des *armen aber ehrlichen* Chemikers von Holmen (denselben Familiennamen verwendet May auch in seiner Erzählung „Der Africander"). Requisit der Handlung ist u. a. das vornehmlich aus den Kolportageromanen Mays bekannte Geheim-Kabinett mit der verborgenen Tür, einer im Boden angebrachten Fallklappe sowie der an geheimer Stelle vorgesehenen Möglichkeit zur Beobachtung des Nebenraumes. Auch das Motiv des Lauschens, von May insbesondere später bei seinen Reiseerzählungen häufig und gern verwendet, findet sich schon in dieser frühen, im zivilisierten Europa spielenden Handlung. Der abschließende dritte Teil der Geschichte führt uns nach Eckernförde, zum Wohnsitz des Prinzen Karl von Hessen-Kassel, dem dänischen Feldmarschall und Statthalter der Provinzen Schleswig und Holstein. Auch ihn, den ältlichen, vom Podagra in den Polsterstuhl gebannten Herrn hat Saint-Germain mit seinen „Künsten" umgarnt und an den Rand des Bankrotts laboriert. Wiederum ist es der Baron von Langenau, der, zusammen mit seinem Freund Prinz Paranow, dem Prinzen Karl die Augen öffnet. Paranow bringt schließlich Saint-Germain im Duell „zwischen den Dünen" zur Strecke. Patsch[3] bereits wies darauf hin, daß der kroatische Prinz Paranow seinen im übrigen gar nicht kroatischen Namen vermutlich dem Schurken Parranoh der „Old Firehand"-Erzählung verdankt. Er erwähnt ferner noch „das durch den Gang der Handlung nicht bedingte Vorkommen eines Spruches von Montaigne", des französischen Philosophen: „Es gibt keinen Menschen, der bei gesetzlicher Prüfung seiner Handlungen und Gedanken sich nicht wenigstens sechsmal hängenswerth fände; es ist daher schade und sehr ungerecht, zu strafen." Und Patsch macht auf den inneren Zusammenhang solcher Aussagen mit eigenem bitteren Erleben des Autors May aufmerksam.

Der von May später, insbesondere in der „Liebe des Ulanen" (und hier über drei Generationen hinweg) propagierte Gedanke einer deutsch/französischen Annäherung, beginnend im privaten Bereich durch Liebes- und Ehebande zwischen den Protagonisten seiner Erzählungen und ihren französischen Bekannten, findet in „Aqua benedetta" einen ersten Vorläufer: die Nichte der Hofdame der Madame Pompadour, Amély Hausset, wird vom Baron von Langenau als Ehefrau heimgeführt. Der Vorname Amély wird übrigens auch in der „Liebe des Ulanen" wiederverwendet[4].

6.4 Die Titelgeschichte der Nummern 24–27 des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES Jgg.VI (Oktober 1879 bis Oktober 1880) war „Ein Fürst des Schwindels". May hat sie unter dem Pseudonym „Ernst von Linden" drucken lassen. Inhaltlich lehnt sich die Hausschatz-Fassung stark an die FROHE-STUNDEN-Erzählung an, auch die Dreiteilung wurde beibehalten. Die Kapitel-Überschriften lauten jetzt: Aqua benedetta, Der Krondiamant und Aqua maledetta; sie sind

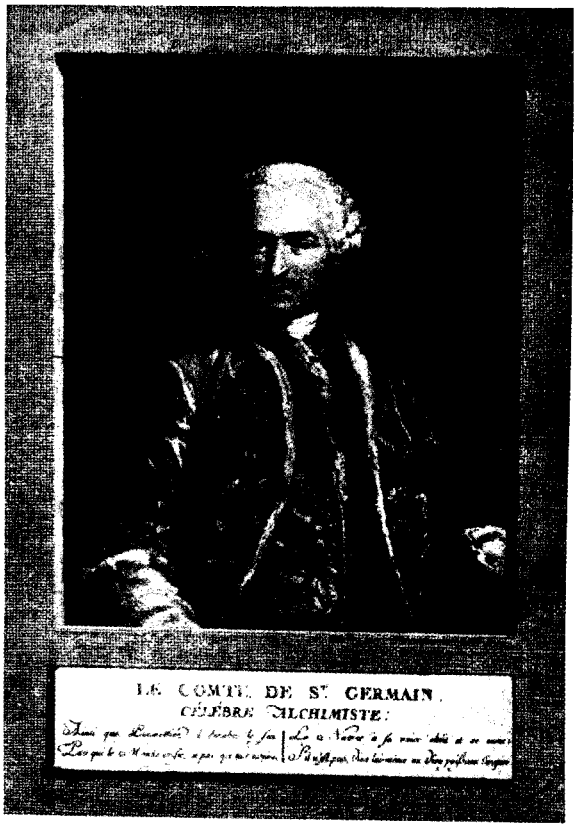


Abbildung des Grafen von St. Germain nach einem alten Kupferstich.

damit aussagefähiger als die der Urfassung. Der Handlungsablauf blieb weitgehend erhalten; nur einige Einzelheiten wurden von May abgewandelt:

- Amély unterrichtet ihren deutschen Freund nicht mehr durch ein „duftendes Billet" über den Grund des Scheiterns seiner Mission bei König Ludwig XV.; vielmehr reitet sie dem im Wagen von Versailles zurückfahrenden Langenau nach und gibt ihm mündlich die notwendigen Erklärungen.
- Der Chemiker van Holmen, der ursprünglich nur im 2. Kapitel „Im Haag" auftritt, ist in der Hausschatz-Fassung auch in Eckernförde mit dabei. Die unmittelbaren Umstände, die zum Tode des Grafen von Saint-Germain führen, erhalten nunmehr einen dramatischen Akzent; durch eine Manipulation des *wilden Kroaten* Prinz Paranow stirbt Saint-Germain an derselben Kugel, mit der sich auch sein früheres Opfer, der alte Baron von Langenau s. Zeit das Leben genommen hatte.
- Im dritten Kapitel sieht Saint-Germain ursprünglich wie ein *sehr gut conservirter Sechziger* aus, im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ hatte *er das Aussehen eines sehr gut conservirten Fünfzigers.*



Abbildung des italienischen Abenteueres Casanova; er ist eine der handelnden Personen in der May-Erzählung „Ein Fürst des Schwindels".

Man sieht, daß es sich – abgesehen von dem abgewandelten Ende des Grafen von Saint-Germain – um unwesentliche Änderungen aus Mays eigener Feder handelt.

Mays Einfügung *„Tausende fluchen ihm, der hundertmal der gerechten Strafe entging, weil man hohe Herren nicht compromittiren wollte, während ein armer Schlucker um eines Vergehens willen, zu welchem ihn der Hunger treibt, gehängt wird oder im Kerker verschmachten muß!"* spiegelt sicherlich sein absolutes natürliches Rechtsempfinden sowie seine humane Gesinnung wider; seine Worte sind aber wohl in erster Linie als Anklage gegen am eigenen Leibe erfahrenes vermeintliches Unrecht, als Aufschrei seiner verwundeten Seele zu verstehen.

6.5 Obwohl der Handlungsablauf, wie gesagt, fast unverändert erhalten blieb – ganze Textpassagen wurden z.Teil wörtlich aus der Urfassung übernommen – unterscheidet sich die Hausschatz-Erzählung von ihrer Urfassung doch beachtlich: durch einleitende Worte, die dem besseren Verständnis des geschichtlichen Hintergrundes dienen, durch die ausgeweitete, logischer wirkende Schilderung der Handlungsabläufe. Durch sprachliche Verbesserung und ausführlichere Dialoge wirkt die Erzählung jetzt wesentlich reifer und in sich geschlossener. Außerdem hat es May verstanden, das Element der Spannung und des Spannungsaufbaus in die ursprünglich offenbar ohne besondere innere Anteilnahme zu Papier gebrachte und oft sprunghaft wirkende Schilderung einzubeziehen. Der mehrfach wiederholte Hinweis Langenaus auf das in *sorglichster Verwahrung* befindliche *Blei, welches meinen Vater traf* und die Prophezeihung *„auch Sie werden an demselben sterben"*, dienen der Erzeugung und Erhöhung der Spannung, die sich bei dem spektakulären Ende des Grafen von Saint-Germain löst.

Die aus einer Quecksilberlegierung bestehenden Kugeln, die beim *Schusse . . . unschädlich zur Erde fallen,* finden sich auch in „Durch das Land der Skipetaren" wieder, wo Kara Ben Nemsi den staunenden Balkanbewohnern ein Taschenspielerkunststück vorzaubert, wie es ähnlich der Graf von Saint-Germain in unserer Erzählung ebenfalls beabsichtigt hatte [5].

Die von May vorgenommenen Ergänzungen, Änderungen und Verbesserungen fügen sich nahtlos ein; die Erzählung wirkt im Vergleich zu „Aqua benedetta" jetzt wie „aus einem Guß" und der aufmerksame Leser könnte fast zu dem Schluß kommen, daß nur die Hausschatz-Erzählung in ihrer ausführlichen Fassung von Anfang an vorgelegen haben könne, daß es sich vielmehr bei der FROHEN-STUNDEN-Version um einen nachträglich verfaßten – teilweise schlecht gekürzten – Extrakt handele. Eine solche – mit Sicherheit nicht berechtigte – Annahme wird scheinbar sogar gestützt durch verschiedene sprunghafte, beinahe unlogische Formulierungen der Frühfassung, die erst dann ihre Harmonie, eine natürliche Erklärung finden, wenn man die „fehlenden" Passagen aus dem Hausschatz hinzuzieht.

Eine Erklärung für die wenig ausgefeilte, harte, hier und da stichwortartig kurze, oft sprunghafte Darstellungsweise in den FROHEN STUNDEN läßt sich allein darin finden, daß May hier im Grunde genommen nur Skizzen, flüchtig hingeworfene Texte zu Papier gebracht hat, die er der Not gehorchend, d. h. unter großem zeitlichen (= pekuniärem) Druck, in dieser Form dem Verleger Radelli zum Abdruck überließ. Mit der Entwicklung schriftstellerischer Fähigkeiten allein ist der krasse Unterschied zwischen Erzählungen wie „Aqua benedetta" und „Ein Fürst des Schwindels" sonst nicht zu erklären.

6.6 Ostern 1927 erschien die Hausschatz-Erzählung unter dem Titel „Das Zauberwasser" im Rahmen der Radebeuler Gesamtausgabe von Karl Mays Gesammelten Werken Band 48, dem sie auch den Namen gab. Herausgeber des Bandes waren Dr. E. A. Schmid und Franz Kandolf. Die Erzählung wurde zwar, was den Handlungsablauf anbetrifft, unverändert übernommen, jedoch wurden die Ausdrucksweise modernisiert, Dialoge und Schilderungen gestrafft, teils ganze Absätze weggelassen, aber auch Fehler und mißverständliche Formulierungen bereinigt. So wurde z. B. das Jahr der Handlung des dritten Kapitels von 1780 in 1784 berichtigt, in dem der Graf von Saint-Germain tatsächlich in Eckernförde verstorben ist. Alles in allem handelt es sich um eine für den May-Forscher nicht in Betracht kommende, aber als Lese-Ausgabe für das breite Publikum bestens geeignete Überarbeitung.

6.7 Die ursprüngliche Erzählung aus den FROHEN STUNDEN hat Roland Schmid 1967 in den Band 71 der „Gesammelten Werke" der Bamberger Edition „Old Firehand" als 7. Erzählung übernommen.

Die vom Herausgeber in seinem Nachwort gemachten Aussagen, auf die bereits weiter oben hingewiesen wurde (s. Zi. 4.5), beziehen sich auch auf die Erzählung „Aqua benedetta".

Bibliographie

1878 Februar – März, „Aqua benedetta – Ein geschichtliches Räthsel von Emma Pollmer" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II. Jahrgang, Nr. 20 – 24, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1880 März – April, „Ein Fürst des Schwindels – nach authentischen Quellen von Ernst von Linden" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, VI. Jahrgang, Nr. 24–27, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1927 „Das Zauberwasser" – Veröffentlichung der Fassung von 1880 durch E. A. Schmid und Franz Kandolf (als Herausgeber) in Band 48 der „Gesammelten Werke" „Das Zauberwasser" u. a. Erzählungen von Karl May (erste Erzählung), Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden. (48,1).

1967 „Aqua benedetta" – Nachdruck der Fassung von 1878, veröffentlicht durch Roland Schmid (Herausgeber) in Band 71 von Karl May's Gesammelten Werken „Old Firehand" Karl-May-Verlag, Bamberg. (71,7).

7. Der Brodnik

7.1 Nicht unter der Rubrik „Aus allen Zeiten und Zonen" – wohin sie vom Schauplatz und der abenteuerlichen Handlung her durchaus gepaßt hätte – sondern in der Sparte „Romane, Erzählungen, Humoresken etc." erschien als letzte der von May in den FROHEN STUNDEN veröffentlichten Erzählungen „Nach Sibirien. Von Emma Pollmer". Sie ist in der dritten Person geschildert. Wir haben es hier weniger mit einer Frühfassung als vielmehr mit einer Art Vorläufer des „Brodnik" zu tun.

Handlungsschauplatz aller drei Kapitel der in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts spielenden Erzählung ist der Nordosten des europäischen Rußland. Während sich die Handlung der beiden ersten Kapitel „Der Diamantenraub" und „Ein Deutscher" in Ustjug Weliki, der damals bedeutenden Handels- und Industriestadt an der Straße nach Sibirien, abspielt, liegt der Schauplatz des letzten Kapitels „Überlistet", nach einer kurzen Szene in Petersburg, im Bereich der Dwina, einige hundert Kilometer vor ihrer Einmündung in das Weisse Meer bei Archangelsk. Abschließend führt die Erzählung mit einer kurzen Einblendung nach Wiesbaden in Deutschland. „Nach Sibirien" ist vom Kern her eine Kriminalgeschichte, in der ein Juwelier mit Hilfe eines geschickt inszenierten Tricks seiner wertvollen Juwelen beraubt wird. Das Motiv der Beraubung eines Juweliers, der in die Wohnung einer Aristokratin gelockt wird, findet sich übrigens auch in dem „Criminalroman von Karl May ‚Auf der See gefangen'" wieder.[1]

Die kurze Geschichte – etwa 32 Seiten des Satzspiegels der Radebeuler Ausgabe – läßt einen gezielten Spannungsaufbau vermissen; der Leser weiß jeweils schon vorher in etwa, was kommt. Ungeachtet dessen läßt sich die Erzählung gut lesen; sie ist darüberhinaus in mehrerer Hinsicht interessant. May prangert in ihr die falsche Frömmigkeit an und kommt zu dem Schluß: *„Wer alle seine Bestrebungen hinauf zum Himmel schickt, versäumt sehr leicht seine größten irdischen Pflichten, stößt Diejenigen von sich, mit denen er in freundlicher und fruchtbarer Wechselbeziehung zu stehen hat . . ."* – Solche Überlegungen haben, obwohl das Motiv der frommen Baronin und ihrer Gesellschafterin auch im „Brodnik" auftaucht, in den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ keinen Eingang gefunden. Eine der Hauptfiguren der Geschichte ist neben einem aus der Haft entsprungenen Sträfling das durch und durch verdorbene Mädchen Wanka (wer dächte bei diesem Namen nicht sofort an den von May gern und öfter verwendeten Namen „Wanda"?), das dann später im „Brodnik" Maschka heißt. Auf den auffälligen Gleichklang der von May meist verwendeten weiblichen Vornamen wurde bereits bei früherer Gelegenheit hingewiesen: [2] Wanka, Wanda, Anna, Alma, Marga, Zarba, Karja und . . . Emma. Der Familienname Smirnoff, den die Gräfin in Ustjug Weliki trägt, begegnet uns ein Jahr später im „Giftheiner" [3] wieder; ferner in der „Liebe des Ulanen" [4]. Das leichte, durchsichtige Gewand, welches *die herrlichen Formen mehr erblicken als errathen* ließ – es sollte May bekanntlich später aufgrund Verwendung in seinen Kolportage-Romanen heftige Vorwürfe gestrenger Sittenrichter eintragen [5] –, taucht auch schon in dieser frühen Erzählung des Autors auf.
Die abschließende Sentenz *„Es gibt eine ewige Gerechtigkeit, welche verordnet hat, daß eine jede Sünde den Kaim der sicheren Strafe in sich trägt. – – –"* kann dem Leser keine rechte Zustimmung entlocken; eher wäre die Feststellung am Platze gewesen „Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen!"

7.2 Neben dem „Brodnik" ist die FROHE-STUNDEN-Erzählung eine durchaus selbstständige Geschichte mit weitgehend anderem Handlungsablauf, worauf noch näher einzugehen sein wird. Das dürfte 1916 für den damaligen May-Verleger E. A. Schmid Veranlassung gewesen sein, die Erzählung aus den FROHEN STUNDEN mit unverändertem Handlungsgang in die Reihe der „Gesammelten Werke" aufzunehmen: sie bildet die vierte Erzählung des Bandes „Halbblut". Es wurden allerdings nicht nur Druckfehler berichtigt und die inzwischen geänderte Schreibweise einzelner Wörter angepaßt, sondern auch Fremdwörter durch deutsche ersetzt, hier und da die Ausdrucksweise geändert, Dialoge gestrafft und lange Sätze gekürzt. Das *leichte durchsichtige Gewand* wurde selbstverständlich eliminiert und auf einen *Kuß* oder gar *wiederholte* auf die *vollen, rothen Lippen* sowie den Hinweis, *„dann werden sie . . . in Zärtlichkeiten vertieft sein"*, verzichtet. Des weiteren wurde der Name der Gräfin von „Smirnoff" in „Briatoff" geändert, vermutlich, um die Namensgleichheit mit „Fräulein Wanda Smirnoff" im Kapitel „Der Brodnik" aus „Am Stillen Ocean" zu vermeiden. Das alles tut der Lesbarkeit der in die Radebeuler Gesamtausgabe aufgenommenen Erzählung jedoch keinerlei Abbruch; im Gegenteil, man kann dem Herausgeber nur geschicktes, behutsames Vorgehen bescheinigen. Der ursprünglich zum Teil gespreizt wirkende Text hat durch die Überarbeitung erheblich gewonnen und stellt für diese Leseausgabe ohne Zweifel einen Gewinn dar. Auf das weiter unten im Abschnitt „Robert Surcouf" wiedergegebene Faksimile des Vorwortes von Dr. E. Schmid von Weihnachten 1916 zum Band „Halbblut" sei in diesem Zusammenhang verwiesen.

7.3 Im August 1880 veröffentlichte der DEUTSCHE HAUSSCHATZ, 6. Jahrgang, in seinen Nummern 44 und 45 – jeweils als Titelerzählung – „Der Brodnik" mit dem Zusatz „Reiseerlebnisse in zwei Welttheilen von Karl May". Im Gegensatz zur Erzählung aus den FROHEN STUNDEN, die, abgesehen von der kurzen Schluß-Einblendung, nur in Rußland spielt, handelt es sich hier also um eine weltteil-übergreifende Geschichte mit – verstärkt – kriminalistischem Einschlag: es werden nicht nur das Gaunerspiel „Kümmelblättchen" praktiziert, das schon der Erzählung „Three carde monte" seinen Namen gab, sondern auch Paßformulare gefälscht, ein Juwelier überfallen, verkleidete Polizisten eingesetzt und die Beraubung eines großen Heiligen durch entsprungene Bergwerkssträflinge inszeniert.

„Der Brodnik" ist ebenfalls in drei Kapitel eingeteilt: das erste spielt in Deutschland, das zweite in Rußland und das dritte in China bzw. der Mongolei. Mit seinem Vorläufer, der Erzählung „Nach Sibirien" aus den FROHEN STUNDEN hat der „Brodnik" lediglich im zweiten Kapitel, das auch dieselbe Überschrift „Nach Sibirien" trägt, das Motiv des Überfalls auf den Juwelier gemein sowie einige wenige Handlungsrequisiten: das Belauschen im Garten, die Mauer mit dem Pförtchen, die Verkleidung der Gesellschafterin als Baronin. Das sind aber auch schon so ziemlich alle Gemeinsamkeiten. „Der Brodnik" stellt im übrigen eine völlig neu konzipierte, wesentlich erweiterte Fassung dar, die sich (auch im zweiten Kapitel) textlich nicht an die ursprüngliche Geschichte anlehnt.

7.4 Den Grundgedanken der bereits erwähnten Schlußworte aus der FROHEN-STUNDEN-Erzählung stellte May – in leicht abgewandelter Form – an den Anfang des „Brodnik". Der Schriftsteller verknüpfte damit, ausgehend von einem Hinweis auf die mannigfaltigen Erlebnisse seines *vielbewegten Lebens*, womit er ja keineswegs im Unrecht ist, eine längere Betrachtung über das göttliche Walten eines *großen, allmächtigen, allgütigen und allweisen Schöpfers* im Kleinen und im Großen, in der Natur und beim Menschen, *ohne dessen Willen . . . kein Haar unseres Hauptes verloren geht.* Anhand des *großen, Staunen erregenden, Ehrfurcht erweckenden Zusammenhang*(s), der *durch die ganze Reihe der kreatürlichen Erscheinungen* geht, entwickelt er seine (oder zu diesem Zeitpunkt auf den Hausschatz-Leser zugeschnittene?) Vorstellung der über geographische und zeitliche Räume hinweg wirkenden göttlichen Gerechtigkeit: *„Eine jede That, mag sie nun von dem Einzelnen oder von der Nation geschehen, trägt den Keim ihrer Vergeltung in sich"*, Worte, die gerade auch in unserer heutigen Zeit Anlaß zum Nachdenken geben sollten.

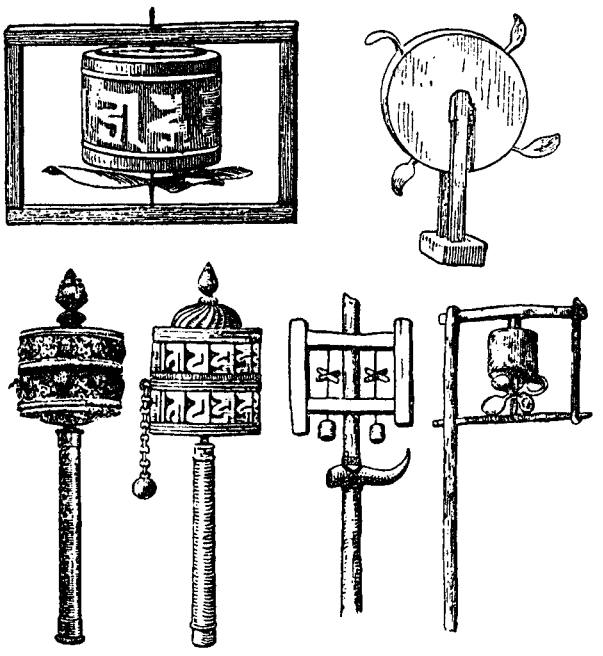
Solche das religiöse Empfinden der Leserschaft anrührenden Überlegungen hat der Redakteur der katholischen Familienzeitschrift sicherlich gerne abgedruckt; sie sind aber auch geeignet, den Leser gespannt zu machen auf das, was da noch kommen soll.

7.5 Das erste Kapitel, dessen Überschrift „Gefährliche Bekanntschaften" allein schon Spannung weckt, spielt im Ruhrgebiet. *„Eine Rundreise durch Deutschland führte mich auch in einen berühmten Centralpunkt des westphälischen Kohlen- und Eisenwerkbetriebes, wo ich einige Tage verweilte."* Der Kenner von Mays Biographie ist sogleich im Bilde: 1875 bereiste er, der frischgebackene Redakteur des Verlages H. G. Münchmeyer in Dresden, Deutschland und Oesterreich, um bei den großen Firmen, wie Krupp, Borsig usw. Abonnenten für sein neu gegründetes Blatt SCHACHT UND HÜTTE zu werben [6]. May macht uns gleich zu Beginn seiner Erzählung mit *„Adele Treskow, Sängerin, Berlin"* bekannt, *„einer jener selbstbewußten, scheinbar natürlich und doch mit feiner Berechnung sich gebenden Schönheiten"*. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, in der anschließenden, ausführlichen Beschreibung der „Sängerin", in der er auch den *innigen, gemüthvollen und eigenthümlich verständnisreichen Augenaufschlag* beschreibt [7], die schon damals (1880) von May klar erkannte wahre Veranlagung jener Frau vor uns zu haben, die er nur kurze Zeit später als seine Ehefrau heimführen sollte [8]. Es ist fürwahr keine sehr schöne Rolle, die er „Adele" als Lockvogel eines Gaunertrios zuordnet. Den Namen Adele von Treskow kennen wir übrigens schon aus der 1878 von May in den FROHEN STUNDEN veröffentlichten Kriminalgeschichte „Auf der See gefangen" [9] May griff überhaupt gern auf dieselben Namen immer wieder zurück; vielleicht waren sie ihm im tatsächlichen Leben einmal begegnet? Als der beim heimlichen Drucken im zweiten Kapitel ertappte Lehrling seinen Hintermann nennen soll, fällt May beim Niederschreiben der Hand-

lung sogleich der Name „Willmers" ein, der z. B. in „Scepter und Hammer" [10], im „Self-man" [11] in „Three carde monte" [12], und im „Verlorenen Sohn"[13] ebenfalls auftaucht. In diesem Zusammenhang sind die Überlegungen Patschs von Interesse, die er im Zusammenhang mit der ebenfalls mehrfachen Verwendung des Namens Burton durch May zu Papier gebracht hat [14]: „Diese überraschende Häufigkeit ist . . . nicht als schriftstellerische Schlamperei aufzufassen, sondern als einer jener Fäden anzusehen, die von Mays Leben zum Traum und zum erträumten Werk ziehen. Es müssten fürwahr recht merkwürdige seelische Vorgänge gewesen sein, die dem Dichter später so häufig die Feder so führten, daß der Name Burton auf dem Papier erschien"; und weiter: „Ziehen wir noch die immer wieder aufzuzeigenden Wiederholungen von Namen und Gestalten heran, so drängt sich uns mehr und mehr die Gewißheit auf, daß sie alle in Mays Träumen ihr besonderes Leben geführt und den Dichter beständig umlauert haben müssen, um sich wenigstens in Tintenschrift auf dem weißen Papier gewissermaßen zu ‚materialisieren' ".

Wenn auch „Charley" oder ein anderer Name, der auf die Identität des „Ich" im „Brodnik" schließen ließe, nicht genannt wird, geht doch aus verschiedenen Indizien eindeutig hervor, daß nur der Autor selber, Karl May, diese „Reise-Erlebnisse in zwei Welttheilen" höchstpersönlich hatte. Neben der Reise ins Revier ist die anschließende, spannend geschilderte Begebenheit in der Druckerei des Dresdner Verlages zu nennen, und im zweiten Kapitel äußert sich der „Assessor" Max Lannerfeld: *„Es war ein Schreiber, ein Schriftsteller oder etwas Derartiges".* Interessant ist es, daß May dem Verbrecher Lannerfeld den Titel „Assessor" verlieh. Wir erinnern uns, daß es ein gleichermaßen unsympathischer Assessor war, der May im hohen Alter kraft seines „Amtes" demütigen konnte [15].

7.6 Im zweiten Kapitel der Handlung, „Nach Sibirien", taucht – einige Jahres später – die *„Kümmelblatt-Amazone"* Adele von Treskow unter dem Namen Wanda Smirnoff wieder auf. *„Wanda? Dieser Name berührte mich eigenthümlich."* Eine Wanda, die „Wilde Polin", ist Hauptfigur der Mayschen Novelle gleichen Namens [16]. Bereits am Anfang des „Brodnik" hatte May den *leisen, polnischen Akzent* der Adele von Treskow erwähnt. May läßt in diesem Kapitel das „Ich" und seinen russischen Freund sich mehrfach mit Billard beschäftigen, einem Spiel, das nicht nur in seinen anderen Erzählungen des öfteren vorkommt [17], sondern das er ja bekanntlich auch aus seinem tatsächlichen Leben kannte [18]. Auch der Name „Dozorca", den wir als Nachnamen aus dem „Silberlöwen" I kennen, taucht im Kapitel „Nach Sibirien" auf, hier allerdings als Berufsbezeichnung: Gefängniswärter.



Gebetsmühlen, die die aufgeschriebene buddhistische Formel „Om mani padme hum" tragen, gibt es in vielen Variationen. Sie werden von Hand oder durch die Kraft des Wassers oder Windes in Bewegung gehalten. Jede Drehung bewirkt, daß das Gebet ein Mal „gesprochen" ist. Karl May beschreibt die Gebetsmühlen anschaulich im dritten Kapitel „Om, mani padme hum!" seiner Hausschatz-Erzählung „Der Brodnik". (nach Dr. R. Karutz)

7.7 Das dritte Kapitel „Om, mani padme hum!" wird eingeleitet durch die Feststellung, daß das „Ich" nach einer Reihe von Jahren auf dem Schiff „The wind" des Kapitäns Turnerstick in die Bai von I-mo-tung gelangt sei und einen Abstecher über die chinesische Mauer hinaus bis in die Wüste Gobi zu machen gedachte. Der Hausschatz-Leser hatte somit gleich einen Anknüpfungspunkt an die zuvor im selben Jahrgang der Familienzeitschrift erschienene May-Erzählung „Der Ehri", die damit endet, daß sich der Erzähler mit seinem Freunde Turnerstick auf der Barke „The wind" in der Südsee befindet, von wo aus der Sprung nach China ja durchaus im Bereiche des Denkbaren liegt. Tatsächlich hat May später selbst unter Einschiebung des „Kiang-lu" beide Erzählungen bei Herausgabe des Bandes „Am Stillen Ocean" im Verlage Fehsenfeld, Freiburg, in einen direkten ablaufmäßigen Zusammenhang gestellt.

Die eigentliche Handlung dieses dritten „Brodnik"-Kapitels ist rasch berichtet: der Erzähler erlebt mit, wie einige aus russischen Bergwerken entsprungene Häftlinge, die zum Schein Gefolgsleute eines großen buddhistischen Heiligen geworden sind, versuchen, diesen zu berauben. Ihr Anführer, der dabei den Tod findet, ist der ehemalige Assessor. *„Er hatte Gott gespottet und sich zum Om, mani padme hum bekannt. . . . – er ging vom Kreuze zur Padma und von der Padma in den Tod. Es gibt eine Gerechtigkeit, die über alles menschliche Wollen und Können erhaben ist! –* " Wahrlich, der rechte Abschluß für eine Erzählung im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ; wir werden an die Marienkalender-Geschichten Mays erinnert, in denen sich ebenfalls wiederholt erweist: „Gott läßt sich nicht spotten".[19]

May hat, was nicht uninteressant ist, in „Om, mani padme hum!" [20] die Namen der französischen China-Missionare Huc (1813–1860) und Gabet ausdrücklich erwähnt, deren Reisebeschreibungen er sich später bei seinen erd- und völkerkundlichen Betrachtungen im „Kiang-lu" wiederholt zunutze machte. Man kann vermuten, daß er auf ihren Schilderungen auch seine interessanten Beschreibungen der Gebetsmühlen mit dem aufgedruckten „Om, mani padme hum" sowie der Katha (Glückstuch der Mongolen) aufbaute. Auch in dieser Erzählung finden wir wieder die recht pauschale Äußerung über die *arglistigen, impassablen Chinesen,* während die *einfachen, arglosen Mongolen* bei dieser Art der Klassifizierung erheblich besser wegkommen. Das Motiv des Heiligen oder Einsiedlers in seiner Behausung hoch droben auf dem Berggipfel begegnet uns im Werk Mays wiederholt [21].

Ausführlichen Raum aber nehmen die ausgedehnten Gespräche mit den eingeborenen Mitreisenden über den christlichen Glauben, das Heilige Buch und den Vater im Himmel ein. Der Erzähler betet ihnen das Vaterunser und den Englischen Gruß vor und gibt ihnen Sprüche aus der Bibel mit auf den Weg. *„. . . Ich hätte am liebsten gleich Missionar sein mögen."* Wir haben es hier eindeutig mit einer Konzession des Autors an den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ und sein Leserpublikum zu tun [22].

7.8 Im Jahre 1882, zwei Jahre nach der Erstveröffentlichung des „Brodnik" im Hausschatz, erschien in den Heften 21 bis 23 des IV. Jahrgangs der DEUTSCHEN GEWERBESCHAU, Beilage „Für den Feierabend", die Erzählung „Vergeltung. Ein Reise-Abenteuer von Karl May". Hierbei handelt es sich um einen getreulichen Nachdruck des „Brodnik" aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ. Diese Aussage ist auch dann aufrecht zu erhalten, wenn man berücksichtigt, daß der Nachdruck gegenüber der Hausschatz-Fassung eine Anzahl Änderungen aufweist. Sie bestehen im wesentlichen in der geänderten Schreibweise einzelner Wörter, die teils berechtigt, teils aber auch nicht unbedingt erforderlich oder sogar falsch ist. Dieselbe Feststellung trifft für die vorgenommene Auswechslung, das Weglassen, Umstellen oder Hinzufügen einzelner Wörter zu; von einer „Bearbeitung" kann jedoch keine Rede sein.

Die DEUTSCHE GEWERBESCHAU hatte schon in früheren Jahrgängen May-Erzählungen veröffentlicht und zwar stets unter seinem wirklichen Namen:

Jahrgang I 1878/79 „Die Rose von Sokna"
(Erstveröffentlichung – 71,4)
Jahrgang II 1879/80 „Die Seelenverkäufer"
(Nachdruck von „Unter den Werbern – 42,7)
Jahrgang II 1879/80 „Alma"
(Nachdruck von „Der Giftheiner" – 43,6)
Jahrgang IV 1881/82 „Ein Fürstmarschall als Bäcker"
(Erstveröffentlichung – 42,2)

Der Nachdruck „Vergeltung" stellt somit nach dem heutigen Wissensstand die fünfte in der DEUTSCHEN GEWERBESCHAU ver-



IV. Jahrgang. 1882.

Deutsche Gewerbeschau

Neue Folge. No. 21.

Abonnementspreis pro Quartal direkte Zusendung M 2. pro Halbjahr bei der Post M 4.05. Erscheint alle 14 Tage.

Central-Organ für die gewerblichen Vereine Deutschlands unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Schriftsteller herausgegeben von Wilhelm Hoffmann in Dresden.

Inserate die 5mal gespaltene Zeile oder deren Raum 30 ₰ Bei Wiederholungen Rabatt.

Für den Feierabend.

Beilage zu No. 21 der „Deutschen Gewerbeschau."

Vergeltung.

Ein Reise-Abenteuer von Karl May.

Gefährliche Bekanntschaften.

Wenn ich in stillen Stunden die Erlebnisse meines vielbewegten Lebens an mir vorüberziehen lasse, so drängt sich meinem Geiste vor allen Dingen die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf, welche die Erinnerung mir vor die Augen führt. Die Erscheinungen des kalten, starren Nordens und des glühenden Südens, des jungen Westens und des altergrauen Ostens haben sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, und es bedarf oft einer gewissen Anstrengung, diese an Form und Farbe so verschiedenartigen Bilder genau auseinander zu halten. Ich habe mir überall Früchte gepflückt, materielle für den Körper und geistige für die Seele. Von diesen Früchten gleicht keine der andern an Gestalt, Farbe und Geschmack, an Art und Tiefe ihrer geistigen Wirkung, denn jedes Land hat seinen eigenen Boden und in Folge dessen auch seine eigenartigen Entwicklungsformen, seine eigenartigen physikalischen und psychischen Erscheinungen. Eine einzige

Wie oft bin ich grad dieser Gerechtigkeit begegnet, den ganz natürlich und doch so erstaunlich entwickelten Folgen einer That, die von Menschen nicht beachtet oder längst vergessen worden war und deren Urheber noch in fernen Zeiten oder fernen Ländern ganz plötzlich von der Hand getroffen wurde, von welcher der Psalmist singt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, siehe so bist Du da: bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da: nähme ich die Flügel der Morgenröthe und flöge an's fernste Meer, so würde doch Deine Hand daselbst mich führen und Deine Rechte mich halten!"

Eine Rundreise durch Deutschland führte mich auch an einen berühmten Centralpunkt des westphälischen Kohlen- und Eisenwerkbetriebes, wo ich einige Tage verweilte. Zur Abreise gerüstet, fuhr ich dann mit einer Droschke nach dem Bahnhofe, welcher eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt war.

Titelkopf der „Deutschen Gewerbeschau" sowie der Unterhaltungsbeilage mit dem Anfang der Erzählung „Vergeltung", einem Nachdruck des „Brodnik".

öffentlichte May-Erzählung dar; es sollten – im V. Jahrgang – noch zwei weitere folgen: „Incognito" (Nachdruck von „Der Pflaumendieb"; –42,3–) sowie „Pandur und Grenadir" (Erstveröffentlichung; –42,6–).

7.9 Der elfte Band der „Gesammelten Reiseromane" Karl Mays, „Am Stillen Ocean", kam 1893 bei Fehsenfeld in Freiburg heraus. Als dritte der durch den Oberbegriff „Stiller Ocean" im Grunde nur lose miteinander verknüpften, in der östlichen Hemisphäre angesiedelten Erzählungen bezog May auch den „Brodnik" in das Geschehen mit ein. Die eigentliche Erzählung blieb dabei unangetastet; auch die Kapitel-Einteilungen und -Überschriften wurden nicht geändert. Durch einen einzigen, zu Beginn des ersten Kapitels „Gefährliche Bekanntschaften" neu eingefügten Satz stellt May den „Brodnik" auf geschickte Weise mitten hinein in das Geschehen von „Am Stillen Ocean": *„Längst vor den im „Kiang-lu" erzählten Erlebnissen befand ich mich wieder einmal in der Heimat, und eine Rundreise führte mich . . ."*. Die Kapitel „Gefährliche Bekanntschaften" und ebenso „Nach Sibirien" stellen im Verhältnis zu der in „Am Stillen Ocean" spielenden Handlung eine Einblendung früherer Erlebnisse dar. „Om, mani padme hum!" dagegen versetzt den Leser wieder in die – fiktive – Gegenwart; zunächst aber fügte May hier jedoch eine Überleitung vom „Ehri" und „Kiang-lu" (= 1. und 2. Kapitel von „Am Stillen Ocean") auf die nunmehr in China bis in die Wüste Gobi hineinspielende Handlung hinzu. Einfühlsam und mit wenigen Worten ist der „Brodnik" zum Bestandteil des Bandes XI der Fehsenfeld-Reihe geworden.

Im Verlaufe des in Keng-ting stattfindenden Gespräches mit dem Lama und dem Mongolen gibt der Erzähler (neu eingefügt) eine Erklärung dafür ab, warum er sich jetzt – neu – mit einem Pferde versorgen muß, wo doch Turnerstick und er zwei in Li-ting entführte hervorragende Pferde erbeutet hatten (s. „Der Kiang-lu"): beide Pferde hätten seinerzeit im nächstbesten Hafen verkauft werden müssen.

Änderungen gegenüber der Hausschatz-Fassung des „Brodnik" resultieren im übrigen aus der z.T. geänderten Schreibweise einzelner Wörter (z.B. „kondoliere" statt „condolire"), der modernisierten bzw. verbesserten Ausdrucksweise (z.B. „fragte" statt „frug"; „alte Presse" statt „alte Maschine"), der Berichtigung von Druck- bzw. Setzfehlern (z.B. DH, S.708 re u.), aber auch aus der behutsamen, der besseren Lesbarkeit zugute kommenden Einfügung einzelner Wörter, Sätze oder Satzteile (z.B. *„. . . , versicherte ich, um den sogenannten Assessor zu fangen".*) Einen einfühlsameren, zurückhaltenderen „Bearbeiter" als May selbst kann man sich kaum denken.

Bibliographie

A 1878 August–September, „Nach Sibirien – von Emma Pollmer" in FROHE STUNDEN, Unterhaltungsblätter für Jedermann, II. Jahrgang, Nr. 47–50, Verlag von Bruno Radelli, Dresden und Leipzig.

1916 „An den Ufern der Dwina" – Veröffentlichung der Fassung von 1878 durch E.A. Schmid (als Herausgeber) in Band 38 der Gesammelten Werke „Halbblut" u.a. Erzählungen von Karl May, als vierte Erzählung, Karl-May-Verlag Radebeul bei Dresden.

B 1880 August, „Der Brodnik – Reise-Erlebnisse in zwei Welttheilen von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, VI. Jahrgang, Nr. 44–45, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1882 „Vergeltung – Ein Reise-Abenteuer von Karl May" in DEUTSCHE GEWERBESCHAU, Central-Organ für die gewerblichen Vereine Deutschlands, Beilage „Für den Feierabend", IV. Jahrgang, Nr. 21–23, Verlag Wilhelm Hoffmann in Dresden.

1893 „Der Brodnik" – Übernahme durch Karl May in den Band XI der Gesammelten Reiseromane „Am Stillen Ocean", Reiseerlebnisse von Karl May, als dritte Erzählung, Verlag Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br.

1910 Mai, dto. in Band XVII von „Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen".

8. Der Kiang-lu

8.1 Weit spannt sich der Handlungsrahmen dieses vom Oktober bis Dezember 1880 im VII. Jahrgang des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES erschienenen „Abenteuers in China von Karl May". Zu Beginn der Erzählung knüpft der Autor kurz an das im voraufgegangenen Jahrgang VI der Familienzeitschrift abgedruckte „Ehri"-Abenteuer an und erwähnt, daß die Schiffsreise mit dem braven Kapitän Frick Turnerstick von der Samoa-Insel Upolu, vorbei an den verschiedenen Inselgruppen des Stillen Ozeans in Richtung der vor Japan liegenden Bonin-Inseln ging. Bevor diese Inselgruppe erreicht wird, hat die Barke „The Wind" allerdings noch einen bösen Taifun zu überstehen. Auf den Bonin-Inseln haben „Charley" und Kapitän Frick Turnerstick bei der Jagd auf wilde Ziegen ihr erstes Abenteuer zu Lande, das gleichzeitig Anknüpfungspunkt und Überleitung zu der wildbewegten Handlung auf dem chinesischen Festland darstellt.

wegten sich nicht, sie taten nichts. Das war alles nur Geographie, nur Geographie, weiter nichts; jede Handlung fehlte. Und nur Ethnographie, nur Ethnographie; aber die Puppen standen still. Es war kein Gott, kein Mensch und auch kein Teufel da, das Kreuz mit den Fäden in die Hand zu nehmen und die toten Figuren zu beleben! Und es gibt doch Einen, der diese Belebung ganz unbedingt verlangt, nämlich der Leser. Und auf den kommt doch alles an, weil er allein es ist, für den die Bücher geschrieben werden. Die Seele des Lesers wendet sich von jeder Bewegungslosigkeit ab, denn diese bedeutet für sie den Tod."[2] So wird denn auch im „Kiang-lu" der Leser beim Konsumieren der Abenteuergeschichte so nebenbei noch mit einer Fülle von völkerkundlichen Begriffen und typischen Eigenheiten des China vor der Jahrhundertwende bekanntgemacht. Mays an den früheren Lehrerberuf anknüpfendes Streben, Wissen zu vermitteln, tritt im „Kiang-lu" ganz besonders in Erscheinung. Neben den Umständen und Besonderheiten des Taifuns, den geschichtlichen und geographischen Belangen der Bonin-Inseln, beschreibt er z.B. die

Kritiſche Spaziergänge.

XIII. Ein Abenteurer und ſein Werk.

Unterſuchungen und Feſtſtellungen von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B.

III.

Ein literariſcher Dieb.

Der Vorwurf, den ich heute gegen Karl May erhebe, iſt der ſchimpflichſte, den je noch ein Kritiker einem Dichter ins Antlitz zu ſchleudern vermochte. Ich nenne Karl May einen literariſchen Dieb und laſſe ohne weiteres die Tatſachen ſprechen.

Karl May „Der Kiang-lu" („Am ſtillen Ozean.") (36.–40. Tauſend S. 67 ff.)

Seite 224:

„Von der Stadt ſelbſt hatte man bisher wenig [mehr] zu ſehen bekommen, als am Ufer hin eine zahlloſe Menge von Bambushütten und auf dem Waſſer jene verankerten Wohnungen, welche die Chineſen Sampan nennen. Der Fluß wimmelte förmlich von kleineren Fahrzeugen jeder Bauart.

Von hervorragenden Gebäuden, wie ſie ja ſonſt in größeren Städten zu finden ſind, war kein einziges zu ſehen, außer einer alten Pagode und einigen hinter der Stadt auf Hügeln gelegenen Baulichkeiten, die entweder Tempel oder Befeſtigungen zu ſein ſchienen.

Die Sam-pans ſind in Straßen oder Reihen geordnet und ſtehen unter einer ſehr ordnungsliebenden Platzpolizei...

Wilhelm Heine a. a. O. Bd. 1. Seite 111 ff. „Ausflug nach Canton."

Seite 115:

„Von der Stadt ſelbſt ſieht man wenig mehr als eine zahlloſe Menge von Bambushütten am Ufer hin. ... Hervorragende Gebäude oder Monumente, wie ſonſt bei ſo großen Städten, waren, außer obenerwähnter Pagode und einigen hinter der Stadt auf Hügeln gelegenen weitläufigen Gebäuden, die entweder Befeſtigungen oder Tempel zu ſein ſchienen, nicht zu entdecken. Tauſende von kleinen Fahrzeugen ... liegen längs am Ufer hin an Pfählen befeſtigt ...; ſie ſind in regelmäßige Straßen abgeteilt und ſtehen unter ſcharfer polizeilicher Aufſicht.

(6a)

Relativ wenige der Erzählungen Mays spielen in China, obwohl er vorgeblich *chinesisch 6 Dialekte* beherrscht [1]: es sind neben dem „Kiang-lu" die 1888 in DER GUTE KAMERAD erschienene Jugenderzählung „Kong-Kheou, das Ehrenwort" (= später „Der blau-rote Methusalem") und die 1901 im CHINA-Band von Kürschner veröffentlichte Reise-Erzählung „Et in terra pax" (= später „Und Friede auf Erden").

8.2 Der „Kiang-lu" ist ein besonders augenfälliges Beispiel dafür, was May nach seinen eigenen Worten – neben dem Broterwerb, versteht sich, – wollte: „Geographie und Predigten"; May mußte hierfür, um eine breite Leserschaft zu erreichen, die äußere Gestalt des spannenden Abenteuers wählen. In „Mein Leben und Streben" äußert sich May dazu wie folgt: *„Und was geschah in den sonst ganz guten und brauchbaren Büchern des Herrn Rektors? Da waren große, weite und ferne Länder beschrieben, aber es ereignete sich nichts dabei. Da wurden fremde Menschen und Völker geschildert; aber sie be-*

chinesischen Pagoden, das chinesische Essen, einen Leichenzug, eine Opiumhöhle, das Eingreifen der chinesischen Polizei, die chinesische Etikette, die inneren Machtverhältnisse, eine Reise im Palankin usw. usw.

8.3 Daß May, der ja China aus eigenem Erleben nicht kannte, sich diese Beschreibungen nicht ausdenken, sie nach freier Phantasie wahllos gestalten konnte, wird jedem einleuchten. Er mußte sich also bei seinen erd- und völkerkundlichen Betrachtungen auf verläßliche Reise- und Expeditionsbeschreibungen verlassen. So griff er für den „Kiang-lu" zurück auf

- Wilhelm Heine „Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M.C. Percy in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten." 2 Bände. (Leipzig, Herm. Costenoble 1856).
- Huc und Gabet „Wanderungen durch das chinesische Reich", bearbeitet von Karl Andree. (Leipzig, Carl B. Lorck, 1855) [3].

Ansgar Pöllmann, der mißgünstige und neidische „Gottesmann" aus dem Kloster Beuron[4] freilich, stellte in seiner Veröffentlichung „Ein Abenteuer und sein Werk", III. „Ein literarischer Dieb", später auch im Abschnitt V „Auf fremden Pfaden",[5] den übersteigerten Vorwurf des Plagiats auf; war es doch seine Absicht, May einen Strick zu drehen, „um diesen Händler aus dem Tempel der deutschen Kunst hinauszupeitschen"[6]. Und so weist Pöllmann denn mit polemischer Schärfe auf eine Reihe von Übereinstimmungen bei den völkerkundlichen Betrachtungen Mays im „Kiang-lu" mit den vorgenannten Arbeiten Heines sowie Huc und Gabets hin. Ein Beispiel möge für die von Pöllmann mit Akribie zusammengetragenen Quellen und Zitate sprechen (s. Faksimile auf S. 28).

Pöllmanns Eifer wäre einer besseren Sache Wert gewesen, und Roxin billigt ihm durchaus „das Verdienst zu, eine Reihe von völkerkundlichen Quellen Mays aufgespürt zu haben"[7]; er stellt dann allerdings auch sofort klar, daß es sich in keinem Fall um Plagiate handelt, „weil noch die kleinste Erzählung Mays solcher Entlehnungen ungeachtet ein eigenschöpferisches Werk bleibt". May selbst äußert sich in seinen FREISTATT-Artikeln „Auch ‚Über den Wassern' " ebenfalls zu dem Vorwurf des Plagiats. Er dreht dabei den Spieß um, gegen Pöllmann, und stellt u.a. ironisch fest: *„Die Quellen, aus denen ich schöpfte, waren Ehrenmänner: Huc, Gabet, Heine. Ich brauche mich nicht zu schämen, mich und meine Leser aus ihnen belehrt zu haben."*[8] Es wäre in der Tat angezeigt gewesen, May ob seines sorgfältigen Umgangs mit den Quellen, aus denen er schöpfte, zu loben, wie es Dr. Franz Sättler tat[9], der gleichzeitig vor Robert Kraft warnte, weil dessen geographische, völkerkundliche und fremdsprachliche Angaben und Zitate zu wünschen übrig ließen.

8.4 Während May bei den bislang besprochenen kleineren Hausschatz-Erzählungen auf Stoffe aus seinen früheren FROHE-STUNDEN-Beiträgen zurückgegriffen hatte, handelt es sich beim „Kiang-lu" um eine original für den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ verfaßte Arbeit. Der Autor hat sich in ihr offensichtlich bemüht, auch der Tatsache gerecht zu werden, daß er für einen katholischen Verlag und ein katholisches Lesepublikum schrieb – es hätte allerdings auch durchaus ein evangelisches sein können. Mehrfach sind kurze religiöse Gespräche und Betrachtungen eingeflochten, in denen der Autor in mehr allgemeinen Formulierungen die *Herrlichkeit der christlichen Lehre* anspricht. Zum Schluß des Abenteuers gar errettet „Charley" eine wegen ihres Übertritts zum christlichen Glauben eingekerkerte Chinesin vor dem Tode und wird so zum Missionar, denn die Tochter der Verschleppten will Gott, der mächtiger ist *als Fo und Buddha,* dienen, wenn er ihr die Mutter wiedergibt.

8.5 Roxin hat bereits festgestellt[10], daß die wechselvolle Geschichte von Mays Doktortitel eine Spezialstudie erfordern würde. Der „Kiang-lu" kann hierzu hervorragendes Grundlagen-Material liefern. 1898 erklärte May[11], der es sich schon frühzeitig während seiner Tätigkeit für Münchmeyer gefallen ließ, mit „Herr Doktor" angesprochen zu werden, daß er den *Doktortitel in Rouen in Frankreich verliehen erhalten* habe (später war es die „Deutsche Universität in Chikago"), ferner, daß er *lange in China gewesen sei und dabei eine dem Doktor-Titel gleiche oder noch höher stehende Würde erworben habe.* Einzelheiten dazu finden wir im „Kiang-lu": auch „Charley" läßt es sich gefallen, als „Doktor" bezeichnet und angesprochen zu werden *(„was konnte es schaden, wenn ich ihn acceptierte?")* und etwas später macht er sich selbst zum „Tun-sse" *(„Doktor der Sprache").* Im weiteren Verlauf der Erzählung erwirbt er dann den begehrten Titel im Schnellverfahren und läßt sich ausdrücklich bestätigen, daß das hierüber ausgefertigte ‚Dokument' . . . *unbedingte Gültigkeit . . . durch das ganze Reich* hat. Wäre es doch nur im wirklichen Leben auch so gewesen! Pöllmann, der unermüdliche „May-Forscher" wies darauf hin, daß sich May die Anregung zu dieser Art der Promotion bei Huc und Gabet geholt habe[12].

May läßt „Charley", der seinem Freunde Kong-ni die „Doktorarbeit" diktiert, folgende Feststellung treffen: *„Ich aber will offen und ehrlich gestehen, daß ich mich bemüht hatte, mir die ungereimtesten Dinge zu ersinnen und sie in ein Gewand zu kleiden, welches gar nicht bombastischer gedacht werden konnte";* einige Zeilen später spricht er dann sogar von einer *„ungeheuren Aufschneiderei".* Hat hier May – verfremdet und eingebettet in die in China spielende Handlung – in kritischer Selbsterkenntnis eingestanden, wie er selbst seine literarischen Kinder sieht? Obwohl May im „Kiang-lu" wiederholt Kostproben seiner chinesischen Sprachkenntnisse gibt, den Dolmetscher macht und schließlich zum *Doktor der Sprache* avanciert, gibt er durch den Mund „Charleys" zu, daß seine Sprachkenntnisse *bei weitem nicht zulangten.* Zwar hatte ihm Franz Sättler bescheinigt[13] „ . . . bei Karl May beruht jedes einzelne Zitat . . . auf philologischen Studien, deren Gründlichkeit selbst Fachleute in Erstaunen setzen muß"; in einem im 25. Jahrgang des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES gedruckten Beitrag von F. Kühnert „Das wirkliche China – 1. Chinas Sprache" wird May dagegen ob seiner Sprachproben kritisiert. Der Autor räumt jedoch wiederum ein, daß „in Novellen mehr die Phantasie des Autors als die Genauigkeit der Thatsachen den Ausschlag gibt".[14]

8.6 Den Bonzen, den Charley und Turnerstick beim Besuch der Pagode kennenlernen, läßt May ein Loblied auf die Deutschen singen, die *friedfertige Menschen sind und alles wissen und verstehen.* Gleichzeitig kritisiert er die Franzosen und Engländer, *die unsere Städte niederschießen und uns mit ihren Kanonen zwingen, sie reich zu machen, indem wir ihnen ihr Gift (= Opium) abkaufen müssen.* Auch die *spekulativen Amerikaner* kommen dabei nicht gut weg.[15]

Der „Charley" des „Kiang-lu" verfügt über sämtliche Fähigkeiten des berühmten Old Shatterhand, der er ja auch ist: *Das war ja mein eigener Jagdhieb, der mir zu dem Beinamen „Old Shatterhand" verholfen hatte!* Kombinieren, Anschleichen und Spurenlesen sind Fertigkeiten, die das „Ich" den Feinden auch in China überlegen machen. Selbst die bekannte Pferdebändigungsszene fehlt nicht. Ganz anders ist sein Reisebegleiter Frick Turnerstick beschaffen, der zwar als hervorragender Kapitän gelobt wird und (ähnlich wie Sir David Lindsay) über das dickePortemonnaie verfügt, der aber, was seine Fähigkeiten im fremden Land anbetrifft, neben dem zwar unbemittelten, aber (fast) alles könnenden „Charley" wie ein Hanswurst wirkt: seine Sprach- und Sangeskünste, seine Allgemeinkenntnisse von Land und Leuten sind geradezu hanebüchen. Umso heller strahlt neben ihm der Stern Charleys = Old Shatterhands = des „Ich", mithin also = des Autors Karl May. Er weiß so fesselnd zu erzählen, daß man das *„ich glimmte schnell empor und erreichte den Grat . . . usw."* allenfalls flüchtig als einen Druckfehler registriert.

Die geheimnisumwitterten Zeichen der Bösen – das sind die *Drachenmänner* oder Flußpiraten –, mittels derer sie sich heimlich untereinander zu erkennen geben, werden im „Kiang-lu" reichlich verwendet: das Medaillon, die *eigenthümliche Handstellung beim Theetrinken,* die besondere Anrede bei der Begrüßung und schließlich die Losung *Kiang-lu* fördern die Spannung. Man gewinnt den Eindruck, daß jeder zweite Chinese ein Spitzbube ist und der Piratenorganisation angehört.

8.7 Die spannend und zugleich sehr belehrend wirkende Abenteuererzählung dürfte bei der Redaktion des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES und seinen Lesern gut angekommen sein. 1888 fragte der Verleger der Hamm-Soester Volkszeitung bei May an, ob er bereit sei, ihm für seine Sonntagsbeilage den „Kiang-lu" zum Abdruck zu überlassen; normalerweise zahle man hierfür nur M 30,–, Karl May aber wolle man gerne M 60,– dafür geben[15a]. Ob May diese Anfrage überhaupt beantwortet hat, ist nicht bekannt; die Bemühungen, die Erzählung in der Hamm-Soester Volkszeitung ausfindig zu machen, waren leider ohne Erfolg, da in den in Betracht kommenden Bibliotheken nur spätere Jahrgänge dieser Zeitung archiviert sind.

Fünf Jahre später, 1893, übernahm May den „Kiang-lu" als zweite Erzählung in die Reihe der durch kurze Überleitungen miteinander lose zum Sammelband „Am Stillen Ocean" verbundenen Abenteuergeschichten, die in Fernost bzw. der Inselwelt des pazifischen und indischen Ozeans spielen: 1. Der Ehri, 2. Der Kiang-lu, 3. Der Brodnik, 4. Der Girl-Robber, 5. An der Tigerbrücke. Bis auf das Kapitel 5 „An der Tigerbrücke", das May als Abschluß für den Fehsenfeld-Band hinzufügte, waren alle anderen Erzählungen bereits früher – in anderer Reihenfolge und als jeweils selbständige Beiträge – im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ veröffentlicht worden. May hat die Erzählung „Der Kiang-Lu" für die Übernahme in den „Stillen Ocean" inhaltlich praktisch kaum verändert. Abgesehen von Anpassungen an die geänderte Schreibweise, die wohl der Setzer zu vertreten hat (z. B. „bewirten" statt „bewirthen"), hat sich der Autor bemüht, den Stil durch kleine Einschiebsel (z. B. . . . *seufzte er; . . . und fragte dann)* zu verbessern sowie einige Fehler der Urfassung zu beseitigen, u. a. auch *klimmte* er jetzt – ganz und gar unsächsisch – die bewußte Anhöhe auf den Bonin-Inseln empor. Der in der Hausschatz-Fassung gegebene Hinweis auf gemeinsame frühere Erlebnisse mit Kapitän Turnerstick *damals in der Pampa* (Ritt auf dem Pferde; „Gauchos und Jaguars") geben mit Sicherheit keine Veranlassung, in alten Familienzeitschriften nach diesbezüglichen verschollenen früheren May-Erzählungen zu forschen. Es handelt sich mit großer Wahrscheinlichkeit um reine erzähltechnische Formulierungen, die May selbst bei der Zusammenstellung von „Am Stillen Ocean" einfach weggelassen hat.

„Der Kiang-lu" erschien noch zu Lebzeiten Mays, im Jahre 1906, im Verlag J. R. Vilimek, Prag, („In der Drachenschlucht"), ferner 1972 in der Zeitschrift „Karawane" („Im Land des Drachen") in tschechischer Übersetzung[16]. Eine illustrierte französische Ausgabe wurde 1925 – zusammen mit dem „Ehri" unter dem Titel „Au gré de la tourmente" von A. Mame et fils, Tours, veranstaltet, einem Verlage, der seine ersten May-Buchausgaben bereits 1884 herausgegeben hatte[17].

Bibliographie

1880	Oktober–Dezember, „Der Kiang-lu – Ein Abenteuer in China von Karl May" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ in Wort und Bild, VII. Jahrgang, Nr. 1–12, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.
1888 (?)	„Der Kiang-lu" in HAMM-SOESTER VOLKSZEITUNG, Sonntagsbeilage.
1893	„Der Kiang-lu", Übernahme durch Karl May in den Band XI „Am Stillen Ocean" der Gesammelten Reiseromane als zweite Erzählung, Verlag Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br. (später auch Band 11 der Radebeuler Gesamtausgabe).
1910	Mai, dto. in Band XVII von „Karl Mays Illustrierten Reiseerzählungen".

9. Robert Surcouf

9.1 Welcher Leser der Werke Karl Mays wird bei der Nennung des Namens Robert Surcouf nicht aufmerksam werden? Das war doch dieser tolle Kaperkapitän, der Napoleon so furchtlos gegenübertrat, die englische Handelsflotte dezimierte und das stolze Britannien in Furcht und Schrecken versetzte!? Und dann spielte doch noch dieser amerikanische Erfinder Fulton im Zusammenhang damit eine Rolle!?... Jawohl! May hat die Person und die Aktivitäten des Kaperkapitäns Robert Surcouf, die Situation Frankreichs (und Europas) in den Jahren zwischen 1793 und 1804 – die Zeit der Französischen Revolution und des beginnenden Kaiserreiches – in seiner relativ kurzen Hausschatz-Erzählung „Robert Surcouf" in der Tat treffend, plastisch und „eingehend" geschildert. Den meisten Lesern freilich wird das spannende „Seemannsbild von Ernst von Linden" eher unter dem Namen „Der Kaperkapitän" aus dem Band 38 von Karl May's Gesammelten Werken „Halbblut" bekannt sein. Merkwürdig, daß auch große Konversationslexika, wie z. B. „Meyers" 24bändige Ausgabe von 1902/1912 nichts über den französischen Seehelden zu berichten wissen. Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlages, der s. Zeit damit befaßt war, die Surcouf-Erzählung im Rahmen der Gesammelten Werke neu zu veröffentlichen, stellte das ebenfalls mit Bedauern fest. Er schrieb unter dem 15. 11. 1916 an den damaligen Jura-Studenten Rudolf Beissel: „Ich hoffte bestimmt, über Surcouf Anhaltspunkte in May's alten Konversations-Lexiken, z. B. Pierer, zu finden, sah mich aber leider enttäuscht. Ich bin überzeugt, daß Surcouf eine geschichtliche Persönlichkeit ist und möchte dies gern feststellen .... Offenbar hat May übrigens eine bestimmte Vorlage zu seiner Novelle benutzt."[1]



Robert Surcouf. Das Bild wurde 1792 gemalt, unmittelbar nach der Rückkehr Surcoufs von seiner ersten Kaperfahrt in den Indischen Ozean. Er ist gerade neunzehn Jahre alt.

9.2 Im September 1882 veröffentlichte May diese Geschichte – und Geschichte spielt darin tatsächlich eine bedeutende Rolle – unter dem Pseudonym Ernst von Linden in den Nummern 50 bis 52 des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES, VIII. Jahrgang. May tritt dem Leser auch in dieser Erzählung besonders augenfällig als derjenige gegenüber, der er von seiner Ausbildung und Veranlagung her war und auch zeitlebens sein wollte: als Lehrer. Gern läßt sich der Leser von den spannenden Abenteuern des sympathisch gezeichneten, mutigen Seemanns, der zum Kaperkapitän avancierte und schließlich von Kaiser Napoleon I. zum Ritter der Ehrenlegion[2] ernannt wurde und von ihm einen *von kostbaren Steinen funkelnden Degen* erhielt, gefangen nehmen; und so nebenbei wird er mit einem guten Jahrzehnt großer, wenn auch im wesentlichen wenig rühmlicher französischer und europäischer Geschichte bekannt bzw. wieder vertraut gemacht.

Große Namen der Geschichte bilden die Staffage: neben dem Titelhelden selbst treten insbesondere der Colonel Bonaparte und spätere Kaiser Napoleon I. sowie der berühmte amerikanische Mechaniker Robert Fulton auf. Was nun Mays Einstellung zu der von ihm als Hintergrund einbezogenen Französischen Revolution anbetrifft, sei auf den Aufsatz von Hartmut Wörner „Von Nordland nach Ardistan –

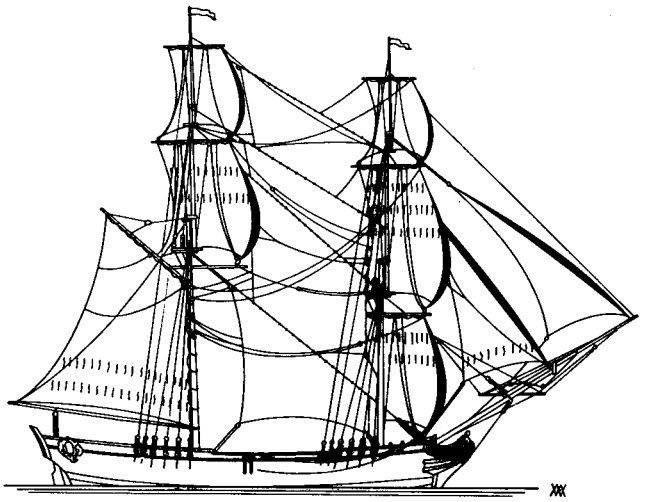
Revolutionsschilderungen in Mays Werk"[3] verwiesen. Wörner führt hier u. a. aus: „Aus allen Forderungen Surcoufs spricht ein Stück Karl May'scher Humanität. Man kann diese Erzählung wohl nicht als totale Absage an die Revolution werten, aber die Forderung nach Toleranz und Nächstenliebe überdeckt völlig die politischen Aspekte der Revolution."

9.3 Verschiedene der handelnden Personen sind zweifellos von May hinzuerfunden worden, so der Bruder Martin, der Tavernenwirt Oncle Carditon, Surcoufs Kampfgefährte Bert Ervillard und der Segelmeister Holmers, insgesamt gelungen gezeichnete Charaktere, die neben Surcouf die eigentlichen Akteure der Handlung sind und sich zwangslos und harmonisch in den geschichtlichen Rahmen der Erzählung einfügen.

Und merkwürdig: in der tatsächlichen Lebensgeschichte des „Piraten und Schmugglers von Saint Malo", wie sie uns Wolfram zu Mondfeld in seinem ausgezeichneten und spannenden Sachbuch[4] dokumentiert hat, gibt es Menschen, die May, so will es scheinen, als Vorbild gedient haben, wenn er ihnen auch in seiner Erzählung andere Namen gab: den Marquis Maurice de Kérazan, aus altem bretonischem Adel stammend, Pirat und vertrauter Freund Robert Surcoufs, finden wir in Bert Ervillard wieder; Jaques, der zunächst wenig umgängliche, später aber umso sympathischere Wirt aus St. Malo könnte für das Bild des Oncle Carditon Modell gestanden haben. Mit ziemlicher Sicherheit hat May die Namen dieser Personen nicht gekannt; es spricht für sein Einfühlungsvermögen, daß er für seine Geschichte Figuren erfunden hat, die der Wirklichkeit, wie sie uns Wolfram zu Mondfeld anhand der Tagebuchaufzeichnungen des Marquis de Kérazan überliefert hat, nahe kommen.

Die Gestalt des Bruder Martin gibt May Gelegenheit, auch den Vorstellungen von Redakteur und Verleger des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES sowie dem Empfinden der katholischen Leserschaft gerecht zu werden: selbst in lebensgefährlicher Situation verleugnet der *Bürger Confrère* seinen christlichen Glauben nicht, und auch Surcouf tritt im Augenblick der Not furchtlos für den Pater ein: *„Ich bin ein guter Katholik; ich habe mit ihm auf das Wohl des heiligen Vaters getrunken".* Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das tapfere Eintreten für den verfolgten Katholizismus auch als verschlüsselte Stellungnahme Mays im Kulturkampf zu lesen ist – nun freilich im entgegengesetzten Sinne als ehedem[4a].

9.4 Sicherlich haben sich das erste Zusammentreffen des Titelhelden mit Bonaparte, die Ereignisse vor und in Toulon, die verletzende Behandlung, die Surcouf durch den „Bürger Bonaparte" erfahren hat, als er ihn vergebens um ein Schiff bat, und die Wegnahme der Brigantine „le faucon" nicht in der von May geschilderten Weise abgespielt. Surcouf[5] war in Wirklichkeit bereits im September 1792 nach einer ersten, eineinhalbjährigen, äußerst erfolgreichen Kaperfahrt im Indischen Ozean mit der schwerbeladenen Freibeuterbrigg „Créole" in seine Heimatstadt St. Malo zurückgekehrt. Mit feinem Gespür für erfolgversprechende Geschäfte gründete er, der durch dieses Unternehmen zum reichen Mann geworden war, hier eine gutgehende Reederei ganz besonderer Art: er betrieb den Schmuggel, die Piraterie und . . . verdiente gut dabei. Surcouf dürfte mit Bonaparte erstmalig im Spätherbst 1797 zusammengetroffen sein. Mondfeld berichtet hierüber: „. . . (sie) verstanden sich vom ersten Augenblick an." Die insofern von den historischen Details abweichende Darstellung kann May gewiß nicht angelastet werden. Die schriftstellerische Freiheit, den Stoff nach eigenen Vorstellungen zur Schaffung seines *„Seemannsbildes"* effektvoll zu gestalten, muß ihm zugebilligt werden. Und dieses von ihm geschaffene Bild spiegelt das Freibeuterwesen (oder -unwesen) der damaligen Zeit getreulich wieder wie auch den geschichtlichen Rahmen, in dem es seinen besonderen Platz und seine heute kaum vorstellbare Bedeutung erlangen konnte. Es ist auch eine geschichtliche Tatsache, daß es Bonaparte 1793 durch geschickte artilleristische Taktik gelang, die von den Engländern besetzte Stadt Toulon zurückzuerobern; er wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Brigadegeneral befördert.



Brigg. Zweimaster wie die »Créole«, mit der Robert Surcouf seine erste Fahrt in den Indischen Ozean unternahm.

9.5 Trotz des breit angelegten geschichtlichen Hintergrundes stellen die in dem in Indien gelegenen Hafen Pondichéry sowie auf Borneo spielenden Abenteuer des französischen Seehelden den eigentlichen Kern der Erzählung dar. Hier, in der exotischen Ferne, kommt der Fabulierer May voll zu seinem Recht.

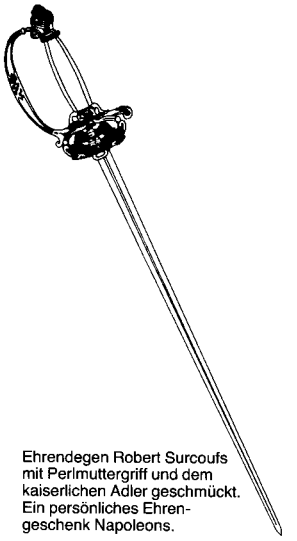
Neben dem schon aus der Erzählung „Der Girl-Robber" bekannten Motiv der niedergebrannten Ansiedlung an der Küste hat May auch in dieser Geschichte das von ihm mehrfach abgewandelte Abenteuer der Überrumpelung eines feindlichen Schiffes durch List[6] geschildert. Nach einer ausführlichen Darstellung des berüchtigten Pfeilgiftes der Eingeborenen, die Schlimmes befürchten läßt, geht es dann doch noch relativ friedlich zu: Robert Surcouf versorgt den Dayak-Häuptling Karima mit Waffen, einer Kanone gar, und dieser gibt ihm dafür die Gefangenen zurück und will ihm außerdem *Goldsand und schöne Steine zeigen, welche wir in den Bergen finden.* Der Leser wird an die Erzählung „Der Boer van het Roer" erinnert, in der Panda, der große Zuluhäuptling, ebenfalls die Stelle kennt, an der die Diamanten *wachsen in der Erde des Kurukaberges.*

Auch in dieser zur Zeit Napoleons spielenden Geschichte finden sich Spiegelungen aus dem Leben des Autors. Da haben wir zunächst den durch widrige Umstände in die Fremde verschlagenen Deutschen namens „Holmers". May weiß zu berichten: *„Holmers Trübsinn war eine Folge seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande, welches er von ganzer Seele liebte und zu dem er doch nicht mehr zurückkehren durfte".* Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß May hier seine seelische Verfassung in noch gar nicht so weit zurückliegenden bösen Tagen zum Ausdruck bringt[7]. Der Name Holmers läßt im übrigen aufmerken: er kommt bei May in den Abwandlungen Holm, Holbers und Helmers des öfteren vor. Der Holmers unserer Erzählung gehört zu jenen Personen Mayscher Phantasie, die ein beklagenswertes Schicksal aus der Heimat vertrieb; zu ihnen gehören z. B. Klekih-petra, Old Firehand, der Förster Rothe (Deutsche Herzen) und letztlich auch das Greenhorn aus dem „Scout"[8].

Nach der Heimkehr des Kaperschiffes wird dem Deutschen, der sich inzwischen zum Segelmeister des Kaperkapitäns emporgearbeitet hatte, die allergrößte Gnade zuteil, daß sich der Kaiser persönlich für



Kreuz der Légion d'Honneur. Neuere Form nach der Krönung Napoleons zum Kaiser der Franzosen.



Ehrendegen Robert Surcoufs mit Perlmuttergriff und dem kaiserlichen Adler geschmückt. Ein persönliches Ehrengeschenk Napoleons.

sein Gesuch, in die Heimat zurückkehren zu dürfen, verwendet. In Mays wirklichem Leben sind derartige Gesuche leider abschlägig beschieden worden[9].

Bezüglich des Titelhelden der Erzählung führt May u. a. aus: *„... (er) hatte sich selbst aus seiner Heimat verbannt, weil er von derselben verstoßen worden war und da draußen in der Fremde Menschen gefunden hatte, die ihn liebten und verehrten, die ohne seinen Schutz nicht leben konnten und ohne seine Hülfe elend umgekommen wären. Und dieser Einzige war kein Anderer als ...",* ja als Karl May selbst, möchte man meinen. Wirkliches Erleben des Autors, realistische Betrachtungsweise und Wunschtraum fließen hier ineinander. Auch Patsch kam zu dem Ergebnis, daß bei May „Spiegelungen und Traumwelt immer wieder ineinander übergehen"[10].

9.6 Mit seiner Erzählung „Robert Surcouf" darf Karl May das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein von der Geschichtsschreibung in Deutschland wenig oder gar nicht beachtetes Detail der Auseinandersetzung Frankreichs mit der Seemacht England zur Zeit Napoleons in den Mittelpunkt gerückt zu haben: den Kampf der Freibeuter zum Schaden des Feindes und zum Nutzen des Vaterlandes und ... der eigenen Kasse. Welche Motive dabei jeweils wirklich im Vordergrund gestanden haben, mag dahingestellt bleiben. Meyers Konversationslexikon[11] vermerkt zum Stichwort „Kaperei"

> **Kaperei,** ein Unternehmen von Privatpersonen unter der Autorität einer kriegführenden Macht, das darauf gerichtet ist, mittels besonders dazu ausgerüsteter Schiffe den feindlichen Seehandel zu schädigen und dem erlaubten Seehandelsbetrieb Neutraler entgegenzutreten. Die Schiffe, Kaper (corsaires, privateers, armateurs) genannt, werden zu den Seestreitkräften des betreffenden Landes gerechnet, das den Kaperbrief (lettre de marque, commission de guerre, engl. commission) ausgestellt hat. Ein Kaperbrief soll nur einer bestimmten Person und nur den Staatsangehörigen der kriegführenden Parteien erteilt werden. K. ohne Ermächtigung der kriegführenden Staaten wird als Seeraub (Piraterie) betrachtet, das gleiche gilt, wenn K. nach Ablauf oder Zurückziehung des Kaperbriefes oder nach Beendigung des Krieges noch weiter betrieben wird, wenn die Kaper mit ihrer Beute sich vor kein Prisengericht stellen, wenn sie von beiden kriegführenden Parteien Kaperbriefe annehmen, wenn der Heimatsstaat des Kapers K. verbietet, wenn der Kaperbrief von einem Prätendenten ausgestellt ist, wenn die Kriegsgebräuche nicht beachtet, insbes. unter falscher Flagge gesegelt wird, wenn Kaperei im Flußgebiet des feindlichen Landes betrieben wird. Solange sich jedoch die Kaper an die Kriegsgesetze und Kriegsgebräuche halten und die in den Kaperbriefen enthaltenen Weisungen befolgen, werden sie als Teile der feindlichen Kriegsmacht betrachtet und genießen den Schutz des Kriegsrechts. (12)

„In der Zeit von 1793 bis 1797 verloren die Engländer nicht weniger als zweitausendzweihundertsechsundsechzig Schiffe an die französischen Piraten, rund vierhundertfünfzig Schiffe pro Jahr, und die Zahl steigt: fünfhundertsieben sind es im Jahre 1807, sechshunderneunzehn im Jahre 1810, und der Löwenanteil dieser Verluste entfällt auf die Reederei Surcouf in St. Malo"[13], berichtet W. zu Mondfeld. Derartige Daten decken sich auch mit den Angaben Mays in seiner Erzählung. – Aber auch englische Seefahrer machten sich in dem aus heutiger Sicht zweifelhaften Metier des Freibeuters einen Namen und „... nicht wenige von ihnen (wurden) zu Admirälen ernannt, geadelt oder mit hohen Orden ausgezeichnet ..."[14], so Sir Francis Drake, Sir Walter Raleigh und andere.

May nutzte im übrigen seine Erzählung, um das letztlich auf geldgierigem Krämergeist beruhende hemmungslose Machtstreben Englands an den Pranger zu stellen: *„Kennen Sie einen größeren Piraten als England? ... es schließt die Häfen der Nationen nach Gutdünken; es tödtet den Handel und dadurch das Gewerbe der Völker; es macht auf diese Weise Millionen fleißiger Arbeiter brodlos, nur um alles an sich selbst zu reißen."* läßt er Surcouf sagen. Und der zum verhaßten Wehrdienst unter englischer Flagge gepreßte Holmers berichtet voll Bitterkeit von der Nation, *„... welche nur die eine Politik verfolgt, sich wie ein Blutegel an dem Wohlstand anderer Völker vollzusaugen."*

Aber auch Ansätze zu Mays später so eindringlich propagierter Friedensliebe und der Verurteilung des Krieges finden sich in der 1882 niedergeschriebenen Erzählung: *„Ich beklage den Feldherren, der den Krieg nur um des Krieges willen führt; der Krieg ist eine traurige Nothwendigkeit; er soll geführt werden, wenn ihn ein großer Zweck erheischt, und nur so, daß dieser Zweck auch erreicht wird";* und weiter: *„Ich ersehne vor allen Dingen das Glück meines Vaterlandes ... innerliches und äußerliches Wohlbefinden ... Geben Sie meinem Vaterlande den Frieden, dessen es bedarf."*

Geschickt eingeflochten in das Gespräch zwischen Napoleon und Robert Surcouf bringt May zum Ausdruck, daß die Kaperei, obwohl im Mittelpunkt der Erzählung stehend, eine beklagenswerte Einrichtung sei, kein würdiges Mittel, um dem Ziele des Friedens näher zu kommen.

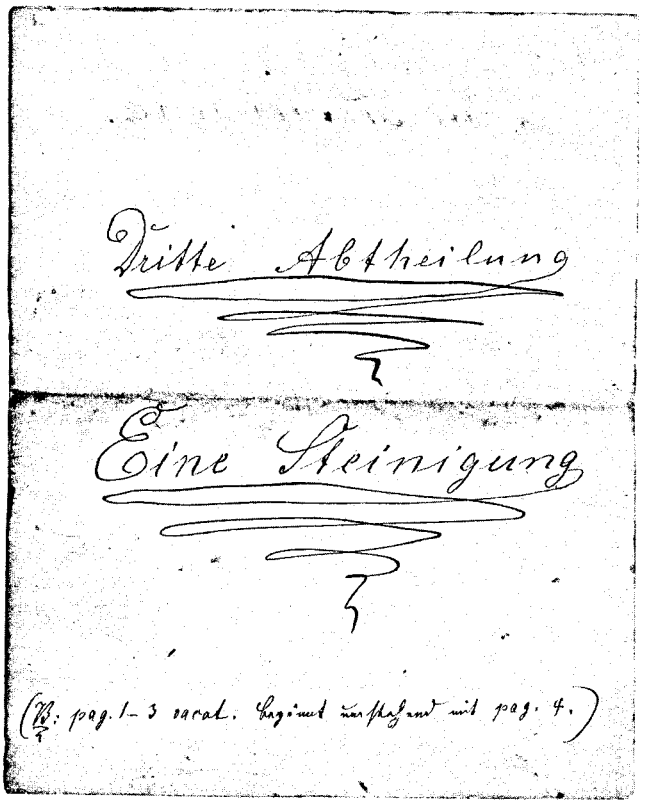
9.7 Zwölf Jahre nach der Veröffentlichung des „Seemannbildes Robert Surcouf" im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ wurde die Erzählung erneut veröffentlicht. Sie bildete die „Erste Abtheilung. Ein Kaper" der von May für den Osnabrücker Verleger Bernh. Wehberg aus drei gänzlich verschiedenen Erzählungen geschickt zusammengeschweißten Trilogie „Die Rose von Kairwan". Die Umstände, unter denen es zu dieser Veröffentlichung kam, sind von Ekkehard Bartsch in seinem Vorwort zu dem in der Olms Presse 1974 erschienenen Reprint ausführlich dargestellt[15].

Inwieweit weicht nun der Wortlaut dieser zweiten Veröffentlichung der Surcouf-Geschichte von der Urfassung ab? Die in ganz wenigen Fällen abgeänderte Schreibweise einzelner Wörter ist absolut unerheblich. Interessanter ist da schon die Ausmerzung einiger Saxonismen, die s. Zt. ungehinderten Eingang in den DEUTSCHEN HAUSSCHATZ fanden. May berichtigte nunmehr *Dichtigkeit* in *Tüchtigkeit, Dressenhut* in *Tressenhut* und *Muse* in *Muße*. Während die vier Kapitel der Erzählung im Hausschatz Überschriften trugen, sind sie jetzt lediglich durch die römischen Ziffern I bis IV bezeichnet. Ganz zum Schluß hat May die rückschauende Betrachtung über den Niedergang von Napoleons Stern sowie dessen resignierende Äußerungen über sein falsches Verhalten Fulton und Surcouf gegenüber weggelassen. Im übrigen hat er die Geschichte unverändert aus dem Hausschatz in die „Rose von Kairwan" eingebracht.

9.8 Zu Weihnachten 1916[16], also mitten im ersten Weltkrieg, gab E. A. Schmid, Leiter des am 1. Juli 1913 ins Leben gerufenen Karl-May-Verlages, die erste Auflage des Bandes 38 der Gesammelten Werke, „Halbblut", heraus. Die fünfte und vorletzte Erzählung war „Von Mursuk bis Kairwan"; sie schließt mit der überraschenden Entdeckung einer Medaillon-Inschrift „Robert Surcouf, Paris 1804". Als sechste und letzte Erzählung folgt dann die Surcouf-Geschichte „Der Kaperkapitän".

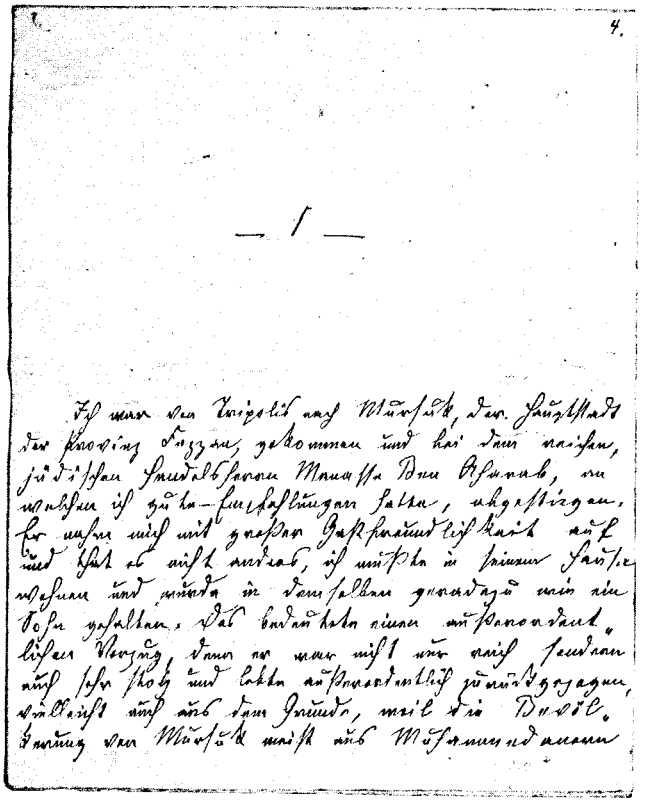
Wie bereits angedeutet, hatte May 1894, um einer alten Verpflichtung dem Verleger Wehberg gegenüber nachzukommen, den Band „Die Rose von Kairwan" unter Verwendung von zwei früheren Zeitschriften-Erzählungen[17] neu gestaltet. Die „Dritte Abtheilung: Eine Befreiung" hatte er – wie bislang nicht anders bekannt – zu diesem Zwecke völlig neu geschrieben, wobei er einzelne Motive aus der früheren Erzählung „Die Rose von Sokna. Ein Abenteuer aus der Sahara von Karl May"[18] wiederverwendete.

Interessant ist, daß das Originalmanuskript der „Dritten Abtheilung" auch heute noch existiert; es befindet sich im Archiv des Karl-May-Verlags in Bamberg. Erstaunlicherweise trägt nun diese Originalhandschrift den Titel „Eine Steinigung". Man wird sowohl in diesem Manuskript als auch in der Erzählung der Wehberg-Fassung vergebens nach dem Motiv der Steinigung suchen. Aufgrund verschiedener Indizien[19] gelangte Roland Schmid zu der Vermutung, daß May die „Dritte Abtheilung" aus zwei bereits vorhandenen, in Manuskriptform vorliegenden Texten und einer dazugeschriebenen Überleitung vereinte. Schmid stellt dazu fest[21]: „Den Titel „Eine Steinigung" kennen wir lediglich durch jene Seite der Handschrift, die uns ohnehin genügend Rätsel aufgibt, weil Karl May hier zwei Blätter zusammenklebte (gemeint ist das Titelblatt und die dahintergeklebte erste Textseite/der Verf.) ... Sicherlich schwebte May die Schilderung einer Christenverfolgung vor, fanatische Moslems, die in der heiligen Stadt Kairwan Andersgläubige aufspüren und ihnen ans Leben wollen. Mit anderen Worten: Es scheint sich thematisch um eine Sache in der Art der Marienkalender-Erzählungen zu handeln." Schmid vermutet nun, daß May den Anfang der bereits vorliegenden Kurzgeschichte in der Art der Marienkalender-Erzählungen mit dem Titel „Eine Steinigung" durch einen in der Handschrift nicht mehr existierenden Übergang mit dem abschließenden Teil einer ebenfalls bereits vorliegenden ande-


Dritte Abtheilung

Eine Steinigung

(B: pag. 1–3 vacat. beginnt umstehend mit pag. 4.)


4.

— 1 —

Ich war von Tripolis nach Mursuk, der Hauptstadt der Provinz Fezzan, gekommen und bei dem reichen, jüdischen Handelsherrn Manasse Ben Aharab, an welchen ich gute Empfehlungen hatte, abgestiegen. Er nahm mich mit großer Gastfreundlichkeit auf und that es nicht anders, ich mußte in seinem Hause wohnen und wurde in demselben geradezu wie ein Sohn gehalten. Das bedeutete einen außerordentlichen Vorzug, denn er war nicht nur reich sondern auch sehr stolz und lebte außerordentlich zurückgezogen, vielleicht auch aus dem Grunde, weil die Bevölkerung von Mursuk meist aus Muhammedanern

ren Erzählung vereinigte, deren Titel möglicherweise „Eine Befreiung" lautete.

Die durch die Erwähnung des *„berühmten Kapitäns" aus dem Bilad Fransa* (dessen Enkelin Rahel ist) sowie der Medaillon-Inschrift geschaffenen losen Zusammenhänge von „Eine Befreiung" (Ges.Werke Bd. 38 = „Von Mursuk bis Kairwan") mit der Robert-Surcouf-Novelle „Ein Kaper" (Ges.Werke Bd. 38 = „Der Kaperkapitän") erfüllen eine offen auf der Hand liegende Funktion der Verknüpfung. Ekkehard Bartsch kommentiert dies: „In ihr (der dritten Erzählung der „Rose von Kairwan", „Eine Befreiung"/der Verf.) verstand er, die ursprünglich unzusammenhängenden Novellen geschickt über drei Generationen hinweg miteinander zu verklammern . . ."[22] E. A. Schmid allerdings sah, als er 1916 den Band „Halbblut" herausgab, diese Verknüpfung – aus welchen Gründen auch immer – nicht[23] bzw. hielt sie für so unzulänglich, daß er die fraglichen drei Erzählungen als jeweils selbständige Titel in die Radebeuler Reihe überführte[24] und in seinem Vorwort von 1916 äußerte: „Merkwürdig ist der Zusammenhang, den May zwischen den beiden letzten Erzählungen („Von Mursuk bis Kairwan" und „Der Kaperkapitän"/der Verf.) geschaffen hat; welche Grundlagen er dafür hatte, läßt sich leider nicht ermitteln." Dagegen ist überliefert, daß May selbst sich in den 90er Jahren mit dem Gedanken trug, die „Rose von Kairwan" insgesamt in die Reihe der Freiburger Ausgabe der Gesammelten Werke zu übernehmen[25].

Ein Vergleich der Originalhandschrift von „Eine Steinigung" mit der Wehberg-Fassung bestätigt, daß es sich exakt um den Text von „Eine Befreiung" aus der „Rose von Kairwan" handelt. Der Textvergleich ist im übrigen nicht uninteressant; er bestätigt, daß der Setzer des Verlages Wehberg hier und da den Manuskript-Text in einigen (wenigen) Fällen abänderte. So wurde z. B. das von May niedergeschriebene Wort „Muhammed" nur mit einem „m" übernommen, die Worte „nach und nach" vor „mit dem Glücke"[26] weggelassen und ein Saxonismus („Blatte" statt „Platte"[27]) bereinigt.

E. A. Schmid weist in seinem schon erwähnten Vorwort besonders darauf hin, daß die Novelle „Der Kaperkapitän" „in der jetzigen Zeit des Weltbrandes vielfach prophetisch anmutet" und „daß sich der Herausgeber in dieser Hinsicht auch nicht die leiseste Anpassung an die Gegenwart erlaubte".

Die von May dem Kapitän Surcouf in den Mund gelegten Prophezeiungen, insbesondere, wenn man die Anklagen gegen England mit einbezieht, mußten 1916 sicherlich frappierend wirken: *„Ich sehe eine*

Vorwort des Herausgebers.

Die nachfolgenden Erzählungen stammen aus Karl Mays literarischem Nachlaß, und der Herausgeber sah sich vor die Aufgabe gestellt, die kritische Durchsicht, die der Heimgegangene sonst bei der Übernahme seiner Zeitschriftenbeiträge in die „Gesammelten Werke" zu bewirken pflegte, an seiner Stelle vorzunehmen.

Selbstverständlich beschränkten sich die Abfeilungen auf ein Mindestmaß und erfolgten unter möglichster Wahrung von Mays Ursprünglichkeit und Eigenart; sie liegen fast durchweg auf stilistischem Gebiet.

Schwierigkeiten bot nur der erste Teil, die Titelerzählung. Diese hat May 1897 geschrieben und anfänglich auf einen viel größeren Umfang berechnet; infolge seiner damaligen Überlastung mit Aufträgen sah er sich jedoch genötigt, sie vor der Zeit abzubrechen. Die Spuren davon waren leider so deutlich zu erkennen, daß der Dichter sich jahrelang mit dem Gedanken trug, das letzte Kapitel des Romans nochmals zu überarbeiten; der Herausgeber hat dies in seinem Sinn getan.

Die übrigen Novellen entstanden viele Jahre vorher und gehören Mays frühester Schaffenszeit an; sie wurden zum erstenmal 1876–82 veröffentlicht, doch wäre es durchaus möglich, daß sie teilweise noch eher geschrieben sind.

Merkwürdig ist der Zusammenhang, den May zwischen den beiden letzten Erzählungen geschaffen hat; welche Grundlagen er dafür hatte, läßt sich leider nicht ermitteln. Da aber gerade die Novelle „Der Kaperkapitän" in der jetzigen Zeit des Weltbrands vielfach prophetisch anmutet, so sei ausdrücklich bemerkt, daß sich der Herausgeber in dieser Hinsicht auch nicht die leiseste Anpassung an die Gegenwart erlaubte: wer eine Nachprüfung vornehmen will, der kann den Erstabdruck in dem noch heute viel verbreiteten Jahrgang 1881/82 des „Deutschen Hausschatzes" (Seite 795 ff.) nachlesen.

Radebeul, Weihnachten 1916.

Dr. E. Schmid.

Vorwort von Dr. E. A. Schmid zu Band 38 von Karl May's Gesammelten Werken „Halbblut", Karl-May-Verlag Radebeul bei Dresden, Weihnachten 1916.

Zeit kommen, in welcher man auch das Allerheiligste verleugnen wird, nachdem man vorher das Heilige beschimpfte . . ." und „*Es wird große Kämpfe geben; es werden Ströme Blutes fließen; es wird ein gigantisches Ringen des Einen gegen alle sein . . .*"

Gerechterweise wird man zugeben müssen, daß Mays „Prophezeiungen" aus dem Jahre 1882 – in Kenntnis der geschichtlichen Abläufe – auf den weiteren Weg und Niedergang Napoleons und Frankreichs gemünzt waren. Man kann wohl, wenn man davon absieht, daß der Einfluß Englands als See- und Kolonialmacht durch die mit dem zweiten Weltkrieg einhergegangenen Entwicklungen vergleichsweise auf den Nullpunkt gesunken ist, auch heutigentags Sorge haben, daß die fraglichen „Prophezeiungen" wiederum traurige Aktualität erlangen könnten.



KARL MAY:
Mark-Ausgabe

May, Der Kaperkapitän Preis geb. mit farbigem Deckelbild M. 1.—

Dies eigenartige Werk, das zuerst 1882 im „Deutschen Hausschatz", zuletzt 1917 in der „Deutschen Tageszeitung" veröffentlicht wurde, ist die erste historische Erzählung Karl Mays, die wir in Buchform herausgeben. Es schildert die Taten des französischen Korsaren Robert Surcouf und seine Kaperfahrten gegen die meerbeherrschenden Flotten Englands: Eine „Möwe" vor hundert Jahren! — — Das gleiche Bändchen erscheint bei uns auch in französischer Übersetzung:

May, Le Corsaire traduit par François Parny. Preis geb. mit farb. Deckelbild M. 1.—

Das Stellvertretende Generalkommando Stuttgart erteilte uns die Erlaubnis zur Herstellung dieser französischen Ausgabe mit folgendem Bescheid:

Die Presseabteilung des Stellvertretenden Generalkommandos begrüßt den Entschluß, das im Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, erschienene Werkchen in französischer Sprache herauszugeben, um es unter französischen Kriegsgefangenen zu verbreiten, da sein Inhalt in hohem Maße geeignet ist, die Franzosen den wahren Charakter der englischen Politik erkennen zu lassen."

Von unseren übrigen Mark-Bänden sind noch folgende vorrätig:

May, Bei den Buren
May, Abenteuer in Nord-Afrika
May, Das Testament des Apatschen
May, Geographische Predigten

Umfang je 150 Seiten. In Feldbriefen zu 10 Pfg. versandfähig.
Preis jeden Bandes M. 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf Verlangen auch vom

Karl-May-Verlag · Radebeul-Dresden

Werbeprospekt des Karl-May-Verlages, Radebeul bei Dresden, aus dem Jahre 1918.

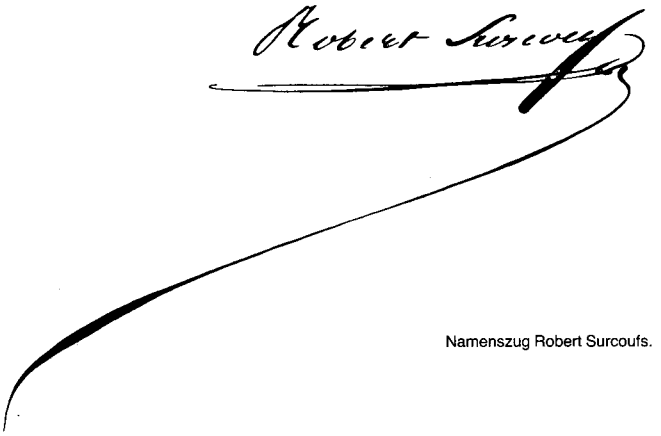
In seinem damaligen Vorwort weist der Herausgeber des Bandes „Halbblut" u.a. auch auf die „Abfeilungen" hin, die „fast durchweg auf stilistischem Gebiet (liegen)". Bei einer Vergleichslesung mit der dem Nachdruck zugrundeliegenden Hausschatz-Fassung fällt insbesondere auf, daß – wohl auch Auswirkung der damaligen Zeit des Krieges gegen Frankreich – mit Akribie die von May verwendeten Fremdwörter durch deutsche Begriffe ersetzt wurden. Das wird bei einer Leseausgabe insbesondere für ein jugendliches Publikum seine Berechtigung haben bzw. sogar zum Teil geboten sein; doch ist es – aus heutiger Sicht – bedauerlich, wenn z.B. das pulsierende, ausdrucksvolle „*cumulirende Wolken*" durch „zusammengeballte Wolken" ersetzt wurde. Weiter wurden eine Anzahl Wörter der geänderten Schreibweise angepaßt (Lazarett) und einige echte stilistische Verbesserungen vorgenommen („noch mehr" statt „noch Mehrere"); diesem Bestreben diente auch offensichtlich in verschiedenen Fällen die Straffung von Dialogen, das Weglassen von Halbsätzen, Sätzen und (kleineren) Absätzen. In einigen Fällen wurden auch, der abgerundeten Darstellung halber, Absätze, die nicht von May stammen, eingefügt, z.B. bezüglich des weiteren Schicksals des englischen Kapitäns Shooter am Schluß des vierten Kapitels. Leider wurden auch unnötige Verbesserungen vorgenommen, und es schlichen sich sogar Fehler ein. Als Beispiel sei herausgegriffen: „tausend noch ungezählte Kräfte"; das ist sprachlich bedenklich und sogar logisch falsch, wenn *tausend noch ungezügelte Kräfte* von May vorgegeben war.

9.9 Die Erzählung „Der Kaperkapitän" erschien etwa zur gleichen Zeit auch als Feld-Ausgabe zum Preise von Mk 1,– sowie in französischer Übersetzung für die französischen Kriegsgefangenen[28].

Zu recht stolz – wenn man seine Bemühungen in jenen Jahren, die „fast lückenlose Front der Ablehnung von den Schreibern und Lesern der damals tonangebenden ‚Frankfurter Zeitung' bis zur deutschen Pädagogenschaft" aufzuweichen und Mays guten Schriftsteller-Namen wiederherzustellen, berücksichtigt –[29] schrieb Dr. E. A. Schmid am 27. 8. 1917 an den Redakteur Fritz Barthel: „Die Erzählung Mays ‚Der Kaperkapitän' erschien heuer in der ‚Deutschen Tageszeitung', im ‚Deutschen Lehrerblatt' und in ungefähr 50 anderen kleineren Zeitungen. Sie wurde ins Französische übersetzt und neuerdings auch von einem schwedischen, holländischen und polnischen Verlage angekauft (bei letzteren beiden schweben die Verhandlungen noch, stehen aber nahe vor dem Abschluß)."[30]

Den Abdruck des „Kaperkapitäns" in der „Deutschen Tageszeitung", dem angesehenen Berliner Blatt der „Agrarier", im März 1917 hat übrigens Lebius in einem Artikel in der „Staatsbürger-Zeitung" als „Ergebnis eines Inseratenauftrages" zu diskreditieren versucht. In Wirklichkeit war Schmid über die vorangegangene Anfrage um Abdruckerlaubnis selbst überrascht.[31]

Abschließend sei noch im Zusammenhang mit Mays Surcouf-Erzählung auf eine zum Schmunzeln anregende Begebenheit hingewiesen, über die Johanna Wächtler im Sonderheft „25 Jahre Karl-May-Verlag" berichtet[32]. Danach beging Frankreich im Jahre 1927 den 100. Todestag seines berühmten Korsaren Robert Surcouf. „In allen Orten, besonders in jenen, zu denen Surcouf in engerer Beziehung gestanden, gestaltete sich das Gedenken zu wahren Volksfesten. Eine nationalistische Organisation in Bordeaux glaubte, bei dieser Gelegenheit ihrer Heldenverehrung keinen würdigeren Ausdruck geben zu können, als durch Verbreitung einschlägiger Literatur. Sie ließ an die Volks- und Mittelschüler ein Büchlein verteilen mit dem Titel „Le Corsaire", das von den Heldentaten Robert Surcoufs berichtete. Und dann wird die „Sächsische Staatszeitung" vom 22. Juli 1927 zitiert (hier nur auszugsweise wiedergegeben): „. . . der Verfasser des Werkes war niemand anders als Karl May . . . Die Ausgabe von Bordeaux war eine Übersetzung ins Französische von François Parny. Und sie hatte noch obendrein, von dem fesselnden Inhalt abgesehen, den Reiz einer besonderen Pikanterie, auf dem Titelblatt war nämlich ein Druckstempel zu sehen mit dem Genehmigungsvermerk der Zensur des XIX. deutschen Armee-Oberkommandos . . ."



Namenszug Robert Surcoufs.

Bibliographie

1882 September, „Robert Surcouf – Ein Seemannsbild von Ernst von Linden" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, VIII. Jahrgang, Nr. 50–52, Verlag Fr. Pustet, Regensburg.

1894 „Ein Kaper" – Erste Abtheilung des Buches „Die Rose von Kairwan", Erzählung aus drei Erdtheilen von Karl May, Verlag von Bernh. Wehberg, Osnabrück.

1916 „Der Kaperkapitän", Veröffentlichung der Fassung von 1882 durch E. A. Schmid (als Herausgeber) in Band 38 der Gesammelten Werke „Halbblut" als 6. Erzählung, KMV, Radebeul bei Dresden.

10. Freuden und Leiden eines Vielgelesenen

10.1 Im Oktober 1896 – der DEUTSCHE HAUSSCHATZ, Jahrgang 22, hatte gerade den Schluß der May-Erzählung „Die Jagd auf den Millionendieb" gebracht und als „neuen, umfangreichen Reiseroman" des „allbeliebten, unermüdlichen Erzählers" „Im Reiche des silbernen Löwen" den Lesern für den nächsten Jahrgang angekündigt – veröffentlichte die Zeitschrift in den Nummern 1 und 2 des 23. Jahrgangs die „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen. Von Dr. Karl May"

„Die ‚Freuden und Leiden' sind sicher ein schwaches Stück in Mays Literatur", stellt Wollenschläger[1] fest; mit Sicherheit aber auch sind sie der für den May-Freund und -Forscher interessanteste Beitrag des Autors in der Reihe der in diesem Reprint-Band wiedergegebenen kleineren Hausschatz-Veröffentlichungen. Hat May doch hierin nicht in Form von mehr oder weniger versteckten Andeutungen, Spiegelungen oder gar verschlüsselt über sich selbst berichtet, sondern offen ein Selbstporträt und ein Bild über seine Situation Mitte der 90er Jahre mit kräftigen, teils geradezu derben Strichen gezeichnet.

Während Roxin[2] von Mays „frühester autobiographischer Darstellung" spricht und Plaul[3] sie als „eine Mischung aus illustrierter Langstreckenrenommage und etwas Selbstironie und nicht gerade dazu angetan, dem Verfasser künstlerisches Maß zu attestieren" einstuft, nennt Ilmer[4] sie eine „zwischen Triumph und Selbstzweifel klebende Persiflage, deren Pikanterie, buchstäbliche Richtigkeit, maßlose Dreistigkeit, großartige Selbstironie, Widerspiegelung tiefer Angst und Flehen um Gnade des Himmels bis heute nicht ausgeschöpft worden ist . . .", um dann weiter auszuführen: „Dieses alle Extreme berührende, unverhüllte Selbstporträt gibt dem Psychologen den ganzen Karl May jener Epoche in die Hand." Wollschläger berichtet in seiner schon zitierten Arbeit: „Fedor Mamroth lachte über den ‚wunderbaren Artikel', ‚daß man es drei Gassen weit hörte', aber er nahm ihn zugleich bitter ernst, als eine ‚Selbstbiographie' Karl Mays und als Material, das gewichtig darzutun vermöge, ‚welcher Geist in dem Manne lebt'. Die Befolgung des Leseransinnens, *„doch auch einmal etwas über sich selbst zu schreiben"*, war ihm Beweis genug, daß hier tatsächlich Wahrheit geschrieben stehe und geglaubt werden solle, und er nahm sich nicht die Mühe, genauer nachzuprüfen, was denn der Autor nun eigentlich darin *über sich selbst* mitteile. Stattdessen leitete er sich das Hauptthema seiner Polemik daraus ab: ‚Wenn man liest, was Herr Karl May schreibt, wenn er beabsichtigt, die Wahrheit zu sagen, so kann man sich erst einen Begriff davon machen, was er in seinen Büchern schreibt, in denen er sich von dieser löblichen Absicht nicht beengt fühlt.'[5] Wollte Karl May hier die Wahrheit sagen? Sind die „Freuden und Leiden" biographisches Material?"[6] Bezüglich der wundersamen Begebenheiten und Erlebnisse Mays mit den ihn in mannigfacher Weise bestürmenden Lesern gibt Wollschläger dann etwas später selbst die Antwort: „Denn wahr ist zweifellos alles, was May über seine Tagesplage mitteilte . . ."

10.2 Um die „Freuden und Leiden" richtig zu werten, muß man sich die Situation Mays in dem Dezennium vor der Jahrhundertwende vor Augen führen: May steht auf der Höhe seines Ruhmes und mit dem Erscheinen seiner „Gesammelten Reiseromane" bei Fr. E. Fehsenfeld in Freiburg stellt sich endlich auch der langentbehrte finanzielle Erfolg ein. Am 14. Januar 1896 bezieht er in Radebeul die Villa Kirchstraße 5, an deren Hauswand alsbald in goldenen Lettern ‚Villa Shatterhand' prangt[7]. „Zahllos stellen sich die Leser ein, schreiben, stehen anbetend vor der Haustür (und selbst Fürstlichkeiten kommen oder laden ihn zu Gast . . .)"[8] Sie alle wollen Old Shatterhand leibhaftig erleben. „Zaghaft zunächst und versuchsweise, dann aber immer entschiedener und schließlich im Tone triumphierender Selbstverständlichkeit schlüpfte der auch in seinem bürgerlichen Stande von eigenen Gnaden zu akademischer Weihe gekommene ‚Dr.' Karl May in die Maske seiner Ich-Gestalten, die ihm Verehrung und Anerkennung sicherte" stellt Roxin[9] fest. Und auch Wollschlägers Überlegungen zu Mays Verhalten in jenen Jahren müssen mit in die Betrachtung einbezogen werden: „Der Liebesarme, nach Liebe sich Sehnende vermochte nicht der Versuchung zu widerstehen, die Zuneigung, die sich so jäh millionenfach seinen Ich-Idealen zuwandte, dem eigenen Ich zuzulenken. Wir sehen mithin wohl Gründe, die Kritik an seinem Lebensverhalten im Halbjahrzehnt vor der Orientreise, der bei weitem bizarrsten, befremdlichsten Zeit, durch einen humanen Gesichtspunkt zu dämpfen: es waren die einzigen Jahre seines tragischen Lebens, in denen er ‚glücklich' lebte, in denen ein weniges von der Freude, die durch ihn für andere in die Welt gekommen war, zu ihm zurückkehrte"[10] „Der Beifall und die Glaubenswilligkeit", so Roxin, trieben ihn, immer wieder in vielfältiger Weise, die Identität ‚Old Shatterhand' = Karl May = ‚Kara Ben Nemsi' darzutun und durch Wort und Bild zu beglaubigen. Diese Gelegenheit hat er auch in den „Freuden und Leiden" weidlich genutzt, in denen „Dr." Karl May ja über sich selbst berichtet. Das beginnt gleich mit dem der Skizze vorangestellten Motto „Wer sich die Rose wünscht, *muß auch die Dornen wünschen*", das sicher nicht schlecht gewählt ist. Als Visitenkarte des „Weltläufers" muß es natürlich in *Kurmangdschikurdisch* zum Ausdruck gebracht werden: *„Ei ku guli dichaze, istiriyahn ssi lahzime bechaze!"* Als Sprachproben läßt er dann gleich ein *„Abu el Botlahn oder Dschidd el Intifahch", wie der Araber* (und Kara Ben Nemsi natürlich auch) *sich auszudrücken pflegt,* folgen. In schöner, freilich gut getarnter Selbstironie liefert May auch gleich die deutsche Übersetzung mit: *„Vater der Eitelkeit"* und *„Großvater des Eigendünkels".* Natürlich setzt er diese Begriffe trickreich ein, um dem Leser zu suggerieren: auf mich, den Dr. Karl May, treffen sie selbstverständlich nicht zu. *„Weil ich meist Selbsterlebtes erzähle und Selbstgesehenes beschreibe, brauche ich mir nichts auszusinnen;* . . ." Zur Beglaubigung seiner Kenntnisse fremder Sprachen weist er auch auf die berühmten Orientalisten Fleischer und Wüstenfeld hin, die *meine Lehrer gewesen* sind, um im gleichen Atemzuge zu versichern: *„aber den eigentlichen Fluß habe ich mir doch erst an Ort und Stelle geholt."* Mehrfach läßt *Old Shatterhand resp. Kara Ben Nemsi Effendi* Beschreibungen seiner Jagdtrophäen einfließen und erwähnt ‚Abu er Rad', *das von mir in Afrika geschossene Raubtier,* den wilden Büffel, den Coyoten und den Leopard, den Kopf des Grizzlybären, Revolver, von denen *ich doch so viele hier hängen habe.* Und daß dem allem auch wirklich so ist, kann der Leser anhand der gleich mitgelieferten Fotografien selbst nachprüfen, die, so Roxin[11] „beim Aufbau der Old-Shatterhand-Legende wesentlich mitgewirkt haben".

Unſere Bilder.

Herr Dr. Karl May iſt dem Drängen ſo vieler ſeiner Verehrer endlich nachgekommen und hat eine Reihe von photographiſchen Aufnahmen anfertigen laſſen, die nicht allein zeigen, „wie er ausſieht" — was ſo viele Leſer und nicht wenige — Leſerinnen ſo brennend gern gewußt hätten — ſondern auch wie er wohnt, lieſt und ſchreibt. Die Abbildungen der vorliegenden Nummer zeigen ihn uns als Old Shatterhand und Kara Ben Nemſi, alſo in zwei Geſtalten, die den Leſern ſeit Jahren vertraut ſind. Das Koſtüm iſt daſſelbe, wie Karl May es auf ſeinen Reiſen getragen hat.

(12)

Redaktionsmitteilung aus dem „Deutschen Hausschatz" 1896/97, Nr. 2, S. 31.

Ein *fremder Mensch* namens Kraft, der mit Hilfe einer Leiter über den Balkon ins Haus eindringt[13], überbringt wirklich und wahrhaftig einen *zwanzig eng beschriebene Seiten langen Brief . . . von meinem alten Lindsay.*

10.3 den unmittelbaren Anlaß, die „Freuden und Leiden" zu Papier zu bringen, nennt uns May gleich zu Anfang seinerr Skizze: Der Autor wurde *„von seinen Lesern aufgefordert, ja förmlich gedrängt . . ., doch auch einmal etwas über sich selbst zu schreiben."* So schildert er denn den mehr leid- als freudvollen Ablauf eines Wochentages, wie sich die Verehrer aller Schattierungen die Klinke in die Hand geben, ihn mit Fragen und Wünschen bestürmen, sich ungeniert selbst zu Gast einladen, den Schriftsteller an einer kontinuierlichen Arbeit hindern und wie sie ihn mit Briefen, Telegrammen und Geschenksendungen überhäufen und belästigen. Leicht peinlich wirkt der auf die religiöse Tendenz des DEUTSCHEN HAUSSCHATZES abgestellte Schlußteil der Skizze, wie der *Herrgott,* seine *Boten . . ., die mir die Worte bringen,* die *Macht des Gebetes,* die *Barmherzigkeit des Allgütigen* und sein „Ave Maria" *(bei dessen Klängen er* – nämlich Winnetou – *in meinen Armen die Augen schloß)* unbeschwert als Zeugen für die *„religiösen . . . Wirkungen meiner einfachen Erzählungen"* bemüht, zwischendurch aber Beschwerden über mangelnde Frankierung eingegangener Briefe und aufdringliche Darlehensgesuche vorgebracht werden.

Die Schilderung seiner Freuden und Leiden erscheint auf den ersten Blick übersteigert, doch werden wir letztlich nicht umhinkommen, Wollschläger recht zu geben, wenn er feststellt, „daß alle mitgeteilten Vorgänge nicht nur wahrscheinlich sind, sondern buchstäblich wahr" und „. . . die einzige Stilisierung, die May sich erlaubte, bestand vielleicht darin, daß er sie auf einen Leidenstag zusammenzog."[14]

So sehr ungern übrigens hat sich May zu seiner Schilderung der Freuden und Leiden offensichtlich nicht *auffordern und förmlich drängen* lassen. Gab sie ihm doch nicht nur Gelegenheit, sich in seinem Ruhme zu sonnen; vielmehr konnte er als ausgezeichneter Public-relation- und Werbe-Fachmann, der durchaus auf seinen materiellen Vorteil bedacht war[15], auch einige doch recht nützliche Hinweise für seine *lieben Leserinnen und Leser* an den Mann und die

Frau bringen: wo man die Nunwarz-Fotografien käuflich erwerben könne, daß es ihm lieber sei, wenn man seine Bücher kaufe, statt sie nur in der Leihbücherei auszuleihen, daß die an ihn adressierte Post gefälligst ausreichend frankiert werden möge, schließlich, daß sein wirklicher Geburtstag, den er verschämt nicht nennen mag, letztlich aber doch *in jedem Schriftstellerverzeichnisse zu finden ist.* „*. . . all die Briefe, Karten und Depeschen, mit denen man mich grüßt*“[16], waren ja für ihn Ausdruck der Liebe, nach der er sich Zeit seines Lebens so sehr gesehnt hat.

10.4 So schwach auch die „Freuden und Leiden“ vom literarischen Standpunkt aus sein mögen, so aufschlußreich sind sie für den aufmerksamen Leser und May-Forscher.

Sie erfuhren einen Nachdruck noch zu Lebenszeiten Mays durch Aufnahme in „Koch's Bayerischen Schulmentor VIII“, Verlag C. Koch, Nürnberg, im Jahre 1899.

Für die Aufnahme in die „Gesammelten Werke“ des Karl-May-Verlages in Radebeul, Band 48 „Das Zauberwasser“ im Jahre 1927 wurden die „Freuden und Leiden“ durch die Herren E. A. Schmid und Franz Kandolf (als Herausgeber) unter Mitwirkung von Adalbert Stütz (Bischleben), Adolf Volck (Radebeul) und Max Weiß (Bamberg) weitgehend umgearbeitet: ca. 45% von Mays Original wurden gestrichen. Unter der Bezeichnung „Old Statterhand a. D.“ hat er neue Text etwas über 80% des originalen Umfanges; rd. ein Drittel davon ist seinerzeit im Zuge der Bearbeitung neu hinzugeschrieben worden.[17]

10.5 Nicht uninteressant ist, daß sich May mit der Schilderung der „Freuden und Leiden“ durchaus auch auf den Pfaden jener publicity-Artikel bewegte, in denen bereits früher, teils realistischer, teils aber noch weit überspannter, über andere Reiseschriftsteller berichtet worden war. Schon 1853 hatten die „Fliegenden Blätter“ „Ein Besuch bei meinem Freunde Gerstäcker“ (von „Herbert Kg.“) veröffentlicht, der an ironisch-humorvollen Übersteigerungen und gewollten Unmöglichkeiten kaum zu überbieten ist[18]. Ernsthafter und recht informativ sind die Beiträge in der „Gartenlaube“ von 1854 „Ein Besuch bei Friedrich Gerstäcker“ (ohne Verfasserangaben)[19] sowie in der „Täglichen Rundschau“ von 1895 über einen Besuch der „Frau v.d.R.“ bei Balduin Möllhausen im Jahre 1890. Dieser hatte offenbar regelrechte Sprechstunden für Besucher vorgesehen[20].

Allen Artikeln ist zu eigen, daß nicht nur über die exotisch und z.T. gruselig ausgestatteten Gemächer der Weltreisenden, sondern auch über deren äußeres Erscheinungsbild berichtet wird. Das trifft auch für den 1907 erschienenen Beitrag „Friedrich August Strubberg“ in „Die Heimstatt“ zum hundertsten Geburtstag des Schriftstellers („Armand“) zu[21].

Bibliographie

1896 Oktober, „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen – von Dr. Karl May“ in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, XXIII. Jahrgang, Nr. 1–2, Verlag von Fr. Pustet, Regensburg.

1899 „Freuden und Leiden eines Vielgelesenen – von Dr. Karl May“ in „Koch's Bayerischer Schulmentor VIII“, Verlag C. Koch, Nürnberg.

1927 „Old Shatterhand a. D.“ – Veröffentlichung einer stark bearbeiteten Fassung durch E. A. Schmid und Franz Kandolf (als Herausgeber) in Band 48 der „Gesammelten Werke“, „Das Zauberwasser“ u. a. Erzählungen von Karl May als 9. Beitrag, Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden.

ANMERKUNGEN

Einleitung

1) dazu auch Hainer **Plaul,** „Redakteur auf Zeit. Über Karl Mays Aufenthalt und Tätigkeit von Mai 1874 bis Dezember 1877" in JbKMG 1977, Kapitel 7 (S. 180–187).

2) wie Anm. 1, S. 198

3) wie Anm. 1, S. 194/95

4) wie Anm. 1, S. 195/96

5) Ein Reprint der Erstausgabe ist 1974 im Rissener Kinder- und Jugendbuchverlag von Karl Guntermann, Hamburg, für die Mitglieder der Karl-May-Gesellschaft (KMG) veranstaltet worden. Ein weiterer Nachdruck ist 1975 im Karl-May-Verlag, Bamberg, erschienen.

6) Franz **Kandolf,** „Karl May und Gabriel Ferry" in Karl-May-Jahrbuch 1933 (JbKMV), S. 192.

7) Hans **Wollschläger,** „Karl May – Grundriß eines gebrochenen Lebens", Diogenes, Zürich, 1976, S. 53.

8) s. auch Reprint der KMG „Christus oder Muhammed" – Marienkalender-Geschichten von Karl May, zu beziehen über D.-K. Husareck, Peterstraße 4, Postfach 1006, 4650 Gelsenkirchen

9) Hainer **Plaul,** „Literatur und Politik – Karl May im Urteil der zeitgenössischen Publizistik", in JbKMG 1978, S. 177.

9a) s. auch Anm. 21 zu „Three carde monte".

10) Karl May, „Der Pflaumendieb. Humoristische Episode aus dem Leben des alten Dessauers von Karl Hohenthal" in ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT, IV. Jahrgang 1880, Nr. 1–6; s. auch Reprint der KMG „Der Waldkönig" (Bezugsmöglichkeit s. Anm. Nr. 8).

11) Karl May, „Die Juweleninsel" in ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT, V. Jahrgang 1881; s. auch Reprint der KMG „Scepter und Hammer/Die Juweleninsel".

12) Karl May, „Mein Leben und Streben", Freiburg o. J. (1910), S. 195, Faksimile-Druck bei Olms-Presse, Hildesheim – NewYork, 1975, S. 195.

13) s. auch Anm. 7 S. 59.

14) als Orientierungshilfe ist den genannten Titeln in Klammern jeweils die fortlaufende Nummer von Band und Erzählung der Freiburger (1–33), bzw. der Radebeuler (34–65), bzw. der Bamberger (ab 66) Gesamtausgabe beigefügt.

15) Karl **Guntermann,** „Bibliographische Notizen. Neue Folge: ‚Im Wilden Westen'" in M-KMG Nr. 45 vom September 1980, S. 26–32

16) s. Anm. 15 S. 27/28

17) s. hierzu auch Heinz **Neumann,** „Karl Mays Buchausgaben bei Fehsenfeld" in M-KMG 12 vom Juni 1972, S. 8

18) Claus **Roxin,** Einführung zum Reprint der KMG „Der Scout – Deadly Dust", S. 3 re o

19) Bereits 1880 hatte May im Verlage von H. Liebau, Berlin, Weißenburger Straße 80, die Humoreske „Die verhexte Ziege" veröffentlicht und zwar in der „Humoristischen Volksbibliothek" V. Bändchen WEG MIT DEN GRILLEN; s. hierzu auch das Vorwort im KMG-Reprint „Der Waldkönig", S. 10

20) Der A.Weichert Verlag, Berlin NO, Barnimstraße 48, wurde am 1. 10. 1872 von dem damals 18jährigen August Weichert (* 13. 4. 1854 in Bischofstein/Ostpreußen † 25. 10. 1904) ins Leben gerufen. Es wurde damals preiswerte Literatur in Form von Lieferungsheften und Büchern verlegt und – in der Regel über Bezieherwerber (Kolporteure) – vertrieben: John Retcliffe, Jules Verne, Alphonse Daudet, Dickens, Scott u.a.; auch eine Wochenschrift „Der Berliner hinkende Bote" sowie Fachbücher erschienen. August Weichert war einer der Vorreiter dieser Vertriebsform; er hat mit seinen preiswerten, schlicht aufgemachten Druckerzeugnissen ein breites Lesepublikum erreicht und dazu beigetragen, daß das Lesen in einem für die damalige Zeit unvorstellbaren Umfang populär wurde. Am 16. Juni 1894 wurde die Druckerei Friedrich & Co, Berlin O, Andreasstraße 32 erworben und dem Unternehmen angegliedert. Noch im selben Jahre 1894 wurden auch die Fa. H. Liebau bzw. deren Verlagsprogramm (einschließlich der beiden May-Bände „Der Karawanenwürger" und „Aus fernen Zonen") von dem stark expandierenden Weichert Verlag übernommen. Am 1. April 1899 faßte das Unternehmen Verlag und Druckerei in dem neu errichteten, großzügigen Betriebsgebäude Neue Königstraße 9, Berlin NO 43, zusammen. Hier hatte die Firma ihren Sitz bis 1950. Nach der Enteignung in Ostberlin wurde der A.Weichert Verlag 1952 in Hannover erneut ins Leben gerufen; eine Zweigstelle befand sich in Westberlin. Der Verlag widmet sich, gleichzeitig über den angeschlossenen „Neuen Jugendschriften-Verlag, Hannover" („Karo-Bücher"), vornehmlich dem – bei guter Ausstattung – preisgünstigen Kinder- und Jugendbuch. Hier auch erschien in den 50er Jahren eine ca. 30 Titel umfassende bebilderte Karl-May-Ausgabe, die jedoch stark bearbeitet („gestrafft") worden war und sich z. Zt. nicht mehr im Verlagsangebot befindet. Herrn **Limberg,** Hannover, Mitinhaber des A.Weichert Verlages, Hannover, ist für seine bereitwillig erteilten Informationen sehr zu danken. Leider ist das nach dem Krieg noch vorhanden gewesene umfangreiche und wertvolle Verlagsarchiv bei der Enteignung des Unternehmens im Oktober 1950 in Ostberlin der Vernichtung anheimgefallen.

21) wie Anm. 15

22) wie Anm. 15 S. 28

23) Brief von A. von **Ozoroczy** an Hartmut Kühne

24) Brief Roland **Schmids** an den Verfasser vom 25. 2. 1981

25) Diese Kurzdarstellung kann und will die längst fällige detaillierte Aufarbeitung des Komplexes „May-Veröffentlichungen bei Liebau und Weichert" nicht ersetzen. Sie war für einen späteren Zeitpunkt von Guntermann ins Auge gefaßt, der jedoch inzwischen verstorben ist.

26) s. auch den „Großen Karl-May-Bildband", Verlag Olms Presse Hildesheim-NewYork, 1978, S. 120

27) wie Anm. 15 S. 30 oben

28) gem. den Ermittlungen des A.**Weichert** Verlages, Hannover, lt. Schreiben an den Verfasser vom 12. 11. 1980

29) wie Anm. 28, Brief vom 21. 11. 1980

30) Es ist eine Assad-Bei-Ausgabe mit dem Impressum „Rhein-Elbe-Verlag" bekannt, die zusätzlich die von Heinrich Walden stammende Erzählung „Auf dem Rio Gila" enthält.

31) Mit dem selben Deckelbild und ebenfalls mit dem Titel „Im wilden Westen" wurde vom Weichert Verlag auch ein Buch mit den beiden „Erzählungen für die reifere Jugend" „Goldstrumpf, der Schützling des Capeiro-Indianers" von M. Conrad Fischer-Sallstein und „Jack, die Bärenklaue" von Major von Krusow herausgegeben. Einen entsprechenden Hinweis verdanke ich Heinz **Neumann**.

32) Zur Frage der Zuverlässigkeit der Angaben in Verlagskatalogen äußert sich Hainer **Plaul** in seinem Schreiben an den Verfasser vom 7. 4. 1981 u. a. wie folgt:
„Weit zuverlässiger, vielleicht am zuverlässigsten überhaupt, sind die Angaben in den speziellen Verlagskatalogen; denn diese Kataloge wurden ja nur aus dem einen Grunde angefertigt, um sie an die Sortimenter zu versenden, die auf dieser Grundlage ihre Bestellungen dem Verlag eingeben konnten und sollten". und weiter
„Wer annimmt, daß nur das Börsenblatt und der Hinrichs (der auf dem Börsenblatt fußt), der Kayser und der Heinsius zuverlässige Auskünfte geben würden, der irrt. Nicht darin, was das Erscheinungsdatum angeht. Da sind diese Nachschlagewerke genauer

als die Verlagskataloge, die gängige (oder auch weniger erfolgreiche) Titel immer mal wieder anbieten, um sie loszuwerden. Und wenn die Titel in den genannten Verzeichnissen tatsächlich stehen, dann – das gilt insbesondere für den Hinrichs und das Börsenblatt – haben sie wirklich und leibhaftig existiert, weil nämlich nur solche Titel aufgenommen wurden, die der Redaktion tatsächlich vorlagen. Das ist auch der Grund, warum das Börsenblatt und der Hinrichs und das Deutsche Bücherverzeichnis auf der anderen Seite eben gerade nicht oder jedenfalls viel weniger zuverlässig sind als jeder Verlagskatalog, deshalb nämlich, weil nicht jedes Buch, das wahrhaftig erschienen ist, dort auch angezeigt ist. Die Verlage haben in solchen Fällen keine Belegexemplare der Redaktion eingeschickt, sei es aus Vergesslichkeit, aus Nachlässigkeit oder Desinteresse. Das gilt massenweise z.B. für jene Fabrikate, die hauptsächlich durch Kolporteure verbreitet wurden. Der Sortimenter, der durch das Börsenblatt und ähnliche Verzeichnisse angesprochen wird, war für diese Hersteller gar nicht wichtig, und sie schickten deshalb auch keine Belegstücke ein. Daraus aber nun den Schluß zu ziehen, alles, was nicht im Börsenblatt oder im Hinrichs oder im Deutschen Bücherverzeichnis vermerkt ist, habe nie existiert, selbst dann nicht, wenn die Verlagskataloge die Titel vermerken, wäre völlig verkehrt und könnte für die Forschung sehr verhängnisvoll sein".

1. Three carde monte

1) s. JbKMG 1976, S. 29–46

2) Wolf-Dieter **Bach,** „Sich einen Namen machen" in JbKMG 1975, S. 69 Anm. 63

2a) Siegfried Augustin/Rudolf Beissel in „Quellen und Vorbilder Mays (Vorstudien zu einer Monographie)" in „Vom Lederstrumpf zum Winnetou", Ronacher-Verlag, München 1981, S. 66–68

3) zu dem Motiv des brennenden Öltals s. auch Hartmut **Kühne,** „Karl Mays ‚Ölbrand'" in JbKMG 1970, S. 258 ff

4) Meyers Großes Konversationslexikon, sechste Auflage 1905: „KÜMMELBLÄTTCHEN (richtiger Gimelblättchen, v. hebr. Buchstaben ‚gimel', der auch die Dreizahl bedeutet), ein von Gaunern aus niedern Kreisen eigens zum Betrug erfundenes „Spiel". Der Gauner zeigt drei Kartenblätter vor, wirft sie dann rasch durcheinander und läßt sein Opfer raten, an welcher Stelle sich eine bestimmte Karte befindet. Taschenspielergeschwindigkeit, das Mitführen einer vierten Karte etc. ermöglichen den beabsichtigten Betrug."

5) wie Anm. 3

6) „Im fernen Westen", reprografischer Nachdruck der Erstausgabe Stuttgart o. J. (1879). Erster Druck für die Mitglieder der Karl-May-Gesellschaft, Hamburg, erschienen im Rissener Kinder- und Jugendbuch-Verlag, Hamburg, 1974, mit einer umfassenden Bibliographie von Karl Guntermann. Ferner: „Im fernen Westen", Reprint der ersten Buchausgabe von 1879 mit allen Bildern der ersten und der späteren Auflagen und einem Nachwort zur Werksgeschichte von Roland Schmid, erschienen im Karl-May-Verlag, Bamberg, 1975.

7) Ein faksimilierter Nachdruck dieser Erzählung befindet sich im JbKMG 1970, S. 221 ff; Nachdruck unter dem Titel „Tödliches Feuer" in „Winnetou und der Schwarze Hirsch", Knaus, Hamburg 1982. Ferner ist auf den in hervorragender Ausstattung beim Karl-May-Verlag, Bamberg, 1976 erschienenen Reprintband Karl May „Winnetou's Tod" hinzuweisen; er enthält die Erzählungen „Ein Oelbrand" (NEUES UNIVERSUM) und „Im ‚wilden Westen' Nordamerikas" (FEIERSTUNDEN IM HÄUSLICHEN KREISE).

8) Josef **Höck**/Thomas **Ostwald**, „Karl May und Friedrich Gerstäcker" in „Karl-May-Jahrbuch 1979" des Karl-May-Verlages, Bamberg, und des Verlages A. Graff, Braunschweig, (nachfolgend – ebenfalls – kurz JbKMV), S. 143 ff

9) Friedrich Gerstäcker, „In den Red-River Sümpfen u. a. Erzählungen", neu durchgesehen und herausgegeben von Dr. Carl Döring, Verlag von Neufeld und Henius, Berlin SW.

10) Karl May, „Ein Lichtspender", in SCHACHT UND HÜTTE, H.G. Münchmeyer, Dresden, 1875/76, S. 61 ff, Faksimile-Druck der Olms Presse, Hildesheim-NewYork, 1979

11) wie Anm. 1 S. 39

12) Karl May, „Mein Leben und Streben", Faksimile-Druck bei Olms Presse, Hildesheim-NewYork, 1975, S. 158

13) wie Anm. 1 S. 40

14) Hierin haben wir auch die Erklärung für das – wie es Walther **Ilmer** recht schroff formuliert hat – „in seiner Sinnlosigkeit beinah einzig dastehende Intermezzo" mit dem „gegen Schluß des Bandes eingestreuten Zweifel, der sympathische Erzähler der Geschichte vom Kanada-Bill sei nicht der echte Colorado-Mann". Nun, Karl May hat sich gegenüber der DEUTSCHE-HAUS-SCHATZ-Fassung – nicht ungeschickt – bemüht, den Erzähler insgesamt doch viel weniger sympathisch erscheinen zu lassen; der Autor hat sich bei dem „eingestreuten Zweifel" durchaus etwas gedacht und keineswegs „sinnlos" drauflosfabuliert. (S. hierzu auch Walther **Ilmer,** „Sichere Hand auf wackligen Füßen: Old Surehand" „M-KMG 29 vom September 1976, S. 12.)

15) Karl May, „Vom Tode erstanden" in FROHE STUNDEN, Reprint der KMG 1971, S. 606 ff; Nachdruck in „Winnetou und der Schwarze Hirsch", Knaus, Hamburg 1982

16) wie Anm. 8; ferner: Heinz **Neumann,** „Zu Adolf Droops Analyse von Karl Mays Reiseerzählungen" in M-KMG Nr. 39 vom März 1979, S. 45, Anm. 16

17) wie Anm. 8 S. 145

18) in „Kapitän Kaiman", Bd. 19 der „Gesammelten Werke", Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, S. 317

19) Karl May, „Winnetou II" (Freiburg/Radebeul) S. 417 ff

20) Heinz **Neumann,** „Karl Mays frühe Buchausgaben und ihre Verwandlungen" in M-KMG 15 vom März 1973, S. 16

21) P. Ansgar **Pöllmann,** OSB, „Kritische Spaziergänge. XVI Ein Abenteuer und sein Werk. VI Das katholische Mäntelchen" in „Über den Wassern", Halbmonatsschrift für schöne Literatur, 3. Jahrgang 1910, S. 273 (nachfolgend kurz „Über den Wassern") Zum Thema „Karl Mays Einstellung zum katholischen Glauben" berichtet Rudolf **Beissel** in seinen „Erinnerungen" (ungedrucktes Manuskript): „Frau May hatte mir in vielen Gesprächen eindeutig versichert, daß Karl May um 1898 entschlossen gewesen sei, katholisch zu werden. Als er das K (katholisch) vor seinen Namen in Kürschners Literatur-Kalender setzen ließ, da geschah das in der inneren Überzeugung, daß er seiner Anschauung nach zur katholischen Kirche gehörte, und in der Absicht zu konvertieren. Dann erfolgten die Angriffe von Muth und Cardauns und verschoben den Übertritt. Seine Ehescheidung und Wiederverheiratung warfen dann ein kaum überwindbares Hindernis auf. Aber bis zu seinem Tode hatte May immer wieder den Wunsch ausgesprochen, katholisch zu werden. Er hatte die protestantische Reformation stark verurteilt, weil sie die Einheit der Kirche im Abendland zerstört habe. Luther habe sich von den deutschen Fürsten zu politischen Zwecken mißbrauchen lassen." May schrieb noch am 30.4.1910 in der Wiener „Freistatt" (JbKMG 1976, S. 237): „ Ich neigte zwar mehr und mehr zum Katholizismus . . .".

22) s. z.B. Hainer **Plaul,** „Literatur und Politik – Karl May im Urteil der zeitgenössischen Publizistik", in JbKMG 1978, S. 182; ferner Ernst **Seybold** (Pastor), „Wie katholisch ist May in seinen Marienkalendergeschichten?" in M-KMG Nr. 44–46

23) Am Kopf des Familienblattes SONNTAGSRUHE findet sich folgender Hinweis: „Erscheint jeden Sonntag. Abonnement bei allen Buchhandlungen und in der Expedition, Berlin SW, Schützenstraße 68, 75 Pfennige vierteljährlich. Für die Abonnenten der Berliner Bürger-Zeitung gratis."

24) Roland **Schmid,** Vorwort zum Reprint des Karl-May-Verlages, Bamberg, „Winnetou's Tod", 1976, S. 4 (s. auch Anm. 7)

25) Wer sich heute den unbearbeiteten Fehsenfeld-Originaltext verschaffen möchte, sei auf den vom Pawlak-Verlag veranstalteten

Nachdruck der Bände „Old Surehand I–III (= Band 7–9 der Pawlak-Reihe) verwiesen, ferner auf die in drei Gruppen zu je elf Bänden im Herbst 1982 sowie im Frühjahr und im Herbst 1983 erscheinende exklusive Reprint-Edition der Freiburger Erstausgaben im Karl-May-Verlag, Bamberg.

2. Unter Würgern

1) s. „Unter Würgern" im vorliegenden Reprint-Band, S. 607 li o

2) Für verschiedene Hinweise in diesem Zusammenhang ist Herrn Hartmut **Kühne** zu danken, der in seiner Arbeit über die Entwicklung der „Gum" von der kleinen Novelle zur ausgereiften Erzählung detailliert berichtete (M-KMG Nr. 51 vom März 1982, S. 29 ff).

3) s. auch die diesbezüglichen Ausführungen von Ekkehard **Bartsch** in seinem Vorwort zum Reprint der „Rose von Kairwan" bei Olms-Presse, Hildesheim-NewYork. 1974, S.VI ff; ferner die Ausführungen in diesem Vorwort zu „Robert Surcouf" Zi. 9.8.

4) Heinz **Neumann,** „Karl Mays frühe Buchausgaben und ihre Verwandlungen" in M-KMG Nr. 15 vom März 1973, S. 17

5) Ähnliche Feststellungen hat auch Hartmut **Kühne** getroffen; s. Anm. 2

6) Karl May, „Scepter und Hammer/Die Juweleninsel", Reprint der KMG, 1978, S. 66 re m

7) Karl May, „Die Wüstenräuber/Die drei Feldmarschalls", Reprint des Verlages A. Graff, Braunschweig, 1976, Nachwort von Th. **Ostwald,** S. 244

8) s. KMG-Reprint „Für alle Welt", 1977, mit den May-Erzählungen „Der Scheerenschleifer", „Tui Fanua" und „Die Both Shatters".

9) Werner **Poppe,** „Das Dörfchen ‚Winnetoon' und die ‚Rose vom Quicourt" in JbKMV 1978, S. 177

10) Karl May, „Krüger Bei – Die Jagd auf den Millionendieb", Reprint der KMG und der Buchhandlung Pustet, Regensburg, 1980

11) Karl **Guntermann,** „Bibliographische Notizen" in M-KMG Nr. 20 vom Juni 1974, S. 22

12) Jules Gérard findet auch in der „Liebe des Ulanen" Erwähnung; s. den Reprint der Olms Presse, Hildesheim-NewYork, 1972, S. 809; in diesem Zusammenhang auch: Christoph F. **Lorenz,** „Karl Mays zeitgeschichtliche Kolportageromane", Europäische Hochschulschriften Reihe I, Bd. 414, Verlag Peter D. Lang, Frankfurt am Main. Bern, 1981, S. 93 sowie dort Anm. 121

13) F. C. **de Rooy,** Den Haag, „Karl May und der Löwenjäger Jules Gérard" in M-KMG Nr. 44, Juni 1980, S. 31–32

14) Franz **Kandolf** „Von Hassan el Kebihr bis Hadschi Halef Omar" in JbKMV 1926, S. 358/359

15) s. auch z. B. „Die Todeskarawane – Entdeckung eines unbekannten Maytextes" in M-KMG Nr. 24 vom Juni 1975, S. 2; ferner „Das Straußenreiten der Somal" in M-KMG Nr. 25 vom September 1975, S. 2

16) Mayne Reid, „Die Skalpjäger", z. B. Ausgabe im Fischer-Schmöker-Kabinett (Nr. 1578), S. 165–168

17) Siegfried **Augustin,** Vorwort zu „Karl May in Bildern", Band 1, „Geschichten aus dem Wilden Westen", S. 12 und 13, Verlag C. J. Bucher, Luzern und Frankfurt/M, 1977

18) Ansgar **Pöllmann,** „Kritische Spaziergänge XIII ‚Ein Abenteurer und sein Werk' III ‚Ein literarischer Dieb'" in „Über den Wassern", Münster 1910, S. 131/132

19) Hermann Adalbert **Daniel,** „Handbuch der Geographie" 1. Band, Leipzig, Fues 1870

20) W. F. A. **Zimmermann,** „Malerische Länder- und Völkerkunde", Berlin, Gustav Hempel, 1863

21) s. z. B. die Hinweise bei Rudolf **Beissel,** „Die Frühreisen Karl Mays" in M-KMG Nr. 3 vom März 1970, S. 11 und Heinz **Neumann** „Karl May und George Catlin: eine Hypothese" in M-KMG Nr. 6 vom Dezember 1970, S. 20

22) Rudolf **Beissel,** wie Anm. 21, S. 11

22a) Siegfried Augustin – Rudolf Beissel, „Quellen und Vorbilder Mays – Vorstudien zu einer Monographie" in „Vom Lederstrumpf zum Winnetou", Ronacher-Verlag, München, 1981

23) Ulrich **v.Thüna,** „Karl May · Übersetzungen in Frankreich 1881 – 1974" in M-KMG Nr. 28, 29 und 30

24) May-Erzählungen in der Familienzeitschrift DEUTSCHER WANDERER, 8. Jahrgang:
„Die Liebe des Ulanen"
„Die verhängnisvolle Nuejahrsnacht" (E. v. Linden)
„Unter Würgern" (Karl Hohenthal)
„Im Sonnenthau" (E. v. Linden)

25) s. Karl May, „Der dankbare Leser", Reprint der Ausgabe 1902 für die Mitglieder der KMG, KMG-Presse, Ubstadt, 1974, mit Nachwort von Ekkehard Bartsch, S. 164

26) wie Anm. 25

27) Brief Roland **Schmids** vom 25. 2. 1981, dem für seine Bemühungen sowie die Zurverfügungstellung des May-Briefes vom 11. 11. 1900 zu danken ist. Zur Frage des noch vorhandenen Schriftwechsels mit den früheren Verlagen äußert sich Schmid in seinem Brief wie folgt: „Briefwechsel zwischen Karl May und Verlegern, Redakteuren usw. blieb nur zum Teil erhalten. In keinem Fall darf man davon ausgehen, daß die Korrespondenz **vollständig** ist. Vorherrschend handelt es sich um **an** Karl May gerichtete Schriftstücke, die nach dem Tod des Dichters von seiner Witwe Klara May in der Villa „Shatterhand" gesammelt und später dem Karl-May-Verleger Dr. E. A. Schmid ausgehändigt wurden. Inwieweit Klara May derlei Schriftstücke vernichtet hat, ist nicht bekannt (wohl aber, **daß** sie mancherlei Sachen allein oder in Gegenwart Dritter verbrannt hat). Briefe **von** Karl May an solche Korrespondenzpartner blieben leider nur in weit geringerem Maße erhalten, und zwar vorwiegend aus der Zeit nach 1901, hin und wieder in Form von Kopien. Nur in ganz wenigen Fällen konnte der Karl-May-Verlag später solche Briefe seines Autors erwerben; entweder waren sie nicht erhalten geblieben oder die Adressanten waren nicht bereit, sich von den Schriftstücken zu trennen."

28) wie Anm. 25 S. 165

29) Während auch die Radebeuler Ausgabe von „Orangen und Datteln" zunächst unverändert diese acht Erzählungen umfaßte, wurde später die letzte Erzählung „Der Verfluchte" weggelassenen (in der Auflage 81. bis 100.Tsd. ist sie noch enthalten). Als Grund für diese Maßnahme nannte Roland Schmid dem Verfasser vor mehreren Jahren einen rein technischen Umstand: „Der Umfang dieses Buches war nämlich so stark (665 Seiten/ Der Verf.), daß der Einband nicht hielt und die Bände regelmäßig zum Auseinanderbrechen neigten". Die fragliche ursprüngliche Marienkalendergeschichte (s. KMG-Reprint „Christus oder Muhammed") fand nach dem Kriege Aufnahme in dem umgestalteten Band 26 der Bamberger Gesamt-Edition.

30) Karl May, „Winnetou I", Karl May's gesammelte Reiseromane, Band VII, Verlag von Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br., 1893, S. 51. S. hierzu auch Hartmut **Kühne** „Karl Mays ‚Ölbrand'" in JbKMG 1970, S. 261.

31) wie Anm. 30 („Winnetou I") S. 33 sowie Band VIII („Winnetou II"), S. 395–397

3. Der Girl-Robber

1) „Mein Leben und Streben", Olms-Reprint, Anmerkung von Hainer **Plaul** Nr. 296, S. 458–460

2) Brief vom 14. 10. 1879

3) Die von Hans **Wollschläger** in seiner May-Biographie (s. weiter oben Anm. 7 zur „Einleitung") S. 59 erwähnte Abmachung mit

Pustet, „eine Mark pro MS-Seite" dürfte demnach zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Kraft gewesen sein.

4) „Durch die Wüste" (Freiburger bzw. Radebeuler Fassung), S. 320

5) vergleiche „Deutsche Herzen, deutsche Helden", Reprint des Karl-May-Verlages, Bamberg 1979, S. 4

6) Karl May, „Die Liebe des Ulanen", Olms-Reprint, S. 1110–1113

7) Karl May, „Das Waldröschen", Olms-Reprint, s. 1873

8) „Der Waldläufer" von Gabriel Ferry. Für die Jugend bearbeitet von Carl May. Zweite Auflage. Druck und Verlag von Robert Bardtenschlager, Reutlingen, o. J, S. 170

9) Es sei hier auf den Nachdruck der ersten, ungekürzten Fassung der May-Bearbeitung im Rahmen von „Karl Mays gesammelten Werken" der Bamberger Edition (Band 70 „Der Waldläufer") hingewiesen sowie auf das dort wiedergegebenen Vorwort des Herausgebers Roland **Schmid** und auf das auf Franz **Kandolf** zurückgehende Nachwort „Karl May und Gabriel Ferry". Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die schon vor längeren Jahren vom Karl-May-Verlag, Bamberg, angekündigte Faksimile-Ausgabe der Erstfassung der Bearbeitung Mays recht bald erscheinen würde.

10) s. die im Verlag Lothar Borowsky, München, vor einigen Jahren erschienene Ausgabe des „Waldläufer" von Gabriel Ferry, der die vollständigen Illustrationen von Gustave Doré beigegeben wurden. Dem Band liegt die Übersetzung von Dr. G. Füllner, Halle an der Saale o. J., zugrunde, die auch May als Bearbeitungsvorlage gedient haben soll.

11) s. „Karl-May-Bildband", Olms, Hildesheim, 1978, S. 138 Z. 305

12) May hatte soeben seine Erzählung „Unter Würgern" abgeschlossen und im DEUTSCHEN HAUSSCHATZ veröffentlicht, in der Sir Emery Bothwell der Kampfgefährte „Charleys" war. Bothwell gehört übrigens nicht zu dem von Karl May geschaffenen Typ des spleenigen, überspannt gezeichneten und schwerreichen *Englishman.*

13) vergl. z. B. „Der Schut" (Freiburger oder Radebeuler Fassung), S. 260

14) s. Hans **Wollschläger**/Ekkehard **Bartsch,** „Karl Mays Orientreise 1899/1900", Dokumentation im JbKMG 1971, S. 184 bis 189

15) Karl May, „Und Friede auf Erden", Fr. E. Fehsenfeld, Freiburg, 16.–20.Tsd., S. 147/8; ferner wie Anm. 14, S. 187/88.

16) wie Anm. 14 S. 166

17) Ekkehard **Bartsch,** „Und Friede auf Erden" in JbKMG 1972/3 S. 108 ff

18) wie Anm. 17 S. 109

19) Karl May, „An den Dresdner Anzeiger", abgedruckt im JbKMG 1972/73, S. 124 ff

20) wie Anm. 19 S. 125

21) s. „Erstdrucke Karl Mays in Faksimile-Ausgaben", Serie VI, FROHE STUNDEN II. Jahrgang 1877/78, S. 254 li. (Privatdruck der KMG, Hamburg, 1971)

22) Auch der Vereinigte-Staaten-Klipper aus „Auf der See gefangen" trägt denselben Namen; s. den FROHE-STUNDEN-Reprint der KMG, S. 786

4. Der Boer van het Roer

1a) Ekkehard **Koch,** „DER WEG ZUM ‚KAFFERNGRAB'. Zum historischen und zeitgeschichtlichen Hintergrund von Karl Mays Südafrika-Erzählungen" in JbKMG 1981 S. 136 ff

1b) Ekkehard **Koch,** „JEDES IRDISCHE GESCHÖPF HAT EINE BERECHTIGUNG ZU SEIN UND ZU LEBEN · Zum Verhältnis von Karl May und Johann Gottfried Herder" in JbKMG 1981 S. 166 ff

2) Rudolf W. **Kipp,** „Auf fremden Pfaden" in SPUREN VON KARL MAY, Reisen zu den Stätten seiner Bücher, herausgegeben von Randolph Braumann, Econ Verlag, Düsseldorf, Wien, 1976, S. 143 ff

3) Alfons **Stenzel,** „W. O. von Horn, eine literarische Quelle Mays" in M-KMG Nr. 34 vom Dezember 1977, S. 1—/19

4) wie Anm. 1a S. 156

5) wie Anm. 3 S. 19

6) wie Anm. 1a S. 153

7) wie Anm. 5

8) s. Anm. 1b

9) wie Anm. 2 S. 151

10) vergl. hierzu auch Wolfgang **Hammer,** „Der Boer van het Roer und sein geschichtlicher Hintergrund" in M-KMG Nr. 44 vom Juni 1980, S. 34

11) P. Ansgar **Pöllmann,** in „Über den Wassern", S. 131

12) wie Anm. 1a S. 137

13) wie Anm. 1a S. 161 (Anm. 3)

14) wie Anm. 13

5. Der Ehri

1) wie Anm. 21 zu „Der Girl-Robber"

2) vergl. hierzu auch: Franz **Cornaro,** „Zum Thema ‚katholisches Mäntelchen'" in M-KMG 27 vom März 1976, S. 33/34.

3) Erich **Heinemann,** Einführung zum Reprint der KMG „Für alle Welt", in der auch die Erzählung „Tui Fanua" abgedruckt ist; zu beziehen durch D.-K. Husareck, Peterstraße 4, Postfach 1006, 4650 Gelsenkirchen.

4) Karl May, „Mein Leben und Streben", Olms-Reprint, S. 221

5) P. Ansgar **Pöllmann** in „Über den Wassern", S. 125–132

6) Zum Thema „Gerstäcker/May" sei auch auf die umfassende Arbeit von Josef **Höck**/Thomas **Ostwald** im JbKMV 1979 „Karl May und Friedrich Gerstäcker", S. 143–188, verwiesen.

7) wie Anm. 3, S. 51

8) Egon Erwin **Kisch,** „Hetzjagd durch die Zeit", Fischer Taschenbuch Nr. 1467, Frankfurt/Main, 1974, S. 52

9) vergl. auch Gerhard **Klußmeier,** „Das katholische Mäntelchen", M-KMG Nr. 25 vom September 1975, S. 15 uff.; ferner Franz **Cornaro,** wie Anm. 2

10) vergl. auch die Stellungnahmen **Roxins** in seinem Schriftwechsel mit Klußmeier zum Thema „Katholisches Mäntelchen", wie Anm. 2, S. 34

11) Claus **Roxin,** „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand" in JbKMG 1974, S. 22

12) s. auch Anm. 3

13) wie Anm. 6, S. 167

14) wie Anm. 9, S. 17

15) Ulrich **v.Thüna,** „Karl-May-Übersetzungen in Frankreich 1881–1974" in M-KMG Nr. 29 vom Sept. 1976, S. 29 und 30.

16) Bernd **Fischer,** „Wieder einmal: Eine Stimme aus Bulgarien" in M-KMG Nr. 35 vom März 1978, S. 36

6. Ein Fürst des Schwindels

1) Meyers Großes Konversations-Lexikon, sechste Auflage, Leipzig und Wien, 1907

2) s. auch den interessanten Beitrag von H.-J. **Pinnow,** in den M-KMG Nr. 9 vom Sept. 1971, S 23 und 24

3) Ludwig **Patsch,** „Aus Karl Mays Traumwelt", ungedrucktes Manuskript

4) Karl May, „ Die Liebe des Ulanen", Olms-Reprint, z.B. S. 1226

5) Karl May, „Durch das Land der Skipetaren", Freiburg/Radebeul, S. 109 ff
In der im Verlag von Carl Lindow, Berlin, erschienenen Zeitschrift „ Der Familienfreund" (Neue Folge der Berliner Pfennig-Blätter) I. Jahrgang 1869, ist der Bericht „Ein Taschenspieler unter den Indianern von Th. K." wiedergegeben: ein Taschenspieler namens Grignon befreit eine Gesellschaft, die sich auf der Reise nach Californien befindet, durch einige Zauberkunststückchen von lästigen Indianern. Hierzu gehört auch die Demonstration der eigenen Unverwundbarkeit aufgrund präparierter Kugeln. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Bericht May Anregungen für die erwähnten, von ihm effektvoll in den Handlungsablauf einbezogenen Kunststückchen mit den Quecksilber-Kugeln, aber auch für die Figur des Escamoteurs Thibaut im „Old Surehand" vermittelt hat; s. z. B. „Old Surehand III", S. 102 ff (Diesen interessanten Hinweis verdanke ich Herrn Dr. S. Augustin).

7. Der Brodnik

1) s. Erstdrucke Karl Mays in Faksimile-Ausgaben, Serie VI: Beiträge in der Zeitschrift FROHE STUNDEN (1877/78), verkleinerter reprographischer Nachdruck – Privatdruck der Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg, 1971, S. 386 ff (2. Kapitel „Eine finstre That")

2) KMG-Reprint „Der Waldkönig", Vorwort von Herbert **Meier,** S. 10 li

3) wie Anm. 2 S. 155 re u

4) Karl May, „Die Liebe des Ulanen", Olms-Reprint, Band 3, S. 931

5) s. z.B. Klaus **Hoffmann,** Nachwort zu „Das Waldröschen, Olms-Reprint, Band 6, S. 2637

6) vergl. Karl May, „ Mein Leben und Streben", Selbstbiographie, Olms-Reprint, S. 184

7) wie Anm. 6, S. 189; hier (bezogen auf Emma Pollmer): „. . . *hatte einen ganz eigenartigen, geheimnisvollen Augenaufschlag".*

8) 17. 8. 1880 standesamtliche, 12.9.1880 kirchliche Trauung Karl Mays mit Emma Pollmer

9) s. auch Walther **Ilmer,** „Sichere Hand auf wackligen Füßen: Old Surehand" in M-KMG Nr. 29 vom Sept. 76 S. 19, Anm. 19

10) s. KMG-Reprint „Scepter und Hammer", S. 189

11) s. KMG-Reprint FROHE STUNDEN, S. 49

12) s. vorliegener Reprint-Band S. 58

13) s. Olms-Reprint „Der verlorene Sohn", S. 1922

14) Ludwig **Patsch,** „Aus Karl Mays Traumwelt", ungedrucktes Manuskript

15) s. Hans **Wollschläger,** „Karl May", Rowohlt, Reinbek b. Hamburg, 1965, S. 120

16) s. KMG-Reprint DER BEOBACHTER AN DER ELBE, S. 413 ff

17) s. z.B. Olms-Reprint „Die Liebe des Ulanen", S. 18–20

18) wie Anm. 15 S. 21

19) s. auch „Christus oder Muhammed", Reprint der KMG sämtlicher Marienkalendergeschichten Mays, 1979; mit ausführlicher Einleitung

20) lt. Meyers Großes Konversations-Lexikon, sechste Auflage, Leipzig und Wien, 1907, lautet die Schreibweise „Om mani padme, hum", zu deutsch: „Das Kleinod im Lotus, Amen".

21) z.B. – in „Nûr es Semâ – Himmelslicht" (in KMG-Reprint „Christus oder Muhammed", S. 146/147); hierzu auch: Franz **Kandolf,** „. . . Und wen ich da oben auf dem Felsen fand?" in JbKMV 1928, S. 176 ff – in „Im Lande der Mahdi" III, Freiburg/Radebeul, S. 286 ff – in „Die Liebe des Ulanen", Olms-Reprint, S. 735

22) Man vergleiche die etwa zur selben Zeit von May zu Papier gebrachten Passagen über die „Hirten Christi" und die „Bräute des Himmels" in dem Kolportage-Roman „Die Juweleninsel" in der Zeitschrift ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT des Verlages Göltz & Rühling, Stuttgart, Reprint der KMG, Vorwort von Herbert **Meier,** Z. 12.

8. Der Kiang-lu

1) Zitat bei Claus **Roxin,** „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand" in JbKMG 1974, S. 22

2) Karl May, „Mein Leben und Streben", Olms-Reprint, S. 75/76

3) zitiert nach P. Ansgar **Pöllmann,** in „Über den Wassern", S. 125 ff

4) s. hierzu Claus **Roxin,** „Karl Mays ‚Freistatt'-Artikel, eine literarische Fehde" in JbKMG 1976, S. 220

5) wie Anm. 3

6) wie Anm. 2, Anmerkung 224 von Hainer Plaul, S. 419/420

6a) wie Anm. 3 S. 125 und 126

7) wie Anm. 4 S. 221

8) Karl May, „Auch ‚über den Wassern'. Mit Anmerkungen von Hansotto **Hatzig** und Ekkehard **Bartsch**" in JbKMG 1976, S. 264. Zur Frage des Plagiats s. auch Karl May, „Mein Leben und Streben" – wie Anm. 2 – S. 221 ff sowie die Anmerkungen **Plauls** dazu Nr. 224 bis 229, S. 419 ff

9) Nemo (= Franz **Sättler**), „Einer, vor dem man warnen muß" in Österreichische Volkszeitung, Warnsdorf, Unterhaltungsblatt Nr. 20, 1909

10) wie Anm. 1 S. 65 Anm. 9

11) Rudolf **Lebius,** „Karl Mays Dokortitel" in „Die Zeugen Karl May und Klara May, Ein Beitrag zur Kriminalgeschichte unserer Zeit" Spreeverlag, G.m.b.H., Berlin-Charlottenburg, 1910, S. 17 und 18

12) wie Anm. 3 S. 168

13) wie Anm. 9

14) das volle Zitat findet sich faksimiliert in der Dokumentation von Gerhard **Klußmeier** „Karl May und der Deutsche Hausschatz" in M-KMG Nr. 20 vom Juni 1974, S. 20

15) ausführlich hierzu: Hartmut **Schmidt,** „Vom Methusalem zur Shen" in M-KMG Nr. 12 vom Juni 1972, S. 4 ff

15a) Der Brief befindet sich im Archiv des Karl-May-Verlages, Bamberg

16) **Hecker/Steinmetz,** „Die tschechischen Karl-May-Ausgaben" in M-KMG Nr. 23 vom März 1975, S. 15 und Nr. 27 vom März 1976, S. 23

17) Ulrich **v.Thüna,** „Karl-May-Übersetzungen in Frankreich 1881 – 1974" in M-KMG Nr. 29 vom Sept. 1976, S. 30

9. Robert Surcouf

1) Für die Überlassung des damaligen Schriftwechsels habe ich Herrn Dr. Rudolf **Beissel** zu danken.

2) Am 19. Juli 1804 ernannte Napoleon Robert Surcouf zum Ritter der Ehrenlegion und am 14. August 1808 zum Baron und zum Offizier der Ehrenlegion.

3) Hartmut **Wörner,** „Von Nordland nach Ardistan – Revolutionsschilderungen in Mays Werk" in M-KMG Nr. 43 vom März 1980, S. 21

4) Wolfram zu **Mondfeld,** „Piraten und Schmuggler von Saint Malo" Arena-Verlag Georg Popp, Würzburg, 1975

4a) vgl. Einleitung, bei Anm. 10, 11. – Näher dazu Serden, „ Die Rose von Kairwan", in M-KMG Nr. 23 vom März 1975, S. 7 ff.

5) wie Anm. 4, S. 129–131 (auszugsweise):

1773	12. Dezember, Robert Surcouf (RS) geboren
1791/92	RS mit der „Créole" im Indischen Ozean
1795/96	RS mit der „L'Emilie" im Ind. Ozean
1798/99	RS mit der „Clarisse" im Ind. Ozean
1800/01	RS mit der „Confiance" im Ind. Ozean
1804	19. Juli, RS wird Ritter der Légion d'Honneur
1804	2. Dezember, Bonaparte wird als Napoleon I. zum Kaiser gekrönt
1807	RS mit der „Revenant" und anderen Schiffen im Ind. Ozean
1808	Kaiser Napoleon I. ernennt RS zum Baron und zum Offizier der Légion d'Honneur (14. August)
1827	8. Juli, Surcouf stirbt

6) s. z.B. „Der Girl-Robber", in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, VI. Jahrgang, 1879/80, S. 106; ferner: „Der blau-rote Methusalem", erste Buchausgabe der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1892, S. 176, Reprint KMV/Graff, 1975

7) s. z.B. Karl May, „Mein Leben und Streben", Olms-Reprint, S. 158: *„. . . Dafür aber stellte sich ein ganz ungewöhnlicher Drang in mir ein, nach der Heimat zurückzukehren."*

8) s. „Winnetou I", Freiburg/Radebeul, S. 128; ferner „Old Firehand" in DEUTSCHES FAMILIENBLATT, I. Jahrgang 1875/76, H.G. Münchmeyer, Dresden, KMG-Reprint von 1975, S. 223; ferner „Deutsche Herzen, deutsche Helden", Reprint der Erstausgabe 1885/86 des KMV, Bamberg, 1976, S. 965; ferner „Der Scout" in DEUTSCHER HAUSSCHATZ, 15. Jahrgang 1888/89, Fr. Pustet, Regensburg, Reprint KMG/Pustet von 1977, S. 170

9) vergl. Fritz **Maschke,** „Karl May und Emma Pollmer. Die Geschichte einer Ehe", Beiträge zur Karl-May-Forschung, Band 3, KMV, Bamberg, 1973, S. 21

10) Ludwig **Patsch,** „Aus Karl Mays Traumwelt", ungedrucktes Manuskript

11) Meyers Großes Konversationslexikon, Sechste Auflage, Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien, 1905

12) zum Begriff der Kaperei s. auch Rolf **Middendorf,** „Robert Surcouf, der Kaperkapitän" in M-KMG Nr. 48 vom Juni 1981, S. 25–27

13) wie Anm. 4 S. 99

14) wie Anm. 4 S. 41

15) Karl May, „Die Rose von Kairwan", Bernh. Wehberg, Osnabrück 1894, Reprint der Olms Presse, Hildesheim-NewYork, 1974 mit Vorwort von Ekkehard Bartsch. – Ein weiterer Reprint (Ganzleinen) der Ausgabe von 1894 erschien im KMV, Bamberg, 1974

16) = Datum des Vorwortes zur ersten Auflage des Bandes 38 der Gesammelten Werke „Halbblut", KMV, Radebeul bei Dresden

17) es handelt sich hier um „Robert Surcouf" aus dem DEUTSCHEN HAUSSCHATZ, 1882, und „Ein Dichter" aus ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT, 1879

18) Karl May, „Die Rose von Sokna" in DEUTSCHE GEWERBESCHAU, Beilage „Für den Feierabend", 1878

19) Hierzu Roland **Schmid** in seinem Brief v. 28.4.82 an den Verfasser: „Das Manuskript besteht aus beidseitig beschriebenen Blättern im Format von ca. 16,5 x 21 cm und entspricht damit allen aus der späteren Zeit erhaltengebliebenen Original-Handschriften. Es fehlen die Blätter 49/50 bis 61/62. Bei näherer Untersuchung zeigt sich aber, daß die Seiten bis 48 jeweils 24 Zeilen umfassen, während Seite 63 bis zum Schluß (149) **nur je 22** Zeilen aufweisen. Der Text bis einschließlich Seite 48 der Handschrift entspricht den Seiten 242 bis 273, Z. 2 v. o., (bezogen auf die Wehberg-Ausgabe von 1894); die Seiten 63 bis 149 des Manuskripts haben ihr Gegenstück in Seite 285, Z. 3 v. o. bis zum Schluß auf Seite 352. Nicht unwichtig erscheint mir die Tatsache, daß die ersten drei Wörter der Handschrift auf Seite 63 folgendermaßen lauten: „den Zelten hervor", während die entsprechende Stelle auf Seite 285 (Wehberg) lautet: „Hierauf trat ein Tedetu hinter **dem Zelte** hervor".

Wenn man die Längen der einzelnen Abschnitte des Erstdrucks mit denen der Handschrift vergleicht, bemerkt man, daß die Lücke im Manuskript **nicht** dem Umfang des gedruckten Wortlauts entspricht. Denn statt 14 Seiten, nämlich 49 bis 62, würde man 17 Manuskriptseiten zu 24 Zeilen oder 19 zu 22 Zeilen benötigen, um die Lücke zu schließen.
Somit drängt sich die Vermutung auf, daß Karl May von einer nicht erhaltengebliebenen Erzählung mit dem Titel „Eine Steinigung" den Anfang nahm und diesen mit dem Anfang einer offenbar fertig vorhandenen Erzählung auswechselte, die möglicherweise von Beginn an den Titel „Eine Befreiung" trug." . . .
Für Schmid steht damit fest, daß May seinerzeit die dritte „Abtheilung" für den Wehberg-Band nicht völlig neu zu Papier brachte.
Von Interesse sind in diesem Zusammenhang noch folgende Ausführungen Roland **Schmids** (Brief vom 11. 3. 1982 an den Verf.): „Zu der Handschrift sei noch erwähnt, daß das Titelblatt und die erste Textseite („pag. 4") aus zwei fest miteinander verklebten Blättern besteht. Auf der Rückseite des Titelblatts stand ursprünglich oben: „Dritte Abtheilung". Und etwa in der Mitte des Blattes nur noch die große römische Ziffer „I". Die ehemalige Rückseite von „pag. 4" ist eindeutig **nicht** beschrieben gewesen. So steht zu vermuten, daß May bei Beginn der Niederschrift 3½ Seiten freiließ, auf die er nachträglich eine Art zusätzliche Einleitung zu schreiben gedachte. Dann ließ er aber diesen Plan fallen, und es fragt sich nur, warum er das Titelblatt aufklebte, wo er doch auf die freie Rückseite von „pag. 4" genauso gut denselben Text hätte schreiben können. Erwähnt sei noch, daß die hier erhalten gebliebene Handschrift leider nicht vollständig ist; es fehlen S. 49 bis 62." (Bei der erwähnten römischen Ziffer „I" handelt es sich um die Kennzeichnung des Beginns des ersten Kapitels der Erzählung.)

20) entfällt

21) Brief Roland **Schmids** an den Verfasser vom 29. 4. 1982

22) wie Anm. 15), S. VIII

23) hierfür könnte der s. Zt. mit Rudolf Beissel geführte Schriftwechsel (Briefe vom 2. 10. und 8. 10. 1913) sprechen, in dem Schmid den „Pfahlmann" aus der „Rose von Kairwan" für „die ursprüngliche Façon des Old Firehand" bzw. einen „der mehrfachen Vorläufer" davon hält.

24) Die dritte Erzählung ist später (1921) von E.A. Schmid in den Band 19 der Gesammelten Werke, „Kapitän Kaiman", aufgenommen worden; dabei hatte er zwar den Titel „Der Pfahlmann" aus der „Rose von Kairwan" vorangestellt, im übrigen aber die Urfassung „Ein Dichter" aus ALL-DEUTSCHLAND/FÜR ALLE WELT zugrunde gelegt; s. auch das Vorwort zum KMG-Reprint „Der Waldkönig", S. 9 re o

25) Hinweis von Ekkehard **Bartsch;** vergl. auch den Aufsatz von Siegfried Augustin „Armands Saat, Karl Mays Ernte" in den M-KMG Nr. 53 vom September 1982

26) Karl May, „Die Rose von Kairwan", Wehberg, Osnabrück 1894, S. 351

27) wie Anm. 26, S. 352

28) s. hierzu auch Heinz **Neumann,** „Karl Mays frühe Buchausgaben und ihre Verwandlungen" in M-KMG Nr. 17 vom Sept. 1973 S. 14, Anm. 35

29) s. den Beitrag „Sie sollten mein Verleger werden" im Sonderheft des KMV, Bamberg, 1963, „50 Jahre Karl-May-Verlag", S. 8/9

30) s. Anm. 1

31) Mitteilung von Siegfr. **Augustin** in seinem Brief an den Verfasser vom 1. 1. 1981

32) Johanna **Wächtler,** „Die Reiseerzählungen in fremden Sprachen" in „25 Jahre Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden", S. 34

10. Freuden und Leiden eines Vielgelesenen

1) Hans **Wollschläger,** „Die ‚Befreiung von der Weitschweifigkeit' · Zu den ‚Freuden und Leiden eines Vielgelesenen' ", ungedrucktes Manuskript, dessen Veröffentlichung im Rahmen der Publikationen der KMG geplant ist.

2) Claus **Roxin,** „‚Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand' · Zum Bild Karl Mays in der Epoche seiner späten Reiseerzählungen", in JbKMG 1974, S. 19

3) Hainer **Plaul,** Nachwort zum Olms-Reprint von „Mein Leben und Streben", S. 499

4) Walther **Ilmer,** Nachwort zu „Im Reiche des silbernen Löwen", Reprint der KMG und der Buchhandlung Pustet, Regensburg, 1981, S. 266 li

5) Fedor **Mamroth,** „Karl May im Urtheil der Zeitgenossen", in FRANKFURTER ZEITUNG – Morgenblatt – vom 17. Juni 1899; s. den Nachdruck im JbKMG 1974, S. 115

6) wie Anm. 1

7) vergl. hierzu auch Hans-Dieter **Steinmetz,** „Die Villa ‚Shatterhand' in Radebeul", in JbKMG 1981, S. 309/10

8) Hans **Wollschläger,** „Karl May", Diogenes, Zürich 1976, S. 89

9) wie Anm. 2 S. 17

10) Hans **Wollschläger,** „Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt", in JbKMG 1972/73, S. 53

11) wie Anm. 2 S. 19

12) Redaktions-Notiz „Unsere Bilder" aus dem Heft 2 des DEUTSCHEN HAUSSCHATZ, Jahrgang 23, S. 31

13) vergl. hierzu auch Bernd **Steinbrink,** „Ich heiße Kraft", in M-KMG Nr. 50 vom Dezember 1981, S. 12 ff

14) wie Anm. 1

15) s. auch Ekkehard **Bartsch,** „Indem ich die Preisliste beilege . . .", in M-KMG Nr. 8 vom Juli 1971, S. 11–13

16) s. „An meine lieben Gratulanten!", May-Brief vom 25. Februar 1906, als Reprint durch die KMG wiederveröffentlicht

17) diese Angaben sind der schon zitierten Arbeit **Wollschlägers** entnommen, s. Anm. 1

18) „Fliegende Blätter" 1853, Nr. 408, Bd. XVII, faksimiliert abgedruckt in den „Mitteilungen der Gerstäcker-Gesellschaft" (Nr. 1), Braunschweig o. J.

19) „Gartenlaube" 1854, S. 433–436

20) nachgedruckt in „Americana Germanica", Monographs devoted to the comparative study of the Literary, Linguistic and other Cultural Relations of Germany and America, Editor Marion Dexter Learned, University of Pennsylvania, NewYork, D. Appleton & Company, Publishing Agents, o. J. Kapitel III, „Balduin Möllhausen, The German Cooper".

21) „Die Heimstatt", Blätter für Literatur, Mundart- und Heimatpflege, herausgegeben von Carl Heinz Hill, Beilage zur „Gelnhäuser Zeitung" vom 1. März 1907.

Three carde monte.

Nachdruck verboten.

Ein Bild aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's von **Karl May.**

I.

Es war in Jefferson, Missouri, Fire-Street Nro. 15 bei Mutter Thick, in dem von den Seen bis zum Golf von Mexiko und von Boston bis hinüber nach San Francisco wohlbekannten „Store and Boardinghouse", an welchem gewiß kein ächter Westmann vorübergeht, ohne sich ein Messer, einen Beutel voll Pulver zu kaufen und dabei einen kleinen „drink" zu halten, bei welchem Dieses und Jenes zum Vorschein kommt, was die schweigsamen Jäger an keinem andern Ort erzählen würden.

Eine Gesellschaft war beisammen, die aus sehr gemischten Elementen bestand: einige fein gekleidete Gentlemen — die Papiermanchetten weit aus den Aermeln hervorstrebend, den Cylinder tief im Nacken und die in glanzledernen Stiefeletten steckenden Füße auf dem Tische; Trappers und Squatters in allen Formen und Farben, gehüllt in die unbeschreiblichsten Gewandungen; farbige Leute vom tiefsten Schwarz bis zum hellen Graubraun, mit wolligem und schlichtem Haare, mit Stülpnasen oder von besserem kaukasischen Gesichtsschnitte; Flösser und Schiffsknechte — die Stiefelschäfte bis an den Leib herangezogen und das blitzende Messer neben dem heimtückischen Revolver im Gürtel; Halbblutindianer nebst Mischlingen von allen denkbaren Sorten und Schattirungen.

Und dazwischen fegte die ehrbare Mutter Thick umher und sorgte mit behender Gewandtheit dafür, daß keinem ihrer Gäste dasjenige mangelte, wornach sein Begehr ging. Sie kannte Jeden, nannte Alle beim Namen, warf Dem ein freundlich Wort hinüber und drohte Jenem, der zum Streite aufgelegt zu sein schien, heimlich warnend mit dem Finger. Aber Einen gab es doch, der von alledem eine Ausnahme machte. Er war noch nie bei ihr gewesen, war vor zwei Stunden hier eingetreten und saß noch immer wortlos beim ersten Glase, den Erzählungen lauschend, die rechts und links vom Stapel gelassen wurden. Sein langer, hagerer Leib stack in einem Büffelrocke, der so viel Dienste geleistet hatte, daß er nur noch aus Flicken und Flecken bestand; die alten Leggins waren ihm viel zu kurz; sie reichten bei Weitem nicht hinab zu den Moccassins, die mit langen Kreuz- und Querstichen von Hirschsehne ausgebessert waren, und auf dem Kopfe trug er eine Mütze, die vor vielen Jahren vielleicht eine Pelzmütze gewesen war, jetzt aber alle Haare verloren hatte und wie ein umgestülpter Bärenmagen auf seinem Haupte saß. Im Gürtel, der mit allen möglichen Requisiten behangen war, stack Bowiekneif, Revolver und Tomahawk; den Lasso hatte er sich einige Male unter dem linken Arm bis über die rechte Schulter geworfen, und neben ihm lehnte eine Büchse, die mehr einem alten Prügel als einem Schießgewehr glich und vom Kolben bis zum Lauftheile mit zahlreichen Einschnitten, Kerben und sonstigen für Fremde räthselhaften Charakteren versehen war.

Bisher hatte er sich still verhalten; jetzt aber wurde ein Namen genannt, bei dem er in sichtbarer Ueberraschung aus seiner zusammengesunkenen Stellung emporfuhr.

„Wer ist gestorben, Sir?" frug er den letzten Sprecher. „Sagt es noch einmal, damit ich's glauben kann!"

„Der Canada-Bill, jämmerlich verkommen im Hospitale."

„Der Canada-Bill, der größte Schurke der Vereinigten Staaten, der so berüchtigt ist, daß sie sogar drüben im alten Lande in den Zeitungen von ihm schreiben, wie ich gehört habe? Gut, so kann ich ihm seine Kerbe einschneiden, ohne eine Kugel verschwenden zu müssen!"

Er zog das Messer, nahm die Büchse her und schnitt ein Zeichen in das Holz derselben.

„Zounds! Habt Ihr eine Rechnung mit ihm gehabt, Master?"

„Eine Rechnung? Pshaw, ein ganzes Schuldbuch hat er bei mir liegen, und ich gäbe einen ganzen Kürbis (Trapperausdruck für „sehr viel") darum, wenn er nicht im Hospitale untergegangen wäre, sondern draußen in der Savanne, getroffen von meinem Messer. Wißt Ihr, Gentlemen, die Staaten sind ein eigenthümliches Land, wo das Größte hart neben dem Kleinsten, das Gute gleich beim Schlimmen steht, und ich sage Euch, alle drei Male, die ich mit diesem berüchtigtsten Manne des Landes zusammengekommen bin, ist auch stets der berühmteste dabei gewesen, den wir aufzuweisen haben."

„Wer?"

„Lincoln, Abraham Lincoln, Sir!"

„Lincoln und der Canada-Bill? Erzählt, Master; das müssen wir hören!"

„Ja, erzählt!" rief es rundum. „Und laßt uns auch Eueren Namen ein wenig hören!"

„Mein Name ist kurz und leicht zu merken, Gent's, und vielleicht habt Ihr ihn hier oder da schon einmal gehört. Er heißt Tim Kroner."

„Tim Kroner? Alle Wetter, Tim Kroner, der Colorado-Mann! Welcome, Sir! Ihr seid der beste von allen Jägern weit und breit; trinkt, trinkt!"

So viele Leute hier waren, so viele Gläser wurden ihm entgegengehalten; er aber wehrte sie alle ab und meinte ruhig:

„So kennt Ihr mich also? Gut; aber laßt mich mit dem Brandy in Ruhe; ich habe genug an meinem Tropfen, und wenn Ihr die Geschichte haben wollt, so könnt Ihr sie auch ohne das Feuerwasser bekommen!"

Er schob sich in eine bequeme Stellung und begann:

Eigentlich bin ich in Kentucky zu Hause, war aber noch ein Bube, der die Büchse kaum zu halten versteht, als wir hinunter nach Arkansas gingen, um zu sehen, ob das Land dort wirklich so gut sei, wie es beschrieben wurde. Ich sage: wir, und meine damit nämlich die Eltern mit mir und den Nachbar Fred Hammer mit seinen beiden Töchtern Mary und Betty. Er war ein Deutscher und erst vor einigen Jahren aus Germany herübergekommen, und ich will auf der Stelle getheert und gefedert werden, wenn es in den ganzen Staaten ein schöneres und besseres Mädchen gibt, als diese deutschen Ladies waren. Wir wuchsen zusammen empor, thaten einander allen möglichen Gefallen, und als ich mich eines Tages besinne, finde ich, daß die Mary zu nichts Anderem geschaffen ist, als zu meiner Frau.

Na, Ihr könnt Euch denken, daß ich diesen Gedanken nicht an die Wand klebte, sondern ihn so eilig wie möglich in die Welt hineinposaunte, und richtig, es stimmte ganz genau: die Mary dachte gar nicht daran, daß ich etwas Anderes sein könne, als ihr Mann. Die Eltern waren natürlich einverstanden, und nun wurde gesorgt und geschafft, uns in die gehörige Ordnung zu bringen.

Das war ein Leben wie im Himmel, Mesch'schurs, und ich will es Jedem von Euch herzlich gönnen, der solche glückliche Tage aufzuweisen hat; nur mögen sie bei ihm länger gedauert haben als bei mir.

Eines Tages war ich in den Wald gegangen, um mir eine gute Zahl Fenzstangen zu zeichnen. Da kam Einer durch die Tannen geritten und hielt seinen Gaul bei mir an.

„Good day, Boy! Ist da herum eine Farm zu finden?"

„Zwei für eine, wo Jeder gern einen Unterschlupf findet."

„Wo liegt die nächste?"

„Kommt; ich werde Euch führen!"

„Ist nicht nöthig. Ihr seid hier beschäftigt, und wenn ich die Richtung erfahre, werde ich nicht fehl gehen."

„Ich bin fertig. Kommt!"

Der Mann war noch jung, vielleicht kaum zwei oder drei Jahre älter als ich, trug ein fast neues Jagdgewand aus Hirschleder, hatte vorzügliche Waffen und ein Pferd, welches so munter war, als sei es eben erst aus der Umzäunung genommen. Große Anstrengungen konnte er nicht hinter sich haben, sonst hätte er und sein Thier weniger frisch ausgesehen. Es wäre ganz gegen den Gastgebrauch gewesen, wenn ich ihn nach seinem Namen und andern Dingen gefragt hätte; ich schritt also still und schweigsam neben seinem Pferde hin, bis er selbst begann:

„Wie weit habt Ihr bis zum nächsten Nachbar, Boy?"

„Nach den Bergen hin fünf und über den Fluß hinüber acht Meilen."

„Seid Ihr schon lange hier im Lande?"

„Nicht allzu sehr. Wir haben noch mit der ersten Block zu thun."

„Und Euer Name, Boy?"

Was hatte er nur mit seinem Boy? War ich etwa ein Knabe, der seine ersten Strümpfe noch trägt? Ich machte die Sache so kurz wie möglich:

„Kroner."

„Kroner? Schön! Ich heiße William Jones und bin da oben in Canada zu Hause. Wer ist der Besitzer der zweiten Farm, von der Ihr sprecht?"

„Er ist ein Deutscher, der sich Fred Hammer nennt."

„Hat er Söhne, Boy?"

„Zwei Töchter."

„Hübsch?"

„Weiß nicht, Boy. Seht sie Euch selber an!"

Es ärgerte ihn, daß ich ihn auch Boy genannt hatte, das konnte ich deutlich sehen. Er wurde ruhig und sprach nicht wieder, bis wir vor dem Thore des Farmhauses anlangten.

„Wen bringst Du hier, Tim?" frug der Vater, der grade im Hofe stand und die Truthühner fütterte.

„Weiß nicht, was er ist; ein Master William Jones aus Canada, glaube ich."

„Welcome, Sir! Steigt herunter und kommt herein!"

Er gab ihm die Hand, führte ihn in die Stube und überließ es mir, für das Pferd Sorge zu tragen. Als ich damit fertig war und nachfolgte, stand der Fremde vor Mary, die während meiner Abwesenheit auf Besuch gekommen war, und kniff sie in die Wangen.

„Damn, seid Ihr eine allerliebste hübsche Miß!"

Sie erröthete über die Beleidigung, hatte aber sofort das rechte Wort auf der Zunge.

„Habt Ihr vielleicht einen Schluck Whiskey zu viel, Sir?"

„Wohl kaum, denn in der Prairie ist dieses Labsal nicht zu finden."

Er wollte den Arm um sie legen, bekam aber einen Stoß von ihr, daß er zurücktaumelte und den Stuhl, an welchem er sich zu halten versuchte, beinahe umgerissen hätte.

„Zounds, seid Ihr ein couragirtes Weibsbild! Mögt wohl ein ander Mal zahmer sein!"

Das ging mir an die Galle. Ich trat ihm näher und ließ ihm meine Fäuste ein ganz klein wenig sehen.

„Diese Miß ist meine Braut, und wer sie ohne meine Erlaubniß anrührt, kann sehr leicht einige Zoll Bowiekneif zu kosten bekommen. Hier zu Lande gilt das Gastrecht heilig, und wer dies vergißt, wird darnach behandelt, Boy!"

„Alle Wetter, versteht Ihr, eine Rede zu halten, mein Junge! Also eine Braut habt Ihr schon? Well, so trete ich zurück!"

Er hing seine Büchse an die Wand und machte es sich so bequem, als ob er zur Familie gehöre. Der Mann gefiel weder mir noch dem Vater, und auch die Mutter machte sich nicht viel mit ihm zu schaffen. Das schien ihn aber nicht zu kümmern; er that, als habe ihm kein Mensch etwas zu sagen, und als am Abend Fred Hammer mit Betty auf eine Stunde kam, führte er das große Wort und erzählte von den Abenteuern, die er in der Prairie erlebt haben wollte.

Ich wette zehn Bündel Dickschwanzfelle (Biberhäute) gegen einen einzigen Kaninchenbalg, daß der Mensch mit keinem Fuße in der Savanne gewesen war, denn dazu war sein ganzes Habit zu sauber. Wir ließen ihn das auch merken, und um sich aus der Affaire zu ziehen und etwas Anderes auf das Tapet zu bringen, griff er in die Tasche und zog ein Packet Spielkarten hervor.

„Spielt Ihr gern, Mesch'schurs?"

„Zuweilen," meinte der Vater. „Der Nachbar Fred stammt aus Germany, wo man ein schönes Spiel macht, welches Skat genannt wird. Er hat es uns gelehrt, und da gibt es des Abends einen Zeitvertreib, wenn man sonst nichts Besseres vorzunehmen weiß."

„Habt Ihr auch von dem Spiele gehört, welches man da drüben „Kümmelblättchen" nennt, Master Hammer?" frug Jones.

„Nein."

„Hier im Lande heißt es „three carde monte" und ist das schönste Spiel, welches es gibt. Ich habe es zwar nur ein einziges Mal gesehen und bin ein Lehrling dabei; aber ich werde es Euch doch einmal zeigen."

Es ist wahr, dieses three carde monte gefiel uns Allen, und es dauerte gar nicht lange, so hatten wir uns darein vertieft, und selbst die Frauen wagten einige Cents zu setzen. Es schien wirklich so, daß Jones nichts davon verstand; wir gewannen, und es dauerte nicht lange, so mußte er in die Goldstücke greifen, deren er eine ganze Menge bei sich trug. Wir wurden muthiger und setzten mehr; das Glück begann zu wanken, so daß wir das Gewonnene verloren und zum eigenen Gelde greifen mußten. Einzelne Treffer lockten uns immer weiter. Die Frauen hatten längst wieder aufgehört, und auch ich zog mich zurück. Vater und Fred Hammer wollten ihr Geld wieder gewinnen; sie setzten immer größere Summen, und trotz meiner Mahnungen und der Bitten der Ladies gewann das Spiel für Beide immer größere Gefährlichkeit.

Da bemerkte ich plötzlich eine eigenthümliche Bewegung von Jones; im Nu hatte ich seinen linken Arm ergriffen und zog ihm das Treffblatt aus dem Aermel hervor. Er hatte mit vier Blättern gespielt und war ein Fälscher. Er sprang empor.

„Was geht Euch meine Karte an, Boy?"

„Ebenso viel wie uns unser Geld, Sir!" antwortete der Vater und strich sofort den ganzen Gewinn, den Jones vor sich liegen hatte, zu sich herüber.

„Her mit den Dollars! Sie gehören mir, und wer sich daran vergreift, ist ein Dieb!"

„Stopp, Sir! Wer die Karte fälscht, ist ein Betrüger, der wieder hergibt, was er nahm. Geht zu Bett und macht Euch morgen früh von dannen! Nur das Gastrecht verhindert mich, Euch zu zeigen, wie man ehrlich „three carde monte" spielt."

„Euer Gast? Ich bin es keinen Augenblick länger. Ich werde sofort Euer Haus verlassen, nachdem ich das geraubte Geld zurückbekommen habe!"

„Well! Ich lege Euerem Gehen nicht das Mindeste in den Weg. Geht dorthin, woher Ihr gekommen seid; die Prairie ist es sicher nicht. Euere Kasse sollt Ihr zurückerhalten, von dem Unsrigen aber nicht einen Penny. Tim, führe sein Pferd vor das Thor!"

„Damn, wollt Ihr so? Dann sollt Ihr den Canada-Bill kennen lernen!"

Er griff zum Messer. Da erhob sich auch Fred Hammer und legte ihm die Hand schwer auf die Schulter. Er war eine gewaltige Figur und liebte zu schweigen; aber wenn er einmal ein Wort sagte, so wußte man auch ganz genau, was seine Meinung sei.

„Thut den Kneif weg, Mann, sonst zerdrücke ich Euch hier zwischen meinen zehn Fingern wie Pfefferkuchen. Nehmt Eure Kasse, packt Euch von hinnen und kommt uns nicht wieder unter die Augen. Wir sind ehrliche Leute und verstehen gar wohl, einem Menschen Eures Gelichters zu zeigen, wohin der Weg zum Paradiese geht!"

Jones merkte, wie sein Stecken zu schwimmen begann. Er mußte auf alle Fälle den Kürzeren ziehen und gab nach.

„So zeigt her! Aber merkt Euch dieses „three carde monte"; Ihr werdet den Gewinn doch noch bezahlen!"

„Eure Drohung gilt uns gerade so viel wie der Spinnenfaden in der Luft. Zähl ab, Nachbar; dann mag er sich trollen!"

Er bekam, was er zu fordern hatte, und ging. Unter der Thüre wandte er sich noch einmal um.

„Also denkt daran! Das Geld hole ich mir, und — und spreche auch noch mit dieser hübschen Miß!"

Hätten wir ihm doch auf der Stelle eine Kugel gegeben!—

Einige Zeit später mußte ich hinunter nach Little Rock, um Verschiedenes für die Hochzeit einzukaufen. Ich hatte es bei der Rückkehr sehr eilig und war sogar des Nachts geritten, so daß ich am Morgen auf der Farm anlangte. Sie war verschlossen und weder Pferd noch Rind zu sehen. Ich eilte voll Besorgniß hinüber zu Fred Hammer und fand es bei ihm ebenso. Mich faßte eine entsetzliche Angst; ich gab dem Pferde die Sporen und jagte hinauf zu Nachbar Holborn. Er wohnte, wie ich schon dem Canada-Bill gesagt hatte, fünf Meilen entfernt. Ich legte

diese Strecke in nicht einer Stunde zurück. Als ich an der Fenz abstieg, kamen Betty und die Mutter aus dem Hause geeilt.

„Um Gottes willen, Ihr weint! Was ist geschehen?"

Unter vielem Jammern und Schluchzen erzählten sie mir, was geschehen war.

Betty hatte mit dem Vater Maiskolben geknickt, und Mary war allein daheim geblieben. Das Feld lag in ziemlicher Entfernung von dem Hause, dennoch aber war es ihnen gewesen, als ob sie von dort her den unterdrückten Schrei einer weiblichen Stimme gehört hätten. Sie sprangen hinzu und kamen grade zur rechten Zeit, um zu sehen, daß ein Trupp Männer davonsprengte, von denen Einer das gefesselte Mädchen vor sich quer über dem Sattel liegen hatte. Sie waren am hellen Tage eingebrochen und hatten meine Braut entführt. Im Hause lag Alles durcheinander; das Geld, Kleider und Waffen nebst der vorhandenen Munition waren verschwunden und die Pferde aus der Umzäunung getrieben worden, um eine sofortige Verfolgung unmöglich zu machen.

Fred Hammer lief zum Vater. Auch hier fehlten die Pferde. Man fing mit Mühe zwei derselben ein; die beiden Männer bewaffneten sich; Mutter und Betty mußten aufsteigen; die Farmen wurden verschlossen und sämmtliche Rinder und sonstige Thiere hinüber zu Holborn getrieben, wo sie bis auf Weiteres bleiben sollten. Auch der Nachbar nahm seine Kentuckybüchse zur Hand, stieg auf, und dann machten sich die drei Männer, nachdem sie die Weisung zurückgelassen hatten, daß ich ihnen bei meiner Rückkehr sofort folgen solle, ungesäumt hinter die Räuber her.

„Welche Richtung haben sie eingeschlagen?"

„Den Fluß hinauf. Sie wollen Dir deutliche Zeichen zurücklassen, damit Du sie nicht verfehlen kannst."

Ich nahm ein frisches Pferd und jagte davon. Es war schon öfters von einer Bande Bushheaders erzählt worden, welche von dem Mittellaufe des Arkansas bis hinauf zum Gebiete des Missouri ihr Wesen trieben, doch waren wir immer ohne Sorge geblieben, da sie sich niemals in unserer Nähe gezeigt hatten. Sollte der Canada-Bill sie beredet haben, ihm zur Befriedigung seiner Rache behülflich zu sein? Ich hatte in mir einen Grimm, Mesch'schurs, der seines Gleichen sucht, so daß ich mich ohne Bedenken mitten in sie hineingestürzt hätte, und wenn es ihrer Hundert gewesen wären.

Ich fand die versprochenen Zeichen. Es war von Zeit zu Zeit ein Ast abgebrochen oder ein Schnitt in die Baumrinde gemacht worden, und ich kam also ohne großen Aufenthalt immer schnell vorwärts. So ging es bis zum Abend, wo mich die Dunkelheit zwang, Halt zu machen. Ich pflöckte mein Pferd an und wickelte mich in die Decke. Die Wipfel des Waldes rauschten über mir, und in mir tobte der Sturm; ich konnte weder Schlaf noch Ruhe finden. Schon beim Tagesgrauen nahm ich den Weg wieder unter die Hufe und kam noch am Vormittag an die Stelle, wo der Vater mit den andern Beiden gelagert hatte. Die Asche ihres Feuers war feucht vom Morgenthau, ein sicheres Zeichen, daß auch sie sich früh erhoben hatten.

So ging es bis zur Mündung des Canadian. Der Wald ward hier dichter, die Zeichen wurden immer deutlicher und frischer. Ich drang in größter Eile vorwärts, und mein gutes Thier zeigte trotz des angestrengten Rittes noch keine Spur von Ermüdung.

Da vernahm ich plötzlich eine laute tiefe Männerstimme, welche mit mächtigem Schalle in den Forst hineinsprach. Die Worte waren englisch; es mußte also ein Weißer sein, der sich so unvorsichtig vernehmen ließ. Ich lenkte mein Thier der Stelle zu, an welcher er sich befand. Was denkt Ihr wohl, was ich erblickte?

Auf einem alten Baumstumpfe in der Mitte einer kleinen Lichtung stand ein Mann, fuhr mit den Händen in der Luft herum und hielt den Sykomoren- und Hikorystämmen eine Rede, die er bei einem Campmeeting nicht besser und schöner hätte anbringen können. Ich bin ein ziemlich eigener Kopf und gebe nicht viel auf das, was mir vorgesprochen wird, aber dieser Mann hatte eine Stimme und eine Art des Ausdruckes, die mir das Lachen benahm, in das ich beinahe ausgebrochen wäre, weil es mir ganz verteufelt wunderlich vorkam, daß Einer mitten im Urwalde den Käfern und Musquitos eine Predigt hielt.

Ich konnte schon in der Ferne sein Gesicht deutlich erkennen. Er war lang und stark, frisch, derb und zähe, wie ein ächter, richtiger Yankee, hatte eine scharf hervorspringende Nase, spiegelblanke Augen ohne Lug und Trug, einen breiten, scharfen Mund, ein eckiges, kräftiges Kinn und konnte trotz der Gutmüthigkeit, die ihm anzusehen war, doch vielleicht auch ein wenig verschmitzt und listig sein, wenn er es für gut hielt.

Vor dem Stumpfe, auf welchem er stand, lagen eine gewaltige Axt, eine gute Büchse und noch einiges Andere, was man in jenen Gegenden von Nöthen hat. Es war augenscheinlich, daß sich der Mann im Reden übte, und er schien mir ganz zu einem Self-man gemacht zu sein, der es versteht, sich durch Noth, Kampf und Arbeit zu einer besseren Stelle, als sie der Westen bietet, emporzuringen.

Ich vernahm jedes seiner Worte:

„Was meint Ihr? Die Sklaverei sei eine heilige und nothwendige Sache, welche weder durch Gewalt noch Gründe abzuschaffen sei? Ist die Bedrückung eines Menschen, die Verachtung und Peinigung einer ganzen Menschenrasse heilig? Ist es nothwendig, ein abscheuliches Eigenthumsrecht auf Menschenkräfte zu legen, welche für guten Lohn weit besser und weit treuer arbeiten würden? Ihr wollt weder Gründe hören, noch irgend eine Gewalt anerkennen? Nun wohl, ich werde Euch dennoch Gründe sagen, und laßt Ihr sie nicht gelten, so wird sich dennoch eine unwiderstehliche Gewalt erheben, die Euch die Negerpeitsche zerbricht, den Eigennutz aus dem Herzen reißt und Alles zermalmen und vernichten wird, was sich ihr in den Weg zu stellen wagt. Ich sage Euch, es wird eine Zeit kommen, in — — —"

Er hielt mitten in seiner Rede inne; er hatte mich bemerkt. Im nächsten Augenblick war er vom Baumstumpf herunter, hatte die Büchse zum Schusse erhoben und rief:

„Stopp, Mann, keinen Schritt weiter! Wer seid Ihr?"

„Pshaw! Legt das Schießzeug nur immer bei Seite. Ich habe keine Lust, Euch aufzufressen, oder ein rundes Stück Blei in den Leib zu bekommen!"

Ein zweiter, schärferer Blick mußte ihn von der Friedfertigkeit meiner Person überzeugt haben. Er nahm das Gewehr nieder und nickte mit dem Kopfe.

„Well! So kommt einmal her und sagt, wer Ihr seid!"

„Ich heiße Tim Kroner, Sir, und komme seit gestern längs des Flusses herauf, um eine Bande Bushheaders zu verfolgen, welche mir die Braut geraubt haben."

„Und mein Name ist Lincoln, Abraham Lincoln. Ich komme von den Bergen herunter und will mir hier ein Floß zimmern, um das Holz im Süden zu verkaufen. Ich bin erst seit einer Stunde hier. Eine Bande Bushheaders, die Eure Braut geraubt haben, sagt Ihr? Wie stark sind sie wohl?"

„Zehn bis zwölf Köpfe."

„Zu Pferde?"

„Ja."

„Bounce! Ich habe vor ganz kurzer Zeit eine Spur von grade so viel Pferden quer durchschnitten und eine ähnliche ganz hier in der Nähe wiedergefunden; doch schien es mir, als ob die letztere ein Dutzend Hufe mehr gezeigt hätte."

„Das ist mein Vater mit zwei Nachbarn, die ihnen schon vor mir gefolgt sind."

„Stimmt! Ihr seid also Vier gegen Zwölf. Wollt Ihr meine Arme haben?"

„Gern, wenn Ihr sie mir leiht!"

„Gut. Come on!"

Er nahm seine Sachen zu sich, hing die Büchse auf die eine und warf die Axt über die andere Schulter. Dann schritt er vorwärts, als ob es sich ganz von selbst verstehe, daß ich ihm folgen müsse.

„Wohin, Sir?" frug ich, da er eine Richtung einschlug, die meine frühere im Winkel schnitt.

„Den Männern nach; was sonst! Ein Stück weiter oben haben sich die Bushheaders vom Flusse weg nach Norden gewandt, und wir kürzen den Weg, wenn wir schon jetzt dasselbe thun."

Er hatte eine so eigene, sichere Art und Weise, daß es mir gar nicht einfiel, ihm zu widersprechen. Ich ließ ihn daher voranschreiten und hielt mein Pferd hart hinter ihm. Sein Schritt war lang und ausgiebig, wie man ihn selten findet, und

wäre ich nicht beritten gewesen, so hätte es mich sicher nicht wenig Mühe gekostet, ihm zu folgen. So ging es fort, bis er an einer Stelle halten blieb und auf den Boden zeigte.

„Hier ist die Fährte wieder. Zwei, sechs, neun, elf, fünfzehn Pferde! Als ich die Spur vorhin überschritt, waren es nur zwölf. Die Eurigen sind also auch vorüber, und das kaum vor einer Viertelstunde, denn die niedergebogenen Halme haben sich noch nicht wieder empor gerichtet. Laßt Euer Thier ausgreifen, damit wir sie bald erreichen!"

In gewaltigen Schritten eilte er vorwärts. Wahrhaftig, ich mußte mein Thier in einen kurzen Trab setzen, um nicht zurückzubleiben.

Der Wald hatte schon längst aufgehört und war in ein niedriges, durchbrochenes Gebüsch übergegangen. Jetzt kamen wir auf eine lichte, offene Bucht, welche die Prairie tief in das Gehölz hineinschob; in der Ferne jedoch bemerkten wir wieder einen dichten Streifen starken Holzes, und zwischen ihm und uns bewegten sich drei Reiter, nach Indianersitte einer hinter dem andern. Die Sonne war verschwunden, und es wollte sich zur Dämmerung neigen, doch konnten wir sie deutlich erkennen. Lincoln hob den Arm.

„Dort sind sie. Go on!"

Er warf sich in weiten Sprüngen vorwärts, indem er den Schwerpunkt immer auf das eine Bein legte und, wenn dies müde wurde, ihn auf das andere überwechselte. Das ist die einzige Art, einen solchen Lauf lange auszuhalten. So wurde die Entfernung zwischen uns und ihnen schnell kleiner, und da sie uns bemerkten und nun stehen blieben, hatten wir sie bald erreicht.

„Endlich, Tim!" rief uns der Vater entgegen. „Wer ist dieser Mann?"

„Ein Master Abraham Lincoln, den ich am Flusse traf und der uns helfen will. Aber erzählt nichts, ich weiß schon Alles. Macht nur vorwärts, daß wir die Räuber einholen!"

„Sie sind nicht mehr weit und werden dort im Walde ihr Lager aufschlagen wollen. Vorwärts, ehe es dunkel wird und wir ihre Spur verlieren!"

Es ging weiter, ohne Worte, aber das Messer locker und die Büchse schußgerecht in der Hand. Als wir die ersten Bäume erreichten, bog sich Lincoln nieder, um die Fährte genau zu untersuchen.

„Laßt uns noch einmal sehen, woran wir sind, Gentlemen! Im Dunkel des Forstes läßt sich das nicht mehr sehen. Hier diese Hufeindrücke sind die tiefsten; das Pferd hat eine schwerere Last zu tragen als die andern; es wird also dasjenige sein, welches den Reiter und das Mädchen zu schleppen hat. Und seht, es lahmt; der linke Hinterfuß stößt nur mit der vordern Schärfe auf den Boden. Sie werden ihm Ruhe gönnen müssen und bald absteigen."

„Well, Sir, ich gebe Euch Recht," meinte der Vater. „Macht rasch weiter, Leute!"

„Stopp, Master! Das wäre ein ganz gewaltiger Fehler. Ich rechne, daß sie höchstens eine Viertelstunde vor uns sind, und vielleicht haben sie sich schon gelagert. Wollt Ihr Euch durch die Pferde verrathen und uns den schönen Spaß verderben?"

„Richtig, wir müssen die Thiere zurücklassen! Aber wo?"

„Da drüben ist ein Wildkirschengebüsch; dort sind sie sicher, wenn Ihr sie fest anhobbelt." *)

So geschah es, und dann gingen wir zu Fuß wieder vorwärts. Lincoln schritt voran; wir mußten ihn ganz unwillkürlich als unseren Führer anerkennen. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht, denn wir waren noch nicht weit vorgedrungen, so witterten wir einen brenzlichen Geruch und sahen dann auch einen hellen Rauch, der sich droben zwischen den Kronen der Bäume einen Ausweg suchte.

Jetzt galt es, auch das kleinste Geräusch zu vermeiden. Hinter jedem Baume Deckung suchend und die Zwischenräume blitzschnell überspringend, schlichen wir uns immer näher und bemerkten nun das Feuer und eilf Männer, welche sich um dasselbe gelagert hatten. Zwischen ihnen saß Mary, todtenbleich, an den Händen gefesselt und mit tief zur Erde gesenktem Kopf.

Diesen Anblick konnte ich nicht ertragen. Ohne nach der Ansicht der Andern zu fragen, erhob ich das Gewehr.

„Halt," warnte Lincoln, „es fehlt Einer und — —"

Da krachte aber schon mein Schuß. Die Kugel war dem Manne mitten in die Stirn gedrungen. Im Nu standen die Andern auf den Füßen und hatten die Waffen ergriffen.

„Feuer und dann d'rauf!" commandirte Lincoln.

Mir galt dieser Ruf nicht mehr, denn ich hatte schon die Büchse fortgeworfen, war zu Mary hingesprungen und kniete bei ihr, um den Riemen zu durchschneiden, der ihre Hände umschlungen hielt.

„Tim, ist's möglich!" rief sie und schlug vor Entzücken die befreiten Arme um mich, daß ich mich kaum zu rühren vermochte.

„Laß los, Mary, es gibt jetzt mehr zu thun!"

Ich zog das Messer und sprang auf. Gerade vor mir schlug Lincoln Einem die Axt über den Kopf, daß der Mann lautlos zusammenbrach. Es war der letzte der Eilf. Man hatte von beiden Seiten nur einmal geschossen und dann zur Klinge gegriffen.

„Tim, um Gottes willen!" rief in diesem Augenblick Mary und stürzte sich, nach einem Baume zeigend, an meine Brust.

Ich warf den Blick hinüber und gewahrte den Lauf eines Gewehres, welches gerade gegen uns gerichtet war. Der Schütze stand hinter dem Stamme verborgen.

„Das ist für das „three carde monte!" rief eine Stimme.

Noch ehe ich eine Bewegung machen konnte, blitzte es auf; ein schneller Ruck ging mir durch die Muskel des Oberarmes, ein Schrei von Mary's Lippen: ihre Arme ließen mich los, und sie glitt zu Boden. Die Kugel war mir durch den Arm und ihr in das Herz gegangen.

„D'rauf!" knirschte es neben mir.

Es war der Vater. Den Büchsenkolben erhebend, stürzte er sich gegen den Stamm, ich ihm nach. Da blitzte es aus dem zweiten Laufe; eine Gestalt, die ich nicht genau erkennen konnte, eilte von dannen; der Vater lag, durch die Brust getroffen, zu meinen Füßen. Fast wahnsinnig vor Wuth, stürzte ich mich dem Entfliehenden nach. Zu sehen vermochte ich ihn nicht mehr, aber die Richtung wußte ich doch. Schon nach wenigen Sprüngen kam ich an den Platz, wo sie die Pferde angehobbelt hatten. Die Thiere waren weg, und nur die Enden der rasch durchschnittenen Lasso's stacken an den Pflöcken in der Erde. Ich mußte erkennen, daß ich den Mann nun nicht mehr erreichen könne; er war beritten und ich nicht.

Als ich zum Kampfplatze zurückkehrte, hatte man die beiden Leichen neben einander gelegt, und Lincoln war beschäftigt, sie zu untersuchen.

„Kein Leben mehr, Mesch'schurs, keine Spur von Leben!"

Ich konnte kein Wort hervorbringen, auch Fred Hammer nicht; es gibt eine Qual, die das Herz verkohlt, ohne daß nach außen ein einziger Laut zu hören ist. Lincoln erhob sich und bemerkte, daß ich wieder zurück war.

„Das wäre nicht geschehen, wenn Ihr mit dem Schusse bis zur rechten Zeit gewartet hättet. Ich rechne, das wenige Pulver und die kleine Kugel kosten Euch die Braut und den Vater, und es wird gut sein, wenn Ihr ein anderes Mal die Vorsicht mehr zu Rathe zieht!"

„Könnt Ihr es beweisen, Sir?"

„Beweisen? Pshaw! Nach dem Tode hört der Beweis auf! Wir mußten sie umzingeln und auf ein Zeichen unsere Büchsen alle zugleich losdrücken. Jeder von uns hatte einen Doppellauf, macht zehn Mann, ehe sie nur an Widerstand hätten denken können. Und Euren „three carde monte-Mann" hätten wir während des Umschleichens sicher auch abgefangen, so daß er nicht zum Schuß gekommen wäre!"

Das war die rechte Lehre, im rechten Augenblick gegeben, Gentlemen. Ich habe sie und diesen Augenblick niemals vergessen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. (Fortsetzung folgt.)

*) Anhobbeln ist ein Trapperausdruck für pflöcken, d. h. mittels Pflöcken am Boden befestigen.

Margaretha lächelte sanft und wandte sich wieder an Raboisson, der unruhig dastand und seine Mütze in den Händen bald nach rechts, bald nach links drehte.

„Nun, gefallen Ihnen diese Bedingungen, Herr Raboisson?"

„Gewiß," antwortete der Vagabund schnell; „es wäre so wie so nicht gerathen für mich, in dieser Gegend zu bleiben, wo Ihr Vater nur ein Wort zu sagen brauchte, um . . . . Also dies Geschäft wäre abgemacht! Und wann soll ich den Meierhof, die Kühe und alles Andere erhalten?"

Margaretha sah ihren Vater an, als erwartete sie von ihm die Beantwortung dieser Frage.

„Er kann vor Ablauf von einem oder zwei Monaten, von heute an gerechnet, zufriedengestellt werden," sagte Martin Simon. „Ich brauche Zeit, um an die betreffenden Geschäftsleute zu schreiben, oder auch Jemand an Ort und Stelle zu senden, um dort ein passendes und gerade verkäufliches Grundstück zu erwerben."

„Zwei Monate sind sehr lang," versetzte Raboisson; „und wohin gehe ich während dieser Zeit?"

„Hier könnt Ihr freilich nicht bleiben," rief der Bailli mit neuer Erregung; „Euer Geschwätz während Euerer Trunkenheit könnte die Leute im Dorf auf gewisse Vermuthungen bringen, und Landleute sind für solches Gerede nur zu empfänglich. . . . Ihr könnt in Briançon abwarten, bis Alles in Ordnung ist; ich werde Euch dazu das nöthige Geld geben."

„Und wann soll ich nach Briançon aufbrechen?"

„Sofort; denn ich will durchaus nicht, daß man Euch länger hier sieht."

Margaretha näherte sich dem Fenster und gewahrte, daß die Sonne schon hinter den Bergen niedersank.

„Es ist spät, Vater," sagte sie; „die Nacht bricht an, und der Fuß dieses Mannes ist nicht sehr sicher."

„Und ich meinestheils will mich auch heute Abend nicht mehr auf den Weg nach Briançon machen," brummte Raboisson, indem er mißtrauisch den Bailli anblickte. „Ich habe Ihre Drohungen nicht vergessen, Herr, und möchte nicht, daß man mich morgen früh in irgend einem Abgrund fände, damit man sagen könnte, ich wäre durch Zufall da hineingefallen . . . Jetzt, wo ich reich werden soll, will ich noch nicht sterben!"

„Wer denkt daran, Euch Böses anzuthun?" erwiederte Martin Simon ungeduldig. „Aber bleibt meinetwegen bis morgen hier; Ihr habt schon öfter ein Nachtquartier bei mir gefunden, und könnt es auch heute haben; morgen jedoch bei Tagesanbruch — und nicht später — macht Ihr Euch auf den Weg nach Briançon . . . Laßt Ihr bis dahin Euch nur ein einziges Wort über Euere angeblichen Entdeckungen entwischen, so ist Alles zwischen uns für immer vorbei!"

„Kein Wort soll über meine Lippen kommen, aber bleiben auch Sie Ihrem Worte getreu, sonst . . ."

„Keine Drohung!" unterbrach ihn Margaretha. „Mein Vater hält stets ehrlich sein Wort, Herr Raboisson; Sie dürfen nicht glauben, daß er es macht, wie Sie!"

„O, was Sie betrifft, Fräulein Margaretha," sagte der Alte mit einer gewissen Gutmüthigkeit, „so sind Sie ein gutes, wenn auch etwas strenges Mädchen; was Ihren Vater betrifft," setzte er leise hinzu, „so halte ich ihn für hinterlistig und würde auf meiner Hut sein! . . . Aber hören Sie einen guten Rath: hüten Sie sich vor dem Schulmeister, er führt irgend etwas im Schilde, das steht fest. Unablässig umschwärmt er mich, um mich auszuforschen; vielleicht weiß er schon mehr, als Sie ahnen."

Hierauf grüßte er linkisch und ging hinaus, um noch einmal in der Küche Umschau zu halten.

Der übrige Theil des Tages verstrich ohne bemerkenswerthe Ereignisse; nur hatte Martin Simon mit Michelot eine sehr lange geheime Unterredung. Hierauf ging der Prokurator allein im Dorf spazieren, vielleicht um über die ihm vom König vom Pelvoux gemachten Mittheilungen nachzudenken.

Es war beinahe Nacht, und eben wollte er zu seinem Wirth zurückkehren. Als er nur noch ungefähr zwanzig Schritte von dessen Hause entfernt war, trat plötzlich der alte Kesselflicker auf ihn zu und raunte in geheimnißvollem leisen Ton:

„Sind Sie ein Mann des Gesetzes?"

„Gewiß bin ich das," erwiederte der Prokurator, dessen schwarzes Costüm schon sein Amt andeutete.

„Eine wirkliche Gerichtsperson?"

„Ohne Zweifel."

„Wenn Sie wirklich eine Gerichtsperson sind, so müssen Sie auch die Sechsfrankenthaler lieben — hier ist einer — wollen Sie ihn verdienen?"

Und er zeigte den Augen des erstaunten Prokurators den angekündigten Thaler, den er soeben aus der Tasche seiner zerlumpten Jacke gezogen hatte.

Im ersten Augenblick hatte Michelot gute Lust, den Vagabunden barsch abzuweisen; aber alsbald witterte sein Polizei-Instinkt in Raboisson's Benehmen etwas Ernstes und Wichtiges.

„Sehr gern, mein Freund," sagte er also und streckte die Hand aus.

Raboisson steckte den Thaler wieder tief in seine Tasche und fuhr fort:

„Sie brauchen nur einige Worte auf ein Stück Papier zu kritzeln und dasselbe in Aufbewahrung zu nehmen . . . . Aber Keiner darf es wissen, und in diesem Hause können wir es nicht machen."

Und dabei zeigte er auf Martin Simon's Haus.

„Wo aber kann ich Euch treffen?" versetzte Michelot.

Der Kesselflicker dachte einen Augenblick nach.

„Wird es Ihnen möglich sein, mich morgen früh bei Sonnenaufgang an der großen Thalpforte zu erwarten und alles Nöthige zum Schreiben mitzubringen?"

„Ja; denn ich reise morgen nach Grenoble."

„So treffen wir uns also morgen dort. Abgemacht! Der Thaler ist für Sie."

Hierauf verschwand der alte Vagabund in der Dunkelheit.

(Fortsetzung folgt.)

Three carde monte.

Nachdruck verboten.

Ein Bild aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

II.

Wenn das Wild über die Savanne saust oder durch den stillen Busch schleicht, so hinterläßt auch der kleinste, leiseste Huf eine Spur, welcher der Jäger zu folgen vermag, das wißt Ihr Alle, Gentlemen. Und wenn die Tage, Monate und Jahre wie im Sturme über den Menschen dahinfliegen oder langsam und heimtückisch durch sein innerstes Leben schleichen, so gibt es Fährten im Gesicht und Fährten im Herzen, denen man nur nachzugehen braucht, um die Ereignisse aufzustöbern, welche ein Menschenkind gerade zu dem machen, was es geworden ist.

Ich wollte ein fleißiger Farmer sein und ein fleißiger Farmer bleiben, aber mein Stecken war doch nach einer andern Richtung hin geschwommen. Mary war todt, der Vater war todt; die Mutter nahm sich das so sehr zu Herzen, daß sie bald zu kränkeln begann und sich dann zum Sterben hinlegte; ich konnte es nicht länger da aushalten, wo ich früher so glücklich gewesen war, verkaufte die Farm um ein Billiges an Fred Hammer, der sie an die seine zog, warf die Büchse über die Schulter und ging nach dem Westen, gerade eine Woche vorher, ehe die Betty Hammer einen Mulatten heirathete, der ein sehr hübscher Kerl war und braver, als die Farbigen gewöhnlich zu sein pflegen.

Das war damals ein reges, munteres Leben da hinten in den dark and bloody grounds, besser, viel besser als jetzt; das

sage ich Euch, und darum könnt Ihr's glauben. Die Rothhäute kamen um ein Beträchtliches weiter in das Land herein als heut zu Tage, und man mußte die Augen offen halten, wenn man sich nicht eines Abends zum Schlafe hinlegen und dann des Morgens ohne Skalp in den ewigen Jagdgründen erwachen wollte. Doch, das war nicht so schlimm, denn etliche drei, vier und auch mehr Indsmen kann man sich schon noch vom Leibe halten; aber es trieb sich neben den Rothen auch allerlei weißes Gesindel dort herum, so etwa was man im Osten Runners und Loafers nennt, oder wie die Tramps, die in neuerer Zeit dem ordentlichen Manne so viel zu schaffen machen, und diese Kerls waren bösartig und durchtrieben genug und mehr zu fürchten, als alle Indianer zwischen dem Mississippi und dem großen Meere zusammengenommen.

Einer besonders machte viel von sich reden, der ein so verwegener Satan war, daß sein Ruf sogar bis hinüber in die Länder des europäischen Continentes gedrungen ist. Ihr werdet errathen, wen ich meine, nämlich den Canada-Bill. Wißt Ihr denn aber auch, daß er von Geburt nichts Anderes ist, als ein englischer Zigeuner? Er kam zuerst nach Canada und trieb dort einen ganz leidlichen Pferdehandel, bis er gewahrte, daß mit der Karte doch ein Merkliches mehr zu verdienen sei. Er legte sich auf das „three carde monte" und machte mit demselben zunächst die britischen Colonien unsicher, bis er es zu einer solchen Meisterschaft gebracht hatte, daß er sich auch über die Grenze herüber zu den offenköpfigeren Yankee's wagen konnte. Nun trieb er sein Wesen zunächst im Norden und Osten, beutelte die pfiffigsten Gentlemen bis auf den letzten Penny aus und suchte dann den Westen auf, wo er außer dem Spiele noch allerhand Allotria trieb, die ihn zehnmal an den Strick gebracht hätten, wenn er nicht so schlau gewesen wäre, stets den richtigen Beweis abzuschneiden. Hatte er's nicht auch bei mir grad ebenso gemacht? Ich wußte, wer der Mörder Mary's und des Vaters war; ich konnte tausend Eide auf ihn schwören, aber hatte ich ihn gesehen, als er schoß? Nein, und darum war es unmöglich, eine regelrechte Jury über ihn zusammen zu bringen. Aber geschenkt war ihm nichts, darauf könnt Ihr Euch verlassen; eine gute Büchse ist die beste Jury, und ich wartete bloß darauf, daß mich mein Weg einmal mit ihm zusammenführen werde.

Ich war schon lange nicht mehr grün im Fache, hatte eine gute Faust, ein helles, offenes Auge, einen gesunden Körper und hinter mir einige Jahre voller Mühe und Erfahrung. Zuletzt war ich am oberen Laufe des alten Kansas auf Biber gewesen, hatte einen hübschen Fang gemacht, die Felle an einige Companymänner, welche mir begegneten, verkauft und suchte mir nun eine passende Gelegenheit nach dem Mississippi, denn ich wollte ein wenig hinüber nach Texas, von dem damals so viel erzählt wurde, daß Einem die Ohren ordentlich klangen.

Freilich gab es dabei mancherlei Schwierigkeiten, denn die Gegend, durch welche ich den Pfad schlagen mußte, war ganz verteufelt unsicher. Die Creeks, Seminolen, Choctaws und Comanchen lagen einander in den Haaren, bekämpften sich bis auf die Messerspitzen und behandelten dabei jeden Weißen als gemeinschaftlichen Feind. Es galt also, die Augen und Ohren offen zu halten. Mein Weg führte mich mitten durch das Kampfgebiet, und ich war ganz allein, also nur auf meine eigene Vorsicht und Ausdauer angewiesen. Sogar ein Pferd mangelte mir; die Companymänner hatten es mir abgeschachert, und ich war darum gezwungen, auf meinen alten Moccassins zu reiten. So hielt ich ungefähr immer auf Smoky-Hill zu und konnte nach meiner Berechnung nicht mehr weit vom Arkansas sein. Ich traf immer mehr Wasserläufe, die sich nach ihm hinzogen, und stieß auf allerlei Gethier, welches nur an den Ufern großer Flüsse zu finden ist.

So schritt ich durch den Wald und stieß ganz unerwartet auf die Spur menschlicher Fußtritte. Sie rührten von einem Weißen her, denn die Zehentheile der Fußstapfen standen auswärts und nicht, wie es bei einem Indianer der Fall gewesen wäre, einwärts. Ich folgte den Spuren mit der größten Vorsicht und blieb nach einer Weile verwundert stehen. Eine laute, menschliche Stimme ertönte, und ich vernahm aus den Worten, daß eine zahlreiche Zuhörerschaft vorhanden sein müsse.

„So ist vorhin von dem Procurator gesagt worden, Gentlemen und Ladies, die Ihr hier vor dem Richterhofe versammelt seid, um zu sehen und zu hören, in welcher Weise sich ein Mann, der des Mordes beschuldigt wird, auf der Anklagebank benimmt. Jetzt nun komme endlich auch ich, der Vertheidiger dieses Mannes, an die Reihe und werde Euch beweisen, daß er vollständig unschuldig ist. Denn das muß ich Euch sagen, ich heiße Abraham Lincoln, und der ehrenwerthe Sir, dem dieser Name gehört, nimmt nur dann das Mandat eines Clienten an, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß damit nicht die Vertheidigung eines Schurken verbunden ist — — —"

„Lincoln, Abraham Lincoln?" dachte ich. „Da brauche ich nicht zu zögern. Vorwärts, hin zu den Gent's und Ladies, mit denen er spricht!"

Ich schritt rasch vorwärts. Wahrhaftig, da glänzte mir die helle Fläche des Stromes zwischen die Bäume hindurch entgegen, und auf dem Wasser bemerkte ich die erste Stammlage eines angefangenen Flosses. Darauf stand Lincoln, nicht mit Gentlemen und Ladies, sondern allein, ganz allein, hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Linken und focht zur Begleitung seiner Rede mit der Rechten in der Luft herum, als wolle er die Schnacken und Libellen fangen, die über den Wogen spielten.

Er bemerkte mich, als ich an das Ufer trat, ließ sich aber nicht im Mindesten stören.

„Good day, Master Lincoln! Darf ich ein wenig hinüber zu Euch?"

„Wer ist das? By god, das ist Master Kroner, der sich um seine Braut geschossen hat! Bleibt noch zwei Minuten am Lande, damit ich meine Rede erst vollenden kann! Es kommt sehr viel darauf an, daß ich sie fertig bringe, denn ich habe einen Unschuldigen zu retten, der einen Mord begangen haben soll!"

„So macht fort! Ich werde mich bis dahin hier niedersetzen."

Ich kann Euch sagen, Mesch'schurs, die Rede, welche er that, war ausgezeichnet, und hätte die Sache auf Wirklichkeit beruht, so wäre der Mann ganz sicher freigesprochen worden. Der ganze Vorgang kam mir keineswegs lächerlich vor, denn ich mußte ja bemerken, daß Lincoln sich hier in der Wildniß auf das Amt eines Lawyer vorbereitete. Als er fertig war, sprang ich zu ihm hinüber. Er streckte mir die Hand entgegen.

„Welcome, Master Kroner! Wie kommt Ihr hierher zum alten Kansas?"

„Ich war einige Zeit lang droben in Colorado und den Spanish Peaks, habe eine gute Biberernte gehalten und will nun hinunter zum Mississippi, um ein wenig nach Texas zu gehen."

„Ja, warum geht Ihr denn eigentlich nach dem Westen und bleibt nicht daheim auf Eurer Farm, wo es mir damals trotz der beiden Todten für mehrere Tage so wohl behagte?"

Ich erzählte ihm das Nöthige. Er schüttelte mir darauf noch einmal die Hand.

„So ist's recht! Das Herzeleid ist ein schlimmer Gesell, und man darf sich nicht mit ihm an einen Ort fesseln und zusammenbinden lassen, sondern man schafft ihn hinaus in das Weite, wirft ihn hin und kehrt dann als freier Mann zurück. Ich bin noch immer, was ich damals war: ich fälle Holz, wo es mich nichts kostet, und schaffe es dahin, wo ich einen guten Dollar dafür erhalte. Aber dies soll mein letztes Floß sein, welches ich zusammenhänge; dann gehe ich nach dem Osten und sehe, ob ich dort etwas Besseres zu schaffen vermag. Wäre ich hier fertig, so könntet Ihr mit mir fahren, leider aber werde ich noch gegen vierzehn Tage zubringen."

„Das thut nichts, Sir! Wenn es Euch recht ist, bleibe ich doch bei Euch. Einem Westmanne kommt es auf eine Woche mehr oder weniger nicht an, und wenn Ihr mir erlaubt, Euch zu helfen, so werden wir in der halben Zeit fertig, was Ihr gewiß nicht für einen Schaden halten werdet."

„Mir ist's sehr recht, wenn Ihr bleiben und ein wenig helfen wollt, denn das wird mir auch in anderer Beziehung von Nutzen sein. Die Indsmen schwärmen nämlich seit Kurzem wie die Mücken hier umher, und da gelten zwei Männer mehr als einer, wie Ihr wohl wißt. Oder habt Ihr die Büchse immer noch um fünf Minuten vor der rechten Zeit bei der Hand?"

„Keine Sorge, Sir! Tim Kroner ist ein besserer Kerl geworden und wird Euch keine Schande machen."

„Well, ich hoffe es! Aber an einer Axt fehlt es, wenn Ihr mit zugreifen wollt. Man müßte da hinunter nach Smoky-

Hill gehen, um sie zu holen, und könnte da auch gleich etwas Munition mitbringen, die mir auf die Neige geht."

„Wie weit ist es hinab?"

„Zwei gute Tagreisen. Doch ließe sich die Sache auch besser und schneller machen. Man hängt noch ein Feld an das Floß, damit es mehr Widerstandskraft besitzt und sich besser regieren läßt, und fährt dann den Strom hinunter, was nicht ganz einen Tag erfordert. Die Stämme läßt man vor Anker und hängt sie später hinten an."

„So werde ich gehen und holen, was wir brauchen."

„Ihr? Könnt Ihr ein Floß regieren?"

„Wenn ich eins habe, ja, sonst aber nicht. Es wird ja klein genug werden und also nur einen Mann erfordern."

„Aber der Rückweg ist gefährlich, falls die Indsmen sich nicht in eine andere Richtung schlagen. Es wundert mich, daß sie mir hier noch keinen Besuch abgestattet haben."

„Es wird gehen, Sir; darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

„Gut. So ruht Euch von der Wanderung aus; ich werde mich sofort an die Arbeit machen, denn morgen muß das Floß fertig sein!"

„Ich bin nicht müde und werde helfen."

«Bounce! Ich sehe, daß Ihr ein brauchbarer Mann geworden seid. Come on also, an's Geschäft!"

Am andern Morgen schon schwamm ich auf dem Wasser. Der Strom war immer frei, hatte ein gutes Gefälle, und so sah ich, als der Abend hereinbrach, das Fort vor mir liegen. Ich lenkte an das Ufer, befestigte meine Stämme und schritt auf die Einfassung zu, welche die festen Blockhäuser umgab, die man hier Festung nannte.

Ein Posten stand vor dem Eingange. Er ließ mich passiren, als ich den Zweck meines Besuches angegeben hatte. Im ersten Hause zog ich nähere Erkundigung ein.

„Da müßt Ihr mit Colonel Butler, welcher hier befehligt, selber sprechen. Er befindet sich drüben im Offiziershause."

„Wer wird mich melden?"

„Melden? Mann, Ihr befindet Euch nicht vor dem weißen Hause in Washington, sondern beim letzten Posten vor der Indianergrenze; da treibt man nicht derlei überflüssige Allotria! Wer durch die Pallisaden gelassen wird, darf seine Nase grad dahin stecken, wo schon andere Nasen gewesen sind."

Ich schritt auf das mir bezeichnete Gebäude zu und trat durch die Thür in ein Parlour, in welchem sich kein Mensch befand. Aber aus dem Nebenraume erklangen mehrere Stimmen und das Geräusch von Gold- und Silberstücken.

Die Thüre war nur angelehnt. Ehe ich eintrat, wollte ich erst sehen, mit wem ich es zu thun bekam, und warf einen Blick durch die Spalte. Inmitten des Zimmers stand eine roh zubehauene Tafel, an welcher vielleicht zehn Offiziere verschiedener Grade saßen und bei dem Lichte von einigen Hirschtalgkerzen Karten spielten. Und grad gegenüber dem Colonel, wahrhaftig, er und kein Anderer war es, da saß der Canada-Bill vor einem mächtigen Haufen von Geld, Goldstaub und Klumpen und warf die drei Blätter zwischen den Fingern hin und her, daß es eine Art hatte.

Sie spielten „three carde monte".

Keiner von den Männern konnte mich sehen; ich zögerte, einzutreten, und überlegte eben noch, wie ich den Bill begrüßen solle, als ich dieselbe blitzschnelle Bewegung bemerkte, mit welcher er schon damals die vierte Karte in den Aermel geworfen hatte. Im Nu stand ich hinter ihm und hatte seinen Arm erfaßt.

„Verzeihung, Gentlemen, dieser Mann spielt falsch!"

Er wollte aufspringen, kam aber nicht dazu, denn während meine Linke seinen Arm gefaßt hielt, hatte ich ihm die Rechte so fest um den Hals geschnürt, daß ihm der Athem verging und er keine Bewegung erzwingen konnte.

„Spielt falsch?" fuhr der Oberst auf. „Beweist es! Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier? Wie kommt Ihr in diesen Raum?"

„Ich bin ein Trapper, Sir, und komme, mir Einiges aus Euerem Store zu nehmen. Ich kenne diesen Menschen sehr genau; er heißt William Jones oder, wenn Euch der andere Name vielleicht geläufiger ist, der Canada-Bill."

„Der Canada-Bill? Ist's wahr? Er nannte sich hier Fred Fletcher. Laßt ihn doch einmal los!"

„Nicht eher, als bis Ihr Euch überzeugt habt, daß ich die Wahrheit rede. Er spielt nicht mit drei, sondern mit vier Blättern."

„Wo ist das vierte?"

„Nehmt es ihm hier einmal aus dem Aermel!"

Einer der Lieutenants griff zu und brachte die Karte zum Vorschein.

„Zounds, Ihr habt Recht, Mann, und wir sind Euch allen Dank schuldig, denn der Kerl hatte uns ausgenommen beinahe bis auf den leeren Tisch. Laßt ihn nun los; jetzt hat er es mit uns zu thun."

„Und auch so ein wenig mit mir, Gentlemen. Er hat mir zwei Personen erschossen, die mir die liebsten waren in meinem ganzen Leben, und soll jetzt still halten, bis ich mit ihm abgerechnet habe."

„Steht es so? Wenn Ihr Euere Behauptung beweisen könnt, so ist es um ihn geschehen!"

Ich ließ die Hand von ihm. Er war beinahe erwürgt und sog die Luft in hastigen, kurzen Zügen ein, ehe ihm das volle Bewußtsein seiner Lage zurückkehrte. Dann sprang er auf.

„Was wollt — — —"

Er hielt mitten in seiner Frage inne; denn erst jetzt bekam er mich in die Augen und hatte mich sofort erkannt.

„Was dieser Mann von Euch will, werdet Ihr zu hören bekommen," meinte der Colonel. „Ihr seid William Jones, der Canada-Bill?"

„Damn! Geht mir mit Euerem Canada-Bill! Ich kenne ihn nicht und heiße Fred Fletcher, wie ich Euch ja längst gesagt habe."

„Auch gut! Der Name ist uns ganz gleichgültig, denn nicht er, sondern die That wird gerichtet. Ihr habt falsch gespielt?"

„Ist mir nicht eingefallen, Sir! Oder haltet Ihr Euch und diese Gentlemen etwa für Leute, bei denen man dergleichen Kunststücke riskiren kann?"

„Wir sind ein ehrliches Spiel gewohnt, und in der Voraussetzung, daß Ihr kein Gauner seid, haben wir Euch nicht auf die Finger gesehen. Hätten wir gewußt, wen wir vor uns haben, so wäre Euch der Streich nicht gelungen."

„Hier kann von keinem Streiche die Rede sein. Ich habe ehrlich gespielt."

„Und die Karte in Euerem Aermel?"

„Geht mich nichts an; ich habe sie nicht hineingesteckt. Oder habt Ihr dies vielleicht gesehen, Colonel?"

„So ist sie Euch von selbst hineingeflogen!"

„Oder hineingesteckt worden. Wer mir den Arm gehalten hat, wird wohl wissen, wie sie hineingekommen ist!"

Ich konnte nicht anders, ich erhob den Arm und schlug ihm die Faust auf den Kopf, daß er auf den Stuhl niederfiel.

„Ihr führt einen guten Hieb, Master," meinte der Oberst lachend; „aber laßt das lieber sein; es gehört nicht nothwendig zur Sache. Wir werden ihn schon zwischen die Hände nehmen, daß er genug bekommt."

„Ich verlange, daß Ihr mich gegen solche Angriffe schützt, Sir," meinte Jones, indem er sich langsam wieder empor zu richten versuchte. „Ich klage diesen Menschen an, mir die Karte in den Aermel escamotirt zu haben!"

„Ja, ganz dieselbe Karte, welche Ihr uns einige Stunden früher vorzeigtet. Laßt Euch wenigstens nicht auslachen! Was meint Ihr, Kameraden: erkennt Ihr diesen Master Jones oder Fletcher für schuldig?"

„Er hat falsch gespielt, daran ist kein Zweifel!" erklang es rund im Kreise.

„So laßt uns ihm sein Urtheil geben, und das auf der Stelle!"

Sie traten bei Seite, um zu berathen. Der Canada-Bill verrieth sich. Er warf einen Blick auf den noch vor ihm liegenden Geldhaufen und einen zweiten nach dem offen stehenden Fenster. Mit einem raschen Griffe erfaßte er von der Münze so viel, als er in der Schnelligkeit zu erlangen vermochte, dann sprang er zum Fenster. Aber schon hatte ich die Büchse erhoben.

„Stopp, Master Jones! Noch einen Schritt und Ihr seid kalt!"

Er blickte sich um, sah, daß es Ernst war, und blieb stehen.

„Ich zähle bis drei; liegt dann das Geld nicht wieder an seinem Platze, so gebe ich Feuer. Eins —".

Er setzte den Fuß zögernd zum Tische retour.

„Zwei — —!"

Er legte das Geld zu dem andern.

„So, jetzt setzt Ihr Euch nieder und wartet ruhig, was geschieht!"

Ich ließ den Lauf des Gewehres sinken. Die Offiziere waren mit ihrer Berathung fertig, sie hatten natürlich den Vorgang beobachtet und traten nun wieder herbei. Der Oberst reichte mir, abermals lachend, die Hand.

„Ihr seid ein ganzer Kerl, Master — — ja, wie nennt Ihr Euch denn eigentlich?"

„Tim Kroner ist mein Name, Sir!"

„Also, Meister Kroner, Ihr seid ein ganzer Kerl. Schade, daß Ihr nicht eine Stelle oder so Etwas bei meinem Regimente habt!" Und sich zu Jones wendend, fuhr er fort: „Ihr werdet für Eure Posse fünfzig gute Streiche auf die glatte Haut erhalten, Gem' man, und ich hoffe, daß sie Euch gut bekommen!"

„Fünfzig Streiche? Ich bin unschuldig und erkenne sie nicht an!"

„Well, Mylord, so erhaltet Ihr sie unschuldig, und wenn Ihr sie habt, werdet Ihr sie wohl anerkennen müssen. Wollt Ihr aber nachher beim Präsidenten der Vereinigten Staaten dagegen appelliren, so will ich Euch zu diesem Zwecke einen Creditbrief auf weitere fünfzig oder hundert schreiben. Lieutenant Welhurst, nehmt den Mann hinaus auf den Hof und sorgt dafür, daß er auch ganz und voll erhält, was er zu beanspruchen hat!"

„Ihr dürft Euch da ganz gehörig auf mich verlassen, Cornel!" meinte der junge Offizier, indem er auf Jones zutrat. „Go on, Mann, die Fünfzig warten draußen!"

„Ich gehe nicht von der Stelle. Ich will mein Recht!"

Da fuhr der Oberst auf den Absätzen herum.

„Er ist nicht zufrieden mit seiner Ration, Lieutenant. Gebt ihm zehn mehr, also sechzig! Ich kann das wohl sagen, weil ich die Verantwortung auf mich nehme. Und geht er auch nun nicht mit, so erhält er für jede Minute weitere zehn mehr!"

„Nun?" frug der Lieutenant mit drohendem Blick.

„Ich muß gehen; aber dieses „three carde monte" werdet Ihr vielleicht nicht vergessen, denn ich werde mich an einen Richter wenden, an den jetzt keiner von Euch denkt!"

Er schritt voran, und der Lieutenant folgte mit gespanntem Revolver. Jetzt wandte sich der Oberst wieder zu mir.

„Was ist's mit dem Morde, Sir? Wenn Eure Beweise gut sind, so bilden wir auf der Stelle eine Jury und geben ihm den Strick. Ihr wißt, auf welchem Territorium wir uns befinden, und daß ich das Recht habe, kurzen Prozeß zu machen!"

Ich erzählte ihm das Nöthige.

„Da steht Ihr auf schwachen Füßen, wie ich höre. Wir müssen entweder sein Geständniß oder wenigstens einen guten Zeugen haben, auf den man sich verlassen kann. Ich gebe Euch mein Wort: wenn ich ihn verhöre, so heißt er Fred Fletcher und kennt Euch nicht. Und gesehen habt Ihr ja gar nicht, daß der Canada-Bill derjenige war, welcher geschossen hat; ja, Ihr könnt gar nicht einmal beweisen, daß er bei den Buschheaders gewesen ist. Ich werde mein Möglichstes versuchen, das verspreche ich Euch; aber ich weiß genau, daß wir ihn laufen lassen müssen. Das Andere dann ist allerdings Eure Sache. Sobald er und Ihr das Fort im Rücken habt, könnt Ihr ja ganz ungestört in Eurer Weise mit ihm sprechen!"

Nach einer Weile wurde der Canada-Bill wieder hereingebracht. Sein Aussehen war ein entsetzliches. Mit blutunterlaufenen Augen stierte er im Kreise umher und schien die Züge eines jeden Einzelnen seinem Gedächtnisse einprägen zu wollen. Der Oberst begann das Verhör; es führte allerdings zu dem vorausgesagten Resultate.

„Gebt dem Manne Alles wieder, was er bei sich trug, und schickt ihn dann unter sicherer Bedeckung stromabwärts fünf Meilen von dem Fort hinweg. Mag er Fred Fletcher oder William Jones heißen; er soll keinen Augenblick länger in unsern Grenzen bleiben!"

So lautete der Schlußbescheid des Colonel. Dann wandte er sich zu mir:

„Ihr seid unser Gast, so lang es Euch beliebt, Master Kroner, und nehmt dann aus unserm Magazine unentgeldlich Alles, was Ihr braucht. Oder wollt Ihr dem Manne sofort nach?"

„Ja, wenn Ihr ihn nach einer anderen Richtung geschickt hättet. Aber mein Maat wartet zwei Tagereisen stromauf von hier auf mich; ich muß zu ihm und werde, da die Sachen nicht anders gefallen sind, aufbrechen, sobald ich eine gute Axt und einige Munition bekommen habe. Der Canada-Bill, so rechne ich, wird meine Spur schon wieder kreuzen!"

„Well, Sir, laßt ihn laufen! Solch' Ungeziefer kommt sicher wieder vor den Schuß. Die Axt und Munition sollt Ihr haben, und weil Ihr unser Geld gerettet habt, werde ich Euch ein Canoe mit sechs Ruderern zur Verfügung stellen, welche Euch bis morgen früh wohl über den Halbstrich Eueres Weges hinausbringen werden. Das ist für Euch ein Vortheil und für sie eine Uebung, die ihnen bei dem faulen Leben hier recht gut bekommen wird. Doch, nehmt Euch vor den Indsmen in Acht! Ich habe weite Außenposten stehen, welche mir melden, daß unsre guten rothen Brüder den Kriegspfeil ausgegraben haben."

Er war also schon gewarnt, und ich konnte meine Bemerkungen sparen. Kaum eine Viertelstunde später saß ich, mit allem Nöthigen wohl versehen, schon in der Peruque und ließ mich von den sechs Männern im schnellsten Tempo gegen die Wogen des alten Kansas rudern. Der Canada-Bill war mir so schnell entgangen, wie ich ihn gefunden hatte, doch lag mir der brave Lincoln jetzt mehr am Herzen als er, und, wie ich ja auch bereits zum Colonel gesagt hatte, ich hoffte, ihn schon noch einmal wiederzusehen.

Ich bedurfte der Ruhe und schlief die ganze Nacht bis weit in den Morgen hinein, und als ich erwachte, bemerkte ich, daß die gute Hälfte meines Weges bereits zurückgelegt sei. Trotz meiner Mahnung setzten mich aber die Ruderer nicht eher an das Ufer, als bis ich ihnen sagte, daß ich unsern Lagerplatz nun noch am heutigen Tage erreichen werde. Dann kehrten sie um, und ich trat schwer bepackt meine Wanderung an.

Am späten Abend traf ich bei Lincoln ein. Er war überrascht über meine schnelle Rückkehr und hörte meinem Berichte über das Geschehene mit außerordentlicher Theilnahme zu.

„Recht so, Tim Kroner, daß Ihr den Jones gehen ließet; Ihr trefft schon noch bei einer besseren Gelegenheit auf ihn. Wundern freilich sollte es mich, wenn er die Schläge hinnähme, ohne wenigstens einen Racheversuch zu machen. Es wird mir hier zu schwül; wir wollen fest an die Arbeit gehen, damit wir baldigst von hier wegkommen!"

Wir arbeiteten nun wie die Bären; Stamm um Stamm mußte fallen, und als die Woche vergangen war, hatten wir nur noch das Schlußfeld an das Floß zu fügen.

Ich war eine ziemliche Strecke landeinwärts gegangen, um gute, haltbare Bandruthen zu schneiden. Ich hatte ein hinreichendes Bündel zusammen bekommen und streckte mich zu einer kurzen Ruhe auf den Boden nieder. Es war so still rundum, daß ich jedes Blatt fallen hören konnte.

Da vernahm ich aus einiger Entfernung ein leises, ganz leises Rascheln. Es war nicht in den Zweigen, sondern auf dem Boden. War es eine Schlange, ein sonstiges Reptil oder ein Mensch? Nur mit den Finger- und Zehenspitzen den Boden berührend, kroch ich geräuschlos auf die Stelle zu, und was meint Ihr, Gentlemen, was ich sah? Einen Indianer in voller Kriegerrüstung. Es war ein Choctaw, noch jung, denn Ihr wißt ja, daß manche Stämme nur die jungen Leute, um deren Muth und ihre List zu erproben, zu Kundschaftern verwenden. Jedenfalls hatte er den Auftrag, das Ufer des Flusses abzusuchen. Er hatte noch keine von unsern Spuren bemerkt und wand sich mit ziemlichem Geschicke durch die Büsche. Ich hatte nicht nur einmal schon eine rothe Haut geritzt und wußte, daß ich ihn nicht entkommen lassen durfte, wenn ich nicht unser Leben auf das Spiel setzen wollte. Da galt kein Zögern. Ich zog das Messer, zwei Sprünge — er wandte sich nach mir, gab dadurch die Brust frei, und in demselben Augenblick fuhr ihm die Klinge in das Herz.

Der arme Bursche konnte mich eigentlich dauern; er war ohne Kampf und auf seinem ersten Kriegspfade gefallen. Aber die Prairie ist eine grausame, unerbittliche Herrin, die keine andere Schonung kennt, als nur die eigene. Er war so gut getroffen, daß er nicht den geringsten Laut hatte ausstoßen können. Ich ließ ihn liegen, nahm mein Bündel und eilte zu Lincoln.

„Habt Ihr ein wenig Zeit, Sir?“.

„Wozu?“

„Einen Indsman in das Wasser zu schaffen; ich traf ihn zwei Gänge von hier beim Spioniren und gab ihm das Messer.“

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er die Büchse und folgte mir. Bei der Leiche angekommen, bog er sich zu ihr nieder.

„Tim Kroner, Ihr habt einen famosen Stoß. Hättet Ihr den Spion nicht getroffen, so wären wir verloren gewesen. Ich sehe nun, Ihr seid wirklich ein ganzer Mann geworden. Hier meine Hand, wir sagen Du!“

„Topp! Für diese Ehre lasse ich sogar den Canada-Bill laufen. Aber was nun?“

„Was nun? Sag' Deine Meinung, Tim; ich möchte sehen, ob Du das Richtige triffst!“

„Wir machen das Floß, so weit wir es fertig haben, ganz fertig; das erfordert keine halbe Stunde; dann sehen wir uns nach den Indsmen um, damit wir wissen, woran wir sind. Es ist möglich, daß sie das Fort überfallen wollen, und dann müssen wir den Colonel warnen.“

„Richtig! Greif' zu!“

Die Waffen des Indianers wurden unter Moos und Laub versteckt und er dann selbst so unter das Wasser befestigt, daß der Leichnam nicht emporsteigen und vor der Zeit nicht zum Verräther werden konnte. Dann ging es über das Floß her. Die Stämme des Schlußfeldes lagen bereit. Sie bekamen einstweilen Nothbänder, da wir diese später mit festeren vertauschen konnten; die bereits fertigen Ruderstangen wurden befestigt; dann brachten wir alles auf Vorrath geschossene Wild nebst den vorhandenen Kien- und Feuerspänen auf das Floß und waren nun, wenn die Noth eine schnelle Abfahrt erforderte, zu derselben bereit.

Jetzt kehrten wir zu der Stelle zurück, an welcher ich den Choctaw getroffen hatte, und verfolgten von hier an seine Fährte. Sie war sehr deutlich zu erkennen, was bei einem alten Krieger sicherlich nicht der Fall gewesen sein würde, und wir kamen daher, den Blick immer zur Erde senkend, schnell vorwärts.

So waren wir bereits weit über eine Stunde durch den Wald dahingeschritten, und da es allmälig zu dunkeln begann, besorgten wir schon, daß wir die Spur nicht mehr erkennen und die Indianer nicht finden würden, als wir plötzlich bemerkten, daß wir uns nicht mehr im tiefen Forste, sondern innerhalb einer schmalen Waldzunge befanden, welche sich tief in eine freie Grasfläche schob, die entweder eine größere Lichtung oder eine weite einschneidende Savannenbucht sein mußte.

Draußen lagen die Gesuchten im Grase oder tummelten ihre muthigen Mustangs umher. Wir zählten über dreihundert Krieger, und da es nur Choctaws waren, konnten wir vermuthen, daß die ihnen verbundenen Comanchen auch in der Nähe seien. Wir standen zwischen hohen Farrenkräutern und konnten das ganze Lager überblicken, wo man schon die Abendfeuer angebrannt hatte. Sie wurden nicht in der unvorsichtigen Weise der weißen Jäger genährt, welche Scheit auf Scheit thürmen und so zwar viel Wärme, aber auch eine hohe, verrätherische Flamme und dichten Rauch erzielen, sondern nach der vorsichtigen Indianersitte, daß man die Hölzer nur mit den Spitzen in die Flamme legt und sie langsam, Rauch und Flamme regelnd, nachschiebt.

Ein Aasgeier kam über den Wald gezogen und begann, Beute witternd, seine Kreise über der Lichtung zu beschreiben. Einer der Indsmen erhob sich, richtete sein Gewehr empor, drückte los und traf so gut, daß der Raubvogel in einer immer enger werdenden Schneckenlinie zur Erde fiel.

„Uff!“ ertönte es da seitwärts von unserm Standpunkte. „Der Sohn des „schwarzen Panthers“ ist ein großer Krieger. Seine Kugel holt die Schwalbe aus den Wolken!“

Die Worte waren in jenem wunderlichen Gemisch von Englisch und Indianisch gesprochen, dessen sich die Rothhäute bedienen, wenn sie mit einem Weißen sprechen.

„Aber auch ein unvorsichtiger Mann,“ klang die Antwort in demselben Idiom. „Der Kundschafter ist noch nicht zurück, und wir wissen nicht, ob sich vielleicht Feinde in der Nähe befinden, welche durch den Schuß auf die rothen Männer aufmerksam werden könnten.“

„Ein Weißer!“ flüsterte Lincoln. „Der Schuft ist ebenso unvorsichtig wie der Sohn des „schwarzen Panthers“. Er predigt ja so laut, daß man es drüben in San Francisco hören kann. By god, ohne das gute „Uff“ wären wir den Beiden ganz gemüthlich in die Hände gelaufen!“

„Fürchtet sich mein weißer Bruder?“ frug der Indianer mit stolzem Tone. „Er ist zu uns gekommen, um uns das Haus des Kriegerhäuptlings zu öffnen, und Manitou hat uns eine gute Medizin gesandt, die unsre Tomahawks scharf und unsre Messer spitz und sicher macht. Das feste Haus der Weißen wird verbrannt, ihr Haupt skalpirt und ihr Pulver von uns genommen werden!“

„Und jeder Offizier muß vorher hundert Streiche leiden; so hat es mir mein rother Bruder versprochen!“

„Der schwarze Panther hat es gesagt und er bricht nie sein Wort. Deine weißen Feinde sollen die Streiche erhalten, Howgh! Aber der rothe Mann kämpft nur mit der Waffe; er schlägt keinen Feind mit der Ruthe. Du mußt die Streiche selbst geben!“

„Desto besser. Die Brüder der Comanchen kommen noch diese Nacht; dann sind wir stark genug, und wenn die Sonne noch einmal im Westen gesunken ist, wird das Fort vernichtet!“

„Zounds, der Canada-Bill!“ meinte ich leise.

Lincoln nickte und nahm mich bei der Hand.

„Zurück und fort von hier! Wir könnten die Beiden niederstechen, hätten aber damit nichts gewonnen, sondern viel verloren. Wir müssen sofort abfahren und den Colonel warnen. Wir kennen jetzt die Zeit des Ueberfalles, und das ist die Hauptsache. Der Tod dieser beiden Hallunken würde eine Aenderung darin hervorbringen, die uns nicht lieb sein kann.“

Wir zogen uns leise und vorsichtig zurück und eilten, als wir außer Hörweite gekommen waren, mit raschen Schritten unserm Landeplatze zu. Wir wußten, daß nur ein Kundschafter ausgeschickt worden war; dieser war gefallen, und so hatten wir keine feindliche Begegnung zu fürchten.

Es war kaum eine Stunde vergangen, so schwammen wir bereits auf dem Wasser. Das Floß war größer als dasjenige, mit welchem ich nach dem Fort gekommen war, und seine Führung nahm, besonders da es Nacht war, unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch ging die Fahrt ganz glücklich von Statten, und der Mittag war noch ziemlich fern, als wir bei Smoky-Hill anlegten.

Ein Peloton Infanterie hielt in der Nähe des Wassers Schießübung, welche der Colonel selbst überwachte. Er erkannte mich, bevor ich noch das Land betreten hatte.

„Ah, Master Kroner! Braucht Ihr wieder Axt und Pulver?“

„Heute nicht, Sir, sondern wir kommen, weil ich denke, daß Ihr uns braucht.“

„Ich Euch? Wozu?“

Wir sprangen an das Ufer.

„Die Choctaws und Comanchen wollen heute Nacht das Fort überfallen.“

„Alle Teufel! Ist's wahr? Ich habe gewußt, daß sie sich in der Nähe umhertreiben, doch meinte ich, sie hätten mit den Creeks und Seminolen genug zu thun, denen sie noch vor drei Tagen ein hübsches Treffen geliefert haben, wie mir meine Leute berichteten.“

„Der Canada-Bill hat sie gegen Euch gehetzt.“

„Wißt Ihr das genau, Mann? Dann ist er wieder stromauf gegangen, als ihn seine Bedeckung verlassen hat. Hätte ich dem Menschen doch die Kugel geben lassen! Erzählt!“

„Da seht Euch erst einmal meinen Maat an! Abraham Lincoln heißt er und ist ein Kerl, der es noch zu Etwas bringen kann!“

„Well, Master Lincoln, will es Euch wünschen! Aber nun macht, daß ich die Hauptsache erfahre!“

Wir erzählten ihm das gestrige Abenteuer.

„Schön, gut!“ lachte er, als wir zu Ende waren, in seiner sichern, überlegenen Weise. „Ich danke Euch, Mesch'schurs, für

den Wink und werde ihn ganz gehörig benutzen. Wollt Ihr das mit ansehen oder schwimmt Ihr weiter?"

„Wir bleiben hier, wenn Ihr's erlaubt, Sir. Ein seltenes Vergnügen darf man nicht versäumen."

„So kommt herein und macht es Euch bequem!"

„Später!" meinte Lincoln. „Wir werden unser Floß eine halbe Meile weiter unten anlegen, damit es den Rothen nicht vor die Augen kommt. Sie werden auf alle Fälle erst die Umgebung des Fort absuchen, und da ist es nicht nöthig, ihnen wissen zu lassen, daß Jemand von oben herabgeschwommen ist. Sie könnten, da ihnen der Kundschafter verloren ging, Verdacht schöpfen."

Dieses durch die Vorsicht gebotene Vorhaben wurde ausgeführt; dann kehrten wir zum Fort zurück, wo bereits alle Vorkehrungen zum Empfange der Wilden im Gange waren. Die Außenposten wurden eingezogen, um den Indianern das Anschleichen so leicht wie möglich zu machen, die vier Kanonen mit Kartätschen geladen, und jeder Mann erhielt außer der Doppelbüchse oder dem zweiläufigen Karabiner eine Pistole und ein scharfes Bowiemesser. Die Offiziere waren ohne Ausnahme jeder mit mehr als einem Revolver bewaffnet. Es galt, gleich beim ersten Angriffe mit so viel Schüssen wie möglich die Feinde zu begrüßen.

Wir saßen am Abend mit an der Offizierstafel, und es war ganz erstaunlich, was Lincoln bei der Unterhaltung für außerordentliche Kenntnisse entwickelte. Trotz seiner Bescheidenheit schlug er einen der Gentlemen nach dem andern, und als die Rede dann auf den Ueberfall kam, meinte er:

„Die Hauptsache wäre, sie nicht bloß zu empfangen, sondern in der ersten Verwirrung mitten unter sie hineinzufahren. Ich rechne, wenn wir erfahren könnten, wo sie die Pferde lassen, so sind sie auf alle Fälle verloren. Ihr habt ein Detachement Dragoner zur Verfügung, Cornel; laßt diese Leute nach der ersten Salve aufsitzen und sich der Pferde bemächtigen, oder — bounce, da kommt mir ein Gedanke! Habt Ihr Raketen oder sonst ein Feuerwerk bei der Hand, vielleicht einige Schwärmer?"

„Die könnt Ihr haben, Sir. Was wollt Ihr damit?"

„Die Pferde versprengen. Tim, gehst Du mit?"

„Natürlich!"

„So brauche ich weiter Keinen, Cornel. Besorgt das Zeug und laßt uns dann hinaus!"

„Das könnt Ihr doch unmöglich wagen!"

„Pshaw! Man hat noch andere Dinge zu wagen als das. Eine Lunte oder zwei müssen wir haben, um uns durch Feuerschlagen nicht zu verrathen."

Aus Rücksicht auf uns wollte man nicht auf diesen Vorschlag eingehen; Lincoln aber überwand alle Bedenken, und bald schlichen wir, jeder mit einer Lunte und den nöthigen Feuerwerkskörpern versehen, hinaus in den Wald.

Die Aufgabe, welche wir uns gestellt hatten, war schwer und gefährlich, aber mit einiger Vorsicht konnte ihre Lösung gelingen. Es war anzunehmen, daß sie ihre Pferde nicht im Walde anhobbeln, sondern im Freien unter der Aufsicht einiger Leute zurücklassen würden; darum wandten wir uns so bald wie möglich nach rechts, wo sich eine Reihe von Lichtungen, wie kleine Binnenseen, in den Forst hineinzog.

Als wir am Rande der ersten dahinglitten, faßte der voranschreitende Lincoln plötzlich meinen Arm und zog mich in das Gebüsch. Er hatte sehen können, was seine Gestalt mir verdeckte: ein Indianer kam im Schatten der Bäume dahergeschlichen, neben ihm ein Weißer.

„Der Canada-Bill mit dem schwarzen Panther!" flüsterte Lincoln.

Es war so dunkel im Schatten, daß man das Gesicht von William Jones nicht deutlich erkennen konnte, aber es verstand sich ganz von selbst, daß es kein Anderer war. Die Beiden gingen als Beobachter voran. In einiger Entfernung hinter ihnen bewegte sich eine unabsehbare Schlange von Indsmen, von denen immer Einer hinter dem Andern ging, und wir mußten eine sehr lange Zeit warten, bis der Letzte vorüber war.

„Ein schöner Zug, Tim! Erst die Choctaws und dann die Comanchen, zusammen wenigstens sechshundert rothe Felle. Der Cornel wird einen harten Stand bekommen und wir nicht minder. Ich hoffe, daß unser Feuerwerk ausreicht!"

Wir setzten unsern Weg fort und hatten kaum den Rand der zweiten Lichtung erreicht, so sahen wir im Halbdunkel der Sternennacht, was wir suchten. Mitten auf dem freien Platze lag eine dunkle Masse. Es waren die Pferde.

„Nur die von dem einen Stamme! Der andere wird die seinen weiter hinten gelassen haben. Komm!"

Wieder ging es vorwärts bis zu der dunkeln Ecke, welche die nächste Lichtung verbarg.

„Well, dort sind die Andern, und auch die Wächter dabei, hier drei Mann und dort vier. Denkst Du, daß wir an sie herankommen können?"

„Warum nicht? Das Gras ist hoch, und wenn wir ihnen den Wind abgewinnen, so daß uns die Thiere nicht verrathen, so wird es gehen."

„Der Indsman überfällt den Feind am liebsten gegen Morgen; diese aber dünken sich so sicher und stark, daß sie schon jetzt beginnen. Ich rechne, sie sind bereits in der Nähe des Fort angekommen; wir können also anfangen. Aber, Tim, nur Messer und Tomahawk darf arbeiten; nur keine laute Waffe!"

Er legte sich zu Boden und wand sich, unsichtbar und geräuschlos wie eine Schlange, durch das Gras. Ich folgte dicht hinter ihm. Wir kamen den drei an der Erde sitzenden Indianern so nahe, daß wir beinahe ihren Athem zu hören vermochten. Ein kleines Hufgefecht zwischen zwei Pferden verursachte ein Geräusch, welches es uns ermöglichte, bis auf Griffweite an den Rücken der ahnungslosen Männer zu kommen. Ich sah das Messer Lincoln's blitzen, nahm auch das meine zwischen den Zähnen hervor und stieß zu. Zwei waren still.

„Ugh!" rief der Dritte, emporspringend, sank aber sofort, von dem Tomahawk Lincoln's getroffen, wieder zusammen.

„Todt, alle Drei! Tim, der Handel fängt nicht unrecht an. Nun zu den Vier da drüben! Oder sind's zu viel?"

„Für Dich und mich nicht. Vorwärts!"

Dieses Mal wurde es uns nicht so leicht. Wir mußten, um den Wind gegen uns zu bekommen, einen Umweg machen, und einer von den vier Männern stand aufrecht da, so daß wir von ihm leicht bemerkt werden konnten. Unter Anwendung aller Vortheile kamen wir dennoch immer weiter an sie heran und — ja, da erscholl aus weiter Ferne ein fatanisches Geheul, dem ein fürchterlicher Schwall von Schüssen folgte. Die Indianer hatten ihren Angriff auf das Fort begonnen.

„Jetzt ist Alles gleich, Tim," flüsterte Lincoln. „Nimm den Revolver; aber Keiner darf entkommen. Go on!"

Im nächsten Augenblick war er mitten unter ihnen, ich an seiner Seite. Vier leichte Knalle, einige nachhelfende Hiebe und Stiche, und wir waren auch hier Herren des Platzes.

„Das ging! Jetzt brauchen wir weder Lunte noch Feuerwerk, Tim, um ein Meisterstück auszuführen, von dem man hier noch lange erzählen soll. Es sind Indianerpferde, merk's wohl, und gewohnt, eins hinter dem andern zu gehen. Schnell die Riemen an die Schwänze!"

Das war allerdings ein Gedanke, den nur ein Lincoln haben konnte, aber er kam nicht zur Ausführung, denn wir vernahmen jetzt die tiefen Stimmen der Kanonen und gleich darauf einen hundertstimmigen Schrei, der uns von dem Stande der Dinge sofort überzeugte.

„Es ist keine Zeit dazu; sie fliehen und werden gleich hier sein. Heraus mit den Schwärmern. Spring schnell zur andern Heerde. Du brauchst die Thiere gar nicht loszupflöcken, sie reißen sich selbst los. Da drüben bei den Hickorys treffen wir uns!"

Ich eilte zu der ersten Pferdetruppe zurück, riß Feuerzeug und Lunte heraus, setzte die Zünder in Brand und warf dann Alles mitten unter die Thiere hinein. Als ich zu den Hickorys kam, wartete Lincoln schon auf mich.

„Paß auf, Tim; es wird gleich losgehen!"

Beide Heerden ließen ein verdächtiges Schnauben hören; die Thiere erkannten am Geruche die Gefahr. Da prasselte, knatterte, knallte und sprühte es los, erst drüben, dann hüben; im Funkenregen sahen wir die glühenden Augen, schnaubenden Nüstern und gesträubten Mähnen der erschreckten und an den

Lasso's zerrenden Thiere. Dann bäumte es sich empor mit aller Kraft, wogte erst rathlos hin und her, bis es im vollen, eng geschlossenen Trupp ausbrach und in der Richtung grad nach dem Fort zu dahinsauste.

„Herrlich, prächtig, Tim! Sie reißen, stürmen und treten ihre eigenen Herren nieder, von denen sicher kein Einziger wieder zu seinem Thiere kommt. Ich wette, sie werfen sich in den Fluß und werden dann vom Fort aus leicht gefangen!"

Wir konnten jetzt nichts Besseres thun, als uns in das Gebüsch verbergen. Augen und Ohren blieben offen, und wenn wir auch nichts zu sehen vermochten, so hörten wir desto mehr: das Wuthgeheul der enttäuschten Indsmen, welche statt ihrer Pferde die Leichen der Wächter fanden, den Galoppschlag der Dragoner, welche hinter den Fliehenden hergestürmt kamen, das Krachen der Karabiner und Pistolen, welches sich nach und nach in die Ferne verlor, und dann zuweilen ein leises Rascheln, welches von einem Flüchtlinge herrührte, der sich in das Dickicht geworfen hatte.

Erst als der Morgen zu grauen begann, verließen wir unser Versteck und traten auf die Lichtung, wo die Leichen der Getroffenen lagen. Um das Fort herum sah es wie auf einem Schlachtfelde aus; Indsman lag an Indsman, getroffen von den Kugeln der Soldaten, welche hinter den Pallisaden jeder seine zwei, drei Mann genommen hatten, und vor dem Thore lag ein entsetzlicher Haufe von Leichen und zerrissenen Gliedern hoch aufgethürmt.

Der Colonel empfing uns strahlenden Blickes.

„Kommt herein in den Hof, wenn Ihr Euer Werk sehen wollt! Ich glaubte Euch beinahe verloren, da Ihr so spät kommt. Seht hier den Leichenthurm! Das ist das Werk des Canada-Bill, denn kein Anderer hat die Rothen verführt, einen geschlossenen Angriff zu unternehmen, als der erste Anprall so glanzvoll abgewiesen wurde."

„Ist er mit unter den Todten?"

„Hier nicht; er müßte sich weiter draußen finden."

Im Hofe stand eine ganze Heerde eingefangener Indianerpferde.

„Schaut her, Mesch' schurs, Euer Eigenthum, welches ich Euch abkaufen werde, wenn Ihr die Thiere nicht mit auf das Floß nehmen könnt. Ich glaube, die Rothen lassen es sich nicht gleich wieder einfallen, Smoky-Hill anzugreifen, und das haben wir Euch zu verdanken, ohne die wir wohl verloren gewesen wären. Kommt herein, damit Ihr seht, wie hoch wir den Gewinn bei diesem „three carde monte" rechnen können!"

(Schluß folgt.)

Die Fugger und ihre Zeit.

Nachdruck verboten.

Ein Bildercyclus von **Franz von Seeburg.**

(Fortsetzung.)

Neunundvierzigstes Kapitel.

Nichts galt der Kaiser, nichts der Papst in Rom, nichts Luther; nur Einer galt — der Bürgermeister Rehlinger in Augsburg!

Der Mann war alt geworden, aber weder weise noch ruhig. Seine Leidenschaft wuchs in dem Maße, als ihm die grauen Haare vom Scheitel fielen.

Also verfügte er: Messe, Bilder und Altäre sind abgeschafft. Die da aber meinen, es geschehe ihnen hiedurch in ihrer bürgerlichen Freiheit Eintrag, könnten ungehindert aus Augsburg fortziehen, und zwar innerhalb einer Woche.

Am 18. Januar 1537 wichen Mönche und Nonnen aus der Stadt; nur Wenige blieben, um „ihre Religion zu verbessern." Dann verließ das Domstift — darunter vierzig Herren von adeliger Herkunft — die Stadt Augsburg. Mit ihm zogen der Propst vom hl. Kreuz und die Nonnen von St. Ursula nach Dillingen; der Abt von St. Ulrich, bis auf den einzigen Apostaten Joachim Gadold, der lutherisch wurde, nach Wittelsbach; der Propst von St. Georg nach Guggenberg; die Geistlichen von St. Moritz, mit Ausnahme Dreier, nach Landsberg; die Aebtissin von St. Stephan mit ihren Fräulein nach Höchstädt.

Nun wehte reine Luft über Augsburg. Nicht Priester, noch Mönch, noch Nonne athmete mehr innerhalb der Mauern von Bürgermeister Rehlinger's Hauptstadt des reinen Glaubens.

Urbi et orbi! Dem Kaiser und aller Welt that der Rath von Augsburg kund und zu wissen, was geschehen; und dies mit kurzen und stolzen Worten.

„Karl sitzt in Spanien, und Augsburg ist Augsburg!"

Aber Alle beugten sich doch nicht so leicht unter den Bürgermeister; am wenigsten die Fugger.

Der beste von ihnen, der Hieronymus, war gestorben.

„Fahr' wohl, du arge Welt!" hatte er sterbend ausgerufen. „Vergeßt meiner Armen nicht!" Das war sein letztes Wort. An jenem Märztage, da man seine Leiche nach St. Anna trug, trauerte ganz Augsburg, mehr fast noch, als bei dem Tode des reichen Jakob. Am meisten weinten die Armen.

In seinem Testamente hatte er, außer anderen reichen Gaben für die Armen, auch vierzigtausend Gulden ausgesetzt, damit für diese Summe ein Pilgerhaus und ein Hospital für Fugger'sche Unterthanen erbaut werde. Der hochweise Rath der Stadt aber gab zu dem Baue keinen Platz, auch nicht um theueres Geld; wäre es ja eine papistische Stiftung gewesen, welche neu aufgerichtet werden sollte, während man doch eben daran war, die bestehenden zu vernichten oder zu protestantisiren! Es mußten daher des Hieronymus Erben von Margaretha von Werda Waltenhausen kaufen, um dort das Spital zu bauen, für welches in dem Augsburg, das den Fuggern so viel verdankte, sich kein Raum fand.

Als bei dem Begräbniß des Hieronymus sein Vetter Anton zweitausend Gulden an die Armen vertheilte, und jeder Beschenkte in Worte des Dankes und der rührendsten Klage um den lieben Heimgegangenen ausbrach; als Anton alle die Lobeserhebungen hörte, mit denen man des edlen Verstorbenen gedachte: da rief er, die Hände faltend, aus: „Wenn auch alle Fugger vergessen werden sollten, Hieronymus wird nie vergessen werden. In seinem Andenken lebt die schönste Tugend unseres Geschlechtes fort!"

Aber auch Raimund war gestorben, und auch seine irdische Hülle ward bei St. Anna, neben seinem lieben Vetter Hieronymus, bestattet.

Düster war nun Anton Fugger's Leben. — —

Bürgermeister Rehlinger hatte Augsburg lutherisch gemacht. Die Neuerer Musculus, Bonifazius, Mayr, Forster, Hanns Held und Johann Ehinger kamen als Prediger von Luther's Lehre an den Dom, zu St. Moritz, St. Georg, hl. Kreuz, St. Ulrich und St. Stephan; an den anderen Kirchen lehrten ohnedies schon Lutheraner. Alle diese Prädicanten thaten sich zusammen und ließen — natürlich mit Genehmhaltung des Rathes — vom Rathhause aus verkünden, daß mit ganz wenigen Ausnahmen alle Feiertage abgeschafft seien.

Am meisten that sich in wildem Haß gegen alles Katholische, durch rohe Frechheit der Rede, wie eine protestantische Chronik sagt, der ungeschlachte Bucer hervor. Seiner Barbarei fiel eine Menge von Heiligenbildern und überaus kunstvollen Werken zum Opfer.

So sehr er aber gefürchtet war, die Fugger widerstanden ihm doch: — voran der Anton, ihm nach seine eigenen Kinder und die seines verstorbenen Bruders Raimund; der frommen Gattin Anton's nicht zu gedenken.

Um Pfingsten war es, als Anton Fugger und Bucer am Weinmarkte auf einander stießen. Erst standen sie sich wortlos gegenüber, dann faßte Bucer seinen Gegner am Arm und schrie:

Sie umarmte Fräulein von Blanchefort mit dem ganzen Feuer, dessen ihr ernster und fester Charakter fähig war.

„Verzeihen Sie mir," sagte sie innig, „wie Sie einem Kinde verzeihen würden, das Sie küssen wollte und Sie dabei verletzte. Verzeihen Sie mir und vergessen Sie meine bösen Worte. . . . . Ich werde Ihre Freundin sein."

Aus der Art und Weise, mit welcher Margaretha sagte: „Ich werde Ihre Freundin sein", klang so viel Wahrheit, Freimuth und Edelsinn, daß die wärmsten Versicherungen nicht mehr auszudrücken vermocht hätten. Uebrigens bewahrte Margaretha, wie ihr Vater, bei allen Gelegenheiten diese Miene der Sicherheit, welche dem Bewußtsein einer wirklichen Macht entspringt. Die sanfte Ernestine erwiederte die Umarmung mit aufrichtiger Liebe.

„Gehen wir," sagte der Chevalier — froh über die vollzogene Versöhnung — „der Friede ist geschlossen und wird ohne Zweifel auch sobald nicht wieder gebrochen werden. Aber haben Sie nicht gesagt, Fräulein Simon, man erwarte uns im Dorf?"

„Ja," erwiederte Margaretha mit einer so ruhigen Stimme, wie wenn gar nichts Besonderes vorgegangen wäre. „Mein Vater hat Sie von seinem Fenster aus hier wahrgenommen und mich beauftragt, Sie zu ersuchen, gütigst sofort zurückzukehren. Lassen Sie uns also gehen!"

Der Chevalier reichte ihr mit Anstand die Hand, um ihr beim Hinuntersteigen behilflich zu sein; allein Margaretha lehnte diese Artigkeit sehr kühl ab. Peyras wandte sich nun zu seiner Braut; diese dankte ihm mit einem melancholischen Lächeln und holte Margaretha ein, der sie freundschaftlich den Arm reichte.

Der Chevalier sah ihnen eine kleine Weile nachdenklich nach, wie sie den Berg hinunterstiegen: — Beide fast gleichmäßig gekleidet, Beide schön: die Eine zart und fein, die Andere eine majestätische Gestalt.

Als sie sich dem Dorfe näherten, sahen sie in der Hauptstraße einen Trupp Bergbewohner, welche eine in einen wollenen Mantel gehüllte Last trugen. Frauen, Kinder, Greise kamen herbei.

Margaretha betrachtete aufmerksam den Vorgang.

„Meine Freundin," fragte Fräulein von Blanchefort schüchtern, „was machen diese guten Leute da?"

„Finden Sie nicht," sagte Margaretha, stehen bleibend, „daß der in den Mantel gehüllte Gegenstand einer Menschenleiche gleicht?"

„In der That," rief der Chevalier; „aber was ist das für eine merkwürdige Maschine, die der eine Mann dort auf dem Rücken trägt?"

„Wir werden es ohne Zweifel bald erfahren," erwiederte Margaretha mit dumpfer Stimme und ging rascher.

Als Marcellin und seine beiden Begleiterinen auf dem kleinen Platz vor dem Hause des Bailli anlangten, traf auch die Gruppe Landleute von der anderen Seite her ein. Margaretha erkannte unter ihnen einen Greis mit weißen Haaren, der ein Verwandter ihrer verstorbenen Mutter war und den Zug anzuführen schien. Sie näherte sich ihm mit äußerlicher Ruhe. Bei ihrem Anblick machte der Zug Halt; Alle entblößten achtungsvoll das Haupt.

„Onkel Johann," fragte Margaretha, „was tragt Ihr denn da so sorgsam?"

„Es ist nichts, rein nichts, Kleine," erwiederte der gute Alte mit verlegener Miene; „ist Dein Vater zu Hause und können wir ihn sprechen?"

„Er ist in diesem Augenblick beschäftigt; aber erzähle mir doch . . ."

„Laß uns und quäle uns nicht mit Fragen."

Margaretha ließ sich nicht abweisen.

„Onkel Johann, ich bitte Dich, sage mir, was das ist?"

„Ist sie hartnäckig! Nun, es ist die Leiche eines Mannes, die man unten in dem Abgrund der Grave, ungefähr eine halbe Meile von hier, gefunden hat; wir suchen Deinen Vater, damit er ein Protokoll darüber aufnimmt . . . Du siehst wohl ein, daß dies für Dich kein geeigneter Anblick ist; geh' also, mein liebes Kind, und sage Deinem Vater, er möge zu uns nach Robert's Scheune kommen, wo wir die Leiche niederlegen wollen."

Margaretha blieb anscheinend ruhig, aber Ernestine, welche sie beim Arme hielt, fühlte, daß derselbe heftig zitterte.

„Onkel Johann," begann sie abermals, „kennt man denn nicht den Namen des Verunglückten?"

„Gewiß kennt man ihn," versetzte der Greis mit erzwungener Gleichgültigkeit, „und es ist eben kein großer Verlust für die Gegend. Er war immer ein Trunkenbold, dieser Raboisson!"

Margaretha erblaßte, schwankte und rief mit heiserer Stimme: „Raboisson . . . todt . . . im Abgrund der Grave! . . . Wer hat dies Verbrechen verübt? Wer hat ihn ermordet?"

Die Umstehenden sahen sich erschrocken an. Noch nie hatte Einer die ernste strenge Tochter des Bailli in einer so großen Aufregung gesehen.

„Wer spricht denn von Mord?" sagte der Greis. „Der Landstreicher ist in den Abgrund neben dem Weg gestürzt, weil er wahrscheinlich wieder zu viel getrunken hatte, wie dies ja leider bei ihm fast täglich der Fall war . . . Wir haben zwanzig Thaler und seine Schleifmaschine bei ihm gefunden, die er immer auf dem Rücken trug und die ja auch ihren Werth hat. Wäre er ermordet worden, so hätte man ihm wohl auch sein Geld geraubt. Jetzt weißt Du Alles; geh' und vergiß nicht, meine Bestellung an Deinen Vater auszurichten."

Johann und seine Gefährten setzten ihren Marsch fort, während Ernestine und Marcellin die Tochter des Bailli nach dem Hause ihres Vaters führten. Margaretha schien alle Kraft des Willens und Denkens verloren zu haben. Erst als sie die Schwelle des Hauses überschritt, gewann sie ihre Geistesgegenwart wieder und blieb plötzlich stehen.

„Treten Sie allein in's Zimmer meines Vaters," sagte sie; „er wünschte Sie zu sehen, um Ihnen Dinge mitzutheilen, die Ihr Glück angehen. Ich will ihm die Freude, die es ihm macht, nicht stören."

Die Züge ihres Gesichtes verzogen sich schmerzlich, die Stimme versagte ihr, und rasch verließ Margaretha ihre Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Three carde monte.

Nachdruck verboten.

Ein Bild aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's von **Karl May.**

(Schluß.)

III.

Wißt Ihr, Gentlemen, was ein gutes, schnelles und ausdauerndes Pferd für den Prairiemann zu bedeuten hat? Nehmt dem Luftschiffer seinen Ballon und dem Seemann sein Schiff, und Beide haben aufgehört, zu existiren. Ebenso ist auch ein Savannenjäger ohne Pferd rein undenkbar. Und welch' ein Unterschied ebensowohl unter den Schiffen als auch unter den Pferden! Pshaw, ich will Euch darüber keine Rede halten; aber wenn ich Euch sage, daß ich das beste Pferd der weiten Steppe Jahre lang zwischen den Leggins gehabt habe, so werdet Ihr wissen, was ich meine. Ich habe es gehalten wie mich selbst, ja weit besser noch; wir hatten einander nicht nur ein- oder etlichemal das Leben zu verdanken, und als es endlich unter der Kugel eines rothen Hallunken stürzte, habe ich es begraben und den Scalp seines Mörders dazu gelegt, wie es sich schickt für einen Westmann.

Und von wem ich es habe, fragt Ihr? Von wem anders als von dem schwarzen Panther damals in Smoky-Hill! Es befand sich unter den eingefangenen Thieren, hatte eine dunkle Pantherdecke auf dem Rücken und die Mähne voll eingeflochtener Adlerfedern, Beweis genug, daß es das Thier des Häuptlings gewesen war. Ich bestieg es und fand, daß es die feinste indianische Dressur hatte, die mir vorgekommen ist. Darum konnte ich mich nicht wieder von ihm trennen, brachte es auf das Floß,

wo ich ihm einen ganz artigen und trockenen Stand herrichtete, und nahm es dann, als wir den Mississippi erreichten und ich mich von Lincoln trennte, unter den Sattel. Da hat es sich so bewährt, daß mich alle Welt um den „Arrow" beneidete, wie ich den Hengst nannte, und ich niemals auch nur die geringste Klage über ihn zu führen hatte.

Ich ging nach Texas, trieb mich dann einige Jahre in Neu-Mexiko, Colorado und Nebraska herum und ritt dann sogar nach Dacota hinauf, um mich ein wenig mit den Sioux herumzuschlagen, von denen selbst der schlaueste Trapper noch Klugheit lernen kann.

Da kam ich an den Black-Hills mit einigen Jägern zusammen, von denen ich eine ganz absonderliche Kunde erfuhr. Damals hatte das Oelfieber den höchsten Grad erreicht; die Quellen brachen nur so aus der Erde heraus, und wo es kein Oel gab, da gab es wenigstens viel öliges Geschrei. Freilich gab es ganze Gegenden, die von dem Brennfette trieften, und wer da das Glück hatte, sich das Verkaufsrecht zu sichern, konnte in einem einzigen Jahre Millionen zusammenwerfen.

Davon sprachen wir, als wir um das Feuer lagen und ein saftiges Stück Büffellende über demselben brieten. Da meinte einer von den Männern:

„Kennt Ihr die Hochebene, welche sich von Yankton am Missouri rechts von dem Flusse grad nach Norden zieht und sich dann in die Hudsons-Bay-Länder steil hinunterwirft? Man nennt sie das Coteau du Missouri?"

„Warum sollte man das Coteau nicht kennen? Freilich wagt sich Niemand gern hinauf in die finstern, steilen Bluffs und Schluchten, wo der Redman, Bär und Luchs die Herrschaft führen und man nichts erjagen kann als einen elenden Stunk oder eine Wildkatze, die keinen Nutzen bringt."

„Und dennoch bin ich droben gewesen und habe etwas gefunden, was ich dort nicht gesucht hätte, nämlich den größten Oelmann, den es in den Vereinigten Staaten gibt."

„Einen Oelmann? Da droben? Wie soll das Oel hinauf auf das Coteau kommen?"

„Es ist oben, das ist genug; wie es hinaufgekommen ist, das geht mich nichts an. Ich bin drei Tage bei ihm gewesen, denn, müßt Ihr wissen, der Mann hegt Gastfreundschaft wie selten Einer, und hat mich gehalten wie den Präsidenten selbst. Das Oel läuft bei ihm nur so aus der Erde; trotzdem hat er aus Chicago einen Erdbohrer kommen lassen, um es aus größerer Tiefe emporzuholen; Fässer gibt es da zu Hunderten, und so groß, daß man sich mit dem Gaule darin herumtummeln kann, und Geld, ich habe es nicht gesehen, aber Geld muß der Mann haben ganze Säcke voll!"

„Wie heißt er denn?"

„Guy Willmers. Nicht wahr, ein ganz absonderlicher Name? Aber der Mann selbst ist schöner, ein Mulatte zwar, aber ein Kerl wie ein Bild. Und seine Frau, die er Betty nennt, stammt aus Germany drüben. Ihr Vater, ein Master Hammer, hat drunten am Arkansas gewohnt und viel Herzeleid erfahren. Die Buschheaders haben ihm eine Tochter ermordet und — — —"

Ich sprang empor.

„Guy Willmers —? Ein Mulatte —? Fred Hammer — nicht wahr, Fred hieß der Mann?"

„Ja, Fred Hammer, eine lange, breitschulterige Figur mit schneeweißem Kopf- und Barthaar. Aber, was ist mit Euch? Kennt Ihr vielleicht diese Leute?"

„Ob ich sie kenne? Besser als Euch Alle! Fred Hammer wohnte neben uns, und Mary, seine älteste Tochter, war meine Braut, wurde mir von den Buschheaders geraubt und, als wir die Bande verfolgten, mit meinem Vater von dem Canada-Bill erschossen!"

„Das stimmt, das stimmt! So seid Ihr also der Tim Kroner, von dem mir der Oelprinz so viel Gutes erzählt hat?"

„Der bin ich! Ich ging dann in die Prairie und fand, als ich nach Jahren einmal zurückkehrte, fremde Leute auf der Stelle."

„Fred Hammer hat gut verkauft und dann ein Geschäft in St. Louis gehabt. Guy Willmers ist für dasselbe gereist und dabei einmal auf das Coteau gekommen, wo er das Petroleum entdeckte. Natürlich sind sie sofort Alle hinauf und wissen auch warum. Ihr müßt sie besuchen, Master Kroner, und werdet damit eine ganz heillose Freude anrichten, das kann ich Euch versichern!"

„Zounds, ich will gespießt und gebraten werden wie dieses Stück Buffalolende, wenn ich nicht gleich morgen früh aufbreche! Ich habe die Black-Hills satt und will einmal hinauf zu den Redmen, Luchsen und Bären. Vielleicht gelingt es mir auch, ein Loch zu finden, wo ein Michigansee voll Petroleum herausläuft."

„Vorher aber müßt Ihr die Geschichte von den Buschheaders erzählen. Der Canada-Bill soll kürzlich in Des Moines gewesen sein und zwölftausend Dollars im „three carde monte" gewonnen haben. Ein ganz verteufeltes Spiel, wie mir scheint, viel schlimmer noch als das Monte, welches man in Mexiko und da herum treibt."

„Mich kostet es viel mehr als einen ganzen Berg voll silberne Dollars. Und wie das zugegangen ist, nun, well, Ihr sollt es hören!"

Ich erzählte die Geschichte, und dann wickelten wir uns in unsere Decken, stellten die erste Wache aus und machten die Augen zu. Aber ich konnte keine Ruhe finden. Der Gedanke an Fred Hammer, Betty und Guy Willmers ging mir im Kopfe herum; die alten Bilder waren in neuer Frische wieder erwacht, und als endlich doch ein kleiner Schlummer über mich kam, träumte ich vom fernen Arkansas, von den beiden kleinen Farmen, von Vater und Mutter, von Mary, die vor mir stand in der ganzen Schönheit und Güte, wie ich sie früher gesehen hatte. Auch der Canada-Bill war dabei; er wollte mich erwürgen, und als er nach mir faßte, erwachte ich.

„Tim Kroner, Ihr habt die letzte Wache. Die Zeit ist da, wie mir scheint!"

Es war der alte Fallensteller gewesen, der meinen Arm ergriffen hatte; aber, ich sag's Euch, ich hätte viel darum gegeben, wenn ich wirklich den William Jones vor mir gehabt hätte!

Ich hatte mir, um früh zum Aufbruche gerüstet zu sein, mit Vorbedacht die letzte Wache geben lassen. Als sie vorüber war und ich die Leute weckte, erkundigte ich mich bei dem Trapper nach dem Weg, den ich einzuschlagen hatte.

„Ihr haltet immer gradaus nach Osten zum Missouri, geht da, wo der Green-Fork einmündet, über das Wasser und haltet Euch dann am rechten Ufer stromauf. Das Coteau tritt in hohen Vorgebirgen, die wie riesenhafte Kanzeln aussehen und leicht zu zählen sind, an das Thal des Flusses heran. Zwischen der vierten und fünften Kanzel steigt Ihr empor und kommt erst durch einen zwei Tagereisen haltenden Urwald, den Ihr grad nach Norden durchschneidet; dann kommt eine weite Büffelgrasprairie, durch die Ihr in derselben Richtung geht, vielleicht vier Tage lang, bis ein gewaltiger Bluff das ganze Coteau von Ost nach West zerhackt. Hier steigt Ihr hinab und seid zur Stelle."

„Was für Redmen gibt es in der Gegend?"

„Sioux, meist vom Stamme der Ogellallah und das schlimmste Volk, welches ich kenne. Doch kommen sie nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstwanderung der Büffel hinauf. Jetzt ist es Hochsommer, und Ihr seid vielleicht vor ihnen sicher. Sie werden sich zwischen den Platte und Niobrasa zurückgezogen haben."

„Ich danke Euch und werde Euch, wenn wir uns irgendwo wiederfinden sollten, von diesem Ritt erzählen!"

„Schön! Grüßt die Leute von mir und sagt ihnen, daß ich ihnen ihr Glück und Oel von Herzen gönne!"

Ich nahm Abschied von der Gesellschaft, bestieg meinen Arrow und wandte mich dem Osten zu. Ich fand und that Alles grad so, wie der Mann mir gesagt hatte. Am Green-Fork schwamm ich über den Missouri und sah die einzelnen hohen, runden Bergmassen, zwischen denen tief geklüftete, wirre Thäler zur Höhe führten. Als ich den vierten Riesen hinter mir hatte, bog ich rechts ein. Die Schlucht war so von herabgestürzten Felsblöcken, Steingeröll und umgestürzten, halb faulen und von allerlei Schlinggewächsen überwucherten Baumstämmen angefüllt, daß ich meine Mühe und Noth hatte, mit dem Pferde vorwärts zu kommen, und ich dankte es meinem guten Tomahawk, mit dem ich mir den Weg hauen mußte, daß ich endlich die hohe Ebene erreichte.

Hier befand ich mich mitten im prächtigsten Urwalde, der keine Spur von Unterholz zeigte, so daß ich schnell vorwärts kam. Ich brauchte mit meinem wackern Arrow nicht zwei volle Tage-

reisen, um die Prairie zu erreichen, vor welcher ich erst Halt machte, um mich mit Dürrfleisch zu versehen, da ich nicht wußte, ob ich auf der Savanne ein jagbares Wild antreffen würde.

Als dies geschehen war, ging es frisch dem Norden zu. Der erste Tag verging ohne ein besonderes Ereigniß, der zweite ebenso. Am dritten Morgen hatte ich mich nicht gar zu früh aus der Decke gewickelt und stand eben im Begriffe, Arrow den Sattel aufzulegen, als ich in der Ferne einen Reiter bemerkte, welcher auf meiner Fährte dahergeritten kam.

Wer konnte der Mann sein, der Gründe hatte, diese abgelegene Savanne zu durchreisen? Ich lockerte, mehr aus alter Gewohnheit als aus gebotener Vorsicht, Messer und Revolver und erwartete ihn im Sattel. So war ich auf alle Fälle gerüstet.

Je näher er kam, desto deutlicher konnte ich die Einzelnheiten seiner hohen, breiten Figur unterscheiden. Er ritt einen sehr hochbeinigen Klepper, der einen außerordentlich großen Kopf, aber einen desto kleineren und höchst ärmlich behaarten Schwanzstummel hatte; doch vollführte das Thier einen Schritt, vor welchem man alle Achtung haben mußte. Auf dem Kopfe trug er einen Filzhut mit unendlich breiter Krempe; der Leib stack in einem engen Lederkoller, dessen einfacher Schnitt keine Bewegung hemmte, und die Beine stacken in einem Paar Aufschlagestiefel, die bis an den Leib herangezogen waren. Ueber die Schulter hing die Doppelbüchse und an dem Gürtel der Pulver-, Schrot- und Mehlbeutel; ein Revolver stack neben dem Bowiemesser, und außerdem bemerkte ich zwei sonderbare Gegenstände dort angebracht, die sich später als eiserne Handschellen erwiesen.

Das Gesicht konnte ich wegen der breiten Hutkrempe nicht erkennen. Ich ließ ihn bis innerhalb Schußweite herankommen und erhob dann die Büchse.

„Stopp, Master! Was thut Ihr hier in dieser Gegend?"

Er hielt das Pferd an und lachte.

„Heigh-day, ist das ein Spaß! Tim Kroner, alter Waschbär, willst Du mich etwa erschießen?"

„Alle Wetter, diese Stimme sollte ich kennen," erwiederte ich, indem ich das Gewehr sinken ließ. „Aber der verwünschte Hut ist mir im Wege. Abraham Lincoln, bist Du es wirklich, der hier auf solch einem Ziegenbock in den Morgen hineinreitet?"

„Freilich bin ich es, wenn Du nichts dagegen hast! Darf ich jetzt nun hin zu Dir?"

„Komm her und sag', was Du hier treibst!"

„Erst muß ich wissen, was Dich auf Deinem Arrow in diese schöne Gegend führt!"

„Ich will einen Bekannten von Dir und mir besuchen."

„Einen Bekannten von uns Beiden? Wer ist es?"

„Rathe!"

„Sag' erst, wo?"

„Da vorn in irgend einem Bluff, wo das Oel wie Wasser laufen soll."

„Ah, Guy Willmers, den Oelprinzen!"

„Good lack, Du kennst ihn?"

„Persönlich nicht, aber Du hast mir ja den Namen von Fred Hammer's Schwiegersohn in Smoky-Hill genannt."

„So hast Du gewußt, daß Fred Hammer nach dem Coteau du Missouri gezogen ist?"

„Nein. Ich weiß, daß ein Fred Hammer hier wohnt; doch daß es der unsrige ist, ahnte ich erst, als Du von einem Bekannten sprachst, denn da fiel mir auch der Name Guy Willmers wieder ein."

„Well, also zu ihnen will ich. Und Du?"

„Auch zu ihnen."

„Was —? Auch —? Was willst Du dort?"

„Das ist ein Geheimniß, doch Dir kann ich es sagen. Aber nimm die Zügel und komm vorwärts! Sieh mich einmal an. Für was hältst Du mich?"

„Hm, für den tüchtigsten Kerl zwischen Neuschottland und Californien."

„Das ist eine sehr überflüssige Antwort. Ich meine das Metier."

„Laß rathen, wen Du willst, nur mich nicht! Ich schlage lieber einen Büffel nieder, als daß ich ein Räthsel aus einander schieße."

„Nun, siehst Du nichts an mir, was sonst wohl nicht zu einer Trapperausrüstung gehört?"

„Ja, hier die beiden Mausefallen. Ich glaube gar, Du bist Policeman geworden!"

„So eigentlich nicht; aber wenn es Dir recht ist, so kannst Du mich für einen Lawyer halten, der bereits einen kleinen Namen hat. Du hast mich am alten Kansas mit dem Gesetzbuche und bei der Rede getroffen; das war meine Universität, und, schau, ich habe sie nicht umsonst besucht!"

„Ein Lawyer also! Ja, ich hab's gewußt, daß Du einen guten Weg emporsteigen wirst, und glaube, Du wirst auf dem jetzigen Punkte nicht lange stehen bleiben. Doch was hat der Lawyer mit Deinem Ritt zu thun?"

„Sehr viel! Der Westmann mit seinem scharfen Spürsinn steckt noch im Lawyer, und da ist es mir einige Male gelungen, ganz besonders raffinirten Verbrechern, die selbst dem geschultesten Policeman gewachsen waren, das Handwerk zu legen. Nun hat sich da unten in Illinois und Jowa ein ausgefeimter Loafer den Spaß gemacht, verschiedene Geld- und Verwaltungsgrößen gehörig an der Nase zu führen, und weil ihn kein Detective bisher zu fangen vermochte, ist mir der schöne Auftrag geworden, ihn zu suchen und wo möglich lebendig der Gerechtigkeit zu überliefern. Dieses „wo möglich" gibt mir natürlich die Erlaubniß, nach Befinden Gebrauch von der Waffe zu machen."

„Wie heißt der Kerl?"

„Er trägt einige Dutzende von Namen, von denen man nicht weiß, welcher der richtige ist. Seinen letzten Geniestreich, die Fälschung bedeutender Wechsel, hat er in Des Moines ausgeführt, und von da schien seine Spur nach dem Coteau zu gehen. Jeder Verbrecher hat eine schwache Stelle, die ihn kenntlich macht und früher oder später vor den Richter bringt; bei diesem ist es die Vorliebe für Oelmänner; er scheint in diesem Fache gut bewandert zu sein, und ich vermuthe, daß er zu Guy Willmers gegangen ist."

„Heigh-ho, das sollte ihm nicht gut bekommen! Ich hoffe, wenn er dort zu finden ist, werde ich ein Wörtchen mit ihm sprechen. Der Canada-Bill wird's doch nicht sein?"

„Nein. Warum?"

„Weil dieser zuletzt in Des Moines gesehen wurde, wo er zwölftausend Dollars gewonnen haben soll."

„Ich weiß es. Er ist von dort spurlos verschwunden und wird, wie immer, an einem Orte wieder auftauchen, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Er ist ein ganz gefährlicher Mensch, und zwar ganz besonders deßhalb, weil man ihm das Spiel nicht verbieten kann und er seine andern Streiche in einer Weise vollführt, daß man keine Handhabe findet. Es sollte mich wundern, wenn wir ihm nicht begegneten, denn so oft wir Beide uns getroffen haben, ist er es gewesen, mit dem wir es zu thun hatten."

Der Ritt wurde natürlich nun in Gemeinschaft fortgesetzt. Wir hatten noch ein Nachtlager hinter uns zu legen und mußten dann dem Bluff, welcher unser Ziel verbarg, nahe sein. Freilich war es unmöglich, die Bodensenkung aus der Ferne zu bemerken; wir schauten fleißig nach Spuren aus, bemerkten aber nichts Nennenswerthes als endlich einen eigenthümlichen Geruch, welcher von Viertelstunde zu Viertelstunde auffallender wurde.

„Lack-a-day! Was ist das wohl für ein Parfüm, welches meine Nase inficirt, als hätte mich ein zweielliger Stunk angespritzt? Kannst Du mir's sagen, Abraham? Das ist nicht Truthahn-Bussard, auch nicht Boudinsgeruch, Kammas-Odeur noch weniger. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich aus diesem Veilchenduft machen soll!"

„Sagen könnte ich Dir's schon; aber, soll ich wirklich so einen erfahrenen Woodsman, wie Du bist, belehren? Mach nur die Nase noch ein wenig weiter auf, dann kannst Du gar nicht fehl riechen!"

Ich sog die Luft stärker ein, aber vergebens.

„Ich bring's nicht weg, Abraham. Das riecht wie Leiche, wie Harz und Kien, meinetwegen auch wie Firniß oder Lack."

„Bist Du noch nicht im Venango-County gewesen oder am Oil-Kanawha?"

„Nein, aber Oil-Kanawha? Ja, jetzt habe ich's; das ist Petroleumgeruch, und ich glaube, der Bluff muß sich nun bald zeigen!"

Es war allerdings vor uns nichts zu sehen als die weite, ebene Prairie, doch nach einiger Zeit bemerkten wir einen Dunststreifen, welcher sich von Ost nach West über die Savanne zog; wir kamen ihm schnell näher, und als wir ihn erreichten, hielten wir auch an einer jener Schluchten, welche das sonst vollständig ebene Terrain rinnenförmig durchschneiden, meist irgend einem Flusse als Bett dienen und von dem Westmanne „Bluffs“ genannt werden. Das vor uns liegende, scharf und steil in die Tiefe fallende Thal bildete eine ziemlich schmale Pfanne, welche ein tiefer, schwarzwelliger Fluß durchströmte. Er trat oben zwischen engen Felsen herein und suchte sich unten zwischen ebenso nahe zusammentretenden Steinmassen rauschend und schäumend einen gefährlichen Ausweg. Die ganze Sohle der Senkung war mit Anlagen, wie sie die Petroleumgewinnung mit sich bringt, bedeckt. Oben, einige hundert Pferdelängen vom Flusse entfernt, stand neben umfangreichen Fabrikräumlichkeiten ein außerordentlich stattliches Wohngebäude; weiter unten sah ich hart am Wasser einen Erdbohrer in voller Thätigkeit, und am Abhange seitwärts davon zog sich eine Reihe kleiner Häuschen hin, welche jedenfalls als Arbeiterwohnungen dienten. Wo das Auge nur hinblickte, waren Dauben, Böden, Reifen und fertige Fässer, theils leer, meist aber mit dem vielbegehrten Brennstoffe gefüllt, zu sehen.

„Good luck, hier ist's! Nur möchte ich wissen, auf welche Weise dieser Guy Willmers das Oel unter die Leute bringt. Das Cotean bietet doch weder Weg noch Steg für die schweren Fuhrwerke, welche dazu nöthig sind!“

„Siehst Du nicht die großen Kähne unten im Wasser? Auf ihnen bringt er die Fässer in den Missouri, von wo aus dann der Weg offen steht.“

„Aber das enge, rauschende Loch; es muß eine verteufelt waghalsige Schifffahrt sein! Komm! Hier oben scheint ein Steg hinabzuführen, der nach der Brücke und zum Wohnhause geht.“

Wir stiegen ab und führten unsere Pferde den außerordentlich steilen Hang hinab. Unten angekommen, schnallte Lincoln die Handschellen vom Gürtel los.

„Ich will die Armspangen nun unter die Decke nehmen. Es ist nicht nothwendig, daß sie verrathen, weßhalb ich komme!“

Als wir das Haus erreichten, trat ein Arbeiter aus der Thür.

„Good day, Mann! Ist hier der Ort, wo ein Master Willmers wohnt?“

„Yes, Master. Geht nur hinein. Die Gent's und Ladies sitzen soeben beim Essen!“

Wir pflöckten die Pferde an und traten ein. Im Speisesaale saßen Fred Hammer, Guy Willmers und Betty; ich erkannte sie sofort wieder. Zwei junge Ladies, welche dabei waren, mußten die Töchter sein, zwischen denen ein Gentleman saß, den ich nicht kannte. Willmers erhob sich.

„Nur näher, Mesch'schurs! Was bringt Ihr uns?“

„Einen ganzen Kürbis (Trapperausdruck für „viel“) voll Grüße von einem gewissen Tim Kroner, wenn Ihr den Mann vielleicht kennt!“

„Von unserm Tim? Das ist ja — — heigh-ho, Du bist's ja selber, alter Bär! Beinahe hätte ich Dich nicht wieder erkannt. Die Prairie hat Dir ja einen Bart gemacht, daß nur die Nasenspitze zu erkennen ist. Welcome tausendmal! Hier, gib auch den Andern Deine Hand!“

Na, das wurde ein Empfang, mit dem ich herzlich zufrieden sein konnte. Ich wurde beinahe erdrückt und fand kaum Zeit, an meinen Gefährten zu denken.

„Und hier habe ich Euch Einen mitgebracht, den Ihr auch noch kennen müßt! Oder habt Ihr Abraham Lincoln vergessen, der uns damals hinter den Bushheaders herführte?“

„Abraham Lincoln? Wahrhaftig, er ist's! Willkommen, Sir, und nehmt es nicht übel, daß wir nicht sofort an Euch dachten! Ihr habt Euch nun ein Weniges verändert, seit wir uns nicht sahen.“

Wir mußten uns, so wie wir da standen, mit zur Tafel setzen, und erst jetzt wurde des fremden Mannes Erwähnung gethan.

„Hier ist unser Sir David Holmann aus Young-Kanawha, der uns seit einer Woche mit seinem Besuche beehrt. Er ist Besitzer einer ganzen Reihe von Oil-Creeks und zu mir gekommen, um wegen des Exportes einige Fragen mit mir zu erörtern,“ meinte Willmers. „Später kann ich Euch auch Master Belfort vorstellen, der in's Thal gegangen ist, um unsere Arbeiterwohnungen kennen zu lernen. Ein feiner Gentleman, sage ich Euch, voll Erfahrung und Geschicklichkeit, wie selten Einer. Er versteht, mit der Karte die ganze Hölle herbeizuzaubern.“

Es entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung, und es wunderte mich, daß Lincoln während derselben so außerordentlich einsilbig blieb. Warum warf er zuweilen, wenn Master Holmann es nicht bemerkte, einen so scharfen, forschenden Blick auf ihn? War er vielleicht der Mann, den er suchte?

Da ging die Thür auf, und ich konnte nicht anders, ich mußte aufspringen und den Eintretenden mit stieren Augen betrachten. Das dunkle Haar und der dichte, schwarze Vollbart machten mich irre, vielleicht auch die Kleidung, welche die eines wohlhabenden Gentleman war; aber ich hätte schwören mögen, daß — — — doch ich kam nicht dazu, meinen Gedanken Worte zu geben; Guy Willmers erhob sich.

„Hier kommt Master Belfort, den ich Euch hiermit vorstelle, Gentlemen! Er ist — — —“

„Master Belfort?“ frug Lincoln. „Ich meine, der Mann kann ebenso gut Fred Fletcher oder William Jones heißen, wenn er nur zugibt, der Canada-Bill zu sein!“

„Der Canada-Bill?“ frug Fred Hammer, indem er nach dem ersten besten Messer griff und sich erhob.

„Nehmt Eure Zunge in Acht, Sir!“ meinte Jones; denn er war es wirklich; ich erkannte ihn jetzt auch an der Stimme. „Einen Gentleman beleidigt man nicht ungestraft.“

„Das ist richtig, doch bin ich gewiß, keinen Gentleman beleidigt zu haben. Wie viel Klettenwurzel und Höllenstein habt Ihr verbraucht, um Euer Haar schwarz zu färben? Ich gebe Euch den guten Rath, bei späterer Gelegenheit einen Bleikamm mit zu gebrauchen, dann werden auch die Haarwurzeln schwarz, die bei Euch vollständig hell geblieben sind. Master Willmers, Ihr sagtet, daß er mit der Karte zu zaubern verstehe. Hat er Euch nicht ein wenig „three carde monte“ gezeigt?“

„Ja, und ein schönes Geld abgenommen,“ antwortete Fred Hammer. „Ich bin alt, und meine Augen sind schwach geworden, sonst müßte ich ihn sofort erkannt haben; jetzt aber ist kein Zweifel mehr, daß ich Mary's Mörder vor mir habe, und, by god, er soll seine Bezahlung auf der Stelle erhalten!“

„Wollt Ihr Euern Gast erstechen, Fred Hammer?“ frug der Canada-Bill. „Könnt Ihr mir nachweisen, daß ich es wirklich gewesen bin, der Eure Tochter erschossen hat?“

„Und meinen Vater auch!“ fiel ich ein. „Nein, nachweisen nicht, aber beschwören können wir es. Und ebenso, daß Ihr in Smoky-Hill sechzig aufgezählt bekamt und dann die Indsmen brachtet.“

„Ich? Die Sechzig kann ich nicht wegleugnen,“ lachte er grimmig, „und ich werde eines schönen Tages ihretwegen mit Euch abrechnen; aber beweist mir einmal das von den Rothäuten! Könnt Ihr es?“

„Wir, nämlich ich und Master Lincoln hier, standen hart bei Euch, als Ihr mit dem „schwarzen Panther“ den Schuß seines Sohnes beobachtetet und Euern Plan bespracht, und wir standen an der Lichtung, als Ihr die Indsmen geführt brachtet, Ihr mit dem Häuptling voran. Wir theilten natürlich dem Cornel Euer Vorhaben mit und machten dann mit Feuerwerk Eure Pferde locker. Das war ein Hauptstreich! Nicht, Master Jones?“

Er erfuhr diese Thatsachen natürlich jetzt zum ersten Male; seine Augen funkelten, und seine Hände ballten sich zusammen; aber er sah, daß er sich beherrschen müsse.

„Habt Ihr mich wirklich so deutlich erkannt, daß Ihr mir so Etwas sagen dürft, Mesch'schurs?“

Jetzt trat Lincoln hart an ihn heran.

„Ich will Euch sagen, Mann, daß wir mit Euch schnell verfahren könnten. Ihr wißt ja wohl, daß Master Lynch ein strenger Gesell ist. Aber Ihr seid Gast in diesem Hause, und ich will ehrlich gestehen, daß wir bei Smoky-Hill wohl Eure Stimme erkannt und dann Eure Gestalt gesehen, Euch aber nicht so deutlich weggebracht haben, daß wir Euch mit gutem Gewissen eine Kugel geben könnten. Wir sind freie Bürger der Vereinigten Staaten und richten nur nach vollständigem Beweise! Das Geld, welches Ihr diesen Gentlemen hier abgenommen habt, werden sie wohl nicht zurückverlangen; dazu steht ihnen der Canada-

Bill zu niedrig; und darum will ich Euch meinen Bescheid sagen: Ihr verlaßt sofort den Bluff, und zwar binnen zehn Minuten; in der elften aber beginnt meine Büchse zu sprechen, darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

„Seid Ihr vielleicht Herr und Besitzer des oil-work hier?" frug jetzt David Holmann. „Ihr könnt Master Jones nichts beweisen, und unser Spiel ist ein ehrliches gewesen!"

„Ein Oelprinz bin ich allerdings nicht, Gem'man, aber doch Etwas, vor dem man Respekt zu haben pflegt. Und wenn ich diesem Manne meinen Bescheid sage, so weiß ich ganz genau, was ich thue!"

„So laßt dieses Etwas einmal sehen, Sir!"

„Hier ist es!"

Er zog ein Papier aus der Tasche, reichte es ihm und gab mir einen Wink, den ich sofort verstand. Ich ging hinaus und holte die Handschellen unter der Pferdedecke hervor. Als ich eintrat, sah ich Holmann bleich in das Papier starren.

„Nun, Master Holmann oder Waller oder Pancroft oder Agston, wie gefällt Euch dieses Dekret? In Jowa und Illinois, besonders aber in Des Moines hat man großes Verlangen nach einem Menschen, der in Young-Kanawha eine ganze Reihe von Oel-Creeks besitzen will. Es ist wirklich Schade, daß Euch der kleine linke Finger fehlt; seine Abwesenheit hat Euch verrathen. Ich werde unsern Freund Willmers von zwei Gästen befreien, die nicht an eine so anständige Stelle gehören!"

„Stopp, Sir, so weit sind wir noch nicht!"

Er warf einen forschenden Blick nach Thür und Fenster.

„Ich denke, wir sind so weit. Und wenn Ihr es nicht glauben wollt, so seht Euch einmal diese Juwelen an, die ich Euch jetzt anlegen werde!"

Er nahm mir die Handschellen ab, und ich griff zum Revolver. Auch Holmann fuhr nach seiner Tasche.

„Weg mit der Hand, oder ich schieße!" drohte ich ihm.

„Seht Ihr's, daß wir soweit sind?" lachte Lincoln. „Gebt die Hände ruhig her, denn ich sage Euch: Ihr habt meine Vollmacht gelesen, die Euch mir vollständig in die Hände gibt. Ich zähle bis drei. Habt Ihr dann die Eisen noch nicht an den Händen, so schmeckt Ihr die Kugel. Tim, drückt los bei drei!"

Er trat zu ihm hin und öffnete die Schellen.

„Eins — — zwei — — —!"

Holmann sah, daß es Ernst war; er hielt die Hände hin und ließ sich fesseln. Dann wandte sich Lincoln zu William Jones.

„Fünf Minuten sind vorüber; Ihr habt nur noch die andern fünf. Ich spasse nicht. Macht Euch von dannen!"

Fred Hammer hatte noch immer sein Messer in der Hand. Er legte Jones die Faust drohend auf die Schulter.

„Vorwärts, Mann! Ich werde dafür sorgen, daß Ihr ohne Mühe und Störung weiter kommt!"

Er schob ihn zur Thür hinaus, und wenige Augenblicke später sahen wir den Canada-Bill über die Brücke reiten und nach der Höhe biegen. Da trat ein Arbeiter ein.

„Master Willmers, soll der Bohrer weiter arbeiten? Der Ingenieur läßt sagen, daß in einer Viertelstunde das Oel kommen werde, wenn wir fortbohren."

„Endlich! Aber setzt die Hemmung ein. Ich muß erst im Thale bekannt machen, daß kein Licht und Feuer gebrannt werden darf, sonst kann es ein Unglück geben. Der Abend ist nahe, daher soll das Oel erst morgen seine Freiheit haben!"

Der Mann ging, den Befehl auszurichten.

Ihr müßt nämlich wissen, Gentlemen, wenn der Bohrer das Oel trifft, so steigt es in einer hohen Säule aus der Erde empor, und die leichten, gefährlichen Gase, welche natürlich zuerst kommen, dürfen nicht die kleinste Flamme finden, sonst entsteht ein fürchterlicher Brand, der sich so schnell entzündet und verbreitet, daß ihm nichts zu widerstehen vermag.

„Habt Ihr nicht einen festen Raum," wandte sich jetzt Lincoln an Willmers, „in welchem wir unsern guten Sir Holmann aufbewahren können?"

„Ein sehr gutes und sicheres Kabinet. Kommt!"

Die Drei gingen ab, und ich hatte nun sehr zu thun, Betty und den beiden kleinen Ladies den Vorgang, welcher so unerwartet über sie gekommen war, zu erklären. Als wir Alle wieder beisammen saßen, ergossen sich Hammer und Willmers in Dankeserklärungen gegen Lincoln, welche dieser nach Kräften von sich wies. Er wollte schon am nächsten Morgen wieder fort, stieß aber auf allgemeinen Widerspruch.

„Ihr müßtet mit Euerem Gefangenen den weiten beschwerlichen und gefährlichen Ritt über das Coteau hinunter nach Jowa machen," erklärte ihm Willmers. „Wartet Ihr aber noch einige Tage, so gehen hier drei Kähne den Fluß hinunter in den Missouri, und Ihr könnt in aller Bequemlichkeit Passage nehmen. Bis Yankton und Dacota seid Ihr schnell und habt dann nur die kurze Strecke bis hinüber nach Des Moines zurückzulegen. Ihr bleibt also hier. Euer Gefangener ist Euch sicher!"

Lincoln sah das Vortheilhafte des Anerbietens ein und gab nach.

Der Abend kam. Wir hatten unsere Pferde losgepflöckt und ließen sie frei grasen gehen. In den Stall durften wir sie nicht bringen; sie waren die Freiheit gewöhnt und hätten sich in dem engen Raume Schaden gethan. Die Gent's und Ladies, außer mir und Betty, saßen plaudernd im Parlour. Betty war nach einer der Arbeiterwohnungen hinuntergegangen, um eine kranke Frau zu besuchen, und ich schritt am Flusse abwärts, weil ich nach den Pferden sehen wollte. Es war sehr dunkel, so daß ich die ölhaltigen Wogen kaum von dem festen Boden unterscheiden konnte.

So kam ich bis an die Stelle, wo wir bei unserer Ankunft den Erdbohrer in Thätigkeit gesehen hatten. Etwas oberhalb derselben war ein Wassergang herüber geleitet, in welchem sich ein Rad bewegte. Ein leise knirschendes Geräusch ließ mich stehen bleiben. Sollte sich der Bohrer noch in Gang befinden? Ich verstand nichts von der Sache, aber eine plötzliche Angst kam über mich. Da tauchte über dem Graben drüben ein Licht auf, nicht im Freien, sondern es blinkte durch die zerrissenen Bretterwände, zwischen denen sich das Bohrwerk befand. Hatte nicht Willmers jedes Licht verboten? Ich lauschte. Da hörte ich Schritte. Eine Gestalt huschte an mir vorüber, noch eine. Die Finsterniß verhinderte mich, genau zu sehen, aber es war mir, als hätte ich Jones und Holmann unterschieden.

Sie waren in der Dunkelheit verschwunden, ehe ich ihnen zu folgen vermochte. Ich eilte, so schnell ich konnte, zurück und trat in das Parlour.

„Ist Holmann noch fest, Abraham?"

„Warum? Vor einer halben Stunde war ich bei ihm."

„Ich glaube, ihn und Jones beim Bohrer gesehen zu haben. Es brennt Licht dort, und das Rad geht."

„Licht brennt, und das Rad geht?" rief Willmers. „Um Gottes willen, sollte er ausgebrochen sein? Er hat gehört, daß das Oel kommen will und — — schnell, schnell, nachgesehen, wo er ist!"

Wir eilten hinaus. Die eisernen Riegel vor der festen Thür des Gewölbes, in welchem man den Gefangenen untergebracht hatte, waren vorgeschoben. Es wurde geöffnet; er war fort.

„Der Canada-Bill ist zurückgekehrt und hat ihn befreit!" rief Lincoln. „Wir müssen — —"

„Laßt sie, Sir!" fiel ihm Willmers in die Rede. „Morgen früh müssen wir ihre Spuren finden und werden ihrer Fährte folgen. Sie sind uns sicher. Aber der Bohrer! Fort, hinunter zu ihm!"

Die Frauen konnten vor Angst nicht sprechen. Wir Männer stürzten hinaus in das Freie. Doch kaum hatten wir einige Schritte gethan, so ertönte ein gewaltiger Donnerschlag, und es war mir, als sei die Erde aus einander gerissen worden. Der Boden erzitterte, und als ich, auf das Tiefste erschrocken, aufblickte, sah ich in der Gegend des Bohrers einen glühenden Feuerstrom wohl sechzig Fuß in die Höhe steigen, welcher flackernd und züngelnd oben breit aus einander floß und, wieder zur Erde niedersinkend, mit reißender Schnelligkeit das abfallende Terrain überschwemmte. Zugleich drang ein scharfer, stechender, gasartiger Geruch in die Athmungswerkzeuge, und die Luft schien sich mit leichtflüssigem, ätherischem Feuer zu füllen.

„Das Thal brennt!" schrie Willmers. „Betty, Herrgott, Betty ist verloren!"

Er wollte fort in das Flammenmeer.

„Halt!" gebot ich ihm, seinen Arm erfassend. „In welchem Hause ist sie?"

„Im ersten — — im dritten — — ich weiß es selber nicht. Laßt mich!“

Ich hielt ihn fest. Die Schnelligkeit des schnellsten Läufers reichte nicht aus, ihn unverletzt durch die Gluth zu bringen.

„Arrow, Arrow!“ rief, schrie, nein, brüllte ich.

Ein lautes Wiehern antwortete. Das brave Thier befand sich zum Glücke in der Nähe und kam herbei. Mit einem Sprunge warf ich mich auf seinen Rücken, und im nächsten Augenblick schon flogen wir vorwärts. Um den dichtesten Herd der Gluth biegend, schossen wir in die feurige Hölle hinein. Ich schloß Mund und Augen. Es war mir, als koche ich in einem Topfe siedenden Wassers; die Sinne wollten mir schwinden, aber schon konnte ich wieder freier athmen; wir hatten die Lohe hinter uns, wenn auch die Atmosphäre um mich und vor mir einem Meere glich, dessen Wogen aus durchsichtigem Feuer bestehen.

„Vorwärts, Arrow, vorwärts, halte aus, schnell, schneller!“

Wir schossen nicht, wir flogen nicht, nein, wir schnellten dahin, wie von einer mächtigen Sehne geworfen. Und das war nothwendig, denn hinter uns kam die züngelnde Gluth mit solcher Schnelligkeit gesprungen, daß sie dem vorwärts stürmenden Pferde immer auf den Hufen blieb. Das ölhaltige Wasser des Flusses fing Feuer; die Flammen erreichten die Lagerstellen, und die Fässer sprangen, wie Kanonenschüsse knallend, und ergossen ihren brennenden Inhalt in die auf diese Weise immer mehr anwachsende und immer rascher vorwärts schreitende Lohe.

Das ganze Thal, der ganze Bluff war so hell erleuchtet, daß man den kleinsten Gegenstand weithin zu erkennen vermochte. Arrow folgte dem leisesten Schenkeldrucke und machte seinem Namen, Pfeil, alle Ehre. Da sah ich von Weitem Etwas wie eine menschliche Gestalt am Boden liegen. Ich kam näher. Heigh day, das war Betty! Sie hatte sich auf dem Rückwege befunden und war vor Schreck und Angst in Ohnmacht gefallen. Anhalten durfte ich nicht, wenn mich das Feuer nicht erreichen sollte. Das Pferd ging ventre-à-terre und strich mit dem Leibe beinahe auf dem Boden hin. Ich legte die Beine fester an und bog mich nach vorn herunter. Wir stürmten heran — ein rascher, fester Griff — die Last riß mich bei der Schnelligkeit des Rittes beinahe hinten vom Pferde herab, aber ich ließ nicht fahren und riß den besinnungslosen Körper empor und legte ihn vor mir quer auf das Thier, welches seine Eile trotz des doppelten Gewichtes, welches es jetzt zu tragen hatte, nicht verminderte.

Ich warf einen Blick zurück. Hinter uns glühte und leuchtete das Thal in seiner ganzen Breite. Der Boden, das Wasser des Flusses, Alles, Alles war mit Oel durchtränkt und hatte Feuer gefangen, und da, wo das Petroleum in einer starken Fontaine dem Bohrloche entquoll und thalabwärts fluthete, schienen die hoch empor springenden Flammenzacken am Firmamente zu lecken. Und die Stimme, mit welcher diese Gluthsee über unsere rasende Eile hohnlachte, ich werde sie nie vergessen. Es war kein Klang, kein Schall, kein Donnern oder Brausen, sondern ein dumpfes Grimmen und Wüthen, aus welchem heraus zuweilen ein spitzer, überschnappender Pfiff ertönte, der durch Mark und Nerven ging.

Unten, wo die Arbeiterhäuschen standen, sah ich die Bewohner derselben die steile Thalwand erklimmen. Sie konnten nichts als das nackte Leben retten. Mir war es unmöglich, mit dem Pferde denselben Weg einzuschlagen. Die beinahe senkrecht aufstrebenden Felsen boten selbst dem menschlichen Fuße Gefahr; Arrow wäre gleich beim ersten Versuche in die Tiefe gestürzt. Voll Angst suchte ich an dem jenseitigen Ufer des Flusses nach einer passenden Stelle. Es schien auch dort unmöglich, emporzukommen, aber die Wand hatte mehr Neigung als hüben, und ich hatte nur die Wahl, den Versuch zu machen oder unterzugehen, denn da, wo der Strom aus dem Thale trat, ließen die aus dem Wasser sich emporthürmenden Felsen keine Handbreit gehbaren Raum, und die zusammengedrängten, zornig sich aufbäumenden, kochenden Wellen hätten das Pferd sammt seiner schweren Last erbarmungslos verschlungen.

„Hinüber, Arrow, hinüber, rasch!“

Nur wenige Fuß Gnadenraum befanden sich zwischen uns und dem Feuer. Der Schweiß rann mir aus allen Poren, und es war mir, als rinne statt des Blutes glühendes Metall durch meine Adern. Ein leiser Schenkeldruck — ein Sprung des gehorsamen Thieres, und hochauf schlugen die Wellen über uns zusammen. Ich fühlte neue Kraft und neues Leben in dem beinahe schmorenden Körper; aber am andern Ufer faßte uns die Hitze wieder so, daß die Nässe binnen einer Sekunde verzehrt wurde. Fast wahnsinnig vor Aufregung und Anstrengung stürmte ich doch vorwärts. Das Gehirn schien in Gluth und Schmerz aufzugehen; ich wußte nicht mehr, was ich that; ich ließ dem Pferde freien Willen und fühlte nur, daß es in rasendem Laufe weiter schoß, in weiten Sätzen über Risse und Sprünge schnellte, mit keuchender Lunge von Fels zu Fels, von Kante zu Kante kletterte und endlich — Gott sei Dank — freudig wiehernd stille stand.

Wir befanden uns oben auf der Höhe der Savanne; auch hier, so nahe am Rande des Bluffs, herrschte eine fürchterliche Hitze, aber es war doch so viel Lebensluft vorhanden, daß man freier athmen konnte, und in wenigen Minuten hatte ich mich so weit erholt, daß ich meine Lage mit geordneten Gedanken zu erkennen vermochte.

Der Himmel glänzte blutig roth, und der Brodem des entfesselten Elementes cumulirte in dichten, schwarzen, von purpurnen Lichtern durchbrochenen Ballen über dem Heerde der Verwüstung. Wie es dem Pferde gelungen war, ich weiß es heut noch nicht, aber es hatte uns die Steinwand, an der kein Pfad zur Höhe stieg, emporgetragen. Schweif und Mähne waren verschwunden, und als ich, dies bemerkend, auch nach meinen Haaren griff, zog ich sie als Asche von Kopf und Bart herab. Auch das lederne Gewand bröckelte in Stücke; ich kam erst jetzt zum vollständigen Bewußtsein der Gefahr, in welcher ich mich befunden hatte, und zum Gefühl des Schmerzes, welchen die zahlreichen Brandwunden erregten.

Ich lenkte das Thier eine gute Strecke in die Prairie hinein, wo es eine kühlere Luft gab, und legte da Betty zur Erde, um zu untersuchen, ob noch Leben in ihr sei. Sie athmete, und eben fragte ich mich, was ich jetzt beginnen solle, als ich zwei Gestalten bemerkte, welche zwischen mir und der Schlucht herbeigeschritten kamen. Sie konnten mich nicht sehen, da ich mich im Dunkel befand; mir aber zeichnete sich jede Einzelnheit ihrer Figuren deutlich gegen die Flammen ab. Zounds, das war der Canada-Bill mit Holmann, dessen Hände noch immer in den Fesseln staken. Ich griff nach meinen Waffen; sie waren nicht mehr vorhanden: — der Gürtel hatte sich aus irgend einem Grunde gelöst. Auch der Lasso war nicht zu gebrauchen, denn die Hitze hatte ihn zusammengetrocknet, so daß er mir in den Händen zerbrach. Es mußte auch ohne Messer und Revolver gehen. Ich stieg, obgleich mich jede Bewegung schmerzte, auf das Pferd, schlug einen Bogen gegen die Schlucht und ließ dann die Zügel schießen. Die Beiden waren hier, um sich an den Folgen ihres Streiches zu weiden; sie waren so in den Anblick des brennenden Bluffs vertieft, und ihre Augen wurden wohl auch von den Flammen so geblendet, daß sie mein Nahen gar nicht bemerkten. Ich hatte mir vorgenommen, sie einfach niederzureiten, und was dann zu thun war, mußte der Augenblick ergeben. Im raschesten Laufe stürmte ich gegen sie an. Schon hatte ich sie fast erreicht, da wandte sich der Canada-Bill und erblickte mich.

„'sdeath! Aus dem Wege!“ schrie er und sprang bestürzt zur Seite, ohne daran zu denken, daß er sich hart am Rande der Schlucht befand. Der bröckelige Boden wich unter seinen Füßen; er stürzte hinab. Im nächsten Augenblick wurde Holmann von den Hufen Arrow's zu Boden gerissen. Rasch war ich vom Thiere und kniete auf ihm.

„Guten Abend, Master! Euer Spaziergang hat nicht lange gedauert!“

Der Handschellen wegen konnte sein Widerstand von keiner langen Dauer sein. Ich riß ihm das Tuch vom Halse und band ihm damit die Füße zusammen. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen und funkelte mich mit grimmigen Augen an, ließ aber kein einziges Wort vernehmen.

„Wollt Ihr mir wohl sagen, my dear, wo William Jones sein Pferd gelassen hat?“

Er gab keine Antwort.

„Well, so muß ich es allein zu finden suchen!“

Ich trat an die Felswand und blickte hinab. War der Canada-Bill wirklich lebendig hinunter gekommen, herauf konnte er hier nicht, das war sicher. Ich brauchte seinetwegen keine Vor-

sichtsmaßregeln zu treffen, sondern faßte Holmann einfach bei dem Kragen und schleifte ihn, gefolgt von dem klugen Pferde, zu der Stelle, an welcher ich Betty zurückgelassen hatte. Sie war erwacht und stand grad im Begriff, sich aufzurichten.

„Wo bin ich — was ist geschehen? O, Tim, Du bist's?"

Sie sah die Flammen.

„Ah, jetzt weiß ich Alles. Du hast mich gerettet, Tim! Aber der Vater, Guy und — — Herr Gott, der Bluff brennt, und sie sind verloren! Ich muß zu ihnen!"

Sie sprang auf; ich hielt sie fest.

„Bleib, Betty! Es ist ihnen kein Schaden geschehen, denn siehe, das Thal brennt bloß unterhalb des Bohrloches. Hast Du Muth?"

„Wozu?"

„Eine Weile hier bei dem Gefangenen zu bleiben? Ich will nach dem Pferde des Canada-Bill sehen."

„Wie kommt er hierher?"

Ich erklärte ihr Alles so kurz wie möglich.

„Geh, Tim, aber laß mich nicht lange warten, sonst treibt mich die Sorge um die Meinen fort!"

Ich bestieg Arrow wieder und ritt in einiger Entfernung vom Thale entlang desselben dahin. Ich war noch gar nicht weit gekommen, so sah ich das Thier grasen. Jones hatte es angepflöckt; am Sattelknopfe hing die Büchse und der Lasso. Ich nahm es beim Zügel und führte es zurück.

„Master Holmann, hört, was ich Euch sage! Ich werde Euch die Füße frei geben und Euch mit dem Lasso hier auf das Pferd binden. Seht diese geladene Büchse. Ihr steigt freiwillig auf; beim geringsten Widerstande schieße ich Euch die Kugel in den Kopf!"

Er merkte, daß ich nicht zum Vergnügen drohte, und nach zwei Minuten hatte ich ihn so auf das Thier befestigt, daß an eine Flucht nicht zu denken war.

„Kannst Du gehen, Betty?"

„Ja; die Schwäche ist vorbei."

„So komm!"

Wir wandten uns dem Felspfade zu, auf dem ich mit Lincoln in den Bluff gekommen war. Das Pferd Holmann's hatte alle Mühe, mit seinem Reiter ohne Sturz hinab zu gelangen, dennoch erreichten wir glücklich die Sohle des Thales, in dessen unterem Theile die Flammen noch wie früher wütheten. Man hatte uns bemerkt. Hammer, Willmers, Lincoln und die beiden jungen Ladies kamen uns über die Brücke entgegengeeilt.

„Tim, Du hast sie? Wo war sie? Wie kommst Du da oben hinauf?" so frug es durcheinander, und ich hatte alle Mühe, die stürmischen Zeichen der Freude und Dankbarkeit von mir abzuwehren.

„Lack-a-day, laßt mich in Ruhe, Ihr Leute! Ich werde Euch nachher Alles pünktlich erzählen. Komm her, Abraham, und nimm Deinen Freund Holmann zurück! Ich habe ihn ein wenig festgeknüpft, damit er nicht wieder vergißt, wohin er gehört."

„Behold, Tim, wie bist Du zu ihm gekommen?" frug Lincoln erstaunt.

„Nachher! Jetzt aber macht vor allen Dingen, daß ich einen Schluck Wasser und einige Pflaster bekomme. Unsere Seelen sind vollständig ausgetrocknet, und meine Haut ist versengt und verbrannt wie der alte Rock da, der mir vom Leibe fällt!"

Ihr könnt Euch denken, Gentlemen, was es für eine Freude und für eine Besorgniß um die heillosen Blasen gab, die ich davongetragen hatte. Ich mußte einige Tage im Bette hocken, ward aber, wie Ihr seht, ganz leidlich wieder hergestellt. Vom Canada-Bill fand man keine Spur; er war dem Tode und unserer Rache entgangen. Holmann wurde, als die Kähne nach dem Missouri gingen, von Lincoln fortgeschafft. Das gab einen Abschied, der mir nicht wenig zu schaffen machte, denn der brave Abraham war mir gewaltig an das Herz gewachsen. Ich durfte nicht mit. Fred Hammer und Guy Willmers meinten, ich sei noch nicht gesund, und die Ladies baten so schön, daß ich nicht anders konnte, ich mußte bleiben.

Später erfuhren wir, daß Holmann für die Lebenszeit in die Zelle gekommen ist. Nachher verbreitete sich das Gerücht, daß der Canada-Bill sich am unteren Mississippi sehen lasse und mit seinem „three carde monte" ein schönes Geld verdiene. Wie er über das Coteau gekommen ist, ohne Pferd und Waffen, das ist mir noch heute ein Räthsel, aber der Teufel steht seinen Lieblingen bei, das weiß man schon längst. Ich hatte den Schwur gethan, diesem William Jones beim nächsten Zusammentreffen ohne Frage und Zaudern die Klinge oder eine gute Kugel zu geben, doch bin ich nie wieder auf seine Fährte gestoßen. Heute, wo ich seinen Tod erfahre, habe ich die Kerbe in die Büchse geschnitten, neben den andern Zeichen, von denen jedes einen Schuß bedeutet, der seinen Mann getroffen hat.

Abraham Lincoln ist, wie ich es ihm ja gesagt hatte, nicht beim Lawyer stehen geblieben, sondern hat es bis zum Höchsten gebracht, was ein braver self-man werden kann; er ist Präsident der Vereinigten Staaten geworden und hat leider für das, was er Gutes that und wollte, einen Schuß bekommen; Fluch dem Schurken, der ihn abfeuerte!

Und ich? Man ließ mir keine Ruhe, ich mußte im Bluff mein Wigwam aufschlagen. Arrow ist damit nicht zufrieden gewesen, und auch ich habe zuweilen ein so heilloses Zwicken in den Gliedern bekommen, daß ich zu Büchse und Tomahawk gegriffen habe und auf einen Monat oder zwei hinausgeritten bin in die Savanne und die Woodlands, wo ich den Oelgeruch vergessen und den Büffeln oder Indsmen zeigen konnte, daß Tim Kroner noch keine Lust habe, die schöne Prairie mit den ewigen Jagdgründen zu vertauschen. Zwischen Longs Peak und den Spanish Peaks ist mein Jagdrevier, und dort habe ich mir den Namen geholt, mit dem Ihr mich vorhin genannt habt, nämlich, der „Colorado-Mann", Mesch'schurs.

Der Oelbrand hat damals im Bluff viel Unheil angerichtet, doch Menschen sind dabei nicht umgekommen. Das Feuer wurde nach einigen Tagen gedämpft, der oil-spring überwältigt, und wenn Einer von Euch über das Coteau reitet und zu Guy Willmers kommt, so kann er Alles finden, was ein müder Westmann braucht: Gastfreundschaft, Proviant, Munition, neue Ausrüstung und zum Zeitvertreib auch ein kleines Spiel, doch kein „three carde monte", von dem ein ehrlicher Mann nichts wissen mag. — — —

Die Fugger und ihre Zeit.

Nachdruck verboten.

Ein Bildercyclus von **Franz von Seeburg.**

(Fortsetzung.)

Fünfzigstes Kapitel.

Die Furcht der protestantischen Fürsten, Kaiser Karl möchte, von seinem Zuge nach Tunis zurückgekehrt, seine ganze Macht der Unterdrückung der Reformation zuwenden, veranlaßte die Gründung des Bundes von Schmalkalden, dem auch Augsburg beitrat. Nachdem mit dem größten Theile der katholischen Geistlichkeit auch eine große Schaar von den Geschlechtern Augsburg verlassen hatte — von Anton Fugger's gewaltsamer Vertreibung wissen wir bereits — so daß nur mehr acht Geschlechterfamilien sich in der Stadt befanden, wurden vierzig neue Familien den Geschlechtern einverleibt, und dabei ward so verfahren, daß die Protestanten einen bedeutenden Zuwachs an Macht und Ansehen vor den wenigen zurückgebliebenen Katholiken erhielten.

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

1. Djezzar-Bei, der Menschenwürger.

Afrika! —

Sei mir gegrüßt, du Land der Geheimnisse! Ich soll auf edlem Rosse deine kahlen, leeren Steppen, auf flüchtigem Dromedare deine glutherfüllte Hammada durchreiten, soll unter deinen Palmen wandeln, deine Spiegelung schauen und auf grünender Oase an deine Vergangenheit denken, deine Gegenwart betrauern und von deiner Zukunft träumen.

Sei mir gegrüßt, du Land des Sonnenbrandes, des tropischen Pulses und des physischen Gigantenthumes! Ich habe im eisigen Norden deine Wärme gefühlt, dem wunderbaren Klange deiner Märchen gelauscht und das ferne Rauschen der Psalmen vernommen, die deine überwältigende Natur zum Himmel braust. Da brandete das Meer der Springböcke über die Ebene; das Flußpferd weidete tief unter dem Wasser; der Wald brach unter den Tritten des Elephanten und des Rhinozeros; im Schlamme wälzte sich das Krokodil, und unter stacheligen Mimosen röchelte der schlafende Löwe. Mein Fuß war gefesselt, aber meine Seele eilte zu dir. Da donnerte die Büchse des Boers, da erklangen die Speere der Hottentotten und Kaffern; schwarze Gestalten wanden sich im athletischen Ringen; Ketten rasselten, Sklaven heulten, und schwer beladen zog die Karawane nach Osten, das Schiff aber dem Westen zu. Im einsamen Duar erscholl der schmetternde Chor der Hariri; vom hohen Minareh rief der Mueddin zum Gebete, am Thore der Wüste knirschte der Sand zum Teyemmüm, und am fernen Bir beugten die Kameele ihre Kniee, die Söhne der Wüste wandten ihre Augen gen Aufgang, und der Dschellab sang sein frommes „Lubbekka Allah hümeh, hier bin ich, o mein Gott!"

Sei mir gegrüßt, du Land meiner Sehnsucht! Jetzt endlich sehe ich deine Küste winken, athme die Fluth deiner reinen Atmosphäre und trinke den süßen Hauch deiner Düfte. Deine Zungen sind mir nicht fremd, doch will kein Angesicht mir entgegenlächeln und keine Hand die meinige erfassen, aber vom grünen Strande herüber neigen sich die Palmenwedel, und die Höhen strahlen im freundlichen Glanze mir zu ihr „Habakek, sei uns willkommen, o Fremdling!" — — —

Ich hatte in Australien den Emu und das Känguruh, in Bengalen den Tiger und in den Prairien der Vereinigten Staaten den Grizzly und den Bison gejagt. Drüben im „far west" habe ich einen Mann getroffen, der sich ebenso wie ich aus reiner Abenteuerlust ganz allein in die „finstern und blutigen Gründe" des Indianergebietes gewagt hatte und mir bei allen Fährlichkeiten ein treuer Freund und Maat geblieben war. Sir Emery war ein Engländer vom reinsten Krystalle, stolz, edel, kalt, wortkarg, kühn bis zur Verwegenheit, geistesgegenwärtig, ein starker Ringer, ein gewandter Fechter, ein sicherer Schütze und dabei voller Aufopferungsfähigkeit, wenn sein Herz einmal freundschaftlichen Regungen zugängig geworden war.

Neben diesen zahlreichen Vorzügen besaß der gute Sir Emery allerdings einige kleine Eigenthümlichkeiten, die ihn sofort als Engländer charakterisirten und einen Fremden gar wohl abzustoßen vermochten; mir aber hatten sie keinerlei Störung, sondern im Gegentheile öfters eine kleine, allerdings heimliche und unschuldige Belustigung verursacht, und wir waren schließlich in New-Orleans als die besten Freunde geschieden und hatten uns das Versprechen gegeben, uns wieder zu sehen. Das Rendezvous sollte — — in Algier stattfinden.

Daß wir uns für Algier, für Afrika entschieden, geschah allerdings nicht ohne Gründe. Mein braver Bothwell war ebenso wie ich das, was man einen „Weltläufer" zu nennen pflegt; er hatte fast alle Winkel der Erde durchkrochen, von Afrika aber im Süden nur die Capstadt gesehen und im Norden das „Gharb", wie der Araber die Küstenstrecke von Marocco bis Tripolis nennt, bereist. Natürlich lag ihm da der Wunsch nahe, auch das Innere dieses Erdtheiles, die Sahara, den Sudan, kennen zu lernen; über Dar-for und Kordofan wollte er dann auf dem Nile zur Civilisation zurückkehren. In Algier lebte ein Verwandter von ihm, bei dem er früher einmal längere Zeit gewesen war, um das Arabische kennen zu lernen. Dieser, ein Onkel mütterlicher Seits, war ein Franzose und Chef eines Handelshauses, welches sehr fruchtbringende Beziehungen zu dem Sudan unterhielt. Bei ihm, einem Mr. Latréaumont, wollten wir uns treffen.

Was mich betrifft, so hatte ich mich während meiner Schülerzeit aus besonderer Liebhaberei auch mit der arabischen Sprache beschäftigt und während eines Aufenthaltes in Egypten die darin erlangte, nicht gar zu große Fertigkeit möglichst zu vervollständigen versucht. Unser Zusammensein in der Prairie hatte trefflich Gelegenheit geboten, beiderseits in Uebung zu bleiben, und so ging ich mit dem Dampfer Vulkan, welcher der messagerie impériale gehörte, mit der beruhigenden Ueberzeugung von Marseille ab, daß es mir nicht schwer fallen werde, mich mit den Kindern der Sahara in ihrer Muttersprache zu verständigen.

Afrika galt uns, wie ja auch einem jeden Andern, als das Land großer, noch ungelöster Räthsel, welche uns genug des Interessanten und wohl auch Gefährlichen bieten werden; doch erfüllte uns besonders Eins mit erwartungsvoller Begeisterung: wie wir den Jaguar, den grauen Bären und den Büffel getödtet hatten, so wollten wir unsere Büchsen auch an dem schwarzen Panther und dem Löwen versuchen. Emery Bothwell hatte mit einer Art von Eifersucht die Berichte über Gérard, den kühnen Löwenjäger, vernommen und war fest entschlossen, sich auf alle Fälle einige Mähnenhäute zu holen.

Es war bereits ein Jahr seit unserer Trennung vergangen, doch kannte er die ungefähre Zeit meines Eintreffens, und da er ebenso wußte, daß ich mit dem französischen Dampfer kommen werde, so fühlte ich mich einigermaßen enttäuscht, als ich ihn beim Landen nicht unter der bunten Menge erblickte, welche auf dem Quai auf die Ausschiffung der Passagiere wartete oder in Booten herbei geeilt kam, um Bekannte in Empfang zu nehmen.

Algier ist an der Westseite eines halbmondförmigen Golfes gelegen und kehrte dem Schiffe seine ganze Fronte zu. Die Stadt gewährte dem Beschauer ein sonderbares, fast geisterhaftes, ungeheuerliches Bild. Eine an dem grünen Gebirge aufsteigende, kreideweiße und in einander fließende Häusermasse ohne Dächer und Fenster starrte herab in den Hafen und sah beinahe aus wie ein Kalksteinfelsen, eine riesige Gypsgrube oder ein Gletscher bei Sonnenbeleuchtung. Hoch oben auf dem Gipfel des Gebirges erschienen die Bastionen des Kaiserfort, und am Fuße desselben zogen sich außer der Festung Mersa Edduben verschiedene Fortificationen hin.

Auf dem Quai bewegten sich Gruppen weißer Burnusgestalten, Neger und Negerinen in den buntesten Costümen, Frauen, vom Kopfe bis zum Fuße in weiße Wollenschleier gehüllt, Mauren und Juden in türkischer Tracht, Mischlinge aller Farben, Herren und Damen in europäischer Kleidung und französische Militairs in allen Graden und Abtheilungen.

Ich ließ mein Gepäck nach dem Hôtel de Paris in der Straße Bab-el-Oued schaffen, restaurirte mich dort nach Bedürfniß und begab mich dann in die Straße Bab-Azoun, in welcher die Wohnung Mr. Latréaumont's lag.

Meine Karte wurde abgegeben, und sofort erschien der Chef unter der Thür des Zimmers, in welchem er arbeitete.

„Bienvenu, bienvenu, monseigneur, aber nicht hier, nicht hier! Bitte, kommen Sie mit mir, damit ich Sie Madame und Mademoiselle vorstelle. Wir haben seit lange mit Schmerzen auf Sie gewartet!"

Dieser unerwartete Empfang mußte mich frappiren. Mit Schmerzen hatte man auf mich, den Unbekannten, gewartet? Aus welchem Grunde?

Latréaumont war ein kleiner, höchst beweglicher Mann, welcher die breiten, marmornen Stiegen erklommen hatte, noch ehe die Hälfte derselben unter mir lag. Das Haus war früher der Palast eines reichen Muselmannes gewesen, und die Vereinigung arabischer Architektur mit französischer Ausstattung brachte einen eigenthümlichen Effect hervor. Ich wurde durch den brillant

eingerichteten Salon in das Familienzimmer geführt, eine Auszeichnung, welche mit dem Schmerze, mit welchem man mich erwartet hatte, in Verbindung stehen mußte.

Madame saß, in einem Romane blätternd, auf einem Tabouret; sie war nach europäischem Schnitte in schwarze Seide gekleidet. Mademoiselle lag in einem sammetnen Divan und trug das bequeme, malerische morgenländische Gewand. Ein weites, seidenes Beinkleid reichte vom Gürtel bis zum Knöchel herab, während der nackte Fuß in blauen, goldgestickten Pantoffeln stack; feine Spitzeneinsätze, mit Gold und Silber durchwirkt, bedeckten Hals und Brust, und darüber trug sie eine sammetne türkische Jacke, die mit kostbaren Arabesken verziert und mit Reihen werthvoller Knöpfe besetzt war. Das dunkle Haar war von Gold- und Perlenschnüren durchflochten und in blaue und rosa Foulards eingebunden.

Beide Damen erhoben sich bei unserm Eintritte und konnten ihre Ueberraschung über den gesellschaftlichen faux pas kaum verbergen, welchen der Hausherr dadurch beging, daß er einem Fremden so ohne alle vorherige Anmeldung in diesem Raume Zutritt gestattete. Kaum aber hatten sie meinen Namen gehört, so machte diese Ueberraschung dem Ausdrucke unverhohlener Freude Platz.

Madame eilte zu mir heran und ergriff meine Hand.

„Welch ein Glück, Monseigneur, daß Sie endlich kommen! Unsere Sehnsucht nach Ihnen ist grenzenlos gewesen. Nun aber dürfen wir ruhiger sein, denn Sie werden unserm wackern Bothwell nacheilen und ihm helfen, Rénald zu finden!"

„Gewiß, Madame, werde ich dies thun, wenn Sie es wünschen, nur bitte ich Sie, mir zu sagen, wer Rénald ist und was für eine Bewandtniß es mit ihm und Emery hat, den ich hier zu treffen hoffte!"

„Sie wissen es noch nicht, wirklich noch nicht? Mon dieu, die ganze Stadt weiß es ja schon längst!"

„Aber, Blanche," fiel Latréaumont ein, „magst Du nicht bedenken, daß Monseigneur jedenfalls soeben erst mit der Messagerie angekommen ist?"

„Vraiment, das ist wahr! Sie können noch nichts wissen! Bitte, nehmen Sie Platz, und, Clairon, begrüße doch unsern Gast!"

Die junge Dame verneigte sich mit verbindlicher, beinahe respektvoller Höflichkeit, und ich wurde von der Mutter zu einem Sitze geleitet. Der Empfang war geheimnißvoll, und ich sah dem Kommenden mit wirklicher Erwartung entgegen.

„Sie finden uns in einer Situation," begann Latréaumont, „welche uns gebietet, von den gewöhnlichen Formen abzusehen. Emery hat uns sehr viel, sehr viel von Ihnen erzählt, was bei seiner verschlossenen Weise für uns eine Veranlassung ist, Ihnen unser ganzes und vollständiges Vertrauen zu schenken."

„Ja, unser ganzes und unerschütterliches Vertrauen, Monseigneur," bekräftigte Madame, nach dem höflichen Gebrauche des Südens das Monseigneur an Stelle des einfachen Monsieur setzend. „Sie haben so viel Schlimmes mit unserm Neveu gewagt, daß Sie wohl auch nicht vor der Erfüllung unserer Bitte zurückschrecken werden."

Ich mußte beinahe über die rasche Art und Weise lächeln, mit welcher diese liebenswürdigen Leute über mich verfügten, die ich zwar noch nicht kannte, welche aber nach den Worten der Dame mit irgend einer Gefahr für mich verbunden sein mußte.

„Mesdames und Monseigneur, gestatten Sie mir, mich Ihnen für Alles, was Sie von mir wünschen, zur Verfügung zu stellen!"

„Eh bien! Nach dem, was wir von Ihnen hörten, konnten wir nichts Anderes erwarten, obgleich ich Ihnen zu unserer Entschuldigung sagen muß, daß unsre Bitte keine selbstständige ist, sondern uns von Bothwell dictirt wurde."

„Liegt es in meiner Macht, so wird sie erfüllt!" antwortete ich einfach.

„Ich danke Ihnen, Monseigneur!" sprach Latréaumont. „Wir haben einen großen Verlust, ein fürchterliches Unglück erlitten — — —"

„Ja ein fürchterliches, ein gräßliches Unglück, Monseigneur," fiel Madame ein, indem ihr die Thränen aus den Augen brachen.

Auch Clairon, die Tochter, zog ihr duftendes Taschentuch, um ein sich hervordrängendes Schluchzen zu verbergen.

„Bitte, sprechen Sie, Madame!"

„Nein, ich kann es nicht erzählen; der Kummer raubt mir die Worte dazu!"

Die kleine, zarte Dame zeigte auf einmal eine Erschütterung, welche so tief war, daß sie mich beinahe beängstigte.

„Bitte, Monseigneur, lassen Sie mich hören!" bat ich darum Latréaumont.

„Kennen Sie die Imoscharh?" frug er, fügte aber sofort in der lebhaften südlichen Weise hinzu: „Doch nein, Sie können sie ja nicht kennen, da Sie heute erst hier ankamen; aber ich sage Ihnen, diese Imoscharh oder Tuareg sind ein fürchterliches Volk, und die Karawanenstraße von Aïn Salah nach Ahir, Dschenneh und Sakkatu, auf welcher ich meine Güter nach dem Sudan schicke, geht grad durch ihr Gebiet. Mein Haus ist das einzige in Algier, welches direkte Beziehung nach Timbuktu, Pullo, Haussa, Bornu und Wadaï unterhält, und da wir fern von jeder Straße liegen und nur erst in Aïn, Salah oder Ghadames und Ghat Anschluß finden, so ist die Unterhaltung so unsicherer Handelsverbindungen oft mit schweren Opfern und Verlusten verbunden. Das Schwerste aber hat uns mit der letzten Kaffila (Handelskarawane) betroffen.

„Sie wurde von den Tuareg überfallen?"

„Sie rathen richtig, Monseigneur. Die Gum (Raubkarawane) griff sie auf und machte Alles nieder. Nur Einer entkam; er hatte sich gleich bei Beginn des Kampfes todt gestellt und brachte mir die Nachricht von dem fürchterlichsten Schlage, der meine Familie betroffen hat."

„Ihr Haus wird sich von demselben erholen, Monseigneur!"

„Mein Haus, ja, aber meine Familie nie! Der Verlust der Güter ist zu verschmerzen, aber Rénald, mein Sohn, mein einziger Sohn, befand sich bei der Kaffila und ist nicht zurückgekehrt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Citadelle von Urtscha in Bundelkund.

(Sieh das Bild auf Seite 597.)

Urtscha (Oorcha), die ehemalige Hauptstadt von Bundelkund (sieh Seite 254, II. Jahrgang des „Deutschen Hausschatzes") in Ostindien bedeckt noch heute mit ihren kolossalen Ruinen eine weit ausgedehnte felsige Anhöhe am linken Ufer des Betwa. Die Citadelle liegt auf einer Insel, welche vom Lande durch einen schmalen und tiefen Arm des Flusses getrennt ist. Erst seit dem Jahre 1531 ward Urtscha von einem Nachkommen Hurdeo's, des Gründers des Reiches Bandêlakhand (Bundelkund), erbaut und mit einem mächtigen Mauergürtel umgeben. Reißend nahm die Bevölkerung zu und Urtscha stand bald in der Reihe der großen Städte Mittelindien's. Jetzt ist die Hauptstadt der Bandêlas verlassen, verödet und nichts weiter als ein Flecken des Fürstenthums Tehri; nur noch einige hundert Bauern vegetiren dort im Schatten der Paläste.

Aber die Ruinenstadt hat noch immer sehr viel Interessantes. Alles ist hier großartig, eigenthümlich, kühn. Die Paläste und der Haupttempel wetteifern mit den Meisterwerken der indischen Baukunst. — Jetzt hat Urtscha nur noch eine einzige Straße, die mit mehr oder weniger baufälligen Häusern besetzt ist. Sie reicht bis zur Brücke, welche die Citadelle mit dem Flecken verbindet. Diese Brücke aber ist ein merkwürdiges Bauwerk von Granit. Am Ende derselben vertheidigen kleine, mit Thürmchen versehene Basteien den Zugang zur Veste. Imposant ist deren Anblick. Ihre lange Mauerlinie, mit tiefen Schießscharten und spitzigen Zinnen, umfaßt zu beiden Seiten der Brücke das Flußufer, ohne jedoch die ungeheuere Masse des ehemaligen Königspalastes zu verdecken, dessen Façaden sich mit einander vermengen und hoch oben gekrönt sind mit einem Gewimmel von Kuppeln. Das Ganze ist ein Conglomerat von Bauwerken. Dort im Thronsaale werden zwar noch die Schattenfürsten von Tehri-Urtscha gekrönt, aber es mag ihnen nicht geheuer sein in dem gewaltigen Gemäuer und sie überlassen dasselbe den Fledermäusen und Schakalen.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.

schichte. Wie er aber bei allen seinen Studien nicht bloß die Interessen der Wissenschaft, sondern vor Allem die der Kirche und ihrer hehren Aufgabe im Auge hatte, so finden wir ihn auch stets schlagfertig, wo es galt, einen Angriff auf die Kirche, ihre Lehren und Institutionen abzuwehren. Namentlich schien er von der Vorsehung dazu berufen, ein Damm gegen die Anfeindungen zu sein, welche zu Beginn der sechziger und siebenziger Jahre von München gegen den Kirchenstaat und das letzte vaticanische Concil ausgingen. In dieser Richtung schrieb er die Werke: „Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution", „Anti-Janus" und „Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwicklung". Sein letztes größeres Werk ist eine dreibändige Kirchengeschichte. Die Redaction der neuen Auflage von dem Wetzer- und Welte'schen Kirchenlexicon war gleichfalls in seine Hände gelegt.

In den Jahren 1868 und 1869 war Hergenröther, um möglichst wenig seine Vorlesungen unterbrechen zu müssen, jedesmal von Februar bis Mai als Consultor in Rom thätig und zwar an der Seite des jetzigen Staatssekretärs, des Cardinals Nina, und unter der Leitung des Präfekten der Congregatio concilii, des Cardinals Catarini. In Anerkennung seiner Verdienste ist denn auch Hergenröther 1878 zum päpstlichen Hausprälaten ernannt worden.

Und nun ist der Prälat zum Cardinal erhoben und sogar zum Archivar des heiligen apostolischen Stuhles ernannt. Er lebt in Rom, um dem heiligen Vater mit Rath und That beizustehen an seinem großen Werke in dieser Zeit der schweren Bedrängniß.

„Der heilige Vater" — so schloß Domdekan Dr. Heinrich aus Mainz seine Rede bei dem feierlichen Abschiede Hergenröther's von Würzburg — „hat es uns beim Antritte seines Amtes gesagt, daß unsere Zeit an zwei großen Uebeln krank ist, von denen wir geheilt werden müssen. Man hat feindselig geschieden, was Gott friedlich vereinigt hatte. Durch Mißverständniß ist ein Kampf ausgebrochen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Alles muß zu Grunde gehen, wenn die Vorurtheile nicht beseitigt werden, der Friede zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt nicht wieder hergestellt wird. Einen wahren Frieden gegenseitig herzustellen, ist die erste Aufgabe des heiligen Vaters. Unser verehrter Freund wird ihm bei dieser Arbeit getreulich zur Seite stehen.

„Die unglückselige Entzweiung zwischen Glaube und Wissenschaft ist das zweite Grundübel unserer Zeit. Was der Vater alles Lichtes durch seinen Eingeborenen uns geoffenbaret hat, bekämpft die moderne Wissenschaft und ist bestrebt, es als Irrthum hinzustellen und zu beseitigen. Friede zwischen Wissenschaft und Glaube herzustellen, ist die zweite Aufgabe des heiligen Vaters. Unser hochverehrter Freund wird die große Aufgabe in Rom haben, den heiligen Vater hierin zu unterstützen. Er ist ein Historiker, ein christlicher Historiker. Er wird die Quellen der Weltgeschichte, die in Rom aufgehäuft sind, zweckdienlich benützen; dazu hat der Historiker von Würzburg in Rom den Beruf.

„Ich darf und kann es aussprechen, was mir jetzt das Herz bewegt: Gott sei Dank, daß der heilige Vater eine so gute Wahl getroffen hat!"

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Jetzt konnten die Damen ein lautes Weinen nicht länger zurückhalten, und auch Latréaumont gab sich rückhaltslos seinem Schmerze hin, der ihn übermannte. Ich ließ sie einige Zeit gewähren und frug dann:

„Erhielten Sie keine bestimmte Nachricht über sein Schicksal? Die Räuber der Wüste pflegen keinen Pardon zu geben."

„Er lebt noch!"

„Ah! Das müssen Sie als ein Wunder betrachten, wenn nicht ein Irrthum vorliegt!"

„Er lebt sicher, denn wir erhielten Nachricht von ihm."

„Durch wen?"

„Durch einen Tuareg, welcher von dem Aguid (Anführer der Gum) abgeschickt worden war. Er verlangte ein Lösegeld."

„Welches Sie bezahlten?"

„Ich mußte; ich konnte nicht anders."

„Worin bestand es?"

„In Waaren, die ich nach der Oase Melrir zu schicken hatte."

„Und Ihr Sohn?"

„Kehrte dennoch nicht zurück; die treulosen Räuber traten mit einer neuen Forderung auf."

„Die Sie auch befriedigten?"

„Ja."

„Und mit demselben Erfolge?"

„Kann ich noch nicht sagen. Als der zweite Bote kam, war Bothwell eben eingetroffen. Das war vor ungefähr zehn Monaten, und — — —"

„So lange ist Sir Emery bereits in Afrika?" unterbrach ich ihn. „Er wollte erst im gegenwärtigen Monat nach Algier gehen!"

„Er hat sich nur einige Wochen in Altengland ausgeruht und dann der alten Reiselust nicht länger widerstehen können. Helas, er kam zur rechten Zeit!"

„Ich ahne das Weitere, Monseigneur! Das Gouvernement mit all den ihm zu Gebote stehenden Mitteln konnte Ihnen nichts nützen. Sie waren auf sich selbst angewiesen, und da hat sich unser „verrytabler Englishman", wie er sich selbst zu nennen pflegt, erboten, die Sache in die Hand zu nehmen."

„So ist es!"

„Welche Maßregeln traf er?"

„Er ließ die verlangten Waaren abgehen, folgte aber heimlich nach."

„Ein kühnes Unternehmen! Mit welcher Begleitung reiste er?"

„Nur mit einem Führer und einem einzigen arabischen Diener."

„Wohin ging der Weg?"

„Dieses Mal waren die Güter nach der Oase Lotr bestimmt."

„Welche Waaren wurden verlangt?"

„Fertige Burnus und Kopftücher, lange Flinten, Messer, Decken, weit ausgeschnittene Schuhe, wie sie die Araber zu tragen pflegen, und eine Menge für uns allerdings beinahe werthloser Zeltgegenstände."

„Ich sehe, die Gum will sich eine vollständige Ausstattung erpressen und wird dann dennoch Ihren Sohn nicht ausliefern. Der Araber hält es für keine Sünde, einen Ungläubigen zu betrügen, und muß, wenn man ihn sicher haben will, bei gewissen empfindlichen Punkten gefaßt werden. Aber, Monseigneur, Emery hat sämmtliche Waaren zeichnen lassen?"

„Woher wissen Sie das?" frug er überrascht.

„Ich hörte es von Niemand. Er handelt hier als amerikanischer Westmann, und von dieser Seite kennen wir uns genau. Wer unter den Indianerstämmen des wilden Westens Jahre lang und in jedem Augenblick in Todesgefahr schwebte, hat sich an Scharfsinnigkeiten gewöhnt, welche ihm wohl auch in der Sahara von Nutzen sein können. Wie war das Zeichen?"

„Es bestand in den Anfangsbuchstaben meines Namens André Latréaumont, also in einem A. L. Ich ließ es den Kolben und Griffen der Flinten und Messer einbrennen und nebst einer Arabeske dem Kragentheile der Burnus und den Ecken der Kopftücher und Decken einsticken."

„Emery wird die Räuber daran erkennen. Haben Sie keine Nachricht von ihm?“

„Eine sehr bestimmte. Ich erhielt sie vor zwei Wochen und erwarte seitdem sehnlichst Ihre Ankunft, denn sie bezieht sich meist auf Sie, Monseigneur.“

„Ich soll ihm folgen, nicht?“

„Allerdings. Hier sind die Zeilen, welche er von Zinder aus sandte!“

Das Papier lag auf dem Tische, ein Zeichen, wie oft während dieser vierzehn Tage die Augen der drei Personen auf demselben geruht hatten. Bothwell schrieb nur wenige Worte. Er hatte zwar noch keinen größern Erfolg zu verzeichnen, bat aber dennoch, die Hoffnung nicht sinken zu lassen, und knüpfte hieran die Bitte, mich ihm nach meiner Ankunft sofort nachzusenden. Das Papier enthielt weder eine Orts- noch eine Zeitbestimmung.

„Wer brachte diesen Brief?“ erkundigte ich mich.

„Ein Araber vom Stamme der Kubabisch, welcher den Befehl hat, auf Ihre Ankunft zu warten und Ihnen als Wegweiser zu dienen.“

„Wo befindet er sich?“

„Hier im Hause. Befehlen Monseigneur, ihn rufen zu lassen?“

„Ich bitte darum!“

„Ich mußte mich im Stillen ein Glückskind nennen, denn kaum hatte mein Fuß die afrikanische Erde betreten, so wurde ich in eine Angelegenheit gezogen, welche mir eine reiche Aussicht auf die interessantesten Erlebnisse und Abenteuer eröffnete. Latréaumont klingelte nach dem Araber, und die Damen vergaßen in Erwartung der kommenden Verhandlung für kurze Zeit den Schmerz, welcher sie bewegte.

Während meiner Anwesenheit in Aegypten hatte ich einen Ausflug nach Siut, Dakhel, Khardscheh und Soleb bis zur Oase Selimeh unternommen und war auf demselben mit einigen Kubabisch zusammengetroffen, die ich als tapfere Krieger und tüchtige Führer kennen gelernt hatte. Daher sah ich der Unterredung mit dem Kubbaschi (Singular von Kubabisch) nicht ohne ein auch persönliches Interesse entgegen.

Er trat ein. Die Araber sind nur selten über Mittelgröße und meist von schlanker, hagerer Gestalt; dieser Mann aber war fast ein Riese zu nennen. Er war so hoch und breit gewachsen, daß mir beinahe ein Ausruf des Erstaunens entfahren wäre, und sein langer, dichter Vollbart, verbunden mit dem Umstande, daß er bis unter die Zähne in allen möglichen Waffensorten stack, gab ihm ein höchst martialisches Aussehen. Das war jedenfalls ein Begleiter, wie ich mir keinen bessern wünschen konnte, denn schon sein bloßer Anblick mußte dem Feinde Furcht einjagen.

Er verbeugte sich mit über die Brust gekreuzten Händen bis beinahe herab zur Erde, und mit tiefer, dröhnender Baßstimme erklang sein „Sallam aaleïkum, Friede sei mit Euch!“

„Marhaba, Du sollst willkommen sein!“ antwortete ich ihm. „Du bist ein Sohn der tapfern Kubabisch?“

Ein stolzer Blick seines dunklen Auges blitzte mir entgegen.

„Die Kubabisch sind die berühmtesten Kinder des großen Abu Zett, Sihdi (Herr); ihr Stamm umfaßt mehr als zwanzig Ferkah, und der tapferste derselben ist En Nurab, zu dem ich gehöre.“

„En Nurab? Ich kenne ihn; sein Scheikh (Häuptling) ist der weise Fadharalla-Uëlad-Salem, neben dessen Stute ich geritten bin.“

„Bismillah, das ist gut, Sihdi, denn nun darf ich Deine Stimme hören, obgleich Du ein Ungläubiger bist aus dem armen Lande Frankhistan!“

„Wie ist Dein Name?“

„Mein Name ist schwer für die Zunge eines Inglese. Er lautet Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul-Foslan-Ben-Ishak al Duli.“

Ich mußte lächeln. Hier stand einer jener Araber vor mir, welche ihrem einfachen Namen den ganzen Stammbaum beifügen, theils um ihre Ahnen zu ehren, meist aber um auf den Hörer einen zweifelhaften Eindruck zu machen. Ich entgegnete daher:

„Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul-Foslan-Ben-Ishak al Duli. Die Zunge eines Inglese vermag einen Namen auszusprechen, der, wenn er niedergeschrieben wird, von Bengasi bis nach Kaschenah reicht; dennoch aber werde ich Dich nur Hassan nennen, weil Mohammed sagt: „„Sprich nicht zehn Worte, wo ein einziges genügt!““

„Mein Ohr wird verschlossen sein, wenn Du mich Hassan rufst, Sihdi. Die mich kennen, nennen mich Hassan el Kebihr, Hassan den Großen; denn Du mußt wissen, daß ich Djezzar-Bei, der Menschenwürger, bin!“

„Allah akbar, Gott ist groß; ihn kennt jede Kreatur, aber von Djezzar-Bei, dem Menschenwürger, habe ich noch nie ein Wort vernommen! Wer hat Dich so genannt?“

„Ein Jeder, der mich kennt, Sihdi!“

„Und wie viel Menschen hast Du bereits erwürgt?“

Er schlug verlegen die Augen zu Boden.

„Die Steppe bebt, und die Sahel erzittert, wenn Djezzar-Bei erscheint, Sihdi; aber sein Herz ist voll Gnade, Langmuth und Barmherzigkeit, denn „Deine Hand sei stark wie die Tatze des Panthers, doch lind wie der Halm des Grases auf dem Felde,“ lehrt der fromme Abu Hanifa, dem jeder Gläubige gehorcht.“

„So ist Dein Name makasch (nichts), und ich werde ihn erst dann gebrauchen, wenn ich überzeugt bin, daß Du ihn verdienst!“

Ich begann zu ahnen, daß der gute Hassan el Kebihr trotz seiner riesigen Gestalt und des Waffenarsenals, welches er um sich hängen hatte, ein höchst unschädliches Menschenkind sei. Die Wüste hat ihre Renommisten ebenso wie die Bierbank oder der Salon.

„Ich habe ihn verdient, sonst hätte ich ihn nicht, Sihdi,“ antwortete er stolz. „Sieh diese Flinte, diese Pistolen, diese Muzra (Lanze), dieses Kussa (Messer) und dieses Abu-Thum (zweihändiges Schwert), vor dem selbst der kühne Uëlad Sliman flieht! Und Du willst mir meinen Namen verweigern? Selbst Sihdi Emir hat ihn mir gegeben!“

Sihdi Emir? Verwandelte er vielleicht das englische Emery in das morgenländische Emir?

„Wer ist Sihdi Emir?“ frug ich ihn.

„Rabbena chaliëk, Gott erhalte Dich, Sihdi, und Deinen Verstand! Kennst Du nicht den Namen dessen, der mich zu Dir sendet?“

Wahrhaftig, er hatte aus unserm Emery einen Emir gemacht! Der liebenswürdige Wunsch, mit welchem er seine Verwunderung aussprach, mußte mich belustigen, doch nahm ich einen ernsteren Ton an, um ihn in die gebotenen Schranken zurückzuweisen.

„Erzähle mir von Sihdi Emery!“

„Ich war in Bilma, von wo aus ich eine Kaffila nach Zinder geleitete. Du mußt nämlich wissen, Sihdi, daß Hassan el Kebihr, Hassan der Große, ein berühmter Khabir (Karawanenführer) ist, der alle Wege der Sahara kennt und ein Auge besitzt, dem nicht die geringsten Darb und Ethar (Spuren und Fährten) entgehen!“

War dies wirklich so, dann mußte mir seine Begleitung allerdings von großem Vortheile sein. Ich beschloß, ihn sofort auf die Probe zu stellen, um zu sehen, was ich von ihm zu halten hatte.

„Sagst Du die Wahrheit, Hassan?“

Er nahm die stolzeste Haltung und Miene an, die ihm möglich war.

„Weißt Du, was ein Hafizh ist, Sihdi?“

„Einer, der den Koran auswendig kennt.“

„Du bist klug, obgleich Du aus dem Lande Frankhistan stammst. Nun wohlan, Sihdi! Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuff-Ibn-Abul-Foslan-Ben-Ishak al Duli ist ein Hafizh, der Dir alle hundertvierzehn Suras und alle sechstausendsechshundertsechsundsechzig Ayats (Verse) des Kuran hersagen kann; Du aber bist ein Giaur (Ungläubiger). Willst Du an dem Worte eines echten Moslem (Gläubigen) zweifeln?“

„Hüte Deine Zunge, Hassan, denn ich bin nicht gewohnt, mich von Jemandem beschimpfen zu lassen, und wenn er zehnmal ein Hafizh und hundertmal ein Moslem ist! Strenge Dein Gedächtniß an, so wirst Du Dich entsinnen, daß die Christen nicht ungläubig sind, weil sie ebenso wie Ihr ein „heiliges Buch“ empfangen haben; so sagen alle weisen Lehrer von dem ersten Emir el Mumiain (Oberhaupt der Gläubigen) an bis herab zu Deinem frommen Abu Hanifa, dem jeder Gläubige gehorcht, wie Du vorhin sagtest. Du hast den Koran gelernt; aber kennst Du

auch den Ilm teffir el Kuran (Commentar zum Koran)? Dort heißt es, daß nur ein Parsi und ein Götzendiener ein Giaur ist!

„Du bist weise wie ein Softha (Student der Theologie), Sihdi; noch weiser aber wärest Du, wenn Du glaubtest, was ich Dir sage!"

„Ich will es glauben, wenn Du mir sagst, welche Oasen den Schlüssel zum Rif (Küste von Tripolis und Aegypten) bilden!"

„Aïn es Salah, Ghadames, Ghat, Murzuk, Audschelah und Siut."

„Und zum Sudan?"

„Aghades und Ahir, Bilma, Dongola, Khartum und Berber."

„Wie reist man von Kordofan nach Kaïro?"

„Von Lobeïdh nach Khartum über Kursi, Sanzür, Koamat und Tor el Khada. Die Reise dauert zehn Tage. Oder von Lobeïdh nach Debbeh über Barah, Kaymar, Dschebel Haraza, Way und Ombelillah. Dieser Weg ist um acht Tage länger, aber besser als der vorige."

„Wie lange braucht man, um von Soaken nach Berber zu kommen?"

„Der Weg geht über den berühmten Brunnen von Ruay und durch das Gebiet der Amaver, Hadendoa und Omram, die sämmtlich nubische Hirten sind. Du kannst ihn in zwölf Tagen zurücklegen, Sihdi."

Er gab seine Antworten schnell, correct und mit einer Miene, in welcher sich eine sichtbare Genugthuung über die glanzvolle Art und Weise aussprach, mit der er das kurze Examen bestand.

„Ich glaube Dir, Hassan," entschied ich jetzt einfach. „Jetzt erzähle weiter! Also Du geleitetest eine Kaffila nach Zinder!"

„Von Bilma nach Zinder. Dort traf ich den Sihdi Emir. Er gab mir Alles, was ich brauchte, und sandte mich hierher, wo ich einen tapfern Sihdi aus Germanistan (Deutschland) finden würde, den ich zu ihm bringen soll."

„Wo soll ich ihn treffen?"

„Beim Bab-el-Ghud (Dünenthor), wo man aus den wandernden Sandhaufen in die Felsen des Serir (Steinwüste) gelangt. Hast Du gehört von den bösen Djinns (Geistern) der Wüste, Sihdi?"

„Ich kenne sie. Hast Du Angst vor ihnen, Hassan?"

„Angst? Hassan el Kebihr, der große Hassan fürchtet weder die Scheidans (Teufel) noch die bösen Djinns; er weiß, daß sie fliehen, wenn er den Surat en nas und den Surat el falak betet. Du aber bist ein Christ und kannst keinen Surat (Sure) beten, darum werden sie Dich verschlingen, wenn Du in das Serir kommst, wo sie wohnen."

„Warum hast Du da den Sihdi Emir nach dem Bab-el-Ghud gehen lassen? Sie werden ihn verschlungen haben, ehe wir ihn erreichen!"

Diese unerwartete Entgegnung brachte ihn doch in einige Verlegenheit, aber er wußte sich zu helfen.

„Ich werde für ihn beten!"

„Für einen Ungläubigen? Gut, Hassan, ich sehe, daß Du ein frommer Sohn des Propheten bist; bete auch für mich: für ihn den Surat en nas und für mich den Surat el falak, dann brauchen wir uns vor den Djinns der Wüste nicht zu fürchten. Ich werde aufbrechen morgen, wenn die Sonne sich erhebt."

„Allah akbar, Gott ist groß, Sihdi! Er kann Alles und darf Alles; der Mensch aber muß ihm gehorchen und darf keine Reise antreten zur Zeit der Morgenröthe. Die Zeit des Aufbruches ist drei Uhr Nachmittags oder das heilige Assr, zwei Stunden vor dem Abend."

„Du vergissest, Hassan, daß diese Zeit nur den Karawanen gilt; der einzelne Reisende aber kann gehen, wenn es ihm beliebt."

„Sihdi, Du bist wirklich ein großer und gelehrter Fakih (Gesetzkundiger), und ich beklage die Stunde, welche Dir einen Franken zum Vater und eine Christin zur Mutter gegeben hat. Ich sehe, daß Du ein Hafizh bist, der nicht allein den Kuran, sondern auch den Ilm teffir el Kuran auswendig kennt, und werde Dir treu und gehorsam sein und Dich führen, wohin Du willst!"

„Was hast Du für Thiere?"

„Keines, Sihdi. Ich ritt mit zwei Djemmels (Kameelen) von Zinder ab; das eine stürzte mir in der Tehama (flachen Wüste) und das andere war, als ich hier anlangte, so abgetrieben, daß ich es verkaufen mußte."

„So werden wir mit der Steppenpost von hier nach Batna gehen und von dort mit der Wüstenpost über den Djebel-bou-Rezal nach den achtzehn Oasen des Sibau, wo wir uns in Biskara mit guten Hedjihns (Reitkameelen) versehen können. Also halte Dich bereit, früh mit der Sonne aufzubrechen, und überzeugst Du mich bis Bab-el-Ghud von Deiner Tapferkeit, so werde ich mich nicht weigern, Dich Djezzar-Bei und el Kebihr zu nennen!"

„Meinst Du vielleicht, Sihdi, daß ich ein Tuschan (Hasenherz) bin? Ich fürchte weder den Löwen noch den Smum (Wüstenwind); ich fange die Assaleh (gefährlichste Schlange der Steppe) und den Vogel Strauß; ich jage die Gazelle und das Gnu, und ich tödte den Panther und den Skorpion. Wenn meine Stimme erschallt, so zittert Jedermann, und auch Du wirst mir den Namen nicht versagen, der mir gebührt. Sallam aaleïkum, Friede sei mit Euch!"

Nach einer tiefen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Madame Latréaumont trat abermals auf mich zu und faßte meine Hand.

„Also wirklich, Sie erfüllen unsere Bitte, Monseigneur, obgleich dieselbe so groß und so kühn ist? Und schon morgen wollen Sie fort, ohne zuvor unsere Gastfreundschaft zu genießen?"

„Madame, wir befinden uns in einer Lage, welche schnelles Handeln erfordert, und wenn Sie mir erlauben, werde ich Sie nach unserer Rückkehr um Ihre Gastfreundschaft ersuchen. Vielleicht gestatten Sie mir, bis dahin diejenigen meiner Effekten, welche ich nicht mitnehmen kann, bei Ihnen einzustellen!"

„Sûr, assurément, Monseigneur! Ich werde sofort nach dem Schiffe senden, um Alles, was — — —"

„Pardon, Madame, ich stieg bereits im Hôtel de Paris ab."

„Wirklich, das thaten Sie? Wissen Sie, Monseigneur, daß dies eine große Beleidigung für uns ist?"

Ich hatte einige freundliche Vorwürfe zu hören, dann wurde die Angelegenheit einem Diener übergeben. Eben war ich bereit, mich in das mir angewiesene Zimmer zurückzuziehen, als ein Araber gemeldet wurde, welcher mit Monseigneur zu sprechen wünsche. Der Mann wurde in meiner Gegenwart im Sprechzimmer empfangen.

Er war von langer, hagerer und sehniger Gestalt. Sein Burnus war außerordentlich mitgenommen; die aufgefransten Kameelhaarschnüre hingen ihm in Fetzen um die Kapuze, und jeder Zollbreit an ihm zeigte den echten Wüstensohn, der vor keiner Gefahr zurückbebt und jede Entbehrung mit Gleichmuth zu ertragen weiß.

„Sal — aaleïk —!" grüßte er mit stolzer Abkürzung der beiden Worte. Nicht die leiseste Neigung seines Hauptes ließ sich bemerken; der Kolben seines langen Gewehres klang mit rücksichtslosem Tone auf den Marmorfließen, und sein dunkles Auge flog mit einem Blick, in welchem sich die Ueberlegenheit des freien Mannes und Rechtgläubigen aussprechen sollte, von Einem zum Anderen.

„Sprechen Sie mit ihm, Monseigneur," raunte mir Latréaumont zu. „Es ist der Tuareg, welcher wegen Rénald bereits bei mir war."

Nichts konnte mir lieber sein, als daß der Bote gerade heute noch kam.

„Sal — aal —!" antwortete ich noch kürzer. Der Beduine gibt durch diese Art der Ausdrucksweise gern den Grad der Achtung zu erkennen, welche er dem Andern widmet. „Was willst Du?"

„Du bist nicht der, mit dem ich zu sprechen habe!"

„Du hast mit keinem Andern als mit mir zu reden!"

„Ich komme nicht zu Dir."

„So kannst Du wieder gehen!"

Ich drehte mich um. Auch die Andern wandten sich dem Ausgange zu.

„Sihdi!“

Ich schritt weiter.

„Sihdi!“ rief es dringlicher.

Ich wandte bloß den Kopf.

„Was noch?“

„Ich werde mit Dir sprechen!“

„So bemühe Dich, höflich zu sein, sonst sende ich Dich hinab auf die Straße. Wie ist Dein Name?“

„Ich heiße Mahmud Ben Mustafa Abd Ibrahim Jaakub Ibn Baschar.“

„Dein Name ist länger als Dein Gruß. Euer Prophet, der große Mohammed Ibn Abdallah el Haschemy sagt: „„Seid höflich auch mit den Ungläubigen und Feinden, damit sie Euren Glauben und die Kaaba achten lernen!““ Merke Dir das! Du bist ein Tuareg?“

„Ein Tuareg und Imoscharh.“

„Von welchem Stamme?“

„Hedjahn-Bei, der Karawanenwürger, erlaubt seinen Kriegern nicht, den Franken ihren Stamm zu nennen.“

Beinahe hätte mich ein kleiner Schreck erfaßt. Also Rénald war Gefangener des berüchtigten Hedjahn-Bei! Das war das Schlimmste, was ich erfahren konnte. Ich hatte selbst in der Ferne von diesem ebenso grausamen wie verwegenen Wüstenräuber gehört und wußte, daß er der Schrecken aller Karawanen sei. Niemand vermochte zu sagen, zu welchem Stamme er eigentlich gehöre; die ganze, weite Wüste war sein Jagdgebiet. Von der algerischen Steppe bis hinunter zum Sudan und von den ägyptischen Oasen bis hinüber nach Wadan und Walada in der westlichen Sahara war sein Name bekannt. Bald hier, bald dort auftauchend, war er stets eben so schnell verschwunden, wie er gekommen war; doch stets und überall kostete sein Erscheinen Opfer an Gütern und Menschenleben. Er mußte geheime Aufenthaltsorte haben, die über die ganze Sahara zerstreut lagen; er mußte Agenten besitzen, die ihm von jeder bedeutenden Kaffila Nachricht brachten und ihm behülflich waren, die geraubten Güter an den Mann zu bringen. Aber seine Person und seine Thaten waren in so geheimnißvolles Dunkel gehüllt, daß eine Aufklärung bisher unmöglich gewesen war. — Ich hielt es für gerathen, gegen seinen Boten so zu thun, als ob ich noch gar nichts von ihm gehört habe.

„Hedjahn-Bei? Wer ist das?“

„Kennst Du den Karawanenwürger nicht? Ist Dein Ohr taub, daß Du noch nichts von ihm vernommen hast? Er ist der Herr der Wüste, fürchterlich in seinem Zorne, gräßlich in seinem Grimme, schrecklich in seinem Hasse und unüberwindlich im Kampfe. Der junge Ungläubige ist sein Gefangener.“

Ich lachte.

„Unüberwindlich im Kampfe? So kämpft er wohl nur mit dem kleinen Schakal und der feigen Hyäne! Kein Franke fürchtet sich vor ihm und seiner Gum. Warum gibt er den Gefangenen nicht frei? Hat er nicht zweimal Lösegeld erhalten?“

„Die Wüste ist groß, und der Hedjahn-Bei hat viele Männer, welche Kleider, Waffen und Zelte brauchen.“

„Der Karawanenwürger ist ein Lügner und Betrüger. Sein Herz kennt nicht die Wahrheit, und seine Zunge ist falsch; sie hat zwei Spitzen wie die Zunge der Schlange, der man den Kopf zertritt. Mit welcher Botschaft sendet er Dich?“

„Gib uns Burnus und Schuhe, Waffen und Pulver, Spitzen für unsere Speere und Tücher für unsere Zelte!“

„Ihr habt bereits zweimal erhalten, was Du begehrst. Du wirst nicht den Zipfel eines Tuches und nicht ein Körnchen Pulver mehr erhalten!“

„So stirbt der Gefangene!“

„Der Hedjahn-Bei gibt ihn nicht los, auch wenn er erhält, was er von uns fordert.“

„Er wird ihm seine Freiheit schenken. Der Würger der Karawanen ist gnädig, wenn er den Preis erhält.“

„Wie viel fordert er?“

„So viel, als er bereits erhalten hat.“

„Das ist viel. Du willst die Waaren mitnehmen?“

„Nein. Du wirst sie ihm senden wie die beiden andern Male.“

„Wohin?“

„Nach dem Bab-el-Ghud.“

Das war ja derselbe Ort, nach welchem mich Emery bestellt hatte! War dies Zufall oder wußte er, daß der Räuber sich dort befinden würde?

„Werden wir den Gefangenen dort treffen und gegen das Lösegeld erhalten?“

„Ja.“

„Sagst Du die Wahrheit?“

„Ich lüge nicht!“

„Du hast bereits zweimal Ja gesagt und doch gelogen. Schwöre es mir!“

„Ich schwöre es!“

„Bei der Seele Deines Vaters?“

„Bei — der Seele meines — — Vaters!“ stieß er zögernd hervor.

„Und beim Barte des Propheten!“

Jetzt wurde er vollständig verlegen.

„Ich habe geschworen; das ist genug!“

„Du hast geschworen bei der Seele Deines Vaters, die nicht mehr werth ist, als die Deinige. Für Beide zusammen gebe ich nicht eine einzige Sisch oder Bla halef (verkrüppelte Dattel), und ein Schwur bei ihnen ist kein Sandkorn werth, deren doch die Wüste voll ist vom Aufgang bis zum Niedergang. Schwörst Du beim Barte des Propheten?“

„Nein!“

„So ist Dein Wort wieder Lug und Trug, und Du wirst die Sterne der Wüste nicht wieder sehen.“

Sein Auge leuchtete auf.

„Wisse, Ungläubiger, daß die Seele des Gefangenen zur Tschehennah (Hölle) fahren wird, wenn ich nicht bis zur rechten Zeit beim Hedjahn-Bei eingetroffen bin; dieses schwöre ich Dir allerdings beim Barte des Propheten, der seine Gläubigen zu schützen weiß!“

„Dann wird Deine Seele ihr vorangehen, und die Gebeine des Karawanenwürgers und seiner Gum werden bleichen im Sonnenbrande, das schwöre ich Dir bei Jesus, dem Sohn Mariens, den Ihr Isa Ben Marryam nennt, und der mächtiger und größer ist als Mohammed; denn Ihr selbst sagt, daß er sich einst auf die Moshia (Moschee) der Ommijaden zu Damaskus niederlassen wird, um zu richten alle Kreaturen der Erde, der Luft und des Wassers!“

Er warf den Kopf empor und fuhr sich mit den Nägeln der geöffneten Rechten rasch unter den Bart, bei den Beduinen die Geberde der vollständigsten Verachtung.

„Ihr werdet Alles bringen, was wir verlangen! Ich war zweimal bei Euch, und Ihr habt es nicht gewagt, Eure Hände an den Gesandten des Hedjahn-Bei zu legen; Ihr werdet es auch heute nicht thun. Hundert Männer wie Du vermögen nicht, ihn zu besiegen, und tausend Männer Deines Gleichen werden seine Gum nicht überwinden, denn Du bist — ein Giaur!“

Ich trat sofort mit erhobener Faust auf ihn zu.

„Ist Dein Kopf leer und Dein Geist verdorrt, daß Du es wagst, mir dieses Wort zu sagen, Du, der Du nichts bist als ein Kelb (Hund), den man zur Erde schlägt?!“

Er ließ sofort die Flinte zur Erde gleiten und erhob die beiden Arme. An jedem Handgelenke hing ihm ein scharfes, spitzes Kussa (Messer) von wohl acht Zoll Klingenlänge. Während der gewöhnliche Beduine nur ein solches Messer trägt, führt der Wüstenräuber deren zwei, welche er in der Weise gebraucht, daß er den Feind umarmt und ihm die beiden Klingen dabei in den Rücken stößt. Mein Tuareg hielt sich zu demselben Verfahren bereit.

„Willst Du das Wort widerrufen?“ frug ich.

„Ich sage es noch einmal, Giaur!“

„So falle nieder vor dem Giaur!“

Noch ehe er eine Bewegung machen konnte, traf ihn meine Faust auf die Stirn; er knickte zusammen und sank besinnungslos zu Boden. Es war dies ganz derselbe Jagdhieb, wegen dessen mich Emery Bothwell zuweilen „Old Shatterhand“ (Schmetterhand) genannt hatte.

„O mon dieu!“ kreischte Madame auf, „Sie haben den Mann erschlagen; er ist todt, vollständig todt!“

Mademoiselle lag in halber Ohnmacht auf dem Divan, neben welchem sie gestanden hatte, und Latréaumont war sprachlos und machte ein Gesicht, als ob der Blitz grad vor ihm in den Boden gefahren sei.

„Keine Sorge, Madame," tröstete ich; „dieser Gesell lebt noch, wenn ihm auch die Besinnung für einige Zeit abhanden gekommen ist. Ich kenne meine Faust genau; wäre es meine Absicht gewesen, ihn zu tödten, so hätte ich ein wenig weiter ausgeholt."

Diese Worte brachten den erschrockenen Franzosen wieder zu Athem.

„Aber Sie sind ja ein Gigant, ein wahrer Goliath, Monseigneur! Bei mir hätte es wenigstens einiger hundert Hiebe bedurft, um diesen Mann par terre zu bringen!"

Das kleine Männchen, welches mir kaum bis zur Schulter reichte und die Hände eines Kindes besaß, hatte jedenfalls Recht. Er hätte wohl Monate lang auf dem Schädel des Tuareg herumhämmern können, ohne ihm einigermaßen wehe zu thun.

„Bitte, Monseigneur," erwiederte ich, „sorgen Sie dafür, daß dieser Beduine gebunden und der Polizei überliefert werde! Ihre Gewalt reicht zwar nicht bis in die Wüste; hier aber wird sie sich Ihnen gern zur Disposition stellen."

Er sah mich ganz überrascht an.

„Ist das Ihr Ernst, Monseigneur?"

„Gewiß!"

„Mon ciel, das dürfen wir doch nicht thun, denn dann wird der fürchterliche Hedjahn-Bei unsern armen Rénald tödten! Ich glaube vielmehr, daß dieser gräßliche Hieb schon ein ganz außerordentliches Wagniß ist!"

„Ich werde Ihnen meine Gründe erklären, ersuche Sie aber dringend, bis dahin so zu handeln, wie ich es von Ihnen erbitte. Oder sagten Sie nicht vorhin, daß ich im Besitze Ihres vollständigen Vertrauens sei?"

„Gewiß, gewiß, Monseigneur. Ich stehe ja schon im Begriffe, die Dienerschaft zu rufen!"

Er eilte nach dem Klingelzuge, und auf den ungewöhnlich lauten Ton der Glocke kam die sämmtliche disponible Domestikenschaft herbei gestürzt.

„Bindet diesen Menschen und werft ihn in ein festes Gewölbe, bis die Polizei kommt, um ihn abzuholen!" befahl der Hausherr mit einer Miene, als sei er es gewesen, der den „gräßlichen Hieb" geführt hatte.

Man stürzte sich mit echt südlicher Lebhaftigkeit auf den Besinnungslosen, und in zwei Augenblicken war er mit allen möglichen Dingen, die einstweilen als Fesseln dienen konnten, so eng zusammengeschnürt, daß ihm nach seinem Erwachen sicherlich keine Bewegung möglich war. Dann faßten acht eifrige Hände den Gefangenen, um ihn fortzuschleifen.

Ein einziger von den Dienern war am Eingange stehen geblieben, ohne sich an den Bemühungen der Andern zu betheiligen. Er war eine untersetzte, breitschulterige Figur und hatte ein Gesicht, welches mir zu der morgenländischen Kleidung, welche er trug, gar nicht recht zu passen schien. Als er den Aufwand von Kräften bemerkte, mit welchem die andern Vier den Tuareg nach der Thür zogen, trat er heran und schob sie bei Seite.

„Maschallah tausend Schwerebrett, is des aan Gezieh' und aan Gezerr'! Packt Euch fort, Ihr Nixnutz' Ihr, denn dos bring' ich halt ganz allein fertig!"

Ein Ruck, ein kräftiger Schwung, und er hatte den Tuareg auf die Achsel geworfen.

Vor Freude über die so unerwarteten deutschen Laute ließ ich ihn fast aus dem Zimmer laufen, ohne ihn nur zurück zu halten.

„Halt!" rief ich, als er bereits die Thür geöffnet hatte. „Du bist ein Deutscher?"

Im Nu hatte er sich trotz seiner Last zu mir herumgedreht. Sein breites, ehrliches Gesicht glänzte von einem Ohre bis zum andern.

„Dos will ich wohl meinen, Herr! Sie wohl auch?"

„Allerdings. Wo bist Du daheim?"

„Ich bin zu Hauf' in Kaltenbrunn bei Staffelstein."

„Also in Bayern. Aber Dein Dialekt ist ein anderer als der in der Gegend von Staffelstein, wo ich ein so gutes, laufiges Bier getrunken habe!"

„Ja, Herr, dos is — — aber da habt Ihr halt den Kerl wieder! Schleift ihn meinetweg'n, wohin Ihr wollt!" unterbrach er sich, indem er den Tuareg zur Erde gleiten ließ. Dieser wurde hinausgeschafft, der Landsmann aber wandte sich wieder zu mir und reichte mir treuherzig die Hand. „So, itzt hab' ich halt nun die Händ' wieder frei. Grüß' Gott, Herr, in Afrika! Ja, in Staffelstein, da gibt's aan Bier, aan Bier, sag' ich, dos läuft wie die Maus in's Loch; drum ist's ganz richtig, wenn Sie sag'n, daß es laufig is. Also dort gewes'n sind Sie? Na, dos is halt schön; dos is halt prächtig! Und an meiner Sprach' is halt Niemand Schuld als die Leut' aus Baden und der Rheinpfalz hier, die mir den Staffelsteiner Dialekt halt ganz verdorben hab'n."

„Es sind Süddeutsche hier?"

„Satt und genug, Herr. Sie sind drauß'n auf dem Dorf Dely Ibrahim bei El Biar, wo's Trappistenkloster is. Aber wo sind denn Sie zu Hauf'?"

„Ich bin ein Sachse."

„Maschallah tausend Schwerebrett, aan Nachbar von daheim! Darf ich halt frag'n, wie lange Sie noch hier bleiben werd'n?"

„Morgen früh reise ich wieder ab."

„Schon! Wohin denn, wenn's erlaubt sein wird?"

„In die Sahara."

„In die Sand- und Mördergrube? Aan Stück bin ich schon d'rin gewes'n, nämlich in Farfar, und hab' schon lang wieder 'mal hineingewollt. Maschallah, Herr, darf ich halt mit?"

Diese Frage kam mir nicht unwillkommen. Einen Diener mußte ich haben, und ein Deutscher war mir auf alle Fälle lieber als jeder Andere.

„Gingst Du wirklich mit?"

„Auf der Stell' und mit Plaisir!"

„Kannst Du reiten?"

„Reiten? Wie der Teufel, Herr! Ich bin ja mit der Fremdenlegion herüberkommen und hab' halt bei den Chasseurs d'Afrique gestand'n."

„Verstehst Du Arabisch?"

„Grad was gebraucht wird, ja."

„Was warst Du früher?"

„Schreiner. Hab' auch was Tüchtiges gelernt, Herr, besonders das Dreinschlag'n. Nachher bin ich halt in die weite Welt 'gangen und unter die Legion gerath'n, hol' sie der Kukuk! Dann hab' ich in Dely Ibrahim gearbeitet, bis ich hier den Dienst erhalt'n hab'. Fragen Sie den Herrn; er wird halt zufried'n mit mir sein!"

„Du gehst mit. Ich werde Dir seine Erlaubniß auswirken!"

„Maschallah tausend Schwerebrett, dos is ja, als hätte heut' das Christkind bescheert! Geht auch der große Hassan mit, der den langen Namen hat?"

„Ja. Er wird unser Führer sein."

„Juch! Der gefällt mir schon! So lange er da is, hat's zwischen ihm und mir halt nix gegeben als Luft und Katzbalgerei. Ich geh' mit; ich geh' halt mit; drauf können Sie sich verlassen, Herr! Juch, Maschallah!"

Mit der Zunge und allen zehn Fingern schnalzend, sprang er in die Höhe und fuhr zur Thüre hinaus. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

2. Assad-Bei, der Heerdenwürger.

Die Steppe! —

Im Süden des Atlas, des Gharian und der Gebirge von Derna liegt sie, von welcher Freiligrath so treffend sagt:

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, dem grauft.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere
Wie eine leere Bettlerfauft.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen,
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand,
Die Spur, in der die Büffel traben —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand."

Von dem Gebiete des Mittelmeeres sich bis zur Sahara erstreckend, also zwischen dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit, der Civilisation und dem Zeichen der Unfruchtbarkeit, der Barbarei, bildet sie eine breite Reihe von Hochebenen und nackten Höhenzügen, deren kahle Berge wie die klagenden Seufzer eines unerhörten Gebetes aus traurigen, öden Flächen emporsteigen. Kein Baum, kein Haus! Höchstens ein einsames, halb verfallenes Karawanserai bietet dem Auge einen wohlthätigen Ruhepunkt, und nur im Sommer, wenn ein armseliger Pflanzenwuchs den sterilen Boden durchdringt, wandern einige Araberstämme mit ihren Zelten und Heerden zur Höhe, um ihren mageren Thieren eine kaum genügende Weide zu bieten. Im Winter aber liegt die Steppe vollständig verlassen unter der Decke des Schnee's, welcher auch hier trotz der Nähe der glühenden Sahara mit seinen Flockenwirbeln über die erstorbene Einöde fegt.

Nichts ist rundum zu schauen als Sand, Stein und nackter Felsen. Kieselbruch und scharfes Geröll bedeckt den Boden, oder wandernde Ghuds (Dünen) schleichen sich, von dem fliegenden Sande genährt, Schritt um Schritt über die traurige Fläche, und wo sich irgend einmal ein stehendes Gewässer zeigt, da ist es doch nur ein lebloser Schott, dessen Wasser in seinem Becken liegt, wie eine todte Masse, aus welcher jeder frische, blaue Ton verschwunden ist, um einem starren, unbelebten und schmutzigen Grau zu weichen. Diese Schotts vertrocknen während der Sommerhitze und lassen dann nichts zurück als ein mit Steinsalz geschwängertes Bett, dessen stechende Reflexe den Nerv des Auges tödten.

Einst hat es auch hier Wälder gegeben; aber sie sind verschwunden, und nun fehlen die segensreichen Regulatoren der feuchten Niederschläge. Die Betten der Bäche und Flüsse, Wadis genannt, ziehen sich im Sommer als scharfe Einschnitte und wilde, felsige Schluchten von den Höhen herab, und selbst der Schnee des Winters vermag ihr grausiges Gewirr nicht genugsam zu verhüllen. Schmilzt er aber unter der Wärme der plötzlich eintretenden heißen Jahreszeit, so stürzt sich die brausende, tobende und donnernde Wassermasse ganz unvorhergesehen mit weithin hörbarem Brüllen zur Tiefe und vernichtet Alles, was nicht Zeit findet, die schleunige Flucht zu ergreifen. Dann faßt der Beduine an die neunundneunzig Kugeln seines Rosenkranzes, um Allah zu danken, daß er ihn nicht dem Wasser begegnen ließ, und warnt die Bedrohten durch den lauten Ruf: „Flieht, Ihr Männer, der Wadi kommt!"

Durch diese zeitweilige Fluth und die stehenden Wasser der Schotts werden an den Ufern der See'n und Wadis dornige Sträucher und stachelige Mimosen hervorgelockt, welche die Kameele vermöge ihrer harten Lippen benagen können, unter deren Schutze aber auch der Löwe und der Panther schlafen, um von ihren nächtlichen Razzias auszuruhen. —

Wie vorher bestimmt, war ich am andern Morgen mit Hassan, dem Kubbaschi, und Josef Korndörfer, dem Staffelsteiner, von Algier abgereist. Wirklich hatten wir bis Batna die Steppenpost benützt; hier aber stellte sich unserer Weiterfahrt ein unerwartetes Hinderniß entgegen.

Noch war mir die wahrhaft halsbrecherische Fahrt mit einem italienischen Vetturino von den Alpen nach Italien hinunter im Gedächtnisse; noch klang mir das haarsträubende „Allegro, allegrissimo!" welches er stets gerufen hatte, wenn ich ihn bat, langsamer und vorsichtiger zu fahren, in die Ohren; die alte Carrette wurde von den im Galopp bergab stürmenden Pferden am Rande grausiger Abgründe dahin und um scharfe Felsenkanten herum gerissen, als habe ich meine Reise nur unternommen, um in der Tiefe irgend einer Gebirgsschlucht zerschmettert zu werden; und als ich endlich wohlbehalten die Ebene erreichte, war es mir, als sei ich einer Gefahr entronnen, gegen welche es für mich weder Wehr noch Waffe gegeben hatte.

Was aber war selbst diese Allegrissimo-Tour gegen eine Reise mit der Steppenpost! Die Diligence bestand aus einem Wagen mit Interieur, Coupé und Blanquet und war mit acht Pferden bespannt, von denen zwei vorn und dann je drei neben einander gingen. Von einer Straße gab es keine Spur; die Fahrt ging immer in gestrecktem Laufe durch Löcher, über halsbrecherische Flußbetten, steile Pässe hinan, jähe Abhänge hinunter, und alle Augenblicke waren wir gezwungen, auszusteigen, um in rührender Geduld unsere Kräfte mit denen der unglücklichen Pferde zu vereinen, wenn es galt, den Wagen aus einem Loche herauszuarbeiten oder über eine Steilung hinwegzubringen, die selbst für einen Fußgänger beschwerlich gewesen wäre. Ich fühlte mich schon nach den ersten Stunden wie gerädert; Korndörfer raisonnirte ein „Maschallah" nach dem andern, und Hassan el Kebihr gab sich mit allen Kräften denjenigen interessanten Zerstreuungen hin, welche gewöhnlich mit der Seekrankheit verbunden zu sein pflegen. Der gute Araber vom berühmten Stamme der Kubabisch und dem Ferkah en Nurab hatte noch nie in einem Wagen gesessen; ich mußte unwillkürlich an seine grandiose Versicherung denken: „Die Steppe bebt, und die Sahel erzittert, wenn Djezzar-Bei erscheint!" Jetzt bebte und zitterte er an allen Gliedern in der Steppe, und es war ihm anzusehen, daß es ihm ganz fürchterlich „giaur" zu Muthe sei.

Sein Grimm über diesen unwürdigen Zustand machte sich erst in Batna Luft.

„Allah kerihm, Gott ist gnädig und ihm sei Dank, daß mich meine Haut zusammengehalten hat! Ist denn Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli ein Blutegel, daß er wieder von sich geben muß, was er genossen hat? Ich schwöre es beim Barte des Propheten, daß Hassan el Kebihr nie wieder in ein Räderhaus steigen wird, wo ihm zu Muthe wird, als ob er unter die Haschasch (Haschischraucher) gehöre! Djezzar-Bei, der Menschenwürger, hat seine Heimath im Serdj (Sattel); Du wirst ihn nur nach Bab-el-Ghud bringen, Sihdi, wenn Du ihm erlaubst, zu reiten!"

„Hassan hat Recht, Herr," stimmte der Staffelsteiner bei. „Maschallah tausend Schwerebrett, war dos aan Gerumpel und Gerassel in der alt'n Bude, die sie Diligence schimpfen! Ich fahr' mit acht Pferden und soll halt noch selber Vorspann thun? Dos hält kaan Mensch nit aus! Ich wär Chasseur d'Afrique und will lieber die ärgste Bestie reiten als noch 'mal in die Bud' hinein schau'n!"

Ich mußte den beiden erbitterten Passagieren Recht geben, zumal ich mich bereits entschlossen hatte, auf die weitere Benutzung der Diligence zu verzichten. Ein Aufenthalt in Batna war mir nicht gestattet, und so engagirte ich einen Beduinen, mich und meine zwei Begleiter auf Pferden nach Biscara zu schaffen, wo ich mir Kameele zur Weiterreise kaufen wollte. Er aber rieth mir, dies nicht zu thun, sondern mit ihm über das Auresgebirge nach einem arabischen Duar (Zeltdorf) zu gehen, wo ich bessere und zugleich billigere Kameele finden werde, als in Biscara.

Ich ging auf seinen Vorschlag ein, behielt mir aber vor, das Gebirge über den Fuhm-es-Sahar (Mund der Wüste) zu erreichen, um so lange wie möglich dem gewöhnlichen Reisewege folgen zu können. Ich konnte mir allerdings denken, daß ich im Duar frische und ungeschwächtere Thiere erhalten werde, als in der Stadt, wo vielleicht nur abgetriebene zu finden waren, die man nothdürftig wieder aufgefüttert hatte; doch gab es noch einen Grund, welcher mich bestimmte, der Ansicht des Führers zu folgen. In den wilden Thälern des Auresgebirges nämlich ist der Löwe keine Seltenheit, und wenn ich auch wegen der Eile, mit welcher wir reisten, keine Hoffnung hatte, mit dem König der Thiere persönlich zusammenzutreffen, so war es doch vielleicht möglich, seine Spur zu sehen oder gar seine Stimme zu hören. Uebrigens war eine kleine Ewigkeit vergangen, seit ich den letzten Schuß gethan hatte, und ich fühlte eine wirkliche Sehnsucht, den Klang meiner Büchse wieder zu vernehmen und irgend ein jagbares Geschöpf auf das Korn zu nehmen. Zwischen den Bergen bot sich dazu jedenfalls die Gelegenheit, und ich suchte daher meinen Büffeltödter und den Henrystutzen hervor, die ich nebst Revolver und Bowiemesser in Front-Street, St. Louis, gekauft hatte, wo, wie jeder Jäger weiß, die besten und zuverlässigsten Waffen der Welt zu haben sind.

Wir waren der Diligence voraus und gaben ihr auch keine Gelegenheit, uns einzuholen. Die Pferde, welche wir ritten, gehörten zu jener kleinen Berberrasse, deren brave Leistungen in keinem Verhältnisse zu ihrer Größe stehen. Wir saßen bereits zwölf Stunden im Sattel, und dennoch trabten sie in der Richtung, welcher wir noch vier volle Stunden zu folgen hatten, ganz unverdrossen dahin, und selbst das Grauschimmelchen, von dessen niederem Rücken die unendlichen Beine des „großen Hassan" beinahe bis zur Erde niederhingen, schien sich aus seiner schweren Last nicht viel zu machen und blieb um keinen Schritt breit hinter uns zurück.

Vor und um uns lag die Steppe in gelblichem Lichte. So weit das Auge reichte, war das Plateau vollständig kahl und leer, aber diese Landschaft zeigte heute eine seltene und lebensvolle Staffage. Der Fuhm-es-Sahar, der Mund der Wüste, hatte sich geöffnet, um zahlreiche beduinische Hirten über die Steppe zu speien, welche ihre Heerden den Wadis und Schotts zutrieben, um den spärlichen Pflanzenwuchs abzuweiden. Auf schnellen Pferden, mit wehendem Burnus und schimmernden Lanzen ihre Kameele und Schafe umreitend, zogen sie, gefolgt von ihren Frauen und Kindern, welche auf bunt bedeckten Dromedaren saßen, nach allen Richtungen über die Ebene dahin und brachten auf das ungewohnte Auge den Eindruck einer Phantasmagorie hervor, die einen halb wachen und halb träumenden Geist gefangen hält.

Von jetzt an traten die Höhenzüge, welche die weite Fläche begrenzten, näher an einander und schoben sich endlich zu einem immer enger werdenden Felsenthale zusammen. Der Blick, welcher bisher in die unendlich scheinende Weite zu schweifen vermochte, wurde von kahlen, nackten Abhängen festgehalten, welche beinahe senkrecht aus der Thalsohle emporstiegen. Wir ritten zwischen ihnen und Abgründen, in deren unterster Tiefe das Auge das graugelbe Wasser eines reißenden Bergstromes erblickte, über welchen wir, nach abwärts gerichtetem Ritte bei ihm angelangt, drei- bis viermal setzen mußten. Es war der Wed-el-Kantara, in dessen Fluthen Jules Gérard, der kühne Löwenjäger, seinen Tod gefunden hatte. An der Stelle, wo er in den Fluß gegangen war, hatte ihm eine vorüberziehende Abtheilung französischer Truppen aus aufgehäuften Steinen ein einfaches Monument errichtet. Ich ließ halten.

„Hast Du von Gérard, dem Löwentödter, gehört, Josef?" frug ich den Staffelsteiner.

„Versteht sich, Herr!" antwortete er. „Er war aan Franzos' und is endlich halt in das Wasser gestürzt und drin elend versoff'n."

„Kennst Du den Emir-el-Areth, den „Herrn des Löwen" Hassan?" frug ich auch den Kubbaschi.

„Er war ein Ungläubiger, aber beinahe so tapfer wie Hassan el Kebihr," antwortete er stolz. „Er hat den „Herrn mit dem dicken Kopf" (den Löwen) des Nachts und ganz allein aufgesucht, um ihn zu tödten; aber der Wangil-el-Uah (König der Oasen) hat ihn doch noch zerrissen und verzehrt, denn er war kein Moslem, sondern ein Mann aus dem Darharb (nicht muselmännisches Land)."

„Du irrst, Hassan. Der Emir-el-Areth wurde nicht von dem Löwen zerrissen, der eher hundert Moslemin als einen Christen erwürgt, sondern er starb hier in den Fluthen des Wed-el-Kantara, und seine Brüder haben ihm dieses Denkmal erbaut. Nehmt Eure Gewehre, Ihr Männer; ihre Stimmen sollen seinem Geiste verkünden, daß der Wanderer den Gebieter des „Herrn mit dem dicken Kopfe" kennt!"

„Soll meine Büchse zu den Ohren eines Geistes klingen, der den Er-Raït nicht kennt, Sidhi?" frug Hassan.

„Auch der Christ lebt im Er-Raït (Anblick Gottes), wenn er gestorben ist, Hassan, denn Gott ist überall, auf allen Sternen und in allen Himmeln. Oder spricht nicht Dein Prophet von Aissa (Jesus) und Marryam, Imrams Tochter (die heilige Jungfrau), die im Himmel wohnen und Gott sehen von Angesicht zu Angesicht?"

„Sihdi, warum bist Du nicht ein Sayd (Abkömmling von Hassan und Hosseïn)! Du kennst den Fuhm-el-Kuran (Mund des Korans), die Haud-el-Ard (Rinnen der Erde) und die Battu-el-Djinne (Berge des Paradieses). Deine Stimme ist wie die Stimme des Khatib (Vorbeter in der Moschee), die nur die Wahrheit spricht. Ich werde thun, was Du von mir forderst!"

Aus vier Läufen — denn auch der Führer fügte sich in meinen Willen — erklang eine dreimalige Salve zu Ehren des Löwenjägers, ein von den Felswänden wiederhallender Todtengruß, welchen ein „Rifleman" dem andern brachte; dann ging der Ritt weiter nach dem Paß von Kantara.

Hier traten die Steinwände bis an die Ufer des Flusses heran, der die ganze Breite des Engpasses ausfüllte. Wir mußten fast eine Viertelstunde lang in den schäumenden Wellen reiten und gelangten dann in einen Thalkessel von wild-großartigem Charakter.

Steil, schroff und himmelhoch stiegen die schwarzgelben Schieferwände, an dem Fuße mit wirren Steinmurren bedeckt, ringsum empor und bildeten im Süden mit einer gigantischen Felsenmauer eine kolossale Schlucht, die einer klaffenden Wunde im Haupt des Gebirges glich.

Das war der Fuhm-es-Sahar; er führte hinab nach den Oasen des Siban. Die schroffen Felsen zur Rechten gehörten den Höhenzügen des Auresgebirges an; die dunklen Schieferwände zur Linken bildeten den Anfang des Dschebel-Sultan. Zwischen ihnen lag das Karawanserai El Kantara, wo wir für die Nacht Einkehr hielten.

Der Seraidschi (Wirth) bereitete uns einen echt türkischen Kawuah (Kaffee), und nachdem wir unser frugales Abendbrod verzehrt hatten, wurden die Pfeifen angebrannt, und ich lehnte mich zurück, um den Gesprächen der anwesenden Reisenden zu lauschen, welche außer uns und zwei von Tolga kommenden Juden sämmtlich Araber waren, deren Weg sich hier am „Munde der Wüste" begegnete.

Der Hauptsprecher war mein guter Hassan el Kebihr, welcher sich die größte Mühe gab, seinen Zuhörern einzuprägen, daß er Djezzar-Bei, der Menschenwürger, genannt werden müsse. Josef Korndörfer dagegen saß still neben mir und hielt, gelangweilt, seine Augen geschlossen. Nur zuweilen öffnete er sie, und dann vernahm ich entweder einen müden Seufzer oder ein zorniges Maschallah über die Selbstverherrlichung des Kubbaschi vom Ferkah en Nurab.

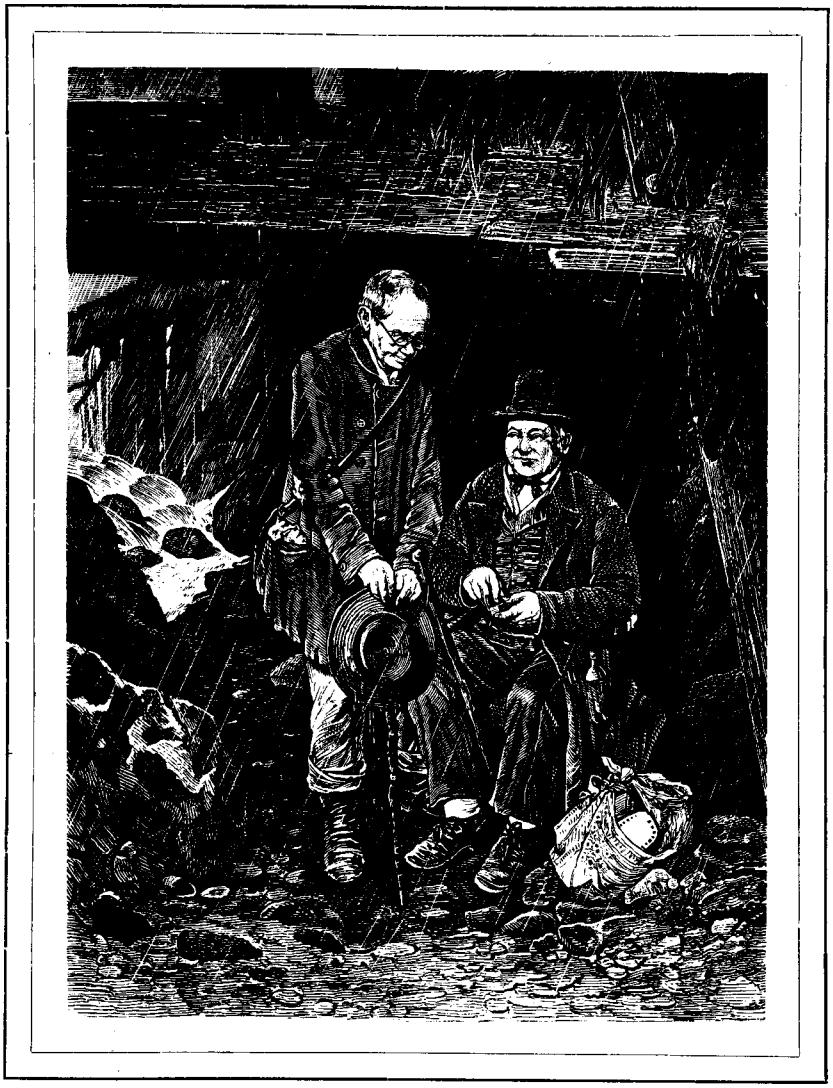
Da kam die Rede auf einen Gegenstand, der mich außerordentlich interessirte. Der Seraidschi besaß nämlich eine kleine Hammelheerde, von welcher, obgleich er sie während des Nachts in der Nähe des Serai eingepfercht hielt, schon einige Nächte hinter einander sich der Panther jedesmal ein Stück ohne Bezahlung geholt hatte.

„Seraidschi!" befahl ich.

„Sihdi!" antwortete er, näher tretend.

„Weißt Du gewiß, daß es ein Panther war?"

„Ja, Sihdi. Ich habe seine Spur gesehen. Sie ist groß und scharf; es ist ein Weibchen, das Allah verdammen möge! Ich bin ein armer Kawedschi (Kaffeewirth) und habe nur dreiundzwanzig Schafe. Kann die Mörderin nicht zu einem Reicheren



Vom Regen in die Traufe. Gemalt von J. Hintze.

gehen? Ein Männchen würde die Heerde eines Armen nicht berauben!"

Der zornige Moslem schien von dem Rechts- und Schicklichkeitsgefühle des weiblichen Theils des Thierreiches keine allzu galante Meinung zu hegen.

„Warum tödtest Du sie nicht?" frug ich ihn.

„Das Weib des schwarzen Panthers tödten, Sihdi? Weißt Du nicht, daß unter ihrem Felle der Scheidan (Teufel) wohnt, der Jeden zerreißt, der es beschädigen will?"

„Und weißt Du, daß unter Deiner Haut el Schubak wohnt, der Satan der Angst, der Dein Herz verschlungen und Dein Blut getrunken hat? Du bist ein Gläubiger und fürchtest Dich vor einem Weibe? Allah schütze Dein Haus, sonst kommt die Sultana des Panthers in's Serai, um auf Deinem Divan zu schlafen und aus Deinem Schädel Kawuah zu trinken!"

„Sie wird meine Heerde verspeisen, aber meinem Hause fern bleiben, Sihdi! Weißt Du nicht, daß vor jedem wilden Thiere geschützt ist, wer täglich dreimal das Surat el ikhlass betet?"

„Das Surat el ikhlass ist gut, denn der Prophet hat es Euch gelehrt, und so lange Du es täglich dreimal betest, hat Dich die schwarze Katze noch nicht gefressen; ich aber habe ein Surat, welches mächtiger ist, als alle Ayat Eures heiligen Buches; es vernichtet jeden Feind, wenn ich es bete."

„Sage es mir vor, damit ich es beten lerne, Sihdi!"

„Nicht vorsagen, sondern zeigen werde ich es Dir!"

Ich nahm meine Büchse und schlug auf ihn an.

„Dies ist mein Surat gegen alle Feinde."

Er sprang erschrocken zur Seite.

„Be issm billahi radjal, um Gottes willen, auf, Ihr Männer, flieht! Dieser Sihdi hat den Verstand verloren. Er hält seine Flinte für das Surat el ikhlass und will uns ermorden!"

Ich legte die Büchse wieder zur Seite.

„Bleibt ruhig sitzen, Ihr Männer! Mein Verstand ist noch bei mir, denn ich halte das Weib des Panthers nicht für einen Scheidan, sondern für eine Katze, die ich mit meinem Surat tödten werde." Und mich erhebend, fügte ich hinzu: „Seraidschi, zeige mir die Hürde, in welcher sich Deine Schafe befinden!"

„Bist Du toll, Sihdi, daß Du verlangst, ich soll mit Dir zur Hürde gehen? Die Nacht ist finster, und dieses Weib des Panthers kommt nicht gegen den Morgen, wie die anderen Thiere, welche Fleisch stehlen, sondern sie naht stets um Mitternacht. Sie mag meine Schafe fressen, mich aber soll sie nicht zerreißen!"

„So beschreibe mir den Ort, wo ich die Hürde finde!"

„Du findest sie hundert Schritte vom Serai, grad gegen Norden, wo die Steine liegen."

Ich hing die Büchse über und griff zum Henrystutzen. Das Messer stack bereits im Gürtel. Mit dem Stutzen hatte ich zwar keinen so weiten und sichern Schuß, wie mit dem Büffelrohre, aber er war mir nöthig, wenn der Büchsenschuß ja nicht sofort tödtlich sein sollte.

Ich hatte kaum den Fuß erhoben, so sprang Hassan auf.

„Allah akbar, Gott ist groß, Sihdi; er kann den Löwen tödten und den Panther vernichten. Du aber bist ein Mensch, dessen Fleisch den Katzen schmeckt. Bleib hier, sonst verzehren sie

Dich und wir finden am Morgen nichts von Dir, als die Sohlen Deiner Schuhe!"

„Du wirst am Morgen nicht nur die Schuhe, sondern auch den Mann unverletzt sehen, der sie trägt. Nimm Deine Waffen und folge mir!"

Der große Mann sprang erschrocken zurück; er spreizte alle zehn Finger aus und hielt sie mir mit ausgestreckten Armen abwehrend entgegen.

„Hamdullilah, Preis sei Gott, daß ich am Leben bin; ich werde es nie einem wilden Thiere schenken!"

„Fürchtet sich Hassan el Kebihr vor einer Katze?"

„Ich bin Djezzar-Bei, der Menschenwürger, aber nicht Hassan, der Pantherfresser, Sihdi. Verlange, daß ich gegen hundert Feinde kämpfe: ich werde sie alle schlachten, aber der Gläubige verschmäht es, des Nachts mit einem Weibe zusammenzukommen, welches noch dazu die Sultana eines wilden Thieres ist!"

„So bleib'!"

Ich hatte ihn ja nur auf die Probe stellen wollen und schritt nun dem Ausgange zu. Da hörte ich, daß mir Jemand folgte. Der Staffelsteiner war es.

„Darf ich halt mit, Herr?"

„Warum?"

„Warum! Maschallah tausend Schwerebrett, soll ich vielleicht gar zuschau'n, daß Sie von der Katz' zerrissen werd'n? Wozu hab' ich die Flint' und das Messer? Wo mein Herr is, dort bin ich auch, das versteht sich halt ganz von selber!"

„Ich danke Dir, Josef, aber ich kann Dich nicht brauchen!"

„Warum nit, wenn ich fragen darf?"

„Weil Du kein Jäger bist. Du würdest Dich unnütz in Gefahr begeben und günstigen Falles mir nur das Thier verscheuchen."

Ich hatte wirklich Mühe, den treuen und beherzten Mann von seinem Vorhaben abzubringen, und trat dann in die Nacht hinaus, um die Hürde aufzusuchen.

In der angegebenen Richtung und Entfernung vom Serai lag ein Gewirr hoher, gewaltiger Felsblöcke. An diese lehnte sich die Hürde, welche an den drei andern Seiten aus Pfählen bestand, die durch Stricke, aus Leff (Dattelfaser) gedreht, verbunden waren. Die Schafe lagen ruhig innerhalb dieser einfachen Umzäunung und ließen sich auch durch mein Nahen nicht im Mindesten stören. Die Nacht war sternenhell, und ich konnte die Umrisse der Felsen deutlich erkennen. Zwischen zweien derselben befand sich ein oben geschlossener Spalt, grad so breit, daß ein nicht zu starker menschlicher Körper darin Platz finden konnte. Das war der geeignetste Ort für mich, das Raubthier zu erwarten. Er bot mir von drei Seiten sichern Schutz und gewährte mir nach der vierten hin die freieste Aussicht über die Hürde. Wenn der Panther wirklich kam, so konnte ich, ohne für mich etwas befürchten zu müssen, ihn hier in aller Gemüthsruhe auf das Korn nehmen. Eine Heldenthat war seine Erlegung jedenfalls nicht.

Ich nahm in dem Spalte Platz und machte mir es darin so bequem wie möglich. Mit der Büchse in der Hand und mit dem Stutzen am Knie wartete ich und horchte auf jedes Geräusch der allerdings höchst schweigsamen Steppe. Mitternacht war vorüber; wenn das Thier heute kam, so mußte es bald erscheinen.

Da bemerkte ich eine Bewegung der Schafe; sie steckten die Köpfe zusammen und krochen unter allen Zeichen der Angst so nahe wie möglich an den Felsen heran. Ich strengte mein Gesicht an, um die Ursache zu erspähen, konnte aber nichts bemerken. Doch jetzt, jetzt vernahm ich über mir ein beinahe unhörbares, schleichendes Geräusch. Das Thier befand sich auf dem Felsen, um von da aus seine Beute im Sprunge zu erreichen. Jetzt hörte ich, wie es seine Krallen an dem Steine wetzte, dann — ein Sprung — ein dunkler Körper schnellte herab unter die Schafe — ein kurzer, blökender Todesschrei — und der Panther stand hochaufgerichtet inmitten der Hürde, unter seiner rechten Vordertatze lag das getödtete Schaf. Es war ein ungewöhnlich großes, gewaltiges Exemplar, wie ich fast keinen Jaguar gesehen hatte, und, wie ich sofort bemerkte, allerdings ein Weibchen.

Den Kopf erhebend, stieß jetzt das Raubthier seinen Siegesruf aus, jenes in fürchterlichen Kehltönen erschallende, zusammengezogene A — nuhh — a — oorrrr, welches in einem tiefen, grollenden Schnurrlaute zu endigen pflegt. Noch aber war der Ruf nicht ausgeklungen, so krachte meine Büchse. Die weit geöffneten, in grünlichem Lichte rollenden Augen hatten mir ein sicheres Ziel geboten. Mit dem Schusse verklang das Brüllen; das Thier machte einen jähen Satz nach dem Spalte zu und brach da hart vor meinen Füßen zusammen. Wie ich später sah, war ihm meine Kugel in das Auge gedrungen.

Der Schuß hatte aber noch einen andern Erfolg. In der Ferne ertönte ein heiserer, wilder Schrei und nach wenigen Sekunden ein kurzes abgerissenes Brüllen aus größerer Nähe. Das Männchen nahte, durch meine Büchse zur Hülfe herbeigerufen.

Ich hatte schon — der Vorsicht wegen — den Henrystutzen in die Hand genommen, um die zweite Kugel des Bärentödters für diesen Fall zu sparen. Rasch nahm ich den Letzteren wieder auf und legte an. Ein schlanker, geschmeidiger Thierkörper kam in langen Sätzen herbeigeschnellt und hielt außerhalb der Hürde an, grad mir und dem gefallenen Weibchen gegenüber. Der Panther mußte trotz des zweifelhaften Sternenlichtes uns Beide bemerken, denn er duckte sich unter einem grimmigen Schnaufen zur Erde nieder, um zum Sprunge auszuholen. Noch sah ich jetzt seine Augen glühen, im nächsten Augenblick mußten sie sich im Momente des Sprunges schließen. Ich drückte los. Mitten in der blitzenden Beleuchtung durch den Schuß flog das Thier empor und kam hart am Spalte zum Boden nieder. Aber schon hatte ich den Stutzen ergriffen; ich konnte aus seinem Laufe, ohne zu laden, fünfundzwanzig Schüsse hinter einander abgeben. Ich hielt die Mündung grad an den Kopf des Panthers und drückte ein-, zwei-, dreimal los. Schon der erste Schuß war, wenn auch nicht sofort, tödtlich gewesen; ein convulsivisches Zittern ging durch den Körper des Thieres, dann lag es regungslos gestreckt zu meinen Füßen.

Ich lud zunächst wieder und trat dann hinaus. Die beiden Raubthiere lagen auf einander und waren, besonders das weibliche, so groß und schwer, daß ich sie nur mit Anstrengung zu bewegen vermochte. In einiger Entfernung bellte ein Schakal sein heulendes „ia — ou, ia — ou;" er wußte die Panther in der Nähe und glaubte, sich Hoffnung auf den Nachtisch machen zu dürfen. Er ist ein treuer, aber furchtsamer Begleiter der großen Räuber des Thierreiches und nimmt gern fürlieb mit den Brosamen, die von des Reichen Tische fallen.

Als ich im Serai ankam, fand ich alle Gäste noch wach. Es war für sie ein unglaublicher Gedanke, daß ein einziger Mensch mitten in finsterer Nacht sich an den Panther wage, der beinahe noch gefürchteter ist, als der Löwe. Die mit Angst gepaarte Neugierde hatte sie wach erhalten, doch mußten sie meine Schüsse vernommen und also gemerkt haben, daß ich mich wenigstens nicht ohne Gegenwehr von dem „fürchterlichen Weibe" verschlingen lasse.

Bei meinem Eintritte sahen sie mich an, als sei ich ein Gespenst.

„Maschallah tausend Schwerebrett, da is er, wie er leibt und lebt!" rief Josef Korndörfer, indem er voll Freude auf mich zugesprungen kam.

„Marhaba, Sihdi, willkommen Herr," meinte der große Hassan; „Du hast klug gehandelt. Wir haben Deine Schüsse gehört, und die Frau des Panthers, die sie vernommen hat, wird diese Nacht von der Hürde bleiben."

„Ich danke Dir, Sihdi," stimmte auch der Seraidschi ein, „daß Du meine Heerde beschützt hast. Die Räuber werden heute nicht kommen, denn Du hast Dich in die Finsterniß gewagt und sie durch die Stimme Deines Gewehres gewarnt!"

Man war also der Meinung, daß ich geschossen habe, bloß um die Raubthiere abzuschrecken.

„Die Frau des Panthers ist mit ihrem Manne gekommen, Kawedschi," antwortete ich, „und hat Dir ein Schaf getödtet. Du mußt es holen, denn der Schakal ist in der Nähe, der es sonst verzehren wird."

„Er mag es verzehren, denn Allah behüte meinen Fuß, daß er hinaustrete in das Reich des Todes, wo ich zerrissen werde!"

„Du wirst nicht zerrissen werden, denn die Sultana des schwarzen Panthers ist todt, und ihr Herr liegt bei ihr mit zerschmetterter Stirn."

„Allah kehrim, Gott ist gnädig! Sagst Du die Wahrheit, Sihdi?"

„Mein Wort ist wahr! Siehe diese Schuhe, Hassan; sie sind unversehrt, und kein Haar ist mir gekrümmt; aber mein Surat ist erklungen, und nun liegen die Panther niedergestreckt durch die

Faust des Todes. Kommt, Ihr Männer, und helft, sie herbei zu schaffen!"

Diese Worte brachten eine außerordentliche Aufregung unter den Leuten hervor. Sie wollten mir nicht glauben, und es kostete mich nicht wenig Ueberredungsgabe, sie endlich zum Mitgehen zu bewegen.

Man brannte Fackeln aus Palmenfaser an und folgte mir. Als wir der Hürde nahten, drängten sich die Schafe, vom lodernden Brande erschreckt, ängstlich zusammen. Die jetzt folgende Scene ist unmöglich zu beschreiben. Kaum erblickten die Araber die beiden erlegten Thiere, so stürzten sie sich auf sie, schlugen sie mit den Fäusten, traten sie mit den Absätzen und schimpften sie mit allen möglichen Schandwörtern, von denen die arabische Sprache einen beinahe unerschöpflichen Vorrath besitzt. Hassan el Kebihr war der Lauteste von Allen. Er wandte sich schließlich auch an mich:

„Sihdi, Du bist der größte Jäger, den meine Augen gesehen haben; Du bist noch größer als der Emir — el — Arath (Gérard), welcher der Herr des Löwen war. Wenn ich singe von den Siret el modschaheddin (Thaten der Kämpfer) und wenn ich erzähle von den Siret el behluwan (Thaten der Helden), so werde ich Deinen Namen nicht vergessen, sondern ihn rühmen vor den Ohren der Gläubigen!"

Der Araber spricht gern fulminant und liebt es, seine Gefühle im Superlativ auszudrücken. Auch der Staffelsteiner konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

„Maschallah tausend Schwerebrett, is dos aan Schuß gewes'n. Die Katz' is grad ins Aug' getroff'n und die andre halt auch nit schlechter! Ich hob' noch gar kaan solch Viehzeug gesch'n und nit geglaubt, was der Panther für aan Bursch' sein kann. Meine Büchs' hätt' wohl gewankt, wenn ich dabei gewes'n wär!"

Die Thiere wurden im Triumphe nach dem Serai fortgeschleift, wo ich ihnen das Fell abstreifte; dann gingen wir zur Ruhe.

Am andern Morgen erhob sich vor dem Aufbruche ein heißer Streit zwischen Hassan el Kebihr und dem Staffelsteiner, und ich eilte hinaus, um den Zank zu schlichten. Josef Korndörfer hatte das Fell des Pantherweibchens unter meinen und dasjenige des Männchens unter seinen Sattel gelegt, eine Manipulation, mit welcher sich der Kubbaschi nicht einverstanden erklärte.

„Du bist ein Franke, der noch nie eine Moshia betreten hat," meinte der Letztere, „und willst mich um das Recht der Gläubigen betrügen? Hast Du jemals einen Ungläubigen gesehen, der auf dem Felle des Panthers reitet?"

„Hast Du ihn erlegt, Djezzar-Bei, Du Menschenwürger?" lachte der frühere Chasseur d'Afrique.

„Der Sihdi hat ihn erlegt, weil Hassan el Kebihr, vor dem die Thiere zittern, bei ihm ist. Das Fell gehört unter meinen Sattel, denn was bist Du gegen den Kubbaschi en Nurab? Bin ich nicht Diener gewesen an der berühmten Universität der Moshia El Azhar zu Cahira, das Ihr Kairo nennt? Ich habe die weisen Männer gesehen, die dort ein- und ausgingen; wen aber hast Du gesehen und an welcher Schule bist Du gewesen?"

„Ich habe gesehen unsern Sihdi, in dessen Kopf mehr Weisheit steckt, als in Eurer ganzen Moshia El Azhar in Cahira, und bin gewesen in der Schule zu Kaltenbrunn bei Staffelstein, wo Deine gelehrten Männer auf die letzte Bank zu sitzen kämen," vertheidigte sich der Bayer unter fortwährendem Lachen.

„Nun wohl! Aber kennst Du meinen Namen? Ich heiße Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Faukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli. Wie aber heißt Du? Mein Name ist lang wie der Fluß, der durch die Berge rollt; der Deinige aber klein wie der Tropfen, der schmutzig von dem Blatte fällt."

„Beschmutze meinen Namen nit, denn er is auch der Deinige! Ich heiße Jussuf wie Du."

„Weißt Du, daß Jussuf nur ein Gläubiger heißen darf? Du bist ein Franke und wirst Jussef genannt. Merke Dir das! Und Du hast nur diesen einen Namen!"

„Oho! Hast Du nit gehört, daß ich auch Korndörfer heiße?"

„Aber wo bleibt der Name Deines Vaters?

„Der hieß auch Korndörfer."

„Und dessen Vater?"

„Auch Korndörfer."

„Und dessen Vater?"

„Immer wieder Korndörfer."

„Und wo lebte dieser?"

„In Kaltenbrunn."

„In Kah-el-brunn? So heißest Du Jussef Koh-er-darb-Ben-Koh-er-darb-Ibn-Koh-er-darb-Abu-Koh-er-darb el Kah-el-brunn. Mußt Du nicht lachen über Deinen eigenen Namen? Und Du verweigerst mir das Fell? Gib es her!"

„Höre, Hassan! Jussef Koh-er-darb, Ben, Ibn und Abu Koh-er-darb aus Kah-el-brunn wird das Fell behalten! Dort kommt der Sihdi; wende Dich an ihn!"

Der Kubbaschi that dies auch. Der große Hassan wollte mit der Schabracke vor den uns Begegnenden glänzen; dies gab mir Gelegenheit, ihn für seine gestrige Feigheit zu strafen.

„Jussuf," entschied ich, mit Fleiß Jussuf statt Jussef sagend, „wollte mit mir den Panther schießen, Du aber hattest Angst vor der Katze. Im gebührt das Fell und nicht Dir!"

Murrend mußte er sich in diesen Bescheid ergeben, und murrend folgte er uns, als wir das Serai verließen.

Wir befanden uns bald inmitten der Schluchten und Steinklüfte des Auresgebirges, dessen Längenrichtung wir bis gegen Abend einhielten, um dann über seinen Kamm in die Sahara herabzusteigen. An seinem Fuße lag das Zeltdorf, welches das Ziel unserer heutigen Wanderung war. Wir wurden von den Arabern gastfreundlich aufgenommen, und noch ehe es Nacht ward, befand ich mich in dem Besitze von drei Reit- und ebenso vielen Packkameelen nebst allen Gegenständen und Vorräthen, welche zur Reise nach dem Bab-el-Ghud oder wenigstens nach Aïn-es-Salah erforderlich waren.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Chronik.

Nachdruck verboten.

Von **Franz Taschner.**

Es gehörte bisher nicht zum „guten Ton", vom Wetter zu sprechen; man hat sich aber nach und nach an die unaufhörlichen Lamentationen über das unaufhörliche Regenwetter doch gewöhnen müssen. Nachdem aus den vorliegenden Berichten zu entnehmen ist, daß die Ungunst der Witterung allenthalben ihr böses Spiel treibt, können die Klagen in einem besonderen Fall um so leichter unterbleiben. Es soll also auch hier nicht über das schlechte Wetter in Wien lamentirt werden — das Lamentiren mag Jedes für sich selbst besorgen — wohl aber soll in Kürze erzählt werden, wie sich Wien und die Wiener auch bei dem heuer üblichen Regenwetter zu amusiren verstehen.

Wohlan denn!

Das Frühjahr hat uns bisher kaum zwei tadellos schöne Sonntage gebracht; die von den Wienern sonst so eifrig geübten Vergnügungstouren in die reizende Umgebung der Residenz mußten daher unterbleiben. An anderer Zerstreuung hat es aber keineswegs gefehlt. Seitdem der hiesige Jockey-Club es mit Glück versucht hat, die großen Wettrennen zu „popularisiren", d. h. das große Publikum für die Vorfälle auf dem Turf zu interessiren, schwinden etliche Sonntage im Monate Mai regelmäßig in lauter Begeisterung für die edlen Vierfüßler dahin. Die Wettrennen finden in der Freudenau im k. k. Prater statt. Unsere freiwilligen und unfreiwilligen Sportsmen strömen an den Renntagen — ob schön, ob Regen — in hellen Haufen in den Prater hinab. Die Pferdebahn-Waggons, Omnibusse und die Lokalschiffe auf der Donau sind mit Menschen überfüllt; und dazu kommen noch die unzähligen Miethwagen, Fiaker und Einspänner und die eleganten Equipagen der glücklicheren Sterblichen. Alles drängt, fährt und reitet dem Prater zu, dessen riesige Alleen gerade noch hinreichen, um die Menschenmassen aufzunehmen.

Die Sonne stand am andern Morgen schon hoch, als die Wanderer sich neu gestärkt erhoben. Sie banden sich mittels des Lasso an einander und betraten so das abschüssige gefährliche Schneefeld. Schweigend und mühsam kämpften sie sich durch den Schnee. Sie kannten die Gefahr, worin sie schwebten. Die geringste Zufälligkeit, ein Schuß in jenen Regionen des Schweigens, ein Ruf, der Flügelschlag eines Vogels genügt, um eine jener Lawinen zu lösen, die unaufhaltsam anwachsen und in schrecklicher Geschwindigkeit abwärts stürzen, Alles mit fortreißend.

Die Luft war ruhig und rein. Schon waren die Wanderer der Stelle nahe, wo die Felswand sich erhob, als Horaz, der vorausschritt, plötzlich stille stand. Ein flüchtiger Hirsch setzte über einen der untern Felsvorsprünge und dies veranlaßte den Hund zu lautem Bellen. Horaz stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Dumpfkrachend löste sich ein Theil der Schneekuppe los und stürzte zwischen ihm und Cäsar nieder, während das ungeheure Schneefeld — o Schrecken! — wie auf Zauberwink zu rutschen begann. Die letzte Kraft aufbietend, erreichten die Wanderer glücklich den Fuß der Felswand, an der Nox bereits stand. Nur noch einige Augenblicke Verzug — und die Lawine hätte Alle in die Tiefe gerissen.

Aber die Freude über die Errettung aus so furchtbarer Gefahr war nur von kurzer Dauer. Ueberanstrengung und Todesangst hatten die letzten Kräfte der tapferen Polin erschöpft: — am Fuße der Felswand sank Marpha ohnmächtig zu Boden.

Ohnmächtig? — Nein, sie glich einer Leiche: — der Athem stockte, der Puls stand still. Vergebens waren alle Bemühungen, Marpha in's Leben zurück zu rufen. Mit gellendem Wehschrei umfing Cäsar die Leblose. Horaz aber stand da wie versteinert beim Anblick dieser unsäglichen Jammerscene.

Ein zorniges Knurren bewog ihn, sich umzuwenden.

Vor ihm stand ein Riese, in Thierfelle gehüllt, mit einer Jagdflinte auf der Schulter, mit einem großen zottigen Bärenhund zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsfrühe.

Von **Franz Alfred Muth.**

Weit in grünem Glanz der Hag,
Weit das Thal in Feierruh'!
Kaum ein Vöglein schlagen mag,
Kaum ein Börnlein rauscht dazu.
Von dem Himmel mild beschieden
Athmet Alles Sonntagsfrieden.

Wie so blau der Aether lacht,
Lichten Schimmer niederschickt!
Jedes Blümlein, frisch erwacht,
Fühlt mit Thau sich still beglückt,
Ringsum steigen Weihedüfte
In die sonntagsstillen Lüfte.

Nun von ferne himmlischklar
Fließt der Glocken hehrer Klang,
Worte leihend wunderbar
Aller Wesen dunklem Drang:
In der Glocken süßem Klingen
Nimmt die Erde Himmelsschwingen.

Sonntagsfrühe, kehre du
Ein in jede, jede Brust,
Gib den Müden Gottesruh',
Gib dem Schmerze Himmelsluft!
In der hehren Sonntagsfrühe
Selig jede Seel' erglühe!

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen folgten wir dem Fuße des Gebirges, um, Biscara nun vermeidend, die Karawanenstraße von dort nach Ain es Salah aufzusuchen.

Es war ein heißer Tag, und um die Mittagszeit brannte die Sonne mit solcher Vollgluth auf uns nieder, daß ich beschloß, auch gegen den Gebrauch für einige Zeit Rast zu halten. Wir suchten nach einem geeigneten, schattigen Orte; da blieb der voranreitende Hassan, welcher mit Josef noch immer wegen der Schabracke schmollte, halten und deutete abwärts.

„Schau, Sihdi, eine Sobha (Wasserlache)!"

Wir befanden uns noch immer auf hohem Terrain, welches von den Ausläufern des Gebirges gebildet wurde. Am Fuße eines solchen Höhenzuges glänzte von unten die blitzende Fläche eines Wassers zu uns herauf, an dessen Ufer ich einiges spärliche Lentiskengesträuch bemerkte.

„Das ist keine Sobha, Hassan, sondern ein Schott oder Birket (See), welcher hinter dem Hügel liegt und von dem wir hier nur eine Bucht sehen können. Ich werde Dir gleich seinen Namen nennen!"

Ich schlug die stets bereite Karte auf und fand den See verzeichnet. Es war eines jener leblosen Gewässer ohne Farbe und Bewegung, die kein Fisch, kein Lurch durchrudert und in deren Wasser man höchstens jene häßlichen Würmer zu Myriaden erblickt, welche der Beduine Thud nennt.

„Es ist der Birket el fehlatn (todte See). Laßt uns zu ihm hinünter!"

„Das ist ein Befehl, Sihdi, der mehr werth ist, als der Preis von zehn Kameelen. Mein Serdj, was Du Sattel nennst, brennt unter mir, als säße ich auf einem abgerissenen Zipfel von der Tschehenna (Hölle). Ich werde mich entkleiden und meinem Körper durch ein Ghusl (Bad) neue Kräfte geben."

Wir hielten auf das Wasser zu, welches wir nach einer Viertelstunde erreichten. Es war, wie ich richtig bemerkt hatte, kein Schott, sondern der Birket el fehlatn. Hassan war uns voraus; er konnte das Bad nicht erwarten. Am Ufer angekommen, wandte er sich mit einer Geberde der Enttäuschung zurück.

„Sihdi, das ist kein Wasser zum Ghusl, sondern ein Bahr el Thud (Würmermeer), und siehe, dort liegt ein Duar von über zwanzig Zelten, die uns Schatten geben werden!"

Wirklich sah ich zwischen dem oberen Theile des See's und dem Hügel eine Reihe von Zelten stehen, zwischen denen zahlreiche Pferde und Kameele lagen. Eine andere Truppe von fünf Kameelen weidete seitwärts die fleischigen Blätter der Salzkräuter ab, welche der dürftige Boden durch den Einfluß des Wassers hervorbrachte. Ich erkannte auf den ersten Blick, daß es nicht gewöhnliche Lastkameele seien, die man für vierhundert Piaster das Stück bekommt, sondern ohne Ausnahme Reitkameele, echte Hedjihn, deren jedes man mit mehreren Tausend Piastern bezahlt. Vielleicht waren es gar Bischarinhedjihn, diese edelste Rasse der Kameele, denen man bei aller Enthaltsamkeit wohl eine ganze Woche lang täglich einen Weg von vierzehn bis sechzehn deutschen Meilen zutrauen kann. Ja, bei den Tuareg trifft man Kameele, welche noch weit mehr zu leisten vermögen. Ich erkannte diese Rasse an den zierlichen Formen, dem verständigen Auge, der breiten Stirn, den herabhängenden Unterlippen, den kurzen, stehenden Ohren, dem kurzen, glatten Haare und der Farbe desselben, welche bei dem Bischarin entweder weiß oder lichtgrau, manchmal auch falb und zuweilen gefleckt ist wie bei der Giraffe.

Diese kostbaren Thiere gehörten jedenfalls nicht in das arme Zeltdorf, sondern sie waren wohl das Eigenthum von fremden Beduinen, welche im Duar als Gäste weilten.

Wir eilten auf den Duar zu.

Es wäre eine ganz unverzeihliche Beleidigung für den Besitzer des ersten Zeltes gewesen, wenn wir an diesem vorüber geritten wären, um in einem der folgenden Aufnahme zu suchen. Der Bewohner der Steppe und Wüste ist ein geborener Dieb und Räuber, aber das Gastrecht hält er noch ebenso hoch und heilig, wie es den biblischen Erzvätern galt, von denen er ja seine Abstammung herleitet.

Als wir hielten, wurde das alte, vielfach zerfetzte Tuch, welches den Eingang bedeckte, bei Seite geschoben, und ein Mädchen trat heraus, um uns zu begrüßen. Sie war unverschleiert: die Frauen der Wüstenaraber sind weniger difficil als die Weiber und Töchter der Mauren (Städtearaber). Ihr Haar war in dichte Dafira (Flechten) geordnet, welche mit rothen und blauen Bändern durchflochten waren. Um die Hüften trug sie den Rahad, einen schmalen Gürtel, von welchem eine große Anzahl Lederstränge bis über das Knie herabfiel und so einen Rock bildete, welcher mit Korallen, Bernsteinstücken und Kaurimuscheln verziert war. Um den Hals trug sie den Kharaz, eine vielfache Schnur von Glasperlen und allerlei Münzen. Von den Schultern hing ein leichter Ueberwurf bis zu dem Gürtel herab. In den kleinen Ohren hingen goldene Ringe von enormer Größe; an den Füßen oberhalb der Knöchel glänzten silberne Spangen, und um die Gelenke der feinen Händchen, deren Fingernägel mit Hennah gefärbt waren, wanden sich starke Ringe von Elfenbein, deren weißer Glanz sehr hübsch gegen die warmen Töne der braunen Haut abstach, welche der schönsten florentinischen Bronze nichts nachgab.

„Marhaba ia Sihdi, Du sollst willkommen sein, o Herr," klang ihr Gruß, und zugleich reichte sie zur Bekräftigung desselben meinem Kameele eine Handvoll Waëdhydatteln dar.

Hinter ihr kam ein alter Mann zum Vorschein, der uns mit neugierigen und verwunderten Blicken musterte. Sein sonnegebräuntes Gesicht war voller Falten und seine ausgedorrte Gestalt tief gebeugt. Er mochte wohl an die neunzig Jahre zählen.

„Sallam aaleïkum," grüßte ich ihn, die Hand zur Brust erhebend. „Hast Du ein wenig Raum für uns, wo wir das Haupt zur kurzen Ruhe niederlegen können?"

„Marhaba ia Sihdi, willkommen, o Herr! Unser armes Zelt hat der Gäste bereits drei, doch ist noch Platz für Dich. Steige ab und erlaube mir, Dir einen Hammel zu schlachten!"

„Dein Herz ist voller Wohlthat, und Dein Zelt steht offen dem Wanderer; Du bist ein guter Sohn des Propheten und ein Liebling Allah's, der Dir viele Jahre des Lebens geschenkt hat; doch sollen Deine Gäste die Güte Deiner Seele ganz besitzen. Erlaube mir, zu einem andern Zelt zu gehen!"

„Willst Du mich beschimpfen, Sihdi? Was habe ich Dir gethan, daß Du mein Zelt verschmähest? Steig herab vom Thiere, welches bereits ein Gast der Tochter meines Sohnes ist, und lege Dich bei mir zur Ruhe!"

Er ergriff das Halfter des Kameeles und gebot ihm durch das gebräuchliche, kehllautende „khe khe," niederzuknieen.

Ich stieg ab und wurde in das Zelt geführt, wohin auch Josef und Hassan bald nachfolgten. Längs der Wand desselben zog sich das Serir herum, ein sich nur wenig vom Boden erhebendes gitterartiges Gerüste aus leichtem Holze, welches mit Matten und Hammelfellen bedeckt war. Das bildete den Divan und das Bett für die ganze Familie nebst den etwaigen Gästen. Im Hintergrunde des Zeltes waren Sättel und Schilde aufbewahrt; an den Pfählen hingen Waffen, Schläuche, lederne Eimer und allerlei wirthschaftliches Geräthe, und die Wände selbst waren mit künstlich geflochtenen Bechern, Giraffenhäuten, Bouquets von Straußfedern und vorzüglich mit Schellen und Klingeln geschmückt. Diese Letzteren sind in arabischen Zelten sehr gebräuchlich und machen in stürmischen Nächten eine dem ermüdeten Wanderer sehr unwillkommene Musik. Der Wind bewegt das ganze Zelt, das Metall der Schellen erklingt und bildet die Begleitung zum Krachen des Donners, zu dem Stöhnen der Kameele, dem Blöken der Schafe, dem Gebell der Hunde und dem Heulen der wilden Thiere.

Ich nahm auf den Matten Platz. Der Alte hatte die Pantherfelle gesehen; das Gesetz der Gastfreundschaft verbot ihm, nach meinem Namen und Herkommen zu fragen, aber wissen durfte er, wie ich in den Besitz dieser kostbaren Beute gekommen war. Mit der dem uncivilisirten Menschen eigenen Schlauheit wußte er das Gespräch auf diesen Gegenstand zu bringen.

„Ruhe Dich aus, Sihdi, bis Fleisch und Kuskussu bereitet sind!"

Kuskussu ist ein aus grob gemahlenem Weizenmehl bereitetes Lieblingsgericht der Araber.

„Ich danke Dir, Vater," entgegnete ich. „Ich esse Fleisch und Kuskussu nur des Abends, wenn ich die Reise des Tages beendet habe. Gib mir und meinen Dienern Wasser und ein wenig Bsissa (Brod, von Mehl und getrockneten Datteln gebacken)."

Das Mädchen brachte mir das Bsissa.

„Das Wasser des Birket ist schlecht, Sihdi. Willst Du nicht einen Becher Kameelsmilch oder Lagmi (Dattelsaft) trinken?" frug sie.

„Eddini Lagmi, gib mir Lagmi, Ambr el Banat, Du Zierde der Mädchen!"

Sie brachte mir einen Lederbecher voll des erquickenden Getränkes. Der Alte wartete, bis ich getrunken hatte, und frug dann:

„Du wirst bleiben viele Tage in der Hütte Deines Freundes?"

„Ich werde sie verlassen, sobald ich ausgeruht habe."

„So willst Du reiten des Nachts, wenn die Stimmen der wilden Thiere erschallen und der Panther Mensch und Djemmel zerreißt? Bleib bei uns, Sihdi, denn Dein Tod würde auf meine Seele fallen!"

Ich mußte dem guten Alten sein Verhör erleichtern.

„Der Panther wird mich nicht zerreißen. Hast Du nicht sein Kleid auf meinen Thieren gesehen?"

„Ich habe es gesehen, das Kleid des Panthers und seiner Sultana."

„Nun wohl, ich habe ihn und sie getödtet beim Sternenscheine am Fuhm-es-Sahar."

„Den fürchterlichen Panther am Fuhm-es-Sahar, der schrecklicher war, als alle Panther der Steppe? Sihdi, Du bist ein Held, ein großer Krieger! Wie viele Männer sind bei Dir gewesen?"

„Keiner. Ich habe ganz allein mit dem Panther und seiner Frau gesprochen."

„Ganz allein? Allah akbar, Gott ist groß, und Du bist ein Akhu (Bruder, Genosse) des großen Emir-el-Areth, der im Wed-el-Kantara ertrank!"

„Ich bin ein Franke, wie er, und habe eine Büchse, welche dieselben Worte spricht, wie die seinige."

„Ein Franke bist Du und ein Jäger, wie der Emir-el-Areth? Dann muß ich Dir etwas sagen, was Deine Seele erfreuen wird!"

Er war plötzlich sehr ernst geworden und trat mit geheimnißvoller Miene ganz nahe zu mir heran. Die zwei hohl gebogenen Hände wie ein Sprach- oder Hörrohr an meine Ohren haltend, legte er den Mund an sie und flüsterte so leise, daß ich es kaum zu verstehen vermochte:

„Kennst Du Assad, den Aufruhrerregenden?"

Ich nickte und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Kennst Du Assad-Bei, den Heerdenwürger?" frug er in derselben Weise.

Ich nickte zum zweiten Male bejahend mit dem Kopfe, und er fuhr fort:

„Er ist unserer Heerde gefolgt schon lange Zeit und hat uns die besten Thiere geraubt; erst in der vergangenen Nacht holte er wieder ein Rind für sich und seine Frau; aaïb aaleïhu, Schande über ihn!"

Der leise Flüsterton war mir nicht unbegreiflich. Der Araber hat einen außerordentlichen Respekt vor dem Löwen; so lange das gewaltige Thier noch lebt, nennt er es mit den hochtrabendsten und ehrendsten Namen, um es ja nicht zu beleidigen und zur Rache herauszufordern; ist es aber getödtet, so bewirft er es mit den demüthigendsten Schimpfworten und thut ihm alle möglichen Beleidigungen an. Er fürchtet die Stärke und Zähigkeit des Königs der Thiere und läßt sich lange Zeit von ihm berauben, ehe er sich zu einem Angriffe entschließt, der bei der gebräuchlichen Weise der Araber meistens mehrere Menschenleben kostet.

Der sonst so tapfere und unerschrockene Sohn der Wüste wagt es nämlich nie, wie der kühne europäische Jäger zu thun stets vorzieht, den Löwen allein anzugreifen. Es treten sämmtliche waffenfähige Männer des Duars oder der Dachera (Gebäudedörfer) zusammen, suchen das Lager des Thieres auf, locken es durch lärmendes Rufen, Brüllen, Pfeifen, Schießen und Klappern aus demselben hervor und jagen ihm, sobald es erscheint, aus ihren langen, unsicher treffenden Flinten so viele Kugeln wie möglich in den Leib. Selbst wenn es zum Tode verwundet ist, besitzt es noch so viel Lebenszähigkeit und Kraft, sich auf Einen oder Mehrere zu werfen, um sich vor seinem Verenden blutig zu rächen.

Die Furcht, welche man vor ihm hegt, geht sogar so weit, daß man bei dem Entschlusse und der Vorbereitung eines Angriffes nur leise spricht; man meint, er könne es hören und dem Angriffe begegnen. Darum sprach der Alte so heimlich; Assad-Bei, der Aufruhrerregende, der Heerdenwürger, hätte ja sonst seine Worte vernehmen können.

Jetzt fiel es mir auch auf, daß ich keinen einzigen waffenfähigen Mann in dem Duar bemerkt hatte. Nur einige neugierige Frauenköpfe waren zwischen den Vorhängen der Zelte zu sehen gewesen.

„Euere Männer sind gegangen, ihn zu tödten?"

„Alle unsere Männer und Jünglinge sammt unsern Gästen, welche kühne Söhne der Ulad Sliman sind."

Bei dieser Nachricht war alle Müdigkeit und Erschöpfung von mir gewichen.

„So werde auch ich gehen, um den Sihdi-el-salssali, den Herrn des Erdbebens, aufzusuchen!" Ich wußte, daß der Löwe wegen der Macht seiner Stimme so genannt wird.

„Be issm lillahi, um Gottes willen, sprich leise!" bat der Alte ängstlich. „Wenn er es hört, so bist Du verloren. Er kommt herbei und reißt Dich in Stücke."

„Bist Du toll, Sihdi," lamentirte Hassan-el-Kebihr, „daß Du Dein Fleisch zerreißen und Deine Knochen zermalmen lassen willst durch den „Herrn mit dem dicken Kopfe", der mehr Kraft hat als zehn Scheidans, als hundert Teufel zusammengenommen? Du hast den Panther und sein Weib getödtet, Assad-Bei aber spottet der Kugel und lacht Deines Messers; sein Fell ist härter als der Schild des Nurab-a-Tor-el-Khadra."

„Aus Deinem Munde spricht die Angst, und Deine Rede trieft von Furcht, Hassan. Allah hat ein Weib geschaffen und ihm Deine Gestalt gegeben!"

„Sihdi, wenn mir dies ein Anderer sagte, so würde ich ihn auf der Stelle erwürgen. Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuff-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli kennt weder Angst noch Furcht, denn er ist Djezzar-Bei, der Menschenwürger. Aber er ist nicht jung und auch nicht fett genug; der Löwe mag ihn gar nicht fressen!"

„Er soll Dich auch nicht fressen; Du bleibst mit Jussuf hier bei unseren Thieren," tröstete ich ihn.

Er schien mit diesem Befehle außerordentlich zufrieden zu sein, nicht so aber der Staffelsteiner.

„Dos kann nix sein, Herr," appellirte dieser gegen meinen Bescheid. „Ich geh' halt mit. Ich hab' nit mit auf den Panther gedurft, drum will ich wenigstens heut meine Büchs' probir'n. Wenn der Löwe Sie nit frißt, so mag er seh'n, wie ich ihm schmeck'. Ich bin Ihr Diener und gehör' halt dahin, wo sich mein Herr befindet!"

„So magst Du mitgeh'n," entschied ich, erfreut über diesen Beweis von Muth.

Hassan suchte mich noch immer abzuhalten; er erging sich in den kräftigsten Schilderungen der Gefahr, welche uns erwartete. Es half ihm nichts.

Hamdulillah, Preis sei Gott," meinte dagegen unser Wirth. „Allah ist barmherzig und gnädig; er hat Dich zu uns gesendet und wird Deine Waffe segnen, daß Du unsere Männer errettest von den Klauen des Thieres, welches der Herr des Erdbebens ist!"

Der Morgenländer hält jeden Franken, welcher ein Gewehr trägt, für einen ausgezeichneten Schützen, und die Freude des Alten gründete sich jedenfalls auch mit auf die stille Hoffnung, daß der Löwe statt einen der Seinigen mich und Josef zerreißen werde.

„Wo ist der Löwe?" frug ich ihn.

„Komm heraus vor das Zelt, Sihdi; ich werde es Dir zeigen!"

Ich nahm meine Waffen und folgte ihm.

Vom See aus zog sich eine immer breiter werdende Vertiefung den Hügel hinan; es war ein jetzt trockener Wadi. Noch immer flüsternd, zeigte der Alte auf die mit Felsen übersäte Rinne des Wadi.

„Ganz oben in diesem Battn el Hadjar, in diesem Bauch der Steine hat der Emir-el-Areth sein Lager. Die Männer sind hinauf, um ihn hervorzutreiben. Lauf schnell, Sihdi, daß Du nicht zu spät kommst, ihn in die Tschehenna, in die Hölle, zu schicken!"

„Komm, Josef!"

Ich war meiner Büchse sicher; sie hatte mir niemals versagt, und jede der aus ihr geschossenen konischen Kugeln hatte bisher ihre Schuldigkeit gethan. Ich war überzeugt, daß sie mich auch heute nicht verlassen werde.

Um den obern Theil der Schlucht so bald wie möglich zu erreichen, vermied ich die Windungen, welche sie machte, und schritt von den Zelten aus gleich direct den Berg hinan. Am oberen Wadi angekommen, vernahm ich einen ganz entsetzlichen Lärm, welcher aus der Tiefe der Schlucht emporscholl. Rasch eilte ich dem vor mir liegenden Rande zu, von welchem aus ich die Situation vollständig überblicken konnte.

Die steile Böschung grad mir gegenüber zog sich ein Gebüsch von Wachholder und stacheligen Mimosen hinan, welches von den Arabern umzingelt war. Es mußte den Löwen verbergen, denn die oberhalb des Gestrüppes Befindlichen rollten große Steine in dasselbe, um das Thier herauszutreiben. Die Männer schwangen ihre Flinten und tanzten dabei vor Aufregung und suchten sich durch kreischende Zurufe zu ermuthigen. Ich empfing einen eigenthümlichen Eindruck von dieser untaktischen Art und Weise, ein Wild zu jagen, welches sich am besten des Nachts, Auge in Auge und ohne Lärm erlegen läßt.

Da bemerkte ich inmitten des Gebüsches eine leise Bewegung; sie wurde stärker, und jetzt trat er hervor, nicht plötzlich, nicht nach Katzenart springend und schnellend, sondern langsam, mit sicheren, majestätischen Schritten. Die reiche, dunkle Mähne hing ihm wirr um Kopf und Vorderleib; den stark bequasteten Schwanz zog er lang gestreckt hinter sich her; es war wirklich ein prachtvoller Anblick, das edle, gewaltige Thier so selbstbewußt und ruhig inmitten der schnell auf seinen Leib gerichteten Gewehre stehen zu sehen und es wollte mir wirklich scheinen, als bemerke ich ein verächtliches Funkeln der großen rollenden Augen. Ich hatte viel von dem Fürsten der Thiere gehört und noch mehr von ihm gelesen, gesehen aber hatte ich nur einige Exemplare in Menagerien und zoologischen Gärten. Sie alle hielten keinen Vergleich aus mit diesem prächtigen, machtvollen Sihdi-el-salssali, dessen Anblick meine Erwartungen weit übertraf. Dieser charaktervolle, hoch- und breitstirnige Kopf, dessen langsames Schütteln ein Zeichen der Verwunderung über das verwegene Beginnen der Araber zu sein schien; dieser ungebeugte Nacken, dieser kurze, breite Rücken, diese mächtigen Flanken, diese Pranken, denen man es ansah, daß ein einziger Schlag von ihnen genügend sei, ein Rind niederzustrecken; dieses drohende Oeffnen der Lefzen — die Natur hatte hier Alles vereinigt, um die wilde, physische Kraft in all ihrer Majestät zur Darstellung zu bringen. Und jetzt hob er den Kopf und ließ jene furchtbaren Töne erschallen, derentwegen ihn der Sohn der Wüste den „Herrn des Erdbodens" nennt, und von welchen der Dichter schreibt:

Da liegt der Maure unter Palmen,
Vom Sonnenbrand herbeigeführt,
Das Dromedar nascht von den Halmen,
Die noch der Samum nicht berührt;
Da trinkt das Gnu sich an der Quelle,
Der frischen, lebensvollen, satt,
Da naht verschmachtend die Gazelle,
Vom wilden Jagen todesmatt;
Da geht der Löwe nach der Beute,
Der König, kampfesmuthig aus
Und in die unbegränzte Weite
Brüllt er den Herrscherruf hinaus.
Und Mensch und Thier, Gnu und Gazelle,
Sie zittern vor dem wilden Ton
Und jagen mit Gedankenschnelle,
Entsetzt, von Furcht gepackt, davon."

Es war mir wirklich, als zittere der Boden unter mir bei dem leise beginnenden, dann zu unbeschreiblicher Stärke anwachsenden und sich endlich in einem grimmigen Rollen verlierenden Gebrüll, welches der Araber so treffend mit dem Worte „Rad" Donner, bezeichnet.

Da blitzte es aus allen Läufen auf; der Löwe wurde von mehreren Kugeln, aber nur leicht getroffen. Er duckte sich nieder und fuhr dann mit einem einzigen, weiten Satze mitten unter die Angreifer hinein. Zwei von ihnen lagen unter seinen Tatzen. Länger durfte ich nicht zögern. Mehr gleitend als steigend warf ich mich, gefolgt von Korndörfer, den steilen Abhang des Wadi hinunter. Die Araber, welche ein beinahe betäubendes Geschrei erhoben, bemerkten mein Kommen nicht. Einer von ihnen hatte seine Flinte noch nicht abgeschossen. Muthiger als die Anderen, deren größter Theil sich nach der Salve zur Flucht gewandt hatte, blieb er stehen, zielte und drückte los. Die Kugel traf, doch nicht zum Tode. Das Thier zuckte zusammen, schnellte im nächsten Augenblick durch die Luft und riß den Schützen nieder. Ihm die beiden Vordertatzen auf die Brust setzend, stieß es ein zweites, wo möglich noch erschreckenderes Brüllen aus als vorher. Im folgenden Momente mußte der Mann zerrissen sein.

In eiligen Sprüngen lief ich hinzu und kniete nur wenige Schritte von dem Löwen nieder. Dieser bemerkte mich und trat von seinem Opfer zurück, ein Umstand, welcher nur außerordentlich selten vorzukommen pflegt. Ich legte an. Es war nicht Furcht und nicht Angst, was ich in diesem Augenblick empfand; es gibt keine Bezeichnung für das Gefühl, welches jede Faser in mir anspannte. Die rollenden Augen glühten mir vernichtend entgegen, der Schwanz krümmte sich verrätherisch; die kraftvollen Pranken zogen sich zum Sprunge zusammen, ein kurzes Zucken ging über den sich niederduckenden Leib — ich drückte los und sprang sofort zurück, das Messer aus der Scheide ziehend.

Der Löwe hatte sich im Augenblick des Schusses emporgeschnellt; er stürzte mitten im Sprunge zur Erde, wälzte sich einige Male hin und her und blieb dann unbeweglich liegen. Meine Kugel war ihm in das Auge gedrungen — er hatte verendet.

„Hamdulillah, Allah akbar, Preis sei Gott, der Herr ist groß!" erscholl es aus allen Kehlen. „Hasa nessieb, das hat Gott geschickt; der Kelb, der Hund, der Sohn von einem Hunde, der Enkel von einem Hundesohne ist todt; er ist schmachvoll gefallen, gestürzt und gestorben wie ein Ungläubiger, ohne Ruhm und Ehre. El Thibb, der Schakal, und el Tabäa, die Hyäne, werden ihn fressen; el Büdj, der gewaltige Bartgeier, mag ihm das feige Herz zerhacken, und el Rhassahl, die Gazelle, mag ihn und seine Väter beschimpfen, ihn, der ohne Kampf und Gegenwehr aus dem Lande der Lebendigen gegangen ist. Er, der sich el Jawuhs, den Grausamen, nennen ließ, muß aus seinem Felle steigen. Holt die Hariki, die Musikanten, herbei; sie mögen auf der Nogara seine Schande trommeln und ihm mit der Rababa seine Schmach vorpfeifen!"

So klang es jubelnd und verhöhnend von allen Seiten. Man trat den todten Körper mit den Füßen, man schlug ihn mit den Fäusten, stieß ihn mit den Kolben und spie ihm verächtlich in das Gesicht. Die Spannung hatte mich verlassen; es war mir, als sei ich einer unvermeidlichen Todesgefahr entgangen, und tief athmend sah ich dem Treiben der heißblütigen Söhne einer gluthüberflutheten Länderstrecke zu, die mich in ihrem Eifer um das gefallene Thier vollständig übersahen.

„Maschallah tausend Schwerebrett," meinte der Staffelsteiner, „is dos aan Gejauchz' und Gelärm'! Ich werd' nur schaun, ob sie sich halt auch bedanken werd'n!"

„Ama di bacht, welch ein Glück, daß Du noch zur rechten Zeit gekommen bist!" klang es da neben mir.

Es war derjenige, welcher zuletzt unter dem Löwen gelegen hatte. Von langer, hagerer, aber sehniger Figur, besaß er ein Gesicht, welches die Sonne beinahe schwarz gebrannt hatte. Seine großen, scharfen, dunklen Augen hatten ein eigenthümliches Licht. Ein zorniger Blick aus ihnen konnte wohl auch einen beherzten Mann aus dem inneren Gleichgewichte bringen, das war ihnen leicht anzumerken.

„Gib nicht mir, sondern dem Herrn die Ehre, der Dich errettet hat!" antwortete ich, vielleicht etwas unfreundlicher als ich selbst beabsichtigte. Ich hätte diesem Manne nie mein Vertrauen schenken mögen.

„Ja, Allah die Ehre und Dir den Dank!" stimmte er bei, indem sein Auge scharf und forschend über mich glitt. „Du bist fremd unter den Kindern der Wüste?"

„Ich komme aus Frankhistan, um Assad-Bei, den Heerdenwürger, zu tödten."

„Du hast ihn getödtet; Allah gab Dir Heil und Gnade."

Er wandte sich jetzt zu den noch immer schreienden und jubilirenden Arabern.

„Laßt ihn gehen, den Herrn mit dem dicken Kopfe! Er hat seine Schande genugsam vernommen, und seine Seele wird in die Haut eines Flohes fahren. Auf, Ihr Männer, laßt uns Allah danken, der uns errettet hat. Kniet nieder und betet mit mir die heilige Fathha!"

El Fathha (die Eröffnung) ist das erste Kapitel des Koran, welches bei allen religiösen Handlungen der Moslemin eine Hauptrolle spielt. Die Männer knieten, das Angesicht gegen Morgen gewandt, nieder und beteten eintönig:

„Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichts. Dir allein wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, denen Du zürnest, und nicht den der Irrenden!"

Nach Beendigung des Gebetes wandten sie nun auch mir ihre volle Aufmerksamkeit zu. Die Fragen und Lobpreisungen wollten kein Ende nehmen, bis endlich Einer von ihnen meine Hand ergriff und mich ihnen entzog.

„Du hast nur ruhen wollen unter dem Dache des Arabers, aber Du mußt bei uns bleiben viele Tage! Ich bin der Beiel-Urdi, der Vorsteher des Lagers, und Du sollst mein Zelt haben, so lange es Dir bei uns gefällt."

„Ich danke Dir, Du Freund des Wanderers, doch ist mein Weg lang und mein Ziel noch weit. Ich werde nehmen das Fell des Löwen und dann weiter ziehen."

„Wie heißt Dein Ziel?" frug der, welcher zuerst mit mir gesprochen hatte.

„Timbuktu," antwortete ich, da ich es nicht für nothwendig hielt, Bab-el-Ghud anzugeben.

„So könntest Du mit mir reisen, denn ich gehöre zu den Kriegern der Uëlad Sliman, die gegen Mittag wohnen. Doch muß ich hier warten auf einen unserer Männer, welcher mit einer Botschaft in die Stadt der Franken geritten ist."

Diese letzten Worte erregten meine Aufmerksamkeit. Er war einer der Gäste, von denen der Alte gesprochen hatte.

„Ich kann nicht warten. Du aber reitest bessere Kameele als ich und wirst mich einholen."

„Wie viele Männer sind bei Dir?"

„Zwei."

„Und Du fürchtest Dich nicht, mit so Wenigen in das Bahr billa ma, in das „Meer ohne Wasser" (Wüste) zu gehen?"

„Ich fürchte mich nie."

„Fürchtest Du auch Hedjahn-Bei, den Karawanenwürger, nicht? Du kannst seiner Gum gar leicht begegnen!"

„Er wird mich friedlich ziehen lassen, denn sonst geht es ihm wie Assad-Bei, dem Heerdenwürger."

Es war ein eigenthümliches Aufleuchten seines stechenden Auges, welches mir bei diesen Worten entgegenblitzte.

„Du hast Assad-Bei getödtet, Fremdling; der Hedjahn-Bei aber würde Dich zermalmen. Er ist fürchterlicher als Areth, der Donnerstimmige."

„Kennst Du ihn?"

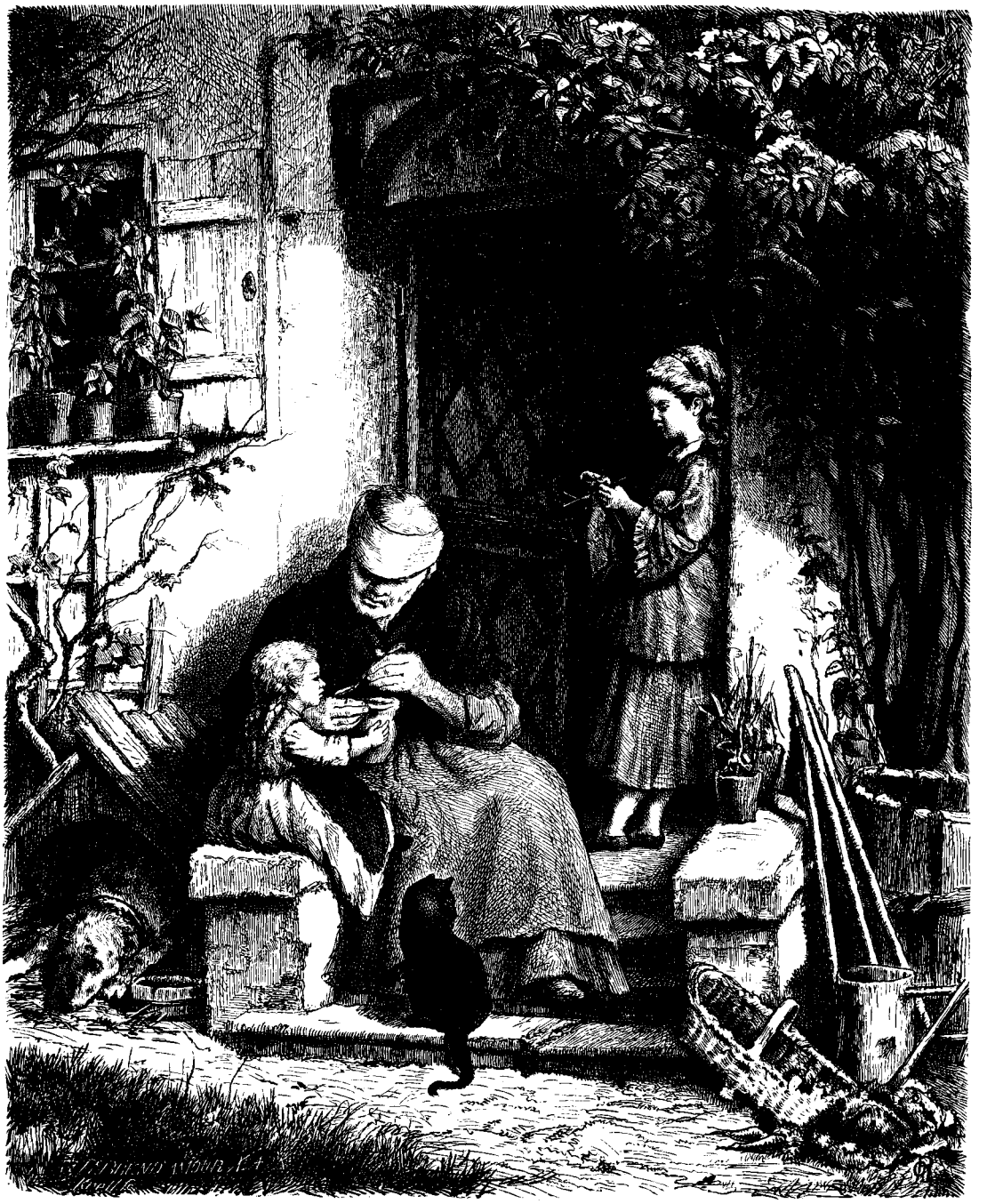
„Ihn kennt jeder Tuareg und Tebu; warum sollte ich ihn nicht kennen? Spricht nicht Jedermann von ihm?"

„So kennst Du wohl auch Mahmud Ben Mustafa Abd Ibrahim Jaakub Ibn Baschar, den Imoscharh?" frug ich, es möglichst verbergend, daß ich sein Gesicht scharf beobachtete.

Er entfärbte sich trotz seines dunklen Teint.

„Wer ist dieser Mann?"

„Er ist kein Mann, sondern ein Weib, dessen Zunge nicht zu schweigen weiß. Ich traf ihn und er sagte mir, daß er ein Bote des Hedjahn-Bei sei und zu einem Franken gehe, um ein Lösegeld zu fordern."



Wirkungskreis der Großmutter. Originalzeichnung

Die Brauen des Arabers zogen sich finster zusammen.

„Allah inhal el Kelb, Gott verderbe den Hund! Und Du bist zu dem Franken gegangen, um ihn zu warnen?“

„Warum ich? Der Imoscharh wird schon selbst mit ihm sprechen!“

„Sihdi, Du hast klug und weise gehandelt, denn Reden ist Silber, Schweigen aber Gold!“

Ich wußte genug. Dieser Araber war jedenfalls einer der Leute des Hedjahn-Bei und wartete hier auf die Rückkehr des Boten, der in Algier gefangen gehalten wurde, und der Bei el Urdi war wohl ein geheimer Verbündeter des Karawanenwürgers. Ich konnte die Gastfreundschaft dieser Leute, denen ich vielleicht noch feindlich gegenübertreten mußte, nicht in Anspruch nehmen und beschloß, sofort wieder aufzubrechen.

Mit Hilfe Josef's schälte ich den Löwen schnell aus seinem Felle und kehrte dann unter der jubelnden Begleitung sämmtlicher Männer nach dem Duar zurück. Die glückliche Jagd hatte kein Menschenleben gekostet, denn auch die Zwei, welche der Löwe niedergerissen hatte, waren nur verwundet worden, allerdings so schwer, daß sie in das Dorf getragen werden mußten.

Hassan der Große kam mir freudig entgegen geeilt.

„Du lebst, Sihdi, Du bist wieder da und hast den Herrn mit dem dicken Kopfe getödtet? Hamdulillah, Preis und Ruhm sei dem Herrn, der Dein Schutz gewesen ist! Ich habe um Dich gezittert, wie der Halm des Grases, wenn der Smum über die Oase geht.“

„Maschallah tausend Schwerebrett, is dos aan Vergleich: aan Grashalm und Djezzar-Bei, der Menschenwürger!“ antwortete Josef statt meiner. „Schämst Du Dich nit, Hassan el Kebihr, zu Deutsch der große Haaf'? Mach' Dich rasch auf's Kameel, denn die Reis' geht wieder vorwärts!“

Als ich im Begriffe stand, Abschied zu nehmen, führte mich der Uëlad Sliman zu seinen Kameelen.

„Sihdi, Du hast kein Djemmel, wie Du es brauchst. Deine Hand hat mich vom Tode errettet. Sieh dieses Thier an! Es ist ein Hedjihn, ein Bischarinhedjihn, wie es in der ganzen Sahel

kein zweites gibt; maktub ala salamtek, es ist auf Deinen Namen geschrieben; ich schenke es Dir!"

Es war ein kostbares Geschenk. Hatte dieser Mann die Mittel dazu? Ich wollte widersprechen, weil ich ihn als meinen Feind betrachten mußte; er aber winkte mit einem wahrhaft gebieterischen Ausdrucke zum Schweigen und zog dann ein eigenthümlich geformtes Korallenstück hervor.

„Du hast gelernt, den Mund verschlossen zu halten. Nimm diese Anaïa (Zeichen), und wenn Du der Gum des Hedjahn-Bei begegnest, so zeige sie vor. Sie wird Dir Schutz gewähren, denn Du hast einen Gläubigen aus den Klauen des Sihdi-el-falssali errettet. Steige auf und reise ohne Furcht!"

Um ihn nicht zu erzürnen oder gar sein Mißtrauen zu erwecken, mußte ich das Thier annehmen. In der Ecke der Satteldecke sah ich eine Arabeske, in welcher sich die Buchstaben A. L. eingestickt befanden. Es waren die Anfangsbuchstaben des Namens André Latréaumont.

Ich sagte dem Alten und seiner Tochter, in deren Zelte ich Aufnahme gefunden hatte, Dank und wurde dann vom Bei el Urdi und von einigen seiner Leute eine Strecke weit begleitet. Als er von mir schied, meinte er:

„Sihdi, Du bist ein tapferer Krieger, doch der Hedjahn-Bei ist mächtiger als Du. Aber ich habe gesehen, daß Du seine Anaïa bekommen hast. Du wirst sicher sein, so weit die Wüste reicht. Sallam aaleïkum, Friede und Heil sei mit Dir!" — — —

3. Hedjahn-Bei, der Karawanenwürger.

Die Wüste! —

Von der Nordwestküste Afrika's zieht sich mit wenigen kurzen Unterbrechungen bis hinüber nach Asien und hinauf zu dem mächtigen Kamme des Chinggangebirges eine Reihe von öden, unwirthlichen Länderstrecken, die einander an Grausen überbieten. Die großen Wüsten des afrikanischen Continentes springen über die Landenge von Suez hinüber in die öden Flächen des steinigen Arabien's, denen sich die nackten, dürren Strecken Persien's und Afghanistan's anschließen, um hinauf in die Bucharei und Mongolei zu steigen und dort die grauenvolle Gobi zu bilden.

Wohl über 120,000 Quadratmeilen groß, erstreckt sich die Sahara von Cap Blanco bis zu den Bergwänden des Nilthales und vom Rif bis in die heißdunstigen Wälder des Sudan. Ihre Eintheilung ist eine sehr mannigfaltige. Die an die Nilländer stoßende libysche Wüste geht nach Westen in denjenigen Theil der eigentlichen Sahara über, von welcher der Dichter sagt:

„. . . . bis da, wo sich im Sonnenbrande
Die öde Hammada erstreckt
Und man im glühend heißen Sande
Nicht einen grünen Halm entdeckt,"

und von hier aus zieht sich dann die Sahel bis an die Küste des atlantischen Oceans. Der Araber unterscheidet die bewohnte (Fiafi), unbewohnte (Khela), gesträuchige (Haitia), bewaldete (Ghoba), steinige (Serir), mit Felsblöcken übersäte (Warr), gebirgige (Dschebel oder Nedsched), flache (Sahel oder Tehama) und von beweglichen Dünen durchzogene Wüste (Ghud).

Die Ansicht, daß die Sahara eine Tiefebene bilde, welche niedriger liege, als der Wasserspiegel des Meeres, ist eine durchaus irrige; vielmehr ist die Wüste ein ausgedehntes Tafelland von tausend bis zweitausend Fuß Höhe und gar nicht so arm an Abwechslung der Bodengestaltung, wie man bisher immer meinte.

Das Letztere ist besonders der Fall im östlichen Theile, in der eigentlichen Sahara, welche sich dem Wanderer freundlicher zeigt, als die westliche Sahel, die der eigentliche Schauplatz der Wüstenschrecken und des gefürchteten Flugsandes ist, der, vom Winde zu fortrückenden Wellen angehäuft, langsam durch die Wüste wandert; daher der Name Sahel d. i. Wandermeer. Diese Beweglichkeit des Sandbodens muß natürlich dem Wachsthume der Pflanzen außerordentlich hinderlich sein, und dazu kommt der außerordentliche Mangel an Quellen und Brunnen, ohne welche das Entstehen von Oasen eine absolute Unmöglichkeit ist. Der dürre Sandboden vermag kaum einige werthlose Salzpflanzen, höchstens noch etwas dürren Thymian, ein paar Disteln und einige stachelige, krüppelhafte Mimosen zu nähren. Durch das glühende Sandmeer streift nicht der wilde Leu, obgleich der Dichter behauptet

„Wüstenkönig ist der Löwe;"

nur Vipern, Scorpione und ungeheure Flöhe finden in dem heißen Boden ein behagliches Dasein, und selbst die Fliege, welche den Karawanen eine Strecke in die Wüste hinein folgt, stirbt bald auf dem Wege. Und dennoch wagt sich der Mensch in den Sonnenbrand und trotzt den Gefahren, welche ihn von allen Seiten umdrohen. Freilich ist deren Schilderung oft eine übertriebene, aber es bleibt trotzdem genug übrig, um die Sehnsucht nach einem „Wüstenritte" zu verleiden, dessen Opfer man in der Sahel häufiger findet, als in der wasserreicheren eigentlichen Sahara. Da liegen dann die ausgedorrten Leichen der Menschen und Thiere in Grauen erregenden Stellungen neben und über einander; der Eine hält den leeren Wasserschlauch noch in den entfleischten Händen; ein Anderer hatte wie wahnsinnig die Erde unter sich aufgewühlt, um sich Kühlung zu verschaffen; ein Dritter sitzt als vertrocknete Mumie auf dem gebleichten Skelet seines Kameeles, den Turban noch auf dem nackten Schädel, und ein Vierter kniet am Boden: das Gesicht ist gegen Morgen nach Mekka gerichtet, und die Arme sind über die Brust gekreuzt. Sein letzter Gedanke hat, wie es dem frommen Moslem geziemt, Allah und seinen Propheten gesucht.

Und dennoch hat die Wüste ihren Zweck zu erfüllen in dem großen Haushalte der Natur. Sie bildet den Gluthofen, welcher die erhitzten Lüfte emporsteigen läßt, daß sie nach Norden streichen und, sich dort zur Erde niedersenkend, den Gegenden der Mitternacht die nothwendige Wärme und Belebung bringen. Die Weisheit des Schöpfers duldet keinen Ueberschuß und hat von Anbeginn dafür gesorgt, daß alle Gegensätze und Extreme zur wohlthätigen Ausgleichung gelangen. — —

Das berüchtigte Bab-el-Ghud liegt ungefähr auf dem einundzwanzigsten Breitengrade an der Grenze zwischen der Sahara und Sahel, wo auch das Gebiet der Tuareg oder Imoscharh mit demjenigen der Tebu oder Teda zusammenstößt.

Diese Grenzverhältnisse geben sowohl der Landschaft als auch ihrer menschlichen Staffage etwas fortwährend Kampfbereites. Die wandernden Sandberge der Sahel werden von dem herrschenden Westwinde immer weiter nach Osten getrieben und stoßen beim Bab-el-Ghud auf die Felsen der Serir, an denen sie sich aufbäumen und, die Thäler, Schluchten und sonstigen Zwischenräume mit unerbittlicher Sicherheit ausfüllend, tiefe Sandlager bilden, denen die Feuchtigkeit mangelt, um zu einer festen, compacten Masse zusammengepreßt zu werden. Wehe dem Wanderer, der in eine solche verrätherische Sandsee geräth! Noch vor einigen Augenblicken hat sein Dromedar den sichern, felsigen Boden unter den Hufen gefühlt, plötzlich aber reicht ihm der feine, leichte Sand bis an den Leib; es macht eine kräftige Anstrengung, zurückzukehren, und geräth durch dieselbe nur noch tiefer in die brennende Körnerfluth. Der Reiter darf nicht vom Thiere steigen, weil er sonst versinkt; er kämpft mit den Krallen des Sandes, die ihn immer enger, immer fester umschließen; das Dromedar arbeitet sich immer tiefer hinab; es verschwindet endlich ganz; das Bahr-el-Ghud, das Dünenmeer, reicht immer höher an dem Reiter hinauf; es faßt ihn bei den Beinen, bei den Hüften, an den Schultern; schon kann er sich nicht mehr regen; er wendet das Haupt nach der heiligen Kaaba — „Allah kerihm, wie Gott will, Allah ist gnädig!" flüstern seine bleichen vertrockneten Lippen, die nun der Sand verschließt. Die Düne schnürt ihm die Brust zusammen, die Lider schließen sich; der Engel des Todes rauscht vorüber, und hoch oben in der Luft schwebt der Bartgeier. Er hat den letzten Kampf des Wanderers beobachtet, aber in einer langsamen, weit sich aufwickelnden Spirallinie läßt er sich von seinen gewaltigen Schwingen in die Ferne tragen; er weiß, daß die Düne ihr Opfer vollständig verschlingt und ihm nicht den mindesten Antheil an ihrem Raube gönnt.

Das ist das Bab-el-Ghud. Wer sich zwischen seine Felsen und Sandwogen wagt, muß von schwer wiegenden Gründen dazu gedrängt werden.

Und doch gibt es wilde Gestalten, welche vor einem solchen Wagnisse nicht zurückbeben. Sie schöpfen den Muth dazu aus dem fürchterlichen „Ed dem b'ed dem — en nefs b'en nefs, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut." Neben der Gastfreundschaft ist die Blutrache das erste Wüstengesetz, und wenn es

auch zwischen den Angehörigen verwandter Stämme vorkommt, daß ein Mord mit der Entrichtung des Diyeh (Blutpreis) gesühnt wird, so ist dies doch wohl niemals der Fall bei einem Verbrechen, welches durch das Glied einer fremden oder feindlichen Völkerschaft begangen wurde. Da erfordert die Schuld blutige Rache; sie wandert herüber und hinüber, wird größer und immer größer, bis sie endlich ganze Stämme erfaßt und zu jenem öffentlichen und heimlichen Hinschlachten führt, zu welchem das Bahr-el-Ghud zwischen den Tuareg und Tebu den Schauplatz bildet. Hier ist das Blutgesetz mächtiger als die Natur, welche alle ihre Schrecken aufbietet, die Feinde zu trennen, und doch grad durch diese Schrecken den Feindseligkeiten ein Grausen verleiht, wie es die zerfleischenden Kämpfe der wilden Indianerhorden Amerika's nicht größer bieten können. —

Seit unserem letzten Abenteuer waren mehrere Wochen vergangen, und ich hatte Hassan wirklich als einen ausgezeichneten Führer kennen gelernt, ein Umstand, welcher mich mit seinem Mangel an Muth zur Genüge aussöhnte. Er kannte nicht nur die Wege genau, sondern verstand es, alle seine Vorkehrungsmaßregeln so zu treffen, daß wir bisher nicht den geringsten Schaden oder Mangel zu leiden hatten. Seine Anhänglichkeit an mich hatte sich nach und nach zu einer ganz erfreulichen Stärke entwickelt, und ich hätte ihm gern mein vollständiges Vertrauen geschenkt, wenn mir nicht eine außerordentliche, beängstigende Aufregung aufgefallen wäre, an welcher er seit einiger Zeit und zwar nur des Morgens zu leiden schien. Er saß dann auf seiner Matte, von welcher er nicht aufzubringen war, weinte und schluchzte, lachte und jubelte in einem Athem, nannte sich bald einen Helden und bald eine Memme, bald einen guten Moslem und bald einen Ungehorsamen, der in die Tschehenna fahren müsse. Es war eine Art Wahnsinn, der ihn erfaßt haben mußte und dessen Ursache ich gar zu gern auf die Spur gekommen wäre; doch stand es fest, daß ich mich der Führung eines geistig gestörten Mannes nicht ohne ganz besondere Vorsicht anvertrauen konnte, was mir seiner sonstigen Zuverlässigkeit wegen herzlich leid that.

Wir waren noch immer bloß drei Personen und zählten eine hinreichende Anzahl Packkameele, um die Lasten vertheilen zu können; darum reisten wir mit doppelter Schnelligkeit als eine gewöhnliche Karawane und konnten sicher sein, das Bah-el-Ghud nach drei guten Tagemärschen zu erreichen. Da mein Hedjihn ein besserer Läufer als die anderen Thiere war, so pflegte ich des Morgens später als Josef und Hassan aufzubrechen und, wenn ich sie eingeholt hatte, ihnen eine Strecke vorauszueilen, um dann bis zu ihrem Nahen entweder meinen Tschibuk in Gemüthlichkeit rauchen zu können oder für die Bereicherung meiner Naturalien-Sammlung Sorge zu tragen.

So ritt ich auch jetzt ganz allein zwischen den Dünen dahin und hielt zuweilen mein Thier an, um dem eigenthümlichen Klingen des Sandes zu lauschen, welches, beinahe unhörbar, für ein scharfes Ohr dennoch zu vernehmen war. Die einzelnen Körnchen berührten sich, drängten einander vorwärts, an der westlichen Seite der Dünen empor, an der entgegengesetzten wieder hinab, und verursachten jenes seltsame, beinahe singende Geräusch, welches in seinem zarten, metallischen Klange dem heimlichen Flüstern von Millionen Liliputenkehlen gleicht. Die Myriaden und aber Myriaden Körnchen bewegten sich, ohne daß ich einen nennenswerthen Lufthauch bemerkt hätte; sie waren einmal in Gang gebracht und behielten ihre Stätigkeit in Folge einer so geringen Bewegung der Atmosphäre, daß die menschliche Haut für dieselbe keine Empfänglichkeit besaß.

Da bemerkte ich zwischen zwei Erhöhungen einen kleinen Sandberg, welcher nicht auf natürliche Weise entstanden sein konnte. Ich ließ mein Hedjihn niederknien und stieg ab, um ihn zu untersuchen. Ich hatte recht vermuthet. Hier lag die Leiche eines Arabers sammt derjenigen seines Thieres, welche der wandernde Sand bereits überfluthet hatte. Das Thier war ein echtes Bischarin gewesen und — wahrhaftig, es hatte, wie ich jetzt sah, eine Kugel vor die Stirne bekommen. Sollte hier ein Act der Blutrache vorliegen? Ich entfernte den Sand weiter, um den Reiter genauer in Augenschein zu nehmen. Ich fand ihn in vollständiger Bekleidung und Bewaffnung; der Kapuze seines Burnus war ein A. L. eingestickt, und dieselben zwei Buchstaben fand ich auch dem Kolben seiner Flinte und dem Griffe seines Messers eingebrannt. Grad einen Zoll über der Nasenwurzel sah ich ein scharfes rundes Loch, welches von einer Kugel herrührte, die dem Manne vorn in den Kopf und hinten wieder hinaus gedrungen war.

„Emery Bothwell!" rief ich überrascht, obgleich kein Mensch in der Nähe war, der mich hören konnte.

Ich kannte diesen Kapitalschuß; ich hatte dasselbe Loch in mancher Indianerstirne gesehen, welche der sichern Büchse meines englischen Freundes zu nahe gekommen war, und wußte daher ganz genau, daß er auch hier der Schütze gewesen sei. Er befand sich also bereits in Bab-el Ghud, und es mußten wenigstens drei Wochen seit diesem Schusse vergangen sein, wie ich aus der Höhe des Sandes und genugsam an andern Zeichen sah. Ich sagte mir augenblicklich, daß dies nicht der einzige Todte sei, dessen Gebeine, getroffen von der Kugel des „verrytablen Englishman", in der Wüste bleichten; das verhängnißvolle Zeichen mußte Jedem den Tod bringen, an dessen Kleidern oder Waffen er es bemerkte.

Ich vermuthete auch hier ganz richtig, denn in einiger Entfernung fand ich eine zweite und dann noch eine dritte Leiche, einen Zoll hoch über der Nasenwurzel in die Stirn getroffen. Der Hedjahn-Bei hatte einen fürchterlichen, unerbittlichen Feind gefunden, der sicherlich nicht eher ruhte, als bis Rénald Latréaumont gefunden oder gerächt worden war.

Eine Strecke weiter fand ich eine ganz frische Darb (Spur), welche unsere Richtung schief durchschnitt. Sie stammte von einem einzelnen Thiere und war so klein, daß ich vermuthete, das Kameel sei ein Bischarinhedjihn oder wenigstens eines jener Mehara, wie man sie bei den Tuareg in ausgezeichneter Rasse findet. Ein solches Mehari übertrifft an Schnelligkeit, Ausdauer und Enthaltsamkeit sogar oft noch das Hedjihn der Bischara, und besonders sind es dann die Stuten, für welche man einen ganz außerordentlich hohen Preis bezahlt.

Dieses Thier hier war eine Stute, denn die hinteren Füße hatten eine größere Spurweite als die vorderen. Die Eindrücke waren nicht tief, aber auch nicht zu seicht; das Kameel war also nur mittelmäßig belastet; es trug nichts als seinen Reiter. Dieser war also entweder ein Verfolgter oder ein Räuber oder einer jener Kuriere, wie sie die Wüste auf ihren schnellen Thieren nach allen gangbaren Richtungen durcheilen. Das Letztere freilich schien mir unwahrscheinlich, denn der Mann hielt mitten in die Serir hinein, in welcher ein Kurier nichts zu suchen hat. Aber was wollte ein Räuber dort, wo es eine Beute unmöglich geben konnte? So war es also doch wohl ein Flüchtling, der die Verborgenheit suchte, vielleicht auch ein Bluträcher, der einen einsamen Bir (Brunnen) entdeckt hatte und von demselben aus seine unheilvollen Ausflüge unternahm.

Die Spuren waren noch vollständig rein; kein einziges Körnchen Sand lag in ihnen, und keiner der Eindrücke zeigte, wie es beim Laufe nicht zu vermeiden ist, nach rückwärts einen Schweif. Der Mann war also langsam geritten und vor kaum fünf Minuten hier vorübergekommen. Dieser einsame Reiter hier mitten in der Wüste war jedenfalls eine ganz ungewöhnliche Erscheinung und nahm mein vollstes Interesse für mich in Anspruch. Ich machte auf meiner Fährte ein Zeichen, daß die Meinen unbesorgt ihre Richtung weiter beibehalten sollten, und wandte mich seitwärts hinter der aufgefundenen Spur her.

„Hhein, hhein!" Auf diesen Zuruf warf mein Hedjihn den Kopf in den Nacken und stürmte wie eine Windsbraut zwischen den Dünenbergen dahin. Wäre das Terrain eben gewesen, so hätte ich meinen Verfolgten sicher schon nach zehn Minuten erblickt; da aber die Sanderhöhungen jede Aussicht hemmten, so wurde er mir erst sichtbar, als ich mich schon in seiner Nähe befand.

„Rrree, halt!" rief ich ihm zu.

Er hatte den Ruf vernommen und zügelte sofort sein Dromedar, welches allerdings ein sehr schönes Mehari war. Es herumlenkend, erblickte er mich und riß sofort die lange Flinte vom Sattelriemen.

„Sallam aaleïkum, Friede sei zwischen Dir und mir!" grüßte ich ihn, ohne nach einer meiner Waffen zu langen. „Hänge Dein Gewehr an den Serdj, denn ich erlaube Dir, Freund zu mir zu sagen!"

Er blickte mich mit großen, verwunderungsvollen Augen an.

„Du erlaubst es mir? Weißt Du auch, ob ich Dir die Erlaubniß zu dieser Erlaubniß gebe?"

„Du brauchst sie mir nicht zu geben, Mann, denn ich habe sie mir bereits genommen."

„Wie ist Dein Name, und wie heißt der Stamm, zu welchem Du gehörst?"

Mein Aeußeres und meine ganze Ausrüstung berechtigten ihn allerdings, mich für einen Araber zu halten. Er selbst war ein Tebu, wie ich auf den ersten Blick bemerkte. Die dunkle, beinahe schwarze Hautfarbe, das kurze, krause Haar, die starken, vollen Lippen, die etwas hervortretenden Backenknochen unterschieden ihn deutlich von dem Beduinen und Tuareg. Sollte ihn eine Blutrache herein in das Bahr-el-Ghud getrieben haben, hier, wo er sich noch auf dem Gebiete der Imoscharh befand? Ich konnte mir nicht denken, daß es hier zwischen den wandernden Dünen eine Quelle geben könne, und dennoch trug er keinen großen Wasserschlauch, sondern an dem hinteren Sattelknopfe hing nur eine kleine Zemzemieh (Wassergefäß) von Gazellenleder. Er trug nebst der langen Flinte eine vollständige Kriegerausrüstung, und sein Leib stack unter dem weiten, weißen Burnus in einem eng anschließenden Wams von Ochsenleder, welches als Harnisch gegen Schnittwaffen und Wurfgeschosse dient und gewöhnlich nur von den Tuareg getragen wird.

„Ich komme aus dem fernen Lande Germanistan herüber, wo es keine Stämme und keine Ferkah gibt. Du bist ein Tebu?"

Er überhörte die letztere Frage und rief ganz verwundert:

„Aus Germanistan? Kennst Du den Sihdi Emir?"

„Ich kenne ihn," antwortete ich nun überrascht. „Hast Du ihn gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen. Bist Du der Scheikh aus Germanistan, auf den er wartet?"

„Ich bin es."

„Habakek, so sei mir willkommen, Sihdi! Ich bin von ihm ausgesandt, Dich zu erwarten."

„Wo ist er?"

„Im weiten Bahr-el-Ghud. Am Bab-el-Ghud wirst Du sein Zeichen finden, welches Dir sagt, wo seine Füße weilen."

„So danke Allah, daß ich Deine Darb sah und ihnen folgte; Du hättest mich sonst vorüberziehen lassen, ohne mich zu sehen."

„Ich hätte Dich gefunden, Sihdi. Ich wollte in der Serir mein Mehari tränken und mir Wasser holen; dann wäre ich zurückgekehrt zum Wege, den Du kommen müßtest. Ich hätte Deine Darb gesehen und wäre Dir gefolgt, bis ich sah, wer Du bist."

„So kennst Du eine Quelle in dieser Wüste?"

„Ich kenne viele Quellen, die nur mein Auge gesehen hat, Sihdi."

„Und Du bist ein Tebu?"

„Du hast es errathen; ich bin ein Tebu vom Stamme der Beni Amalech."

„Und wie ist Dein Name?"

„Ich habe keinen Namen, Sihdi. Mein Name liegt vergraben unter dem Dache meines Zeltes, bis ich den Schwur erfüllt habe, den ich beim Barte des Propheten und beim ewigen Gerichte that. Nenne mich Abu billa Beni (Vater ohne Söhne)."

Dieser Wunsch sagte mir Alles, dennoch aber frug ich weiter:

„Man hat Dir Deine Söhne getödtet?"

„Drei Söhne, Sihdi, drei Söhne, die meine Freude, mein Stolz und meine Hoffnung waren. Sie standen hoch und schlank wie die Palmen, waren klug wie Abu Bekr, tapfer wie Ali, stark wie Khalid und gehorsam wie Sadik, der Aufrichtige. Sie trieben meine Heerden zum Bir (Brunnen), und ich fand ihre Leichen, nicht aber die Thiere."

„Wer hat sie getödtet?"

„Hedjahn-Bei, der Karawanenwürger. Er holte sich meine Mehara, um seine Räuber zu tragen, und meine Rinder und Schafe zur Speise für die Mörder. Ich habe mein Duar, meinen Stamm, mein Weib und meine Töchter verlassen und bin ihm nachgefolgt von einer Uah (Oase) zur andern. Meine Lanze hat drei, mein Pfeil vier und mein Messer sechs seiner Männer gefressen, ihn selbst aber beschützt der Scheidan, daß ihn mein Auge nicht erblicken und mein Arm nicht erreichen konnte. Aber er wird dennoch in die Tschehenna gehen, denn wenn meine Hand zu kurz ist, so wirst Du ihn treffen, Du und Sihdi Emir, den sie Behluwan-Bei, den Räuberwürger, nennen."

„Wo trafst Du ihn?"

„Beim Brunnen Khool, wo seine Kugel drei Hedjahn tödtete, die das Todeszeichen trugen."

„Wen hatte er bei sich?"

„Zwei Männer, die sein Diener und sein Führer sind. Hast Du nicht auf Deinem Wege Leichen gefunden, welche durch die Stirn geschossen waren — Reiter und Thier?"

„Ja."

„Das ist Sihdi Emir, der Behluwan-Bei, gewesen. Seine Kugel ist wie Allah's Zorn; sie fehlt nie ihr Ziel. Der Hedjahn-Bei und seine Gum kennen die Büchse des Rächers; sie fluchen ihm, aber der friedliche Hirt denkt ihrer mit segnendem Worte. Er reitet auf den Ethar (Fährten) der Räuber; sie wollen ihn fangen und tödten, aber sein Gott ist mächtig wie Allah; er macht ihn unsichtbar und behütet ihn vor aller Fährlichkeit. In jeder Uah ertönt sein Lob, und an jedem Bir erklingt sein Ruhm; die Wüste ist stolz auf seinen Namen, und die Lüfte verbreiten den Preis seiner Thaten. Er ist der Richter des Sünders und der Schutz des Gerechten; er kommt und geht: Keiner weiß, woher und wohin; ich aber werde Dich zu ihm bringen, damit Dein Name so groß werde, wie der seinige."

Das war ja eine wirkliche Hymne, gesungen auf meinen braven Emery Bothwell! Dieser Tebu hatte jedenfalls ein muthigeres Herz als der große Hassan, und ich konnte mich seiner Führung ohne Sorgen anvertrauen.

„Wie weit ist es noch bis zum Bab-el-Ghud?"

„Einen Tag und noch einen Tag; wenn dann Dein Schatten nach Osten geht dreimal so lang wie Dein Fuß, wird Dein Bischarin unter dem Bab-el-Hadjar (Thor der Steine) niederknieen, damit Du im Schatten Ruhe findest."

Der Bewohner der Wüste kennt weder Kompaß noch Uhr oder Bussole. Die Sterne zeigen ihm den Weg, und nach der Länge des Schattens bestimmt er seine Zeit. Und darin besitzt er eine solche Fertigkeit, daß er sich nur selten irrt.

„So komm, damit wir meine Leute treffen!"

„Mein Wasser geht zur Neige, Sihdi!"

„Du findest bei mir, so viel Du dessen bedarfst."

Er folgte mir. In kurzer Zeit stießen wir auf Josef und Hassan, welche mein Zeichen verstanden und ihre Richtung beibehalten hatten. Sie verwunderten sich nicht wenig über die Gesellschaft, welche ich hier mitten in der Wüste aufgegriffen hatte.

„Maschallah tausend Schwerebrett," meinte der Staffelsteiner, „is dos hübsch, daß Gesellschaft kommt! Wer is denn halt der Schwarze, Herr?"

„Das ist Abu billa Beni, der uns nach dem Bab-el-Ghud führen wird."

Da zogen sich die Brauen Hassan's finster zusammen.

„Wer ist dieser Tebu, daß er den Weg besser kennen will, als Hassan el Kebihr, den alle Kinder der Wüste Djezzar-Bei, den Menschenwürger, nennen? Welche Mutter hat ihn geboren, und wie viele Väter sind ihm vorangegangen? Er kann gehen, wohin er will, Sihdi; ich werde Dich nach dem Bab-el-Ghud bringen auch ohne ihn! Sieh sein Gesicht und sein Haar, seine Wange und seinen Mund; ist er ein ächter Nachkomme Ismaïl's, welcher der wahre Sohn des Erzvaters Abram war?"

Der Tebu sah ihm ruhig lächelnd in die Augen.

„Du nennst Dich Hassan el Kebihr und Djezzar-Bei, den Menschenwürger? Das Ohr meines Djemmels hat noch niemals diese Namen vernommen. Wie heißt Dein Stamm und Ferkah?"

„Ich bin ein Kubaschi vom Ferkah en Nurab. Wir haben den Panther mit seiner Frau und Assad-Bei, den Löwen, getödtet. Wen aber hast Du getödtet? Du bist der Vater ohne Söhne und der Tebu ohne Muth und Heldenthat. Ich werde den Sihdi führen; Du aber kannst Dich am Schwanze meines Djemmels halten!"

Der Tebu blieb auch bei dieser Beleidigung gleichmüthig.

„Wie ist Dein Name?" frug er.

„Größer als die Zahl Deiner Verwandten und länger als Dein Gedächtniß. Ich heiße Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli."

„Nun gut, Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli, steige von Deinem Djemmel, denn ich habe ein Kleines mit Dir zu reden!"

Er stieg ab, zog sein Messer und setzte sich in den Sand.

Ein arabisches Duell! Das hatte ich erwartet und aus diesem Grunde den kleinen Zank ruhig gestattet; ich wußte, daß den großen Hassan eine Demüthigung erwartete. Dieser merkte jetzt, was ihm drohte, und meinte:

„Wer hat Dir erlaubt, vom Kameele zu steigen? Weißt Du nicht, daß hier Keiner zu befehlen hat als nur der Sihdi, der Eile hat, nach dem Bab-el-Ghud zu kommen?"

„Ich erlaube es Euch, abzusteigen, Hassan," antwortete ich ihm. „Du bist ein tapferer Kubaschi en Nurab und hast ein scharfes Kussa (Messer); wahre Deine Ehre!"

„Aber wir haben keine Zeit, Sihdi; die Schatten werden immer länger!"

„Darum steige ab und beeile Dich!"

Jetzt konnte er nicht anders; er stieg ab, setzte sich dem Tebu gegenüber und zog sein Messer ebenfalls.

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, entfernte der Tebu sein Beinkleid von der Wade, setzte die Spitze des Messers an dieselbe und bohrte sich die Klinge bis an das Heft in das Fleisch. Dann blickte er Hassan still und erwartungsvoll in das Angesicht.

Der Kubaschi mußte, um seine Ehre zu retten, denselben Stich auch bei sich anbringen. Auf diese Weise zerfleischen sich zwei Kämpfer oft viele Muskeln ihres Körpers, ohne bei diesen höchst schmerzhaften Verwundungen mit der Wimper zu zucken; wer am längsten aushält, hat gesiegt. Die Söhne der Wildniß halten es für eine Schande, sich vom Schmerze beherrschen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Chronik.

Nachdruck verboten.

Berlin, 20. Juni.

Das goldene Hochzeitsfest der kaiserlichen Majestäten ist vorüber und über die dabei veranstalteten Feierlichkeiten sind Ihre Leser durch die Tagesblätter bereits ausreichend informirt worden. Ich kann deßhalb wohl von weiteren Detailberichten absehen, in denen ich nichts wesentlich Neues mehr mitzutheilen hätte; dagegen scheint es mir die Pflicht eines Chronisten zu sein, Entstellungen, welche die Tagespresse in ihren bezüglichen Festberichten sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht zu übergehen.

Merkwürdiger Weise haben nämlich gerade diejenigen Blätter, welche des Kaisers Freunde erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit geworden sind — seit dem Beginn des preußischen „Culturkampfes" — Berichte veröffentlicht, welche Berlin in einem wahren Wonnetaumel versunken sein ließen; da sollte „immenser Jubel auf allen Straßen" geherrscht und zur Abendzeit noch durch ein „förmliches Lichtmeer" seine äußere Illumination bekommen haben, da hätte „Alt und Jung, Groß und Klein sein Festkleid angezogen", und was dergleichen wohlfeile Redewendungen noch mehr waren. Es ist meines Erachtens durch Schönfärbereien weder der Gegenwart noch der Zukunft in etwas gedient, und so lieb es Einem auch gewesen wäre, wenn die Feststimmung nach seinen Wünschen sich entwickelt hätte, so sollte es doch die erste Aufgabe eines jeden Berichterstatters bleiben, niemals auf Kosten der Wahrheit Stimmung zu machen.

Die letzte Reichstagswahl hat es dokumentarisch festgestellt, daß Berlin über 60,000 Socialdemokraten, also selbstständige Männer, zum Theil Väter starker Familien, beherbergt. Bei einer so großen Anzahl kommen die stattgehabten noch nicht 200 betragenden Ausweisungsfälle gar nicht in Betracht; wir haben eben noch immer 60,000 Socialdemokraten unter uns. Nun sind diese Leute in ihrer Gesammtheit keineswegs antidynastisch gesinnt, im Gegentheil, das preußische Armeewesen, dem sie früher angehörten, hat in vielen derselben einen instinctiven Patriotismus wachgerufen und wachgehalten, der, wenn es zum Aeußersten käme, entschieden der kaiserlichen Fahne gegenüber der socialdemokratischen folgen würde; aber in einem Punkte sind augenblicklich alle Socialdemokraten einverstanden: in der Unzufriedenheit über unsere wirthschaftliche und sociale Lage. Und dieser Unzufriedenheit glauben sie einen passenden Ausdruck zu geben, wenn sie sich bei Veranlassungen, wie bei der in Rede stehenden, jeder festlichen Kundgebung enthalten, und sie meinen, diese Enthaltsamkeit namentlich deßhalb üben zu sollen, weil erfahrungsgemäß aus ihrem gegentheiligen Verhalten allerlei politisches Kapital geschlagen werden würde, zu dem sie ihrerseits auch keinen Heller beisteuern wollen.

So hatte denn in der That der „immense Festjubel" nicht im Entferntesten die Ausdehnung gewonnen, den tendentiöse Berichte in der Presse ausmalten, und auch das „Lichtmeer am Abend" stand zu den finster gebliebenen Stellen auf den Straßen nicht einmal in demselben Verhältniß, in welchem sich das Wasser zum Festlande auf der Erde befindet.

Ich würde der verehrungswürdigen und gänzlich außer Discussion stehenden Person der kaiserlichen Majestäten zu nahe treten, wollte ich dieses Thema noch weiter besprechen. Möglich ist es, daß der auch in Kreisen, welche nichts weniger als socialdemokratisch gesinnt sind, bemerklich gewesene Mangel an Feststimmung in dem etwas nüchternen Volkscharakter der Norddeutschen überhaupt begründet ist; wenigstens habe ich mir von Personen, welche zur Zeit der silbernen Hochzeitsfeier des österreichischen Kaiserpaares in Wien anwesend waren und die zugleich Zeuge der letzten Festlichkeiten in Berlin gewesen sind, sagen lassen, daß der bei beiden Gelegenheiten wahrgenommene Volksenthusiasmus sich sehr zu Ungunsten der neuen Reichshauptstadt an der Spree geltend gemacht habe. Mußte doch selbst ein Spezialberichterstatter unseres „liberalen" „Berliner Börsen-Couriers" gestehen, daß ein Fest, wie es unlängst Wien gefeiert hat, „in Europa noch nicht dagewesen" sei. Viel trägt allerdings in Oesterreich, wo die allgemeine sociale Lage doch nicht viel günstiger als die unsrige genannt werden kann, die Religion zu solcher Bethätigung der Liebe zum angestammten Herrscherhause bei. In Preußen, dem Lande des ernüchternden Protestantismus, hängt ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung am König nur aus kühler Staatsraison oder aus Vorliebe für den „obersten Kriegsherrn." Wie anders schlägt doch das Herz eines Tyrolers für seinen Kaiser, als das eines Pommern oder Märkers für seinen König!

Wien hat seiner Zeit einen noch viel schlimmeren Krach erlebt als Berlin und die mehr oder minder unglücklichen Kriege, zu denen die europäische Diplomatie seit einem Jahrhundert Oesterreich genöthigt hat, ließ im Lande einige Zeit hindurch den Wohlstand in einem Maße sinken, wie es in Preußen bisher noch niemals der Fall gewesen war. Aber Oesterreich-Ungarn fing wieder an, allmälig sich zu heben, während Deutschland jetzt im Wohlstande immer tiefer zu sinken beginnt; Berlin führt auch in dieser Beziehung den traurigen Reigen an. Ueber die hier herrschende Arbeitslosigkeit habe ich schon so viel geschrieben, daß ich kaum noch nöthig habe, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen; ich möchte dafür heute einmal auf die Lage des Berliner Grundbesitzes hinweisen.

In Berlin hat die Verschuldung des Grundbesitzes im Verhältniß zu seinem Verkaufswerth seit dem Jahre 1872 stetig zugenommen und sie dürfte wohl in den nächsten Jahren nur durch die Radikalkur der Subhastationen um etwas vermindert werden. Im Jahre 1872 betrug die Differenz zwischen der durchschnittlichen Belastung der hiesigen Grundstücke und dem durchschnittlichen Verkaufswerth derselben 50,4 Prozent, im Jahre 1873: 52,1 Prozent, im Jahre 1874: 40,4 Prozent, im Jahre 1875: 24,4 Prozent, im Jahre 1876: 23,8 Prozent, im Jahre 1877: 22,8 Prozent. Es nimmt daher nicht Wunder, daß von den im Jahre 1877 verkauften Häusern $^7/_9$ freiwillig verkauft und $^2/_9$ subhastirt worden sind. Bei den freiwillig in dem gedachten Jahre verkauften Grundstücken war der Erwerbspreis durchschnittlich fast $1^1/_3$ so hoch als der Feuerkassenwerth, dagegen bei den subhastirten noch nicht $^1/_7$ höher als der Feuerkassenwerth.

Gleichen Schritt mit der materiellen Noth hält fort und fort die geistige. Ein dieser Tage gehaltener öffentlicher Vortrag des protestantischen Pastors Hofmann „über das kirchliche Elend in der Hauptstadt des deutschen Reiches" brachte uns auch über dieses viel erörterte Thema neue interessante Angaben. Folgendes scheint mir aus dem Vortrage der Erwähnung werth zu sein: Berlin zählt 800,000 Mitglieder der (mirten) protestantischen Landeskirche und sämmtlichen seelsorglichen Bedürfnissen derselben müssen 40 Pastoren genügen, welche jedoch nicht allzusehr belästigt werden. Tausende von Personen setzen nie in ihrem Leben einen Fuß in die Kirche. Die

in welcher die Magd, deren Formen die Grazie einer wohlgenährten Schildkröte hatten, bei dem prasselnden Herdfeuer stand.

Kathi wandte ihr geröthetes, rundes Antlitz, das ein hinreichendes Material für zwei Gesichter bot, der Tochter des Hauses zu und sagte: „Der Herr schon da? Hier ist Alles fertig — soll ich die Suppe sogleich auftragen, oder wollen Fräulein Toni erst die — die gewisse Sache mit dem Herrn Vater besprechen?"

Diese Andeutung bewies, daß die treue alte Magd in ein Geheimniß des jungen Fräuleins eingeweiht sei.

„Ich muß wohl," antwortete Toni seufzend, „denn durch einen Aufschub wäre sicher nichts gewonnen. Nur fürchte ich den Zorn des Vaters —"

„Wenn hier inzwischen das Essen anbrennen sollte —"

„Nicht doch — er ist in sehr übler Laune von der Sitzung heimgekehrt — und da —"

„Ei, der Brief aus Wien, den Sie für ihn haben, wird ihn hoffentlich umstimmen. Uebrigens bekommt der Meister ja heute sein Leibgericht — das wird ihn besänftigen. Warten Sie daher mit Ihrer Angelegenheit bis nach Tische —"

„Unmöglich! Meine Unruhe würde mich früher verrathen!"

„Na, dann nur in des Himmels Namen frisch drauf los, liebes Fräulein! Und nehmen Sie sich's nicht etwa gleich so sehr zu Herzen, wenn der alte Herr Sie hart anfahren und Ihnen rundweg einen abschlägigen Bescheid ertheilen sollte — es läßt sich noch hinterher mit ihm reden, sobald er ruhiger geworden — Sie wissen ja, daß er, trotz seines Jähzornes, die Gutmüthigkeit selber ist — und Sie — Sie sind ja sein einziges Goldtöchterl!"

Ungeachtet dieser Vertröstung schlich Fräulein Watzel sehr kleinmüthig von der Küche fort, vorerst nach ihrem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Hassan entblößte höchst langsam seine Wade und setzte sich die Messerspitze auf die Haut. Diese bog sich unter einem leisen, ganz leisen Versuch, die Klinge einzustoßen, aber Djezzar-Bei, der Menschenwürger, merkte, daß dies wehe thue; er schnitt ein recht schauderhaftes Gesicht und stand schon im Begriffe, die Waffe wieder abzusetzen, als ein Intermezzo eintrat, auf welches er am allerwenigsten vorbereitet war. Josef Korndörfer war nämlich ebenfalls abgestiegen, um sich den Zweikampf in Bequemlichkeit betrachten zu können; er stand hart hinter dem Kubaschi, und als dieser jetzt Miene machte, das Duell aufzugeben, bog er sich, einer augenblicklichen Malice folgend, vor und schlug mit der Faust so kräftig auf das Heft des noch über dem Beine schwebenden Messers, daß der scharfe, spitze Stahl zur einen Seite der Wade hinein und zur andern wieder heraus fuhr.

Mit einem fürchterlichen Schrei sprang Hassan empor.

„Be issm lillahi ia Kir, um Gottes willen, Kerl, bist Du verrückt? Was hast Du mit meinem Beine zu schaffen? Gehört diese Wade mir oder Dir, Du Laus, Du Floh, Du Igel, Du Vater von einem Igel, Du Vetter und Oheim von einem Igelsvater? Habe ich Dir etwa mein Bein geborgt, daß Du mit meiner Wade zeigen sollst, wie tapfer Du bist, Du Giaur, Du Sohn und Enkel einer Giaurin, Du — Du — Du Jussef Koh-er-darb-Ben-Koh-er-darb-Ibn-Koh-er-darb-Abu-Koh-er-darb el Kah-el-brunn!"

Es war ein fürchterlicher Wuthausbruch, aber ich konnte wirklich nicht anders, ich mußte lachen über den tragikomischen Anblick des Riesen, welcher — das Messer stack noch immer in der Wade — auf einem Beine die wunderlichsten Kraftsprünge ausführte und trotz seines Grimmes nicht den Muth besaß, sich an dem Staffelsteiner zu vergreifen.

„Maschallah, so schäm' Dich doch in die Seel' hinein, Djezzar-Bei, Du Menschenwürger," antwortete dieser. Er hatte es jedenfalls nur auf einen kleinen Ritz abgesehen gehabt und war in Folge seiner Körperstärke um einige Grade zu kräftig gekommen. „Geh' her; das Messer soll sogleich wieder 'raus!"

Er faßte den Kubaschi und zog unter einem erneuten Gebrüll desselben das Messer aus der Wunde. Als Hassan das rinnende Blut bemerkte, fiel er, so lang und breit er war, in den Sand. Er kam erst wieder zur Besinnung, als er bereits verbunden war. Der Anblick des rinnenden Blutes hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß, vielleicht auch in Folge einer stillen Beschämung, der laute Zorn einem schweigsamen Groll gewichen war.

Natürlich bekam der Staffelsteiner einen Verweis, den er allerdings nicht sehr reuevoll hinnahm; dann wurde der so eigenthümlich unterbrochene Weg wieder fortgesetzt.

Am Abend machten wir zwischen den Dünen Halt; die Zelte wurden aufgespannt, die Matten ausgebreitet, die Thiere gefüttert, und dann legten wir uns nach einem frugalen Abendbrode welches aus einer Hand voll Mehl, einigen Monakhirdatteln und einem Becher Wassers bestand, zur Ruhe.

Daß ich eine Wache ausstellte, verstand sich ganz von selbst. Hassan hatte sich, wie gewöhnlich so auch heute, den letzten Theil derselben ausgebeten. Die Hoffnung, mit Emmery nun bald zusammenzutreffen, ließ mich früher als sonst munter werden. Ich erhob mich und trat aus dem Zelte, um mir aus dem Schlauche eine Handvoll Wasser zum Waschen zu nehmen.

Ein wunderlicher Anblick bot sich mir dar. Bei den abgeladenen Effecten saß nämlich, mir den Rücken zukehrend, der lange Kubaschi von Ferkah en Nurab und hielt — — mein Spiritusfäßchen an den Mund. Ich führte das sorgfältig in Bastmatten gehüllte Fäßchen bei mir, um in der conservirenden Flüssigkeit allerlei für meine Sammlungen bestimmtes Gethier aufzubewahren. Es befanden sich in demselben außer den mannigfaltigsten Insecten und Würmern allerlei Amphibien, Vipern, Scorpione, Steppenmolche, Birketkröten, und jetzt saß Hassan, der wahre Moslem, da an der Erde und schlürfte die Sauce, in welcher diese Kreaturen schwammen, mit einem Behagen, als sei er über den Nektar des Olymps gerathen. Zugleich bemerkte ich, daß dieser Opfertrank nicht der erste sei, dem er sich hingab; denn er mußte das Fäßchen gewaltig heben, um noch einige Tropfen aus dem geöffneten Zapfenloche zu erhalten. Jetzt war ich mir mit einem Male über den Wahnsinn klar, an welchem er in jüngster Zeit zu leiden schien: es war nichts gewesen als — Betrunkenheit.

Ich schlich mich zu ihm hin und schlug ihm dann die Hand auf die Schulter. Er ließ vor Schreck das Fäßchen fallen und fuhr empor.

„Was thust Du hier?"

„Ich trinke, Sihdi!" antwortete er, vollständig perplex vor Ueberraschung.

„Und was trinkest Du?"

„Ma-el-Zat."

Die Moslemin, welche sich im Stillen dem Genusse des Weines und der Spirituosen hingeben, benennen dieselben mit den verschiedensten Namen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Nach ihrer Logik ist der Wein nicht Wein, wenn er anders heißt.

„Ma-el-Zat, Wasser der Vorsehung? Wer hat Dir den Namen des Getränkes genannt, welches sich in dem Gefäße befindet?"

„Ich kenne ihn, Sihdi. Als die Menschen einst traurig waren, ließ die Vorsehung eine Nuktha, einen Tropfen der Erheiterung, zur Erde fallen; er bewässerte das Land, und nun wuchsen allerlei Pflanzen hervor, deren Saft einen Theil der Nuktha enthält. Darum heißt solch ein Trank, der den Menschen fröhlich macht, Ma-el-Zat, Wasser der Vorsehung."

„So sage ich Dir, daß dies kein Ma-el-Zat, sondern Spiritus ist, der einen noch viel schlimmeren Geist hat, als der Wein, den Du nicht trinken darfst."

„Ich trinke keinen Wein und keinen Spiritus; ich habe die Nuktha-el-Zat genossen."

„Aber auch diese ist Dir verboten!"

„Du irrst, Sihdi; der Moslem darf sie trinken."

„Hast Du nicht gehört, daß der Prophet sagt: „„Kullu muskirün haram, Alles, was trunken macht, ist verboten?""

„Sihdi, Du bist weiser als ich; Du kennst sogar die Ilm et tauahhid, die Lehre von dem Einen Gotte und die Gesetze des frommen Schaffey; aber ich darf das Ma-el-Zat trinken, denn es macht mich nicht betrunken!"

„Es hat Dich betrunken gemacht schon mehrere Tage, und auch jetzt hält der Geist des Schnapses Deine Seele gefangen."

„Meine Seele ist frei und munter, als hätte ich aus der Zemzemieh getrunken!"

„So sage mir den Surat el kafirun!"

Diese Sure ist die hundertundneunte des Koran und findet bei den Muselmännern oft eine eigenthümliche Anwendung. Dieses Kapitel muß nämlich ein Moslem hersagen, wenn man ihn für betrunken hält. Die einzelnen Verse unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß dieselben Worte in ihnen eine verschiedene Stellung haben, und ein Betrunkener wird es nur selten dahin bringen, sie nicht zu verwechseln. Deutsch heißt diese Sure: „Sprich: O ihr Ungläubigen, ich verehre nicht das, was Ihr verehret, und Ihr verehret nicht, was ich verehre, und ich werde auch nicht verehren das, was Ihr verehret, und Ihr werdet nie verehren das, was ich verehre. Ihr habt Eure Religion und ich die meinige." In arabischer Sprache ist allerdings die richtige Recitation eine viel kritischere und schwierigere als im Deutschen.

„Du hast kein Recht, Sihdi, mir den Surat el kafirun abzuverlangen, denn Du bist nicht ein Moslem, sondern ein Christ."

„Du würdest ihn sagen, doch Du vermagst es nicht. Du glaubst, ein Moslem dürfe einem Christen nicht gehorchen; warum bist Du dann mein Diener geworden? Du hältst es für kein Verbrechen, das Ma-el-Zat zu trinken, aber daß Du es mir gestohlen hast, kannst Du nicht leugnen. Der Koran bestraft den Dieb, und auch Du wirst Deine Strafe haben!"

„Kannst Du einen Rechtgläubigen bestrafen, Sihdi? Geh zum Kadi!"

„Ich brauche Deinen Kadi nicht!"

Hassan war nur unser Führer, und da die Aufsicht über das Gepäck Sache des Staffelsteiners war, so wußte der gute Kubaschi nicht, welchen Inhalt das Fäßchen außer dem Spiritus noch hatte. Ich nahm das Messer her. In wenigen Augenblicken waren die oberen Reifen zerschnitten und losgesprengt; ich schlug den Boden auf und hielt dem Menschenwürger nun das übel aussehende und noch übler riechende Gewürm unter die Nase.

„Hier hast Du Dein Ma-el-Zat, Hassan!"

Er spreizte die Beine aus, warf alle zehn Finger in die Luft und schnitt ein Gesicht, in welchem sich alle in dem Gefäße befindlichen Figuren wiederspiegelten.

„Bismillah, Sihdi, was habe ich da getrunken! Allah inhal el rhuschar, Allah verderbe dieses Faß, denn mir ist's in meiner Gurgel, als hätte ich die ganze Tschehenna hinuntergeschluckt mit zehn Millionen von Geistern und Teufeln!"

„Dies ist der eine Theil Deiner Strafe; der andere mag in der Wunde bestehen, welche Dir Yussuf gestern gestoßen hat. Ihr seid quitt!"

„Sihdi, die Wunde ist nicht so schlimm als dieses Ma-el-Zat. Paß auf, es wird mich im Augenblick umbringen!"

Ich hatte keine Lust, mich an dem weiteren Anblick des traurigen Djezzar-Bei zu weiden, und gab Josef, der mittlerweile aufgewacht und herbeigekommen war, den Befehl, die Thiere auf ein Reservefäßchen zu füllen, welches ich glücklicherweise bei mir führte. Dieses war nun jedenfalls vor den Angriffen Hassan's sicher, der wohl nicht gleich wieder Appetit nach der Nuktha der Fröhlichkeit verspürte.

Wir brachen auf und setzten unsere Wanderung bis gegen Mittag fort, wo wir zu unserem Erstaunen auf die Spur einer zahlreichen Karawane trafen.

„Allah akbar, Gott ist groß," meinte Hassan, der sich bisher sehr kleinlaut verhalten hatte; „er dürstet nie und kennt alle Wege der Wüste; was aber will diese Kaffilah im Ghud, wo es kaum eine Quelle gibt, aus welcher zwei Thiere genug zu trinken bekommen?"

„Zählt die Spuren!" gebot ich.

Wir fanden Eindrücke von Menschen-, Pferde- und Kameelsfüßen. Die Djemmels waren meist schwer beladen; wir hatten also eine Handelskarawane vor uns. Eine genaue Uebersicht ergab sechzig Lastkameele, elf Sattelthiere und zwei Fußgänger nebst drei Reitern zu Pferde, welche uns die Gewißheit gaben, daß sich die Karawane verirrt haben müsse, denn hier gab es für mehrere Tagereisen nicht so viel Wasser, um ein einziges Pferd zu erhalten.

„Diese Kaffilah kommt aus Air und geht nach Safileh oder gar nach Tibesti," bestimmte der Tebu.

„Dann hat sie sich einem sehr unwissenden Führer anvertraut, daß sie sich so außerordentlich weit verirren konnte."

„Der Khabir ist nicht unwissend, Sihdi," antwortete er mit einem eigenthümlichen Lächeln um die aufgeworfenen Lippen. „Der Hedjahn-Bei nimmt in seiner Gum keinen Mann auf, der die Wüste nicht kennt."

Was konnte er meinen? Der Gedanke, welcher mir kam, war allerdings ungeheuerlich.

„Du denkst, der Khabir führt die Kaffilah in die Irre?"

„So ist es, Sihdi. Ein Khabir kann sich um einige Fußbreit des Schattens irren, doch er kann nicht das Bab-el-Ghud mit dem Safileh verwechseln. Wenn er etwas nicht genau weiß, so hat er seinen Schech el Djemali (Obersten der Kameeltreiber), den er fragen kann. Sieh diese Darb, Sihdi; die Djemmels sind nicht gegangen, sondern sie haben sich nur noch geschleppt. Liegt hier nicht ein leerer Schlauch, der hart ist wie Holz? Die Kaffilah hat kein Wasser mehr. Der Khabir führt sie dem Hedjahn-Bei entgegen, und sie wird untergehen, wenn wir ihr nicht Hülfe bringen."

„Dann vorwärts, Ihr Leute, daß wir sie erreichen!"

Ich wollte forteilen, doch der Tebu ergriff das Halfter meines Kameeles.

„Rabbena chaliük, Gott erhalte Dich, Sihdi, denn Du gehst einer großen Gefahr entgegen, die Du Dir nicht mit den Augen Deines Geistes angeschaut hast. Was wirst Du dem Khabir sagen, wenn er Dich fragt, was Du im Sandmeer thust?"

„Ich werde ihm sagen, daß ich von Sehliet komme, um nach Dongola zu reisen, und mich verirrt habe. Oder ich werde ihm auch nichts sagen, wenn es mir beliebt. Die Gefahr, in welche mich dieser Khabir bringt, ist nicht so groß wie ein Nagel an der Sohle meines Schuhes; wenn ich auf ihn trete, muß er gehorchen. Hhein!"

Josef und Hassan hatten nicht so schnelle Thiere wie der Tebu und ich; ich bedeutete sie daher, uns langsamer zu folgen, während wir im raschen Trott vorausritten.

Die Kaffilah vor uns mußte wirklich sehr Noth leiden, denn hier und da fanden wir einen Gegenstand, welcher vor Müdigkeit oder aus Verzweiflung weggeworfen worden war. Die Eindrücke zeigten, daß die Bewegungen der Thiere immer müder und langsamer geworden waren, und besonders die Pferde schienen dem Umsinken nahe, denn sie hatten sehr oft gestolpert.

Da endlich sahen wir vor uns zwischen den Dünen einige weiße Kapuzen zum Vorschein kommen, und bald befanden wir uns bei den hinteren Reitern der Karawane, deren Thiere die müdesten waren und den Andern nur sehr schwer zu folgen vermochten. Sie sahen bei unserm rüstigen Erscheinen freudig erstaunt auf und erwiederten mit neu erwachender Lebhaftigkeit unsern Gruß.

„Wer ist der Khabir dieser Kaffilah?" frug ich.

„Gib uns zu trinken, Sihdi!" war die Antwort.

Ich hatte einen meiner großen Schläuche mit vorangenommen und reichte ihnen den verlangten Trunk. Augenblicklich hatte ich beinahe die ganze Kaffilah um mich versammelt, und Alles begehrte Wasser. Nur Zwei schlossen sich von dieser Bitte aus, ein Tuareg, welcher ein ausgezeichnetes Bischarinhedjihn ritt, und ein Beduine, welcher zu Fuße an der Spitze des Zuges gegangen war; ich vermuthete in ihm den Schech el Djemali. Beide beobachteten mich mit halb erstaunten, halb finsteren Blicken.

Ich gab Jedem nur so viel zu trinken, daß mein Schlauch für Alle reichte, und wiederholte sodann meine Frage:

„Welcher unter Euch ist der Khabir?"

Der Mann auf dem Bischarin kam herbei.

„Ich bin es. Was willst Du?"

„Einen Gruß von Dir. Hast Du nicht vernommen, daß mein Mund die ganze Kaffilah grüßte und meine Hand Jeden tränkte, der des Wassers bedurfte? Seit wann sind die Lippen des Gläubigen verschlossen, wenn ihm der Wanderer Heil und Frieden bietet?"

Der Tebu sah mich erstaunt an; er war tapfer, aber in diesem Tone hätte er vielleicht doch nicht mit dem Tuareg gesprochen. Die Augen des Khabir wurden noch größer als diejenigen des Tebu.

„Sal — aaleïk" — grüßte er kurz, grad wie der Bote, welchen der Karawanenwürger nach Algier geschickt hatte. „Wie viele Leben hast Du, daß Deine Zunge solche Worte spricht?" fügte er stolz hinzu.

„Sal — aal — — Nur ein einziges, grad wie Du, doch scheint es mir lieber zu sein, als Dir das Deinige."

„Warum?" brauste er auf.

Ich mußte einlenken.

„Weil Du Dich in dieser Wüste verirrest und verschmachten wirst, wenn Du den rechten Weg nicht wiederfindest."

„Ich verirre mich nie," entgegnete er, indem er eine ernste Besorgniß nicht verbergen konnte. Er mußte natürlich annehmen, daß ich jetzt sagen werde, daß sich die Karawane in einer falschen Richtung befinde. „Allah gab trockene Luft, daß unser Wasser auf die Neige ging; er wird uns morgen an einen Brunnen führen."

„Wohin geht diese Kaffilah?"

„Mußt Du es wissen?"

„Hast Du Grund, es zu verschweigen?"

„Sie geht nach Safileh."

Ich nickte wie einverstanden mit dem Kopfe.

„Auch ich will nach Safileh. Erlaubst Du mir, mit Euch zu ziehen?"

Er athmete beruhigt auf, obgleich ich es ihm ansah, daß er nicht wußte, wie er sich mein Verschweigen seines Verrathes deuten sollte.

„Wie ist Dein Name, und zu welchem Stamme gehörest Du?"

„Ich bin ein Franke, dessen Namen Deine Zunge nicht auszusprechen vermag."

„Ein Franke bist Du, ein Christ?" frug er. Und sich zu den Andern wendend, setzte er hinzu: „Ihr habt von einem Giaur Euch Wasser reichen lassen!"

Sie wichen von mir zurück; ich aber drängte mein Kameel so hart an das seinige, daß er nach seinem Messer griff.

„Vergiß dieses Wort nicht, Khabir, denn Du wirst es sühnen müssen!"

Seit meines offenen Geständnisses, daß ich ein Ungläubiger sei, wußte er sich sicher. Ich hätte ihn immerhin verdächtigen können: die fanatischen Muselmänner, aus denen die Karawane bestand, hätten mir doch keinen Glauben geschenkt. Jetzt ließ er auch den Grund vernehmen, dessentwegen er mich bei meinem Erscheinen so erstaunt und finster, so argwöhnisch gemustert hatte.

„Von wem hast Du dieses Bischarin? Ein Moslem verkauft ein solches Thier nicht an einen Ungläubigen."

„Ich erhielt es zum Geschenk von einem Gläubigen, den ich aus dem Rachen des Löwen errettete."

„Du lügst! Ein Giaur fürchtet den Herrn des Erdbebens, und der, welchem dieses Bischarinhedjihn gehörte, kommt nicht unter die Tatzen des Löwen."

Ich griff nach meiner Kameelpeitsche.

„Höre, Ben Kelb, Du Hundesohn! Sagst Du noch einmal, daß ich lüge, so gebe ich Dir diese Peitsche in das Gesicht, und Du weißt, daß der Koran sagt, Mikaïl, Dschebraïl, Israfil und Asraïl, die vier Erzengel, lassen keinen Gläubigen in das Paradies, der von einem Christen geschlagen wurde."

Das war die allerärgste Beleidigung, welche ihm widerfahren konnte. Die abgematteten Reiter, welche ich soeben erst getränkt hatte, drängten sich drohend um mich, und der Khabir griff zur Pistole, welche er aus seinem Gürtel zog.

„Steige vom Dschemmel, Giaur, denn ehe Du die Seele Deinem Gott befehlen kannst, wird Dich der Scheidan durch die Lüfte führen!"

Er spannte den Hahn. Der wackere Tebu hielt hart an meiner Seite und griff zur Lanze, um mich zu vertheidigen. Jetzt konnte ich die Macht der Anaïa, welche ich am Birket el fehlate erhalten hatte, erproben. Der Khabir kannte mein Bischarin, er mußte auch den kennen, von dem ich es erhalten hatte. Uebrigens bemerkte ich sowohl bei ihm als auch bei dem Schech el Djemali die verrätherischen Buchstaben A. L., welche mir das Uebrige erklärten.

Ich zog das Korallenstück hervor und hielt es ihm entgegen.

„Stecke Deine Waffe ein, sonst bekommt der Scheidan Deine Seele, aber nicht die meinige! Wirst Du gehorchen oder nicht?"

Ich sah, wie er erschrack.

„Allah akbar, Gott ist groß, Sihdi, und Du stehst unter einem Schutze, der stärker ist, als selbst die Macht des Teufels. Ich sehe, daß Du die Wahrheit sagst: Du hast einen Gläubigen aus dem Rachen des Löwen errettet und dafür sein Hedjihn bekommen. Ziehe mit uns, so weit Du willst!"

Das war es, was ich wünschte. Diese Erlaubniß machte mich zum Mitgliede der Kaffilah und gab mir das Recht, für das Wohl derselben gegen den Khabir zu sprechen und zu handeln.

„So zieh weiter; meine Diener werden uns erreichen!"

„Wie viele Diener hast Du bei Dir, Sihdi?" frug er, wieder mißtrauisch.

„Zwei außer diesem. Sie waren dabei, als ich den Herrn des Erdbebens tödtete. Wenn sie kommen, kannst Du seine Haut sehen und auch die Felle der Panther, welche meine Kugel traf."

„Was thust Du in der Wüste?"

„Ich will Assad-Bei tödten und auch noch mit anderen Beis sprechen."

Er war befriedigt und winkte zur weiteren Fortsetzung des Rittes. Ich hielt mich mit dem Tebu am Ende des langsam dahinschleichenden Zuges.

„Allah kerihm, Gott ist gnädig, Sihdi, er schützt die Gläubigen. Du aber bist ein Christ und wagst Dein Leben, obgleich Dir Allah keine Hülfe gibt."

„Allah ist nicht mächtiger als mein Gott, der im Himmel wohnet, er hat alle Macht, und wir sind seine Kinder."

„Aber kein Ben Arab hätte mit dem Khabir Deine Worte gesprochen. Der Engel des Todes schwebte über Deinem Haupte. Du bist stark und kühn, wie Sihdi Emir, der Behluwan-Bei."

„Ein muthiger Finger ist besser als zwei Hände voll Waffen; auch Du bist wacker und treu; ich werde Sihdi Emir davon erzählen. Werden wir im Bab-el-Ghud Wasser finden?"

„Es gibt dort zwei verborgene Quellen, aus denen zehn Kameele trinken können."

„So kann sich die Kaffilah halten, bis ihr Hülfe wird, wenn sie nicht der Hedjahn-Bei vernichtet."

„Was wirst Du thun, um sie zu erretten?"

„Ich muß erst meine Seele fragen. Sihdi Emir ist am Bab-el-Ghud?"

„Er wartet dort, doch er weiß nicht, wann Du kommst; er kann für kurze Zeit gewichen sein."

„Wird die Kaffilah das Dünenthor erreichen?"

„Nein. Der Khabir wird sie zur Seite in die Dünen führen, wo sie überfallen wird."

Auch ich stimmte aus gewichtigen Gründen dieser Vermuthung bei und sann über die sicherste Weise nach, die Karawane zu erretten und zugleich den Räuber in meine Hand zu bekommen.

Ich hätte einfach den Khabir und den Schech el Djemali niederschießen können; das aber wäre, so lange ich nicht zweifellos beweisen konnte, daß er mit dem Hedjahn-Bei verbündet sei, den Arabern gegenüber für mich gefährlich gewesen und hätte mich doch nicht zum rechten Ziele geführt. Ich mußte den Bei fangen, um Rénald Latréaumont zu befreien, und, ehe ich ungezwungen einen entscheidenden Schritt that, darnach trachten, mit Emery zusammenzutreffen.

Unterdessen holten uns Josef und Hassan ein. Ich wies sie an, einen Wasserschlauch für uns zu verbergen und den übrigen Vorrath an die Kaffilah zu vertheilen. Der große Hassan hatte sich bald mit den Gliedern derselben in ein gutes Einvernehmen

gesetzt, rühmte sich und seinen Namen und ließ auch, wie ich bemerkte, nichts unversucht, mich in den gehörigen Respect zu bringen. Korndörfer dagegen hielt sich zu mir und dem Tebu.

Da hielt der Führer sein Thier an und ließ den Zug an sich vorüberpassiren, bis ich bei ihm angelangt war.

„Kennst Du den Namen dessen, der Dir Dein Djemmel schenkte, Sihdi?" frug er, mit mir allein hinter den Uebrigen zurückbleibend.

„Der Christ hilft seinem Nächsten, ohne nach dem Namen zu fragen."

„So weißt Du auch nicht, was er ist?"

„Ich weiß es."

„Sage es!"

„Er ist, was Du bist."

„Und Du auch, Sihdi. Du hast seine Anaïa und mußt für seinen Schutz thun, was er befiehlt. Kennst Du den Pfad, den ich Euch führe?"

Der Mann sprach hier eine Meinung aus, welche mit meiner Ansicht allerdings nicht sehr harmonirte. Für die Anaïa des Hedjahn-Bei mußte ich sein Mitschuldiger sein? Dazu hatte grad ich die allerwenigste Lust. „Du hast seine Anaïa", hatte er gesagt. Sollte dieses „seine" vielleicht bedeuten, daß der, von welchem ich sie bekommen hatte, der Bei selbst sei? Dann hätte ich mir allerdings einen ausgezeichneten Fang entgehen lassen. Erst jetzt leuchtete mir diese Möglichkeit ein, denn ein untergeordneter Räuber war wohl schwerlich berechtigt, die Anaïa zu vergeben, und hatte wohl auch nicht die Mittel, ein kostbares Bischarinhedjihn zu verschenken. Ich mußte den Khabir ausforschen.

„Ich kenne ihn. Er geht nicht nach Safileh, sondern in das Bab-el-Ghud."

„Wir werden das Bab nicht erreichen, sondern heute, wenn die Sonne sinkt, im Sandmeer lagern. Dann kommt der Bei."

„Der Bei? Wartet er nicht im fernen Duar, wo er unter dem Herrn mit dem dicken Kopfe lag?"

„Hat er Dir nicht gesagt, daß es zwei Hedjahn-Bei gibt, Sihdi, die Brüder sind?"

Das also war das Geheimniß, daß der Räuber mit solcher Schnelligkeit an verschiedenen Gegenden auftauchen konnte! Ich hatte den einen Bruder in meiner Macht gehabt und ihn mir wieder entgehen lassen; den Andern mußte ich desto sicherer zwischen die Hände nehmen.

„Wir hatten keine Zeit zu vielen Worten," antwortete ich. „Weiß der Bei, wo er die Kaffilah trifft?"

„Er wartet auf sie schon mehrere Tage. Wenn Alles schläft, wird er kommen, um mit mir zu reden, damit ich ihm sage, wie viele Männer die Kaffilah zählt. Die Gum ist stark, Sihdi, und sie wird keinen Widerstand finden. Doch es kann ein Feind kommen, der größer ist, als alle andere Gefahr; wirst Du uns auch gegen ihn Deinen Arm leihen?"

„Mein Arm gehört meinen Freunden zu aller Zeit," antwortete ich zweideutig. „Wer ist dieser schlimme Feind?"

„Der Behluwan-Bei. Hast Du von ihm gehört, Sihdi?"

„Wer ist er?"

„Niemand weiß es. Reite durch die Serir, durch das Belad-el-Ghud, das Land der Dünen, durch die Sahel, und Du wirst die Gebeine der Unseren finden, die seine Kugel traf. Er ist an jedem Orte, und doch sieht ihn Niemand; sein Djemmel hat acht Füße und vier Flügel; es ist schnell wie der Blitz und läßt keine Spur zurück; er braucht weder Speise noch Trank und ist dennoch ein Riese, dessen Leib so hoch ist, wie drei Männer. Er ist der Scheidan, er ist Eblis, der widerspänstige Engel, der sich nicht vor Adam niederwerfen wollte und nun auf der Erde weilt, um die Seelen der Gläubigen zu morden."

Es war spaßhaft, mit welchen Eigenschaften der Aberglaube und das böse Gewissen dieser Araber den guten „Englishman" ausstaffirten, doch hütete ich mich sehr, die Meinung des Khabir zu bekämpfen. Behluwan-Bei, der „Oberste der Helden", war ein Name, welcher zur Genüge sagte, in welchen Respect sich Emmery bei den Bewohnern der Wüste gesetzt hatte.

„Denkst Du, daß er kommt?"

„Ich weiß es nicht; er naht, wenn seine Kugel fertig ist, die in der Tschehenna gegossen wird. Er kennt jedes Thier und jeden Mann der Gum, er weiß alle unsre Brunnen und Halteplätze; nur auf El Kasr (dem Schloß) war er noch nicht, weil es ein frommer Marabut gefeit hat gegen alle bösen Geister."

Das war mir eine höchst werthvolle Mittheilung; die Anaïa that eine größere Wirkung, als ich jemals hatte erwarten können. Im Vertrauen auf sie ließ sich der unvorsichtige Khabir zu Enthüllungen hinreißen, welche seinem Gebieter mehr als gefährlich waren. Die alten Römer drangen weiter in die Sahara vor, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und zur Zeit, in welcher die kriegerischen Horden der Khalifen über die Landenge von Suez stürmten, ergoß sich eine wahre Völkerwanderung über die Wüste. In jenen alten und mittelalterlichen Zeiten wurde in stiller Uah oder im einsamen, sichern Warr manches Bauwerk errichtet und später wieder verlassen, so daß es nun vom Flugsande bedeckt wird oder in Trümmern liegt, die immerhin noch geeignet sind, dem räuberischen Gesindel der Wüste als Versteck zu dienen. Ich hatte schon mehrere solche Kasr oder Ksur gesehen und dabei stets gefunden, daß zwischen ihren Mauern oder doch in ihrer Nähe ein Brunnen oder sonstiges Wasser war.

Besaß die Gum hier einen solchen Zufluchtsort, so war derselbe wohl schwerlich im Bahr-el-Ghud, sondern jedenfalls im Serir zu suchen, und es ließ sich beinahe mit Gewißheit erwarten, daß sich nirgends anders als dort der gefangene Rénald Latréaumont befand.

„Ich werde bei dem Bei im Kasr sein," meinte ich daher. „Wie lange braucht ein Hedjihn, um es zu erreichen?"

„Wenn Du am Bab-el-Hadjar, am Thor der Steine, stehst, Sihdi, und Du reitest grad in der Richtung Deines Schattens, wenn er gegen Aufgang zweimal so lang ist wie der Lauf Deines Gewehres, so kommst Du am Abend des andern Tages an den Dschebel (Berg)-Serir, der die Mauern unsers Kasr trägt."

Ich wollte weiter fragen, doch wurde seine Gegenwart bei der Kaffilah erforderlich, wo Hassan der Große ein ganz bedeutendes Unheil angerichtet hatte. Trotz meines Befehles nämlich, die Leute über die Richtung ihres Weges bis auf Weiteres im Unklaren zu lassen, hatte er geplaudert und sich mit dem Schech el Djemali in einen Streit eingelassen, zu dessen Schlichtung der Khabir herbeigerufen wurde.

„Hast Du nicht gesagt, daß Du zu den Kubabisch gehörst?" vertheidigte sich der Oberste der Kameeltreiber. „Diese haben ihre Duars in Kordofan. Wie willst Du den Weg nach Safileh besser kennen, als ein Tuareg, der ihn hundertmal geritten ist? Kubabisch heißt Schafhirten; sie hüten ihre Schafe, sie reden mit ihren Schafen und sie essen ihre Schafe, ja, sie kleiden sich sogar in das Fell und in die Wolle ihrer Schafe; darum sind sie selbst Schafe geworden, die keine verständige Seele haben, sondern Unsinn blöken, wie die Schafe. Halte den Mund, Kubaschi, und schäme Dich!"

Schon öffnete Hassan den Mund zu einer geharnischten Gegenrede, als ein Ereigniß eintrat, welches ihn verstummen ließ und die Aufmerksamkeit Aller, ganz besonders aber die meinige, in Anspruch nahm.

Es kamen nämlich im raschesten Laufe vier Reiter hinter uns her, welche beim Anblick der stehenden Karawane einen Augenblick beobachtend anhielten, dann aber vollends herbeigeritten kamen. Sie saßen auf Bischarinhedjihns, und ich erkannte — den Uëlad Sliman, welcher mir sein Djemmel geschenkt hatte, und den Boten, welcher in Algier von uns gefangen genommen worden war. Diesem mußte es auf irgend eine Weise gelungen sein, seine Freiheit zu erlangen; er war in das Duar am Auresgebirge zurückgekehrt, und der Eine der Räuberbrüder hatte sich sofort mit den Seinen in Eile auf den Weg gemacht, den Mißerfolg der Sendung zu berichten. Vielleicht kannten sie den Zweck meiner Reise, aber selbst wenn dies nicht der Fall war, schwebte ich jetzt in einer offenbaren Gefahr, und ich winkte daher Josef und den Tebu an meine Seite.

„Sallam aaleïkum," grüßte der Uëlad Sliman laut, indem er mich und Josef nicht bemerkte, da wir hinter den Andern hielten. „Wer ist der Khabir dieser Kaffilah?"

„Ich," antwortete der Tuareg mit einem verschmitzten Blinzeln seiner Augen.

„Wohin geht Euer Weg?“

„Nach Safileh.“

„Bismillah, das ist gut. Auch ich will nach Safileh; ich werde mit Euch reiten!“

Da gab es weder Anfrage noch Bitte; der Mann machte kurzen Prozeß; er behandelte die Karawane bereits als sein Eigenthum. Da erblickte er den großen Hassan, der über alle Andern um eines Kopfes Länge emporragte. Sofort ritt er auf ihn zu.

„Du warst bei dem Franken, welcher den Löwen tödtete?“

„Ja.“

„Wo ist Dein Herr?“

„Dort!“ antwortete der Kubaschi, auf mich deutend.

Das Auge des Bei's traf mich und wandte sich dann zu dem Boten.

„War es dieser?“

„Ja; er schlug mich nieder.“

Jetzt lenkte er, gefolgt von den drei Andern, sein Thier zu mir heran; auch der Führer und der Schech el Djemali kamen herbei. Ich hatte sechs wohlbewaffnete Leute gegen mich, von den Männern der Kaffilah ganz abgesehen. Korndörfer hatte die Büchse gefaßt; der Tebu hielt seinen aus biegsamem Bassamholz gefertigten Wurfspeer in der Faust, und ich zog mit der Linken den Revolver unter dem weiten Burnus aus dem Gürtel, während ich in der Rechten die Kameelpeitsche behielt, damit es den Anschein hatte, als sei ich auf eine augenblickliche Vertheidigung nicht vorbereitet.

„Du kennst mich?“ frug er ohne Gruß, indem sein stechendes Auge drohend das meine suchte.

„Ich kenne Dich,“ antwortete ich ruhig und kalt.

„Du hast meine Anaïa?“

„Ja.“

„Gib sie mir wieder!“

„Hier!“

Ich warf ihm das Korallenstück hinüber; er fing es auf und steckte es zu sich.

„Du hast mich vom Löwen errettet, und ich gab Dir mein bestes Hedjihn; wir sind quitt!“

„Gut! Dein Leben hat keinen höhern Werth als den eines Kameeles. Du hast recht gesagt; wir sind quitt!“

Sein Auge blitzte auf.

„Kennst Du diesen Mann?“

„Ich kenne ihn.“

„Du hast ihn geschlagen, daß er seinen Geist verlor. Er war ein Bote, und Ihr habt ihn gefangen genommen. Ein Giaur, der einen Gläubigen schlägt, verliert seine rechte Hand, sagt der Kuran; Du wirst Deine Strafe leiden!“

„Und wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden, sagt die Bibel, das heilige Buch der Christen. Du wirst Deine Strafe leiden, Hedjahn-Bei!“

Bei diesem letzteren Worte war es, als habe der Blitz mitten unter die Männer der Kaffilah hineingeschlagen. Sie waren von Anstrengung und Entbehrung entkräftet und entmuthigt; Hunger und Durst wühlten in ihren Eingeweiden; sie konnten der Gum unmöglich widerstehen, wenn der Schreck sie schon bei Nennung dieses einen Namens beinahe vom Pferde und Kameele stürzte.

Der Uëlad Sliman war auch überrascht; er konnte von der Plauderhaftigkeit des Khabir nichts wissen; doch sah er die Wirkung seines Namens, sah fünf muthige Männer bei sich und wußte auf jeden Fall seinen Bruder mit der Gum in der Nähe; dies gab ihm die Kühnheit, sich ohne Leugnen zu dem Namen, den ich genannt hatte, zu bekennen.

„Allah kerihm, Gott ist gnädig, und ich bin der Hedjahn-Bei. Diese Kaffilah wird morgen wohlbehalten in Safileh sein, wenn sie mir den Franken mit seinen Dienern ausliefert. Steige herab vom Djemmel, Giaur, und küsse mir die Schuhe!“

Sämmtliche Araber wichen von uns zurück, so groß war die Furcht vor diesem Manne.

„Du wirst die Kaffilah dennoch tödten,“ entgegnete ich ruhig. „Dieser Khabir ist ein Verräther; er hat sie nach dem Bab-el-Ghud geführt, wo die Gum heute in der Nacht über sie herfallen wird.“

„Du lügst!“ donnerte er.

„Mensch, wage es nicht noch einmal, mich, einen Christen, einen Lügner zu nennen, sonst — — —“

„Agreb, Scorpion, Deine Zunge ist G'ft,“ unterbrach er mich mit doppelt verstärkter Stimme. „Du lügst!“

Mein Kameel hielt hart an dem seinen. Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, so sauste meine aus Rhinozeroshaut gefertigte Kameelpeitsche durch die Luft und strich ihm lautschallend über das Gesicht, daß ihm das Blut aus Nase, Mund und Wangen spritzte. Der entsprungene Bote, welcher neben ihm hielt, legte in demselben Augenblick das Gewehr auf mich an, doch ich kam ihm zuvor: den Revolver zu seiner Stirn erhebend, drückte ich los.

„Kennst Du diesen Schuß, eine Mandel hoch über der Nasenwurzel, Karawanenwürger? Du bist der Bruder des Hedjahn-Bei, und ich bin der Bruder des Behluwan-Bei. Fahre zur Tschehenna und melde dem Scheidan, daß die Gum nachfolgen wird!“

Mein zweiter Schuß traf ihn an derselben Stelle in die Stirne; den Dritten riß die Kugel Korndörfer's vom Kameele, und dem Vierten fuhr der Speer des Tebu in die Brust.

Das war das Werk kaum zweier Sekunden, so daß die beiden Uebrigen, der Khabir und der Schech el Djemali, gar nicht dazu gekommen waren, ihre Waffen zu gebrauchen. Ich hielt ihnen den Revolver entgegen.

„Gebt Eure Waffen ab, sonst, das schwöre ich Euch beim Barte Eures Propheten, frißt Euch die Kugel des Behluwan-Bei!“

Ein Wink an den Staffelsteiner genügte; er trat zu ihnen und entwaffnete sie.

„Binde sie, daß sie nicht fliehen!“

Er that es, und sie ließen es ruhig geschehen. Der „Behluwan-Bei“ hatte auf sie dieselbe niederschmetternde Wirkung hervorgebracht, wie auf die Männer der Kaffilah der „Hedjahn-Bei“. Jetzt konnte ich mein Verhör beginnen.

„Steigt ab von den Thieren, Ihr Männer, und hört zu, wie ein Franke Gericht hält über die Räuber und Verräther der Wüste!“

Sie folgten meinem Gebote und schlossen einen Kreis um die beiden Inculpaten und mich. Bisher hatte sich Hassan el Kebihr hinter den Andern versteckt gehalten, jetzt aber war ihm der Muth zurückgekehrt. Er zog seinen langen Sarras, der aus Methusalem's Waffenkabinet zu stammen schien, stellte sich mit der abschreckendsten Cerberusmiene, die es geben kann, vor die Gefangenen hin und ermahnte sie mit donnerndem Basse:

„Hört meine Worte und vernehmt meine Stimme, Ihr Räuber, Ihr Mörder, Ihr Schurken, Ihr Schufte, Ihr Gesindel, Ihr Söhne vom Gesindel, Ihr Abkommen und Väter des Gesindels! Ich bin ein Kubaschi vom berühmten Ferkah en Nurab, und mein Name lautet Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Yussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli. Die Kinder der Tapfern nennen mich Djezzar-Bei, den Menschenwürger, und ich werde Euch erdrosseln und zermalmen, wenn Ihr nur das Geringste thut, was mir nicht gefällt. Allah hat Euch in meine Hand gegeben, und ich werde Euch richten lassen durch diesen Sihdi aus Germanistan, welcher den Herrn des Erdbebens und den schwarzen Panther mit seiner Frau getödtet hat. Oeffnet Euren Mund und redet die Wahrheit, sonst werdet Ihr von meinem Zorne zerschmettert und von meinem Grimme vernichtet, denn ich bin Hassan el Kebihr!“

„Wir haben kein Unrecht begangen,“ behauptete der Khabir, „und lassen uns von keinem Ungläubigen richten. Habt Ihr eine Klage, so stellt uns vor einen Kadi und seinen Adul (Beisitzer); ihm werden wir antworten, aber nicht Euch.“

„Du wirst mir antworten,“ entschied ich, „sonst öffnet Dir meine Peitsche den Mund.“

„Du darfst keinen Gläubigen schlagen!“

„Wer will es mir wehren? Hat nicht meine Peitsche sogar den Karawanenwürger getroffen?“

„Diese Männer werden es nicht dulden. Sie sind Moslemin.“

„Sie sind Moslemin und kennen das Gesetz, welches sagt: „Blut um Blut“. Du wolltest sie in den Tod führen; Dein Leben gehört ihnen.“

„Ich habe sie den rechten Weg geführt. Sagte nicht auch der Hedjahn-Bei, daß wir morgen in Safileh sein werden?"

„Sagtest Du mir nicht selbst, daß heute, wenn Alles schläft, die Gum kommen werde?"

„Ich habe nichts gesagt. Du bist ein Ungläubiger und willst uns verderben."

„Lüge nicht, Khabir! Der Tod streckt seine Hand aus nach Dir, und Dein Prophet spricht: „„Redetest Du nie die Wahrheit, so rede sie, wenn Du stirbst, damit Allah Dich ohne Flecken sieht!"" Wir sind beim Bab-el-Ghud, und Safileh liegt gegen Mitternacht von hier. Du hast gehört, daß ich der Bruder des Behluwan-Bei bin, der mächtiger ist als die Gum. Er hat einen Geist bei sich und ich auch, der uns Alles sagt, was wir wissen wollen. Hier, sieh ihn an! In diesem kleinen Häuschen ist seine Wohnung, und ich werde ihn fragen: Wo liegt Safileh?"

Ich zog den Kompaß hervor. Der Araber ist außerordentlich abergläubisch, und ich wußte, daß das unbekannte Instrumentchen eine größere Wirkung hervorbringen werde, als alles Ermahnen und Drohen.

„Siehst Du, wie er nach Mitternacht zeigt? Seht es auch, Ihr Männer! Ich kann seine Wohnung nach allen Richtungen drehen, er zeigt Euch immer ganz denselben Weg."

Der Kompaß wurde mit staunender, ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, und selbst der lange Hassan, der ihn noch nicht beachtet hatte, konnte seine Bewunderung nicht verbergen.

„Sihdi, Du bist ein großer Zauberer; Dir kann Niemand widerstehen!" meinte er.

„Hast Du diesen Geist schon bei einem Gläubigen gesehen, Khabir? Die Christen sind weiser und mächtiger als die Moslemin, und wenn Du nicht gehorchest, so werde ich Dir auch Deinen Geist aus dem Leibe ziehen und ihn noch viel enger einsperren als diesen hier, der einst auch ein verrätherischer Khabir war und nun gefangen bleibt in alle Ewigkeit, um dem Wanderer den Weg zu zeigen."

„Frage, Sihdi; ich werde die Wahrheit sagen!" gelobte voll Angst der durch diese Drohung, über welche der beschränkteste Europäer gelacht haben würde, eingeschüchterte Muselmann.

„Du gestehst, daß Du mit dem Schech el Djemali zu den Leuten des Hedjahn-Bei gehörst?"

„Ja."

„Die Gum sollte heute diese Kaffilah überfallen?"

„Ja."

„Dabei sollten alle Männer getödtet werden?"

„Ja," antwortete er zögernd.

„Wie stark ist sie?"

„Ich weiß es nicht, Sihdi, ob alle Djemalan beisammen sind. Die Gum hat an jedem andern Orte andere Leute."

Das war ein weiterer Beitrag zur Lösung des Räthsels von der schnellen Beweglichkeit der Raubkarawane. Der Hedjahn-Bei ritt allein von Ort zu Ort und fand überall zum Raub gerüstete Leute, und da es zwei Brüder waren, so konnte es allerdings scheinen, als ob der gefürchtete Räuber mit den Seinen allgegenwärtig sei.

„Kennst Du den jungen Franken, welchen der Bei gefangen hält?"

„Ja. Er ist auf El Kasr."

„Wie viele Eingänge hat das Schloß?"

„Einen durch das Thor, Sihdi, und eine unterirdische Treppe, die nach dem Schott hinabführt."

„Wo wartet die Gum auf die Kaffilah?"

„Wenn Du jetzt gegen Aufgang reitest, so erreichst Du sie, wenn Dein Schatten zweimal und noch die Hälfte so lang ist, wie Du selbst."

„Der Bei wollte kommen, um vor dem Ueberfall mit Dir zu sprechen. Wo sollst Du ihn treffen?"

„Er wird die Kaffilah kommen sehen und ihren Lagerplatz kennen. Wenn Alles schläft, wird die Hyäne rufen, so daß ich weiß, wo er steht."

„Ist dies die erste Karawane, die Du in das Verderben führest?"

Er schwieg.

„Du bist ein großer Sünder, Khabir, doch sollst Du nicht getödtet werden, wenn Du mir gehorchest und mich zum Schlosse führst."

„Rhemallah, das verhüte Gott!" rief da der Tebu. „Hast Du meine Söhne gesehen, Sihdi, und die Thränen meines Auges? Hast Du gefühlt den Gram meines Herzens und gehört die Schwüre meiner Seele? Ich habe gelobt bei den acht Himmeln Allah's und den sieben Höllen des Teufels, bei dem Munde Ozaïrs (Esra) und dem Haupte von Seydna Yaya (heil. Johannes), daß jeder Mann sterben soll, der mit dem Mörder ist. Ed dem b'ed dem — en nefs b'en nefs, Blut um Blut, Leben um Leben! Gibst Du mir diese Männer, Sihdi?"

„Ihr Leben gehört nicht mir; ich kann es nicht verschenken."

„Wohlan, so gehört es mir!"

Ehe ich es hindern konnte, fuhr seine Lanze dem Khabir in die Brust, und im nächsten Augenblick hatte er die Kehle des Schech el Djemali durchschnitten.

„Hamdulillah, Preis sei Gott, der da gerecht richtet im Himmel und auf Erden," jubelte er. „Meine Rache wird fressen unter den Mördern, bis die Gum in der Tschehenna wohnt!"

Ich konnte mit ihm nicht rechten, obgleich mir die beiden Todten sicher von Nutzen gewesen wären. Die Strafe, welche sie so schnell ereilt hatte, war jedenfalls eine wohlverdiente, wenn man an die Opfer dachte, welche sie dem Hedjahn-Bei an das Messer geliefert hatten.

„Weißt Du nicht, Abu billa Beni, daß der Prophet sagt: „„Deine That sei schnell, aber Dein Gedanke langsam vorher?"" Diese Verräther waren uns nöthig, um die Gum zu fangen; jetzt aber schweigt ihr Mund, und ihr Fuß kann uns nicht zu den Räubern führen."

Schon befand sich Alles, was die Todten getragen hatten, in den Händen der Araber. Der Uëlad Sliman hatte noch einen ziemlichen Vorrath von Wasser und Proviant bei sich geführt; ich ließ Beides vertheilen und nahm die Bischarinhedjihn der Gefallenen als Beute für mich in Beschlag.

Die Kaffilab hielten leise berathend bei einander; dann trat Einer von ihnen zu mir.

„Sei unser Khabir, Sihdi! Du hast einen Geist, der uns nach Safileh bringen wird."

„Wollt Ihr diesem Geiste gehorchen?"

„Ja. Sage uns seine Befehle!"

„Ihr werdet nicht nach Safileh kommen, wenn Ihr die Gum hinter Euch laßt; sie wird Euch verfolgen und vernichten. Doch wenn Ihr tapfere Uëlad Arab seid, so werden wir die Räuber tödten, und der Pilger kann fortan in Frieden durch die Wüste ziehen."

„Wir sind tapfer, Sihdi, und haben keine Furcht, doch die Gum hat mehr Männer, als wir sind, und wird uns besiegen."

Ich mußte ihnen Muth machen.

„Mein Geist sagt mir, daß sie uns nicht besiegen wird. Ich bin der Bruder des Behluwan-Bei, der am Bab-el-Ghud auf uns wartet; er wirft die Räuber nieder wie dürren Weizen. Seht hier: diese zwei Revolver, von denen Ihr noch niemals gehört habt, fressen zwölf Männer auf; diese Büchse sendet zwei von ihnen zum Scheidan, und dieser Henrystutzen, dessen Namen noch kein einziges Mal an Euer Ohr gedrungen ist, kostet zweimal zehn und noch fünf Djemalan das Leben. Soll ich Euer Khabir sein, so sagt es schnell, sonst suche ich mit meinen Dienern die Gum allein auf und lasse Euch hier in der Wüste halten."

„Wir wollen Dir gehorchen, Sihdi!"

„Ja, wir wollen Dir gehorchen, Sihdi," stimmte der große Hassan begeistert ein. „Du bist der Weiseste der Weisen, der Klügste der Klugen und der Held aller Helden. Seht her, Ihr Männer, ich bin Djezzar-Bei, der Menschenwürger. Dieser Säbel wird zehn Räubern den Bauch aufschlitzen, diese Tschembea (Dolch) wird zwanzig Mördern die Kehle zerschneiden, und diese Flinte, diese Lanze und diese Pistolen werden Alles vernichten, was dann noch übrig ist. Für Euch wird nichts übrig bleiben, als unsere Tapferkeit zu rühmen und unsere Heldenthaten zu besingen, und wenn Ihr zurückgekehrt seid zu Euren Söhnen und Töchtern, so werden Eure Zelte erklingen von dem Lobe Hassan el Kebihrs und des großen Sihdi aus Germanistan, der Areth, den Herrn des Erdbebens tödtet, und den schwarzen Panther mit seiner Frau verschlungen hat!"

„Maschallah tausend Schwerebrett, hat Der aan Maul!“ meinte der Staffelsteiner ärgerlich. „Wenn's losgeht, wird der große Hassan so klein geword'n sein, daß man ihn halt gar nit zu seh'n vermag!“

Die Sonne hatte bereits das dritte Viertel ihres Bogens vollendet; ich mahnte zum Aufbruche. Die Leichen blieben in ihrer gegenwärtigen Stellung liegen; die Todtengräber der Wüste, Sand- und Bartgeier, überhoben uns der Arbeit. Ich wußte, daß ich mich nur wenig auf die Araber verlassen konnte, doch schien es mir, als sei die Gefahr, welcher ich entgegenging, nicht größer als so manche andere, die ich glücklich bestanden hatte. Der Hedjahn-Bei war mir nicht fürchterlicher als jeder gewöhnliche Araber, und wo der offene Muth nicht ausreichte, konnte ich ja zur List meine Zuflucht nehmen. Die Anaïa hatte ich wieder zu mir gesteckt; sie konnte mir von Nutzen sein. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die katholischen Studentenvereine Deutschland's.

Nachdruck verboten.

Von **Dr. C. Th. Zingeler.**

Religion, Wissenschaft und Freundschaft!

Das sind die drei hochwichtigen Prinzipien der katholischen Studentenvereine Deutschland's. Gegenwärtig bestehen achtzehn blühende Vereine auf siebenzehn deutschen Hochschulen mit 600 aktiven Mitgliedern und einer weit größeren Anzahl in's praktische Leben übergetretener „Philister“, Alle eingegliedert in einem wohlgeordneten und gut geleiteten großen Kartellverbande.

Die katholischen Studentenvereine haben nun einen Punkt erreicht, der geeignet ist, die Aufmerksamkeit der deutschen Katholiken auf sie hinzulenken.

Es war zu Anfang der fünfziger Jahre, als mehrere junge Rheinländer, die damals zu Berlin studirten, mit dem jetzigen Legationsrathe a. D. und Abgeordneten F. v. Kehler in nähere freundschaftliche Vereinigung traten und, wenn auch noch ohne statutarische Verbindung, sich an festgesetzten Tagen in einem bestimmten Lokale trafen. Der Kern war gefunden, zur Krystallisation die Möglichkeit geboten. Man suchte Fühlung mit der katholischen Bürgerschaft und der Geistlichkeit. Die katholischen Abgeordneten begannen mit Vorliebe den gemüthlichen Kreis aufzusuchen, der immer festere Formen gewann und sich zur Aufgabe stellte: anregende Besprechung über Kunst und Wissenschaft, Anschaffung katholischer Schriften, Errichtung einer Kasse für wohlthätige Zwecke, überhaupt Erhaltung und Belebung katholischen Sinnes inmitten der andersgläubigen Hauptstadt. Wie heute noch, so waren auch damals politische Bestrebungen strenge ausgeschlossen; in gleicher Weise wird das Duell verworfen. Herr v. Kehler und der jetzige Herr geistliche Rath Müller, damals Missionsvikar, waren die Hauptstützen der aufblühenden und immer mehr erstarkenden Vereinigung. Im Jahre 1854 wurden Statuten verfaßt, und fünfundzwanzig junge Männer, die ersten Mitglieder des „Studentischen katholischen Lesevereines“ unterzeichneten sie. Doch die Universitätsbehörde fand sich nicht bewogen, dem jungen Verein den Schritt in's Leben zu gestatten. Da begab sich derselbe unter den Schutz der Polizei und befindet sich noch heute wohl unter deren Fittichen — ein Unikum in seiner Art, indem sonst alle studentischen Korporationen, wie sie auch heißen mögen, unter der akademischen Gerichtsbehörde stehen.

Jetzt entwickelte der junge Verein erst recht seine ersprießliche Thätigkeit, worunter die von ihm ausgegangene berechtigte Forderung, daß die Berliner Universität an katholischen Feiertagen keine Vorlesungen halte, ebenso sehr für seine überzeugungstreue Katholizität spricht, als auch der Energie seiner Mitglieder ein rühmliches Zeugniß ausstellt.

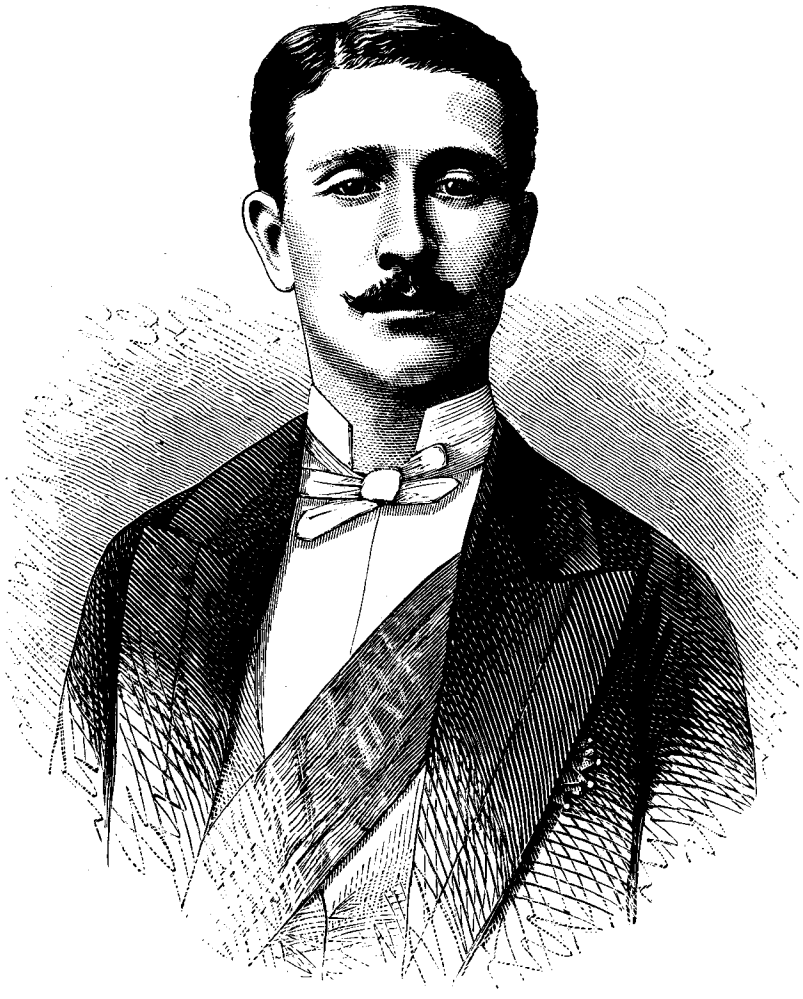
Wenn nun aber auf dem Boden der protestantischen Hauptstadt eine solche echt katholische Pflanze gedeihen konnte, dann mußte die Lebensfähigkeit für gleiche Vereine auf anderen Hochschulen Deutschland's doch wenigstens eine ebenso günstige sein. Und in der That, die Voraussetzung war richtig. Zum Herold dieser Angelegenheit hätte es kaum einen Geeigneteren geben können, als den ausgezeichneten Redner Freiherrn von Hertling, jetzt Professor in Bonn und Abgeordneter. Dieser betonte auf der großen General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschland's zu Frankfurt a. M. die Nothwendigkeit, daß die schon bestehenden katholischen Studenten-Korporationen in nähere Verbindung zu einander treten, die Katholiken sie unterstützen und neue Vereine entstehen müßten. Das begeisterte Wort war nicht vergebens gesprochen worden. Auf allen Hochschulen keimte, sproßte, blühte und reifte der mit glücklicher Hand ausgestreute Same. Vereine und Verbindungen traten in's Leben, erstere ohne Farben, letztere mit sogenannten studentischen Abzeichen.*)

Bis zum Jahre 1865 standen Vereine und Verbindungen in engerem Verbande. Beide waren nunmehr so weit erstarkt, daß sie auch getrennt eigene Verbände unter sich gründen konnten. In jenem Jahre bestanden schon: der „Studentische katholische Leseverein“ zu Berlin, die „Arminia“ zu Bonn, der „Katholische Studenten-Verein“ zu Breslau (jetzt „Unitas“), die „Germania“ zu Münster und die „Walhalla“ zu Würzburg. Diese traten im Januar 1866 zu einem Verbande zusammen, der schon 205 aktive Mitglieder zählte. Zehn Jahre später war die Zahl der Vereine um das Dreifache gestiegen und hiermit auch zugleich entsprechend die Mitgliederzahl. Noch war — und wir haben das Vertrauen sagen zu dürfen, noch ist — der Ring nicht geschlossen, wiewohl schon 17 Hochschulen dem Verbande 18 Vereine zuführen. Außer den bereits genannten sind es (wir führen die heutigen Namen an): „Ottonia“ (München 1867), „Lätitia“ (Karlsruhe 1869), „Winfridia“ (Göttingen 1870), „Alamannia“ (Tübingen 1871), „Karolingia“ (Aachen 1872), „Palatia“ (Heidelberg 1873), „Normannia“ (Greifswald 1873), „Erwinia“ (Polytech. München 1874), „Teutonia“ (Leipzig 1874), „Frankonia“ (Straßburg 1875), „Gothia“ (Hannover 1875), „Borussia“ (Königsberg 1875), „Warmia“ (Braunsberg 1876). Diese 18 Vereine stehen in festem geregelten Verkehr unter und mit einander. Jeder Verein regelt seine Angelegenheiten selbst, so lange sie nicht das Gemeininteresse des Verbandes berühren. Anders dagegen ist die Erledigung gemeinsamer Geschäfte. Alljährlich wird eine General-Versammlung des ganzen Verbandes abgehalten, zu der jeder Verein eines seiner Mitglieder als Bevollmächtigten sendet. In ernster Thätigkeit werden die vorliegenden Geschäfte in öffentlicher Berathung verhandelt. Die rege Theilnahme, welche diesen arbeitsreichen Tagen gewidmet wird, sowohl von Seiten der aktiven Studenten, als auch der schon in's praktische Leben übergetretenen „Philister“, die sich in stets mehrender Anzahl bei diesen General-Versammlungen einfinden, beweist das lebhafte Interesse, das Alle verbindet.

Dieser feste Verband der Vereine unter sich hat einen ganz außerordentlich wichtigen Vortheil. Wiewohl die Prinzipien für einen jeden einzelnen Verein genau dieselben sind und die Pflicht, denselben gemäß zu handeln, für Alle gleich verbindend ist, auch jeder Verein nach Kräften darnach streben muß, der Intention der Stifter, der Prinzipien und des Gesammtverbandes gemäß zu handeln, so könnte dennoch die Möglichkeit in's Auge gefaßt werden, daß nach irgend einer Richtung hin — hieße sie, wie sie wolle — oder daß durch besondere Verhältnisse und Umstände etwa lokaler Natur eine Ausartung, eine Abirrung, oder eine Uebertreibung, überhaupt ein nothwendig zu rügender Uebelstand sich einschliche. Wenn dieser Fall einträte, so könnte er nicht von gefährlicher Dauer werden eben durch den Areopag des gesammten Verbandes, die General-Versammlung, welche sofort gegen einen solchen Auswuchs einschreiten würde.

Worin besteht nun die Aufgabe der katholischen Studenten-Vereine und wie lösen sie dieselbe? Welchen Hauptzweck haben sie im Auge und auf welche Weise erreichen sie denselben? Sie wollen das Problem der Realisirung einer echten, wahren Universitätsbildung lösen. Genau spricht sich § 1. der Statuten aus: „N. N. ist ein Verein katholischer

*) Als alter Studenten-Vereinler beschäftigt sich der Verfasser hier nur mit den Vereinen. Die Verbindungen haben dieselben Prinzipien wie die Vereine und unterscheiden sich im Großen und Ganzen von diesen nur durch den oben angeführten äußeren Umstand.



Prinz Louis Napoleon († 1. Juni 1879).
Nach einer in Chislehurst gefertigten Photographie.

zu bringen. Und so ist der Träger der Napoleonischen Legende ruhmlos gefallen — fern von Frankreich, vertrieben aus seinem Vaterlande — noch ehe er eine bemerkenswerthe That verrichtet und sein 24. Lebensjahr vollendet hatte.

Sein jäher Tod hat die stolzen Hoffnungen seiner spanischen Mutter, die einsam in Chislehurst trauert, völlig vernichtet. Wie des ersten Napoleon einziger Sproß, welcher in der Wiege als „König von Rom" begrüßt worden war, mit 21 Jahren als Herzog von Reichstadt zu Schönbrunn bei Wien seinem Siechthum erlag, so ist auch der vermeintliche „Napoleon IV.", dessen Wiege die Triumphgesänge eines siegreich beendeten Krieges umrauschten, in der Blüthe des Lebens vom unerbittlichen Tode in fremdem Lande ereilt worden.

Er ruhe im Frieden!

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

4. Beschuwan-Bei, der Räuberwürger.

Die Spiegelung! —

Durch die brennende Einöde schleicht langsam die Tschellaba (Pilgerkarawane). Sie ist bereits seit Monaten unterwegs und durch die von allen Seiten sich anschließenden Zuströme sehr stark und zahlreich geworden. Reiche Uëlad Arab aus dem Belad es Sudan reiten neben armen Fußwanderern, welche sich auf die Mildthätigkeit der Gläubigen verlassen müssen und nichts besitzen als einen einzigen Mariatheresienthaler, um die Ueberfahrt über das rothe Meer bezahlen zu können. Jünglinge, welche kaum das Knabenalter überschritten haben, wandern neben ausgetrockneten Greisen, die vor dem Tode noch die heilige Kaaba sehen wollen. Gelbe Beduinen, braune Tuareg, dunkle Tebu und wollhaarige Tekrur, wie die schwarzen Mekkapilger genannt werden, murmeln in melancholischen Tönen ihre frommen Gebete oder ermuntern sich durch den lauten Zuruf des moslemitischen „La illaha il' Allah u Mohammed rassul Allah, es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist Gottes Prophet!"

Der Himmel glüht fast wie kochendes Erz, und die Erde brennt wie flüssiges Eisen. Der Smum hat die Wasserschläuche ausgetrocknet, und bis zur nächsten Uah ist es noch weit. Ein einsamer Bir (Brunnen) kann keine Hülfe bringen, da sein weniges brackiges Wasser kaum hinreicht, die Zungen der Menschen und die Lefzen der Kameele zu kühlen. Die erst geschlossene Karawane hat sich längst in einzelne Frik (Abtheilungen) aufgelöst,

welche sich mühsam hinter einander herschleppen. Brod, Mehl und Bela (trockene Datteln) sind genugsam vorhanden, aber für einen Schluck Wassers oder eine Schale Merissa (kühlender Trank aus Dokhnkorn) würden die Verschmachtenden Monate ihres Lebens hingeben. Der Dürstende greift wieder und immer wieder zur leeren Zemzemieh, hält sie an die verlangenden Lippen und setzt sie wieder ab mit einem klagenden „bom bosch, ganz leer!"

Die Gebete werden leiser, die Zurufe seltener, und die am Gaumen klebende Zunge liegt wie Blei im Munde. Sie vermag kaum das Surat yesin, das sechsunddreißigste Kapitel des Koran, zu seufzen, welches der Moslem „Quelb el Kuran", das Herz des Koran, nennt und in der Noth des Todes betet.

Da ertönt ein lauter Freudenschrei.

Ueber dem dichtumflorten Horizonte heben sich die scharfen Umrisse der ersehnten Oase empor. Auf schlanken Säulen bauen sich die stattlichen Wipfel der Dattelpalmen über einander, und ihre leichten Fliederkronen wehen in dem frisch sich erhebenden Wüstenwinde. Zwischen grünen Hainen schimmert es wie das Wellengekräusel eines lieblichen See's, und die Luft scheint sich von der Ausdünstung des Wassers zu feuchten. Die Palmenkronen spiegeln sich in der glitzernden Wasserfläche, und Kameele waten in der Fluth, ihren langen Hals herniederstreckend, um das belebende Naß zu schlürfen.

„Hamdulillah, Preis sei Gott! Das ist die Uah; der Herr hat uns errettet; ihm sei Lob und Dank!"

Die Jubelnden wollen ihre Thiere in eine schnellere Bewegung setzen; diese aber lassen sich nicht täuschen; ihr scharfer Geruch hätte es ihnen ja schon längst gesagt, wenn wirkliches Wasser vorhanden wäre.

„Hauehn aaleïhu ia Allah, hilf ihnen, o Gott!" bittet der erfahrene Führer der Karawane. „Sie haben vor Durst und Hitze den Verstand verloren und halten die Fata morgana, die gefährliche Spiegelung, für Wirklichkeit."

Seine Worte rufen doppelte Niedergeschlagenheit unter den Getäuschten hervor; muthloser und langsamer schiebt sich der immer mehr ermüdende Zug weiter und geht vielleicht dem grauenvollen Schicksale entgegen, wie das vom Sonnenbrande verzehrte Wasser eines Wadi in der starren Wüste. zu verrinnen. Die Dschellaba hält dann ihren Einzug in einem Mekka, welches erbaut ist hoch über den Sternen und nicht im Sande des Belad Moslemin (Arabien's). — —

Die Spiegelung ist seltener, als man anzunehmen pflegt; ich hatte sie erst zweimal geschaut und auch mich, wenigstens beim ersten Male, von ihr täuschen lassen. Heute sollte ich die Erfahrung machen, daß sie unter Umständen dem Menschen freundlich und nützlich sein kann.

Nach der Weisung des Khabir hatte ich unsere östliche Richtung beibehalten. Unsere Schatten wurden länger und länger, bis sie unsere doppelte Länge übertrafen. Da stieg über dem vor uns liegenden Horizonte ein seltsames Phantom empor:

Die Sonnenstrahlen oscillirten wie ein mehrere Fuß hohes, aus mikroskopischen, glühenden Flimmern bestehendes Meer über dem Boden; trotz der Nähe des Abends war die Hitze beinahe unerträglich, und die abgemattete Kaffilah drohte in dem heißen, immer tiefer werdenden Sande zu versinken. Wir nahten uns dem Kampfgebiete zwischen Ghud und Serir, zwischen Dünen und Felsen, und hatten bald leere, nackte Steinfläche, bald gefährliche, nachgiebige Sandablagerungen unter den Füßen unserer dampfenden Thiere. Da wuchs langsam und allmälig ein mächtiges Gebirge aus den hohen Lüften vor uns hernieder; die Umrisse der gigantischen Bergesriesen verschwammen in der zitternden Atmosphäre, aber an ihrem Fuße sahen wir deutlich mächtige See'n flimmern, in die sich mehrere Ströme ergossen; die Ufer derselben waren kahl und öde und zeigten nicht die mindeste Spur eines Pflanzenwuchses.

„Maschallah tausend Schwerebrett," meinte der Staffelsteiner, „is dos aane wunderliche Geschicht'! Das Gebirg hat sich auf den Kopf gestellt und schaut mit der Spitz' nach unten. Wenn's so fortgeht, so läuft halt der große Hassan bald mit den Beinen in der Luft."

Jetzt richtete sich in verkehrter Stellung eine riesige Figur empor und neben ihr eine zweite. Trotz der auseinander fließenden Umrisse erkannten wir ein an dem Boden liegendes Kameel, neben welchem ein Araber stand. Es war klar, daß die Originale dieses Bildes sich in Wirklichkeit hinter den vor uns liegenden Dünen befanden. Der Araber konnte nichts Anderes sein, als ein Posten, der von dem Hedjahn-Bei vorgeschoben worden war, um das Nahen der Kaffilah zu beobachten. Die Fata morgana hatte uns die Gum verrathen, während die Spiegelung unser Bild dem Posten nicht zutragen konnte, da wir vor der Sonne hielten.

Es war ein eigener, gespenstischer Anblick, dieser verkehrt in den Lüften schwebende und in gigantischen Dimensionen gezeichnete Wächter der Raubkarawane.

„Rrree, halt!" gebot ich. „Die Gum ist vor uns. Steigt ab, Ihr Männer, und schlagt das Lager auf!"

Während dieser Beschäftigung sank die Sonne immer weiter niederwärts, und das Phantom stieg in gleichem Verhältnisse, seine Formen ausdehnend, am Horizonte empor. Es war, als befänden wir uns vor einer meilenweiten Camera obscura, deren Linse von Augenblick zu Augenblick an Dicke und Vergrößerungsfähigkeit zunahm.

Da wurde hinter dem Luftbilde des Arabers eine neue Gestalt sichtbar, die seitwärts von ihm aus dem Boden wuchs. Wir konnten jede ihrer Bewegungen beobachten. Sie erhob die Arme und richtete einen langen, schmalen Gegenstand nach dem Kopfe des Postens — ein einziger Augenblick — ein eigenthümliches Schwanken und Schwingen des ganzen Gemäldes — der Araber stürzte nieder.

„Allah kehrim, Gott ist gnädig und barmherzig!" rief Hassan. „Ich preise den Propheten, daß dieses Bild nicht von meinem Leibe stammt, denn dort hat ein Mann den andern todtgeschossen!"

Er hatte Recht, und wäre die Entfernung nicht zu groß gewesen, so hätten wir den Schuß jedenfalls gehört.

Wer war der Thäter? Seine vergrößerte Figur bog sich zu dem Gefallenen nieder, dann richtete er den langen Gegenstand, welcher nichts Anderes als ein Schießgewehr sein konnte, auch auf das Kameel — ein zweites Schwingen und Schwanken der Spiegelung — das Thier zuckte in seinen mächtigen Formen empor und sank dann wieder zusammen.

Eine blitzschnelle Ahnung stieg in mir auf.

„Seht Ihr ihn, Ihr Männer?" rief ich. „Das ist Behluwan-Bei, der Räuberwürger. Er hat den Wächter der Gum in das Reich des Todes geschickt. Bleibt hier zurück! Auf, Abu billa Beni, auf, Korndörfer; wir müssen hin zu ihm!"

Einige Augenblicke später saßen wir auf unsern Kameelen und jagten der Richtung des Bildes zu.

Je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr sanken die Linien desselben zusammen. Die Figur dessen, den ich für Emmery Bothwell hielt, war schon kurz nach dem zweiten Schusse verschwunden. Wegen des tiefen Sandes und weil wir zahlreiche Dünen zu umreiten hatten, kamen wir trotz unserer Eile nur langsam von der Stelle; doch wich die Spiegelung endlich, und folglich mußten wir uns in dem Gesichtskreis des Ortes befinden, an welchem die That geschehen war.

Wir hatten lange zu suchen, ehe wir die Stelle fanden, und nun zeigte es sich, daß meine Vermuthung allerdings das Richtige getroffen hatte. Im Sande lag ein Tuareg, von der Seite einen Zoll hoch über der Nasenwurzel in die Stirne geschossen, und auch das Kameel hatte die gleiche tödtliche Wunde. Der Kragen des Burnus und eine Ecke der Satteldecke zeigten die Buchstaben A. L., eine Anweisung auf die sicher treffende Kugel aus der Büchse meines „Englishman", der sich den Ehrennamen Behluwan-Bei erworben hatte.

Wir hatten über eine halbe Stunde gebraucht, um diesen Ort zu erreichen, und seit derselben Zeit hatte ihn Emmery verlassen. Konnte ich ihm nachreiten? Ein kurzes Einhalten seiner Spur zeigte mir, daß er sich mit großer Schlauheit diejenigen Stellen des Bodens ausgewählt hatte, wo der Felsen keine Fährte annahm oder der hohe Sand sich sofort wieder über derselben schloß. Ich hätte also Mühe gehabt, ihn zu erreichen, und, da in kurzer Zeit die Nacht hereinbrach, den Rückweg zur Kaffilah ganz sicher verloren. Zudem mußte ich annehmen, daß er in der Nähe der Gum bleiben und ich ihn also bei der Berührung mit derselben ohne Zweifel treffen werde. Ich gab es also auf, ihm zu folgen.

Jetzt mußte sich mir nun eine zweite Erwägung aufdrängen. Der getödtete Posten hatte nämlich nur einige Schlücke Wassers bei sich, ein sicheres Zeichen, daß entweder eine baldige Rückkehr erwartet wurde oder er in Kurzem abgelöst werden sollte. Sein Tod wurde also auf jeden Fall bemerkt. Ohne Zweifel gab es auch noch andere Posten in der Nähe, die der Hedjahn-Bei persönlich inspicirte. Konnte ich also diese Stelle ohne weitere Vorsichtsmaßregeln verlassen? Und welches war die beste Vorkehrung, die ich treffen konnte? Sollte ich die Thier- und Menschenleiche mit Sand verschütten oder zurückbleiben? Im letzteren Falle konnte ich leicht einen glücklichen Fang thun, aber auch trotz aller Furchtlosigkeit in eine Gefahr gerathen, aus welcher es bei allem Muthe kein Entrinnen gab.

Ich entschloß mich für das Erstere.

Der Sand war leicht beweglich, und schon nach wenigen Minuten bedeckte eine Düne den Tuareg und sein Kameel. Dann suchten wir, so wenig Fährte als möglich zurücklassend, die Kaffilah auf. Wir wurden mit der Frage empfangen, ob wir den Behluwan-Bei gesehen hätten.

„Die Kameelstute des Räuberwürgers ist so schnell wie der Vogel der Lüfte," antwortete ich. „Er war bereits wieder verschwunden. Doch kenne ich die Gedanken meines Bruders! Er weicht nicht von der Gum, bis sie getödtet ist. Ihr werdet bald sein Angesicht sehen und seine Stimme hören."

Die Sonne sank, und doppelte Gluth strömte nun die erhitzte Erde aus. Wir hatten die Kameele angepflockt und das mehr als einfache Nachtmahl beendet; der Schlaf aber floh unsere Augen. Die Sterne stiegen am Himmel empor, und Mitternacht nahte heran. Emmery hatte mir mit der Tödtung des Tuareg einen Strich durch die Rechnung gemacht. Hätte dieser die Kaffilah bemerkt, so wäre der Hedjahn-Bei von ihm benachrichtigt worden und wohl längst schon in die Nähe gekommen. Jetzt aber wollte der Ruf der Hyäne nicht erschallen. Sollte ich es wagen, den Räuber aufzusuchen und die Kaffilah ohne Anführer zu lassen?

Ich gab Josef und dem Tebu, welchem ich vertrauen konnte, die nöthigen Verhaltungsbefehle und schritt in die stille, lautlose Nacht hinaus.

Es war so sternenhell, daß ich bei der klaren Wüstenluft die Umgebung deutlich erkennen konnte, und trotz der täuschenden Aehnlichkeit der Dünen die Nähe der Stelle erreichte, an welcher der Tuareg von Emmery getödtet worden war. Jetzt war doppelte Vorsicht nöthig. Ich legte mich nach Indianerart auf den Boden und kroch geräuschlos weiter.

Grad auf demselben Punkte, an welchem der Todte gewacht hatte, standen zwei Männer in einer bewegungslosen, lauschenden Stellung. Ich schob mich bis hart an sie heran und richtete mich dann in die Höhe. Sie erschracken und sprangen, die Waffen ergreifend, zurück.

„Rrree, halt! Wer bist Du?" frug der Eine, das Gewehr auf mich anschlagend.

„Wo ist der Hedjahn-Bei?" lautete meine Gegenfrage.

„Kennst Du ihn? Bist Du einer der Seinen?"

Ich zog die Anaïa hervor.

„Sieh hier sein Zeichen! Wo ist er?"

Beide Männer ergriffen die Anaïa, um sie in Augenschein zu nehmen.

„Du hast die Murdschan (Koralle) und gehörst zu uns," entschied der vorige Sprecher. „Kennst Du die Kaffilah, auf welche wir warten?"

„Ich kenne sie, denn ich bin mit ihr gekommen."

„Wo ist der Khabir, warum kommt er nicht? Warum hält er nicht an dem Orte, den ihm der Hedjahn-Bei geboten hat?"

„Dein Athem ist lang, und Deiner Fragen sind sehr viele. Führe mich zu dem Bei, so wird er meine Antwort vernehmen!"

„Dein Fuß darf nicht zur Gum treten, ehe er es erlaubt hat. Ich werde ihn rufen und ihm Deinen Namen nennen."

„Allah gab auch mir einen Mund; der Bei wird meinen Namen von meinen eigenen Lippen hören."

„Dein Mund ist wie der Bir billa ma, der Brunnen, der kein Wasser hat, und Deine Zunge liebt nicht den Tropfen der Rede. Aber er wird fließen, denn ich gehe, um den Bei zu holen."

Er ging, und ich blieb bei dem Andern zurück, der mit keinem Worte versuchte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Es herrschte ringsum eine lautlose Stille, so daß man im leisen Hauche der Nachtluft das Klingen des wandernden Sandes deutlich vernehmen konnte. Da aber drang ein anderer Ton an mein Ohr, ein Ton, der mich überrascht aufhorchen ließ.

Es war ein Schuß gefallen, allerdings in weiter Ferne, aber der Schall war doch so vernehmlich, daß ich mich nicht täuschen konnte. Er war aus der meiner Kaffilah entgegengesetzten Richtung erklungen. Auch die Wache fuhr in eine wo möglich noch aufmerksamere Haltung empor.

„Hast Du vernommen die Stimme des Todes in der Wüste?" frug ich.

„Die Nacht schweigt gegen das Auge, aber sie spricht zu dem Ohre. Ich habe diese Stimme gehört."

„Kennst Du sie?"

„Du bist ein Freund des Bei und kennst sie nicht? Sage Deiner Seele, daß sie das Surat yesin bete; es ist das Quelb el Kuran, das Herz des heiligen Buches, und errettet den Gläubigen vom Tode."

„Wer will ihm den Tod bringen?"

„Kennst Du nicht Behluwan-Bei, den Würger der Gum? Sein Gewehr ist es, welches gesprochen hat."

„Wie soll ich ihn kennen, da ich aus weiter Ferne komme!"

„So bitte Allah, daß er Dich vor ihm behüte, sonst wird Deine Seele ein Raub des Todes und Dein Leib eine Speise der Thiere. El Thibb, der Wüstenwolf, wird Dein Blut trinken, und el Büdj, der Bartgeier, Deine Augen fressen; el Tabäa, die Hyäne, wird Dein Fleisch kosten, und Abu Sfuf, der Fuchs, Dein Herz verschlingen. Der Behluwan-Bei ist der Vater des Verderbens, und in seinen Spuren wandelt der Tod."

„Ich fürchte ihn nicht. Wenn der Tod in seinen Spuren wandelt, so wird er ihn ereilen."

„Der Behluwan-Bei stirbt nicht; sein Leib ist nicht von Fleisch gemacht, und keine Kugel, keine Lanze kann ihn tödten. Er steht bei Dir, und Du siehst ihn nicht; er reitet an Deiner Seite, und Du hörst ihn nicht; er kommt zu Dir, wenn Du nicht an ihn denkest, und er ist verschwunden, ehe Du daran denkst, ihn zu halten. Er ist kein Mensch; er ist der Oberste der Djinns, dem kein Sterblicher widerstehen kann, und seine Büchse hat der Scheidan gefertigt, der in der Hölle wohnt. Sie sendet ihre Kugel über die ganze Sahara hinweg, und sie trifft Dich, selbst wenn Du Dich in das Innere der Erde verbirgst. Hat Dir die Wüste noch keinen Todten gezeigt, die Wunde grad über der Nase mitten in der Stirn?"

„Ich sah Mehrere."

„Sie sind von seiner Hand gefallen. Er ist allwissend; er kennt alle Männer der Gum und tödtet nie einen Andern."

Hätte er gewußt, daß sich diese Allwissenheit auf das verhängnißvolle Zeichen A. L. stützte, so wäre seine abenteuerliche Meinung über den braven Emmery bald eine andere geworden.

„Was hat ihm die Gum gethan?"

„Ich weiß es nicht, und Niemand vermag es Dir zu sagen. Frage ihn selbst."

„Das werde ich thun, sobald ich ihn treffe."

„Verbiete Deiner Zunge diese Worte! Weißt Du nicht, daß die Geister kommen, wenn man sie ruft? Horch! Er naht. Hast Du ihn gehört?"

Ein zweiter Schuß war gefallen, und zwar in größerer Nähe. Jetzt war es mir gewiß, daß Emmery Bothwell der Schütze sei. Ein geübtes Ohr vermag recht gut den Knall eines Gewehres von dem eines andern zu unterscheiden, und ich hatte den Ton dieser untrüglichen Kentuckybüchse zu oft gehört, um ihn nicht sofort zu erkennen. Es war klar, daß der „Englishman" in seiner gewöhnlichen kalten Verwegenheit die Gum umschlich, um ein Ziel für seine Kugel zu finden, und die Zwei, welche er getroffen hatte, gehörten jedenfalls zu den Posten, welche von dem Hedjahn-Bei ausgestellt worden waren. Behielt er die Richtung, welche er eingeschlagen zu haben schien, bei, so mußte er auch den Ort berühren, an welchem wir uns befanden, und in diesem Falle hatte ich mich ebenso vor ihm in Acht zu nehmen, wie der Araber, für dessen Gefährten er mich halten mußte.

Da nahten Schritte. Zwei weiße Burnusse tauchten zwischen den Dünen auf; der Posten kehrte mit noch einem Araber zurück, der sofort auf mich zutrat und mich betrachtete, so gut es die Dunkelheit gestattete.

„Sallam leïlet, die Nacht sei Dir glücklich" grüßte er. „Du begehrst den Hedjahn-Bei?"

„Ja. Bist Du es?"

„Nein. Der Bei wird die Gum nicht verlassen, bis der Würger fort ist, der sie umschleicht. Welche Botschaft hast Du an ihn?"

Der Anführer der Räuber fürchtete also den Behluwan-Bei und blieb unter dem Vorwande, die Seinen zu beschützen, in ihrem Schutze zurück. Es war mir erwünscht gewesen, mit ihm schon jetzt zusammenzutreffen; da ich aber nun Emmery in der Nähe wußte, so zog ich es vor, mich zunächst mit diesem zu vereinen.

„Ich habe nur mit ihm und nicht mit Dir zu sprechen. Warum versteckt er sich? Hat ihm die Angst vor dem Würger die Füße gelähmt?"

„Fessele Deine Zunge! Der Hedjahn-Bei kennt weder Angst noch Furcht; er gebietet über alle Schiluhh und Amazigh (freie Männer) der Wüste, und ich bin der Mudir (Oberst) dieser Gum. Zeige mir die Anaïa!"

„Hier ist sie!" antwortete ich, zurücktretend und die Büchse auf ihn anschlagend. „Bist Du der Mudir dieser Gum, so gehe ihr voran in die Tschehenna!"

Ich wollte abdrücken, doch die drei Männer standen vor Ueberraschung so perplex und wehrlos vor mir, daß ich die Büchse wieder absetzte.

„Bist Du von Sinnen, Mann?" frug der Anführer nach einer Pause im Tone der höchsten Verwunderung. „Du hast die Anaïa und drohst mir mit dem Tode! Soll Dir meine Kugel das Herz zerreißen?"

„Hätte Dich die meine nicht vorher getroffen, Räuber? Lähmte Dir der Schreck nicht die Glieder, daß Du Dich nicht regen konntest? Wisse, ehe Du Deine Flinte erhebst, seid Ihr alle Drei Kinder des Todes. Der Bei fürchtet den Würger; so vernimm, daß ich der Bruder des Behluwan-Bei bin, der die Gum vernichten wird bis auf den letzten Mann."

Er starrte mich an, als halte er mich wirklich für einen Wahnsinnigen.

„Allah akbar, Gott ist groß; er kann Verstand geben und nehmen, wie es ihm gefällt. Doch der Prophet befiehlt, die Irrsinnigen zu schonen. Komm und folge uns!"

„Unsere Wege sind verschieden; der meine geht nach El Kasr, der Euere aber in den Tod."

„Dein Geist ist dunkel wie die Nacht, die keine Sterne hat. Was willst Du auf El Kasr?"

„Mein Geist ist hell wie der Tag, der Alles offenbart. Ich bin kein Moslem, sondern ein Christ und komme nach El Kasr, um den Franken zu befreien, den Ihr gefangen haltet."

„Du bist ein Giaur und hast die Anaïa? Stirb, Verräther!"

Er erhob das Gewehr; da aber krachte schon meine Büchse; er stürzte zusammen. Der zweite Schuß traf den einen Posten, und den andern streckte eine Revolverkugel zu Boden, noch ehe Beide von ihren Waffen Gebrauch hatten machen können. Ich hatte mein Gewissen befriedigt und sie nicht getödtet, bevor sie wußten, daß ich ihr Feind sei.

Kaum waren die drei Schüsse verhallt, so ertönte unweit meines Standortes eine laute Stimme:

„Hallo—i—oh!"

Es war der Waldruf, welchen ich mit Emmery zu wechseln gewohnt gewesen war, wenn wir getrennt durch den Forst oder die Prairie marschirten. Wie ich die seine, so hatte er auch meine Büchse erkannt und durch den darauf folgenden Revolverschuß die vollendete Gewißheit erhalten, daß er sich nicht irre.

„Hallo—i—oh!" antwortete ich ihm unbekümmert um den Hedjahn-Bei und seine Gum.

Der Ruf wurde, während wir auf einander zuschritten, noch einmal wiederholt, und dann standen wir, die wir uns in den Vereinigten Staaten das Wort gegeben hatten, uns in Afrika wiederzusehen, leibhaftig vor einander im Innern der Sahara.

Er nahm mich bei den Schultern, blickte mir in das Angesicht und drückte mich dann in langer, stummer Umarmung an sich.

„Welcome in the Sahar!" grüßte er endlich; dann war dem Herzen genug gethan.

Keine einzige Frage über Vergangenes wurde ausgesprochen; die Gegenwart nahm uns vollständig in Anspruch.

„Laden!" bemerkte er in seiner kurzen Weise.

Wirklich war ich in der Freude so unvorsichtig gewesen, diese Maßregel, was mir noch niemals passirt war, außer Acht zu lassen. Ich holte natürlich sofort das Versäumte nach.

„Drei Schüsse — drei Räuber?" frug er.

„Ja".

„Ich nur zwei. Wo hältst Du?"

„Mit einer Kaffilah zehn Schüsse von hier."

„Wie stark?"

„Siebzehn ohne mich."

„Feige Araber?"

„Ja, und zwei Diener, auf die ich mich verlassen kann, ein Tebu und ein Deutscher."

„Der Khabir gehört zum Hedjahn-Bei?"

„Ja. Er und der Schech el Djemali sind todt."

„Durch Dich?"

„Durch mich. Weißt Du, wo Rénald sich befindet?"

„Nein."

„Warum bestelltest Du mich dann nach dem Bab-el-Ghud?"

„Weil in dessen Nähe die Räuber ihre Niederlage haben müssen. Jede Gum kehrt dorthin zurück."

„Ich kenne den Schlupfwinkel; es ist ein Kasr, und dort werden wir Rénald treffen."

Der kaltblütige Engländer stieß doch einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Das weißt Du, und ich nicht, trotzdem Du erst kommst und ich schon längst hier streife!"

„Ich entlockte es dem Khabir, welcher mir vertraute, weil ich die Anaïa des Bei besitze."

„Du hast sein Zeichen? Wer gab es Dir?"

„Er selbst. Ich schoß einen Löwen, unter dem er lag."

„Du hast einen Löwen erlegt? Mensch, Dein Glück ist ungeheuer!"

Jetzt kam sein Blut in Wallung.

„Einen Löwen und ein schwarzes Pantherpaar. Du wirst die Felle sehen."

„Pshaw! Sie sind doch nicht mein! Und den Bei hast Du beim Löwen getroffen? Wo?"

„An den Auresbergen."

„Das ist nicht möglich. Er ist im Ghud!"

„Es sind zwei Brüder."

„Ah!" rief er erstaunt. „Und wo ist jetzt der Andere?"

„Todt."

Ich erzählte ihm in Kürze das Wissensnöthige.

„Kerl, Du hast wirklich ein ganz unmenschliches Glück!" raisonnirte er, als ich zu Ende war. „Vorwärts, ich muß mir meinen Dritten holen, und das Weitere werden wir dann sehen!"

„Wie stark ist die Gum?"

„Heut früh Dreiundvierzig; jetzt Fünf davon ausgelöscht, bleiben Achtunddreißig."

„Wo ist Deine Begleitung?"

„Ganz in der Nähe. Ich umkreise die Gum und stoße dann zu ihr. Jeder Posten, auf den ich treffe, stirbt."

„Warum nur die Posten? Wenn Du willst, bekommen wir heut die ganze Gum."

„Well, so werde ich wollen!"

„Komm!"

Ich schritt noch eine kurze Strecke vorwärts und blieb dann stehen. Befand sich eine Wache in der Nähe, so stand zu erwarten, daß sie auf das verabredete Zeichen antworten werde. Ich hielt die Hände an den Mund und ließ das tiefe „Ommu ommu" der Hyäne erschallen.

Ich hatte mich nicht geirrt, denn gar nicht weit vor uns ertönte der gleiche Ruf.

„Bleib hier!" bedeutete ich Emmery und ging dann weiter. Ein Araber kam mir langsam entgegen.

„Wo ist der Hedjahn-Bei?" frug ich ihn.

„Du bist der Khabir?" entgegnete er.

„Ja," antwortete ich.

„Hüte Dich vor dem Behluwan-Bei! Hast Du nicht seine Schüsse gehört?“ fragte er.

„Ich habe sie gehört und ihn gesehen; er mordete drei Männer von der Gum, bei denen ich stand. Sag' es dem Bei. Ich muß ihn sprechen.“

„Warum läßt Du die Kaffilah an einem falschen Orte halten?“ forschte er jetzt.

„Kann ich sie dahin führen, wo der Behluwan-Bei ist?“

„Du hast Recht. Warte hier!“

Er ging und kehrte nach kurzer Zeit allein zurück. Ich hatte das erwartet. Er begann:

„Sage mir den Weg zur Kaffilah. Wenn sich der Würger nicht mehr hören läßt, wird die Gum kommen.“

Ich deutete mit der Hand die Richtung an und sagte:

„Dort halten wir, zwanzigmal so weit als Deine Flinte trägt.“

„Wie viel Männer zählt die Kaffilah?“

„Siebzehn, von Durst und Anstrengung ermattet.“

„Du hast mit dem Mudir gesprochen?“

„Ja. Die Kugel des Würgers tödtete ihn mit den beiden Andern an meiner Seite.“

„So sage Allah Preis und Dank, daß Du entkommen bist. Kehre zurück und wache, damit Du es hörst, wenn wir kommen!“

Dieser Posten mußte ein neues Mitglied der Bande sein, da er den Khabir nicht kannte. Ich ging zu Emmery zurück und folgte ihm seitwärts zwischen die Dünen. Dort hielten seine Mehara, von seinem Diener und dem Führer bewacht. Ich führte sie zur Kaffilah, wo man die Schüsse gehört hatte und deßhalb in Sorge um mich gewesen war.

„Hamdulillah, Gott sei Dank, Sihdi, daß Du kommst!“ meinte der große Hassan. „Ich hörte fünf Schüsse und glaubte, der Hedjahn-Bei habe Dich fünffach getödtet.“

„Sihdi Emir, der Behluwan-Bei!“ rief der Tebu, als er den Engländer erblickte.

Sämmtliche Männer der Kaffilah schauten bei diesem Rufe mit ehrfurchtsvoller Scheu auf die hohe Gestalt des „Englishman“.

„Ja, Ihr Leute, dieser Sihdi ist der Behluwan-Bei, dessen Kugel die Gum beinahe aufgefressen hat. Sie wird kommen, uns zu überfallen; macht Euch bereit, sie zu empfangen!“ befahl ich.

Diese Nachricht brachte eine bedeutende Aufregung hervor. Die bis an die Zähne bewaffneten Araber geberdeten sich wie Schafe, die den Wolf erwarten, und nur durch die possirliche Vermittelung des Kompaß gelang es mir, ihnen etwas Muth und Selbstvertrauen einzuflößen. Niemand zeigte sich über ihr Verhalten so entrüstet, wie Hassan.

„Allah akbar, Gott ist groß; er gibt dem Muthigen ein Herz und dem Helden eine Faust,“ donnerte er sie an. „Ihr aber seid wie die Flöhe, die vor jedem Finger davonspringen. Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich Hassan el Kebihr heiße und Djezzar-Bei, der Menschenwürger, bin? Nun wohlan, warum fürchtet Ihr Euch denn? Fürchtet Euch doch vor mir, aber nicht vor den Räubern, deren Fleisch ich essen und deren Blut ich trinken werde wie Merissa und Wasser, mit Zibib gewürzt.“

„Halt' den Mund!“ warnte ihn der Staffelsteiner. „Du selbst bist der richtige Zibib, und die Gum wird Dich verschlingen und nix von Dir übrig lassen, als Dein großes Maul, das zehntausend Männer nit hinunter bringen. Wenn das Geschieß' losgeht, werd' ich wohl sehen, wo Du steckst!“

„Schweig!“ brauste ihn der Geschmähte an. „Ich bin ein Kubaschi en Nurab, Du aber bist nur Yussef Ko-er-darb, und Deine Väter haben denselben Namen wie Du. Weißt Du, was ein Hadschi, ein Mekkapilger, ist? Ich war zwei Mal in Mekka, der Stadt des Propheten, ein Mal in Medina, der ruhmbedeckten, und habe zu Dschidda gebetet, wo Eva, die Mutter der Menschheit, begraben liegt, fünfhundert Fuß lang und zwölf Fuß breit. Was aber hast Du gethan, und an welchem gottgefälligen Orte bist Du gewesen? Du bist ein Franke, der Schweinefleisch ißt und in das Land der Gläubigen muß, wenn er das Land seines Propheten sehen will. Du hättest klüger gethan, wenn Du in Kah-el-brunn geblieben wärest; drum klappe Deinen Mund zu und schweig still.“

„Maschallah, tausend Schwerebrett, is dos aan Aerger für den Kerl, daß er nit auch Rauchfleisch und Schwartenwurst essen darf, wie ich! Dafür aber trinkt er Ma-el-Zat, zu Deutsch Kröten- und Eidechsensaft, und thut dick wie aan Hyppopotamus. In Mekka und Medina war ich nit, dos is wahr, aber wenn Du deßhalb etwa denkst, daß Du besser bist, als aan Christ aus Kaltenbrunn, so lange ich dir Aane in's Gesicht, daß es noch dreimal länger und breiter wird, als Deine fünfhundertige Menschenmutter in Dschidda!“

Der tapfere Kubaschi zog es jetzt vor, zu schweigen.

Ein kurzer Meinungsaustausch zwischen Emmery und mir brachte uns zu dem Entschlusse, die Räuber zwischen zwei Feuer zu nehmen. Wir trennten uns daher. Die Anwesenheit des Behluwan-Bei mußte die Männer der Kaffilah ermuthigen; aus diesem Grunde blieb er bei ihnen, während ich mit seinen beiden Begleitern, dem Tebu und dem Staffelsteiner, also mit mir fünf Mann stark, mich hinaus zwischen die Dünen zog, um dort die Gum zu erwarten und im Rücken anzugreifen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Wochen-Rundschau.

Alterthumskunde. Auf dem Berg Kotoutsch bei Stramberg in Mähren werden Ausgrabungen vorgenommen und bereits sind in zwei Höhlen viele Gegenstände gefunden worden, welche beweisen, daß dort Menschen in vorgeschichtlicher Zeit gelebt haben, und zwar gleichzeitig mit dem Mammuth, Höhlenbär, Rhinoceros, Urstier, Renthier, Pferd, Edelhirsch u. s. w. Tausende von Knochen und Zähnen dieser Thiere finden sich vor, sowie zahlreiche Stein- und Knochen-Werkzeuge, beinerne Geräthe, Scherben von Thongefäßen mit und ohne Graphitüberzug, dreikantige Bronzepfeile mit einem Giftloch, Schleifsteine, Spinnwirtel ꝛc. Beide Höhlen waren schon in der ältesten Steinzeit und auch noch in späterer Zeit bewohnt, als der Mensch bereits einige Kenntniß von den Metallen besaß. Durch diese Funde wird der Ring der Entdeckungen über die Ureinwohner in Mitteleuropa bedeutend erweitert, indem die letzten Glieder jenes Ringes im südwestlichen Deutschland von dieser neuen Station in Mähren ziemlich weit entfernt sind.

Erdkunde. Die niederländische Nordpol-Expedition ist am 3. Juni auf dem Schiff „Willem Barends“ von Amsterdam aus in See gegangen. Die Reise ward auf 10 Monate berechnet.

Länder- und Völkerkunde. Die Einwanderung nach dem Westen der Vereinigten Staaten hat in der letzten Zeit bedeutende Verhältnisse angenommen. Die „Railway World“ schätzt den Verkauf und die Besiedelung von Ländereien im Jahre 1878 im Westen, Nordwesten und Südwesten auf 18 Millionen Acker und deren Ansiedler auf 600,000 Köpfe, von denen $^9/_{10}$ aus den Neu-England-, Mittel- und anderen Staaten östlich vom Mississippi kamen. Texas allein erhielt mindestens 200,000 neue Einwohner, Kansas hatte einen Zuwachs von 125,000, Nebraska 100,000, Minnesota 50,000, Dakota 100,000 ꝛc. Seit 1873 müssen mindestens 1½ Millionen Menschen aus dem Osten, namentlich aus den großen Städten, nach dem Westen ausgewandert sein. Dakota soll jetzt 150,000 Einwohner haben.

In keinem Staate der Welt wird so viel Honig wie in Californien gewonnen. Im vorigen Jahre gab es in der Grafschaft San Diego 24,000 Bienenstöcke, die über eine Million Pfund Honig lieferten. Aber auch in den anderen südlichen Counties wird eine Menge Honig producirt.

Naturkunde. Ein von einer Spinne verfertigter Beutel gelangte von den Fidschi-Inseln nach England; ein ähnliches Exemplar soll sich schon im Auckland-Museum befinden. Um einen solchen Beutel zu erhalten, stellen die Eingeborenen Bambusstäbe in der Form desselben auf den Pfad der Spinnen auf und ziehen sie, wenn sie von den Spinnen überspannen sind, heraus. Aus diesen Geweben stellen die Eingeborenen sich auch Kleidungsstücke her.

Technik. In der photographischen Anstalt von Winter und Berndt in Dresden wird zur Vergrößerung von photographischen Bildern elektrisches Licht verwendet.

Redactionsschluß am 11. Juli 1879.

Verantwortlicher Redacteur: **Benanz Müller** in Regensburg. — Druck und Verlag von **Fr. Pustet** in Regensburg, New York und Cincinnati.



Von Oktober 1878 bis Oktober 1879.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Unter Würgern.

Nachdruck verboten.

Abenteuer aus der Sahara von **Karl May.**

(Schluß.)

Unsere Schüsse mußten den Hedjahn-Bei außerordentlich eingeschüchtert haben, denn es dauerte sehr lange, bis wir das erste Geräusch der anrückenden Räuber vernahmen.

Zwei von ihnen schlichen sich recognoscirend voraus; die Andern folgten in einiger Entfernung. Sie huschten an uns vorüber, ohne uns zu bemerken, trotzdem wir uns nun hart hinter ihnen hielten. Die beiden Vorausgehenden umschritten das Lager der Kaffilah. Es herrschte dort eine solche Ruhe und Bewegungslosigkeit, daß Alles im tiefsten Schlafe zu liegen schien. Die Räuber traten zusammen, um die Befehle ihres Anführers zu vernehmen. Jetzt war es jedenfalls die beste Zeit, loszubrechen. Ihre zusammengedrängte Masse bot selbst einem schlechten Schützen ein sicheres Ziel, und wenn wir sie einmal in das Lager kommen ließen, so war der Sieg, an dem ich allerdings auch dann nicht zweifelte, für uns mit größeren Opfern verbunden. Emmery mußte ganz dieselbe Ansicht hegen, denn kaum hatte ich den Gedanken ausgedacht, so erklang zwischen den Zelten seine befehlende Stimme:

„Rrree! Halt, Mörder! Die Rache und der Behluwan-Bei sind über Euch. Gebt Feuer, Ihr Männer!“

Im nächsten Augenblick krachte von hüben und drüben eine Salve mitten unter die Räuber hinein; drei Doppelbüchsen versandten ihre zweite Kugel, und dann riß ich den Henrystutzen empor. Ich konnte nur zweimal abdrücken, denn dann war der Platz gesäubert. Emmery, der Staffelsteiner und der Tebu hatten sich auf die überraschten Angreifer gestürzt, aber keine Arbeit gefunden; sobald nämlich der erste Schreck vorüber war und der Hedjahn-Bei die Anzahl derer bemerkte, welche todt oder verwundet am Boden lagen, ertönte sein Ruf:

„Allah inhal, Gott verderbe sie! Flieht, flieht von dannen!“

Der Räuber der Wüste überfällt den Wanderer nur der Beute wegen; steht diese in keinem Verhältnisse zu der Gefahr, welche ihm dabei droht, so gibt er sein Vorhaben wieder auf. Es entgeht ihm jener Muth, welcher aus sich selbst heraus und nicht um des Gewinnes willen handelt. Bei der außerordentlichen Angst, welche man allgemein vor der Gum empfand, war diese noch nie auf einen nennenswerthen Widerstand gestoßen; jetzt aber war eine einzige Minute genügend gewesen, sie in die Flucht zu schlagen. Die gefürchteten Männer des Hedjahn-Bei verschwanden zwischen den Dünen, ohne einem Einzigen von unsern Leuten auch nur ein Haar gekrümmt zu haben.

Wir ließen sie fliehen, ohne an ihre Verfolgung zu denken, da wir ja sicher waren, sie wieder zu treffen.

Die Männer der Kaffilah erhoben ein wahrhaft betäubendes Triumphgeschrei, während der Tebu sich im lautlosen Grimme auf die Verwundeten warf, um sie seiner Rache zu opfern.

„Maschallah, tausend Schwerebrett, war dos aan Gefecht!“ zankte der Staffelsteiner. „Was woll'n die sein? Räuber woll'n sie sein? Ja, prosit die Mahlzeit! Taugenixe sinds, die man mit der Peitsch' versohlen möcht'! Da hat man sich einmal auf aan ordentlich Gebalg gefreut und steht nun da und leckt das Maul wie die Katz, die den Vogel nit bekommt. Aber sobald ich diese Gum wieder ertapp', nehm' ich gar kaan Gewehr, sondern schlag gleich mit den Fäusten drein!“

Da öffnete sich der Vorhang meines Zeltes, und es kam ein Kopf zum Vorschein, der sich höchst vorsichtig nach dem Stande der Dinge umschaute; dann schob sich ihm ein langer Körper nach, welcher sich mit einem raschen Sprunge mitten unter die jubelnden Araber schnellte. Es war Hassan, der sich beim Nahen der Feinde verkrochen hatte.

„Hamdulillah, Preis sei Gott, der uns Macht gegeben hat wider unsere Feinde!“ brüllte er über die Stimmen der Andern weg. „Wir haben sie empfangen wie die Helden, und sie sind geflohen wie die Memmen. Unsere Augen haben sie erschreckt, und ihre Beine sind vor unserer Kühnheit davongelaufen. Sie haben Hassan el Kebihr gesehen und sind erschrocken; sie haben Djezzar-Bei, den Menschenwürger, erblickt, und heulten vor Angst. Seine Kugel ist in ihr Herz gedrungen, und sein Messer hat ihre Kehle zerschnitten. Nun liegen sie todt am Boden; Ehre sei Allah, und Preis und Ruhm erschalle Hassan el Kubaschi vom Ferkah en Nurab!“

„Willst wohl gleich ruhig sein, Du Feigling vom Ferkah Hasenfuß!“ antwortete ihm der ergrimmte Josef Korndörfer. „Wer hat denn dort im Zelt gesteckt? Ich hab's halt wohl gesehen, daß Du hineingekrochen bist, Du Angst-Bei und Ma-el-Zat-Würger!“

„Welcher Frosch ist es, der hier quackt?“ frug der Kubaschi stolz. „Ist es nicht ein Franke, welcher für wahr hält, was el Kitab-el-Mukaddas (die heilige Schrift) sagt? Ich aber bin ein Moslem, der nach dem Kuran betet. Weißt Du nicht, daß Adam an einem Freitag erschaffen wurde? Sein Weib aber wurde am Sonnabend gemacht, der auch Dein Geburtstag ist, Du Weib, Du Sohn eines Weibes und Vetter einer Weibestochter. Hast Du schon einmal gehört, daß die Kubabisch sich verkriechen? Habe ich nicht zehn Räuber erschlagen, als Du Dich hinter meinem Rücken versteckte st, Giaur?“

Das war dem braven Staffelsteiner denn doch zu viel. Er sprang auf den Kubaschi zu, um ihn für diese Unwahrheit zu bestrafen; dieser aber wich mit einem mächtigen Satze zurück und eilte hinter das nächste Zelt, wohin ihm der erzürnte „Vetter einer Weibestochter“ augenblicklich folgte. Er mußte den großen Hassan dort ergriffen haben, denn es ließen sich jene wohlbekannten Töne vernehmen, welche eine kräftige flache Hand auf der menschlichen Wange hervorzubringen pflegt. Nach einigen Minuten kehrte er höchst befriedigt zurück; Hassan folgte erst nach einiger Zeit. Er trat, sich den Bart reibend, zu mir.

„Sihdi, Du bist weise und gerecht. Was hat ein Ungläubiger verdient, der einen Gläubigen schlägt?“

„So viele Streiche, als er selbst gegeben hat. Gehe hin und gib sie ihm!“

„So gebiete ihm, daß er stille hält!“

„Hast auch Du still gehalten?“

„Nein; ich habe mich tapfer gewehrt, wie es einem Uëlad Arab geziemt.“

„So darf er sich auch wehren, wie es einem Uëlad German geziemt.“

„So befiehl, daß ein Anderer ihm die Streiche gibt! Ich habe es nicht zu thun, denn ich bin kein Henker, der das Gesetz erfüllt.“

„Heißt nicht Djezzar Henker, und Du selbst nennst Dich Djezzar-Bei, den Obersten der Henker? Geh hin und gib sie ihm; es bleibt dabei!“

„Du bist ein strenger Richter, Sihdi; ich aber bin gnädig und barmherzig und werde ihm die Strafe schenken, denn meine Hand würde so schwer auf ihn fallen, daß sie ihn zermalmte!“

Er trat in seiner stolzesten Haltung zurück.

Wir konnten für den übrigen Theil der Nacht nichts weiter gegen die Räuber unternehmen, stellten also die nöthigen Wachen aus und begaben uns dann zur Ruhe. Vorher aber saß ich mit Emmery beisammen, um unsere bisherigen Erlebnisse auszutauschen und einen Plan für unser morgiges Verhalten festzustellen.

Er war für die augenblickliche Verfolgung der Gum, ich aber schlug vor, nach dem Bab-el-Ghud und von da nach El Kasr zu gehen, welches die Räuber sicher auch aufsuchen würden. Er stimmte schließlich bei, da ihm ja ebenso wie mir daran liegen mußte, Rénald so bald als möglich Hülfe zu bringen. Die Männer der Kaffilah, welche die todten Räuber sofort ausgeplündert hatten, waren durch unsern Sieg in eine muthige und entschlossene Stimmung versetzt worden und daher bereit, uns zu folgen.

Die Zeit bis zum Morgen verging ohne Störung; dann brachen wir auf.

Es kommt vor, daß das Kameel des Wüstenreisenden an einer Stelle, die ihm nichts Auffälliges bietet, halten bleibt und nicht von ihr wegzubringen ist. Steigt er dann ab, um sie zu untersuchen, so entdeckt er eine Feuchtigkeit des Sandes, welche immer größer wird, je weiter er gräbt, bis er endlich in der Tiefe von einigen Fuß auf Wasser stößt. Der wilde Tuareg hält solche Brunnen sehr geheim. Er breitet über das Wasser ein Fell, welches er sorgfältig mit Sand bedeckt, so daß die Stelle von ihrer Umgebung nicht zu unterscheiden ist. Sie bietet ihm die Möglichkeit, in der Verborgenheit auszuharren, so lange es ihm beliebt, und von ihr aus seine Streifzüge zu unternehmen, von denen er immer wieder zu ihr zurückkehrt.

Einen solchen Brunnen fanden wir. Unsere Thiere konnten sich erfrischen; und da uns gestern die Erbeutung der Kameele in den Stand gesetzt hatte, die Lasten zu verringern, so hatte unser heutiger Ritt die wünschenswerthe Schnelligkeit, und wir erreichten das Bab-el-Ghud kurze Zeit nach dem Einbruche der Nacht.

Die Dünen waren immer wirrer geworden, und die Kameele hatten beinahe bis an die Kniee im heißen Sande zu waten gehabt; hier aber am Bab-el-Ghud trafen wir auf ein Chaos von Fels und Sand, dessen Unheimlichkeit die Dunkelheit der Nacht nur zu erhöhen vermochte. Von Westen her drang der Sandocean in hochgehenden Wogen an die Steinmassen der Serir, und wie eine fürchterliche Brandung, die der Befehl eines mächtigen Geistes mitten in ihrer größten Erregung fest gebannt hatte, brachen sich die Dünen an den schroffen Klippen der Steinwüste, die sie nicht zu überfluthen vermocht hatten. Erst der Tag konnte uns die Einzelheiten dieses Kampfes zwischen Sand und Fels zur Anschauung bringen. Und selbst in dieser Wildniß hatte der gütige Gott für einen der oben beschriebenen Brunnen gesorgt. Der Tebu hatte ihn entdeckt und führte uns zu ihm. Wir schlugen bei ihm unsere Zelte auf.

Am andern Morgen suchten wir das Bab-el-Hadjar, den schauerlichsten Theil des Bab-el-Ghud. Es trug seinen Namen „Thor der Steine“ mit vollem Rechte.

Hatten hier in der Wüste, hier an dieser Stelle die Titanen der Vorzeit die Felsen auf einander gethürmt, um Jupiter's Himmel zu stürmen? Oder hatten hier Giganten eine Burg erbaut, deren Zinnen zwischen den Sternen funkelten, an die aber doch die Jahrtausende getreten waren, um die Mauern in der Wüste zu zerstreuen und nur das Portal stehen zu lassen, unter welchem wir hielten, wie Zwerge unter dem Bogen eines riesigen Domes? Zwei, mehrere hundert Fuß starke Säulen, aus mächtigen Felsblöcken errichtet, stiegen himmelan und neigten sich hoch oben einander zu, so daß sie in ihrer Vereinigung einen Spitzbogen bildeten, den keine menschliche Hand in dieser Weise errichten konnte. Die einzelnen Steine waren vom Zahne der Zeit vielfach zerfressen und zernagt; es schien, als ob einer kaum den andern halten könne, und dennoch sah man es dem Ganzen an, daß es seine jetzige Festigkeit noch manches Jahrhundert hindurch behalten werde.

Das war das Bab-el-Hadjar, durch welches wir unsern Weg nach El Kasr, der Mittheilung des Khabir zu Folge, suchen mußten.

Wir ritten scharf nach Osten. Die Sandwüste hörte nach und nach auf und machte einer jener Steinebenen Platz, welche, weil sie mit wirren Felsblöcken übersät sind, von dem Araber mit dem Namen „Warr“ bezeichnet werden. Hier hemmte uns die Tiefe des Sandes nicht mehr, und darum kamen wir heute noch schneller vorwärts als gestern. Das Terrain schien anzusteigen, und gegen Abend sahen wir einen Höhenzug vor uns, dessen aus Dschir (Gyps, Kalk) gebildete Massen uns im Lichte der sich neigenden Sonne entgegen glänzten.

„Das muß der Dschebel-Serir sein, von dem der Khabir gesprochen hat.“

Emmery nickte.

„Well; die Zeit stimmt.“

Wir ritten weiter und kamen den Bergen näher. Jetzt zog ich mein Rohr hervor. Bothwell that dasselbe.

„El Kasr!“ meinte er nach einer Weile, indem er mit der Rechten grad auf die Mitte des Höhenzuges deutete, der sich in Form eines Hufeisens vor uns ausbreitete.

Auch ich hatte das hohe Gemäuer erkannt, welches sich dort erhob. Es waren allem Anscheine nach die fensterlosen Ruinen eines burgähnlichen Gebäudes, welches vor langen, langen Zeiten dort errichtet worden war, ein neuer Beweis dafür, daß manche Theile der Wüste früher nicht so menschenleer waren wie heute, wo die Kultur den unterbrochenen Kampf mit der Unfruchtbarkeit des Bodens von Neuem aufzunehmen hat.

„Darf ich auch 'mal durch das Perspektiv schauen, Herr?“ frug der Staffelsteiner.

Ich gab ihm das Rohr.

„Sihdi, gib auch mir dieses Ding,“ bat Hassan. „Ich will auch einmal sehen, was darinnen ist!“

Ich erfüllte lächelnd auch diesen Wunsch und hielt es ihm in der rechten Richtung vor das Auge.

„Allah akbar, Gott ist groß, Sihdi; Du aber bist der größte unter den Weisen der Erde, denn in Deinem Rohr steckt ein Ksur (Festung), welches so groß ist, daß tausend Menschen darin stehen können!“

Das Fernrohr ging von Hand zu Hand; ein Ausruf des Staunens folgte dem andern, und es war augenscheinlich, daß unser Kredit bei den Arabern in fortwährendem Steigen begriffen war.

„Man wird uns auf El Kasr kommen sehen," bemerkte Emmery.

„Jetzt erkennt man uns noch nicht. Wir müssen unsere Richtung ändern."

„Wie? Der Aufgang muß von dieser Seite sein."

„Der Khabir sprach von einer unterirdischen Treppe, die nach dem „Schott" führt. Nun aber sehe ich von hier aus weder einen Schott, noch ein sonstiges Wasser, folglich muß sich dasselbe an der andern Seite des Berges befinden."

„Richtig. Wir umreiten die Höhe!"

Wir wandten uns rechts. Es war nicht mehr lange Tag, und wir mußten vor Anbruch der Nacht zu einem Resultate kommen. Daher strengten wir unsere Thiere so viel wie möglich an. Mit verdoppelter Schnelligkeit trugen sie uns rings an der äußern Seite der Höhe dahin, die nach hier vielfach zerklüftet und zerspalten war. Als wir ihre Mitte erreichten, bemerkten wir eine Schlucht, welcher wir jedenfalls zu folgen hatten. Wir bogen in dieselbe ein und gelangten nun in einen Felsenkessel, welcher mitten in den Bergen lag. Den größten Theil seiner Sohle nahm ein salziges Wasser ein, welches seine Ufer vollständig füllte, da die Sonne hier nur wenig Zutritt hatte und ein so schnelles Verdunsten wie auf offener Sahara also nicht stattfinden konnte. Die den Kessel bildenden Felsen stiegen rundum fast senkrecht zum Himmel empor, und auf ihnen, grad uns gegenüber, sahen wir El Kasr liegen.

„Schwieriges Terrain!" brummte Emmery.

„Wir können nicht hinüber, ohne bemerkt zu werden."

„Höchstens Einer oder Zwei, die das Anschleichen verstehen."

„Bis zur Nacht können wir unmöglich hier warten. Ich werde es versuchen."

„Well, ich auch!"

Wir stiegen vom Dromedare und geboten den Andern, sich in die Schlucht zurückzuziehen, damit sie von El Kasr aus nicht bemerkt werden konnten. Korndörfer vermuthete eine Gefahr für mich und wollte mich unbedingt begleiten; ich hatte Mühe, ihn zum Bleiben zu bewegen. Der brave, folgsame Hassan blieb ohne Weigern zurück; es fiel ihm gar nicht ein, mir seine Begleitung anzubieten, obgleich er mir versichert hatte, daß er mich für den größten Weisen der Erde halte.

Die Felsenmauern des Kessels waren mit hinreichenden Vorsprüngen und Einschnitten versehen, um uns bei der nöthigen Vorsicht einige Deckung zu gewähren. Wir bewegten uns, bald langsam schleichend, bald wieder in schnellen Sprüngen vorwärts und gelangten ungesehen in einen schmalen, tiefen Spalt, welcher grad unterhalb vom Kasr in den Felsen geschnitten war. Von diesem aus mußte die verborgene Treppe in die Höhe führen; eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Wir drangen in den Spalt ein und fanden unsere Vermuthung bestätigt, denn noch waren wir ihm nicht weit gefolgt, so bemerkten wir eine niedrige, thürähnliche Oeffnung im Felsen, in welche eine Stufenreihe mündete, die nach aufwärts führte.

„Hinauf!" gebot Emmery.

„Noch nicht!" widersprach ich ihm. „Wir müssen erst wissen, wohin der Spalt weiter führt."

„Well, also weiter!"

Es ging wieder vorwärts, doch führte der Einschnitt nicht mehr sehr weit in den Felsen hinein. Da aber, wo er endete, bot sich uns ein unerwarteter Anblick dar. Mehrere Fuß hoch auf einander geschichtet, lag hier nämlich ein Haufe menschlicher Schädel und Knochen, welche deutliche Spuren davon zeigten, daß sie von Thieren, entweder Hyänen und Schakals, oder Aasgeiern abgenagt worden waren. Zerrissene Kleiderfetzen mischten sich darunter, und einige derselben, die an den scharfen Felskanten über uns hingen, erklärten uns, wie die Knochen an diese Stelle gekommen waren. Wir befanden uns jedenfalls auf der Richtstätte des Hedjahn-Bei, der die von ihm zum Tode Verurtheilten vom Felsen in den Spalt stürzen ließ, eine Prozedur, welche jedenfalls nicht selten vorkam, denn wir zählten über zwanzig Schädel.

„Das Schicksal seiner Gefangenen!" bemerkte Emmery.

„Vielleicht auch derjenigen seiner Leute, die sich einen Ungehorsam zu Schulden kommen ließen. Ich denke, es wird nicht mehr vorkommen!"

„Richtig, außer wenn es ihm gelingt, uns selbst herab zu stürzen."

„Das wird ihm nicht gelingen, denn zehn solcher Hedjahn-Bei's wiegen keinen einzigen Siouxhäuptling auf. Doch jetzt nun zur Treppe!"

Wir suchten den Eingang wieder auf.

Es schien, als habe hier einst ein Erdbeben auf die compacte Masse des Felsens gewirkt. Der Einschnitt, welchen wir verfolgt hatten, war wohl eine Folge davon, und auch der Aufstieg, in den wir jetzt eindrangen, war jedenfalls nicht künstlich eingehauen, sondern von der Natur gerissen und dann zur Anlegung einer Stufenreihe benutzt worden.

Wir mußten alle Augenblicke gewärtig sein, einem Wasser holenden Räuber zu begegnen, weßhalb wir uns nur höchst vorsichtig und unter Vermeidung von allem Geräusch emportasteten. Der Spalt war so eng, daß wir nur hinter einander gehen konnten; bei einer feindlichen Begegnung war also eine gegenseitige Hilfe nicht möglich, doch glich sich das vollständig dadurch wieder aus, daß auch uns gegenüber nur eine einzige Person Platz finden konnte. Uebrigens fand eine solche Begegnung gar nicht statt, vielmehr erreichten wir nach längerem und, da die Stufen eine sehr verschiedene Höhe besaßen, sehr beschwerlichem Steigen unbemerkt das Ende der Treppe.

Eine Thüre konnten wir hier, bei der Holzarmuth der Wüste, nicht erwarten, dennoch aber fanden wir den Eingang verschlossen. Vor demselben lag ein Felsstück, welches, wie die Untersuchung bewies, mit Hülfe irgend einer für uns unsichtbaren Vorrichtung nach innen zu bewegt werden konnte. Alle unsere Anstrengung, es zu beseitigen, war vergebens.

„Was jetzt?" frug Bothwell. „Wir müssen hinein."

„Oder wir stürmen das Kasr von außen."

„Nur für den Nothfall. Wir kennen die Besatzung nicht, und obgleich wir schnell geritten sind, könnte der Bei doch bereits mit der Gum eingetroffen sein. List ist der offenen Gewalt vorzuziehen."

„So wird auch hier die Anaïa helfen."

„Ah! Wie so?"

„Die Nacht ist noch nicht da, und mein Hedjihn ist schnell. Ich reite auf das Schloß und öffne von innen."

„Zu gefährlich, my dear!"

„Nicht so sehr, als es den Anschein hat. Oder meinst Du, daß ich mich fürchten soll?"

„Pshaw! Aber kannst Du wissen, welche Umstände und Hindernisse Dir entgegen treten?"

„Ich habe die Koralle und meine guten Waffen!"

„Well; aber ich begleite Dich!"

„Das geht nicht. Willst Du unsere Leute ohne Führung lassen?"

„Richtig! Diese Araber sind so unfertig, daß man sich nicht auf sie verlassen kann."

„Korndörfer wird mich begleiten."

„Gut, so sei es gewagt. Aber ich sage Dir, daß ich den Bei mit seinen Schuften in Stücke reiße, wenn sie Dich nur unrecht anrühren."

„Mir ahnt nichts dergleichen. Bis Mitternacht werde ich mich orientirt haben; dann steigst Du mit den Männern auf, und ich lasse Euch ein."

„Und wenn Du es nicht vermagst?"

„So überlasse ich das Weitere ganz Deinem Ermessen. Ich kann für diesen Fall nichts vorher bestimmen."

„Ich werde bis ein Uhr hier warten; öffnest Du nicht, so sind wir eine Stunde später vor dem Schlosse, und ich gebe Dir durch einen Eulenruf das Zeichen. Kommst Du nicht, so nehme ich dann an, daß Du Dich in Gefahr befindest, und werde in das Kasr eindringen. Komm!"

Wir stiegen wieder abwärts und gelangten wohlbehalten zu unsern Leuten. Als der Tebu hörte, daß ich mit Korndörfer auf das Schloß wolle, bat er, mich begleiten zu dürfen. Ich mußte ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagen. Er hatte die Gum verfolgt und war von einigen ihrer Männer gesehen worden; es

lag also die Möglichkeit vor, daß er auf El Kasr erkannt würde, was das Gelingen unsers Unternehmens in Frage stellen mußte.

Ich bestieg mein Bischarin, und Josef nahm ein Mehari von Emmery; dann ging es in möglichster Eile den Weg zurück, den wir gekommen waren. An dem einen Ausläufer des Hufeisens angekommen, bogen wir um denselben herum und ritten nun in gerader Richtung auf das Schloß zu.

Die Sonne tauchte eben hinter den westlichen Horizont hinab, als wir den hohen, offenen Eingang erreichten. Bisher hatten wir trotz unserer sorgfältigen Beobachtung des alten Gemäuers kein menschliches Wesen zu sehen bekommen, doch nahm ich an, daß unser Kommen ganz sicher bemerkt worden war. Eben wollten wir den Eingang passiren, als hinter den Seitenpfeilern desselben vier Männer hervortraten und uns ihre langen Flinten entgegen streckten.

„Rrree, halt! Was wollt Ihr, Fremdlinge?"

„Wir sind Wanderer, haben weder Speise noch Wasser bei uns und begehren, diese Nacht bei Euch zu bleiben und von Euch zu kaufen, was wir bedürfen."

„Wie kommt Ihr hierher, und wer hat Euch gesagt, daß hier Männer wohnen?"

„Wir sahen auf der Ebene die Spuren Eurer Thiere. Laßt uns ein!"

Sie warfen sich fragende Blicke zu, dann meinte Einer von ihnen mit einem wenig verheißungsvollen Gesichte:

„So kommt!"

„Gebt Ihr uns Herberge im Namen des Kuran und des Propheten?"

„Komm!"

Wir hatten ihren Aufenthalt entdeckt; wir durften El Kasr nicht lebendig verlassen; das war deutlich in ihren Mienen zu lesen. Ich aber wußte mich sicher und frug, um sie zu versuchen, weiter:

„Warum gibst Du mir keine Antwort auf meine Frage?"

„Ich habe Dir gesagt, daß Du eintreten sollst!"

„Wird mich der Kuran bei Euch beschützen?"

„Hältst Du uns für Räuber, die ihre Gäste tödten?"

„Seid, was Ihr wollt. Ihr habt uns keinen Gruß geboten; wir werden wieder gehen!"

Ich wandte mein Kameel der Wüste zu, und sofort richteten sich die Gewehre wieder auf uns.

„Halt, Ihr bleibt! Hier wohnt der Hedjahn-Bei; Ihr werdet die Sahara nicht mehr sehen!"

Ich verschmähte es, eine meiner Waffen zu ergreifen.

„Bist Du blind, daß Du mir drohest? Siehst Du nicht die Gewehre, welche wir tragen? Oder meinst Du, daß wir nur mit ihnen spielen? Kennst Du nicht das Thier, auf dem ich sitze? Allah hat Dir Augen gegeben, aber sie sehen nicht!"

Erst jetzt warfen sie ihre Blicke auf mein Dromedar.

„Das Bischarin des Bei! Wer gab es Dir?"

„Er selbst. Ich rettete ihn aus den Krallen des Löwen, als er weit von hier gegen Mitternacht auf Mahmud Ben Mustafa Abd Ibrahim Jaakub Ibn Baschar wartete, den er in die Stadt der Franken geschickt hatte. Seht hier seine Anaïa!"

Dieser lange, ihnen wohlbekannte Name und die Koralle überzeugten sie, aber dennoch blieb ihr Angesicht finster.

„Zu welchem Stamme gehörst Du?"

„Ich bin ein Franke."

„Ein Ungläubiger? Was thust Du in der Wüste?"

„Ich komme, um ein Gast des Bei zu sein, mit dem ich zu sprechen habe."

„So bleibe hier. Es wird Dir nichts geschehen, bis er kommt."

Ich ließ mein Thier niederknien und stieg ab. Josef that ebenso. Ueber El Kasr zog ein einsamer Geier seine weiten Kreise. Ahnte er, daß er uns als Speise in dem Felsenspalte finden werde? Ich ergriff die Büchse und schoß ihn herab. Die Räuber hätten dies mit ihren Flinten unmöglich fertig gebracht. Sie staunten. Das wollte ich.

„Eure Lippen haben verschmäht, uns ein Sallam zu sagen; hütet Euch vor meinem Auge und vor meiner Kugel!"

„Du hast das Zeichen und drohst uns? Du hast es gestohlen; stirb, Giaur!"

Er legte an, doch mein Revolver war schneller als er. Ich brauchte bloß zweimal abzudrücken, denn Korndörfer's Kugel traf den Dritten, und der Vierte wurde von ihm mit dem Kolben niedergeschlagen.

Sofort wieder ladend, warteten wir zunächst, ob sich ein neuer Feind zeigen werde, doch regte sich in dem weiten Hofe nicht das Geringste. Hatte der Hedjahn-Bei nur diese vier Männer zur Bewachung des Kasr zurückgelassen? Bei der Abgeschiedenheit und Sicherheit der Lage war dies sehr leicht denkbar; wir mußten es untersuchen.

Das Innere der Ruine war besser erhalten, als es von außen den Anschein hatte. Vor uns lag eine offene, von Säulen getragene Halle, an deren Seiten sich noch mehrere Gemächer anzuschließen schienen. Wir sahen, daß sie leer war, und schritten auf sie zu. Die Nebenräume hatten keine Thüren und waren auch leer. Jetzt gelangten wir durch einen hinteren Ausgang in einen zweiten Hof. Das Gebäude war jedenfalls zu der Zeit errichtet worden, als im achten Jahrhundert die mächtigen Uëlad Mussa die Serir überschwemmten. Schon wollte ich diesen Hof betreten, als Korndörfer mich am Arme faßte.

„Halt, Herr! Steht dort hinter der Säul' nit auch so aan Halunk'? Er dreht uns den Rücken her und hat uns halt noch gar nit bemerkt."

Ehe ich antworten konnte, hatte sich der Räuber zu uns gewandt; im nächsten Augenblick blitzte sein Schuß, und die Kugel streifte Josef am Arme.

„Maschallah, is der Kerl unvorsichtig; wie leicht konnt' er mich erschießen!"

Mit diesem Ausrufe sprang der Staffelsteiner in weiten Sätzen über den Hof hinüber und packte seinen Mann an der Kehle. Ich eilte ihm nach und kam noch zur rechten Zeit, um zu verhindern, daß er ihn erwürgte.

„Laß los; wir brauchen ihn vielleicht!"

Er nahm die Hand von der Gurgel, hielt ihn aber fest.

„Warum schießest Du auf einen Gast des Hedjahn-Bei?" frug ich den Gefangenen.

Es war mir klar, daß sich außer ihm Niemand mehr auf dem Kasr befand. Er holte tief Athem, ehe er antwortete:

„Ein Gast? Wo sind die, welche Euch erwarteten? Ich hörte Schüsse. Wer seid Ihr?"

„Sieh hier die Anaïa! Wie viele Männer sind im Schlosse?"

„Fünf, bis der Bei zurückkehrt."

„Du irrst! Nur Du allein bist hier, denn Vier hat unsere Kugel getödtet, weil sie uns als Feinde empfingen."

„Ihr habt die Koralle und tödtet die Männer des Bei! Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Bruder des Behluwan-Bei und komme, den Franken zu holen, den Ihr gefangen haltet. Wo ist er?"

„Du sagst die Unwahrheit! Kann ein Mensch der Bruder eines Geistes sein?"

„Frage den Würger selbst; er wird kommen, sobald ich ihn rufe! Wo ist der Franke?"

„Ich sage es nicht."

„So werde ich ihn finden, und Du mußt sterben!"

„Der Bei wird mich rächen!"

„Er kann Dich nicht rächen. Der Behluwan-Bei hat ihn geschlagen und sechzehn seiner Männer getödtet. Und sein Bruder ist mit Eurem Mudir, dem Khabir und Schech el Djemali durch diese Büchse hier gefallen. Die Tschehenna wird auch Dich verschlingen, wenn Du mir nicht gehorchest."

„Beweise mir, daß Du die Wahrheit sagest; dann will ich thun, was Du begehrst."

„So komm! Ich werde Dir den Würger zeigen."

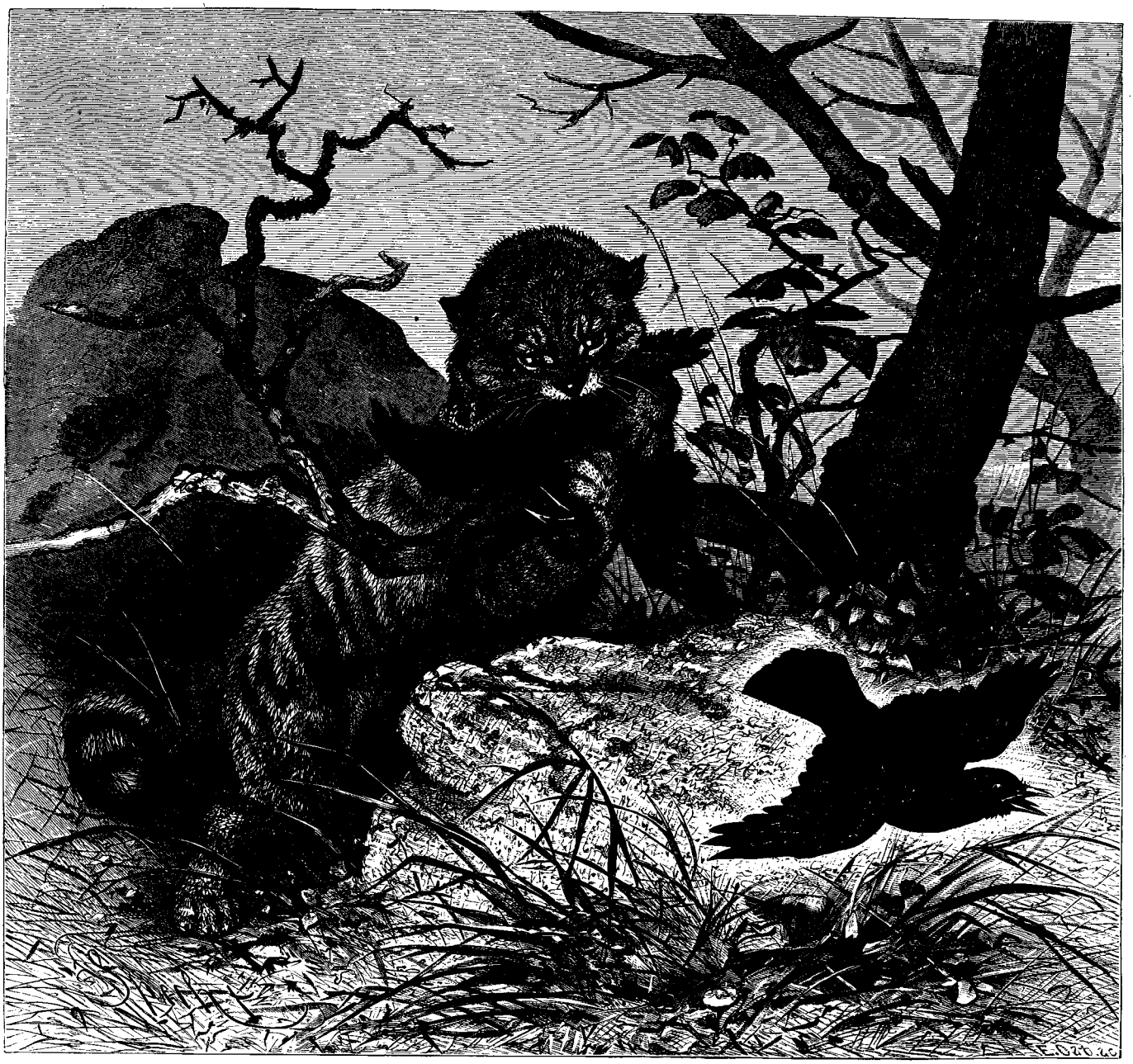
Ich stieg über eine Mauerbresche hinaus auf den Rand des Thalkessels, grad der Schlucht gegenüber, in welcher sich Emmery befand. Der Mann folgte mir zaudernd.

„Hallo—i—oh!" rief ich hinab, und sofort trat Emmery hervor. „Kommt herauf!"

„Alles sicher?"

„El Kasr gehört mir!"

Jetzt traten auch die Männer der Kafilah herbei und erhoben ein Freudengeschrei. Es war noch so hell, daß man deutlich sehen konnte, was vorging. Emmery ließ die Thiere unter der



Wildkatze und Alpenkrähen. Von F. Specht.

Aufsicht dreier Männer, unter denen sich auch der lange Hassan befand, am Schott zurück; die Andern begaben sich nach dem Treppeneingange.

„Siehst Du, daß ich die Wahrheit sage? Willst Du gehorchen?“

„Ja, Sihdi!“

„So öffne den Stein vor der Treppe!“

Er trat, nachdem ich ihm seine Waffen abgenommen hatte, in ein Gewölbe, aus welchem er eine aus Dattelfaser gefertigte Fackel brachte, die er anzündete. Dann stieg er in die dunkle Pforte, vor welcher er Wache gestanden hatte, als wir ihn zuerst bemerkten. Die Stufen führten abwärts in einen unterirdischen Raum, der mit verschiedenen Waaren bis hoch an die Decke gefüllt war. Hier hatte der Hedjahn-Bei seine Beute aufgestapelt. In der hintersten Ecke lag ein Steinblock auf zwei Rollen, welcher mit Stricken an die Mauer befestigt war.

„Hier ist die Treppe, Sihdi!“ erklärte der Gefangene.

Die Stricke waren Schuld, daß Emmery und ich den Stein nicht hatten bewegen können. Ich öffnete die Schlingen und zog den Block zur Seite. Nach einigen Minuten befand sich die Kaffilah im Kasr. Ich sprach einige erklärende Worte zu Bothwell und wandte mich hierauf an den Gefangenen.

„Wo ist der Franke?“

„Muß ich es sagen? Wir haben geschworen, zu schweigen.“

„Du mußt! Hier steht der Behluwan-Bei, der Deine Seele von Dir fordert, wenn Du nicht gehorchest.“

„So kommt!“

In der andern Ecke des Gewölbes war eine niedrige, tiefe Nische ausgehauen, die statt der Thür von einigen Waarenballen verschlossen wurde. Drin lag auf dem harten, bloßen Boden, von Stricken festgehalten, eine menschliche Gestalt.

„Rénald!“

Das Licht der Fackel fiel auf die hohe Figur des Engländers.

„Emmery!“ jauchzte es laut auf.

„Heraus, mein Junge, schnell!“

Ein paar rasche Messerschnitte lösten die Banden, dann lagen sich die Freunde einander in den Armen.

Eine halbe Stunde später hatten wir mittelst der vorhandenen Fackeln das ganze Schloß durchsucht; nun wurde ein Bote

abgesandt, unsere Thiere herbeizuholen, da wir von dem Gefangenen hörten, daß die Gum ihre Kameele zum Schott führen und dann das Kasr durch die Treppe ersteigen werde.

Der Jubel des befreiten jungen Mannes, der sich vollständig verloren geglaubt hatte, war ein außerordentlicher; sein Dank fand keine Worte, und wir saßen bis in die späte Nacht hinein über der Erzählung der Leiden und Freuden, welche wir hinter uns hatten. Dann gingen wir zur Ruhe; die ausgestellten Wachen sicherten uns vor jeder Ueberraschung.

Als ich mich am andern Morgen erhob und hinaus in den Hof trat, überraschte ich den Tebu bei einer schrecklichen Arbeit. Er hatte während der Nacht den Räuber getödtet und stand jetzt auf der Mauerzinne, um die blutige Leiche desselben in den Spalt zu stürzen. Ich stellte ihn zur Rede, erhielt aber keine andere Antwort als:

„Ed dem b'ed dem — en nefs b'en nefs, Leben um Leben, Blut um Blut, Auge um Auge, Sihdi; ich habe es geschworen, und ich halte es!"

Unsere Thiere waren angekommen, und der große Hassan trat mir entgegen.

„Hamdulillah, Gott sei Dank, Sihdi, daß wir wieder beisammen sind, denn ohne mich wärst Du nicht — — — Allah inhal el Bei, Gott verderbe den Bei!" unterbrach er sich. „Siehst Du ihn dort kommen?"

Wirklich kam unten über die Ebene eine Reihe von Arabern. Sie gingen zu Fuße und hatten also ihre Thiere nach dem Schott geschickt. Sie sollten einen unerwarteten Empfang finden. Ich sandte Hassan, der uns beim Kampfe sicher nichts nutzen würde, hinaus auf den Mauervorsprung, um den Schott zu betrachten; wir Anderen hielten unsere Gewehre bereit. Ich verbarg mich mit dem Staffelsteiner hinter einem Steinhaufen, der sich hart neben dem Eingange befand. Wer einmal das Kasr betreten hatte, durfte nicht wieder hinaus.

Wir hatten nicht lange zu warten. Sie kamen, und obgleich sie die Abwesenheit ihrer fünf Wächter hätte aufmerksam machen sollen, traten sie unbesorgt in den Hof. Schon hatten sie beinahe die Hälfte desselben durchschritten, da kam ihnen Emmery langsam entgegen. Sie stutzten.

„Rrree! Ich bin der Behluwan-Bei; die Gum fahre zur Hölle! Feuer!"

Alle Gewehre krachten.

„Ich schieß halt nit mehr; ich nehm die Faust!" rief der Staffelsteiner, warf das Gewehr weg und befand sich mit Emmery und dem Tebu im dichsten Haufen der Feinde. Mein Stutzen ließ Keinen durch das Thor; in zehn Minuten waren wir Herren des Platzes.

Da ertönte die Donnerstimme Hassan's:

„Allah akbar, Gott ist groß; Sihdi, sie kommen mit den Thieren, und der Bei ist dabei; ich habe ihn am Panzer erkannt!"

Ich trat hinaus. Die Kameele standen mit ihren hohen Beinen drunten im Wasser, und bei ihnen hielten drei Männer. Der Eine hatte den Burnus abgeworfen, und sein Kettenpanzer schimmerte wie pures, gediegenes Gold zu uns herauf. Er wusch sich, warf dann den Burnus wieder über und winkte seinen Leuten, ihm zu folgen. Sie schritten dem Treppenaufgange zu.

„Der gehört mir; ich muß ihn lebendig haben!" rief Bothwell. „Zieht Euch in die Hallen zurück!"

Ich eilte hinab in das Gewölbe, um den Treppeneingang zu öffnen, und kehrte dann nach oben zurück.

Rénald Latréaumont hatte mich bereits gestern um einen von meinen Revolvern gebeten. Mein Auge suchte ihn jetzt, fand ihn jedoch nicht. Da ließen sich Schritte vernehmen. Der Bei trat mit seinen beiden Begleitern aus der Pforte in den Hof. Die Leere desselben mochte ihm auffallen; er blieb halten. Er war das grade Ebenbild dessen, den ich am Auresgebirge getroffen und später erschossen hatte. Sein scharfes Auge schweifte forschend umher, und seine Lippen öffneten sich zu einem Rufe des Erstaunens. Aus dem Säulengange hervor kam Rénald auf ihn zugesprungen, den Revolver in der Hand. Ich ahnte, was kommen werde, und hob die Doppelbüchse.

„Halt, laß ihn mir!" gebot mir Emmery, indem er an mir vorübereilte.

„Ich bin frei; stirb, Räuber!" rief Rénald und drückte auf den Bei ab.

Die Kugel prallte von dem Panzer zurück, und sofort hatte der Bei den kleinen, schmächtigen Franzosen mit der Linken erfaßt und holte mit der Rechten zum tödtlichen Stoß aus. Er kam nicht dazu; Emmery hatte ihn von hinten gepackt. Jetzt eilte Alles herbei. Die beiden Räuber sahen, wie die Sache stand, und wandten sich zur Pforte zurück; sie erreichten sie nicht; meine beiden Kugeln streckten sie nieder.

Emmery hielt den Bei mit eisernen Armen gepackt.

„Kennst Du mich, Räuber? Ich bin der Behluwan-Bei. Fahre Deinen Opfern nach!"

Ein fürchterlicher Faustschlag traf den Bei vor die Stirn und betäubte ihn; dann faßte ihn der „Englishman", trug ihn zur Mauer empor und schleuderte den Mörder hinab in die Spalte, wo die Gebeine der Gemordeten lagen. Die Gum war bis auf den letzten Mann vernichtet. — —

— — — Vierzehn Tage später hatten wir die Serir durchschritten, und ein wunderbar liebliches Bild breitete sich vor uns aus. Viele tausend Palmen wiegten ihre dunklen Blätterkronen auf den schlanken Stämmen, die vom Sonnenlichte golden überrieselt wurden. Die Füße dieser Stämme standen in einem Garten von blaßrothen Pfirsichblüthen, weißen Mandelblumen und hellgrünem, frischem Feigenlaub, in welchem der Bülbül (Nachtigall) seine entzückende Stimme erschallen ließ. Es war die Oase Safileh, wohin wir die Kaffilah glücklich brachten.

Mit ihr trennte sich nach einem mehrtägigen Aufenthalte auch der Tebu von uns.

„Allah sei mit Dir, Sihdi", meinte er beim Abschiede. „Du hast die Männer der Kaffilah reich gemacht durch die Beute von El Kasr, selbst aber hast Du nichts genommen. Ich habe keine Söhne mehr, aber ich habe einen Segen. Nimm ihn mit Dir in das Land der Franken, deren Gott auch der unsere ist: Baid el bela alik, alles Uebel sei fern von Dir!" — —

— — Und wieder mehrere Wochen später hielten wir unsern Einzug in Algier, wo wir von der glücklichen Familie Latréaumont mit unendlicher Freude empfangen wurden. Hassan war uns bis hierher gefolgt, und der Staffelsteiner wollte mich nie mehr verlassen. Er ging mit mir und Emmery, der mir zu Liebe seinen ursprünglichen Reiseplan änderte, nach Deutschland, um den „laufigen" Trank seiner Heimath zu kosten. Für Latréaumont und die Seinen war der Abschied von uns recht schmerzlich, und auch dem tapfern Kubaschi en Nurab zuckte es gewaltig um den Bart.

„Sihdi, Du gehst, und wir sehen uns nicht wieder, aber Du wirst auch in Germanistan mit Freude und Stolz denken an Hassan-Ben-Abulfeda-Ibn-Haukal al Wardi-Jussuf-Ibn-Abul Foslan-Ben-Ishak al Duli und ihn stets nennen Hassan el Kebihr und Djezzar-Bei, den Menschenwürger, der Dir mit dem Beluhwan-Bei geholfen hat, den Assad-Bei und den Hedjahn-Bei zu tödten."

„Und auch ich werd' Dich nit vergessen, Hassan," versprach der Staffelsteiner, „sondern in Germanistan erzählen von Ma-el-Zat-Bei, dem Spirituswürger!"

„Deine Zunge ist voll Gift, und Niemand wird Dir glauben; denn die Leute in Germanistan werden sagen: „„Da kommt Jussuf Koh-er-barb-Ben-Koh-er-barb-Ibn-Koh-er-barb-Abu-Koh-er-barb el Kah-el-brunn, der Verleumder, der Ungläubige, der Schakal, der Schweinefleisch ißt!"" Ich verbiete Dir, von mir zu sprechen jetzt und in alle Ewigkeit. Wir aber, Sihdi, werden von einander erzählen, und mein Name wird erklingen in allen Oasen und unter allen Zelten von Germanistan. Sallam aaleïkum, Friede und Heil sei mit Dir!" — — —

Taxis. Wir finden einen prächtigen Park, eine malerische Burgruine. Der Zutritt ist Jedermann gestattet. Wir blicken flüchtig in den 24 Klafter tiefen Schloßbrunnen, treten in einen verfallenen mächtigen Thurm und nehmen wohl eine von den drei da liegenden schwedischen Kanonenkugeln in die Hand — sie wiegen etwa 10 Pfund — betrachten die wenigen romanischen Ueberbleibsel des Hauptbaues — und nun kommt das Schönste.

Eine überaus liebliche Aussicht überrascht und fesselt uns. Stromaufwärts präsentirt sich Regensburg mit dem Dom — und sehr schön ist dieses Landschaftsbild — aber am längsten und liebsten haftet doch der Blick auf dem Panorama nach Osten. Auf dem nächsten Berge da drüben schimmert aus Waldgrün der weiße dorische Tempel der Walhalla und am Fuße des Berges leuchtet die gelb getünchte Salvatorkirche. Weiter unten steht in blauem Duft der korpulente Scheichenberg und vor ihm zieht die Donau glitzernd thalwärts. Auf deren rechtem Ufer aber breitet sich unabsehbar die niederbayerische Ebene aus mit einem Gewimmel von schmucken Dörfern. Bis zur Stadt Straubing dringt an klaren Tagen der Blick und die bläulichen Wellenlinien des bayrischen Waldgebirges schließen zuletzt das Gesammtbild ab. (Sieh den trefflichen Holzschnitt auf Seite 44).

Hier ist auch die Heimath des „Bayerweines." Jetzt freilich liegt der Weinbau sehr im Argen, weil er nur als Nebensache schlecht genug betrieben wird. Heute qualificirt sich der „Bayerwein" als ächter Rachenputzer. Vor Alters aber verstand man sich ungleich besser auf die Wein-Cultur und das Haupteinkommen der Staufer Pfarrei erfloß aus dem Erlös des Bayerweines. Doch schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren in jener Pfarrei über 110 Weinberge, von denen der Pfarrer den Zehent bezogen hatte, zu Gehölz und Stauden verwachsen. Gleichwohl betrug im Jahre 1710 der Weinzehent des Pfarrers noch hundert Eimer à 1 Gulden 15 Kreuzer.

Unstreitig ist die Aussicht auf der Staufer Burgruine herrlicher als von dem Berge der Walhalla aus. Dieser Ruhmestempel ist aber ein so schönes Bauwerk, wie deren selbst die alten Griechen nicht viele gebaut haben mögen. Schon bloß als Kunstwerk bilden die vielen Büsten berühmter Männer und Frauen einen wahren Schatz und die sechs Siegesgenien Rauch's allein gebieten schweigende, tief weihevolle Bewunderung.

Es ist schon oft von norddeutschen Federn die wohlfeile Kritik geübt worden: der antike griechische Baustyl passe nicht für das Klima auf den kalten Donauhöhen; selbst der Name „Walhalla" widerstreite der griechischen Bauweise. Mag's so sein! Aber wir Bayern freuen uns doch, daß wir eine solche Walhalla an unserer schönen Donau haben — um so mehr, als Preußen sammt den übrigen Theilen des neuen deutschen Reiches noch keine Besorgniß erweckt, daß es — mittels etwaiger Erübrigungen im Heerwesen — durch Errichtung eines anderen stylgerechteren deutschen Ruhmestempels an der Spree der Donau-Walhalla Ludwig's I. von Bayern bald Concurrenz machen würde.

Der Girl-Robber.

Nachdruck verboten.

Ein singhalesisches Abenteuer von **Karl May.**

1. Eine Menschenjagd.

Ich war mit einem Steamer der Peninsular- and Oriental-Company von Suez nach Ceylon gekommen und in Point de Galle gelandet. Mein Aufenthalt hier sollte ein nur kurzer sein, denn das Ziel meiner Reise war Bombay, von wo aus ich dann Vorderindien kennen lernen wollte. Verschiedene Umstände jedoch bewirkten, daß ich länger blieb, was ich sehr wohl thun konnte, da ich vollständig Herr meiner Zeit und Bestimmung war.

Wer — ausgedorrt durch die glühende Hitze des arabischen Meeres — ein Land von der Beschaffenheit der Insel Ceylon betritt, fühlt sich von körperlichen und geistigen Rücksichten so gefesselt, daß es ihm schwer wird, es in Kürze wieder zu verlassen. Die großartige Natur der Insel fordert unbedingt den Wissensdurst heraus, und ihre ethnographischen Verhältnisse sind so interessant, daß man sich unwillkürlich zu längeren Studien veranlaßt fühlt.

Jetzt stand ich auf dem Leuchtthurme von Point de Galle, versunken in dem Genusse des herrlichen Panorama's, welches sich unten zu meinen Füßen ausbreitete.

In dem Hafen lag eine Menge Fahrzeuge vor Anker; ein- und auslaufende Schiffe belebten die Scene; es waren unter ihnen alle Gattungen und Größen vom prachtvollsten, gigantischen europäischen Dampfer bis herunter zur erbärmlichen chinesischen Dschonke und zu dem eigenthümlich gebauten singhalesischen Landungsboote vertreten. Schwedische und dänische Thranschiffe, vom Walfischfange aus dem südlichen Polarmeere kommend, schwere holländische Dreimaster mit hoher, altmodischer Gallione, englische Marinefahrzeuge und Kauffahrer, leichte französische Vaisseaux und schlanke Amerikaner, scharf auf den Kiel gebaut und mit einer Takellage versehen, die eine Gewandtheit in der Manövrirkunst erfordert, welche dem kühnen und dabei kaltblütigen Yankee eigenthümlich ist, kamen und gingen oder ritten, sich leicht von Bord zu Bord neigend, auf ihren aus unzerbrechlichem englischen Stahl gefertigten Ankerketten. Daran schloß sich ein reichbelebtes Ufer, dessen Scenerie allerdings geeignet war, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen

Kleine Felseninseln, von Kokospalmen und Pandanen bestanden, ragten aus den schimmernden, in ewiger Bewegung wallenden Fluthen empor. Zwischen ihnen zogen sich zahlreiche Korallengärten hin, von schmalen Wasserarmen getrennt, in deren durchsichtigen Wellen rothe und blaue Fische schwammen; gefräßige Haie zerrten nahe am Ufer an dem Kadaver eines todten Hundes; aufgebrochene Muscheln glänzten im nassen Sande, und vielgliederige Krabben krochen die Steilung der Felsen hinan.

Die Häuser und Hütten der Stadt hatten sich schalkhaft unter den Kronen der Palmen und Fruchtbäume versteckt, und wo die reinlichen Straßen offen vor dem Blicke lagen, da war eine reiche Menge von Lebenserscheinungen zu erkennen: weidende Zebuochsen, am Kanalbaue beschäftigte Elephanten, deren Klugheit und Stärke zwanzig menschliche Arme ersetzte, schwarze Schildwachen, promenirende Ladies, durchsichtig weiße Kinder englischer Eltern mit kleinen, beweglichen französischen Bonnen oder hageren Londoner Governesse und braunen, eingeborenen Ammen, tabakrauchende singhalesische Mädchen und Knaben, behäbig und stolz einherschreitende Muselmänner, schachernde Juden, mit allen denkbaren und scheinbar werthlosen Kleinigkeiten behangen, bezopfte Malaylas, Betel kauende Ratschputen, Buddhapriester in ihrem langen, schwefelgelben Gewande mit nackt abgeschorenem Kopf und Bart, englische Midshipmen in rother Jacke, laut mit dem schweren Säbel rasselnd, malerisch schöne Hindumädchen: Nase, Stirn, Ohren, Arme und Beine mit Korallen oder Gold und Edelsteinen behangen.

Ueber dem Allen lag der bezaubernde Duft des Südens ausgegossen. Die Sonne schickte sich an, in die Wogen des Meeres zu steigen, und warf ihre Reflexe vom tiefsten, gesättigten Purpur bis zum leuchtendsten Flammengold über die rastlos sich neu gestaltende Fläche der wogenden See. Es war ein Anblick, in den man sich stundenlang versenken konnte, ohne seiner müde zu werden.

Neben mir lehnte Sir John Raffley. Er bemerkte von Alledem, was ich sah, nicht das Geringste. Die herrlichen Tinten, in denen der Himmel flimmerte und glühte, das strahlendurchblitzte Krystall der See, der erquickende Balsam der sich abkühlenden Lüfte und die bunte, interessante Bewegung auf dem vor uns liegenden Fleckchen der schönen Gotteswelt, sie gingen ihm verloren, sie waren ihm im höchsten Grade gleichgültig, sie durften es nicht wagen, seine Sinne auch nur einen Augenblick lang in Anspruch zu nehmen. Und warum? Wunderbare und ganz überflüssige Frage! Was war denn eigentlich dieses Ceylon in

seinen Augen? Ein Eiland, eine Insel mit einigen Menschen, einigen Thieren und einigen Pflanzen darauf und rund herum von Wasser umgeben, welches nicht einmal zum Waschen oder zur Bereitung einer Tasse Thee's geeignet ist. Was ist das weiter! Etwas Sehenswerthes oder gar Wunderbares gewiß nicht! Was ist Point de Galle gegen Hull, Plymouth, Portsmouth, Southampton oder gar London; was ist der Gouverneur zu Colombo gegen die Königin Victoria von Altengland, Irland und Schottland; was ist Ceylon gegen Großbritannien mit seinen Colonien; was ist überhaupt die ganze Welt gegen Raffley-Castle, wo Sir John geboren worden ist?!

Der gute, ehrenwerthe Sir John war ein Engländer im Superlativ. Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, hatte er noch nie daran gedacht, sich zu verehelichen, und war einer jener zugeknöpften, schweigsamen Englishmen, welche alle Winkel der Erde durchstöbern, selbst die entferntesten Länder unsicher machen, die größten Gefahren und gewagtesten Abenteuer mit unendlichem Gleichmuthe bestehen und endlich müde und übersättigt die Heimath wieder aufsuchen, um als Mitglied irgend eines berühmten Reiseclubs einsilbige Bemerkungen über die gehabten Erlebnisse machen zu dürfen. Er hatte den Spleen in der Weise, daß seine lange, knochige Gestalt nur in seltenen Augenblicken einen kleinen Anflug von Genießbarkeit zeigte, besaß aber doch ein gutes Herz, welches immer bereit war, die großen und kleinen Seltsamkeiten, in denen er sich zu gefallen pflegte, wieder auszugleichen. Eine innere Erregung schien bei ihm gar nicht denkbar, und er zeigte nur dann eine lebhaftere Beweglichkeit, wann er auf eine Gelegenheit stieß, eine Wette einzugehen. Die Wettsucht nämlich war seine einzige Leidenschaft, wenn bei ihm von Leidenschaft überhaupt die Rede sein konnte, und es wäre wirklich gradezu ein Wunder gewesen, hätte er eine solche Gelegenheit versäumt.

Nachdem er aller Herren Länder kennen gelernt hatte, war er zuletzt nach Indien gekommen, dessen General-Gouverneur ein Verwandter von ihm war, hatte es in den verschiedensten Richtungen durchstreift, war auch schon einige Male auf Ceylon gewesen und im Auftrage des Gouverneur jetzt wieder hergekommen, um sich wichtiger Botschaften an den Statthalter zu entledigen. Ich hatte ihn im Hôtel Madras kennen gelernt und mich ihm angeschlossen, weil seine Erfahrungen und Connexionen mir von großem Nutzen sein konnten. Die Vertretung Deutschland's war damals keine so kräftige und imponirende wie jetzt, besonders in jenen fernen Ländern, und der Anschluß an einen Engländer, dessen Regierung die ihr Angehörigen allerorts nachdrücklich zu schützen wußte, also nur vortheilhaft zu nennen. Wir hatten uns nach und nach auch geistig zusammengefunden, und obgleich er mich niemals auch nur zur kleinsten Wette vermocht hatte, war ich ihm doch so lieb und befreundet geworden, daß er trotz seiner sonstigen Unnahbarkeit eine wahrhaft brüderliche Zuneigung für mich an den Tag legte.

Also jetzt lehnte er, völlig unberührt von den uns umgebenden Naturreizen, in denen ich so zu sagen schwelgte, neben mir und beschielte den goldenen Klemmer, welcher ihm vorn auf der äußersten Nasenspitze saß, mit einer Beharrlichkeit, als wolle er an dem Sehinstrumente irgend eine wichtige welterschütternde Entdeckung machen. Neben ihm lehnte sein Regen- und Sonnenschirm, welcher so kunstvoll zusammengesetzt war, daß er ihn als Stock, Degen, Sessel, Tabakspfeife und Fernrohr benutzen konnte. Dieses Unicum war ihm von dem Traveller-Club, London, Near-Street 47, als Souvenir verehrt worden; er trennte sich niemals, weder bei Tage noch bei Nacht, von demselben und hätte es um alle Schätze der Welt nicht von sich gegeben. Diese Chair-and-umbrella-pipe, wie er es nannte, war ihm beinahe so lieb wie seine prachtvoll eingerichtete und pfeilschnelle kleine Dampfjacht, welche unten im Hafen vor Anker lag, und die er sich für seinen persönlichen Gebrauch auf den Werften von Greenock am Clyde, den in aller Welt berühmten Schiffsbauwerkstätten, hatte bauen lassen, weil er stets auf eigenen Füßen stehen und von dem Befehle eines Kapitäns nicht abhängig sein wollte.

Während mein Auge nach unten schweifte, fiel mir ein Zug eingeborener Soldaten auf, welcher sich einem weit in die See hinausragenden Felsen näherte. Voran schritt, von zwei Bewaffneten sorgfältig bewacht, ein an den Händen gefesselter Mann, welcher seiner Kleidung nach ein Singhalese sein mußte. Jedenfalls lag hier eine Execution vor, und da ich das lebhafte Interesse, welches mein Gefährte für dergleichen Vorkommnisse hegte, gar wohl kannte, so machte ich den Versuch, ihn aus seiner welterschütternden Betrachtung aufzustören.

„Sir John Raffley!"

Er antwortete nicht.

„Sir John Raffley!" rief ich mit erhöhter Stimme.

„Yes!" antwortete er jetzt, natürlich ohne von dem goldenen Gestelle seiner Brille aufzublicken.

„Wollt Ihr nicht einmal dort hinüberschauen, Sir?"

„Warum?"

„Ich glaube, es wird Einer in das Wasser geworfen!"

„Einer? Was für Einer? Ein Hund? Ein Pferd? Ein Mensch?"

„Ein Mensch, Sir Raffley!"

„Well. So laßt ihn ruhig ersaufen, Charley!"

Er studirte mit unverändertem Eifer an seinem Klemmer weiter. Der Zug war auf der Höhe des Felsens angekommen und machte dort Halt. Die Soldaten schlossen einen Kreis um den Gefesselten.

„Ich möchte doch wissen, was der arme Teufel verbrochen hat," bemerkte ich, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Hat er Euch etwas gethan?"

„Nein."

„Good God, so laßt ihn also doch ersaufen, Charley!"

„Aber es sind ihm die beiden Arme zusammengeschnürt!"

Jetzt hatte ich das Richtige getroffen, um seine Theilnahme zu erregen. Jeder, auch der kleinste unnöthige Eingriff in die persönliche Freiheit eines Menschen war ihm verhaßt.

„Gefesselt ist er? Zounds, das ist grausam, das ist feig, das ist gemein, das ist elend! Das würde man in Altengland nicht thun!"

„Ihr habt sehr Recht. Der Brite ist in jeder Beziehung nobel. Wenn er Einen hängt, so läßt er ihn wenigstens mit freien Gliedern sterben. Die Barbarei freilich kennt solche menschlichen Rücksichten nicht. Seht nur, welche Menge von Wächtern den armen Kerl begleitet!"

„Wo ist es, Charley?"

„Da drüben auf der Felsenzunge."

Er warf jetzt wirklich einen Blick hinüber nach dem Orte, den ihm meine ausgestreckte Hand bezeichnete. Ich erwartete immer noch eine seiner gleichgültigen Bemerkungen, hatte mich aber dieses Mal getäuscht, denn seine Rechte fuhr empor, um den Klemmer näher an das Auge zu bringen und durch diese Manipulation dem Gesichte die nöthige Schärfe zu geben.

„Heigh- ho, ist's möglich!"

„Was?"

„Daß es Kaladi ist!"

„Kaladi? Wer ist das, Sir Raffley?"

„Das sollt Ihr später erfahren. Ich muß mich überzeugen!"

Er ergriff seinen Schirm, spannte dessen weißgraues Dach auf, drehte an einigen Schrauben des hohlen Doppelstockes und suchte durch das jetzt entstandene Fernrohr den Punkt, auf welchem die Execution vor sich gehen sollte.

„Wollen wir wetten, Charley?" frug er nach einer Pause, während welcher seine Mienen eine immer größer werdende Spannung angenommen hatten.

„Worüber?"

„Daß sich dieser Mann nicht ertränken läßt?"

„Ah!"

„Nicht wahr, das klingt unmöglich? Und doch setze ich hundert Sovereigns!"

„Gegen wen?"

„Gegen Euch, natürlich!"

„Ihr wißt, Sir, daß ich nicht wette."

„Well, das ist wahr. Ihr seid ein prächtiger Kerl, Charley, aber bis zum vollkommenen Gentleman habt Ihr es noch nicht gebracht, sonst würdet Ihr Euch nicht beständig weigern, einmal einen guten Einsatz anzunehmen. Dennoch aber werde ich Euch beweisen, daß ich die Wette gewinnen würde!"

Er steckte zwei Finger in den Mund und ließ einen scharfen, durchdringenden Pfiff erschallen, welcher weithin zu vernehmen war. Auch der Verurtheilte hörte ihn. Kannte er dieses Signal des Engländers? Mit einer raschen Bewegung hob er den tief gesenkten Kopf und blickte zum Leuchtthurme empor. Raffley stieß einen zweiten Pfiff aus und schwenkte den Schirm durch die Luft.

Die Wirkung war eine augenblickliche und überraschende. Der zu dem Tode des Ertrinkens Verurtheilte schnellte sich ganz unerwartet durch den Kreis der ihn umstehenden Soldaten bis an den Rand der Klippe und stürzte sich kopfüber in die Fluthen des Meeres hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herbstschmetterling.

Im Licht des Kirchleins seh' ich schweben
Bunt eines Schmetterlinges Flug;
Er strebt hinaus: zum warmen Leben,
Hinaus zum Walde geht sein Zug.

Er strebt hinaus: nur wenig Tage,
Und scharfer Wind nimmt Blatt um Blatt.
O armer Schmetterling im Hage,
Du sinkst zur Erde todesmatt!

Hier raste doch an heil'ger Schwelle,
Buntschmetterling, o Seele du!
Die Welt ist Herbst, der Tod ist schnelle,
Und sicher nur des Kirchleins Ruh'!

Wilhelm Molinari.

Allerlei.

Die Blutwärme-Probe.

(Zu dem Bild auf Seite 37.)

Jeder hat wohl schon auf Jahrmärkten das gläserne Instrument gesehen, dessen Kugeln theilweise mit roth gefärbtem Weingeist gefüllt sind und die man mit der Hand faßt. Je wärmer die Hand, desto lebhafter das Sprudeln der Flüssigkeit. In den Augen Unwissender hat der Vorgang etwas Geheimnißvolles. Kein Wunder, daß der tapfere alte Invalid, als beim Nachtisch eines Festschmauses in einem Dorfwirthshause ein Vagabund mit dem ominösen Instrument auftritt, sich mit einer possirlichen scheuen Zaghaftigkeit zur Blutwärme-Probe herbei läßt. Eine überaus gelungene lebenswahre Gestalt ist auch der hemdärmelige Herr Wirth, welcher seine elephantenfüßigen Arme so selbstbewußt auf den Tisch stemmt.

Eine Dampferfahrt auf dem Magdalenenstrom.

(Sieh das Bild auf Seite 41.)

Im Jahre 1875 unternahm E. André, ein Botaniker von Fach, im Auftrag des französischen Unterrichtsministers eine wissenschaftliche Reise nach dem nordwestlichen Südamerika. Aus seiner Reisebeschreibung heben wir folgende kleine Episode aus.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert ist die Schifffahrt auf dem Magdalenenstrome eröffnet; vorher war sie Monopol. Es bildeten sich dann drei Gesellschaften, eine englische, eine deutsche und eine amerikanische. Ihre Dampfer sind schlecht, noch schlechter ist die Bemannung, und die Verpflegung abscheulich; aber die Gesellschaften stehen sich dabei vortrefflich. Jede Hin- und Rückfahrt eines Schiffes, welche einen Monat in Anspruch nimmt, bringt ihnen etwa 24,000 Francs ein. Der Capitän des „Simon Bolivar", auf welchem André die Fahrt nach Honda unternahm, war ein von starkem Spirituosengenuß heruntergebrachter Yankee, sein Boot dagegen ganz neu und zum ersten Male in Dienst gestellt.

Sonderbar sieht solch ein Dampfer auf dem Magdalenenstrome aus: es ist ein riesiges schwimmendes Gebäude von drei Stockwerken; das unterste ist nach allen Seiten offen, die oberen sind mit Galerien versehen, bunt mit Weiß, Roth oder Blau angestrichen und ganz verschieden von dem, was man sonst als Dampfboot bezeichnet. Unter der Wasserlinie befindet sich so gut wie nichts, dagegen Alles auf Deck. Der Boden des Schiffes ist so platt wie der eines Fährbootes und hat höchstens ein bis anderthalb Meter Tiefgang, um leichter über die Sandbänke im Strome hinwegzukommen. Am Hintertheile ist das einzige, riesige Rad angebracht. Alles besteht aus weißem, sehr leichtem, rissigem Holze, ist sehr schlecht gefugt und in aller Eile möglichst billig in Cincinnati am Ohio zusammengepfuscht, aber nach Ansicht der Yankees immer noch gut genug für ihre südlichen „Brüder". Die mit Holz geheizten Maschinen mit ihren großen Feuerräumen und übermäßigen Kurbelstangen befinden sich auf Deck im untersten Stocke, welcher außerdem Kaufmannsgüter im buntesten Durcheinander beherbergt, ohne daß sie ein Geländer vor der Gefahr, ins Wasser zu fallen, schützt. Zum Glücke weiß man auf dem Magdalenenstrome von Stürmen und Windstößen nichts.

Eine Hühnerstiege führt von dort in das erste Stockwerk hinauf, wo die Passagiere erster Klasse hausen. Eine Galerie läuft rings um dasselbe; in der Mitte liegt ein halbes Dutzend den neugierigen Blicken Aller ausgesetzter, entsetzlich heißer Cabinen für die Damen, vorn ein dreieckiger, nach vorn geöffneter Saal, wo die Passagiere ihre Hängematten anbringen und sich des frischen Luftzuges erfreuen können, und hinten ein gleichfalls nach den Seiten hin offener Speisesaal. Jeder bereitet sich sein Lager selbst und sucht sich gegen die Stiche der Moskitos, so gut es geht, durch Mousselinvorhänge zu schützen, freilich oft genug, ohne den gesuchten Schlaf finden zu können. Mit Tagesanbruch ist Alles sofort auf den Beinen; die Säumigen werden durch den Stewart aufgerüttelt, und während die schwarzhäutigen Kellner die Tische aufstellen, taucht Einer nach dem Anderen den Kopf in eine Schüssel mit dem gelben Wasser des Magdalena, läßt sich, da die gelieferten „Handtücher" den schmierigsten Lappen gleichen, von der Sonne trocknen und nimmt dann einen Anisschnaps zu sich. Um 10 Uhr folgt ein abscheuliches Frühstück mit harten Beefsteaks, entsetzlichen Ragouts, der unvermeidlichen Sauce von spanischem Pfeffer, gute Bananen in verschiedener Zubereitung u. s. w., wozu man sich für einen Piaster eine Flasche sauren Weins kaufen kann. Die Unreinlichkeit der halbnackten, naschhaften, diebischen Neger, welche bei Tische aufwarten, übersteigt jede Vorstellung. Das Mittagsmahl ist die genaue Wiederholung des Frühstücks: nur um nicht Hungers zu sterben, genießt man davon.

Unten auf dem ersten Deck kochen zwischen Tauen, Kisten und Feuerungsmaterial die Matrosen ihr Essen; auf einen mit Erde gefüllten großen Kasten werden drei runde Steine gelegt und darauf der Topf gestellt, welcher in wildem Durcheinander Tasajo (in Streifen geschnittenes, an der Sonne gedörrtes und nach der Elle verkauftes Rindfleisch), grüne Bananen, Mais, Yuccas und halb abgeschälte Knochen enthält.

Steigt man von der ersten Kajüte noch weiter hinauf, so gelangt man auf eine Dachpappe-Plattform, welche die Cabine des Kapitäns und des Lotsen und den Ausguck trägt. Von dort oben gesehen, ist die Landschaft von überwältigender Großartigkeit. Stundenlang kann man gegen Abend dort sitzen, von dem leisen Luftzuge erfrischt, und das stille Gewässer und die Urwälder betrachten, von deren Aesten sich die grünen Gehänge der Schlingpflanzen zum Spiegel des Flusses hinabsenken, auf welchem unbeweglich riesige Kaimans treiben und auf Abfall aus der Küche oder auf einen über Bord fallenden Menschen lauern. Je stiller es auf dem Schiffe wird, um so lauter wird es am Lande: chicharras (Cikaden) lassen ihr klapperndes Geschrei ertönen und Heulaffen schreien in der Ferne. Plötzlich schwindet die Sonne, der Anker wird ausgeworfen und Jeder sucht sein Lager auf. Beim ersten Morgengrauen geht es weiter.

Nach zehntägiger Fahrt näherte sich der Dampfer der Enge von Naré, wo der mächtige Fluß in ein schmales Bett eingeschlossen ist und eine reißende Stromschnelle bildet, die oft von den Schiffen nicht passirt werden kann. Eine große Aufregung bemächtigte sich nun der Passagiere des „Simon Bolivar". Der Dampf zischt — die Maschine stockt — das Schiff weicht zurück — es kann die Strömung nicht bewältigen. Der Obermaschinist fragt den Kapitän, ob er Rückdampf geben und der Anker fallen solle. „Niemals!" schreit der von Schnaps duftende Yankee; „feuert! Dampf an!"

„Kapitän, dann springen die Kessel!"

„Meinetwegen! Bin schon zweimal gebrüht worden! — Stoppt die Ventile!"

Es geschieht — mancher Passagier erbleicht. Der Dampfer erzittert, dann setzt er an, wie ein Tiger sprungbereit, die Maschine stöhnt, aber sie arbeitet. „Hurra, Columbia!" Das nordamerikanische Sternenbanner flattert und die Flagge Columbia's weht — die Stromschnelle wird glücklich überwunden.

Redactionsschluß am 22. September 1879.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.

Er hatte nämlich den zusammengefalteten Brief des russischen Revolutions-Comité noch an seinem Platze entdeckt, doch das Portemonnaie war verschwunden.

Ob es der Tasche entschleudert worden war, als der kleine Rentier genöthigt worden, sich in vielfachen Wirbeln zu drehen, oder ob eine kühne, spitzbübische Hand es im Ballsaale an sich gebracht hatte, das ist niemals ergründet worden. Genug, Herr Schulze erlangte jetzt sehr zur Unzeit die Gewißheit, daß er momentan auch nicht einmal im Besitze eines Pfenniges sei.

Zudem hörte er nun auch das Rollen des Wagens nicht mehr.

„Das kommt immer besser!" flüsterte er kläglich und lehnte sich verzagend und ermüdet an den Seitenpfosten einer Ladenthür, die er weiter nicht beachtete, da sie, wie alle anderen der Gasse es waren, verschlossen und wohlverwahrt schien.

Plötzlich zuckte er ängstlich horchend zusammen.

Es war ihm, als ob etwas hinter der Ladenthür raschele, aber das beunruhigte ihn nicht so sehr, als der gleichmäßige Schall von militärisch geschulten Tritten, welcher von der nächsten, nur etwa zwanzig Schritte entfernten Straße aus an sein Ohr schlug.

„Eine Patrouille!" stieß er halblaut hervor und spähte scheu umher, ob nicht irgendwo am Hause ein Mauervorsprung vorhanden sei, hinter den er sich verbergen könne.

Er entdeckte keinen solchen, doch in dem nächsten Momente trat ein Ereigniß ein, das unseren zitternden Helden auf die seltsamste Art außerhalb des Bereiches aller Patrouillen der Welt brachte.

Die Ladenthür, an deren Seitenpfosten Schulze ängstlich gedrückt stand, mußte nur angelehnt gewesen sein, denn sie ward jetzt lautlos geöffnet.

Unmittelbar darauf entschlüpften zwei Männer dem Laden und packten den corpulenten Rentier.

Bevor dieser noch einen Hülferuf hatte hervorpressen können, fühlte er sich in den finsteren Raum geschleudert und hörte die Thür hinter sich zuklappen.

„Schließe ab und nimm den Schlüssel mit!" raunte einer der Männer hastig dem andern zu. „Wir haben keine Zeit, die Eisenstangen vorzuschieben — ich höre wirklich eine Patrouille nahen — wie gut war es, daß der dicke Maskirte, den wir nun unschädlich gemacht haben, uns arglos einen Wink davon gab!"

Indeß der Eine dies zischelte, that sein Gefährte, was ihm geheißen worden war.

Die Männer enteilten dann durch die Gasse, bevor noch die Patrouille in der anstoßenden Straße die Ecke erreichte.

Die Beiden, welche sich so schleunig und lautlos entfernten, waren Gauner. Mittelst einiger Nachschlüssel waren sie in den Laden eingedrungen und hatten dort die Kasse geraubt.

Während sie jetzt das Weite suchten, bemerkte der Eine lachend: „Wir hätten nichts Besseres thun können, als den dicken Türken, der keine Miene machte, sich von der Thür entfernen zu wollen, in den Gewürzkrämerladen einzuschließen!"

„Ja, es war ein guter Einfall!" versetzte der Andere. „Hätten wir ihn nicht überrumpelt und rasch beseitigt, so würde er sicher unseren Rückzug vereitelt, die Patrouille herbeigerufen haben. Ich glaube, daß er sich nur in solcher Absicht neben der Ladenthür aufgestellt hatte."

„Möglich! Vielleicht lehnte er sich auch nur in der Trunkenheit dort an und fürchtete selbst, arretirt zu werden, denn er hatte jedenfalls Angst, als er halblaut „Eine Patrouille!" rief, während wir im Begriff standen, uns auf ihn zu stürzen und uns so den Weg frei zu machen."

„Gleichviel! Ist er betrunken, so wird er seinen Rausch besser im Krämerladen ausschlafen, als er das auf der Straße hätte thun können."

„Das ist gewiß!"

„Und findet man ihn morgen, so wird man ihn für den Einbrecher halten —"

„Der sich etwa unvorsichtiger Weise durch Liqueurs berauschte, die er im Krämerladen vorgefunden —"

„Und dann sich nicht mehr in dem Zustande befand, seinen Raub in Sicherheit bringen zu können. Sehr gut!"

„Man wird die Polizei holen —"

„Und diese steckt ihn ein —"

„Das ist jedenfalls besser, als wenn es uns geschieht!"

„Dieser Meinung bin ich auch!"

Die beiden Gauner lachten.

Sie fuhren fort, sich aus dem Staube zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Girl-Robber.

Nachdruck verboten.

Ein singhalesisches Abenteuer von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Seht Ihr es, Charley," sagte John Raffley, „daß ich gewinnen würde?"

„Ich sehe es noch nicht; der Mann hat sich ja selbst ertränkt!"

„Sich ertränkt? Seid Ihr bei Sinnen?"

„Nun, was anders?"

„Was anders? Well, Ihr werdet es gleich sehen! Behold, da taucht er aus den Wogen auf. Nun, Charley, was sagt Ihr jetzt?"

„Bei Gott, er lebt! Der Kerl schwimmt ja trotz seiner gefesselten Hände wie ein Fisch!"

„Wie ein Fisch? Pshaw, das ist noch zu wenig; wie ein Hummer wollt Ihr sagen! Es ist Kaladi, mein früherer Diener, der beste Taucher und Schwimmer im ganzen Bereiche dieser tristen und langweiligen Insel, was aber der brave Mudellier, der ihn verurtheilt hat, nicht zu wissen scheint."

„Der Mann war Euer Diener? Drum kennt er Euern Pfiff!"

„So ist es. Er muß übrigens etwas verteufelt Schlimmes begangen haben, denn diese Distriktsverwalter lassen jeden Eingeborenen durchschlüpfen, wenn es nur irgend möglich ist; sie sind ja selbst ausschließlich Singhalesen. Seht, die gebundenen Arme geniren ihn nicht im Geringsten, weil er auf dem Rücken schwimmt. Er kommt grad auf den Leuchtthurm zu!"

Der sonst so wortkarge Mann war mit einem Male ganz außerordentlich lebendig geworden. Er verfolgte jede Bewegung des Schwimmenden mit ungewöhnlicher Spannung, focht mit den Händen hin und her, als könne er ihm dadurch behilflich sein, und machte mir dabei die nothwendig scheinenden Erklärungen.

„Wie er stößt, wie schnell er vorwärts kommt! Er wird von dem Volke verfolgt, deuce take it, der T.... hole es! Aber ehe die Soldaten den Umweg von der Klippe nach dem Leuchtthurme gemacht haben, ist er längst hier angekommen. Ich kenne ihn. Wir sind im vorigen Frühjahre mit einander über den Kalina-Ganga, über den Kalu-Ganga und sogar über den reißenden, hoch angeschwollenen Mehavella-Ganga geschwommen."

„Was war er denn, bevor er in Euere Dienste trat?"

„Er war der geschickteste Perlfischer auf den Bänken von Negombo und ist nur mir zu Liebe mit in das Innere des Landes gegangen. Ich erkannte ihn gleich und werde ihn retten."

„Auf welche Weise? Wenn er wirklich ein schweres Verbrechen begangen hat, wird das unmöglich sein."

„Unmöglich? Ihr kennt dieses verrückte Land und dieses noch viel verrücktere Volk noch nicht, Charley. Ich bin Sir John Raffley aus Raffley-Castle in Altengland und will den Mudellier sehen, der es wagt, mit mir zu rechten! Da, jetzt hat er das Ufer erreicht. Es ist ein Glück, daß kein Haifisch mehr in der Nähe war, sonst hätte er wegen dem gefesselten

Arme einen schweren Stand gehabt. Kommt, Charley, wir gehen ihm entgegen! Er hat mich erkannt und kommt herbeigelaufen."

Es war so. Kaladi war an das Land gestiegen und kam zu der Plattform, auf welcher sich die schlanke Säule des eisernen Thurmes erhob, eiligen Laufes heraufgesprungen. Wir stiegen schnell die Treppe hinab und stießen unten an der Thür mit ihm zusammen.

„Wischnu segne Euch, Sihdi," grüßte er athemlos. „Ich war dem Tode nahe. Sie wollten mir noch die Beine fesseln und die Augen verbinden. Ihr aber seid ein Radscha, ein Herr, ein Maharadscha, ein großer und gewaltiger Herr, und werdet Kaladi, Eueren treuen Diener retten!"

„Well, das werde ich thun," antwortete Raffley, indem er sein Messer hervorzog und die Baststricke, mit denen der Singhalese gebunden war, durchschnitt. „Was hast Du verbrochen?"

„O nichts, nichts, Sihdi, fast gar nichts. Mein Kris war scharf und spitz, sehr scharf und spitz, und ist Einem ein wenig zu tief in das Herz gefahren."

„Murder! Alle Wetter, Mensch, das ist schon etwas mehr als nichts! Hast Du ihn getödtet?"

„Ja, ein wenig."

„Was war er?"

„Ein Chinese."

„Ein Chinese nur? Das ist gut! Was hat er Dir denn gethan, daß Du nach dem Dolche griffest?"

„Er kam und wollte mir Molama, die Blume und das Glück meines Lebens, rauben."

„Fudge! Das Glück Deines Lebens! Dummheit! Unter hundert Albernheiten, welche Ihr Menschen begeht, sind neunundneunzig Male diese verwünschten Frauenzimmer Schuld. Die Liebe ist die ärgste Monomanie, welche ich kenne, und hat schon Millionen um den Verstand gebracht. Aber ich hoffe, daß Dich das Bad abgekühlt hat. Du kennst das Hôtel Madras?"

„Wie sollte ich nicht, Sihdi! Ihr habt ja zweimal daselbst gewohnt, wo ich mit Euch gewesen bin!"

„Ich wohne jetzt wieder da. Dort kommen schon Deine Verfolger. Verbirg Dich jetzt; in einer Stunde suchst Du mich wieder auf!"

„O gütiger Herr, wie soll ich Euch danken? Ich habe mein Leben wieder und darf Molama, den Trost meiner Augen, sehen. Wischnu, der Allgütige, möge Euch dafür belohnen!"

„Cheer up, Schlingel, sonst fangen sie Dich noch!"

Kaladi sprang auf der anderen Seite der Plattform hinab und war im nächsten Augenblick hinter dem dort wuchernden Bambusdickicht verschwunden.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn die Soldaten befanden sich bereits in der Nähe und eine Menge Volkes, welches auf den ungewöhnlichen Vorgang aufmerksam geworden war, kam herbeigelaufen. Ich war einigermaßen besorgt über den Verlauf, den die Sache nehmen werde. Raffley aber trat den Verfolgern, deren Anführer uns erreicht hatte, mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe entgegen.

„Wo ist Kaladi, der uns entlaufen ist?"

„Was willst Du von ihm?"

Der Mann stutzte bei dem barschen, befehlshaberischen Tone dieser Gegenfrage, die er, der in seinem Rechte zu sein glaubte, jedenfalls nicht erwartet hatte.

„Ich will ihn wiederhaben."

„So suche ihn!"

„Ihr wißt, wo er sich befindet."

„Ah, meinst Du?"

Der Klemmer ritt wieder vorn auf seiner Nasenspitze; John Raffley zupfte sich an den beiden Bartcoteletten und lächelte in einer Weise, aus welcher sich deutlich ersehen ließ, daß ihm der Vorgang großes Vergnügen machte.

„Ja, Ihr wißt es, denn Ihr habt ihm gepfiffen und gewinkt und ihn zur Flucht verleitet."

„Das ist wahr! Hast Du etwas dagegen?"

„Ich muß Euch arretiren!"

Der gute John Raffley riß vor Vergnügen den Mund sammt den Augen so weit auf, als es ging.

„Verhaften? Mich, einen Peer und Gentleman aus Altengland? Hier auf Ceylon in diesem Eidechsennester? Mensch, Du bist wahnsinnig, Du bist vollständig übergeschnappt! Mach', daß Du fortkommst! Kaladi gehört mir, und ich thue mit ihm, was mir beliebt."

„Er gehört Euch? Wie so?"

„Er ist mein Diener und thut Alles, was er thut, auf meinen Befehl. Ohne meinen Willen darf ihm kein Mensch auch nur ein Haar krümmen, selbst der Mudellier nicht."

„Wenn er Euer Diener ist, warum blieb er nicht bei Euch stehen, warum ging er da fort?"

„Ich schickte ihn fort, weil es mir so gefiel. Du aber gehst zum Mudellier und sagst ihm, daß ich mit ihm sprechen werde!"

„Ihr werdet nicht mit ihm sprechen, sondern er mit Euch."

„Ah? In wiefern?"

„Weil ich Euch verhaften und zu ihm führen werde. Den aber, welchen Ihr Euern Diener nennt, lasse ich verfolgen und werde ihn sicher fangen. Vorwärts, kommt mit mir!"

„Begone; mach', daß Du fort kommst!"

„Wenn Ihr nicht gutwillig mitgeht, so werde ich Euch zwingen müssen!"

„Versuche es einmal, ob Du es fertig bringst!"

Er zog, im höchsten Grade belustigt, ein Paar riesige Drehpistolen hervor. Ich folgte seinem Beispiele und griff zu meinem Revolver.

„Ihr wollt Euch wehren?" frug der Ceylonese erschrocken.

„Nein, mein lieber Sohn. Wir wollen uns nicht wehren, sondern werden Dich nur ein wenig erschießen, wenn es Dir einfallen sollte, uns noch länger zu belästigen."

Der Mann befand sich sichtlich in einer schauderhaften Verlegenheit. Die Pflicht stritt in ihm mit der Furcht, welche ihm unsere Waffen einflößten, doch schien die Furcht zu siegen.

„Wie sagtet Ihr, woher Ihr seid, Sihdi?"

„Aus England."

„Aus Anglistan, wo die große Königin wohnt? Ist das wirklich wahr?"

„Wirklich!"

„Und Ihr werdet auch gewiß zum Mudellier gehen?"

„Gewiß."

„Und Ihr werdet mich nicht betrügen?"

Raffley's Gesicht leuchtete förmlich vor Vergnügen. Er liebkoste seinen Bart in einer Weise, welche auf die beste Laune schließen ließ, und antwortete:

„Ich bin ein Maharadscha aus Anglistan, und dieser Sihdi hier ist ein noch viel größerer Maharadscha aus Germanistan. Wenn Du es nicht glaubst, so werde ich es Dir beweisen. Kannst Du lesen?"

„Ja!" versicherte der Gefragte, obgleich er sicher keinen Buchstaben kannte. Er gab diese Antwort jedenfalls nur, um sich bei seinen Untergebenen in den gehörigen Respekt zu setzen.

Sir John griff in die Tasche und brachte ein zusammengefaltetes Papier hervor. Es war die Speisekarte, welche er vorhin im Hôtel Madras zu sich gesteckt hatte. „Hier, lies!"

Der Mann ergriff das Blatt, führte es respektvoll an die Stirne, betrachtete es dann mit ernster, wichtiger Kennermiene und bewegte dabei die Lippen, als ob er lese. Dann schlug er es höchst sorgfältig wieder zusammen, drückte es an die Brust und gab es zurück.

„Ihr habt die Wahrheit gesagt, Sihdi. Ihr seid zwei Maharadscha vom Sonnenuntergang; hier steht es geschrieben. Ich darf Euch freilassen, denn ich weiß nun, daß Ihr zum Mudellier gehen werdet, um mich zu entschuldigen und ihm zu sagen, daß ich den Gefangenen nur deßhalb entlaufen ließ, weil er Euer Diener war und also Euch gehörte."

Er legte, ehrerbietig grüßend, unter einer tiefen Verneigung die Hände auf die Brust, wandte sich dann zu seinen Kriegshelden und marschirte mit ihnen die Plattform hinab der Stadt entgegen. Hinter ihm verlief sich der versammelte Haufe des neugierigen Volkes.

Vom Hafen herauf ließ sich ein eigenthümlicher, monotoner Gesang vernehmen. Er ertönte auf einem ungewöhnlich großen chinesischen Schiffe, dessen Gangspill von fünf Männern gedreht wurde, um den großen Anker aufzuziehen. Sie ließen dabei nach dem Takte ihrer Schritte den bei diesen Seeleuten gebräuchlichen Canon „tien omma omma tien woosing" hören.

Raffley schob sich den Klemmer näher an die Augen und betrachtete sich das Fahrzeug mit aufmerksamem Blick.

„Charley!"

„Sir John!"

„Wollen wir wetten?"

„Wetten? Worüber?"

„Daß der Kapitän dieser Dschonke entweder den Verstand verloren hat oder unter einer zweideutigen und schmutzigen Flagge segelt."

„Warum glaubt Ihr dies?"

„Well, Ihr seid kein Seemann und habt also in Folge dessen kein Auge für solche Dinge. Habt Ihr jemals eine Dschonke mit drei Masten gesehen?"

„Nein."

„Und von einer so wunderbaren Takellage?"

„Was ist so Wunderbares an ihr?"

„Die Vereinigung des chinesischen mit dem amerikanischen Systeme und die Verhältnisse der Mastenhöhen. Wie kommt es, daß der Besaan höher ist, als der Haupt- und der Fockmast? Und was soll das lange Spriet mit einer Doppelpardune?"

„Allerdings auffällig! Aus der Pardune läßt sich schließen, daß das Fahrzeug Pflugsegel trägt, um den Wind scharf zu schneiden, und mir scheint, die Masten haben die erwähnte Höhe erhalten, weil das nach hinten aufsteigende und voller werdende Segelwerk auf eine Vergrößerung der Schnelligkeit berechnet ist, wozu allerdings der tonnenförmige Bau des Rumpfes nicht paßt."

„Charley, ich habe Euch für keinen Seemann gehalten, aber Ihr habt wirklich einen ganz guten Blick für Dinge, welche dem Auge einer Landratte sonst zu entgehen pflegen. Diese Dschonke ist eine höchst ungeschickte Nachahmung amerikanischer Klipperschiffe, und ich möchte mich ihr bei einer Bö um keinen Preis der Erde anvertrauen."

„Diese auffällige Ausrüstung muß einen Zweck haben, den ich nicht verstehe."

„Natürlich! Rechnet nun einmal dazu, daß dieses Fahrzeug jetzt, wo die Fluth noch nicht umgesprungen ist, die Anker lichtet, um in die See zu stechen. Der Kapitän muß andere als seemännische Gründe haben, dies zu thun. Ich setze hundert Sovereigns, daß es entweder in seinem Kopfe oder zwischen seinen Planken etwas Unsauberes gibt. Ihr haltet doch die Wette!"

„Ich wette nie."

„So setzt wenigstens zehn Pfund gegen meine hundert!"

„Auch das nicht, Sir Raffley."

„Wirklich nicht?" For shame, Charley, schämt Euch! Es ist ein wirkliches Unglück, daß Ihr so ein netter Kerl seid und Euch doch niemals verstehen wollt, einen Einsatz anzunehmen. Ihr werdet es in Eurem ganzen Leben nicht dazu bringen, ein wahrhaftiger Gentleman zu sein, und da mich dies ganz bedeutend ärgert, so werde ich Euch schon einmal zu zwingen wissen, eine Wette zu pariren. Seht Ihr den spanischen Dampfer? Will auch der in See gehen?"

„Wohl nicht. Er wird wohl den Chinesen in das Schlepptau nehmen sollen, um ihn gegen die Fluth aus dem Hafen zu bugsiren."

„All right! Er legt sich vor, und der Chinese zeigt seinen Stern. Könnt Ihr vielleicht sehen, welchen Namen er führt?"

„Nein."

„Dann muß ich meinen Chair-and-umbrella-pipe zu Hülfe nehmen."

Er nahm den Schirm auf, stellte die Gläser und visirte nach der Dschonke hinüber.

„Haiang-dze. Der Kukuk hole die albernen Namen, welche diese Zopfmänner führen! Kommt, Charley. Da Ihr einmal nicht wetten wollt, so geht uns das Schiff auch nichts mehr an!"

Wir schritten der Stadt zu und schlugen die Richtung nach dem Hôtel Madras ein. Dort angekommen, begaben wir uns in das luftige Gemach des Engländers, um hier Kaladi zu erwarten.

Die diesem gesetzte Frist verstrich, ohne daß er erschien.

„Charley!"

„Was?"

„Wollen wir wetten?"

„Nein."

„So hört doch erst, was ich meine! Ich behaupte nämlich, daß dem armen Teufel etwas Widerliches passirt ist, und setze auf diese Meinung fünfzig Pfund. Ihr seid natürlich anderer Ansicht und werdet also diesmal meine Wette pariren."

„Leider kann ich dies nicht thun, weil ich ganz dieselbe Ansicht hege, wie Ihr, Sir Raffley. Wäre Alles in Ordnung, so müßte er ja schon längst erschienen sein."

„Well! Ihr seid einmal, was das Wetten betrifft, ein vollständiger und unverbesserlicher Ignorant. Ein wahrer Gentleman würde auf meinen Vorschlag eingehen, selbst wenn seine Ansicht ganz mit der meinigen übereinstimmte. Ich warte noch fünf Minuten. Kommt er auch während dieser Zeit nicht, so brechen wir auf und — — hush, was geht da draußen vor?"

Draußen auf der Straße, wo jetzt die Dunkelheit des hereinbrechenden Abends mit dem Scheine der zahlreich in den offenen Veranden aufgehängten Lampen stritt, ließ sich ein ungewöhnlicher Lärm vernehmen. Laute, durchdringende Rufe ertönten und der Sturmschritt einer schnell dahineilenden Menge erscholl.

Wir traten hinaus vor den Eingang. Die Hauptmasse war bereits vorüber, doch kamen wir immerhin noch zeitig genug, um einen windschnell dahinschießenden Menschen zu erkennen, welcher in eben solcher Hast verfolgt wurde.

Raffley hatte in der Eile den Klemmer von der Nase verloren; er hing ihm an der schwarzseidenen Schnur über die Weste herab.

„Charley!"

„Sir John!"

„Wißt Ihr, wer der Mann war?"

„Nein."

„So bin ich scharfsinniger als Ihr."

„Nun?"

„Kaladi!"

„Ah!"

„Ja, er war es sicher. Man hat ihn attrapirt und ihn wieder festnehmen wollen."

„Er kann es nicht gewesen sein!"

„Warum nicht?"

„Weil er sicher bei uns Zuflucht gesucht hätte."

„Pshaw; der gute Kerl hat uns nicht mit seinen Verfolgern belästigen wollen."

„Das hieße die Zartheit zu weit treiben, da Ihr Euch seiner einmal angenommen habt. Er weiß ja, daß sein Leben auf dem Spiele steht."

„Sein Leben? Wo denkt Ihr hin? Laßt Euch doch nichts weiß machen, Charley! Kaladi ist nicht nur der beste Schwimmer, sondern auch der ausdauerndste Läufer, den ich kenne. Er wird sich dieses Mal nicht fassen lassen. Dennoch aber bedarf er meiner Hülfe, und ich werde deßhalb jetzt zum Mudellier gehen. Ihr begleitet mich doch?"

„Das versteht sich!"

Wir kehrten in das Zimmer zurück, um unsere Hüte und Sir John's Chair-and-umbrella-pipe zu holen, hatten aber diese Gegenstände noch nicht ergriffen, als sich hinter uns die Thür öffnete, um Kaladi einzulassen, welcher mit fliegendem Athem und rinnendem Schweiße in das Zimmer trat.

„Verzeiht, Sihdi," keuchte er, „daß ich nicht eher gekommen bin."

„Du bist bemerkt worden?"

„Ja, Sihdi. Ich mußte, um zu Euch zu gelangen, durch die Straßen der Stadt, durch welche man mich vorhin geführt hatte. Man erkannte mich daher und wollte mich fangen."

„Well, mein Junge. Aber man hat Dich nicht bekommen."

„Nein. Ich sprang bis an das Wasser und bog dann hinter der Stadt herum, um durch den Garten in das Hôtel zu kommen. Sie haben mich aus dem Auge verloren und werden mich hier nicht finden."

„All right. Setze Dich nieder und sieh, daß Du wieder zu Athem kommst! Seht Ihr es, Charley, daß ich Recht hatte? Sie haben ihn nicht eingeholt. Er ist ein tüchtiger Kerl, gewandt und muthig, welch Letzteres man von dem feigen, singhalesischen Packe hier nicht zu sagen hat. Und grad deßhalb gefällt er mir."

„Sihdi, Ihr seid ein zu gütiger Maharadscha!" fiel Kaladi ein.

„Pshaw, sei still! Die Haie hätten mich ja längst verschlungen, wenn Du mich nicht gerettet hättest. Ihr müßt nämlich wissen, Charley, daß ich einmal mit meiner Dampfjacht eine Fahrt um diese langweilige Insel unternahm. Ich kam an die Bänke von Negombo, und da ich die Perlfischerei sehen wollte, so hielt ich nahe an sie heran, stellte mich auf die Reiling und hielt mich an den Wanden fest. Wir aber kannten das Fahrwasser nicht, streiften an ein Riff, und ich wurde von dem Stoße, welcher dabei erfolgte, über Bord geworfen."

„Man stoppte doch sofort die Maschine, Sir?"

„Hat sich sein Stoppen, Charley! Da ich die Jacht stets selbst kommandire und der Steuermann ganz verteufelt beschäftigt war, vom Felsen abzuhalten, war gar Niemand da, der dem Maschinisten den Befehl hätte ertheilen können. Uebrigens hatte, wie sich später herausstellte, kein Mensch meinen Unfall bemerkt. Hist, ich sage, kein Mensch, und das ist nicht wahr, denn dieser brave Bursch hier hatte es doch gesehen. Er war drei Minuten lang unter Wasser gewesen und kam ermattet und mit einer schweren Ladung Muscheln zur Oberfläche empor. In diesem Augenblick sah er mich fallen, ließ die Muscheln wieder zur Tiefe, kam auf mich zu und faßte mich. Es dauerte allerdings eine gute Weile, bis er mich hatte, denn die Strecke von ihm bis zu mir war ganz bedeutend, und obgleich ich kein übler Schwimmer bin, fühlte ich mich vollständig ermattet, so daß er grad zur rechten Zeit kam, mich über Wasser zu halten. Auf der Jacht hatten sie endlich doch bemerkt, was vorging; man setzte schleunigst ein Boot aus und holte uns an Bord. — Du bleibst jetzt hier, Kaladi, und wartest auf uns. Ihr aber, Charley, begleitet mich zum Mudellier!"

Wir schlossen den Singhalesen ein und gingen.

Vor der Wohnung des Beamten lungerte eine Menge seiner Untergebenen herum. In diesen Länderstrichen hat jeder besser situirte Mann für fast jede besondere Handreichung auch einen besonderen Bedienten. Das ist bedingt durch das Kastenwesen und wird ermöglicht durch die überaus große Billigkeit von Allem, was die Nothdurft des Leibes und des Lebens erfordert.

„Wollt Ihr zum großen Mudellier?" frug Einer von ihnen.

„Allerdings."

„Da müßt Ihr morgen kommen. Jetzt ist es zu spät!"

Raffley nahm den Mann und schob ihn zur Seite.

„Sheep, Schaf, mache Dich bei Seite!"

Im Nu waren wir umringt. Einige hatten sogar die Verwegenheit, uns anzufassen. Sir John ließ durch eine ihm bei guter Laune eigenthümliche Bewegung der Gesichtsmuskeln den Klemmer auf die Nasenspitze avanciren, erhob den Schirm und zog mit demselben dem ihm zunächst Stehenden einen Hieb über das Gesicht, daß er weit zurücktaumelte.

Dies setzte uns sofort in den beabsichtigten Respekt, so daß wir nun ungehindert eintreten konnten.

„Seht Ihr es, Charley, was so eine Chair- and- umbrella-pipe zu bedeuten hat? Es ist ein Universalreisegeräth, wie es sicher kein zweites gibt," lachte höchst befriedigt der Engländer. „Vielleicht kann ich Euch dies gleich zum zweiten Male beweisen."

Wir waren durch die Veranda in ein Vorzimmer gelangt, dessen Wände die Decke nicht erreichten, sondern nur bis etwas über Mannshöhe emporgingen, um der Luft den freien Zutritt zu gestatten. Man findet diese dem Klima höchst angemessene Bauart fast an jedem Hause von Point de Galle. Hier saßen auf Bastmatten zwei Diener, welche sich erhoben und die schon vorher an uns gerichtete Frage wiederholten.

„Ihr wollt zum großen Mudellier?"

„Ja."

„Er ist am Abend nicht zu sprechen. Wer hat Euch eingelassen?"

„Wir selbst, wenn's Euch beliebt!"

„Geht und kommt morgen wieder!"

„Das wird sich nicht gut machen, meine Jungens!"

Raffley schritt ohne Umstände auf den Eingang des nächsten Zimmers zu, doch stellten die beiden Männer sich sofort ihm entgegen.

„Halt! Der Eintritt ist verboten. Geht zurück!"

„Well! Und dann wieder vorwärts. Kommt her, Jungens!"

Er faßte den Einen mit dem rechten und den Andern mit dem linken Arme, trug sie zum Eingange zurück und schleuderte sie hinaus unter Andere, denen ihre bereits erschütterte Fassung jetzt vollends ganz verloren ging. Ein fürchterliches Geschrei war die Folge des ungewöhnlichen Attentates; Raffley aber blieb von dem Lärm völlig unberührt. Er schob seinen Klemmer zurück und faßte mich am Arme:

„Kommt, Charley, sonst verkriecht sich dieser Mudellier und denkt, daß er auch ermittirt werden soll!"

Wir traten in das nächstfolgende Gemach. Es war aus Bambuswänden gefertigt, welche eine Bekleidung von Bananenblättern trugen. Von der Mitte des deckenlosen Raumes hing an einer Kreuzschnur eine Lampe hernieder, die ihren matten Schein über einen kostbaren persischen Teppich breitete, auf welchem der Mann, welchen wir suchten, mit untergeschlagenen Beinen in der Stellung saß, welche der Türke Rahat otturmak d. i. Ruhm der Glieder nennt. Der kleine, schmächtige Beamte war ganz in gelbe Seide gehüllt, und seine groß auf uns gerichteten Augen, seine halb geöffneten Lippen und der halb erstaunte, halb ängstliche Ausdruck seines Gesichtes bewiesen, daß er den von uns verursachten Lärm vernommen habe und unsern Eintritt keineswegs als ein gleichgültiges Ereigniß betrachte.

„Good day, Sir!" grüßte John Raffley englisch, obgleich er wußte, hier einen Eingeborenen vor sich zu haben. Dieser erwiederte den lauten Gruß und auch meine stumme Verneigung mit einem leisen Nicken seines Hauptes und frug dann:

„Was wollt Ihr?"

„Uns setzen!" bemerkte der Englishman einfach, indem er sich sofort und ohne alles Ceremoniell zur rechten Seite des Mudellier niederließ und mir einen Wink gab, dasselbe auch auf der linken zu thun. Ich folgte seinem Beispiele; dann fuhr er fort: „Du bist der weise Mudellier, welcher Gericht hält über die Sünden der Stadt Point de Galle?"

„Ja."

„Wie ist Dein Name?"

„Mein Name ist Oriwana ono Javombo."

„Well, Du hast einen stolzen und wohlklingenden Namen; aber ich sage Dir, Oriwana ono Javombo, daß Du nicht lange mehr Mudellier sein wirst!"

Der Beamte horchte auf.

„Was sagst Du? Ich verstehe Dich nicht."

„Sage, wem gehört diese Insel?"

„Der großen Königin in Anglistan."

„Und wer hat Dir Dein Amt gegeben?"

„Der Gouverneur, welcher ein Diener unserer mächtigen Herrscherin ist."

„Er kann es Dir auch wieder nehmen?"

„Ja, wenn es ihm beliebt."

„Nun wohl, es wird ihm belieben."

„Warum?"

„Weil Du Dich versündigest an dem Eigenthum derer, welche über Dich zu gebieten haben."

„Hüte Dich, Franke! Dein Mund redet die Unwahrheit von einem treuen Sohne der großen Königin."

„Kennst Du den Namen Kaladi?"

„Ich kenne ihn. Kaladi ist zweimal entsprungen, um dem Tode zu entgehen, doch meine Leute sind hinter ihm und werden ihn wieder bringen."

„Welches Recht hast Du, ihn zu verfolgen?"

„Er hat einen Menschen getödtet."

„Er hat bloß einen nichtswürdigen Chinesen getödtet. Kanntest Du den Todten?"

„Es war ein Mann von der Dschonke „Haiang-Dze". Er hatte die Verlobte Kaladi's angerührt und dieser stach ihn nieder. Der Kapitän der Dschonke kam zu mir und verlangte Gerechtigkeit."

„Hast Du sie ihm gegeben?"

„Ich werde sie ihm geben, sobald Kaladi wieder vor mir steht."

„Well, das ist es ja, was ich meine: Du versündigest Dich an meinem Eigenthume. Kaladi gehört nicht Dir, denn er ist mein Diener."

„Ah! So bist Du der Engländer, welcher ihm behülflich gewesen ist, zu entkommen?"

„Der bin ich."

„So habe ich auf Dich gewartet. Ich muß Dich bestrafen, wenn Du mir nicht beweisen kannst, daß Kaladi wirklich Dein Diener gewesen ist in dem Augenblick, als er vom Felsen floh."

Raffley lächelte. Der Klemmer rutschte ihm auf die Nasenspitze. Er griff in die Tasche und zog seine Drehpistolen hervor.

„Ich sage, Kaladi war mein Diener. Glaubst Du es?"

„Beweise es!"

„Du glaubst es also nicht! Well, so werde ich als Gentleman mit Dir reden! Weißt Du, was ein Gentleman ist?"

„Sage es mir!"

„Ein Mann, der sich mit Jedem schießt, der ihm keinen Glauben schenkt. Hier, nimm diese Pistole! Ich zähle bis drei, dann schieße ich und Du thust es natürlich auch. Vorwärts! Eins — zwei — — — dr — — — —"

„Halt! Ich weiß ja gar nicht, wie ich dieses fürchterliche Ding anzufassen habe!" rief der Mudellier, vor Angst kerzengerad emporspringend. „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich morden willst?"

„Du hast nicht geglaubt, was ich Dir sagte, und darum muß Einer von uns Beiden sterben; dann bin ich befriedigt und werde ruhig nach Hause gehen."

„Ich glaube ja, was Du sagtest! Hier hast Du die Waffe zurück!"

„Du glaubst, daß Kaladi mein Diener ist?"

„Ich glaube es; ich weiß es ganz gewiß."

„Well, warum verfolgst Du ihn dann?"

„Ich werde sofort Boten aussenden, die Verfolger zurückzurufen, damit ihm kein Leid geschehe."

„Das hast Du nicht nöthig. Er befindet sich bereits bei mir in Sicherheit."

„Wo wohnest Du?"

„Im Hôtel Madras."

„Und wie ist Dein Name?"

„John Raffley."

„John Raffley, der Neffe des General-Gouverneur?" rief der Mudellier höchst überrascht.

„All right; der bin ich."

„Ich habe Dich erwartet und gesucht, doch nicht gefunden."

„Warum?"

„Ich habe einen Brief abzugeben von dem Gouverneur von Kandy. Er schrieb mir, daß Du kommen werdest."

„Ich bin leider im Hôtel und nicht im Gouvernement abgestiegen; dies ist der Grund, warum Du mich nicht fandest."

Er öffnete das Schreiben und überflog es. Am Schlusse desselben ging ein so vergnügtes Lächeln über sein Gesicht, daß der dünne Mund von einem Ohr bis zum andern gezogen wurde und der Klemmer in die höchste Gefahr kam, von der Nasenspitze herabzuspringen.

„Charley!"

„Sir Raffley!"

„Habt Ihr einmal einen Elephanten gesehen?"

„Einen wievielbeinigen?"

Er lachte vergnügt über meine Zurechtweisung.

„Aber noch keinen gejagt."

„O doch; im Norden der Kalahari, wenn es Euch gefällig ist, Sir John."

„Damn! Ich dachte, Euch eine Freude zu machen, und nun fällt sie mir in den Brunnen! Ihr habt Elephanten mit der Büchse erlegt?"

„Allerdings."

„Dann wird Euch eine Corraljagd kein Vergnügen bereiten!"

„O doch; ich bin noch nie bei einer solchen zugegen gewesen."

„Well; ich habe hier zu einer Corral-Chasse die Einladung vom Gouverneur. Ihr seid doch dabei?"

„Versteht sich!"

„Und auch Du wirst mich begleiten?" wandte er sich zum Mudellier.

Dieser verbeugte sich beinahe bis zum Boden herab.

„Du gibst mir große Ehre, o Maharadscha. Laß mir die Stunde sagen, und ich werde zu Deinem Gefolge gehören."

„Und Kaladi?"

„Ist frei."

„So lebe wohl!"

„Lebe wohl!"

Er begleitete uns bis vor die Thür, und auf seinen Wink kamen sechs Läufer herbei, welche uns mit Fackeln heimleuchten mußten. Die Dienerschaft, welche uns den Eingang verweigert hatte, war sicher sehr erstaunt über den ehrenvollen Abschied, der uns gegeben wurde.

Daheim erwartete uns Kaladi mit leicht zu erklärender Besorgniß.

„Wie ist es, Sihdi?" frug er. „Habt Ihr mit dem Mudellier gesprochen?"

„Ja. Du bist frei."

Der brave Singhalese that vor Freude einen Satz, welcher einem Tiger Ehre gemacht haben würde.

„Sihdi, ich danke Euch! Ihr seid — — —"

„Still! Leben um Leben. Du hast mir das meinige gerettet, und ich gebe Dir das Deinige zurück. Wirst Du bei mir bleiben, so lange ich auf Ceylon bin?"

„Ich werde nicht von Dir weichen, bis Du selbst mich verjagest."

„Well; so mache Dich fertig, mit nach Kornegalle zu gehen, wo wir Elephanten fangen werden!"

„Elephanten? Da ist viel Volk von Nöthen, Männer, Frauen und Kinder. Darf ich mitnehmen Molama, die Blume meiner Seele?"

„Nimm sie mit!"

„Habt Dank! Ihr seid voll Güte wie der Thau der Wolken und voll Liebe wie die Sterne der Nacht. Wischnu segne Euch, Euch und den Maharadscha aus Germanistan. Ich werde Euch mein Leben schenken, wenn Ihr es begehrt!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Chronik.

Nachdruck verboten.

Berlin 20. September.

So vergeht der Glanz der Welt! Sonst war am 2. September Berlin von Flaggen umwallt, schwamm des Abends im Licht und aus tausend äußerlich wie innerlich illuminirten Kehlen „brauste ein Ruf wie Donnerhall." In diesem Jahre ist von all' der Herrlichkeit nicht viel mehr übrig geblieben, als die innere Illumination.

Einige Flaggen wehten wohl noch zu Ehren des „sonderbaren Heiligen", den die „Frankfurter Presse" canonisirt hat; auch die Kinder feierten in den Schulen das Fest von „St. Sedanius", aber die Erwachsenen wollten weder am Tag noch am Abend viel wissen von der Festlichkeit — mit einziger Ausnahme derjenigen, welchen immer eine Gelegenheit zum Feiern willkommen ist.

In einigen berüchtigten Ball-Lokalen, in denen, wie Sie wissen, seit einiger Zeit die Polizeistunde auf 1 Uhr Nachts festgesetzt ist, hatte man „zur Feier des Tages" die Schließungszeit um eine Stunde verlängert; vielleicht ist das auch in einigen „Restaurants mit weiblicher Bedienung" geschehen, für welche kurz vorher die Polizeistunde auf 11 Uhr angeordnet war. Die officiellen Diners gingen selbstverständlich in der hergebrachten Weise von Statten, namentlich das große militärische Diner, welches im königlichen Schlosse unter Betheiligung des Kaisers mit dem Hofe abgehalten wird und zu dem in der Regel an 300 höhere Militärpersonen eingeladen werden. Der Anblick der glänzenden Uniformen, welche sich bei der Auffahrt zum Schlosse dem Auge der Beschauer präsentirten, war die einzige Entschädigung, womit der oft weite Weg, den wieder zahlreiche „Provinzialen" nach der Hauptstadt gemacht hatten, entlohnt wurde.

Dennoch aber war dafür gesorgt, daß der Tag nicht ohne Merkzeichen in der Chronik Berlin's vorübergehen sollte. Ein Mordanfall war's gewesen, der sich in den Annalen der Stadt wieder mit blutigen Lettern verzeichnet hatte. Zum Opfer des Verbrechens war diesmal ein sogenannter Rückkaufshändler ausersehen gewesen, d. h. einer aus

Der Girl-Robber.

Nachdruck verboten.

Ein singhalesisches Abenteuer von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

2. Eine Elephantenjagd.

Ceylon, von den Engländern Silón genannt, hieß bei den alten Indiern Silandiv, bei den Griechen Taprobane. Die Eingebornen nennen die Insel Singhala. Sie ist von dem hindustanischen Festlande durch einen sechzig englische Meilen breiten Kanal getrennt und steigt von der Küste bis zum Pedrotallagalla höher als acht tausend Fuß empor. Daß man Ceylon das Malta des indischen Ozeans genannt hat, geschah wohl seiner strategisch bedeutenden Lage wegen.

Die Insel ist bekanntlich britisches Kronland und steht unter einem eigenen Gouverneur. Alle höheren Aemter werden von Engländern bekleidet, doch beträgt die Zahl der Weißen kaum sieben Tausend. Die Eingebornen, Singhalesen, bekennen sich zur buddhistischen Religion; sie sind zum Theil mit später zugewanderten Hindu's, Malayen, Javanern, mit maurischen und portugiesischen Elementen und mit Mozambik- und Madagaskar-Negern vermischt. Auch ein chinesisches Gesicht findet man hier oder da, doch verschwindet es schnell wieder, nachdem der Besitzer desselben die nicht oft lobenswerthe Absicht erreicht hat, welche ihn zu den „Leuten mit graden Nasen" herüberführte.

Der Chinese ist nämlich in jenen Strichen nicht sehr beliebt. Er verdient vollständig, der Jude des Ostens genannt zu werden. Den kleinsten Gewinn nicht verschmähend, opfert er einem größeren Vortheile Alles, was er zu opfern hat, findet sich zu Lande leicht in jede Lage und scheut auch die Wogen der See nicht, wenn es gilt, einen verhältnißmäßigen Nutzen zu ziehen. Dann ist er eben so schlau wie kühn, ebenso energisch wie gewissenlos, und es gehört ein tüchtiger Gegner dazu, ihm durch List oder Gewalt den Weg zu verlegen.

Schon längst hatte eine Verbindung von malayischen Seeräubern von sich reden gemacht, welche auf ihren schnellsegelnden, schlank gebauten Prauen sogar bis herüber zu den Adamanen- und Nikobareninseln gekommen waren und selbst gut bemannten europäischen Schiffen Trotz geboten hatten. Ihr Anführer sollte ein chinesischer Seekapitän sein, welcher, von seiner Regierung verfolgt, landesflüchtig geworden war und, wie man erzählte, auf einer einsamen Insel des indischen Meeres eine Flibustierbande um sich gesammelt hatte, mit welcher er besonders kleinen Fahrzeugen gefährlich wurde. „Yang-dzeu" d. i. Meerteufel wurden diese Korsaren von den Anwohnern der chinesischen See genannt, und allen Gerüchten nach war dieser Name auch vollständig gerechtfertigt, da sie sich ihren Gefangenen gegenüber vollständig als Teufel betrugen.

Das Alles ging mir durch den Kopf, als ich am andern Morgen erwachte und unwillkürlich an den Chinesen dachte, welcher unter so verdächtigen Umständen den Hafen verlassen hatte. Ein Mann der Dschonke hatte sich an der Verlobten Kalabi's vergriffen — das Fahrzeug mußte gewaltthätige Leute an Bord haben. Wir standen in der Zeit des nun sechs Monate lang unaufhörlich wehenden Nordost-Monsums, eine Zeit, in welcher es einem Segelschiffe höchst schwer und bei gewisser Bauart und Takelung sogar unmöglich ist, auf Nordost zuzuhalten. Konnte die Dschonke bei ihrer eigenthümlichen Masten- und Segelstellung diesen Curs einhalten? Es schien mir sehr wahrscheinlich, daß sie die Absicht gehabt habe, den Westen der Insel zwischen sich und den Monsum zu nehmen. Aber was konnte sie dort wollen, wohin sicher noch niemals ein chinesisches Schiff gekommen war?

„Tschick, tschick, tschick!" klang es hell und rasch hinter dem Spiegel hervor. Das kleine, kaum drei Zoll lange Thierchen, welches mich durch diesen Ruf aus meinem Nachdenken störte, war ein Gecko von der Spezies, wie sie in jedem Hause Ceylon's zu treffen sind. Er war des Nachts über auf der Jagd gewesen, schickte sich jetzt an, sein Quartier hinter dem Spiegel wieder aufzusuchen, und hielt es für seine Pflicht, mir dies durch seinen zutraulichen Ruf anzuzeigen.

Der Gecko ist für den Neuling eine überraschende und Anfangs sogar unheimliche Erscheinung. Diese kleine, niedliche Eidechse kommt in jeder Wohnung zahlreich vor, hält sich während des Tages über in den Spalten der Wände, in den Ecken und Lücken der Meubles verborgen und kommt erst zur Zeit des Lichtanzündens hervor, um Jagd auf schlafende Insekten zu machen. Da der Gecko ein nächtliches Thier ist, so hat er gleich den Katzen schmale, vertikale Pupillenöffnungen, welche sich in der Dunkelheit erweitern. Durch die an seinen Zehen befindlichen Saugscheiben ist er im Stande, behend an den Wänden auf und ab, und an der Decke hin und her zu laufen. Er wird sehr zahm und zutraulich und gewöhnt sich sogar, während der Tafel seine Visite zu machen, um die abfallenden Brocken zu verspeisen.

Ich erhob mich, um mich anzukleiden. Kaum war ich damit fertig, so ließ Raffley mich rufen. Als ich in sein Zimmer trat, fand ich ihn beim Thee, aber bereits in voller Toilette.

„Good morning, Charley," sagte er. „Macht Euch fertig, abzureisen. Ich habe dem Mudellier bereits sagen lassen, daß es fortgeht, und auch meinem Steuermann das Zeichen gegeben, welches ihn herbeiruft."

Er deutete dabei auf einen Shawl, welcher als Flagge aus dem Fenster hing und von der Dampfjacht aus gesehen werden konnte. Das Zeichen mußte sofort bemerkt worden sein, denn noch hatten wir unser Frühstück nicht beendet, so trat ein Mann ein, dessen Aeußeres ihn sofort als Seefahrer kennzeichnete. Er war lang und hager, hatte die ganze Haltung und den schleppenden Gang, welcher diese Leute stets auszeichnet, und besaß zwei wunderbar kluge, kleine Aeuglein, die höchst scharf und selbstbewußt über die große, scharf geschnittene Nase hinwegblickten.

„Welcome, Tom!" grüßte ihn Sir Raffley. „Wie steht es auf der Jacht?"

„All right, Sir. An Deck ist Alles correct und in Ordnung, wie es sich ziemt und gehört."

„Kohlen genug?"

„Yes, Sir. Genug, um bis hinauf nach Japan zu dampfen."

„Proviant und Munition?"

„Kein Mangel. Was den Proviant betrifft, so wird er verbraucht, die Munition aber, mit der scheint es gute Wege zu haben. Seit unserer Affaire auf der Höhe von Bahia, wo wir es einem Ebenholzfahrer heiß machten, haben wir nicht einen einzigen Schuß gethan. Unsere „lange Harriet" trifft so vorzüglich und steht dennoch auf dem Deck wie die Frau des Lot, welche damals, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, zur Salzsäule geworden ist. Das halte der T.... aus! Ich bin ein guter Artillerist, Sir; schafft mir bald einmal Gelegenheit, meine „Harriet" brummen zu hören, sonst fahre ich vor Langeweile aus der Haut!"

Raffley lächelte.

„Nur Geduld, alter Seebär, es wird sich schon noch Gelegenheit bieten, eine scharfe Ladung an den Mann zu bringen."

„Hier auf keinen Fall, Sir. Ich habe ganz gewaltigen Appetit, so bald als möglich wieder in See zu gehen. Gehörte diese brave Jacht, mit der es wahrhaftig kein zweites Fahrzeug aufnimmt, mir, so hätte ich schon längst wieder die Anker gezogen und die weite See gesucht."

„Well, Tom; so lichte die Anker!"

„Ist's möglich, Sir?"

„Freilich. Ich reise heute per Wagen nach Kolombo und habe nicht die Absicht, mein Schiff hier zurückzulassen. Macht Euch daher so bald wie möglich in See, damit ich Euch im Hafen von Kolombo wiederfinde."

„Schön, Sir Raffley. Wie weit ist es zu Lande bis dorthin?"

„Siebzig Meilen."

„Dann liege ich bereits vor Anker, wenn Ihr dort ankommt. Das wird heute Abend sein?"

„Ich denke es!"

Der Steuermann verabschiedete sich.

Nach seiner Entfernung kam ein Bote des Mudellier. Der Beamte ließ uns bitten, uns seiner Wagen zu bedienen, was natürlich angenommen wurde. Dann kam Kaladi, um uns seinen Morgengruß zu bringen.

„Hast Du mit Molama gesprochen?“ frug ihn der Engländer.

„Ja, Sihdi.“

„Geht sie mit?“

„Ich habe ihr erzählt von den beiden Maharadscha's aus dem Abendlande, die so mächtig sind und so gütig, und sie wird mitgehen, Euch zu dienen.“

„Was sagt ihr Vater dazu?“

„Molama hat weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester; sie hat nur mich.“

„So gehe zu ihr. In einer Stunde reisen wir ab und erwarten Euch an der Wohnung des Mudellier.“

„Wird der Mudellier mich nicht ergreifen?“

„Das wollte ich ihm nicht rathen. Gehe jetzt und komme getrost wieder!“

Bald zeigte uns ein Blick hinaus in den Hafen, daß die Jacht zu heizen begann. Ein Streifen dicken, schwarzen Dampfes entströmte ihrem Schornsteine; die Segel wurden gehißt, der Anker emporgewunden, und in demselben Augenblick, in welchem wir das Hôtel verließen, setzte sich auch das kleine, scharf auf den Kiel gebaute Fahrzeug in Bewegung, um die hohe See zu gewinnen und in der Richtung von Bentotte und Kaltura die Hauptstadt Kolombo zu erreichen.

Auch wir hatten, allerdings zu Lande, diese Richtung einzuhalten. Es war eine Reise, wie ich sie in dieser Weise und durch eine Gegend von so paradiesischer Schönheit noch nicht gemacht hatte.

Bei dem Mudellier angekommen, fanden wir die köstlichsten Erfrischungen, welche das Land zu bieten vermochte. Dann fuhren zwei in England gekaufte Equipagen vor, jede mit sechs Pferden von der feingebauten indischen Rasse bespannt. Die erste war für Raffley und mich, die andere für den Mudellier bestimmt. Auch Kaladi und Molama bekamen einen Wagen, deren eine ganze Reihe auf unsern Aufbruch wartete. Nach echt indischer Sitte stand vor dem Hause ein ganzes Hundert von Kuli's, Läufern, Dienern, Köchen und anderen Begleitern: die Läufer zu Fuß, die Andern zu Pferd oder zu Wagen, so daß jeder uns Begegnende die Ueberzeugung erhalten mußte, er habe die Ehre, sehr hoch gestellten Herrschaften auszuweichen.

Endlich ging es vorwärts. Wir verließen Point de Galle und hatten nun bis Kolombo eine wohlgepflegte Straße zu passiren, zu deren Seiten sich eine ununterbrochene Reihe von Dörfern hinzog; wie Schmuckkästchen blickten die Gebäude derselben aus der reichen südländischen Vegetation hervor.

Kein Ort der Welt darf sich in Beziehung der Pflanzenwelt mit Point de Galle messen; der charakteristische Baum dieser Gegend ist der Papawbaum (Carica papaya), welcher einen schlanken, hohen und sich sehr regelmäßig verjüngenden Stamm hat, an dessen Spitze sich die langen, glänzenden Blätter wie ein Fallschirm ausbreiten und eine Menge hellglänzender Früchte einschließen, welche die Gestalt einer Melone besitzen.

Es war noch am frühen Morgen, und man muß in jenen Breiten gewesen sein, um die wonnige Schönheit der ersten Tagesstunden in der Tropenzone zu kennen. Wie rein und balsamisch umhaucht da die Luft die Wangen! Die vollkommen azurne Bläue des Himmels spiegelt sich in krystallenen Wassern. Die uns umkosenden Zephyre tragen uns die trunken machenden Düfte von Millionen Blumen und Blüthen entgegen. Welch ungekanntes Entzücken hebt das Herz, welch ungläubiges Staunen wagt sich an die Betrachtung der fremdartigen Erscheinungen, auf welche man bei jedem Schritte stößt! Es liegt etwas so Großartiges und Mächtiges in dem Eindruck, welchen die Tropenwelt auf das empfängliche Gemüth äußert, daß man nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten die Empfindung hat, als befinde man sich bereits eine lange Reihe von Jahren dort. Es erscheint hier Alles neu und wunderbar. Inmitten dieser Ortschaften, Dörfer und Felder, in der Dichtigkeit dieser Wälder verwischen sich fast alle Erinnerungen an unsere abendländischen Formen und Erscheinungen, denn es ist ja hauptsächlich die Vegetation, welche, allerdings in Verbindung mit der Bodengestaltung, den Charakter der Landschaft ausmacht; sie ist es, die durch ihre Massenhaftigkeit, den Contrast ihrer Formen und den Glanz ihrer Farben auf unsere Einbildungskraft die tiefste Wirkung äußert. Je kräftiger und neuer ein Eindruck ist, desto mehr schwächt er frühere Vorstellungen; die Kraft derselben gibt ihnen den Anschein der Dauer. Das Licht und das Magische der Atmosphäre verherrlichen unter dem zauberhaften Himmel des Südens selbst den schmucklosesten Theil der Erdenwelt. Die Sonne spendet nicht nur Helle, sondern sie färbt zugleich jeden Gegenstand und umgibt ihn mit einem leichten Dufte, welcher, ohne der Durchsichtigkeit der Luft zu schaden, die Töne harmonischer macht, die Wirkungen des grellen, intensiven Strahles mildert und über die ganze Natur eine Ruhe verbreitet, welche auch in unsere Seele einzieht.

Kein Anderer kann die Scenerie von Ceylon besser würdigen, als der Jäger. Die Verfolgung des wilden Elephanten oder Bären bringt ihn in Situationen, deren unübertrefflich scenische Schönheit nicht leicht einem Andern vor das Auge gerückt wird, außer vielleicht einem Soldaten im Kampfe gegen aufständische Eingeborne. In einem Dampfer oder auf der Lustjacht um die Insel reisen und während einer solchen Fahrt alle größeren und kleineren Häfen besuchen, würde den Freund des Malerischen in den Stand setzen, viel von der herrlichen Natur Ceylon's zu sehen. Alle, welche es besuchen, müssen anerkennen, daß es das gerühmte Elysium des Orientes wirklich ist.

Die Straße von Point de Galle nach Kolombo windet sich längs der Meeresküste hin. Zwischen ihr und der See liegt ein dünnes Gehölz von Kokosnußbäumen, in deren Schatten die dicht zusammenhängenden Dörfer liegen. Man darf hier nicht an die niedrigen, breiten Kronen unserer Obstwälder denken; die Kokospalmen, welche sich mit Vorliebe dem Meere zuneigen, ragen achtzig bis hundert und mehrere Fuß empor und tragen erst in dieser Höhe auf schlanken Säulen ihre herrlichen Fächerkronen. Es benimmt dies den Umrissen des landschaftlichen Bildes die Eintönigkeit, welche unvermeidlich wäre, wenn der Wuchs der Kokospalme die gleichen, regelmäßig aufsteigenden Linien zeigte, welche die Arekapalme so reizend, schlank und fein in ihrem Bau erscheinen lassen.

Unsere Reise ging sehr schnell und glücklich von Statten. Schon in geraumer Entfernung von Kolombo zeigten die dichteren Reihen von besser gebauten Wohnungen, vermischt mit einzelnen europäischen Häusern, daß wir uns der Hauptstadt näherten. Die Kokoswälder wechselten in angenehmer Weise mit den Zimmtgärten der Regierung ab. Dieses Gesträuche, welches im Handel so großen Nutzen abwirft, wächst bis zu einer Höhe von vier bis fünf Fuß und gleicht, was sowohl die Farbe als auch die Gestalt des Blattes betrifft, der Syringe. Die Straße belebte sich bei jedem Schritte mehr mit malerischen Gestalten; wir waren gewissermaßen bereits in der Vorstadt Kolombo's, die aber wegen des Fort durch einen breiten, freien und nicht von Wohnungen bedeckten Raum von der eigentlichen Stadt getrennt ist.

Endlich passirten wir auch den berühmten, von den Singhalesen heilig gehaltenen Banianen-Baum, dessen Hauptwurzel auf der einen Seite der Straße in die Erde greift und der von der herrlich geästeten Riesenkrone aus eine seiner Luftwurzeln auf der andern Seite des breiten Fahrweges zu Boden gesandt hat, so daß sie nun einen zweiten kräftigen Stamm bildete. Diese Baniane ist eine großartige Erscheinung der tropischen Pflanzenwelt, ein wahrhaft königlicher Sproß des mütterlichen Schooßes dieser so reich gesegneten Insel.

Gegen Sonnenuntergang langten wir in Kolombo an. Wir wurden da von einem Abgesandten des Gouverneur empfangen, welcher den Auftrag hatte, uns nach dem Queens-house zu geleiten. Dort wurde uns Alles geboten, was nach einer Tagesfahrt in diesem Klima erwünscht ist: kühle Zimmer, ein prachtvolles Bad, Ruhe und Speise. Nach dem Essen ging ich mit Raffley vor die Citadelle hinaus an das Meeresufer, den Sammelplatz der schönen Welt von Kolombo, welche theils zu Wagen und theils zu Pferde, vielleicht auch promenirend sich der kühlen Seebrise erfreute.

Neben dem Wege auf einer weiten Esplanade machte ein Theil der Garnison, welche aus Eingebornen von Vorderindien unter englischen Offizieren besteht, seine Exerzitien, denn die

Rücksicht auf das Klima erfordert, daß solche Uebungen nur in den kühlen Morgen- und Abendstunden vorgenommen werden.

Wir ließen uns auf eine Bank nieder. In dem kurzen Zwielichte der tropischen Breite drang das brandende Rauschen des Meeres wie eine vernehmliche Sprache an mein Ohr. Wie wunderbar drängten und kreuzten sich die Gedanken! Ich ließ den Blick bald auf dem Treiben der kleinen Schalthierchen zu meinen Füßen haften, bald über die blaue See in endlose Ferne schweifen; zur Rechten die Stadt und ihre Forts, zur Linken ein großes, englisches Monstre-Hôtel, dicht von Kokospalmen umgeben, deren Federkronen sich rauschend im Nachtwinde bewegten, und es war mir Alles wie ein Traum; ich mußte mich besinnen, daß ich mich wirklich hier auf Ceylon befinde. Vergangenes, Erlebtes, Kommendes und die Gebilde der Phantasie fließen mit dem Gegenwärtigen in ein seltsames, halbbewußtes Dasein zusammen; man erinnert sich nur undeutlich, wohin in solchen Momenten die Gedanken eilten, so wird man von der Seltsamkeit der neuen Eindrücke und der fremden Umgebung verwirrt, und dennoch zählen solche Stunden zu den reichsten und liebsten Erinnerungen, welche man mit zur Heimath bringt.

Es war mittlerweile Nacht geworden und die Truppen hatten längst mit klingendem Spiele den Rückweg nach der Stadt angetreten, als wir uns nach dem Queens-house zurückbegaben. An der Thür desselben stand Tom, der Steuermann, welcher uns nicht zu Hause getroffen und also hier auf uns gewartet hatte.

„Eingetroffen, Sir!" sagte er nach kurzer Seemannsart.

„Well, mein Junge; doch wo ist die Jacht? Ich habe sie trotz allen Suchens nicht bemerkt."

„Hinter dem Felsen seitwärts vom Hafen, Sir. Der Hafen ist dem Winde ausgesetzt und eine stramme Bö, welche einen Dreimaster umklappt wie einen Gartenstuhl, ist in diesen Gegenden nichts Seltenes."

„Well done! Gibt's etwas Neues an Bord?"

„Nein. Aber außer Bord habe ich eine Bemerkung gemacht, die ich Euch melden muß, Sir."

„Welche?"

„Habt Ihr den Chinesen bemerkt, welcher gestern den Hafen verließ?"

„Yes."

„Sein Bau und seine Takelung nahmen mich Wunder, auch konnte ich mir nicht recht gut denken, wohin der Kerl eigentlich wollte, da der Nordost-Monsum ihm ja den Curs verlegt. Dann fiel mir auf, daß heut Morgen in der „schwarzen Stadt" von Point de Galle, wo nur Eingeborene wohnen, mehrere Mädchen verschwunden waren. Ich hatte neben dem Chinesen gelegen und einige Singhalesinen bei ihm an Bord gesehen."

„Ein Girl-Robber? Pshaw!"

„O doch, es gibt einen Girl-Robber, Sir, einen Mädchenräuber. Es wurde mir im Wirthshause viel von ihm erzählt. Er ist ein chinesischer Seeräuber und besucht die Küsten, um Mädchen zu holen, welche die Frauen seiner Leute werden müssen, die auf einer verborgenen Insel wohnen."

„Möglich, geht mich aber nichts an."

„Mich auch nicht; aber dieser Pirat fiel mir doch bei der heutigen Nachricht unwillkürlich ein. Ich hatte die Singhalesinen an Bord des „Haiang-dze gesehen und wußte sehr genau, daß sie nicht wieder an das Land gebracht worden waren. Dann dachte ich an Euern Kaladi, dessen Herzenskleinod ein Mann der Dschonke angefallen hatte, und heute — —"

„Nun, heute?" frug Raffley, neugierig werdend.

„Es war um Mittag herum; die See ging ein wenig hoch und ich fuhr beinahe ohne Rauch; dazu hatte ich die Leinwand in Reffs gelegt, so daß es nicht leicht war, uns von Weitem zu bemerken. Da sah ich den Chinesen vor mir durch das Wasser gehen. Er hatte alle Segel beigesetzt und ging durch die Wogen ventre-à-terre, wie ein gutes Pferd bei der Fuchshetze. Der Jacht aber war er nicht gewachsen; ich holte ihn ein, und er bemerkte mich erst, als ich bereits bis höchstens auf eine Viertelmeile an ihn heran war. Sofort ließ er die Maske vorlegen, aber ich hatte durch das Rohr bereits genug gesehen."

„Was?"

„Er ließ den Raum lüften und hatte außer den Luken auch acht Löcher geöffnet, welche mir nur geschnitten zu sein schienen, um Kanonenkugeln hindurch zu lassen. Und auf dem Decke saßen, an den Händen gebunden, vier Frauenzimmer, welche beim Nahen der Jacht sofort in den Raum geschafft wurden."

„Hast Du ihn angesprochen?"

„Natürlich."

„Was antwortete er?"

„Dschonke Haiang-dze, bestimmt nach Tschilah."

„Das war eine Lüge. Was will der Chinese in Tschilah? Er bewegte sich gestern so leicht aus dem Hafen, daß er sicher keine Ladung hat, und in Tschilah ist nichts zu finden, was man stauen könnte. Der Kerl wird mir verdächtig, und es macht mir Vergnügen, ihn zu beobachten."

„Durch die Jacht?"

„Natürlich. Wir gehen von hier über Kandy nach Kornegalle bis an die Ufer des Alligatorflusses, den die Singhalesen Kimbu-Oya nennen. Den Rückweg werde ich nicht zu Lande, sondern per Kahn auf dem Flusse machen, welcher uns nach Tschilah führt. Dort soll die Jacht auf uns warten, und bis wir kommen, hast Du ja Zeit, Dich nach dem umzusehen, was der Chinese treibt."

„Wann werdet Ihr in Tschilah sein, Sir?"

„Weiß es nicht genau."

„Well. Habt Ihr sonst noch einen Befehl?"

„Nein, Du kannst gehen!" —

Am andern Morgen setzten wir unsere Fahrt nach Kandy fort, welches die ehemalige Hauptstadt der Insel und der Sitz der einheimischen Könige ist. Die Entfernung zwischen Kolombo und Kandy beträgt achtzehn Stunden. Die Straße, welche von Point de Galle aus nordwärts geführt hatte, drehte sich hinter Kolombo nach Osten. Die Haine der Kokospalmen verschwanden bald, und junge Reisplantagen gewährten mit ihrem zarten, glänzenden Grün einen sehr angenehmen Anblick. Dann kamen Pflanzungen des Areka- und Surivabaumes mit ihrem reichen Laubwerke, zwischen welchem die schönen gelben Blüthen verheißungsvoll hindurch schimmerten. Namentlich wurden wir ergötzt durch den Contrast, welchen die gewaltigen, schwarzen Gneißmassen, aus denen hier die Berge bestehen, mit den zarten und vielfarbigen, sich an ihnen emporrankenden Schlingpflanzen gewähren. Einzelne Djackholz- und Brodfruchtbäume wechselten mit Kaffee-, Zucker- und Indigopflanzungen, dann kam die Dschungel, eine undurchdringliche Verwickelung von üppigen Rankengewächsen, Schlingpflanzen und Sträuchern, mit leuchtenden Blüthenkelchen durchwebt, bis die Straße immer belebter wurde.

Zahlreiche Ochsenkarren begegneten uns; zahme Elephanten trugen ihre Reiter oder arbeiteten zur Seite der Straße, welche sich rund um den Berg Kadagawana zur Höhe wand, um dem Auge stets neue Scenerieherrlichkeiten darzubieten. Dann öffnete sich auf der Spitze des Berges ein Panorama, wie man es schwerlich in den europäischen Alpengegenden findet. Mächtige Felsen, Bergspitzen, die einen Kranz von Baumblüthen trugen, als ob Fee'n ihre Haine auf den Höhen ringsum aufgeschlagen hätten, parkähnliche Abhänge mit Sturzbächen, Wasserfällen und sanft dahinrieselnden Quellen — die wellenförmige Ebene im Vordergrunde, dies Alles, gebadet in einem weichen, goldenen Lichte, bildete ein Panorama, wie es menschliches Genie niemals in Farben darzustellen vermöchte und keine Feder entsprechend schildern könnte.

Die Gegend von Kandy gleicht einem großen Garten; Laubwerk, Frucht und Blumen bieten eine Abwechslung, wie man sie sonst kaum findet. Die Aufmerksamkeit des Fremden wird meistens durch den Taliputbaum gefesselt; die Myrte und der Lorbeer sind zahlreich und schön; prachtvolle, goldig glühende Sonnenblumen und üppige Balsaminen bilden eine Farbenzusammenstellung, welche der geschickteste Maler nicht auf die Leinwand zu tragen vermöchte. Und mitten in den Pflanzenwundern bewegt sich eine ebenso malerische wie interessante Thierwelt. Affen schwingen sich kreischend von einem Aste zum andern; Papageien und noch andere Vögel von zarterem Bau und prachtvolleren Farben erscheinen in zahlreichen Schwärmen oder sitzen in dem dichten Laubwerke, als seien sie selbst glänzende Blüthen, die dort wachsen. Nirgends in der Welt gibt es Schmetterlinge von schönerer Zeichnung und Farbe als auf Ceylon. Man sieht

hier den Baumfrosch in die offenen Blüthenkelche schleichen und dort die gestreifte oder gefleckte Eidechse metallisch an dem Baumstamme glänzen. Zu Zeiten läßt eine ungeheuere Schlange ihre gefleckte, schillernde Haut sehen, indem sie sich aus dem schattigen Sumpfe hervorwindet, um sich in die wärmenden Strahlen der Sonne zu begeben. Hier kommt ein Elephant marschirt und spielt mit dem langen, muskulösen Rüssel, und dort schnellt ein Leopard durch das Dunkel der Bäume; er hat eine Beute geängt, die ihm sicher nicht entgehen wird.

Wir kamen des Abends in Kandy an. Eine zahlreiche Gesellschaft erwartete uns bereits: der Gouverneur, der Government-Agent, die Spitzen der Verwaltung und das zahlreiche Offizierkorps vom kommandirenden Obersten bis herab zu dem jüngsten Lieutenant. Es wurde gespeist und getrunken, gescherzt und gelacht, gespielt, getanzt und musizirt, so daß die Stunden des Abends wie Minuten entschwanden.

Am andern Morgen setzte sich die ganze Gesellschaft in der Richtung nach Kornegalle, welches die Singhalesen Kurunai-Galle nennen, in Bewegung. Die Stadt war eine der alten Hauptstädte der Insel und von 1319 bis 1347 der Sitz und die Residenz ihrer Könige. Die Wohnung des obersten Distriktsbeamten nimmt jetzt die Stelle des vormaligen Palastes ein, und der Boden ist mit Bruchstücken von Säulen und Trümmern aller Art, den Ueberresten des königlichen Baues, übersät. Die neue Stadt besteht aus den Bungalo's der europäischen Beamten, deren jedes von einem Garten umgeben ist, aus zwei oder drei Straßen, welche von den Nachkommen der Holländer und von Arabern bewohnt werden, und endlich aus einem Eingeborenen-Bazar mit den üblichen Reihen von Reis und Kurristoffen und anderen Waaren, wie sie hier zu Lande gebraucht und verwerthet werden.

Der Reiz des Ortes beruht auf der ungewöhnlichen Schönheit seiner Lage. Kornegalle liegt unter dem Schatten eines ungeheuren Gneißfelsens, welcher fast von allem Grün entblößt und von der Zeit so abgerundet und ausgewaschen ist, daß er fast ganz genau die Figur eines liegenden Elephanten darstellt. Daher nennt man diesen Stein Aëtagalla d. i. den Felsen des Hauers. Hauer oder (englisch) Tusker ist ein mit Fangzähnen versehener männlicher Elephant. Aber Aëtagalla ist nur das letzte Glied in einer ganzen Kette ähnlich gestalteter Felsenhügel, welche hier plötzlich enden und wegen der phantastischen Formen, die durch den Einfluß der Atmosphäre ihren gigantischen Umrissen gegeben worden sind, die Namen des „Schildkröten-," des „Schlangen-," des „Tiger-," des „Fisch-" und des „Adlerfelsens" erhalten haben. Der Eindruck dieser staunenerregenden Felsenmassen äußert sich so mächtig auf die Singhalesen, daß z. B. in alten Urkunden Ländereien verliehen werden, „so lange Sonne und Mond scheinen und so lange Aëtagalla und Andagalla dauern werden," was soviel heißt, wie auf ewige Zeiten.

Kornegalle ist ein Versammlungsort der Buddhisten; von den entferntesten Theilen der Insel kommen sie dahin, um einen alten, auf dem Gipfel des Felsens stehenden Tempel zu besuchen, zu welchem man vom Thale aus mittelst steiler Pfade und in Stein gehauener Stufen gelangt. Hier ist Hauptgegenstand der Verehrung der in dem Granit ausgehöhlte Abdruck eines Fußes, ähnlich dem heiligen Fußtapfen auf dem Adamspik, dessen steiler Gipfel den Pilgern auf Aëtagalla in einer Entfernung von etwa vierzig Meilen deutlich sichtbar ist.

Zu gewissen Zeiten ist die Hitze in Kornegalle höchst intensiv in Folge der Gluth, welche diese Granitfelsen fortwährend wiederstrahlen. Die Wärme wird deßhalb gegen Abend hin fast unerträglich, und die schwüle Nacht ist zu kurz, als daß bis Sonnenaufgang eine Kühlung eintreten könnte.

Aus ähnlichen Gründen kommt es vor, daß Flüsse versiechen und Teiche austrocknen; dann steigen die Leiden der wilden Thiere in einem solchen Grade, daß zahlreiche Krokodile und Bären in der Stadt erscheinen, um aus den dortigen Brunnen zu trinken. Der Boden des Distriktes ist außerordentlich fruchtbar; Reis, Baumwolle und trockene Früchte werden in Menge gebaut. Jede Hütte ist von einem Garten umgeben, welcher mit Kokos- und Arekapalmen, mit Dschackbäumen und Kaffeesträuchern bestanden ist. Die Hügel sind, so weit der Pflug geht, mit üppiger Vegetation bedeckt, und nach allen Seiten hin dehnen sich, so weit das Auge reicht, von Strömen durchschnittene Wälder aus, in deren Schatten Elephanten und anderes Wild in Ueberfluß sich aufhalten.

Es ist hinlänglich bekannt, daß der Elephant zu allerlei Arbeiten verwendet wird, bei denen physische Kraft mit Ueberlegung gepaart sein muß. Tritt einmal Mangel an gezähmten Thieren ein, so wird eine Jagd veranstaltet, zu welcher nicht nur die Betheiligten sich einstellen, sondern auch die Bevölkerung aus einer meilenweiten Entfernung herbeiströmt, um an dem aufregenden Vergnügen Theil zu nehmen, welches mit einer solchen Jagd verbunden ist. Eben jetzt war der Bedarf an Elephanten ein dringender geworden, und der Vorsteher des Civil-Ingenieur-Departement hatte sich von dem Gouverneur die Erlaubniß zu einer Elephantenhetze erbeten. Derselbe hatte natürlich seine Genehmigung ertheilt und zugleich diese Gelegenheit ergriffen, Sir John Rafflen seine Aufmerksamkeit durch eine Einladung zu beweisen.

Es war Alles zu unserm Empfange bereit, und am Tage nach unserer Ankunft in Kornegalle begaben wir uns nach dem etwa zwanzig Meilen von der Stadt entfernten Orte, wo der Corral aufgerichtet worden war. Der Boden, über welchen wir dem Schauplatze des bevorstehenden Fanges zuritten, zeigte Spuren der tiefsten Trockenheit; die Felder lagen wegen Mangels an Wasser großentheils unbebaut, und die fast ausgetrockneten Teiche waren mit den Blättern der rosenfarbenen Lotosblume bedeckt.

Unsere Gesellschaft sah so orientalisch aus wie die Gegend, durch welche wir vorrückten. Der Gouverneur bildete mit seinem Stabe und Haushalte einen langen Zug, dem die eingeborene Dienerschaft, die Pferdeknechte und Schnelläufer als Eskorte dienten. Die Damen wurden in Palankins und die jugendlichen Mitglieder der Gesellschaft mittelst Stangen auf Stühlen getragen, über welche man ein grünes, kühlendes Sommerzelt aus frischen Blättern der Taliputpalme gebreitet hatte.

Nachdem das bebaute Land zu Ende war, führte der Pfad über offene Blößen und trat schließlich in den Wald, in den Schatten uralter Bäume ein, welche bis zur Krone mit Kletterpflanzen umwunden und mit natürlichen Guirlanden von Convolvulus und Orchideen geschmückt waren. Das hier herrschende Schweigen wurde nur von dem leisen Summen der Insekten und hier oder da von dem gellenden Rufe eines flaumenköpfigen Papagei's oder dem Flöten des goldenen Pfingstvogels unterbrochen. Wir überschritten die breiten, sandigen Betten zweier ausgetrockneten Flüsse; über sie ragten mächtige Bäume, unter denen der ansehnlichste der Kombuk (Pentaptera paniculata) war, aus dessen kalkiger Rinde die Eingeborenen eine Art Leim für ihren Betel bereiten; und von den Zweigen hingen über die wasserlosen Rinnen hin die riesigen Hülsen der kolossalen Pusnoaël-Bohne (Entada pursaetha), deren Schote bei einer Breite von sechs Zoll drei Ellen in der Länge mißt.

Nachdem wir die steilen Ufer des zweiten Stromes erstiegen hatten, befanden wir uns in Front der Gebäude, welche in unmittelbarer Nähe des Corrals für unsere Gesellschaft zeitweilig errichtet worden waren. Diese kühlen und angenehmen Wohnungen bestanden aus Zweigen mit einem Dache aus Palmblättern und duftendem Citronenlaub; außer einem Speisesaale und Reihen von Schlafzimmern, welche zeltartige Einrichtung hatten, enthielten sie Küchen, Vorrathsräume und Ställe — alles dies von den Eingeborenen im Laufe weniger Tage hergestellt.

Was die Wahl des Jagdgrundes betrifft, so nimmt man stets eine Position an irgend einer der Straßen, welche die Thiere bei ihren jährlichen Wanderungen nach Wasser und Futter einzuhalten pflegen. Unumgänglich ist ferner die Nähe eines Stromes, nicht nur für den Bedarf der Elephanten während der Zeit, welche über dem Zusammentreiben nach der Umzäunung vergeht, sondern auch um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich nach der Gefangennahme während des Verlaufes der Zähmung baden und abkühlen zu können.

Bei dem Baue des Corrals hütet man sich sorgfältig vor Zerstörung der Bäume und des Gebüsches innerhalb des eingeschlossenen Raumes, zumal auf der Seite, von welcher die Elephanten herbeikommen, damit die Umzäunung so viel wie möglich durch das dichte Laub maskirt wird. Die Bäume, welche

man zum Bau verwendet, haben bis zwölf Zoll im Durchmesser; sie werden ungefähr drei Fuß tief in die Erde eingesenkt und haben dann über der Erde noch eine Länge von zwölf bis fünfzehn Fuß; die Räume zwischen den Pfählen sind so weit, daß ein Mensch hindurchgleiten kann. Diese senkrechten Pfähle werden durch Querbalken zusammengehalten, welche mit Rohr und biegsamen Schlingpflanzen oder, wie man sie nennt, „Dschungel-Seilen" angebunden werden, und das Ganze wird mittelst gabelförmiger Stützen befestigt, welche die Bindepfähle umfassen und den Zaun bei einem etwaigen Andringen der wilden Elephanten gegen das Zusammenbrechen nach außen hin schützen. An dem einen Ende des Corrals wird ein Eingang offen gelassen, welcher durch Vorschieben von Querbalken augenblicklich geschlossen werden kann, und von jeder Ecke derjenigen Seite, wo die Elephanten herkommen sollen, setzt sich eine Linie desselben starken Zaunes fort, ebenfalls durch Bäume versteckt, so daß, wenn die Heerde, statt durch den Eingang einzutreten, nach rechts oder links ausbrechen will, sie sich plötzlich aufgehalten und gezwungen sieht, die Pforte doch zu passiren. Auf einer Gruppe starker und nahe an der Umzäunung stehender Bäume hatte man für die Gesellschaft eine Tribüne angebracht, von welcher aus man den ganzen Vorgang vom Eintritte der Heerde an bis zur Abführung der gezähmten Elephanten beobachten konnte. So massiv der beschriebene Bau auch ist, so fehlt ihm dennoch die Festigkeit, dem mit voller Kraft unternommenen Angriff eines in Wuth gebrachten Elephanten zu widerstehen, und wirklich hat man Beispiele von Unglücksfällen, welche sich bei dem Durchbrechen einer ganzen Heerde ereignet haben. Indessen verläßt man sich nicht so sehr auf den Widerstand der Umzäunung als auf die Furchtsamkeit der Gefangenen, die allerdings ihre eigene Stärke nicht kennen, sowie auf die Kühnheit der Jäger und auf die List, mit welcher sie die Unterjochung der gewaltigen Thiere ausführen.

Der Verlauf einer solchen Jagd ist nun gewöhnlich folgender:

Sobald der Corral fertig ist, beginnen die Treiber die Elephanten zusammen zu treiben. Zu diesem Zwecke müssen sie oft einen Kreis von vielen Meilen Peripherielänge bilden, um eine genügende Anzahl der Thiere zu umringen. Die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln erfordern viel Geduld; man muß Alles vermeiden, die Elephanten unruhig und mißtrauisch zu machen, weil sie sonst entwischen würden. Da das Naturell dieser Thiere im Ganzen friedfertig ist und sie nur darauf bedacht sind, ungestört und in Sicherheit zu weiden, so ziehen sie sich instinctmäßig vor dem leisesten Andrängen zurück, und man benützt diese Schüchternheit, indem man nur grad so viel Geräusch verursacht, als nöthig ist, sie in der gewünschten Richtung vorwärts zu treiben.

Durch dieses Verfahren werden mehrere Heerden auf einem Areale concentrirt, welches noch vollständig von den Wächtern umringt werden kann, und Tag für Tag ist man nun beflissen, sie nach der Umzäunung des Corrals zu drängen. Wenn ihr Verdacht rege wird und sie Unruhe zeigen sollten, so greift man zu stärkeren Maßregeln, um ihre Flucht zu verhindern. Man errichtet in einer Entfernung von zehn zu zehn Schritten auf der ganzen Treiberlinie Feuer, welche Tag und Nacht brennen; die Zahl der Treiber wird vermehrt, so daß deren oft vier bis fünf Tausend anwesend sind, und durch die Dschungel werden sorgfältig Fußwege gehauen, um die so nothwendige Communication zu ermöglichen. Dabei unterhalten die Anführer eine beständige Patrouille, um sich zu überzeugen, daß Jeder sich auf seinem Posten befindet und wachsam ist, da eine Nachlässigkeit auf einer einzigen Stelle das Entkommen der Heerde zur Folge haben und dadurch in einem Augenblick die Arbeit von Wochen zu nichte machen kann. Durch solche Aufmerksamkeit wird jeder Versuch der Elephanten, durchzubrechen, in der Regel vereitelt, und es kann auf jedem bedrohten Punkte sofort eine genügende Macht versammelt werden, um sie zurückzuwerfen. Endlich werden die Elephanten so nahe zur Einzäunung hingedrängt, daß der Cordon der Treiber sich zu beiden Seiten des Corrals an die Arme desselben anschließt und nun das Ganze einen Kreis von etwa zwei englischen Meilen bildet, innerhalb dessen die Heerde eingeschlossen gehalten wird bis zum Signal für das Schlußtreiben.

Ueber diesen Vorbereitungen vergehen oft Monate, und im entscheidenden Augenblick sind dann Tausende anwesend, das seltene Schauspiel zu genießen.

Als wir auf dem Schauplatz desselben anlangten, wurde zunächst Jedem sein Schlafraum angewiesen; sodann versammelte sich die Gesellschaft im Speisezimmer, und nach beendigter Tafel begab man sich zur Tribüne. Als dies geschehen war, gab der Gouverneur das Zeichen, den Schlußact zu beginnen.

Von den Tempeln und Häuptlingen war eine Anzahl zahmer Elephanten gesandt worden, um bei dem Einfangen der wilden zu helfen. Diese unentbehrlichen Thiere standen dicht unter uns und fächelten sich behaglich mit Blättern. Es waren vier verschiedene Heerden, deren Gesammtzahl bis auf siebenzig Stück angegeben wurde, eingeschlossen und in diesem Augenblick nicht weit von uns im Dschungel verborgen. Es durfte sich kein Laut hören lassen; Jeder durfte sich mit dem Nachbar nur flüsternd unterhalten, und auch von der ungeheuren Menge der Wächter wurde ein solches Schweigen beobachtet, daß man gelegentlich das Knistern der Zweige vernahm, wenn einer der Elephanten ein Blatt abknickte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Wochen-Rundschau.

Gesundheitspflege. In benzoësaurem Natron will Prof. Prokop v. Rokitansky in Innsbruck das unfehlbare Gegengift gegen die Tuberkulose gefunden haben. Es werden von ihm mehrere Beispiele von Kranken angeführt, die, bereits sehr herabgekommen, nach kurzem Aufenthalt und Anwendung des genannten Mittels im Spital geheilt entlassen werden konnten. Die ärztliche Welt wird wohl diese Verheißung einer genauen Prüfung unterziehen, so daß sich bald herausstellen dürfte, ob dieses Mittel wirklich eine derartige Heilkraft besitzt. Aus Greifswald kommt die Meldung, daß die Einwirkung des benzoësauren Natrons auf die Tuberkulose zuerst von dem Privatdocenten und Assistenzarzt an der Greifswalder Klinik, Dr. Max Schüller, an Thieren studirt und auf Grund dieser Versuchsergebnisse zur Behandlung der Tuberkulose beim Menschen empfohlen wurde.

Handel. Der englische Consul Medhurst in Shanghai gibt Aufschlüsse über die Theefabrikation in China. Die Ufer der zahlreichen Buchten in den Dörfern der Hongkongseite des Soochrewbaches sind mit Weiden bewachsen, deren junge Blätter in den Monaten April und Mai gesammelt werden. Man schüttet sie in den Dreschtennen der Gehöfte in Haufen auf und läßt sie unter dem Einflusse der Sonnenwärme einen leichten Gährungsprozeß durchmachen. Dann werden sie, ganz wie echte Theeblätter, nach der Größe sortirt und in den üblichen Theeöfen geröstet. Das Aussehen ist danach dem der echten Theeblätter sehr ähnlich. So bringt man diese Blätter nach Shanghai, wo sie in der Menge von 10 bis 20 Procent dem wirklichen Thee beigemischt werden. Wie bei uns manche Leute Cichorie statt Kaffee, haben die ärmeren Klassen in jener Gegend schon seit längerer Zeit die gerösteten Weidenblätter statt des gerösteten Thees konsumirt; seit etwa 15 Jahren aber hält man die „rothhaarigen Barbaren" für gut und dumm genug, die Weidenblätter als Thee theuer zu bezahlen. Medhurst schätzt den Verbrauch an Weidenblättern zu solchen Zwecken in jener Gegend allein auf jährlich 400,000 Pfund. Jedenfalls ein Geschäft von ziemlicher Bedeutung.

Amerikanisches.

Großartige Verfälschung. Wenige Geschäfte werden mit mehr Heimlichkeit betrieben, als das der Fabrikation von Glukose (Traubenzucker) aus Mais. Millionen über Millionen Bushel dieses Getreides werden alljährlich für diesen Zweck verbraucht. Aus einem Bushel Mais stellte der Erfinder dieses Verfahrens drei Gallonen Traubenzucker-Syrup her. Die Farbe, Dichtigkeit und Süßigkeit desselben ist solcher Art, daß er sich zum Mischen mit dem Rohrzucker-Syrup trefflich eignet, während sein Preis sehr gering ist. Die Glukose findet folgenden Absatz: 1. an Zuckerraffinerien in ungeheueren Quantitäten; 2. an alle Syrup-Fabrikanten, die vorgeben, ihre Waare aus reinem Rohzucker darzustellen; 3. an Zuckerbäcker und Candy-Fabrikanten. Früher kauften diese den aus Glukose gemachten Zucker, jetzt kaufen sie die Glukose selbst und machen ihre Waaren daraus. 4. An Honig-Fabrikanten. Die Glukose vermischt sich ausgezeichnet zu gleichen Theilen mit Honig, ja man behauptet, daß dieser durch die Beimischung verbessert werde. Die Ausfuhr von Honig nach Europa nimmt täglich zu. 5. Zu allen Mischungen von süßen Weinen, Schnäpsen,

„Ich war in den Backtrog gefallen, hatte Ursache, mich vor Mördern zu fürchten — "

„Die nur in Ihrer erhitzten Phantasie existirten!"

„Im Gegentheil — Sie wissen, daß jener Brief — "

„Lassen Sie mich ausreden, mein Herr! Genug, Sie verwirrten Hannchen und mich durch Ihr Benehmen — und als dann eine andere Freundin, die sich, kurz vor Ihrem Erscheinen, in das Kabinet hier nebenan zurückgezogen hatte, um zum Scherze Hannchen's Maskenanzug zu probiren, sich in jenem Kostüm zeigte, da ließen Sie mir keine Zeit, Ihnen Alles zu erklären, sondern rannten schreiend fort, wie vom bösen Feind besessen. Erst dann ahnte ich, daß Sie sich so weit vergessen hatten, zu mir in betrunkenem Zustande zu kommen; daß Sie heimlich einem Laster ergeben seien, welches ich verabscheue — "

„Ich schwöre Ihnen — "

„Still, Herr Schulze — mein Verdacht war nur zu sehr begründet — ich weiß, daß man Sie in der verflossenen Nacht auf einer Traghahre nach einer Polizeiwachtstube schaffen mußte, da Sie sinnlos berauscht waren — "

„Himmel, Sie wissen — ? Mein Gott, es gibt Umstände, unter denen auch der ehrbarste Mann — "

„Und glauben Sie — um auf den Maskenball zurück zu kommen — ich hätte nicht gewußt, daß Sie mir am Abend in einer Droschke nach dem Ball-Lokal heimlich folgten? Pfui, mein Herr, seiner Braut so wenig zu trauen! Was blieb mir übrig, als Sie dafür zu strafen? Herr Oranoff und meine Freundin waren so gütig, mir dabei behülflich zu sein."

„Was höre ich? Jenes von mir in der Orangerie belauschte Zwiegespräch war also wohl nur eine Komödie? O Lotte, können Sie mir verzeihen? Auch ich will unter solchen Umständen vergessen, daß Sie mich einen dicken, alten Affen genannt haben — also — vergeben wir einander — Versöhnung und — Alles bleibe beim Alten!"

„Wir können uns gegenseitig einen solchen Luxus ersparen, mein Herr! Sie haben mir vor diesen Zeugen erklärt, daß Sie auf meine Hand Verzicht leisten, da ich Ihrer nicht würdig sei," fuhr Lotte sarkastisch fort.

„Ich sehe ein, daß Sie Recht haben, denn ich würde nie einen Mann gebührend zu schätzen wissen, der eifersüchtig wie ein — Türke ist, sich betrinkt und obendrein das Talent besitzt, sich überall lächerlich zu machen. Lassen wir es also bei Ihrer Verzichtleistung bewenden — ich nehme sie dankbar an."

„Mein Fräulein, Sie werden es bereuen — "

„Ich zweifle nicht daran. Damit ich aber in meiner dereinstigen Zerknirschung nicht völlig verlassen sei, habe ich als vorsichtiges Mädchen bereits dafür gesorgt, mit einem Trostspender versehen zu sein; er ist glücklicher Weise bereits gefunden — meines Vaters Nachfolger wird auch der Ihrige!"

Lotte ergriff bei den letzten Worten lächelnd die Hand Iwan's, wandte sich dann wieder zu Herrn Schulze und sagte: „Ich denke, wir sind mit einander fertig, nicht wahr, mein Herr?"

„Sehr — fertig!" stotterte der kleine dicke Rentier hastig hervor, machte eine kurze, trotzige Verbeugung und schoß zur Thür hinaus.

X.

Es war Mittag.

Und wieder blitzte und knisterte der Schnee draußen, tönte Schellengeläute von der Straße herauf, war der Himmel klar und blau über der Residenz ausgespannt, schmolz der Sonnenglanz die wunderseltsam krausen Eisblumen an den Außenfenstern und leuchtete durch das freundliche, behaglich eingerichtete Gemach bis zu dem runden, gedeckten Sophatische, auf dem delikate Gerichte dampften und eine mit gutem Wein gefüllte langhalsige Flasche sich stolz neben den Tellern emporreckte. Und im Kamin prasselte lustig das Feuer, der Kanarienvogel schmetterte im Käfig am Fensterkreuze, das Sonnenlicht koste mit den Blumen, die in netten Geschirren am Fenster dufteten.

Und Herr Schulze saß an dem Tische und er hatte die Serviette wieder sorgfältig über seine Kniee gebreitet.

Sein rundes Gesicht trug wieder den bedeutenden Grad von Harmlosigkeit und er schmunzelte behaglich.

Da trat die umfangreiche Frau Schnudeke in das Gemach.

Die Haushälterin nickte freundlich, Herr Schulze nickte freundlich und der Gänsebraten und die langhalsige Flasche schienen auch freundlich nicken zu wollen, nur nicht so energisch wie vor Kurzem.

„Setzen Sie sich, gute Schnudeke," sagte der dicke Rentier, derartig lächelnd, daß seine Mundwinkel entschieden den Versuch machten, sein Antlitz horizontal in zwei Theile zu spalten — „wir bleiben die Alten! Ich heirathe nicht, bin die Braut und sonst noch allerlei — Ungemach glücklich los geworden!"

„Gott sei Dank!" bemerkte Frau Schnudeke, tief aufathmend, während sie behaglich und mit dem gehörigen Selbstgefühl ihrem Herrn gegenüber Platz nahm. „Aber — welches sonstige Ungemach, wenn ich fragen darf?"

„Darüber — na, darüber spreche ich nicht gern!" versetzte Herr Theobald Schulze trocken. „Aber Eines merken Sie sich, Schnudeke. Wenn Sie mir, wie gewöhnlich, beim Morgenkaffee die Zeitung vorlesen, so überschlagen Sie Alles, was Rußland und die verwünschten — Nihilisten betrifft!"

Der Girl-Robber.

Nachdruck verboten.

Ein singhalesisches Abenteuer von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Als der durchdringende Pfiff des Gouverneur ertönte, änderte sich die Scene wie mit einem Schlage; ein tausendstimmiges Geschrei erscholl, Schüsse krachten, Trommeln wirbelten und die gellenden Schläge der Tam-Tams ließen sich vernehmen. Man begann mit diesem Spektakel auf der entlegensten Seite des Terrain, so daß die Elephanten im eiligen Laufe nach dem Eingange des Corrals zu getrieben wurden. Die Wächter längs der Seitenlinie verhielten sich ruhig, bis die Thiere an ihnen vorüber waren; dann fielen sie in ihrem Rücken auch in das Rufen ein und trieben sie mit verdoppeltem Geschrei und Lärmen vorwärts. Der Tumult wuchs, je näher die erschreckte Rotte kam, und wuchs bald auf dieser, bald auf jener Seite, je nach dem die Heerde in panischer Verwirrung von einem Punkte zum andern eilte, um die Linie zu durchbrechen, was indessen nicht gelang.

Da endlich knisterten die Zweige und krachte das Buschwerk in unserer unmittelbaren Nähe. Der vorderste der Elephanten brach aus dem Gehölz hervor und stürzte wild heran, gefolgt von der ganzen Heerde. Er bemerkte den Eingang, doch schien er Verdacht zu schöpfen. Er drehte sich wieder um und stürzte an der Spitze der Truppe in den Wald zurück. Der Lärm erhob sich von Neuem und wieder brachen die aufgescheuchten Elephanten hervor, doch hüteten sie sich wohl, in den Corral zu dringen; sie suchten ihr Versteck immer von Neuem auf.

Dies veranlaßte den eingeborenen Beamten, welcher die Treiberlinie befehligte, heranzukommen, um sich bei dem Gouverneur zu entschuldigen. Der Leitelephant war jedenfalls schon einmal in einer ähnlichen Lage gewesen und hatte sich durch das Ausbrechen gerettet. Da die Heerde sich auf das Höchste gereizt zeigte und der Fang bei Tag viel schwerer zu bewerkstelligen ist als bei Nacht, wo Feuer und Fackeln doppelte Wirkung thun, so war es der Wunsch der Jäger, ihre letzte Anstrengung bis auf den Abend zu verschieben, wo die Dunkelheit ihnen wesentlich zu Hülfe kommen mußte. Der Gouverneur billigte diesen Wunsch und gab den Befehl, für die nöthigen Fackeln Sorge zu tragen.

„Charley," sagte Raffley, als die Sache diesen Lauf nahm.

„Sir John?“

„Wir haben bis zum Abend eine Menge Zeit.“

„Das ist sehr richtig. Wie bringen wir sie hin?“

„Ich meine, wir nehmen unsere Gewehre und gehen ein wenig in den Wald.“

„Ganz meine Ansicht!“

„Kaladi!“

„Sihdi!“

„Du gehst mit. Du bist ein guter Schütze und kannst meine Büchse nehmen. Wo ist Molama?“

„In der Küche.“

„Sie soll heraufkommen und unsere Zimmer bewachen. Ich lasse meine Chair-and-umbrella-pipe zurück, auf welche sie ganz besonders Obacht geben soll.“

Kaladi richtete diese Botschaft aus, dann verabschiedeten wir uns von dem Gouverneur und schritten dem Urwalde zu, gefolgt von dem treuen Singhalesen, welcher die Rifle mit einer Miene trug, in welcher sich höchst deutlich das Verlangen aussprach, einen Meisterschuß thun zu können.

Das meiste Wild war natürlich am Wasser zu finden; daher folgten wir abwärts dem Laufe des beinahe ausgetrockneten Flußbettes, bis dieses in den Kimbu-Oya mündete. Dieser hielt Wasser genug, und in Folge dessen herrschte an seinen Ufern ein reicheres Thierleben als an den von uns bisher berührten Stellen.

Wir hätten von Minute zu Minute schießen können, doch zogen wir vor, zu warten, bis uns ein Wild begegne, welches eine gute Kugel wirklich verdiente. So waren wir wohl bereits zwei Stunden in das immer tiefer werdende Dunkel des Waldes vorgedrungen, als wir plötzlich seitwärts den hellen Trompetenton einer Elephantenstimme vernahmen.

„Charley, ein Tusker, vielleicht gar ein Einsiedler!“ meinte Raffley.

Einsiedler werden diejenigen Exemplare genannt, welche wegen Bösartigkeit ihres Charakters von den andern Thieren gemieden werden und darum zu einem einsamen Leben verurtheilt sind.

„Nehmen wir ihn?“

„Natürlich! Go on!“

Wir drangen leise zwischen den Bäumen der Gegend zu, aus welcher die Stimme auch noch jetzt ohne Aufhören erschallte. Das Thier mußte sich in einer ganz außerordentlichen Aufregung befinden, daß es solche anhaltende Töne vernehmen ließ. Endlich langten wir in seiner Nähe an und erblickten nun auch die Ursache dieser Aufregung. Auf einem wagerecht aus dem Stamme einer Baniane hervorstrebenden Aste saß ein Leopard, niedergeduckt und eng an den Ast geschmiegt, und unter ihm stand ein alter, männlicher Elephant, welcher unter fortwährenden Trompetentönen bemüht war, das Raubthier mit seinem Rüssel zu erreichen.

„Charley, nehmt Ihr die Katze und ich nehme den Elephanten!“ meinte Raffley leise. Ihn bewegten jedenfalls die prächtigen Hauer, welche der Tusker zeigte, zu diesem Entschlusse.

Ich legte an; der Schuß krachte. Der Leopard zuckte zusammen, schlug die Tatzen fester um den Ast, so daß man deutlich hörte, wie sich die Krallen in die Rinde gruben; dann ließ er wieder los, zuckte einige Male convulsivisch zusammen und stürzte zur Erde.

Zu gleicher Zeit hatte auch der Schuß des Engländers gekracht. Der Elephant wandte sich überrascht gegen uns; die Kugel war ihm unterhalb des Ohres in den Kopf gedrungen.

„So schießt man keinen Elephanten, Sir John,“ meinte ich. „Zurück, sonst sind wir verloren!“

Raffley hatte nur eine einläufige Büchse; der zweite Lauf der meinen war mit Schrot geladen, und auf Kaladi konnte ich mich nicht verlassen. Ich sprang also, als ich den Tusker mit hoch erhobenem Rüssel auf uns zukommen sah, in das Gebüsch zurück. Sir John that das Gleiche; dennoch aber wäre wenigstens einer von uns Beiden verloren gewesen, wenn der treue Singhalese weniger Muth besessen hätte. Er war ruhig stehen geblieben und drückte, als der Elephant beinahe zum Erfassen nahe war, ab. Die Kugel traf allerdings ganz genau die Gegend des Herzens, drang aber natürlich nicht tief genug ein.

Jetzt kannte die Wuth des zweimal verwundeten Thieres keine Grenzen. Es stürzte sich auf Kaladi, um ihn zu zertreten und dann mittelst der Hauer in die Luft zu schleudern; doch der gewandte Singhalese warf seine Rifle weg, zog das Messer, entschlüpfte dem nach ihm fassenden Rüssel, schnellte sich an den Hinterbeinen des Thieres vorüber und zog dabei seine scharfe Klinge so tief durch das eine derselben, daß er die Flechse durchschnitt.

„Ha — ia!“ klang sein triumphirender Ruf.

Ich hatte hinter einem Baume Schutz gesucht und wieder geladen. Als ich den Ruf vernahm, trat ich vor und sah das Thier sich unter schmerzlichem Stöhnen auf drei Beinen bewegen, um den Singhalesen doch zu erfassen. Ich legte an und zielte auf die Stelle, an welcher der Rüssel aus dem Kopfe tritt. Eine leise Berührung des Drückers — das gewaltige Thier blieb, wie vom Schlage gerührt, halten, stand einige Sekunden vollständig bewegungslos, begann dann zu zittern, zu wanken und stürzte mit einem weithin vernehmbaren Aechzen zusammen.

„O strange, war das ein Schuß!“ rief Raffley. „Man merkt es, daß Ihr dergleichen Wild schon geschossen habt. Well, ich wollte mir das Elfenbein verdienen; nun aber gehört es Euch, und die Katze dazu!“

„Was thue ich mit den Zähnen? Nehmt sie in Gottes Namen!“

„Fällt mir nicht ein! Die Beute, welche ich von der Jagd heimbringe, muß von meiner eigenen Kugel getroffen sein. Zieht der Katze die Haut ab; den Elephanten bedecken wir mit Zweigen und senden morgen unsere Leute her. Vorwärts; ich muß unbedingt auch noch einen Schuß haben!“

Es geschah, wie er vorgeschlagen hatte, dann nahmen wir, obgleich es nicht mehr zeitig am Tage war, unsern Pürschgang wieder auf.

Wir mochten so ziemlich eine Viertelstunde dem Wasser entlang gegangen sein, als ich, da ich voranschritt, die Spuren mehrerer Füße bemerkte, welche vom Ufer her in den Wald gingen.

„Stopp! Hier sind Leute gegangen.“

„Hier?“ frug Bothwell.

„Ja. Bleibt stehen, damit Ihr mir die Fährte nicht zerstört!“

„Zählt einmal, wie viele es ihrer sind!“

„Zwei — drei — fünf — sechs — — “

„Zounds! Sechs schon? Was thun sechs Leute hier an diesem Ort? Das kommt mir verdächtig vor!“

„Sieben“ — fuhr ich fort; „neun — zehn — zwölf — dreizehn sind es gewesen.“

„Dreizehn, also eine ganze Kompagnie! Was meint Ihr dazu, Charley?“

Der Klemmer war ihm vor Erstaunen nach der Nasenspitze gerutscht; der Mund stand ihm erwartungsvoll offen, und die Augen blickten mich durch die Gläser an, als ob von mir die Enthüllung eines höchst wichtigen Staatsgeheimnisses zu erwarten sei.

„Sagt zuvor Euere Meinung, Sir John!“

„Pshaw! Ich mag Euch zur See ein wenig überlegen sein, Charley, aber zu Land seid Ihr doch der Meister. Wer sich in so vielen Winkeln der Erde herumgetrieben hat, wie Ihr, der weiß sehr genau, wie wichtig eine solche Spur ist, und hat auch gelernt, sie zu lesen und zu beurtheilen.“

Ich bog mich nieder, um die Eindrücke genau zu untersuchen.

„Es sind lauter Männer. Ein Chinese und zwölf Singhalesen oder vielleicht gar Malayen.“

„Bless me! Woraus seht Ihr das?“

„Zwölf sind barfuß, und der Umstand, daß die große Zehe weit absteht, läßt mich auf Malayen schließen. Der Dreizehnte trägt, wie ich aus dem Eindrucke sehe, lederne Ha-prong, eine Fußbekleidung, für welche sich eben nur ein Chinese entschließen kann.“

„Wo kommen sie her, und was wollen sie hier?“

„Was sie wollen, könnten wir erfahren, wenn wir ihnen folgten. Woher sie kommen, werden wir wohl sehen.“

Ich stieg, den Spuren entgegen, das etwas steile und tiefe Ufer hinab. Die Fährte kam längs des Wassers herauf; wir

verfolgten sie, ich unten am Flusse und die beiden Andern oben auf der Höhe des Ufers. So mochten wir wohl zehn Minuten fortgeschritten sein, als ich auf ein Boot stieß, welches aus dem Wasser gezogen und mit Zweigen sorgfältig verdeckt worden war.

„Halt! Hier sind sie gelandet. Jedenfalls kamen sie stromauf. Sie haben das Boot versteckt und — wahrhaftig, hier ist noch ein zweites!"

„Versteckt? Zwei Boote? Und keine Wache dabei? Das ist verdächtig," meinte der Engländer. „Wer auf ehrlichen Wegen geht, braucht seine Fahrzeuge nicht zu verbergen, sondern läßt eine Wache dabei. Ich komme hinunter, Charley!"

„Ja, kommt! Auch mir verursacht die Sache Bedenken, allerdings weniger weil die Boote versteckt sind, sondern weil die dreizehn Männer nicht direkt das Ufer erstiegen haben, sondern erst eine so bedeutende Strecke am Wasser hinaufgegangen sind. Das geschah jedenfalls in der Absicht, ihre Spuren zu verbergen. Wer weiß, welch einem schlechten Werke diese Boote dienen sollen."

„Untersuchen wir sie!"

Die Boote waren, außer den in ihnen befindlichen Rudern, leer, und nicht das geringste Zeichen war zu entdecken, das uns Gelegenheit und Veranlassung zu irgend einem Schlusse gegeben hätte.

„Was thun wir, Charley?"

„Hm! Die Fahrzeuge gehören nicht uns!"

„Aber wenn sie einem bösen Zwecke dienen?

„Haben wir darüber Gewißheit?"

„Allerdings nicht, aber ich habe ganz gewaltige Lust, diese Dinger leck zu machen, denn ich sage mir, daß diese dreizehn Halunken irgend eine Niederträchtigkeit vorhaben."

„Was würdet Ihr sagen, wenn die Boote uns gehörten und wir fänden sie bei unserer Rückkunft zerstört?"

„Ich würde mich allerdings ärgern und jagte dem Kerl, der es gethan hätte, sobald ich ihn erwischte, ganz einfach eine Kugel in den Kopf."

„Seht Ihr's? Also!"

„Well, so lassen wir die Kähne, wie sie sind! Aber das Ding hat uns Zeit gekostet, und es dunkelt bereits. Machen wir uns auf den Rückweg, damit der Gouverneur nicht auf uns zu warten braucht!"

Wir kehrten um. Der Abend brach herein und es war nicht ganz leicht, uns zurecht zu finden; dennoch langten wir nach einigen Stunden wohlbehalten bei dem Corral an, wo man an uns bereits mit Besorgniß gedacht hatte.

Natürlich zogen wir uns zunächst in unsere Räume zurück, um unsere äußere Erscheinung ein wenig zu restauriren. Ich hatte kaum damit begonnen, so hörte ich den Ruf des Engländers, dessen Zimmer neben dem meinigen lag:

„Kaladi!"

Der Gerufene trat ein.

„Sihdi?"

„Wo ist Molama?"

„Ich weiß es nicht; ich habe sie noch nicht gesehen, seit wir zurückkehrten."

„Und wo ist meine Chair-and-umbrella-pipe?"

„Was?"

„Meine Chair-and-umbrella-pipe. Sie ist weg; ich sehe sie nicht und habe sie ihr doch noch extra auf die Seele gebunden!"

„Ich werde suchen nach Molama und die Pipe bringen, Sihdi!"

Nach einigen Minuten trat ich bei Raffley ein.

„Gehen wir?"

„Nein. Meine Umbrella-pipe ist fort. Ich muß wissen, wo sie sich befindet!"

„Aber der Gouverneur ließ uns sagen, daß wir schleunigst eintreffen sollten, da er die Treiber nicht länger zu halten vermöge!"

„Ist mir egal! Ich will meine Umbrella-pipe haben. Was sind alle Treiber und Elephanten gegen meinen Patent-Regenschirm! Kaladi, Kaladi, beim Henker, wo steckt doch nur dieser Mensch?"

Der Ruf mußte doch gehört worden sein, denn der Singhalese trat ein, erhitzt und den rinnenden Schweiß im Gesichte.

„Sihdi, Ihr rieft schon wieder?"

„Wo hast Du sie?"

„Molama?"

„Molama? Was geht mich Molama an? Wer ist Molama, und was habe ich mit dieser leichtfertigen Molama zu schaffen? Ich meine natürlich meine Chair-and-umbrella-pipe!"

„Die hat Molama."

„So? Wo denn?"

„Das weiß ich nicht, Sihdi."

„Du weißt es nicht? Kerl, wenn meine Umbrella-pipe weg ist, so sollst Du sehen, was mit Dir passirt! Wo ist das Mädchen hin mit ihr?"

„Ich weiß es nicht, aber ich werde es noch erfahren. Ich frug und hörte, daß eine Schaar von Jungfrauen gekommen ist, um Molama ein wenig mit in den Wald zu nehmen. Sie ist mitgegangen und hat den Schirm mitgenommen, weil ihr derselbe von Euch anvertraut worden war."

Das Gespräch wurde von einem zweiten Boten des Gouverneur unterbrochen, welcher uns bitten ließ, schleunigst nach der Tribüne zu kommen. Raffley sagte zu und wandte sich dann wieder zu Kaladi:

„Nicht aus Respekt gegen meinen Befehl hat sie ihn mitgenommen, sondern aus Eitelkeit; sie hat sich mit ihm zeigen wollen. Geh, schaffe mir meine Umbrella-pipe, sonst passirt etwas, was Dir und dieser Molama höchst unangenehm ist!"

Der Singhalese entfernte sich schleunigst. Er mochte schon genug Sorge um das Schicksal seiner Erkornen haben, welche sich so leichtsinniger Weise mit ihren Genossinen in den gefährlichen Urwald gewagt hatte; die Drohung des Engländers mußte seine Angst verdoppeln.

Wir suchten die Gesellschaft auf und erreichten die Tribüne gerade noch zur rechten Zeit, um den Verlauf des Fanges von Anfang an zu verfolgen.

Die Scene war außerordentlich interessant. Die niedrigen Feuer, von welchen man beim Sonnenlichte nur den Qualm gesehen hatte, traten jetzt mit röthlicher Gluth aus der Dunkelheit hervor und verbreiteten ihren Schein über die um sie versammelten Gruppen, während der Rauch durch das reiche Laub der Bäume emporwirbelte. Die Menge der Zuschauer beobachtete das tiefste Stillschweigen, und außer etwa dem Summen eines Insektes war nicht der leiseste Laut zu vernehmen.

Da auf einmal wurde die Stille unterbrochen durch fernen Trommelschlag und eine Flintensalve, welche denselben folgte. Dies war das Signal für die Erneuerung des Angriffes. Die Jäger traten mit Schreien und Rufen in den Kreis ein; trockene Blätter und Reisig wurden auf die Wachtfeuer geworfen, bis sie hoch emporflackerten und auf drei Seiten eine flammende Linie bildeten, während der Eingang zum Corral vollständig im Dunkel gehalten wurde. Dahin wandten sich die erschreckten Elephanten, verfolgt von dem gellenden Rufen und dem Getöse der Jäger. Das Gebüsch niederstampfend, Zweige und Aeste zerknickend, nahten sie sich. Der Leiter der Heerde tauchte Angesichts des Corrals auf, stutzte einen Augenblick, stierte wild umher und stürzte sich dann durch das offene Thor, die ganze Heerde ihm nach.

Plötzlich flammte wie auf einen Zauberschlag der ganze Umfang des Corrals, welcher bis dahin in tiefster Finsterniß gehalten worden war, mit Tausenden von Lichtern auf, indem jeder Jäger in dem Momente, in welchem der letzte Elephant eingetreten war, mit einer am nächsten Wachtfeuer angezündeten Fackel nach der Umzäunung eilte. Die gefangenen Thiere rannten zunächst nach dem äußersten Ende des Verhaues; durch den Zaun aufgehalten, kehrten sie wieder um, fanden jedoch den Eingang jetzt verschlossen. Ihr Schrecken war mächtig. In reißender Schnelligkeit durchrannten sie den Corral, fanden ihn aber jetzt von allen Seiten von Feuer umgeben; sie versuchten, den Zaun zu forciren, wurden jedoch durch die Spieße und Fackeln der Wachen wieder zurückgetrieben, und wenn sie diese nicht achteten, so krachten ihnen Musketensalven entgegen, denen sie nicht Stand zu halten vermochten.

Sie traten jetzt in eine Gruppe zusammen, wie um Rath zu halten, dann brachen sie plötzlich alle nach einer Richtung auf. Es sah aus, als müsse Alles unter ihrem Tritte zerbersten und zermalmen; aber die Feuer loderten höher, geschlossene Salven krachten und blitzten ihnen entgegen — sie kehrten enttäuscht und

langsam nach ihrem vorigen Ruheplatze in der Mitte des Corrals zurück.

Der Eindruck, welchen diese Scene hervorbrachte, beschränkte sich nicht auf die menschlichen Zuschauer, er erstreckte sich auch auf die zahmen Elephanten, welche außen aufgestellt waren. Bei der ersten Annäherung der fliehenden Heerde gaben sie die regste Theilnahme kund. Namentlich Zwei, welche in der Nähe der Front standen, zeigten sich gewaltig aufgeregt, stießen die Köpfe gegen einander, scharrten den Boden und fuhren auf, als der Lärm näher kam. Schließlich, als die Heerde in den Corral stürzte, riß der Eine sich wirklich von den Zügeln los, rannte der Heerde zu und entwurzelte dabei einen ansehnlichen Baum, welcher im Wege stand.

So fuhren die gefangenen Thiere über eine Stunde lang fort, den Corral zu durchkreuzen und die Palissaden immer von Neuem mit ungebeugter Energie anzugreifen, nach jedem verfehlten Versuche vor Wuth trompetend und schreiend. Wieder und wieder suchten sie das Thor zu forciren, als wüßten sie genau, daß es ihnen ebenso einen Ausweg gewähren müsse, wie es ihnen vorher als Eingang gedient hatte; immer aber wurde ihr Angriff zurückgeschlagen. Nach und nach wurden ihre Befreiungsversuche seltener. Nur Einzelne noch liefen hierhin und dorthin, kehrten aber immer wieder zurück, und zuletzt versammelte sich die ganze Heerde zu einer Gruppe und stand, einen mitleidigen Kreis um die Jungen bildend, bewegungslos im dunklen Schatten der Bäume im Centrum des Corrals.

Jetzt traf man auch die Vorbereitung für die Bewachung während der Nacht. Die an der Umzäunung stehenden Mannschaften wurden verstärkt, und man häufte Holz auf die Feuer, um eine hohe Flamme bis zum Sonnenaufgang zu erzielen. Da bis zum Morgen ein Weiteres nicht vorgenommen werden konnte, so kehrten wir nach unsern Zimmern zurück. (Fortsetzung folgt.)

Ist „Kanzelholz" gesundes Holz?

Nachdruck verboten.

Von **Dr. J. A. Schilling.**

„Kanzelholz — gesundes Holz" sagt ein alter Klosterspruch. Ich habe schon an anderen Orten gezeigt, wie die Gymnastik überall im und am menschlichen Körper oft wunderähnliche Wirkungen in Bezug auf Gesundheit ausübt. Wie es zur Kräftigung der Muskeln (unseres Fleisches) eine allgemeine Körpergymnastik gibt — heut zu Tage durch das Turnen realisirt — so gibt es auch eine Gymnastik (Uebung) des Gehirns oder auch der Denkkraft, eine Gymnastik der Lunge, sogar eine Gymnastik der Haare. Jede vernünftige normale Thätigkeit und zur Thätigkeit anregende Beschäftigung unserer einzelnen Körperorgane kräftigt diese selbst. Unser Organismus ist nun einmal auf immerwährende Arbeit und Thätigkeit angewiesen, wenn er gesund bleiben soll. Leben ist Bewegung, Trägheit ist Tod. Bewegung ist aber auch Arbeit. Um die Wirkungen der Körperübungen, beziehungsweise einzelner Glieder des Leibes bezüglich ihrer Kräftigung, zu begreifen, will ich nur an die muskelstarken Arme der Fechter, an die breiten Nacken und Schultern der Matrosen, an die kräftig vollen Beine und Waden der Tänzer, an die mächtige Brust der Sänger und Trompeter und selbst an die großen Schädel der Gelehrten erinnern. Auch das Gehirn wird durch Denkübungen gekräftigt, nimmt an Masse zu und formt der Gehirnmasse gemäß auch seine äußere Umhüllung, d. h. den Schädel. Diesen letzteren Satz hat bekanntlich Gall bezüglich seiner Schädellehre umgekehrt; denn weil z. B. Rafaël ein eifriger, guter Maler war, hat sich diejenige Gehirnpartie, welche hauptsächlich den Formen- und Farbensinn repräsentirt, durch beständige Uebung mehr ausgebildet, d. h. vergrößert (wie die Oberarmmuskeln der Fechter) — nicht aber ist Rafaël deßhalb ein Künstler geworden, weil er an irgend einem Theile seines Kopfes einen oder den anderen Höcker oder Höcker-Vorsprung hatte. Ich habe vorhin auch von der Gymnastik der Haare gesprochen. Bekanntlich werden durch das tägliche, mehrmalige Auskämmen der Haare diese am besten gekräftigt. Das milde Gezogen- und Gedehntwerden der Haare mittelst des Kammes, dieses Bewegtwerden dieser Organe stärkt und belebt sie am allerbesten durch mäßig angeregte und vermehrte Blutzufuhr. Gewiß gibt es auch eine Gymnastik der Zähne, des Auges, des Gehöres durch fortgesetzte Uebung. — Daß es eine Gymnastik der Zunge gibt, wird wohl Jedermann glauben, der je eine Bamberger Gärtnerin, ein Hamburger Fischweib, einen redegewandten Badergesellen oder einen Ausrufer bei irgend einer Menagerie 2c. beobachtete.

Gerade so ist es mit unseren Lungen. Nichtübung der Lungen, ein vernachläßigter ausgiebiger Gebrauch, d. h. eine Nichtanstrengung dieses Organs, besonders der Lungenspitzen (oben unter dem Schlüsselbeine) durch beständiges Hocken und Schweigen ist vom Uebel und führt allmälig zur Lungensucht. Bewegung der Lungen dagegen, volle, kräftige, tägliche Bewegung ist die größte Feindin der Tuberkeln, während Ruhe der Lungen dieselben hervorruft und begünstigt. Welch einen anderen Brustkorb hat der altbayerische Bergsteiger, welch andere Rücken-, Arm- und Brustmuskeln der rastlose Schiffer oder Fischer an unseren Alpenseen in Vergleich zum Scribenten, Uhrmacher, Schuhflicker?! Wegen der beständigen Uebung der Lungen, wie solche durch lautes Singen, lautes Sprechen, Vorlesen, Vorbeten, Deklamiren besonders in größeren Lokalen vollzogen wird, dehnt sich der Thorax allmälig aus und diese durch Gymnastik erhöhte Kräftigung unserer Athmungsorgane übt den gesündesten Einfluß auf Blutumlauf und den ganzen Stoffwechsel.

Aber Maß zu halten in allen Dingen ist immer die Hauptsache; es gibt gewisse Grenzen, über und unter welchen das Zuviel und Zuwenig stets Schaden bringt.

Wie es Thatsache ist, daß seit Einführung des Schweigens in den Zellengefängnissen, namentlich in Frankreich, die Lungensuchten bei den Gefangenen nachgewiesener Weise zugenommen haben, so ist es anderseits auch Erfahrungsthatsache, daß durch übermäßige Anstrengungen der Sprach-, Hals-, Lungen- und Athmungsorgane eben so viele Uebel entstehen. Der längere Nichtgebrauch irgend eines Körperorganes schwächt letzteres. Es gibt manche Krankheiten, die durch Nichtgebrauch der betreffenden Glieder entstehen. Darum ist es auch gewiß zuträglich, wenn der Geistliche sich täglich mit Ziel und Maß im Reden und Singen übt und dadurch seine Sprach- und Athmungsorgane stärkt. Aber der goldene Mittelweg der Mäßigkeit ist hier besonders zu beachten, weil die Abweichung von dem richtigen Wege Gesundheit und Leben höchst gefährdet.

Ich will nun die Bedingungen, welche dazu gehören, um vom Predigen keinen Schaden, sondern nur Nutzen zu haben, hier anführen und die Vorsichtsmaßregeln erwähnen, welche hauptsächlich zu berücksichtigen, und die Schädlichkeiten, welche strengstens zu meiden sind.

Der dem erhabenen und schweren Predigerberuf sich Widmende soll von Hause aus schon eine kräftige Körper-Constitution, besonders eine starke, breite, runde, gewölbte, auch zum Militärdienste befähigende Brust besitzen. Schwächliche junge Herren mit platter schmaler Brust, deßhalb auch schlecht entwickelten Lungen, langem Halse, schmächtigem Körperbau (hektischer Natur), flügelartig abstehenden Schultern bekommen bei nur etwas starker Anstrengung der Lungen- und Stimmorgane leicht und häufig Heiserkeit, Husten, schleichende Brustentzündungen, Bluthusten, Luftröhren- und Lungenschwindsucht. Aber auch selbst ganz gesunde kräftige Herren können durch unverhältnißmäßige und unmäßige Anstrengung auf der Kanzel sich ein langwieriges Kehlkopf-, Luftröhren- oder Lungenleiden zuziehen.

Vieles, ja sehr Vieles läßt sich durch vernünftige stufenweise Uebung angewöhnen und selbst von Natur aus schwächliche Lungen und Sprachorgane erstarken unter zweckmäßiger Uebung und besonders die Stimme kann durch sorgfältige Pflege einen bewunderungswürdigen Grad von Kraft, Umfang, Deutlichkeit und Wohlklang erreichen.

Platz räumen muß, so könnten ebensowohl die Schaller's dazu gezwungen werden. Wir legen keiner Seele etwas in den Weg, und ich denke, wir dürfen's dem alten freundlichen Herrn Farnow nicht anthun, daß wir ihn verlassen."

„So ist es," stimmte Hedwig bei. „Ueberdies wäre es mir nicht möglich, jetzt die Kosten des Umzuges zu bestreiten. Meine kleinen Ersparnisse habe ich zu einem andern Zweck bestimmt. Wir müssen uns noch gedulden."

„Was die Kosten betrifft – " bemerkte Rudolf zaghaft.

„Bitte, kommen Sie nicht darauf zurück. So dankbar ich Ihnen auch für Ihr gütiges Anerbieten sein müßte, ich könnte es ja doch nicht annehmen. Und beunruhigen Sie sich weiter nicht; Sie wissen ja, daß Herr Pumpel mir im Nothfalle treu zur Seite stehen würde."

Rudolf schüttelte verdrießlich das Haupt. Er hatte gehofft, daß seine Warnung ernster beherzigt würde. Was sollte er nun noch sagen? Er stand im Begriffe, Abschied zu nehmen, als plötzlich unten im Hause ein Lärm sich erhob. Man hörte rauhe Stimmen und dazwischen durch einen Hülferuf. Hedwig war erschrocken von ihrem Sitz aufgestanden.

„Bleiben Sie hier," sagte Rudolf entschlossen, „ich gehe allein hinunter."

Ehe sie eine Antwort geben konnte, hatte er das Zimmer schon verlassen. (Fortsetzung folgt.)

Der Girl-Robber.

Nachdruck verboten.

Ein singhalesisches Abenteuer von **Karl May.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Die erste Frage des Engländers beim Eintritt in das Gebäude war nach Kaladi. Niemand hatte den Singhalesen gesehen, und die Laune Raffley's war in Folge dessen eine geradezu unbeschreibliche.

„Charley!"

„Sir!"

„Wollen wir wetten?"

„Worüber?"

„Daß die dreizehn Halunken bei der Geschichte mit meiner Chair-and-umbrella-pipe betheiligt sind."

„Das könnte ich nicht begreifen. Wie sollte das möglich sein?"

„Wollen wir wetten?"

„Ihr wißt ja, daß ich nie wette!"

„Allerdings. Ihr seid ein ganz wackerer Kumpan und überhaupt ein recht brauchbarer Kerl, aber als Gentleman könnte ich Euch keinem echten Englishman vorstellen. Ihr werdet es noch bitter bereuen, daß Ihr jede Wette verschmäht. In wiefern die zwei versteckten Boote mit meiner Umbrella-pipe in Verbindung stehen, kann ich allerdings nicht sagen, aber eine Ahnung sagt mir, daß es so ist, und was ich ahne, das pflegt stets einzutreffen."

„Ihr rechnet hier mit höchst zweifelhaften Größen, Sir, und ich denke, daß ich — ah, da kommt Kaladi!"

Wirklich trat der Genannte ein. Die Haare hingen ihm wirr um den Kopf, die Kleider waren ihm zerfetzt, und der Schweiß rann ihm aus allen Poren.

„Sihdi!" rief er, indem er mit dem Ausdrucke der größten Angst auf Raffley zutrat und sich vor demselben auf das Knie niederließ.

„Was ist's?"

„Ihr seid ein Maharadscha, dem Niemand widerstehen kann; Ihr allein könnt mir helfen!"

„Welche Hülfe verlangst Du?"

„Molama ist geraubt, Molama, das Licht meiner Augen, der Trost meiner Seele und der Stern meines Lebens."

„Molama geraubt? Tod und Verderben über die Schurken! Und meine Umbrella-pipe, wo ist die?"

„Auch fort."

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht!"

„Was? Du weißt es nicht? Wer sagt denn, daß sie geraubt ist?"

„Die Jungfrauen, welche entflohen sind."

„Die Jungfrauen — ah, es ist doch wahr: wo irgend eine Teufelei los ist, da sind stets die Frauenzimmer im Spiele!" Der Klemmer war ihm entfallen, er sah aus als hätte er sein ganzes Vermögen und sein halbes Leben sammt Raffley-Castle verloren. „Wem sind sie denn entflohen?"

„Den Räubern."

„Nun ja, das versteht sich ja von selbst; aber wer waren diese Räuber?"

„Ein Chinese und zwölf Malayen."

„Alle Wetter! Charley!"

„Sir John!"

„Seht Ihr's, daß ich meine Wette gewonnen hätte?"

„Allerdings, wie es scheint."

„Es scheint nicht so, sondern es ist wirklich so, und nun geht mir eine ganz eigenthümliche Ahnung auf. Erzähle ausführlich, Kaladi!"

„Ich lief," berichtete dieser, „um den Corral und frug nach Molama, bis ich hörte, daß sie mit vielen Mädchen in den Wald gegangen sei, um Blumen zu suchen. Weiter konnte ich nichts erfahren, bis ich vorhin an eine Stelle kam, wo viele Männer und Frauen klagend bei einander standen. Sie hielten zwei Jungfrauen umringt, welche erzählten, daß sie im Walde überfallen worden seien. Ihnen war es gelungen, zu entfliehen; die Andern sind von den Räubern fortgeschleppt worden. Molama war bei ihnen und hatte auch den Schirm bei sich. Sihdi, bringt sie mir wieder, und ich will Euch danken, so lang als ich lebe!"

„Charley," meinte der Engländer, ohne auf die letzte Bitte des Singhalesen zu antworten.

„Sir John."

„Ihr habt gehört, was mir der Steuermann erzählte?"

„Allerdings."

„Wißt Ihr, wer die Räuber sind?"

„Die Piraten, welche für sich Weiber suchen und auf einer einsamen Insel hausen."

„So denke ich. Kann ich ihnen meine Umbrella-pipe lassen?"

„Ganz, wie Ihr wollt!"

„Fällt mir nicht ein! Es war von Anfang bestimmt, daß wir den Kimbu-Oya hinabfahren wollten, und darum ist ein tragbares Boot zur Stelle. Kaladi, Du sollst Deine Molama wiedersehen!"

„Sihdi, Ihr seid — —"

„Schon gut! Charley, verabschiedet Euch vom Gouverneur; in einer Stunde geht es fort! Mögen sie mit ihren Elephanten machen, was sie wollen, mir ist es gleich; aber meine Chair-and-umbrella-pipe muß ich wieder haben, und wenn ich den Halunken nachsegeln sollte — dreimal rund um die Erde herum! — —

3. Eine Piratenjagd.

Wenn die gefangenen Elephanten die erste Nacht im Corral verbracht haben, so ist ihr Widerstand gebrochen; sie sind erschöpft und still und voll Furcht und Staunen über Alles, was sich um sie her zuträgt.

Die Feuer sind ausgegangen, und die Umzäunung ist eng umgeben von Knaben und Männern, welche mit Spießen und langen, weißgeschälten Ruthen bewaffnet sind. Jetzt werden Vorbereitungen getroffen, die zahmen Elephanten in den Corral zu führen, um die gefangenen in Sicherheit zu bringen. Seile und Schlingen befinden sich in Bereitschaft, und weit getrennt von

allen Andern steht ein Trupp von dem verachteten Stamme, dessen Angehörige ein todtes Thier anrühren dürfen und welchem daher das Geschäft zugewiesen wird, die dünnen, aber sehr festen und elastischen Seile für die Schlingen aus frischen Wild- und Büffelhäuten zu fertigen.

Wenn Alles so weit ist, so werden die Pfosten, welche den Eingang verschließen, behutsam hinweggezogen und zwei gezähmte Elephanten geräuschlos hineingelassen, geritten von ihren Mahouts (Wärter), die auf Ceylon Ponnekalla genannt werden. Jeder von ihnen trägt ein breites und starkes Halsband aus Geflecht von Kokosnußfaser, an welchem an beiden Seiten Seile von Elenthierhaut mit fertigen Schlingen angebracht sind. Hinter diesen Elephanten schleichen sich die Kuruwi (Schlingenfänger) in die Umzäunung, begierig, den ersten Elephanten zu fesseln. Dies ist eine Ehre, welche mit einer besonderen Belohnung bedacht wird.

Ist der zahme Elephant ein guter Lockelephant, so geht er, mit dem Mahout auf den Schultern und dem Schlingenfänger hinter sich, mit dem angenommenen Scheine der größten Gleichgültigkeit vorwärts; wie müßig schlendert er in der Richtung nach den Gefangenen hin und macht dann und wann Halt, um ein Büschel Gras oder eine Handvoll Blätter abzurupfen. Wenn er sich der Heerde nähert, so tritt der Leiter derselben näher und läßt seinen Rüssel ihm in sanfter Untersuchung über den Kopf gleiten. Merkwürdig ist, daß dabei und während des ganzen nun folgenden Vorganges dem Mahout nicht das geringste Leid zugefügt wird. Ist der Leiter zu seinen niedergeschlagenen Genossen zurückgekehrt, so folgt ihm der Lockelephant und stellt sich neben ihn. Der Schlingenfänger hält die Schlinge bereit, und sobald das wilde Thier den Fuß nur ein wenig hebt, befestigt er sie an demselben. Natürlich springt der Mann sofort zurück; ein oder zwei zahme Elephanten kommen herbei, theils um den in der Schlinge steckenden zu isoliren, theils um ihn mit sich nach einem Baume zu ziehen, an welchen er mit der Schlinge gefesselt wird. Eine zweite Schlinge wird nun um den andern Hinterfuß gelegt, dann fesselt man die Vorderfüße ebenso, welche an einen gegenüber stehenden Baum gebunden werden, und die Gefangennahme ist vollendet.

Auf diese Weise wird jeder einzelne der wilden Elephanten überwältigt. So lange die zahmen Genossen neben ihm stehen, bleibt der Gefangene gewöhnlich ruhig und passiv; sobald sie aber fortgehen und er sich allein sieht, macht er die erstaunlichsten Anstrengungen, sich zu befreien. Er betastet die Seile mit dem Rüssel und versucht, die zahlreichen Knoten aufzuknüpfen; er zieht rückwärts, um die Vorderfüße zu befreien, und lehnt sich dann wieder nach vorn, um die Hinterfüße los zu bekommen, bis jeder Zweig des mächtigen Baumes, an den er gefesselt ist, von seinen Anstrengungen zittert. Er heult wüthend, den Rüssel hoch in die Luft streckend; dann legt er, auf die Seite fallend, den Kopf zur Erde, erst die Wange, darauf die Stirn, und drückt den zusammengerollten Rüssel nieder, als wolle er ihn in den Boden zwängen, und jetzt erhebt er sich plötzlich und balancirt auf Stirn und Vorderfüßen, die Hinterbeine frei von sich streckend.

Dieses wechselnde Schauspiel dauert mehrere Stunden mit gelegentlichen Pausen augenscheinlicher Betäubung, nach denen sich der Kampf von Zeit zu Zeit krampfhaft und wie auf plötzlichen Antrieb erneuert; endlich aber legt sich das eitle Bemühen und das arme Thier bleibt vollkommen regungslos, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung.

Bei diesen Vorgängen tritt die Verschiedenheit des Temperamentes in augenfälliger Weise zu Tage. Einige Thiere unterwerfen sich mit verhältnißmäßig geringem Widerstande, während andere sich in ihrer Wuth mit einer Gewalt zu Boden stürzen, die jedem schwächeren Geschöpfe verderblich werden müßte. Sie lassen ihren Ingrimm an jedem Baum und jeder Pflanze in ihrem Bereiche aus; ist die Pflanze klein, so reißen sie dieselbe mit dem Rüssel nieder, streifen Blätter und Zweige ab und werfen sie in wilder Unordnung über ihren Kopf nach allen Seiten hin. Die Einen geben während ihrer Kämpfe keinen Ton von sich, während Andere wüthend brüllen und trompeten, dann kurzes, krampfhaftes Geschrei ausstoßen und zuletzt erschöpft und hoffnungslos ihrem Kummer in einem leisen, kläglichen Geheul Luft machen. Einige liegen nach ein paar heftigen Anläufen regungslos am Boden, ohne ein anderes Schmerzenszeichen als das der Thränen, welche ihren Augen unaufhörlich entquellen. Andere zeigen in der ganzen Macht ihres Zornes die seltsamsten und wunderbarsten Verdrehungen. Eine Manipulation kehrt fast bei Allen wieder: in den Zwischenräumen zwischen den Kämpfen schlagen sie den Boden mit ihren Vorderfüßen, und indem sie die trockene Erde mit einer Windung des Rüssels packen, schleudern sie dieselbe geschickt über alle Theile des Körpers; dann stecken sie die Spitze des Rüssels in das Maul und ziehen daraus eine Quantität Wassers, das sie über den Rücken hin entladen. Diese Operation wiederholen sie immer von Neuem, bis der Staub vollständig durchnäßt ist. —

Ich hatte mich darauf vorbereitet, alle diese Vorgänge in Augenschein nehmen zu können, und war daher keineswegs gleichgültig bei der plötzlichen Abreise, zu welcher wir uns durch den geheimnißvollen Raub der Mädchen veranlaßt sahen.

Das transportable Canoe, welches uns zur Verfügung stand, wurde auf die Schultern von sechs Männern geladen; eine Reihe von Kuli's trug unsere Effekten, den Proviant und die Munition, und den Schluß des Zuges bildeten Raffley, ich und Kaladi.

Der Erstere folgte seiner Ahnung und war vollständig überzeugt, daß die Räuber identisch mit der Besatzung des Haiangdze seien; ja, er ging noch weiter und nahm als sicher an, daß der Kapitän der Dschonke jener Pirat sei, von welchem das Gerücht so viel Schlimmes erzählte.

Der Gouverneur sah uns nur ungern scheiden und bot uns eine so zahlreiche Begleitung und Bedeckung an, als wir nur wünschen konnten. Wir wiesen sie zurück und baten ihn, die Verfolgung der Verbrecher nur uns zu überlassen.

„Nehmt Fackeln mit und sucht den Ort auf, an welchem der Ueberfall stattgefunden hat," meinte er. „Dann wird es Euch leicht sein, ihren Spuren zu folgen."

„Ist nicht nothwendig, Sir!" antwortete Raffley. „Wo sie hingehen, das wissen wir bereits, und daß wir sie treffen, ist so sicher, als ich hier stehe. Oder wollen wir wetten, Sir?"

Der Gouverneur lächelte.

„Ich setze hundert Pfund auf die Behauptung, daß Ihr sie nicht fangt, wenn Ihr meinen Rath nicht befolgt."

„Und ich wette fünfhundert Pfund dagegen, Sir. Dieser Herr ist Zeuge unseres Uebereinkommens, obgleich er selbst niemals zu einer Wette zu bewegen ist. Ich muß sie finden, denn wie könnte ich mich im Traveller-Club, Near-Street 47, London, sehen lassen ohne meine Chair-and-umbrella-pipe, welche mir die Halunken mitgenommen haben. Go on, Charley, vorwärts!"

Die Nacht war dunkel, aber mit Hülfe der Fackeln überwanden wir alle Schwierigkeiten und kamen wohlbehalten an dem Orte an, wo wir die zwei Boote entdeckt hatten.

„Seht Ihr's, daß ich Recht hatte?" meinte Raffley. „Hätten wir die Kähne leck gemacht, so wäre es ein wahrer Spaß, des Mädchens und meiner Pipe wieder habhaft zu werden!"

„Laßt es gut sein, Sir! Vielleicht glückt es uns auch so noch, Euern Schirm wieder zu erlangen."

Das Canoe wurde in das Wasser gesetzt und nahm alle Effekten auf. Dann stiegen wir ein, Raffley, ich, Kaladi und zwei Ruderer, welche den Lauf des Flusses so genau kannten, daß wir uns ihnen getrost anvertrauen durften. Die Uebrigen wurden zurückgeschickt; hierauf befestigten wir Fackeln an das Spriet und den Stern des Bootes, dann wurde die nächtliche Fahrt begonnen.

Das Wasser des Flusses war nicht sehr tief, aber reißend. Das kleine Fahrzeug schoß mit der Geschwindigkeit des Dampfes dahin, während wir so genau wie möglich die Ufer beobachteten. So verfloß die Nacht; der Tag brach an, und die Fackeln erloschen. Der Fluß war durch zahlreiche Zuflüsse breiter geworden; die Fahrzeuge wurden zahlreicher, und als es fast Mittag war, befanden wir uns in Tschilah, ohne eine Spur der Räuber gefunden zu haben.

Draußen im Hafen lag unsere Dampfjacht. Ohne anzuhalten, ruderten wir ihr zu und stiegen an Bord. Der Steuermann stand am Fallreep, uns willkommen zu heißen, und ein leises Zischen, welches unten im Maschinenraume ertönte, bewies, daß der umsichtige Maat die Maschine zur sofortigen Aktion bereit gehalten habe.

„Feuer unter dem Kessel?" war Raffley's erste Frage.

„Yes, Sir!"

„Den Haiang-dze gesehen?"

„Yes."

„Wo?"

„Bin seit Kolombo hinter ihm her bis hinauf nach der Kalpetti-Insel. Dann aber mußte ich zurück hierher, um Euch aufnehmen zu können, sobald Ihr kamt. Da warf gestern früh der Chinese auch hier die Anker und schickte zwei Boote stromauf."

„Ah! Sind sie zurück?"

„Schon mit Sonnenaufgang."

„Was hatten sie geladen?"

„Weiß nicht. Hatten Bastdecken über die Bords gelegt."

„Die Dschonke lichtete dann sofort die Anker?"

„So ist es."

„Nach welcher Richtung ging sie?"

„Grad nach Nord. Ich bin ihr mehr als über eine Stunde nachgedampft und habe die Ueberzeugung, daß sie die Palksstraße gewinnen will. Wäre sie nach Süden gegangen, so hätte ich einen Verdacht, der — der — — —"

„Nun, der — —?"

„Der wohl Einiges für sich gehabt hätte. Kaum war ich nämlich zurückgekehrt, so brachte eine Kohlenbarke die Nachricht, daß auf der Insel Karetiwu vorgestern Abend ein ganz außerordentlicher Perlenraub verübt worden ist. Ein Schiff hat am dunkeln Abend in der Nähe der Küste beigedreht und drei Boote ausgesandt, welche voll wilder Gestalten gewesen sind, die über die Office herfielen und alle Vorräthe nebst dem vorhandenen Gelde mit sich nahmen."

„Was waren es für Leute?"

„Malayen, angeführt von einem Chinesen."

„Und das Schiff?"

„War in der Dunkelheit nicht genau zu erkennen, doch stimmt die ungefähre Beschreibung ganz genau mit dem Haiang-dze."

„Er ist es!"

„Würde er dann wieder nach Nord gegangen sein?"

„Maske! Er wird wenden und nach Süd einhalten, darauf kannst Du Dich verlassen, Tom. Der Chinese ist ein kühner Kerl, das hat er gezeigt, indem er da oben bei Karetiwu, wo es so conträre Winde gibt und die Strömung reißend ist, bloß beidrehte, statt die Anker zu werfen. Ein solches Manoeuvre darf man eigentlich bloß einem Yankee zutrauen, dem es nicht darauf ankommt, ob das Fahrzeug vor einer Bö kentert oder durch die Strömung wrack gemacht wird. Nimm die Sachen aus dem Canoe und mache, daß wir aus dem Hafen kommen. Wir gehen grad nach West."

„Nach West? Warum?" frug Tom erstaunt.

„Darum," antwortete Raffley kurz. Er konnte es nicht leiden, wenn seine Absichten nicht verstanden wurden.

Unsere in dem Canoe befindlichen Sachen wurden an Bord gebracht, und die beiden Ruderer ruderten, nachdem sie ihre Bezahlung in Empfang genommen hatten, der Stadt wieder zu. Dann dauerte es nicht lange, so knarrte die Ankerwinde, die Schraube bohrte sich in die widerstrebende Fluth und das kleine, schmucke Fahrzeug strebte zwischen den im Hafen liegenden Schiffen in graziösen Windungen dem Ausgange zu. Wir stachen in See.

Als wir das offene Meer erreicht hatten, trat Raffley zu mir.

„Wißt Ihr, Charley, warum ich nach West halten lasse?"

„Ich denke es."

„Nun?"

„Ihr wollt den Curs des Chinesen schneiden, welcher sicher von Nord nach Süd wenden wird."

„So seid Ihr auch meiner Ansicht?"

„Vollständig. Erst wollte ich zweifeln; nach Allem aber, was wir bisher gehört und beobachtet haben, halte auch ich den Chinesen für einen Piraten. Daß wir ihm folgen, versteht sich von selbst, aber ob wir dies allein thun wollen oder uns nach Hülfe umsehen, muß wohl erst noch beantwortet werden."

„Fürchtet Ihr Euch, Charley?"

„Pshaw!"

„Nun also! Wir nehmen die Dschonke für uns allein. Gehen wir sechzig Knoten nach West, ohne sie gesehen zu haben, so ist sie bereits vorüber, nach meiner Rechnung. Dann sind wir gezwungen, nach Süd umzulegen."

„Selbst in diesem Falle hat sie einen Vorsprung von vielleicht fünf Stunden, welche, da sie mit dem Winde segelt, nur schwer einzuholen sind."

„Glaubt Ihr wirklich, daß ich mich dadurch irre machen lasse? Der Haiang-dze darf nicht nahe am Lande segeln, und über seinen Curs herrscht nicht der mindeste Zweifel."

„Er wird die Insel nach Ost umsegeln — —"

„Und zwar im Süden, da er im Norden wegen des Nord-Ostmonsums nicht gut durch die Palks-Straße gelangen kann."

„Und dann Curs grad auf Ost nehmen," fuhr ich in meiner Expectoration fort.

„Grad auf Ost? Das glaube ich nicht. Er wird nach Nordost halten, in welcher Richtung sich jedenfalls sein Schlupfwinkel befindet."

„Ihr vergeßt den Passat, Sir, welcher ihm dann grad in die Zähne streichen würde. Er wird nach Ost gehen und dann einen rechten Winkel nach Nord herumschlagen."

„Very well, Charley, ich sehe, daß Ihr auch zur See nicht ganz unbeholfen seid."

„Denkt Ihr? So geht mein Rath dahin, nicht weiter nach West zu gehen, sondern ihm seinen Vorsprung dadurch abzugewinnen, daß wir in grader Linie auf Point de Galle, welches er im weiten Bogen umfahren muß, schneiden, hart an der Küste Kap Thunder-Head, Tangalle und Hambantotte umsegeln und dann auf dem achtzigsten Längengrade kreuzen, um ihn zu erwarten."

„Good lack, seid Ihr ein scharfsinniger Kopf, Charley! Ich beginne zu begreifen, daß Ihr recht gute Anlagen zu einem Marineoffizier besitzt. Ihr habt vollständig Recht, und ich werde Euern Rath befolgen. Kommt!"

Wir schritten zum Hinterdeck, wo Tom im Häuschen am Rade stand.

„Leg um nach Ost-Süd-Ost, Tom!"

„Well, Sir; aber das hieße ja, Point de Galle anrennen!"

„Nicht anrennen, sondern hart vorüberstreichen wollen wir. Wie steht es mit der „langen Harriet", Tom?"

„Wie soll es stehen, Sir?" antwortete der Gefragte. „Blank geputzt ist sie, das seht Ihr ja selbst," meinte er, auf den schimmernden Lauf der Drehkanone deutend, welche auf dem Mitteldeck der Jacht angebracht war; „aber was nützt der Staat, der Putz und Flunder, wenn die rechte Arbeit fehlt? Wenn nicht bald eine Gelegenheit kommt, eine Kugel auf den Wogen tanzen zu lassen, so verwende ich für keinen Penny Hammerschlag mehr auf die Harriet; sie mag verrosten!"

„Dir kann geholfen werden, mein Junge! Lade sie einmal, aber blind einstweilen!"

„Wirklich, Sir?"

„Wirklich!" nickte Raffley.

Der Steuermann fixirte das Rad und eilte zu seiner Kanone. Es war wirklich eine Lust, die Andacht und Hingebung zu beobachten, mit welcher er sie gleich einer Braut bediente, deren Lächeln beglückt.

„Erwartet Ihr einen Kampf?" frug er dabei.

„Möglich!"

„Prächtig, Sir! Ich denke, es soll kein Schuß daneben gehen, wenn meine Harriet zu reden beginnt."

„Aber wie steht es dann mit dem Steuern? Steuern und Feuern zugleich ist unmöglich."

„O, da gibt es Abhülfe. Der Bill ist nicht auf den Kopf gefallen und steuert nach Commando ganz prachtvoll. Ihr könnt Euch auf ihn verlassen."

„Auch im Kampfe, wo es auf Schnelligkeit und Genauigkeit sehr ankommt?"

„Auch dann."

„So mag es sein!" —

Der Nachmittag verging und der Abend brach herein mit den leuchtenden Sternen des Südens. Wir legten uns zur Ruhe, und als wir uns am andern Morgen erhoben hatten und das Deck betraten, fand es sich, daß wir Tangalle bereits hinter uns hatten. Seitwärts im Lee kam hinter uns ein französischer Steamer herangedampft. Wir ließen der Maschine nur halbe

Kraft, und auch er legte an zur langsameren Fahrt, als er uns bemerkte. Sein Kapitän stand an der Reiling des Quarterdeckes und frug, da es stille Luft hier gab, ohne Sprachrohr, nur durch die vorgelegten Hände:

„Holla! Was ist das für ein Dampfer?"

„Dampfjacht Swallow aus London."

„Welcher Kapitän?"

„Eigenes Schiff. Lord John Raffley, wenn es Euch beliebt!"

„Ah, danke!"

„Und Euer Schiff?"

„Dampfer „la bouteuse" aus Brest, Kapitän Jardin, geht über Battikaloa und Trinkomali nach Kalkutta. Und Ihr?"

„Küstenfahrt. Ist Euch nicht ein Chinese begegnet?"

„O doch. Tschonke Haiang-dze, Kapitän Ri-fong, bestimmt nach den Baniacksinseln."

„Habt Ihr ihn untersucht?"

„Nein; wir sind nicht im Orlogdienst. Adieu und gute Fahrt!"

Der Franzose gab wieder vollen Dampf und schoß rauschend an uns vorüber. Wir aber brauchten unsere Maschine nicht anzustrengen, da wir den Chinesen nun hinter uns wußten, vielmehr setzten wir mit mittlerer Geschwindigkeit unsern Curs fort, befanden uns sehr bald auf der Höhe von Hambantotte und begannen dann nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden zu kreuzen.

Zahlreiche Segel belebten den Gesichtskreis; sie gehörten Fahrzeugen an, welche entweder von Trinkomali und Battikaloa oder aus Indien, China und Japan kamen, um vor dem günstigen Passat nach West zu steuern. Wir kümmerten uns nicht um sie; der Haiang-dze war jedenfalls nicht unter ihnen. Die brave Jacht schnitt, leicht zur Seite geneigt, mit reißender Schnelligkeit fast vor dem Winde südwärts durch die Fluthen und legte erst nach Mittag wieder herum. Raffley ließ jetzt alle Segel setzen, und es war zum Erstaunen, mit welcher Schnelligkeit wir nun trotz des niedrigen Passates genau der geographischen Länge folgten.

Jetzt winkte Raffley Kaladi herbei.

„Du willst Molama wiederhaben?"

„Sihdi, wenn ich sie verliere, so sterbe ich!"

„Well! Hast Du gute Augen?"

„Meine Augen sind scharf wie die des Falken."

„So klettere hinauf zum Mast-Head und halte scharfen Ausguck nach den Fahrzeugen, deren Curs wir durchschneiden. Der Chinese wird unter ihnen sein, wenn ich mich nicht irre."

Wie eine Katze kletterte der gewandte Singhalese am Mast empor und machte es sich droben so bequem wie möglich. Das Verhalten Raffley's schien mir nicht tadellos zu sein; ich mußte ihn warnen.

„Wie wollt Ihr kreuzen, Sir John?"

„Ich verstehe Euch nicht."

„Ich meine, auf welcher Linie Ihr den Chinesen erwarten wollt?"

„Auf dem achtzigsten Längengrade, ganz wie Ihr selbst es mir vorschlugt."

„Aber nur südlich vom sechsten Breitengrade?"

„Natürlich!"

„So wird er Euch entgehen."

„Oho! Warum?"

„Ich glaube nicht, daß er sich bei Tage nach dem, was wir ihm zumuthen, so nahe an die Küste wagen wird. Hat er das Letztere vor, um vielleicht noch einen Fang zu machen, so wird er die Nacht abwarten. Sodann hat er dem Franzosen gesagt, daß er nach den Baniacksinseln bestimmt sei; diese Richtung ist jedenfalls eine Finte; er wird weiter nordwärts gehen. Habe ich in diesen Vermuthungen Recht, so wird er uns entwischen."

„Charley, das versteht Ihr nicht! Ihr dürft Euch nun nicht auf einmal für klug und weise halten, weil ich Euch vorhin gelobt habe. Der Haiang-dze kommt ganz genau den Curs des Franzosen und wird uns grad in die Arme laufen."

Auch er konnte Recht haben, wenn auch seine Ausdrucksweise keine für mich schmeichelhafte war; ich ließ daher meinen Widerspruch fallen.

Jetzt stand der Matrose Bill am Steuer, und Tom war beschäftigt, Alles herbeizuschaffen, was zur Bedienung seiner Harriet erforderlich war. Leider aber verging der Nachmittag, ohne daß wir nur einen Segelfetzen von der Dschonke zu sehen bekamen. Auch die Dämmerung brach ein, und nun mußte Raffley doch erkennen, daß ich Recht gehabt hatte.

„Charley, ich glaube, der Kerl ist uns entgangen!"

„Ich glaube es nicht."

„Ihr denkt, er ist noch hinter uns?"

„Nein, er ist sicher bereits längst vor uns."

„Wie — wo — wa — as?" frug er erstaunt, indem der Klemmer einen Sprung von der Wurzel der Nase bis auf deren Spitze machte. „Das ist ja eben meine Meinung; er ist längst vor uns und uns also entgangen."

„Er ist längst vor uns, weil wir ihn durchließen, aber er wird an die Küste zurückkehren, sobald es dunkel geworden ist."

„Woraus schließt Ihr dies?"

„Der Curs nach den Baniacksinseln hätte den Chinesen viel weiter im Süden mit dem Franzosen zusammengeführt; daß der Pirat sich weiter nördlich hielt, ist ein sicherer Beweis, daß er ein anderes Ziel hat. Ist dies wirklich eine Insel im Osten, so will er sie auf der Route, welche ich Euch bereits erklärte, nicht erreichen, da er uns sonst begegnet wäre; folglich hat er die Absicht, längs der Küste des bengalischen Meeres hinzugehen, wo der Monsum nicht so kraftvoll pfeift, wie draußen auf der See. Er ist einfach zwischen uns und der Küste hindurchgeschlüpft und ostwärts gesegelt, wird aber umkehren und dann im Schutze des Landes und der Nacht nach Norden gehen, wenn es ihm nicht etwa einfällt, eine kurze Landung zu bewerkstelligen, um noch Einiges mitgehen zu heißen."

„Charley, es ist möglich, daß Ihr das Richtige trefft. Aber was wollen wir thun?"

„Längs der Küste streichen bis hinauf nach Kap Palmyra; auf dem Rückwege werden wir dann den Chinesen treffen."

„Denkt Ihr wirklich?"

„Ich meine es."

„So habe ich heute doch wohl einen Fehler begangen und werde ihn dadurch gut machen, daß ich Euch folge."

Jetzt gingen wir nach Norden, und da nun ein Ereigniß nicht zu erwarten war, so suchten wir die Kajüte auf, um einige Stunden zu ruhen. Mitternacht war bereits vorüber, als wir geweckt wurden. Der Steuermann stand vor uns.

„Wir befinden uns auf der Höhe von Palmyra, Sir."

„Welche Länge?"

„Einundachtzig; ich hielt etwas mehr Ost bei Nord, weil uns das rückwärts zu Gute kommt."

„Ist richtig. Wende! Ich komme gleich hinauf."

Als wir das Deck erreichten, standen die Leute an den Brassen; das Schiff beschrieb einen Bogen von Nord über Ost und legte dann auf Südwest ein. Jetzt drängte sich der Passat straff in die Leinen; die Maschine arbeitete mit voller Kraft, und wir flogen vor dem Winde dahin, daß der Schaum vorn am Buge empor und auf das Deck herein spritzte.

Noch immer saß Kaladi auf dem Maste; die Sehnsucht nach der Verlorenen ließ ihn nicht ermüden, und nur für einen kurzen Augenblick war er unten gewesen, um sich das Nachtrohr des Steuermannes zu holen.

Raffley hatte auf dem Hinterdecke zwei Hängematten befestigen lassen. Da saßen wir und blickten in die milde Nacht hinaus. Eine Nacht wie diese war bei dem jetzt wehenden Monsum, welcher stets gewaltige Regengüsse mit sich bringt, eine große Seltenheit; daher genossen wir sie mit innigem Behagen und hatten dazu nur den einen Wunsch, daß wir den Chinesen bemerken möchten.

„Charley!"

„Sir John!"

„Wollen wir wetten?"

„Hm! Worüber?"

„Daß meine Chair-and-umbrella-pipe verloren ist. Dieser Schurke ist uns total auf und davon gegangen."

„Ich wette nicht, obgleich ich meine, daß ich diese Wette gewinnen würde."

„So habt Ihr also noch immer Hoffnung?"

„Noch immer. Wir erreichen jetzt die Höhe von Batticaloa. Bis jetzt haben wir gar nicht erwarten können, den Piraten zu treffen; er wird sich hüten, sich in die belebten Gewässer zwischen hier und Trinkomali zu wagen. Wartet nur noch eine halbe Stunde, dann durchschneiden wir stillere Fluthen!"

„Charley, wenn Ihr Recht habt, so will ich Euch für einen ganzen Mann halten, trotzdem Ihr niemals zu einer Wette zu bringen seid. Es liegt mir ganz außerordentlich viel daran, meine Umbrella-pipe wieder zu bekommen; ich kann mich ohne sie ja gar nicht in Altengland sehen lassen!"

„Ich denke, daß Ihr sie in einigen Stunden wieder haben werdet."

„Well! Aber diese Molama soll, wenn ich sie vornehme, an den Schirm denken, so lange diese fatale Insel unter ihren Füßen ist!" zankte er ingrimmig vor sich hin, indem er mit dem Arme eine Bewegung machte, deren Bedeutung leicht zu errathen war.

Und kaum war die erwähnte halbe Stunde vergangen, so ertönte vom Ausgucke der Ruf:

„Feuer, grad im West!"

„Wie weit von hier?" frug Raffley hinauf.

„Wohl nicht drei Meilen."

„Was für Feuer?"

„Es muß am Lande sein."

Während dieser Fragen und Antworten hatte ich in die Wanten gegriffen und schwang mich hinauf zu Kaladi.

„Zeig her das Rohr!"

Ich blickte hindurch. Das Rohr war ausgezeichnet; ich erkannte eine ganze Reihe brennender Hütten und eine Menge Menschen, welche wirr durch einander wogten. Da — ich zog das Rohr etwas aus — wirklich, dort schleppten einige Männer mehrere Frauenzimmer mit sich fort.

„Hoi — ho!" rief ich hinunter auf das Deck. „Ein Dorf ist überfallen und angezündet worden."

„Vom Chinesen?"

„Vielleicht. Wir sind zu fern, um deutlich sehen zu können."

„Schnell an die Reffs; zieht alle ein!" kommandirte Raffley. „Maschinist, halbe Kraft; Mann am Steuer, dreh um auf Ost nach West!"

Im Nu waren sämmtliche Segel eingezogen und die Jacht ging langsam und geräuschlos der Küste zu. Je näher wir derselben kamen, desto mehr wurde das Feuer auch denen sichtbar, welche sich unten auf dem Decke befanden. Der Himmel röthete sich immer stärker, und endlich waren die Flammen mit bloßen Augen zu erkennen.

Mit dem Rohre konnte ich deutlich sehen, was am Lande vorging; doch kümmerte mich das jetzt nicht; ich mußte suchen, das Schiff zu finden, dem diejenigen angehörten, welche den Ueberfall unternommen hatten. Ich suchte daher sorgfältig den dunklen Vordergrund des Wassers ab und richtig — da lag ein Fahrzeug, und zwar nicht anders als grad in der Linie, welche wir durch die See zogen.

„Hoi — ho! Ein Schiff in Sicht!" signalisirte ich.

„Wo?" frug Raffley.

„Grad vor unserm Bug."

„Geht es vorüber? Welche Richtung dabei?"

Ich sah schärfer hin.

„Es liegt fest."

„Vor Anker oder beigedreht?"

„Vor Anker, scheint es mir."

„Well, dann entgeht es uns nicht. Was ist es für eine Nation?"

„Kann es nicht erkennen, doch — es scheint wahrhaftig der Haiang-dze zu sein!"

„Alle Wetter! Fahr es an, Mann am Steuer, fahr es an und dreh bei an seinem Luv!"

Als wir dem Fahrzeuge näher kamen, erkannten wir es als eine chinesische Dschonke und sahen zugleich an der uns wohlbekannten Takelung, daß es der Haiang-dze war.

„Tom, leg' Kartätschen ein!" kommandirte Raffley.

Er hatte also die Absicht, den Chinesen nicht durch den gewöhnlichen blinden Schuß zum Flaggenziehen zu bewegen, sondern sofort zum Angriff überzugehen. Ich glitt so schnell wie möglich auf das Deck nieder und trat zu ihm.

„Sir Raffley!"

„Charley!"

„Wollt Ihr den Chinesen wirklich anfahren?"

„Natürlich! Die Besatzung ist am Lande, und ich will meine Chair-and-umbrella-pipe so bald wie möglich haben. Die paar Mann, welche sich an Bord befinden, werden überrumpelt."

„Allerdings, aber sie werden Zeit haben, sich vorzubereiten und ein Alarmsignal zu geben."

„Das können wir nicht vermeiden."

„O doch! Noch sind wir von der Dschonke aus nicht bemerkt worden, weil die Jacht keine bedeutende Bordhöhe hat. Wir können beidrehen und den Chinesen unbemerkt besteigen."

„Egad, Ihr habt wieder Recht, Charley. Stopp, Maschinist! Mann am Steuer, dreh bei im Augenblick!"

Die Jacht gehorchte dem Steuer und beschrieb, immer langsamer werdend, einen engen Kreis, bis sie, auf dem Ausgangspunkte desselben angekommen, still lag. Raffley wandte sich zu mir. „Ich lasse ein Boot aussetzen!"

„Nein, Sir John. Seht durch das Glas! Es befinden sich bloß zwei Mann an Bord, grad so viel, als zur Vermeidung der Abtrift nöthig sind. Ich werde mit Kaladi hinüberschwimmen und sie schweigsam machen."

„Das ginge; aber seid Ihr denn solch ein guter Schwimmer, Charley?"

„Bis da hinüber komme ich sicher. Kaladi!"

„Sihdi!" rief der Genannte vom Maste herab.

„Komm nieder!"

Er folgte dem Rufe und trat zu uns.

„Du willst Deine Molama so bald als möglich wieder sehen?"

„Sihdi, laß mich hinüber! Ich gebe Allen, die auf dem Decke sind, den Dolch!"

„Wir gehen mit einander."

„Aber was dann?" frug Raffley.

„Geschehen kann uns nichts; ein solcher Fall braucht also gar nicht vorgesehen zu sein. Sobald wir Herren des Schiffes sind, geben wir Euch mit einer Signallaterne, deren Licht nur von hier aus bemerkt werden kann, ein Zeichen, und dann legt Ihr eiligst bei uns an. Das Uebrige versteht sich dann ganz von selbst."

„Wohl. So macht also los!"

„Bringt auch meine Waffen mit herüber!" bat ich noch; dann legte ich die Oberkleider ab, steckte das Messer zu mir und ließ mich in die Fluthen hinab.

Kaladi folgte mir augenblicklich. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer und blieb mir immer an der Seite. Je näher wir dem Feinde kamen, desto vorsichtiger wurden wir. Die Wellenthäler möglichst benutzend, ließen wir uns, auf den Wogenkämmen angelangt, mehr treiben als daß wir arbeiteten; so vermieden wir allen verrätherischen Schaum und Gischt und gelangten glücklich an die Seite des Chinesen.

Die beiden Männer, welche sich auf dem Decke befanden, standen auf der dem Lande zugekehrten Seite des Deckes und hatten uns also nicht bemerkt. Ein Tau, an welchem ein Eimer befestigt war, hing in das Wasser nieder; dieser Umstand kam uns trefflich zu Statten. Ich nahm das Messer zwischen die Zähne, ergriff das Tau und schwang mich empor. Als ich über die Reiling stieg, befand sich Kaladi bereits hart hinter mir. Wir erreichten das Deck und hielten vorsichtig Umschau.

Wirklich befanden sich nur die beiden Männer an Bord, wenn nicht noch einer unten im Raume war. Wir konnten beginnen.

„Vorwärts, Kaladi!"

Wie ein Schatten glitt der Singhalese dahin, unsichtbar und unhörbar für jeden Andern außer mir. In der nächsten Minute tauchte er hinter den beiden Räubern auf, faßte den Einen beim Genick und stieß ihm den Kris so tief zwischen die Schultern, daß der scharfe, spitze Stahl das Herz durchbohrte. Der Getroffene brach mit einem Seufzer zusammen.

Der Andere wand sich unter meiner Faust; ich hatte guten Grund, ihn nicht zu tödten.

„Fesseln!“ befahl ich Kaladi.

Dieser hielt schnelle Umschau und brachte im Augenblick das Passende herbei, den Gefangenen zu binden. Ich hielt demselben das Messer auf die Brust.

„Verstehst Du malayisch, Kaladi?“

„Ein wenig, Sihdi.“

„Frage ihn, ob Jemand unter Deck ist!“

„Nein,“ antwortete der Gefangene.

„Wie viele Männer sind am Lande?“

„Drei und zwanzig.“

„Gut. Schaffe ihn zum Mast und binde ihn dort fest!“

Ich ging zum Signal- und Flaggenkasten, zog eine gelbe Laterne hervor, umhüllte sie von drei Seiten, brannte die Lampe an und hißte sie dann am Flaggenstocke empor.

Das Zeichen wurde bemerkt, und die Jacht kam heran, um Seite an Seite mit dem Haiang-dze zu legen.

„All right?“ frug Raffley herüber.

„Alles wohl, Sir. Kommt herauf und laßt die Jacht abstoßen, damit sie nicht vorzeitig bemerkt wird.“

Ich vernahm die Befehle Raffley's. Er ließ bloß zwei Mann auf der Jacht, welche von dem Chinesen abstieß und sich in das nächtliche Dunkel zurückzog. Wir waren jetzt allerdings nur sechs Mann, während der Feind dreiundzwanzig zählte, doch schien uns Allen der Gedanke, daß wir überwältigt werden könnten, eine Unmöglichkeit.

„Wo ist Molama? Darf ich sie suchen?“

„Bleib!“ gebot ihm der Engländer. „Dort stößt das erste Boot vom Lande, wir brauchen alle Hände an Deck. Schafft Stricke genug herbei, zu fesseln, was nicht stirbt!“

Das Boot, welches Raffley meinte, war mit Frauen und Mädchen beladen und wurde von sechs Matrosen gerudert. Es kam näher und rief das Schiff an. Kaladi antwortete kurz, und das Fallreep wurde niedergelassen. Während ein Mann zur Sicherheit im Kahne blieb, stiegen die andern Fünf nach oben. Ihr Erstaunen und die Schnelligkeit unserer Bewegung ermöglichten es, ihrer Herr zu werden, ohne daß sie Lärm zu machen vermochten. Einen Augenblick nachdem sie das Deck betreten hatten, lagen fünf Leichen an Bord.

Kaladi stieg, ohne einen Befehl dazu erhalten zu haben, in das Boot hinab, um sich des Sechsten zu versichern. Es gelang, und nun wurden die Frauen auf das Deck befördert. Ihr Klagegeschrei war gräßlich, doch wurden sie durch die ernste Stimme Raffley's bald zur Ruhe gebracht, ohne daß sie seine Worte verstanden.

Der zweite Kahn, welcher sich jetzt dem Schiffe nahte, hatte das gleiche Schicksal, nur mit dem Unterschiede, daß wir jetzt die Malayen nicht tödteten, sondern fesselten. Wir konnten dies, da das dritte und letzte Boot noch zu fern war, als daß die Insassen desselben das Getümmel des Kampfes hätten bemerken können. Die zwei Boote wurden, um unten freien Raum zu bekommen, an die andere Seite des Schiffes gelegt.

Endlich nahte das Dritte; es mußte den Anführer enthalten. Er kam als der Erste zum Fallreep herauf und war eine beinahe herkulische Gestalt, welche bis unter die Zähne in Waffen stack. Es wurde mit ihm ebenso wenig Federlesens gemacht, wie mit den Andern: Raffley legte ihm die beiden Hände um den Hals und Kaladi wand ihm die Stricke um Arme und Beine. Den Andern ging es ebenso; dann waren wir vollständig Herren des Schiffes.

„Laternen an!“ gebot Raffley, und bald wurde es hell auf dem Deck.

Die Gefangenen wurden im Vorderraume untergebracht und scharf bewacht, dann ging es an eine Untersuchung des Raumes. Er enthielt eine reichliche und jedenfalls zusammengeraubte Ladung von Zimmet, Reis, Tabak, Kaffee, Ebenholz und — geraubten Frauen. Unter den Letztern befanden sich die in Point de Galle Vermißten und auch Molama, die „Blume des Lebens“, war unter ihnen. Die Freude des Wiedersehens zwischen ihr und Kaladi läßt sich nicht beschreiben, und ebenso unbeschreiblich klangen die Ausdrücke, in denen sie den großen Maharadscha's aus Anglistan und Germanistan ihren Dank ausdrückte.

Die heute Nacht überfallenen und nach dem Schiffe geführten Frauen merkten bald, woran sie waren, und ihr früheres Verzweiflungsgeheul verwandelte sich daher in ein helles Jubelgeschrei. Sie erzählten uns das Ereigniß. Die Männer waren bei dem Ueberfall einfach davongelaufen. Die Räuber aber hatten nun die Frauen, so vieler sie habhaft wurden, zusammengebunden und mitgenommen, nachdem die primitiven Hütten des Ortes in Brand gesteckt worden waren.

Raffley machte den ohrenzerreißenden Freudenbezeugungen ein schnelles Ende. Nachdem wir die Fesseln der Frauen zerschnitten hatten, gebot er ihnen, an das Land zurückzukehren. Sie gehorchten diesem Befehle schleunigst, denn auf diese Weise kamen die drei Boote des Chinesen in ihren Besitz, und diese waren ihnen jedenfalls mehr werth als die sämmtlichen Schilf- und Basthütten ihres niedergebrannten Dorfes.

Als nun der Morgen anbrach, war alle nothwendige Arbeit vollbracht, und wir zogen uns in die Kajüte des Kapitäns zurück. Der erste Gegenstand, welcher uns hier in die Augen fiel, war Raffley's Schirm, nach dem sein Besitzer, überhäuft von Beschäftigung, Molama gar nicht gefragt hatte.

„O wonderful, meine Chair-and-umbrella-pipe!“ rief der Engländer, indem er wie ein Stößer auf das Kabinetsstück zufuhr, um es aufzuspannen und zu prüfen, ob es keinen Schaden genommen habe. Dann blickte er mir über den Klemmer hinweg in die Augen und erhob die drei Finger der Rechten.

„Charley!“

„Sir John Raffley!“

„Ich schwöre bei allen chinesischen Banditen und Seeräubern, daß ich diese prachtvolle Umbrella-pipe nicht wieder aus den Augen lasse, bis ich zurückgekehrt bin zum Traveller-Club, London, Near-Street 47!“

Ich nahm die ernsthafteste Miene an, die mir möglich war, und erwiederte:

„Und ich verspreche, Euch beizustehen Tag und Nacht in der Bewachung dieser kostbaren Pipe, die ihres Gleichen sucht, so weit die Erde reicht und die Wolken gehen!“

„Well! Jetzt aber wollen wir uns hier ein wenig genauer umsehen!“

Der kleine Raum war mit orientalischer Pracht eingerichtet, doch wandte sich unsere Neugier ganz besonders einer aus blankem Kupferblech gefertigten Kassette zu, welche wir mit dem Dolche aufsprengten. Sie enthielt außer einer nicht unbedeutenden Summe an Geld eine Menge Perlen, welche jedenfalls keine andern waren, als die auf der Insel Karetiwu gestohlenen.

Jetzt wurden die Gefangenen nach dem Schiffsraume gebracht; die Dschonke zog einiges Segelwerk auf und wurde von der Jacht in's Schlepptau genommen; dann steuerten wir West bei Süd, umschifften Hambantotte, Tangalle und Cap Thunder-Head mit seinen berühmten Tempelruinen zum zweiten Male und langten gegen Abend in Point de Galle an, wo unser Erscheinen das größte Aufsehen erregte. Es war ja ganz beispiellos, daß sich ein kleiner Privatdampfer an den berüchtigten Girl-robber gemacht und diesen gekapert hatte, ohne nur einen Schuß zu thun.

Der Mudellier war soeben erst von der Elephantenjagd zurückgekehrt; er konnte vor Erstaunen über unsere Erlebnisse fast keine Worte finden und mußte sich die Vorwürfe gefallen lassen, welche Raffley nicht zurückhielt darüber, daß sein treuer Kaladi dieses Räubers wegen beinahe ersäuft worden war. Der Engländer überantwortete ihm die Gefangenen zur Bestrafung und das Schiff zur Bewahrung, bis der Gouverneur selbst es besichtigen und seinen Spruch über das Recht des Besitzes fällen werde.

Der beschämte Beamte benahm sich außerordentlich freundlich gegen uns und bat Raffley, der mächtigen Königin von Anglistan von seiner Güte, Weisheit und Gerechtigkeit zu erzählen. Dieser versprach es ihm lächelnd, warf ihm aber dabei über den auf die Nasenspitze vorgerutschten Klemmer einen Blick zu, in welchem etwas ganz Anderes als die Anerkennung der gerühmten Weisheit und Gerechtigkeit lag.

Kaladi und Molama erhielten so verhältnißmäßig reiche Geschenke von dem über den Wiederbesitz seiner Umbrella-pipe glücklichen Engländer, daß sie nun die Mittel besaßen, Mann und Frau zu werden. Wir waren bei ihrer Hochzeit zugegen.

Später kam der Gouverneur von Kolombo herüber, um den Haiang-dze zu besichtigen. Er suchte uns im Hôtel Madras auf, welches wir noch bewohnten, und sprach seine Anerkennung aus

über die Energie, welche die kleine Jacht bei der abenteuerlichen Affaire gezeigt hatte. Dann griff er in die Tasche und zog ein wohlgefülltes Portefeuille hervor.

„Und hier sind die hundert Pfund, welche Ihr gewonnen habt, Sir; ich habe meine Wette verloren."

Raffley griff zu und schob die Banknoten gleichmüthig in seine Tasche.

„Seht Ihr nun, Charley, wie gut es ist, wenn man zuweilen eine kleine Wette parirt?"

„Ich sehe es, werde aber dennoch nie wetten."

„Ja, das ist es ja eben! Ihr seid ein ganz prächtiger Kerl, Charley, aber wenn Ihr es nie — — —"

„Stopp! Sagtet Ihr mir gestern nicht, daß Ihr mich für einen ganzen Mann halten wolltet, wenn meine Meinung richtig sei? Nun wohl, ich hatte Recht, und Ihr habt Eure Umbrellapipe wieder! Also?"

„Yes, ein ganzer Mann seid Ihr, das ist wahr; aber immer noch kein richtiger Gentleman, denn Ihr fürchtet Euch vor dem Wetten, was keinem richtigen Sportsman einfallen wird. Ich habe Euch lieb und muß Euch daher von ganzem Herzen bedauern. Gebt Euch doch Mühe; es kann ja nicht so sehr schwer sein, so zu werden, wie es sich eigentlich für Euch schickt, nämlich noble und gentlemanlike. Ihr habt das Zeug dazu, wenn Ihr nur wollt!" — — —

Ist „Kanzelholz" gesundes Holz?

Nachdruck verboten.

Von **Dr. J. A. Schilling.**

(Schluß.)

Auch der Unterleib wird beim Predigen stark in Mitleidenschaft gezogen. Beim langen und starken Reden im Stehen spannen sich die Bauchmuskeln gewaltig an, die Unterleibshöhle wird durch Ueberanstrengung der Bauchmuskeln verengert. Die hiedurch gedruckten und gepreßten Eingeweide können dann leicht durch die Leistenringe herausgedrängt werden und bilden Leibschäden, Leistenbrüche.

Deßhalb unterstütze der Prediger seinen Unterleib durch eine breite Bauchbinde, predige nicht unmittelbar nach dem Essen, also nicht zu einer Zeit, wo der volle Magen und volle Darm das Zwerchfell heben und ohnedies die anderen Organe in ihrer Lage beengen. Der Prediger mache den Vortrag nicht zu lange, construire der leichteren Athemschöpfung halber keine zu langen Satzperioden und ruhe, wo möglich, oder wo es üblich ist, auf eine Minute (am besten, wenn thunlich) durch Niedersetzen etwas aus.

Schon vorhandene Brüche müssen immer durch gut passende Bruchbänder zurückgehalten werden, weil sich diese Vorlagerungen durch starke Anstrengung des Unterleibs leicht einklemmen und dann lebensgefährlich werden können.

Die Haltung des Predigers sei eine gerade und aufrechte. Er stemme sich nicht auf den Rand der Kanzel auf, sondern lasse das Gewicht seines Körpers bald auf einem, bald auf dem anderen Fuße resp. Beine ruhen. Dadurch bekommt auch der Vortrag selber mehr Kraft und Würde, erscheint ungezwungen und es werden mancherlei Nachtheile, besonders die Anschwellung der Füße, Krampfadern und Brustübel vermieden, die ein gegentheiliges Benehmen leicht begründen kann.

Der Prediger suche durch methodische fleißige mäßige Uebung seine etwaigen Naturfehler, z. B. eine schwache Brust, unvollkommene Stimme, zu verbessern, schone aber dabei möglichst seine schwache Gesundheit. Sind die Athmungs- und Stimmorgane nur schwächlich in ihrer Anlage und in ihrem Baue, sonst aber organisch normal und gesund, so werden sie durch vorsichtige, stufenweise Uebung im langsamen Lautsprechen ungemein gekräftigt. Bei solchen Uebungen muß aber jeder Ton rein und klar, langsam, vor anderen bestimmt unterscheidbar ausgesprochen und jede Silbe, besonders die Endsilben müssen streng und deutlich artikulirt werden.

Eine alte Regel ist es, in großen Kirchen, welche ein deutliches Echo geben, die nächste Silbe oder das nächste Wort nicht eher auszusprechen, bis nicht das Echo der vorher ausgesprochenen Endsilben vom Redner gehört und verhallt ist. Das Verschlucken der Endsilben macht aber jede Rede undeutlich. Im Gegentheile hievon wird durch das bestimmte und markirte Aussprechen derselben auch ein Vortrag mit verhältnißmäßig schwacher Stimme klar und deutlich vernehmlich. Die Sprachübungen werden am besten vor einem Spiegel vorgenommen, wobei der Redner jede unzweckmäßige Haltung oder Bewegung selbst sofort bemerken kann. Hauptsache bleibt auch — der besseren Athemholung halber — kurzer Satzbau!

Sind aber die Athmungs- und Sprachorgane nicht nur schwach, sondern auch mit krankhaften Anlagen behaftet, oder wirklich kränkelnd oder krankhaft, was sich schon bei geringerer Anstrengung durch ein gewisses Schwächegefühl kund gibt, wobei die Brust empfindlich, die Sprache rauh und heiser wird, so ist die allergrößte Vorsicht nöthig. Hier soll eine Zeit lang das Predigen, wo möglich, ganz aufgegeben, wenigstens in größeren Kirchen gemieden oder nur in kleineren zweckmäßig gebauten Kirchen mit Vorsicht und durch kurze Reden geübt werden. Es ist Erfahrungsthatsache, daß durch vorsichtige, stufenweise, zweckmäßige Uebung im Vortrage hie und da schon vorhandene wirkliche Krankheitsanfänge der Brust und des Halses geheilt und gehoben wurden, jedoch gibt es wieder hinreichend viele Fälle, daß junge Prediger Opfer von übermäßigen Anstrengungen geworden sind.

Immer ist der Rath eines vernünftigen und wohlwollenden Arztes einzuholen, wo es sich um Beseitigung von solchen Uebeln und um die Uebung der genannten Organe handelt.

Zur Stärkung der Brust und um die Stimme rein und klar zu erhalten, kleide sich der Prediger immer so viel als möglich gleichmäßig, nicht zu leicht, nicht zu schwer. Flanellhemden sind für Herren, die leicht zu Schweiß neigen, immer gut, weil die darauf folgende Abkühlung weniger schadet. Leinwandwäsche ist in solchen Fällen möglichst zu meiden; Baumwolle ist noch viel besser. Im Sommer thun Unterhemden von Roh-Seide in Filetstrickerei recht gut. Immer hüte sich der Prediger vor greller Abkühlung, benütze seine Stimme mit Vorsicht, meide allzu starke, erhitzende, würzige Speisen und Getränke und nehme öfters, zumal bei belegter Stimme, kurz vor der Kanzelrede ein rohes oder weichgekochtes Ei oder auch ein paar rohe Eidotter, mit Milch und Zucker abgequirlt. Daß man auch mit sehr vollem Magen hart predigt, brauche ich kaum zu bemerken.

Nach der Predigt muß jede rasche Abkühlung, jede Zugluft sorgfältig gemieden werden. Auch soll man nicht sofort trinken, denn mehr oder minder sind die Brustorgane immer gereizt. Kaltes Wasser ist gar nicht rathsam. Am besten thut noch — nicht allzu bald nach Verlassen der Kanzel — ein Glas Wasser, mit Wein gemischt und etwas Zucker zugesetzt. Dies bekommt dem aufgeregten Zustande am besten, kühlt allmälig, ohne zu schaden. Kühle und kalte Abreibungen der Brust und des Rückens täglich gebraucht, zuweilen kühle Fluß- oder noch besser Seebäder (wo solche möglich), kräftigen das Hautorgan, leiten und härten ab, schützen vor sogenannten Erkältungen und beseitigen die große nervöse Reizbarkeit. Sind die Lungen oder Luftröhren wirklich schon krank, dann muß das Predigen jedenfalls unterlassen und ärztliche Hülfe gesucht werden.

Bei heftigem Husten, hoher Reizbarkeit der Luftröhrenschleimhaut oder durch das Predigen zugezogenem Bronchialkatarrhe wirken Selterser- oder Lippspringer-Wasser mit Milch, auch Emser Krähnchen mit Milch, doppeltkohlensaures Natron mit Wasser recht vortheilhaft. Bei Athemnoth mache man eine

stockte der Bau und blieb unvollendet. Erst zweihundert Jahre später nahm sich König Ludwig I. von Bayern des trauernden Gotteshauses an. Dasselbe ward 1834—1838 durchgreifend restaurirt und „ausgeräumt", vielleicht nicht überall mit glücklicher Hand. Endlich — in der Zeit von 1859—1869 wurden unter dem jetzigen hochwürdigsten Herrn Bischof Ignatius von Senestrey die herrlichen Thürme durch Dombaumeister Denzinger nach den alten Plänen ausgebaut und in den Jahren 1870 und 1871 auch die beiden Giebel des Querschiffes stylgemäß vollendet. Das Dach ward mit Schiefer — statt der früherern Ziegelplatten — eingedeckt. So kam also erst etwa 600 Jahre nach seiner Grundsteinlegung die dem heiligen Petrus geweihte Kathedrale zur Vollendung und ist nun die Hauptzierde der uralten Donaustadt Regensburg.

Die Länge des ganzen Baues beträgt im Lichten 290 bayrische Fuß, die größte Breite 129 F., die Höhe des Mittelschiffes 104 F. und die Höhe der Seitenschiffe 52 F. Der Chor ist 103 F. lang und 40 F. breit. Die beiden Thürme an der Hauptfaçade sind 366 F. hoch.

Der St. Petersdom in Regensburg erhebt sich majestätisch auf einem terrassenartigen Unterbau von mächtigen Steinquadern. Dies ist ein Vorzug, den nicht einmal der Kölner Dom in solcher Weise besitzt. Edel, großartig und dennoch einfach erscheint die Anordnung des Innern, trefflich die Massirung des Aeußeren. Wie imposant präsentirt sich die Hauptfaçade mit dem in Form eines Dreiecks ganz eigenartig vorspringenden Westportalbau! (Sieh die Abbildung auf Seite 121.)

Die Anlage des Domes ist dreischiffig. Das Querschiff ragt nicht über die Flucht der Seitenschiffe vor. Das Mittelschiff kommt an Breite fast dem des Kölner Domes gleich. Der Chor schließt fünfeckig aus dem Achteck. Die Fenster des Chores sind in zwei Geschosse zerlegt, so daß statt je eines hohen Fensters zwei kürzere über einander angebracht wurden. Unter den Oberfenstern zieht sich im Inneren auch noch ein durchbrochenes Triforium (Laufgang) hin, wodurch der Fenstergaben vortheilhaft belebt wird. Um die unteren Fenster möglichst von den oberen abzuheben und auf diese Weise die Lichtwirkung des Kapellenkranzes, welcher dem Chore mangelt, einigermaßen zu erzielen, sind dieselben in Nischen hineingebaut und so scheinbar in selbstständige Unterbauten verwandelt.

Da eine in's Einzelne gehende Beschreibung des Domes nicht in unserer Absicht liegt, so erwähnen wir nur das, was uns am bemerkenswerthesten dünkt. Da sind zuvörderst die prächtigen Glasgemälde — wohl die interessantesten in Deutschland — aus dem 14. und 15. Jahrhundert; namentlich der Chor besitzt noch durchgehends Fenster mittelalterlicher Glasmalereien. Ein kundiges Auge unterscheidet dieselben sofort von den neuen Glasgemälden, welche man der Munificenz Ludwig's I. von Bayern verdankt und die — trotz ihrer Vortrefflichkeit — doch hinter der mittelalterlichen Kunst zurückbleiben.

Besonders beachtenswerth ist der 60 Fuß tiefe Ziehbrunnen („Weihwasserbrunnen") aus dem Jahre 1500 im südlichen Seitenschiff (sieh die Abbildung auf Seite 120). Ueber der mit kräftigem Blattwerk ornamentirten Einfassung von Stein erhebt sich ein reicher Steinbaldachin auf zwei Pfeilern, von denen der nördliche sinnig mit den Statuetten Christi und der Samariterin am Jakobsbrunnen geschmückt ist. Auch hat der Brunnen noch sein altes schöngeformtes Ziehwerk von Eisen. Der Brunnen selbst ist älter als der Dom und gehörte früher zu der im Jahre 1381 abgebrochenen Taufkirche (Baptisterium) von St. Johann, an deren Stelle ein Theil des Dom-Langhauses erstand. Aber den Sculpturschmuck des Brunnens schreibt man dem unglücklichen Dombaumeister Wolfgang Roritzer zu, wie auch das prachtvolle Sakramentshäuschen im Chore.

Das Piedestal des Sakramentshäuschens hat die Gestalt eines tragbaren Gefäßes mit Schaft und Nodus und ist $7^1/_2$ Fuß hoch. Ein eisernes Gitter schließt den $4^1/_2$ F. hohen und $2^1/_2$ F. breiten viereckigen Tabernakel, der von einem reichen Baldachin begränzt ist und über welchem sich noch drei schlanke Stockwerke mit Strebepfeilern und Bögen, Heiligen und Engeln bis zur Höhe von 52 Fuß aufbauen. Im obersten Stockwerke befindet sich ein schönes Bild des gekreuzigten Heilands und darüber eine hoch aufstrebende Fiale mit der Kreuzesblume. Dieses Meisterwerk ward ohne Zweifel von Wolfgang Roritzer*) 1493 geschaffen, und zwar wahrscheinlich auf Kosten des Regensburger Domherrn Georg von Preising-Wolnzach, dessen Wappen auch an der Säule unterhalb des Tabernakels prangt.

Die fünf gothischen Seitenaltäre im Innern des Domes sind aus Stein. Der Hochaltar aus getriebenem Silber ist ein Weihgeschenk des Bischofs Anton Ignaz Graf von Fugger (1769—1787). Diesen Altar zieren kostbare Vasen und Heiligenbüsten nebst einem großen Crucifix — Alles von Silber. Schon in früher Zeit stand hier ein silberner Altar, den aber die Schweden unter Bernhard von Weimar im Jahre 1633 sammt dem größten Theile des übrigen Kirchenschatzes (1456 Pfund Silber) geraubt haben. Trotzdem bewahrt die Schatzkammer des Domes jetzt noch sehr kostbare kirchliche Geräthe und Reliquiarien.

Von den Grabdenkmälern im Innern der Kathedrale erwähnen wir hier nur jene der Bischöfe Sailer und Wittmann, deren gesegnetes Andenken noch immer in den Herzen der Regensburger Diöcesanen fortlebt.

*) Wolfgang Roritzer, Bürger in Regensburg, war von 1495—1514 Dombaumeister. Schon sein Vater Konrad und sein Bruder Matthäus hatten den Dombau geführt. Diese drei Roritzer folgten seit dem Jahre 1450 in ununterbrochener Reihe als Dombaumeister auf einander. Leider betheiligte sich der heißblütige Wolfgang an dem sogenannten „Regensburger Aufstand" gegen die mißliebige Obrigkeit der Stadt und ward — zum abschreckenden Beispiele — im Mai 1514 mit dem Bildschnitzer Loy und Schuster Hönhamer auf einem Blutgerüst vor dem Rathhause enthauptet. „Es war elend genug zu sehen." Roritzer's Leichnam ist auf dem Domfriedhof, wo auch sein Vater, sein Bruder und die übrigen Dombaumeister ruhten, in geweihter Erde bestattet worden. Bis zum Jahre 1838 war der Grabstein des hingerichteten Meisters noch vorhanden; seit der Dom-Restauration ist er aber spurlos verschwunden. Der ehemalige Domfriedhof ist nun in eine Art Gartenanlage umgewandelt.

Der Boer van het Roer.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von **Karl May.**

Pieter Ays.

Wie eine riesige Sphinx, deren Räthsel seit Jahrtausenden ihrer Lösung harren, liegt an der südlichen Spitze der alten Welt und bespült von zwei mächtigen Oceanen die an Gegensätzen ebenso wie an Geheimnissen reiche Ländermasse von Afrika. Hunderttausende von Quadratmeilen dürsten hier unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit oder bilden weite Steppenplateaux, deren spärliche Vegetation nur in der feuchten Jahreszeit dem Springbocke und den ihm verwandten Arten ein Dasein gestattet. Unzählige Bäche und Wadi's stürzen im Frühjahre donnernd und schäumend zu Thal, um schon nach kurzem Laufe im dürren Sande zu versiechen und ihren Lauf mit wüstem Geröll und Steingetrümmer zu bezeichnen; und wo die Gesittung es wagt, den kühnen Fuß auf den widerstrebenden Boden zu setzen, da muß sie sich zum Kampfe mit Gewalten rüsten, welche über Tod und Verderben gebieten. Und hart neben diesen sterilen Strecken schafft eine riesige Natur die gigantischsten pflanzlichen und thierischen Erscheinungen des Erdballes. Während die Wüstengluth selbst den Keim des kleinsten Gräschens im brennenden Sande erstickt, treiben nicht weit davon die Massen der „heimathslosen Fanna" auf den Wassern des See's, dichte Talebwälder strecken ihre Palmenkronen zum Himmel empor, und der mächtige Baobab breitet auf unzerstörbar scheinendem Stamme seine massigen Aeste dem flammenden Lichte entgegen. Hier vermag man in dem Tode der Steppe kaum an das Vorhandensein eines niedrigen Insektes oder Wurmes zu glauben, und schon am Saume der Einöde erschallt die Stimme des Löwen, die Giraffe weidet in

den Wipfeln der Bäume und Sträucher, weiterhin erdröhnt der Boden unter den Tritten des Elephanten und Nashornes, und der Hippopotamus wälzt sich im tiefen Schlamme stagnirender Gewässer.

Ein Erdtheil von der armen Küstenentwickelung Afrika's bietet dem Seefahrer keinen gastlichen Empfang und läßt sich nur unter großen Anstrengungen von der Civilisation erobern; darum kennen wir Afrika auch heute noch weniger als Amerika und Australien, von deren Dasein keine Ahnung vorhanden war, als die Südküste des mittelländischen Meeres längst einer hohen, leider aber wieder verschwundenen Cultur zu Diensten war. Während in den Meeren der mittleren Zone längst die Wimpel flatterten und zahlreiche Segel, die allerdings nur Küstenfahrzeugen gehörten, sich im Winde blähten, lag der dritte Theil der alten Welt als mythenhafter Koloß zwischen dem atlantischen und indischen Ocean, und nur spärlich ertönt die Kunde, daß ein kühner Schiffer eine verwegene Fahrt längs seiner Gestade versucht habe.

Daß bereits im Alterthume das Südcap von geschichtlichen Völkern gekannt und umfahren worden sei, ist theils lose Vermuthung, theils Sage. So glaubte z. B. Kant, nach Buch 1 der Könige, Cap. 22, annehmen zu können, daß zur Zeit des jüdischen Königs Josaphat die Seereisen vom arabischen Meerbusen aus um das Cap nach Spanien etwas Gewöhnliches gewesen seien, und Herodot erzählt, daß Karthager, welche von dem ägyptischen König Necho gesendet waren, um 610 vor Christus denselben Weg zurückgelegt hätten. Uebrigens galt schon ein weiteres Vordringen an der Westküste Afrika's, wie die Fahrt des Karthaginiensers Hanno um 500 vor Christus, obgleich dieselbe doch höchstens bis Guinea ging, für eine Umschiffung dieses Erdtheiles. Daß später der Kyzikener Eudoxos von Gades aus eine Reise um das Cap in den arabischen Meerbusen gemacht habe, ist eine Erdichtung.

Es scheint sicher zu sein, daß bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von Norden aus Niemand an und um das Cap gekommen sei. König Johann von Portugal sendete ein kleines Geschwader unter Bartholomäus Diaz aus; dieses umsegelte 1487 auch wirklich das Cap; weiter vorzudringen hinderte jedoch den kühnen Mann eine unter seinen Leuten ausgebrochene Meuterei. Wegen der schrecklichen Stürme, welche er an dem Vorgebirge auszustehen hatte, nannte er dasselbe Cabo tormentoso (stürmisches Vorgebirge). König Johann aber änderte diesen Namen in „Cap der guten Hoffnung" um, da er nun nicht mehr zweifelte, den Seeweg in das Wunderland Indien gefunden zu haben.

Sein Nachfolger, König Immanuel, schickte eine Flottille von vier Schiffen unter Vasko de Gama aus, um den aufgefundenen Weg weiter zu verfolgen, welche Aufgabe dieser berühmte Mann auch wirklich löste. Doch war es den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun; um die Südspitze Afrika's kümmerten sie sich nicht.

Erst die Holländer besetzten dieses Land 1600 durch den Seekapitän Van Kisbock und beschlossen, es zu colonisiren. Die niederländischen Einwanderer, Boers genannt, warfen die Hottentotten zurück, drangen nach und nach bis zu den Kaffern vor und rangen auch diesen eine Strecke Landes nach der andern ab. Die Ansiedelung wuchs und erregte den Neid der Engländer, welche durch Anwendung aller Mittel die Holländer zu verdrängen suchten und auch nicht eher ruhten, als bis sie 1714 im Pariser Frieden das Land abgetreten bekamen. Dies zog eine Zufuhr englischer Colonisten nach sich, welche die holländischen Boers in jeder Weise beeinträchtigten, und es entstand zwischen Beiden eine Feindseligkeit, die in den Kämpfen der Colonie mit den Eingeborenen eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Während die Eingeborenen des Caplandes dem Europäer bisher als unbefähigte Horden galten, hat der jetzt noch wüthende Kampf zwischen den Engländern und Kaffern bewiesen, daß die Letzteren keineswegs zu verachtende Gegner seien; und wenn wir auch annehmen müssen, daß sie wie die Indianer Amerika's an dem grausamen Gesetze zu Grunde gehen werden, welches dem Kaukasier die Aufgabe ertheilt zu haben scheint, an dem Untergange seiner farbigen Brüder zu arbeiten, so steht zu vermuthen, daß der Anwohner der Kalahari sich ebenso wie der Wilde des amerikanischen Westens bis auf das Messer gegen seinen in jeder Beziehung übermächtigen Feind vertheidigen werde. Der Tod einer Nation ist niemals ein plötzliches Stürzen in die Vergessenheit, sondern ein gewaltiges Zucken und Ringen, ein allerdings immer schwächer werdendes, aber lange andauerndes Aufbäumen, welches in glühendem Hasse noch im letzten Augenblick den Feind mit in das Verderben zu ziehen sucht. — — —

Ich hatte auf einer Reise durch die niederländische Provinz Zeeland eine Familie Van Helmers kennen gelernt und bei derselben trotz ihrer Armuth eine herzliche Gastfreundlichkeit gefunden. Ich erfuhr, daß ein Großohm des Hausvaters nach dem Cap der guten Hoffnung übergesiedelt sei. Man hatte mit ihm und seinem Sohne lange in gelegentlich brieflicher Verbindung gestanden, bis der Sohn mit so vielen anderen Boers vor den andringenden Engländern über das Drachengebirge gestiegen war, um sich in der jetzigen Colonie Natal ein neues Heimwesen zu gründen. Seit dieser Zeit hatten die Nachrichten aufgehört, doch gedachte die Familie ihrer Verwandten mit lebhafter Anhänglichkeit, und als ich meine Absicht, nach dem Caplande zu gehen, verlauten ließ, wurde ich mit der Bitte bestürmt, dort wo möglich eine Erkundigung nach den Verschollenen einzuziehen. Für den Fall, daß es mir gelingen sollte, dieselben ausfindig zu machen, wurden mir einige Briefe anvertraut, und ich verließ Holland mit dem Wunsche, in dieser Richtung den guten Leuten für ihre an mir bewiesene Freundlichkeit dankbar sein zu können.

In der Capstadt angekommen, hatte ich mich einige Zeit dort aufgehalten, war dann nach Nord und West gewandert und besuchte nun die Transvaal-Lande, obgleich die damaligen Zustände in denselben nichts weniger als einladend genannt werden konnten.

Der berühmte Kaffernhäuptling Tschaka, mit Recht der Attila Südafrika's genannt, hatte zahlreiche Kaffernstämme unter seine Botmäßigkeit gebracht und ihnen eine kriegerische Verfassung gegeben, welche ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Europäer um das Zehnfache vergrößerte. Dingaan, sein Bruder, überfiel und tödtete ihn, um die Herrschaft an sich zu reißen, und nun begann zwischen ihm und den Boers eine Reihe von Kämpfen, in denen die Boers, außerdem noch angefehdet durch die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung der englischen Regierung, Wunder der Tapferkeit verrichteten.

Die Reisen hier zu Lande werden gewöhnlich auf dem Ochsenwagen vorgenommen, doch hatte ich mich aus alter Gewohnheit und um schneller vorwärts zu kommen, auf das Pferd gesetzt. Neben mir ritt Quimbo, ein Basutokaffer, welchen ich mir als Führer gemiethet hatte. Er hatte lange Zeit auf verschiedenen niederländischen Farmen in Dienst gestanden, war den Weißen freundlich gesinnt und radebrechte das Holländische so leidlich, daß er mir vorkommenden Falles recht gut als Dolmetscher dienen konnte. Uebrigens bildete er zu Pferde eine ziemlich seltsame Figur. Außer einem kattunenen Schurz, welchen er um seine Lenden geschlungen hatte, war er vollständig nackt und hatte seinen dunklen, mit starker, eckiger Muskulatur versehenen Körper mit Fett eingerieben, welches seine Haut zwar vor den lästigen Stichen der Insekten schützte, leider aber einen so penetranten Geruch oder vielmehr Gestank verbreitete, daß es mich eine wirkliche Ueberwindung kostete, mit ihm in größerer Nähe als fünfzig Schritte zu verkehren. Das Merkwürdigste an ihm war die Art und Weise, sein Haar zu tragen. Er hatte es nämlich durch tägliche Anwendung von Akaziengummi und jahrelange sorgsame Pflege in eine compacte Form gekleistert, welche seiner Frisur das Aussehen von zwei mit den Sohlen gegen einander geneigten Pantoffeln gab, deren Absätze die Spitze bildeten, während die Fußhöhlungen nach oben gerichtet waren und von ihm als Aufbewahrungsort von allerlei höchst werthlosen, für ihn aber außerordentlich wichtigen Kleinigkeiten dienten. Die Ohrläppchen waren in seiner Jugend durch angehängte Gewichte so ausgedehnt worden, daß sie an Größe so ziemlich den Ohrlappen eines Neufundländers gleichkamen; und um diese Schmuckstücke praktisch zu verwerthen, pflegte er sie des Morgens aufzurollen und in die Höhlung jeder Rolle eine von seinen beiden Schnupfdosen zu stecken. Außerdem trug er an jedem Nasenflügel einen starken messingenen Ring und hatte, jedenfalls eine Erfindung seines eigenen ästhetischen Genies, um den Hals einen breiten Riemen von Sohlenleder geschnallt, an welchen zwei sehr um-

fangreiche Kuhglocken befestigt waren, die er wohl auf einer der oben erwähnten Farmen annektirt hatte. Und dabei nahm er als Reiter ganz dieselbe unbeschreibliche Haltung ein, in welcher bei herumziehenden Gauklern und Bärenführern der Affe auf dem Kameele zu sitzen pflegt, und wenn er während der Unterhaltung mir ein aufmerksames Gesicht machen wollte, wobei er es allerdings zu einem fürchterlichen Zähnefletschen und einem gradezu sperrangelweiten Aufreißen des breiten Mundes brachte, so hatte er ganz das Aussehen einer zoologischen Species, von welcher es schwer zu bestimmen war, ob sie unter die Wiederkäuer, Bulldoggen oder Meerkatzen zu klassificiren sei. Bewaffnet war dieses Unicum mit einer schweren, aus Schwarzholz gefertigten Keule, einem fürchterlichen krummen Messer und einem Wurfspeere. Ob er diese gefährlichen Instrumente auch zu gebrauchen verstehe, hatte ich noch nicht in Erfahrung bringen können.

Ich selbst ritt einen guten Engländer, für ihn aber hatte ich nur eines jener massigen Brabanter Ungethüme auftreiben können, wie sie die Kanonen Napoleon's des Ersten von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppten. Es hatte wahrhaft elephantenmäßige Formen und einen Gang, welcher es allerdings höchst nothwendig machte, daß der auf dem breiten Rücken hockende Quimbo sich nur in den dringendsten Fällen der Zügel bediente und es lieber vorzog, sich mit beiden Händen an die Mähne des Thieres festzukrallen.

Jetzt ritt er zu meiner Linken und machte in seinem Kauderwälsche die größten Anstrengungen, mich über die politischen Verhältnisse des Landes aufzuklären.

„Hab' Mynheer schon 'sehn Dingaan, der groß' König von Zulu?"

„Nein. Hast Du ihn gesehen?"

„Quimbo hab nicht 'sehn Dingaan; Quimbo bin gut Holland, bin gut Basuto, bin schlecht Zulu. Aber Quimbo hab' 'hört von Dingaan, Quimbo will nicht sehn Dingaan."

„So fürchtest Du Dich vor ihm?"

Der brave Kaffer riß den Mund auf, daß ich ihm beinahe bis hinunter in den Magen blicken konnte, und drehte mir ein Paar Augen, als wolle er mich mit seinem Blick wie mit Dynamit in die Luft sprengen.

„Was hab' Mynheer 'sagt? Quimbo bin furchtbar vor Dingaan? Mynheer kenn nicht Quimbo; Quimbo bin Muth, Quimbo bin Kraft, Quimbo freß Dingaan. Aber Dingaan hab' viel Zulu, und Zulu hab' viel Irua (Stoßlanze) und hab' viel Flint'. England geb' Zulu Flint' und Pulv', daß Zulu mach' todt Holland. Aber Quimbo hab' nicht Flint' und Pulv', er kann nicht schieß' Zulu."

„Aber wir reiten ja jetzt nach dem Quathlambagebirge und werden dann in das Land der Zulu's kommen! Wenn Du nun erschossen wirst!"

„Mynheer hab' Flint' und Pulv'; Mynheer werd' schieß todt Dingaan und Zulu; Quimbo hab' lieb Mynheer; Mynheer geb' Quimbo Tabak, und Quimbo geb' Mynheer dafür Seele und Leib!"

Diese Liebeserklärung war von einer so inbrünstigen Gestikulation begleitet, daß der zärtliche Kaffer das Gleichgewicht verlor und kaum noch Zeit fand, die Mähne des Pferdes wieder zu erfassen, um sich auf dessen Rücken zurückzuzerren.

„Ist Dingaan wirklich so bös?"

„Dingaan hab' todt schlag' sein Bruder Tschaka, der sein groß König von Zulu. Dingaan hab' todt schlag' weiß' Mann, weiß' Frau, weiß' Kind und hab' todt schlag' Basuto; Dingaan trink Blut und tanz', wenn schlag' todt viel weiß' Mann, Frau und Kind. Dingaan hab' schlag' todt Boer am Blau-Kranz-Spruit; ist Dingaan gut?"

Der Kaffer hatte Recht. Ich mußte an die fürchterliche Metzelei am Umuti-Fluß denken, wo Dingaan seinen Bruder, den großen Tschaka, ermordet hatte, an den von Quimbo genannten Ort, wo er die Boersführer Pieter Rotief und Gert Maritz mit über sechshundert Holländern und Hottentotten treulos hingeschlachtet hatte, und an die Grausamkeit, mit welcher er bei Feierlichkeiten seine Gefangenen oder, in Ermangelung solcher, ganze Schaaren seiner eigenen Leute auf die qualvollste Weise abwürgen ließ. Hatte doch sein jüngerer Bruder, der friedliebende und den Holländern freundlich gesinnte Panda, sich einem solchen Tode nur durch die schleunigste Flucht entziehen können und dabei erfahren, daß sein Weib mit dem einzigen Kinde, welches er besaß und die er vorausgesandt hatte, in der Kalahari elend verschmachtet waren. Dingaan's Befehle rochen nach Blut, seine Fußtapfen rauchten von Blut, und nach blutiger Rache schrien die unzähligen Opfer, welche seiner Mordlust gefallen waren. Die eiserne Strenge, mit welcher er regierte, hielt seine Schaaren zusammen, aber man wußte es wohl, daß sie sich nach einem andern Führer sehnten und es im Stillen bedauerten, den Aufenthalt Panda's nicht erfahren zu können.

„Nein; Dingaan ist nicht gut; aber die Strafe wird ihn ereilen, und er wird nicht lange mehr Häuptling der Zulu's sein."

„Dingaan schlägt — — oh, oh, Mynheer," unterbrach er sich, „Quimbo seh' Mann dort an Berg; Mann reit' auch auf Pferd wie Quimbo und Mynheer!"

Er deutete mit der einen Hand vorwärts, wo allerdings in einiger Entfernung vor uns ein Reiter sichtbar war, welcher in einem stumpfen Winkel mit uns auf die Berge zugehalten hatte, so daß er uns bisher entgangen war.

„Ein Boer oder ein Engländer," meinte ich. „Vorwärts, Quimbo; wir müssen ihn einholen!"

Ich ließ meinem Fuchse die Sporen fühlen, und sofort setzte er sich in Trab. Der Brabanter versuchte, es ihm gleichzuthun, warf aber dabei den fetten Rücken so herüber und hinüber, daß der Kaffer in die größte Bedrängniß kam, Schiffbruch zu leiden.

„O, oh, Mynheer," brüllte er; „Pferd lauf' viel schnell; Quimbo verlier' Arm, Quimbo verlier' Bein; Quimbo verlier' Quimbo und Pferd! Wo werd sein Quimbo, wenn Mynheer such' Quimbo!"

Die kleine Reitlection konnte ihm nur Nutzen bringen; daher verminderte ich die Schnelligkeit des Rittes nicht im Mindesten, wogegen auch er in gleichem Fortissimo fortbrüllte, Grund genug, mich nicht zu verwundern, daß der fremde Reitersmann auf uns aufmerksam wurde, noch lange bevor wir ihn erreichten. Er wandte sich um und erwartete uns.

Auch er ritt einen Engländer, doch war es augenscheinlich, daß dieser eine bei Weitem größere Last zu tragen hatte, als der meinige, denn der Mann war von außerordentlich breiter, gewichtiger Figur und einem Gliederbau, von welchem man ganz bedeutende Kraftäußerungen erwarten konnte. Das breite Gesicht hatte trotz seiner Gutmüthigkeit einen höchst selbstbewußten Ausdruck, und das scharfe Auge, welches wißbegierig auf mir ruhte, konnte wohl bedeutend finsterer blicken als jetzt, wo er die Hand zum Gruße erhob, um mir auf den meinigen zu danken.

„Woher?" klang es kurz, aber nicht unfreundlich.

„Seit gestern früh da drüben von Willem Larssen her."

„Willem Larssen? Ein guter Neederlandsmann! Und wohin, Mynheer?"

„Ein wenig über den Paß hinab in das Natal."

„Was wollt Ihr dort?"

Der Mann frug mehr, als es eigentlich die Höflichkeit gestatten sollte, doch zeigte seine Miene dabei einen gewissen Ausdruck des Wohlwollens, welcher mich ruhig antworten ließ:

„Will das Land kennen lernen, Mynheer, weiter nichts."

Da legte er die Hand bedächtig an das Kinn, sein Auge schien sich zu verfinstern, und strenger klang die Frage:

„Das Land wollt Ihr kennen lernen, Mynheer? So, so! Es gibt jetzt gar viele Leute, welche das Land da unten kennen lernen wollen, und doch werden sie nichts kennen lernen, als dieses da!"

Er schlug dabei mit der Faust auf den Kolben seines Roer, welches er über den Rücken hangen hatte. Er war ein Niederländer; das verstand sich ganz von selbst.

„Das meine ich auch, Mynheer," antwortete ich. „Es ist fürwahr kein gutes Geschäft, Mann gegen Mann zu hetzen, um, wenn sie sich tödten, die doppelte Erbschaft einzustreichen!"

Sofort wurde Beides, sein Auge und sein Ton, wieder milder.

„So seid Ihr kein Engländer, den man Sir zu nennen hat?"

„Nein; ich bin ein Deutscher, da aus dem Sachsen her, und denke, daß wir mit den Holländern von den gleichen germanischen Eltern abstammen."

„Recht so! Es gibt eine ganze Zahl Deutscher hier zu Lande, und sie alle halten es mit uns. Seid mir also willkommen!“

Er reichte mir die Rechte zum kräftigen Handschlage entgegen und warf dann mit lächelnder Miene einen Blick auf meinen Begleiter.

„Euer Diener?“

„Diener, Führer und Dolmetscher, Mynheer; ein Wunder- und Prachtkerl, wie Ihr dergleichen lange suchen könnt.“

„Wird sich jetzt im Hintertreffen halten können, Mynheer, denn wenn Ihr es mir erlaubt, werde ich einmal Euer Führer sein. Ihr haltet doch auf den Bezuidenhout-Paß zu?“

„Allerdings.“

„Das ist auch mein Weg, und wenn es Euch recht ist, so bleiben wir für jetzt zusammen. Ich heiße Pieter Uys.“

Ich blickte ihn höchst überrascht an, denn diese Bekanntschaft war eine sehr ehrenvolle für mich. Das also war der berühmte Boersführer, welcher im Verein mit Potpieter und Pretorius die berühmte Schlacht bei Pieter-Maritzburg gegen die Kaffern gewonnen hatte! Ich konnte meine Freude nicht zurückhalten und nannte ihm auch meinen Namen, der ihm allerdings ein vollständig unbekannter sein mußte.

„Ihr könnt es mir glauben, Mynheer Uys,“ versicherte ich ihm, „daß mir nichts Lieberes passiren konnte, als dieses Zusammentreffen mit Euch!“

„Ihr habt von mir wohl in der Capstadt gehört?“

„Viel, aber bereits vorher in der Heimat.“

„So kennt man uns auch dort?“ frug er mit einem leichten Anfluge von Stolz in den treuen, ehrlichen Zügen.

„Gewiß!“

„Und wie spricht man dort? Mit wem hält man es? Mit uns oder mit den Engländern?“

„Ich bin kein Politikus, Mynheer, aber ich kann Euch aufrichtig sagen, daß Ihr unserer Sympathie vollständig sicher seid. Ich bin während meiner weiten Reisen vielfältig mit den Söhnen England's zusammengetroffen und habe da manche Freundschaft geschlossen, welche wohl für das ganze Leben andauern wird; doch hier muß man den Einzelnen vom Ganzen wohl unterscheiden. Ich habe kein persönliches Interesse an den hiesigen Verhältnissen, doch gestehe ich, daß ich ohne Zaudern zur Büchse greifen würde, wenn Ihr, so lange ich an Eurer Seite bin, derselben gegen einen Eurer Feinde bedürftet.“

Er reichte mir noch einmal die Hand herüber.

„Ich danke Euch, Mynheer! Ich werde wohl nicht in der Lage sein, diese Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, aber es thut wohl, so freundliche Worte von einem Manne zu hören, welcher aus der Ferne betrachtet hat und also wohl ein richtigeres Urtheil besitzt, als derjenige, welcher die Verhältnisse vom Standpunkte seines Vortheiles aus ansieht.“

Er ritt in sich versunken neben mir. Dann richtete er sich plötzlich auf und meinte:

„Ich will Euch einmal ein großes weltgeschichtliches Gesetz sagen, auf welches mich das eigene Grübeln und Sinnen gebracht hat. Es heißt: die Seeherrschaft — und also auch die Herrschaft über die Colonien — geht der Küste entlang. Blickt in die Geschichte zurück, so werdet Ihr finden, daß ich vielleicht Recht habe. Phönizien, Griechenland, Rom, Karthago, Spanien, Portugal, auch vorher Venedig und Genua, die Barbareskenstaaten nur nebenbei erwähnt, Frankreich, Niederland — England lösten einander in der Seeherrschaft ab. Habe ich nicht Recht?“

„Ich kann nicht bestreiten, daß ich dieses Gesetz, mit einigen Motivirungen natürlich, beinahe anerkennen möchte.“

„Denkt darüber nach, und Ihr werdet gleicher Meinung mit mir werden! Holland hat der See mehr abgerungen als jedes andere Land, aber daß es sich diesem Gesetze auch zu fügen hat, ist bereits längst entschieden — England hat ihm die Herrschaft abgerungen: in Europa, in Indien, hier am Cap. Und nun ist unser Schicksal leicht zu erkennen: wir kämpfen hier für die mit unserm Blute errungenen Güter, aber sie werden uns endlich doch genommen werden. England wird das Cap beherrschen, vorher aber werden wir uns vertheidigen und sterben, wie die Männer und Helden. Die Thaten, welche hier geschehen, werden nicht besungen, ja wohl kaum besprochen werden, denn sie werden in zu weiter Ferne von der Heimat geschehen; aber unsere Söhne und Enkel werden, wenn man sie vertreibt, immer weiter nach dem Norden gehen und unser Andenken bewahren, bis sie selbst dem Geschicke erliegen, welches wir erlitten. Jedes irdische Geschöpf hat eine Berechtigung, zu sein und zu leben; jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, jedes Volk und jede Nation darf nach der eigenthümlichen Weise, die ihm gegeben ist, sich entwickeln, damit am Baume der Menschheit verschiedene Blüthen treiben und verschiedene Früchte reifen, je nach dem Boden, dem sie entstammen, und dem Himmel, der sich darüber breitet. Verdrängt ein Volk das andere von seinem Boden, begibt es sich unter den Himmel eines anderen, um es zu vertilgen, so hat es selbst seine ursprünglichen Wurzeln verloren und kann sich nicht von Neuem in die Erde gründen; die Sonne brennt ihm in der Fremde zu heiß, oder es wehen ihm die Winde zu kühl — es erkrankt, es ermattet, es unterliegt; es muß den Tod der Vertriebenen mit seinem eigenen Leben bezahlen. Dies geschieht so wahr, als jede Auswanderung und jeder Klimawechsel im Geheimen am innern Marke zehrt, obgleich die rothen Wangen das Gegentheil beweisen wollen. Wir werden vom Cap verschwinden, weil wir uns an den Ureigenthümern desselben versündigt haben, und England wird uns folgen, und wenn seine Macht und Herrschaft hier Jahrhunderte lang im Wachsen blieb.“

„Meint Ihr?“ frug ich, verwundert über die Aufrichtigkeit, mit welcher er seine innersten Gedanken mir enthüllte, den er vor zwei Minuten zum ersten Male gesehen hatte. „Ich möchte im Gegentheile behaupten, daß von einem Verschwinden, wenn man es nicht ganz und gar äußerlich nehmen will, keine Rede sein kann. Zwei chemische Stoffe, welche wir vermischen, verschwinden nicht, sondern sie entziehen sich nur durch die neue Gestalt, durch das Produkt, welches sie in ihrer Verbindung bilden, unsern Blicken. So ist es nicht allein in der unorganischen, sondern auch in der organischen Welt, zu welcher ja auch der Mensch und durch ihn das Volk, die Nation zählt. Blickt hinüber nach Amerika! Durch die Verbindung so verschiedener Elemente ist ein neues, eigenartiges Volk entstanden, doch diese Elemente selbst sind noch in ihm vorhanden und — — —“

„Sehr wohl, Mynheer; aber wollt Ihr nicht zugeben, daß der Indianer wirklich verschwindet, ohne im Yankee wiedergefunden zu werden? Doch da betreten wir ein Feld, dessen Fruchtbarkeit leider zu wenig bekannt ist, als daß seine Bebauung richtig in Angriff genommen worden wäre. Vielleicht bin ich auch ein wenig Phantast; wenigstens würdet Ihr wohl diese Ansicht hegen, wenn ich es unternehmen wollte, Euch so meine Meinungen auseinander zu setzen.“

Sein Aeußeres machte nun allerdings nicht im Mindesten den Eindruck, als ob er phantastische Gesinnungen hege; vielmehr schien seine derbe, kernige Figur nur für das mühevolle, praktische Leben eingerichtet zu sein. Auch seine Kleidung zeigte dies. Er trug auf dem Kopfe einen breitrandigen Filzhut, welcher sehr wenig das Recht hatte, elegant genannt zu werden; die Schultern und Brust umhüllte über einem engen Wamse aus grobem holländischen Tuche eine einfache graue Wollendecke; die starken Schenkel staken in einer sehr abgerittenen Lederhose, über welche sich lange, wohlgetheerte Stiefelschäfte emporzogen. Seine Bewaffnung schien höchst einfach zu sein, denn sie bestand nur aus einem in einer Büffelscheide steckenden Messer und einer alten, schweren Büchse; doch wer da wußte, mit welcher unfehlbaren Sicherheit der holländische Ansiedler sein „Roer“ zu handhaben versteht, der konnte wohl annehmen, daß diese Büchse schon manchem Kaffern, vielleicht auch Engländer das Leben gekostet hatte. Wie gesagt, das Aeußere dieses Mannes schien so einfach, so nüchtern, daß ich nur antworten konnte:

„Phantast? Ich denke, Ihr greift mit Euren Ansichten und Meinungen eher in das reale, volle Leben als hinüber in das trügerische Reich der Einbildung. Wer Euer Leben lebt und Eure Erfahrungen sein Eigen nennt, wird sich wohl schwerlich den Ruf eines Metaphysikers erwerben, wenn er Jemand den Gefallen thut, sich offen auszusprechen.“

„So? Thäte ich Euch einen Gefallen? Ich würde dabei dennoch in diesen Ruf kommen, denn denkt Euch, ich leugne zum Beispiel die Geschichte; ich behaupte, ja ich beweise sogar, daß wir gar keine Geschichte haben!“

„Wenn Ihr diese Behauptung begründen könnt, so seid Ihr ja doch kein Phantast, Mynheer."

„Ja, ich kann sie begründen; ich kann ihre Wahrheit beweisen, und das ist gar nicht so schwer, als man meinen dürfte. Freilich einem gelehrten Professor dürfte ich damit wohl nicht kommen, denn diese Herren haben oft ganz eigenthümliche Dogmen. Sie errichten aus dem Material ihrer Gedanken und Schlüsse Gebäude, welche bis zum Himmel reichen, doch unbewohnbar sind, und beachten nicht die dauerhaften Stoffe, welche die Wirklichkeit bietet, uns Wohnungen zu bauen, unter deren Dächern die Menschheit in Sicherheit und Frieden zu weilen vermag. Diese Herren haben Tausende von Büchern über die Geschichte geschrieben, und doch findet man in keinem derselben wirkliche Geschichte."

„Ah?"

„Ja, so ist es! Laßt mich zur Analogie greifen! Unsere Naturkunde zerfällt in drei Theile: in die Kunde von den Naturerscheinungen, den Naturkräften und den Naturgesetzen; ihre Aufgabe ist, zu zeigen, wie gewisse Naturkräfte nach gewissen unumstößlichen Naturgesetzen gewisse Naturerscheinungen hervorbringen. So auch die Geschichte. Sie hat zu lehren von den geschichtlichen Gesetzen, den geschichtlichen Kräften und den geschichtlichen Erscheinungen; sie hat nachzuweisen, daß gewisse geschichtliche Kräfte nach gewissen unumstößlichen geschichtlichen Gesetzen gewisse geschichtliche Erscheinungen zu Tage fördern. Welches Geschichtswerk aber zählt uns diese Kräfte und Gesetze auf; welches Geschichtswerk gibt uns eine genaue Erklärung von der nothwendigen Entwicklung eines Ereignisses nach diesen Gesetzen und durch diese Kräfte?"

Ich muß gestehen, diese Darlegung frappirte mich; sie entstammte jedenfalls nicht einer phantastischen Weltanschauung, sondern war das Produkt eines aufmerksamen Nachdenkens über die Vorkommnisse des realen Lebens.

„Eure Analogik ist keine gewöhnliche, Mynheer", antwortete ich; „aber sie scheint überzeugend zu sein."

„Scheint? Sie ist es wirklich! Sagt mir, was findet Ihr in Euren Geschichtswerken? Eine Aufzählung derjenigen geschichtlichen Erscheinungen, derjenigen Ereignisse, welche sich in dem Zeitpunkte, von welchem aus wir erzählen können, theils wirklich zugetragen haben, theils zugetragen haben sollen. Ist das Geschichte? Das ist nur einfache Chronik; denn wo bleiben die geschichtlichen Kräfte und Gesetze? Der Naturforscher, der Chemiker wirkt gleichsam schöpferisch — freilich nur in sehr beschränktem Sinn — indem er durch die ihm bekannten Naturkräfte nach den ihm ebenso bekannten Naturgesetzen verändert, zerstört oder hervorbringt. Was aber thut der Geschichtsforscher? Er sammelt die äußeren Thatsachen, reiht sie an einem beliebigen Faden auf, wie der Kaffer seine Glasperlen, und kann nichts über ihre Erzeugung und Entwicklung sagen, ebenso wenig, als der Kaffer weiß, wie seine Glasperlen entstanden sind. Und dennoch gibt er diesem Kalender den Namen der Geschichte! Ja, die Geschichte sollte die Mutter der Politik sein! Das aber, was Ihr Geschichte nennt, ist ein unfruchtbares Ding. Was sind Eure sogenannten Politiker? Sie streiten sich um die Früchte von Bäumen, die sie nicht gepflanzt haben, und verstehen es nicht, einen Kern zu pflanzen, welcher ihnen diese Früchte auf einem ebenso sichern wie friedlichen Wege bringen würde. Ich sage Euch, Mynheer: erst dann, wenn unsere Erkenntniß hinuntergedrungen ist in jene geheimnißvollen Tiefen, aus denen von dem allmächtigen Schöpfer selbst angeordnete weltgeschichtliche Gewalten nach unumstößlichen weltgeschichtlichen Gesetzen weltgeschichtliche Thatsachen emporwachsen lassen aus dem Boden, dessen Produkte wir bisher hinnahmen, ohne uns ihrer Erzeugung zu bemächtigen, dann erst können wir sagen: wir haben Geschichte. Dann werden wir Herren der Ereignisse sein; dann werden wir dieselben zu machen, zu fabriziren verstehen, wie der Handwerker sein Werk und der Poët sein Gedicht. Dann wird die Geschichte das Kind Politik gebären, welches als Königin des Erdkreises demselben den ewigen Frieden bringt und das Schwert in die Pflugschar verwandelt, denn der Streit, der Krieg wird zur Unmöglichkeit werden, da Jeder die Gesetze und Kräfte kennt, nach und mit denen der Andere wirkt und handelt. Statt der Concurrenz der Waffe wird die Concurrenz des Friedens walten, und die Entwickelung des Menschengeschlechtes wird auf Bahnen geleitet werden, die so hoch über unserer jetzigen Kenntniß liegen, daß wir von ihnen nicht die mindeste Ahnung besitzen. Bis dahin aber wollen wir eifrig nach jenen Tiefen forschen und in Demuth bekennen, daß wir noch Stümper sind!"

Er hatte mit einer Begeisterung gesprochen, welche sein Auge mit Flammen begabte. Dieser äußerlich so schlichte Mann war ein tiefer Denker und ein hinreißender Redner, und ich konnte nun wohl begreifen, warum es ihm gelungen war, die Boers zum Widerstande gegen ihre Feinde zu vereinigen und sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, von welcher das Wohl einer ganzen Colonie und die Existenz von Tausenden abhängig war. Auch wenn ich darnach gesucht hätte, es wäre mir doch nicht gelungen, sofort eine Entgegnung auf seine Thesen zu finden. Ich schwieg daher, und auch er vermied es, den Eindruck seiner Worte durch ein Brechen dieses Schweigens zu zerstören.

So ritten wir still und in Gedanken versunken neben einander her, bis er endlich doch den gesenkten Kopf erhob und zu mir herüberschaute.

„Das war ein Blick in die Zukunft, Mynheer. Laßt uns auch an die Gegenwart denken! Ihr wollt hinunter in das Natal. Habt Ihr eine bestimmte Adresse, an welche Ihr Euch da wenden wollt?"

„Nein. Ich fliege, wie der Vogel fliegt, und wo ich einen Baum finde, da lasse ich mich auf einen Tag in seinen Zweigen nieder. Und doch", fügte ich, mich besinnend, hinzu, „ich hätte wohl eine Adresse, wenn man bei diesem Worte nicht an einen bekannten Punkt denkt."

„Ihr sucht Jemand?"

„Was man eigentlich unter Suchen versteht, nein; aber ich traf in Zeeland eine Familie, welche Verwandte in Natal besitzt, von denen seit langer Zeit keine Kunde in die Heimat gedrungen ist, und wurde gebeten, mich gelegentlich nach denselben zu erkundigen."

„Wie heißen diese Verwandten hier?"

„Van Helmers."

„Hm, ich habe Tausende von Boers unter meinem Kommando gehabt und kenne die meisten beim Namen; es waren einige Helmers unter ihnen. Könnt Ihr mir nicht vielleicht etwas Näheres angeben?"

„Ich weiß nur, daß sie vor den Engländern über die Drachenberge in das Natal hinuntergestiegen sind."

„Und aus Zeeland stammen sie?"

„Ja, wie ich bereits sagte, der Großoheim von ihnen ging nach dem Cap; es können von demselben also Kinder und Enkel vorhanden sein."

„Was war dieser Großoheim?"

„Schiffer."

„Und hieß Lucas van Helmers?"

„Allerdings," rief ich überrascht, „Ihr kennt die Familie, Mynheer?"

„Ich habe von diesem Lucas Einiges gehört. Seine Verwandten — hm, er ist längst todt, und ich muß mich besinnen," antwortete er mit einem eigenthümlichen Zwinkern seines Auges.

Sein ernstes Gesicht nahm einen leis-schelmischen Ausdruck an, der mich schließen ließ, daß er von den Betreffenden mehr wisse, als er mir sagen wollte. Was hatte er für Gründe zu dieser Zurückhaltung?

Da plötzlich hielt er sein Pferd an, und auch ich parirte das meinige. Der aus Lagern grob geschichteten Sandsteines gebildete Boden war stellenweise von dunklen Massen eruptiven Gesteines durchbrochen; diese Felsenlager hinderten uns, weit zu sehen, doch dämpften sie den Schall nicht, welcher uns den Hufschlag eines uns schnell entgegenkommenden Pferdes zutrug.

„Wer kommt?" frug er, das Roer von der Schulter nehmend.

Auch ich hatte sofort die Büchse ergriffen, doch senkten wir Beide zu gleicher Zeit die Waffen: ein leichter Pony trabte um die Felsenecke, und auf ihm saß eine Mädchengestalt, deren Erscheinung auch unter andern Verhältnissen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte.

Sie trug einen leichten, rothen Rock, dessen Mieder gürtelartig nur die Hälfte der Taille umschloß; über die eine Schulter war nach der andern Hüfte herüber ein Wildkatzenfell geschlungen,

und das lockige, tiefschwarze Haar quoll in dichter Fülle unter einem aus bunten Federn hergestellten Mützchen hervor. Arme und Füße waren bloß, und die dunkle Farbe derselben ließ in der Reiterin ein Kaffernmädchen vermuthen. Ein Blick in das Gesicht machte diese Vermuthung zur Gewißheit, wenn auch die Bildung desselben nicht die scharfe Prägung zeigte, welche man bei Individuen gewöhnlichen Schlages beobachtet.

Als sie uns erblickte, riß sie die Zügel an sich und legte die kleine Hand an den Messergriff, welcher unter dem Katzenfelle hervorsah, doch ging ihre Besorgniß schnell in ein Lächeln über, und sichtlich freudig überrascht rief sie:

„Pieter Uys! Ihr wollt zu uns?"

„Ja, mein Mietje (Marie). Ist die Mutter daheim?"

„Ja."

„Und Jan?"

„Nein. Er sucht einen Leoparden."

„Und Du? Wo willst Du hin, Mädchen?"

„Hinüber zu Nachbar Zelmst. Ich habe Eile. Mutter ist krank, und Zelmst soll ihr helfen."

„Kind, Du kommst vor Nachts nicht hinüber, und der Weg ist gefährlich."

Sie lächelte leichthin.

„Ich fürchte mich nicht, Baas Uys, das wißt Ihr ja, und Mutter ist diesmal so schlimm, daß der Nachbar kommen muß."

„Ist Nachbar Zelmst ein Arzt?" frug ich.

„Er ist ein Boer, der Einiges von den Kräutern versteht," antwortete mir Pieter Uys.

„So kann Mietje wieder umkehren; ich werde der Mutter zu helfen versuchen."

Das Mädchen blickte erfreut zu mir herüber.

„So seid Ihr ein Offizier van der Gezondheid?" frug sie.

„Ich bin auch Arzt und habe meine Reiseapotheke bei mir," antwortete ich.

„Das ist ja ein außerordentlich glücklicher Umstand, Mynheer," meinte Uys. „Kehr um, Mietje, und sei froh, denn ich weiß die Zeit gar nicht mehr, seit welcher hier in den Drachenbergen ein Arzt gesehen wurde. Kommt, Mynheer, wir wollen etwas scharf zureiten! Ihr müßt nämlich wissen, daß Mietje es nicht liebt, ihren Pony zu langweilen!"

Wir ließen nun die Pferde ausgreifen, und ich bemerkte allerdings bald, daß Mietje ihr Thier ausgezeichnet zu behandeln verstand. Ein ungewöhnliches Interesse erwachte in mir für die fremdartige Reiterin. Wie kam diese Kafferin zu dem christlichen Namen Marie? Wie zu dem beinahe verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem berühmten Boersführer? Ihrem vortheilhaften Aeußeren nach mußte sie einem ausgezeichneten Stamme angehören; vielleicht war sie eine Amatomba oder eine Lagoanerin. Wer war die kranke Mutter? Das Mädchen sah nicht aus, als ob es eine kaffrarische Erziehung genossen habe.

Diese Gedanken und Betrachtungen wurden durch eine hinter uns rufende Stimme unterbrochen. Ich wandte mich um. Hart an den Hufen unserer Pferde trabte der dicke Brabanter, doch ohne Reiter. Der Letztere lag eine kleine Strecke weiter zurück, streckte Arme und Beine kerzengrad in die Luft und schrie aus Leibeskräften.

„Mynheer halt — Mynheer wart'! Oh, oh — au, oh! Quimbo hab' nicht mehr Pferd, und Pferd hab' nicht mehr Quimbo! Oh, au! Pferd lauf', und Quimbo kann nicht mehr lauf' und nicht mehr reit'; Quimbo hab' nicht mehr Arm und nicht mehr Bein, Quimbo lieg' an der Erd und bin todt!"

Ich mußte lachen, und auch Pieter Uys stimmte ein. Das Mädchen aber kehrte zu dem verunglückten Stammverwandten zurück, warf sich vom Pony und bog sich zu ihm nieder.

„Du heißest Quimbo? Hast Du Dir Schaden gethan?" frug sie ihn.

„Ja, Quimbo heiß' Quimbo; aber nicht Quimbo hab' Quimbo Schaden gethan, sondern Pferd hab' Schaden gethan Quimbo."

„Was thut Dir weh? Wo schmerzt es Dich? Im Rücken?"

„Nur Rücken soll schmerz' Quimbo? Oh, oh, der ganz' Quimbo thu' Quimbo weh. Quimbo bin nicht mehr am Leben; Quimbo bin todt!"

Auch ich stieg vom Pferde, um zu sehen, ob er sich Schaden gethan habe; ich konnte trotz der sorgfältigsten Untersuchung nicht das Geringste finden, und dennoch verweigerte er, sich zu erheben. Er brüllte unter meiner forschenden Hand und versicherte ohne Aufhören, daß er vollständig todt sei. Da stieg auch Pieter Uys ab und zog sein Messer hervor.

„Quimbo ist wirklich todt," meinte er gelassen. „Und wenn Ihr es ihm nicht glaubt, Mynheer, so werde ich es Euch beweisen. Ich schneide ihn auf, und dann könnt Ihr hineinsehen, ob er noch Leben hat."

Er bog sich nieder, faßte den Kaffer bei der Kehle und setzte das Messer an; im nächsten Augenblick war Quimbo aufgesprungen und schlug einen fürchterlichen Salto mortale zur Seite hinüber.

„Oh, nicht schneid' Quimbo! Quimbo bin wirklich todt, aber Quimbo kann doch wieder reit' auf Pferd!"

„So steige auf, und nimm Dich in Acht, daß Du nicht wieder herabfällst!"

Der von den Todten Erstandene suchte die Gegenstände zusammen, welche ihm entfallen waren, und kletterte wieder auf das Pferd.

„Reit' Mynheer wieder schnell?" frug er ängstlich.

Ich nickte.

„Oh, dann bind' Quimbo fest," bat er; „sonst werd' Quimbo zweimal todt!"

„Dann schneide ich Dich wirklich auf!" versicherte Uys mit drohender Miene und stieg ebenso wie ich und Mietje wieder auf. „Uebrigens ist unser Weg kein weiter mehr. In einer halben Stunde haben wir unser Ziel erreicht, und dann, Mynheer, könnt Ihr ja zeigen, daß Ihr ein wenig mehr versteht, als Nachbar Zelmst, der Kräutersucher." — — — (Fortsetzung folgt.)

Unser hochgeschätzter Herr Mitarbeiter Franz von Seeburg, Verfasser des im vorigen Jahrgang des „Deutschen Hausschatzes" veröffentlichten Bildercyclus: „Die Fugger und ihre Zeit", ist mit folgendem ehrenvollen Schreiben ausgezeichnet worden, welches wir gerne unseren Lesern mittheilen:

Euer Hochwürden! Durch die Zusendung eines Exemplares Ihres Werkes „Die Fugger und ihre Zeit" haben Sie Mir außerordentliches Vergnügen bereitet, und sage Ich sicher nicht zu viel, wenn Ich ausspreche, daß es der Liebe und Begeisterung, welche Ihre Feder führte, vollständig gelungen, die Geschichte des Fugger'schen Geschlechtes in ihren goldenen Zügen wiederzugeben. Ich kann Ihnen zu diesem Werke nur gratuliren und muß anerkennen, daß es Ihrem Bienenfleiße gelungen, aus Unserer Geschichte eine Reihe köstlicher Perlen zu sammeln und zu einer Gallerie zu verbinden.

Meine seit dem letzten Winter einigermassen leidende Gesundheit und hiedurch veranlaßter Luftcurgebrauch verhinderten Mich leider bisher, Meinen Dank für die gütige Zusendung Ihres Werkes auszusprechen, um so mehr als Ich wohl fühlte, daß dieser Ihr so gelungener und den Namen Fugger ehrender Bildercyclus auch außer dem Danke ein äußerliches Zeichen der Anerkennung von Seite der Fugger'schen Familie verdient.

Ich erlaube mir deshalb, Ihnen, verehrtester Herr Hofstifts-Vikar, anliegend ein aus jener Zeit der Fugger, der Sie Ihren Bildercyclus entnahmen, herrührendes Andenken an Anton Fugger nebst Meinem aufrichtigsten Danke zu senden und hiebei zu bemerken, daß Ich, so kostbar Mir auch Alles was Wir aus dem alten Fugger'schen Familienschatze auf Unsere Zeit überkommen haben, doch eine Reliquie aus jener Zeit für das Geeignetste hielt. Euer Hochwürden

Augsburg, den 17. September 1879.

ganz ergebenster
Fürst Fugger-Babenhausen.

treue Aehnlichkeit. Photographien wird man von den Beiden nicht erhalten können, und es würde Argwohn erregen, wenn man sie darum bitten wollte."

Wachsendes Befremden spiegelte sich in den Zügen Rudolf's. Er hatte augenblicklich errathen, zu welchem Zweck der Doctor die Porträts wünschte.

„Sie glauben, daß der Graf jener Gauner sein könne?" fragte er.

„Er oder sein Diener! Wäre das ganz unmöglich?"

„Unmöglich nicht, aber —"

„Unwahrscheinlich, wollen Sie sagen? Wer ist dieser Graf? Woher kommt er? Hat er wirklich Güter in Polen? Sie werden mir keine dieser Fragen mit Sicherheit beantworten können; Thatsache aber ist es, daß er am Tage nach dem Diebstahl hier plötzlich aufgetaucht ist, das Haus gekauft und den Kaufpreis baar bezahlt hat. Und wenn ich deßhalb vermuthe, daß er ein Schwindler sei, können Sie diese Vermuthung widerlegen?"

„Das nicht" meinte Rudolf zögernd, „aber die Sicherheit, mit welcher dieser Herr auftritt —"

„Beweist nichts! Ich behaupte ja nicht, daß meine Vermuthung richtig sein müsse; ich will auch Alles vermeiden, was den Grafen auf meine Nachforschungen aufmerksam machen könnte; aber ich bin auch entschlossen, meinem Clienten die Porträts vorzulegen — mit der Frage, ob er in einem von ihnen jenen Gauner erkenne. Verneint er die Frage, so ist weiter nichts verloren; bejaht er sie, dann haben wir mit einem Schlage das ganze Räthsel gelöst."

„Nun wohl, ich werde Ihnen die Porträts liefern," versicherte Rudolf; „die Züge der Beiden sind meinem Gedächtniß so tief eingeprägt, daß —"

„Zeichnen Sie nach dem Leben, nicht nach dem Gedächtniß," unterbrach ihn der Doctor warnend; „es hängt zuviel von einer völlig getreuen Aehnlichkeit ab. Ihren Angehörigen dürfen Sie nichts davon verrathen — meine Vermuthung bleibt ganz unter uns."

„Ganz recht. Sie sollen morgen schon die Porträts haben; denn ich finde jedenfalls heute noch Gelegenheit, die Beiden zu sehen."

Hiemit war die Unterredung beendigt. Der Advokat setzte sich an seinen Schreibtisch und begann die vor ihm liegenden Akten zu studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Boer van het Roer.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

2. Dingaan.

Nach einem halbstündigen Ritt hielten wir vor einem Thale, welches sich in einer Breite von wohl anderthalb englischen Meilen zwischen zwei Höhen hinzog, die zu den westlichen Ausläufern des Drachengebirges gehörten. Ein breiter Bach schlängelte sich längs seiner Sohle von einer Seite zur andern und bildete die Ursache der üppigen Vegetation, durch welche sich dieser verborgene Winkel der Vorberge vor den Strecken auszeichnete, welche ich während der letzten Tage durchstreift hatte. Ueberall erblickte das Auge weidende Rinder, Schafe und Ziegen. Ein ausgedehntes Gehöft, umgeben von einem baumreichen Garten, an den sich unmittelbar reichbestandene Getreidefelder schlossen, lag inmitten des Thales.

„Da sind wir!" sprach Pieter Uys. „Wie gefällt Euch dieser Platz?"

„Besser als mancher andere, den ich bisher gesehen habe. Wie heißt der Besitzer desselben?"

„Es ist Neef Jan, ein ganzer Junge, sage ich Euch. Nach einem wackerern Afrikander, als er ist, könnt Ihr lange suchen, obgleich er erst zweiundzwanzig Jahre zählt. Schade, daß er sich auf der Leopardenjagd befindet, die ihn stets einige Tage vom Hause hält, sonst könntet Ihr ihn persönlich kennen lernen!"

Er nannte ihn bloß Neef Jan, ohne seinen Familiennamen zu sagen. Die holländische Sitte, daß, auch ohne in Blutsverwandtschaft mit einander zu stehen, ältere Bekannte jüngere mit Neef anreden und von diesen mit dem einfachen und vertraulichen Baas bezeichnet werden, ist auch mit nach Afrika herübergekommen. Afrikander im weiteren Sinne nennt man alle Ansiedler niederländischen Ursprunges, im engeren Sinne aber versteht man hierunter nur diejenigen Boers, welche gut mit der Büchse umzugehen verstehen, treu an ihren alten Traditionen hangen, in Folge dessen unerbittliche Feinde der Engländer sind und vor keiner Gefahr zurückzubeben pflegen. Nennt ein Ansiedler den andern einen Afrikander, so ist dies die größte Ehrenerweisung, welche er ihm bieten kann, denn er hat ihn damit als einen Held bezeichnet. Dieser erst zweiundzwanzigjährige Neef Jan mußte also bereits genügende Proben seines Muthes gegeben haben, um von dem berühmten Uys als Afrikander bezeichnet zu werden.

„Er hat außer Jan noch einen andern Namen?" frug ich daher.

„Allerdings," antwortete der Boer mit einem schlauen Lächeln. „Euch ist schlecht Stand zu halten, wie es scheint, Mynheer. Ich wollte diesen Namen erst bei der Vorstellung nennen, aber da Ihr mich so drängt und der Neef auch nicht daheim ist, so sollt Ihr wissen, daß er Jan van Helmers heißt."

„Van Helmers?" rief ich. „Wollt Ihr damit sagen, daß er ein Glied jener Familie sei, welche ich suche?"

„Wenn ich mich nicht irre, so ist er der Enkel jenes Großoheims, von welchem Ihr mir erzähltet. Sein Vater fiel als wackerer Kämpe in der Schlacht bei Pieter-Maritzburg, in welcher auch der Neef mitfocht, der, wie ich Euch versichere, ein Jäger und ein Krieger ist, wie es kaum einen zweiten gibt. Trotz seiner Jugend war er schon damals mein Adjutant und er nimmt diese Stelle noch heute zu meiner größten Zufriedenheit ein. Seine Büchse hat noch niemals ein Ziel verfehlt, weder bei Tag noch bei Nacht; darum wird er nur der Boer van het Roer genannt, und seine Fäuste sind stark wie die Tatzen des Löwen; wehe dem, der zwischen sie geräth!"

Mietje war uns vorausgeeilt; wir sahen sie jetzt hinter den Planken des Hofes verschwinden.

„Und dieses Kaffernmädchen?" frug ich.

„Ist seine Adoptiv-Schwester und seine Braut."

„Ah!"

„So ist es! Sein Vater war nordwärts vom Griqua auf einer Jagdstreiferei in die Kalahari gekommen und fand dort neben der Leiche einer jungen, schönen und wohl kaum vor einer Stunde verstorbenen Kaffernfrau das halb verschmachtete Kind. Er hatte ein mitleidiges Herz und nahm das Mädchen mit sich. Es wurde getauft und neben Jan erzogen, der es nicht anders als sein Schwesterchen nannte, bis er auf den Gedanken kam, aus der angenommenen Schwester sein Weib zu machen."

„Waren die Eltern damit einverstanden?"

„Natürlich! Ihr dürft nicht glauben, daß wir dieselben Vorurtheile hegen, wie Ihr daheim. Mietje ist ein ganzes Mädchen und wird eine Frau werden, wie Jan unter den Ansiedlern keine bessere finden kann."

„Sie muß eine Amatomba oder Lagoanerin sein."

„Wahrscheinlich, doch geben die Gegenstände, welche van Helmers bei ihrer Mutter fand, keinen Anhalt. Sie ist, da Jan sehr viel außer Hause ist, die Seele der ganzen Besitzung, nimmt alle Sorgen mit Freuden auf sich und hat auch jetzt uns nur verlassen, damit wir bei unserer Ankunft sofort einen gedeckten Tisch vorfinden. Wäre ich jung, so könnte ich Jan um diese Braut beneiden!"

Wir ritten in raschem Schritte über die fetten Wiesen dahin, passirten das offen stehende Thor und gelangten in einen sehr

großen Hofraum, in welchen die Eingangsthüre des Wohngebäudes mündete. Einige Fanghunde empfingen uns mit lautem Gebell, doch ließen sie sich durch Uys, der ihnen jedenfalls bekannt war, sofort beschwichtigen. In ihr Gebell hatte sich ein eigenthümliches Pfauchen und Zischen gemischt. Ich folgte der Richtung des Schalles und gewahrte einen gezähmten Leoparden, welcher neben einer für ihn errichteten Hütte an einer starken Kette lag.

Das Gebell hatte noch eine weitere Folge. Ich vernahm nämlich hinter dem Hause die eigenthümlichen Töne einer Stimme, welche mir vollständig unbekannt war, und sah gleich darauf um die Ecke einen Strauß hervorbiegen, der sich mit weit vorgestrecktem Halse und schlagenden Flügeln auf uns losstürzte. Das Haus schien außerordentlich gut bewacht zu sein.

Unglücklicher Weise hatte sich der riesige Vogel meinen braven Quimbo zum Gegenstande seines Angriffes ausersehen. Dieser erkannte die Gefahr, welche ihm drohte, und brachte augenblicklich seine beiden nackten Beine auf den Rücken des Pferdes in Sicherheit.

„Mynheer, Mynheer," brüllte er, „Strauß will freß' Quimbo! Strauß hab' Hunger! Strauß mag verschling' Pferd, aber nicht Quimbo!"

Durch das Zetermordio des Attaquirten noch muthiger gemacht, verschärfte der Vogel seinen Angriff und versuchte, die Beine des Kaffern mit dem Schnabel zu erreichen. Da diese aber immer auf die gegenüberliegende Seite des Pferdes gehalten wurden, so griff er schließlich den Brabanter an, der die energischen Schnabelhiebe des streitbaren Federhelden allerdings so wenig nach seinem Geschmacke fand, daß er trotz seiner Schwerfälligkeit mit allen Vieren in die Luft ging und Quimbo in die höchste Gefahr brachte, seinem Feinde vor die Füße geworfen zu werden.

„Mynheer rett' Quimbo! Mynheer helf' arm' Quimbo! Quimbo will nicht gut schmeck' Strauß, oh, oh! Mynheer schieß' todt Strauß, aber Mynheer nicht treff' Quimbo, denn Quimbo bin sonst todt!"

Pieter Uys versuchte vergebens, den Vogel zu beruhigen. Der dicke Gaul stieg unaufhörlich bald vorn bald hinten in die Höhe und wieherte vor Schmerzen; der Kaffer brüllte; die Hunde begannen von Neuem ihr Gebell, und der Leopard zerrte an der Kette und brüllte, daß es Einem wirklich Angst werden konnte. Da erscholl ein einziger Zuruf durch das geöffnete Fenster, und sofort gehorchten alle diese zahmen und halb wilden Thiere.

„Rob, zurück!" rief Mietje, und der Vogel wandte sich vom Pferde hinweg, um an das Fenster zu eilen und, den Kopf durch dasselbe steckend, sich von seiner Herrin liebkosen zu lassen.

Dadurch wurde nicht nur Quimbo befreit, sondern auch wir sahen uns aus einer fatalen Lage erlöst, da es uns andernfalls nothwendig erschienen wäre, gewaltsam gegen den jedenfalls freundlich gehegten Vogel einzuschreiten.

Einige herbeieilende Hottentotten nahmen unsere Pferde in Empfang; dann trat ich mit Pieter Uys in die Wohnung, in welcher wir außer Mietje eine ältliche Frau fanden, welche, sorgfältig in Decken gehüllt, in einem Lehnstuhle saß. Mietje hatte uns bereits angekündigt, und ich wurde von der Kranken mit außerordentlicher Herzlichkeit empfangen.

„Jeffrouw Soofje, dieser Mynheer kommt aus Holland," bemerkte Pieter Uys.

„Und zwar aus Zeeland," fügte ich hinzu.

„Aus Zeeland?" frug sie. „Ich kenne es nicht; aber der Vater meines Mannes war dort geboren. Er hat viel dorthin geschrieben, endlich aber keine Antwort mehr erhalten. Kennt Ihr Storkenbeek in Zeeland?"

„Ich bin eine volle Woche dort gewesen als Gast einer Familie van Helmers."

„Bei den Helmers?" frug sie, trotz ihres Leidens und ihrer außerordentlichen Wohlbeleibtheit, außerordentlich lebhaft. „Das sind ja unsere Verwandte! Habt Ihr sie nicht von Lucas van Helmers sprechen hören?"

„Sehr oft, Jeffrouw. Sie baten mich, nach Euch zu forschen und Euch diesen Brief zu überreichen, falls es mir gelingen sollte, Euern Aufenthalt zu entdecken. Auch sie haben öfters geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Postzustände scheinen zur Zeit der Invasion der Engländer keine besonders lobenswerthen gewesen zu sein."

„Einen Brief aus Storkenbeek? Gebt ihn schnell her, Mynheer! Mietje mag ihn vorlesen, während Ihr dort zu dem Imbiß greift. Setzt Euch zur Tafel und nehmt fürlieb. Wildpret ist leider nicht dabei, da Jan schon seit vorgestern abwesend ist, um auf einen Leoparden zu gehen."

Sie legte auf das Wort Leopard einen Ton, welcher mich annehmen ließ, daß es mit demselben eine besondere Bewandtniß haben müsse, zumal sie dabei einen eigenthümlichen, bezeichnenden Blick auf Uys warf. War unter dem Leoparden vielleicht etwas ganz Anderes zu verstehen, als das bekannte katzenartige Raubthier, welches in der Colonie allerdings häufig getroffen und eifrig verfolgt wird wegen des großen Schadens, den es unter den Heerden stiftet?

Uys beantwortete diese unausgesprochene Frage durch eine Bemerkung, welche er der Frau auf ihre Worte machte.

„Ich wollte mit ihm, wurde aber abgehalten, zur rechten Zeit einzutreffen, und werde, sobald mein Pferd gefüttert ist, ihm folgen. Uebrigens ist dieser Mynheer kein Freund der Engländer, und wir können also offen vor ihm sprechen, Jeffrouw. Ist Jan allein fort?"

„Ja."

„Nach der Klaarfontain?"

„Er sagte so, Baas Uys."

„Hat er nicht gesagt, wer alles kommen will?"

„Potpieter und Pretorius, van Raal, Zingen, Veelmar und van Hoorst außer den Andern, die sie begleiten"

„Da wären ja die Hauptleute vollständig beisammen. Wie steht es mit Freed up Zoom?"

„Es kam die Nachricht, daß er vielleicht eintreffen werde. Das soll ich Euch ganz besonders mittheilen."

„Wirklich?" frug er schnell. „Dann bringt er auch den Mann mit, welchen wir brauchen, um Dingaan unschädlich zu machen, und ich darf diese Zusammenkunft unmöglich versäumen. Wie lange wollen sie auf mich warten?"

„Vier Tage, von heut an."

„Das genügt. Ihr müßt nämlich wissen, Mynheer," wandte er sich zu mir, „daß wir einen entscheidenden Schlag gegen die Kaffern beabsichtigen. Wir haben nach der Schlacht bei Pieter-Maritzburg Frieden mit ihnen geschlossen, Dingaan aber ist zu unruhig und blutdürstig; er hält den Vertrag nicht, überfällt einen Ansiedler nach dem andern, verheert das Land mit seinen Horden und wird darin von den Engländern unterstützt, welche ihm Waffen und Munition liefern und gar nicht bedenken, daß sie damit ein Raubthier stärken, welches sich früher oder später auf sie selbst stürzen wird. Wollt Ihr mit zu der Zusammenkunft? Ihr werdet nur ächte Afrikander treffen und vielleicht auch einen Kaffernhäuptling, welcher einst so berühmt sein wird, wie Dingaan, der da unten hinter den Bergen seine Zulus zusammenzieht, um einen großen Kriegszug gegen die Boers zu unternehmen, wie ich berichtet worden bin."

Das war mir allerdings eine sehr willkommene Einladung, doch mußte ich sie aus Rücksicht für Jeffrouw Soofje ablehnen.

„Wann reitet Ihr?"

„Sobald ich hier gegessen habe."

„Dann kann ich mich Euch leider nicht anschließen. Wir haben Jeffrouw einen Arzt versprochen und müssen Wort halten, Mynheer."

Er mußte diese Ansicht billigen und machte sich dann höchst eingehend und mit jener Behaglichkeit, welche den wahren Esser kennzeichnet, über die aufgetragenen Speisen her, welche zwischen seinen glänzenden Zähnen in solcher Menge verschwanden, daß ich an seiner Stelle mir unbedingt den sichern Tod geholt hätte.

Unterdessen wurde der Brief geöffnet und von Mietje vorgelesen. Das Mädchen hatte sicher keine andern Lehrer als ihre Pflegeeltern gehabt; ich erstaunte daher über ihre Fertigkeit, den sehr undeutlich geschriebenen Brief zu entziffern, und Jeffrouw Soofje bemerkte diesen günstigen Eindruck, welchen die Leserin auf mich machte.

„Ja," meinte sie daher nach vollendeter Lektüre, „das Mietje liest besser als Jan, und der ist doch vier Jahre älter und noch dazu der Adjutant von Baas Uys! Das hat sie vom seligen Boer gelernt, der ein gar kluger Mann war in Allem, was der Mensch können und wissen muß. Seit ihn die Kaffern getödtet

haben, gibt es nicht eher Ruhe für mich und Jan, als bis Dingaan gestraft ist."

Als Pieter Uys seine Mahlzeit beendet hatte, erhob er sich und griff zum Roer.

„Jetzt wird es fortgehen, Jeffrouw. Dank will ich Euch erst später sagen, denn es versteht sich ganz von selbst, daß ich Jan begleite, wenn er zurückkehrt. Und wir, Mynheer, brauchen wohl auch nicht Abschied zu nehmen, denn ich denke, Euch hier noch vorzufinden!"

„Mynheer wird nicht so schnell fortgehen," versicherte und bat die Frau, halb zu mir und halb zu ihm gewendet. „Lebt wohl, Baas Uys, und laßt uns bald hören, daß Ihr mit Dingaan fertig seid!"

Sie reichte ihm die Hand, und er that mit Mietje und mir, die wir ihn dann hinausbegleiteten, dasselbe. Das Mädchen blieb im Hofe; ich kehrte allein in die Stube zurück.

Hier mußte mir Jeffrouw Soofje von ihrem Leiden erzählen, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß dasselbe nur in einem schlecht behandelten Katarrh bestehe, welcher allerdings bereits begonnen hatte, einen gefährlichen Verlauf zu nehmen. Glücklicher Weise enthielt meine kleine Reiseapotheke das geeignete Mittel, welches ich der Patientin verabreichte, bevor ich ihr gebot, das Bett aufzusuchen. Um das Letztere zu thun, bedurfte die schwere Frau der Hülfe, und ich ging daher, um Mietje zu holen. Sie war im Hofraume nicht zu treffen. Ich frug einen aus dem Stalle kommenden Hottentotten nach ihr. Er zeigte mit dem Finger hinter das Haus.

„Mietje sein dort und geb' Schul' klein' Kind," antwortete er.

„Schule?" frug ich überrascht.

„Schul'!" antwortete er stolz. „Klein' Kind und groß' Khwekhwena (wie sich die östlichen Hottentotten nennen) lern' viel, groß viel in Schul — lern' zähl', lern' les', lern' schreib' und lern' bet'. Mietje sein gut, groß gut in Schul'!"

Ich ging der bezeichneten Richtung nach und hörte bald ein lautes Sprechen. Inmitten eines kleinen, von Buschwerk eingerahmten freien Grasplatzes saß das Mädchen, umgeben von Kindern beiderlei Geschlechtes, welche in zwei Abtheilungen getrennt waren. Die Abtheilung hatte jedenfalls ihren sprachlichen Grund, denn ich erkannte sowohl an der Farbe als auch an den Gesichtszügen, daß die eine Hälfte aus Hottentottenkindern, die andere aber aus Abkömmlingen von Kaffern bestand. Mietje beschäftigte sich soeben mit den Ersteren, und ich bemerkte, daß der gegenwärtige Unterricht ein religiöser sei.

„Nun wird gebetet. Faltet die Hände!" gebot sie, diesem Befehle durch ihr eigenes Beispiel folgend.

Die kleinen, gelbbraunen Händchen der Kinder legten sich zusammen.

„Jetzt!"

Sie erhob ihre gefalteten Hände zum Zeichen, und nun erklang es im Chore:

„Sida ·tib, ·hommi "na ·hab, sa ·ons "anu-"annu-he![1])

Die Kleinen beteten das Vaterunser in rührender Andacht zu Ende. Dann wandte sie sich an die Kafferkinder:

„Und nun auch Ihr!"

Die Händchen wurden auch von dieser Abtheilung gefaltet; dann gebot sie wie vorher:

„Jetzt!"

Der kindliche Chor begann:

„Bawo wetu o sezulwini, malipatwe ngobungcwele igama lako."[2])

„So!" lobte sie die Gelehrigkeit und Andacht der Kleinen. „Und nun wollen wir beten, wie wir des Abends und des Morgens drin bei Jeffrouw Soofie beten müssen. Alle zusammen — jetzt!"

Sowohl die Kaffern als auch die Hottentotten begannen jetzt niederländisch:

„Onze vader, die in de hemelen ziit, uw naam worde geheiligt."[3])

[1]) Wörtlich: Unser Vater Himmel in seiend, Dein Name geheiliget werde.

[2]) Wörtlich: Vater unser, welcher in den Himmeln, geheiliget werde Name Dein.

[3]) Wörtlich: Unser Vater, der in den Himmeln bist, Dein Name werde geheiligt.

Ich sah und hörte, daß ich in ein frommes, gottesfürchtiges Haus gekommen sei, und es that mir leid, den Unterricht stören zu müssen. Mietje hatte mein Kommen nicht bemerkt und wurde einigermaßen verlegen, als ich zwischen den Sträuchern hervortrat, um sie zu bitten, zur Mutter zu gehen.

Ich begleitete sie, nachdem sie die Kinder entlassen hatte. An der Giebelseite des Hauptgebäudes bemerkte ich zwei Wildkatzenfelle, welche ausgespannt unter einem der Fenster hingen.

„Diese Thiere scheinen hier häufig vorzukommen," bemerkte ich.

Sie nickte.

„Da droben im Walde begegnet man ihnen sehr oft, Mynheer, und es ist nicht ganz ohne Gefahr, sie anzuschießen. Die Erste, welche ich traf, hat mich gar arg zugerichtet, weil ich sie bloß verwundete, und hätte ich mein Messer nicht mitgehabt, so lebte ich jetzt vielleicht nicht mehr."

Ich blickte sie verwundert an. „Ihr versteht auch, mit dem Gewehre umzugehen?" frug ich sie.

„Jan hat es mich gelehrt, weil er meint, hier zu Lande sei es vortheilhaft, wenn auch die Frauen und Mädchen die Waffen gebrauchen können."

„Wo liegt der Wald?"

„Ist man hier das Thal hinauf und über die Höhe rechts hinübergegangen, sieht man ihn liegen."

Wälder sind in diesen Gegenden eine Seltenheit, und da ich mich jetzt ohne weitere Beschäftigung sah, so rief ich meinen Diener, welcher in scheuer Entfernung vom Leoparden stand und das ihn verdrießlich anblinzelnde Thier neugierig betrachtete.

„Quimbo, hast Du die Pferde versorgt?"

„Pferd hab' freß' und hab' sauf', Mynheer," antwortete er. „Quimbo sein fleißig und hab' auch schon eß'!"

„So nimm Deine Waffen. Wir gehen nach dem Walde!"

Ich trat in die Stube, um meine Büchse zu holen, und machte die beiden Frauen mit meinem Vorhaben bekannt. Sie warnten mich vor giftigen Schlangen, deren es im Walde eine Unzahl gebe, und boten mir einen Hottentotten als Führer an. Ich lehnte dies ab und verließ das Haus.

Quimbo hatte sich mit allen seinen Waffen behangen und machte ein höchst unternehmendes Gesicht.

„Mynheer hab' Flint'; Mynheer will schieß' todt. Was will Mynheer schieß' todt?"

„Elephanten," antwortete ich mit der ernsthaftesten Miene.

Der Kaffer that einen gewaltigen Sprung zur Seite und sah mich höchst erschrocken an.

„Elephant? O, Mynheer werd' sein todt, und Quimbo werd' sein auch todt! Elephant bin dick; Elephant hab' Maul so groß — — —!"

Er streckte die Hände so weit als möglich aus einander, um mir zu verdeutlichen, wie groß das Maul des Elephanten sei.

„Gut, so suchen wir uns einen Löwen!"

Jetzt blieb er gar still stehen vor Schreck.

„Mynheer will such' Löwe? Oh, oh, Löwe sein noch viel mehr groß bös als Elephant; Löwe freß' all' Thier und all' Mensch; Löwe freß' England, freß' Holland, freß' Koikoib (Hottentotten), freß' Kaffer, freß' Mynheer und freß' auch Quimbo. Was soll thun Quimbo, wenn Löwe hab' freß' Quimbo? Quimbo will nehm' jung' schön' Frau; Quimbo darf nicht werd' freß' von Löwe!"

Das war mir neu. Ich vermochte es nicht, mir den guten Kaffer als würdigen Ehemann vorzustellen.

„Was? Heirathen willst Du?"

„Quimbo wird nehm' Frau!"

Er sprach diese Versicherung mit einem außerordentlichen Selbstbewußtsein aus und zog dabei eine Miene, als erwarte er die größte Anerkennung von meiner Seite.

„So! Wen willst Du nehmen?"

„Quimbo nehm' schön' Mietje!"

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Also Mietje sollte das Glück haben, Madame Quimbo zu werden!"

„Warum Mietje?" frug ich ihn.

„Mietje bin gut, als Quimbo fall' von Pferd; Mynheer Uys hab' woll' schneid' auf Quimbo, Mietje aber hab' Angst um Quimbo; drum werd' sein Mietje Frau von Quimbo."

„Hast Du es denn Mietje schon gesagt?“

„Nein. Quimbo hab' nicht sprech' mit Mietje.“

„Weißt Du denn, daß Mietje Deine Frau sein will?“

„Quimbo weiß! Mietje will sein sehr Frau von Quimbo, denn Quimbo bin schön, bin gut und bin groß' und tapfer' Krieger!“

Das waren freilich sehr bedeutende Eigenschaften, die ich leider dahingestellt sein lassen mußte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, den schönen, guten und tapfern Heirathskandidaten aus seiner beglückenden Illusion zu reißen, und ließ daher das Gespräch fallen, indem ich so wacker voranschritt, daß er Mühe hatte, mir zu folgen.

Das Thal verengte sich nach oben immer mehr und endete da, wo der Quell aus der Erde sprang. Bald erreichten wir die Höhe des Thalrandes, über welche sich der nachbarliche Berg noch weit erhob, schritten an dessen Lehne hin und erblickten nach einiger Zeit den Wald, welcher in der jenseitigen Bodensenkung begann und dann mit seinem Grün sich rechts und links ausbreitete, so weit es der von Höhen eingeengte Horizont erkennen ließ.

Während wir so dahinschritten, war es mir, als bemerke ich Spuren, daß vor ganz kurzer Zeit hier Jemand gegangen sei. Zwar war kein einziger ausgeprägter Tapfen oder gar eine fortlaufende, deutliche Fährte zu erkennen, aber dem geübten Auge konnten doch einige untrügliche Merkmale nicht entgehen, welche sich hier und da in dem grobkörnigen Sande zeigten. Trotzdem der Betreffende ein Angehöriger der Farm sein konnte, fand ich doch diese Spuren, ohne einen besonders stichhaltigen Grund hiefür zu haben, höchst auffällig. Sie hörten schließlich in Folge des felsigen Bodens, welchen wir betraten, ganz auf, und da keine nähere Veranlassung vorlag, unterließ ich es, sie wieder aufzusuchen.

Wir gelangten in den Wald.

Er bestand aus mächtigen Gelb-, Stink-, Eisen- und Assagaiholzbäumen, zwischen deren Stämmen baumartige Farren ihre palmenartigen Wedel emporstreckten. Der Saum wurde gebildet von Rhinocerossträuchern, zwischen denen das lebhafte Grün der Mesembryanthemum-, Oxalis- und Pelargoniumarten hervorleuchtete. Trotz der Dürre und Einförmigkeit des Bodens besitzt das Capland eine eigenthümliche und reiche Flora, welche man auf zwölftausend Arten schätzt. Hat in Gegenden, welche des Wassers nicht ganz und gar entbehren, die Vegetation einmal Wurzel geschlagen, so entwickelt sie in Folge des höchst günstigen Klimas bald eine außerordentliche Ueppigkeit, welche zu der Oede und Dürftigkeit wasserloser Striche im schärfsten Contraste steht.

Gleich beim Eintritte in den Wald empfing uns eine Familie von Cercopithecus Erythropyga, eine kleine Paviansart, deren Angehörigen die einzigen Quadrumanen des Caplandes bilden, mit possierlichen Grimassen, welche Quimbo durch lebhaftes Gesichterschneiden erwiederte. Die Keule in der Rechten und den Wurfspeer in der Linken, folgte er mir in einer Weise, als ob er befürchte, daß jeden Augenblick ein Elephant oder Löwe zwischen den Bäumen hervorbrechen und sich auf uns stürzen könne. Leider hatten wir keines von beiden Thieren zu fürchten, da sie von Jahr zu Jahr seltener werden und sich vor den Verfolgungen der Ansiedler ebenso wie das Flußpferd und das Rhinoceros in die nördlicher liegenden Wälder zurückziehen.

Den größten zoologischen Reichthum dieses Waldes schienen die Vögel zu bilden, die in großer Zahl und vielen Arten die Wipfel belebten und sich durch uns nicht im Mindesten stören ließen. Es war dies für mich ein Beweis, daß sich nur selten ein menschlicher Fuß hierher verirrte und, wenn dies geschehen war, ihn meist wohl friedliche Absichten herbeigeführt hatten.

Es war mir mehr darum zu thun, mich ordentlich auszugehen, als daß ich eine Absicht auf ein bestimmtes Wild gehabt hätte; dennoch aber hielt ich mich fortwährend schußbereit und ließ mir kein Geräusch entgehen.

So strichen wir bereits eine Stunde lang vorwärts, als ich plötzlich aus nicht zu großer Entfernung einen Schuß vernahm.

„Hör' Mynheer?“ frug Quimbo, mit einer höchst bedenklichen Miene den Zeigefinger erhebend.

Ich lauschte nach der Richtung hin, aus welcher der Schall zu uns gedrungen war. Ein zweiter Schuß ertönte.

„Oh, schieß' noch 'mal! Mann schieß' todt Mann; sein hier zwei Abantu, zwei Mensch', und schieß' todt ein' der ander'!“

Ich war nicht derselben Meinung, denn die beiden Schüsse waren jedenfalls von einer und derselben Büchse abgegeben worden, wie für ein geübtes Ohr deutlich aus dem Schalle zu erkennen war. Ich hegte die Absicht, mich leise vorwärts zu schleichen, um den unbekannten Schützen heimlich zu beobachten, wurde aber bald veranlaßt, meine Bewegungen zu beschleunigen.

„Help, help! Oh, woe to me!“ hörte ich eine laute, ängstliche Stimme rufen.

Das war Englisch. Jedenfalls befand sich ein Weißer in Gefahr, und darum drang ich so schnell wie möglich durch die dichten Farren. Schon nach einigen Augenblicken bot sich mir ein halb ernster, halb komischer Anblick dar. Auf dem moosüberzogenen Stamme eines umgestürzten und schräg gegen die umstehenden Bäume anliegenden Gelbholzbaumes hockte eine lange, dürre Menschengestalt und vertheidigte sich mit dem Kolben der umgedrehten Büchse gegen einen mächtigen Eber, welcher am Hintertheile verwundet war und unter zornigem Grunzen und wüthenden Stößen die improvisirte Festung zu erobern trachtete.

Ich erhob die Büchse, fühlte aber meinen Arm von Quimbo gefaßt.

„Oh, nicht schieß' Mynheer! Quimbo eß' gern schön' Sau; Quimbo mach' todt Sau!“

Mit drei raschen Sprüngen stand er hinter dem Eber, dessen Angriff in so blinder Wuth geschah, daß er den neuen Feind gar nicht bemerkte. Den Wurfspieß erhebend, schleuderte er denselben mit solcher Kraft dem Thiere hart hinter dem Vorderbeine in die Seite, daß das feste, unzerbrechliche Holz tief in die Gegend des Herzens eindrang. Das Thier stand einen Augenblick bewegungslos und wandte sich dann, einen blutigen Schaum ausgeifernd, welcher die Trefflichkeit des Lanzenwurfes bekundete, gegen den Kaffer. Schon aber war dieser, um den Hauern auszuweichen, auf die Seite gesprungen und schwang die kurze, schwere Keule. Ein wuchtiger Schlag sauste gegen den Kopf des Ebers, der sofort zu Boden stürzte, und ein zweiter Hieb vollendete den Sieg, welcher das Werk von kaum einer Minute gewesen war. Der Held dieses Kampfes schwang die Keule hoch in der Luft und stieß einen lauten Triumphruf aus.

„Mynheer seh! Sau bin todt, bin viel todt, bin sehr todt. Sau nicht eß' Mann, sondern Quimbo eß' Sau!“

Er riß den Spieß aus dem Leibe des erlegten Thieres und griff zum Messer, um es sofort aufzubrechen. Der aus einer so fatalen Belagerung befreite Fremde schob seine langen, unendlichen Gliedmaßen von dem Baumstamme herunter und dehnte sich wie Einer, der aus einem fürchterlichen Traume erwacht.

„Hail, Sir, das war Hülfe zur rechten Zeit! Das Viehzeug, damn it, war so direful und unhöflich, daß ein Gentleman sich gar nicht mehr mit ihm abgeben konnte!“

Der Mann war auf alle Fälle ein Engländer. Er trug auf dem rothblond behaarten Kopfe, dessen Gesichtstheil zwei riesige Bartkoteletten zierten, eine hohe, helmartige und aus Nashornhaut gefertigte Mütze; den hageren Körper bedeckte eine kurze, carrirte Jacke und eine ebensolche Hose, über welche zwei Filzgamaschen geknöpft waren, unter denen ein schmaler, ewig langer Fuß hervorragte. Die dürren Finger krallten sich noch immer um die abgeschossenen Läufe seiner Doppelbüchse; an seiner Linken hing in einer ledernen Scheide ein riesiger Schleppsäbel mit Korbgriff, und aus dem um die dünne Taille geschlungenen Shawl sahen zwei hörnerne Messergriffe und die Kolben von drei riesigen Reiterpistolen hervor.

„Sir Hilbert Grey,“ stellte er sich vor, indem er mit einer unbeschreiblichen Handbewegung mich aufforderte, ein Gleiches zu thun.

„Was führt Euch in diese Gegend, Sir?“ frug ich, nachdem ich auch meinen Namen genannt hatte.

„Geschäfte, Mynheer, wichtige Geschäfte, die ich Euch allerdings nicht nennen kann, da Ihr ein Holländer seid.“

„Ich bin kein Holländer, sondern ein Deutscher, Sir, und gehe im Capland ein wenig spazieren. Doch erlaubt mir zu fragen, was dieses Thier hier mit Euern wichtigen Geschäften zu thun hat!“

„Dieses Thier, dieser Drache, dieser Cerberus? Stand off! Nicht das Mindeste. Ich ging ein wenig zwischen die Bäume,

um einen Schöps zu verdauen, welchen wir gegessen haben, und gerieth dabei mit diesem Ungethüm zusammen — —"

„Welches die Absicht hegte, nun Euch zu verdauen," fiel ich lachend ein. „Doch apropos, Sir, wo glaubt Ihr, daß man einen Eber treffen muß?"

„Pshaw! Dieser Lindwurm wollte ja nicht still halten, als ich zielte. Ich verstehe schon, ein Gewehr da hinzuhalten, wohin es gehört, und habe daher nur einmal in die Luft geschossen, was bei einem Deutschen wohl zweimal geschehen wäre!"

„Möglich, vorausgesetzt, daß kein anderes Ziel als nur die Luft vorhanden ist. Darf ich vielleicht fragen, Sir, wer die Leute sind, mit denen Ihr Eueren Schöps verspeist habt?"

„No, no! Das ist nichts für Euch. Ruft diesen Menschen von dem Thiere zurück; es gehört mir. Und dann geht Eures Weges!"

„Meint Ihr, Sir Hilbert Grey?" frug ich und fügte bei:

„Dieser Eber gehört meinem Diener, denn er hat ihn erlegt, und das Recht, welches Euch Euer Schuß an dem Wilde geben könnte, ist recht gut abzutreten gegen den Umstand, daß er Euch das Leben gerettet hat."

„Fudge! Ich behaupte, daß diese Sau mein Eigenthum ist, und werde — — —"

„Nichts werdet Ihr! Wenn sich Angehörige von zwei civilisirten Nationen in diesen Breiten begegnen, so pflegen sie sich freundlicher zu verhalten, als es bei Euch der Fall ist, Sir Hilbert Grey. Ihr verlangt, daß ich meines Weges gehen soll. Gut, ich folge Euch, aber dieser Weg geht grad dahin, wohin Euch der Euere führt: zu dem Orte, an welchem der edle Schöps verspeist wurde. Hier hat ein Jeder das Recht und sogar die Pflicht, zu sehen, wer sich in seiner Nähe befindet, und will man ihn daran hindern, so gilt einfach das Recht des Stärkeren. Wollt Ihr mich zu Eueren Genossen führen oder nicht?"

Der gute Mann blickte höchst verlegen zu mir hernieder.

„Ich darf nicht, Sir, denn es soll Niemand wissen, daß wir uns hier befinden."

Ich hatte einen allerdings noch unbestimmten Verdacht gefaßt, welcher durch das Verhalten des Engländers nichts weniger als gehoben werden konnte. Was that er hier in dieser Gegend, welche, wie ich wohl wußte, nur von einzelnen holländischen Boers bewohnt wurde, die den Engländern geradezu feindselig gesinnt waren? Ein geheimer Emissär der englischen Regierung konnte er unmöglich sein; dazu war er, wie es schien, geistig zu wenig befähigt, und was hätte er als solcher auch grad hier in diesem Walde zu thun gehabt? Zwar hatte Pieter Uys gesagt, daß sich jenseits der Drachenberge die Zulu's zusammenschaarten — — ich mußte klar sehen und meinte daher:

„Wer soll es nicht wissen, Sir? Die Holländer oder auch ich als Fremder und Neutraler?"

„Niemand!"

„Und wenn ich es nun bereits wüßte?"

„Ihr? Impossible, unmöglich!"

„Und doch! Es sind Kaffern!"

Ich merkte es ihm sofort an, daß ich richtig gerathen hatte, obgleich er mir auszuweichen suchte:

„Kaffern? Ihr irret Euch, Sir! Wo wollt Ihr sie gesehen haben?"

Quimbo war mit seiner Arbeit fertig geworden und erwartete neugierig das Resultat unserer ihm unverständlichen Unterredung. Ich wandte mich zu ihm:

„Laß das Thier einstweilen liegen. Wir müssen diesen Mann begleiten!"

„Quimbo laß' lieg' Sau? Oh, oh, Mynheer, Quimbo eß' viel schön' Sau; Quimbo werd' trag' Sau, und Mietje werd' seh', daß Quimbo schön und tapfer!"

„Du sollst sie auch haben, nur später, denn — — —"

Ein lautes Rascheln ließ mich umblicken — Sir Hilbert Grey hatte die Gelegenheit benutzt und war in das Gesträuch gesprungen. Er mußte wirklich die ernstesten Gründe haben, mit seinen Begleitern unentdeckt zu bleiben, hatte sich aber natürlich verrechnet. Ich verschmähte es, ihm nachzuspringen; er konnte sich mir nur für den Augenblick entziehen; seine Füße waren groß genug, um mir untrügliche Spuren zurückzulassen. Bei der geheimen Verfolgung derselben konnte mir Quimbo nichts nutzen; daher besann ich mich kurz und ertheilte ihm die Erlaubniß, nach der Farm zurückzukehren. Die Art und Weise, seine Beute fortzubringen, mußte ich dabei ihm allein überlassen.

Mich nach der Richtung wendend, in welcher der Engländer entflohen war, fand ich eine Fährte, wie ich sie deutlicher mir nicht wünschen konnte. Sir Hilbert Grey war jedenfalls wenig erfahren in der Art und Weise, sich auf einem Territorium zu bewegen, auf welchem die Gefahr den Menschen in tausenderlei Gestalten umgibt, und ebenso wenig dachte er wohl auch daran, daß ich die Eindrücke seiner Gorillafüße benützen werde, ihm zu folgen.

Er schien sich vorerst selbst im Unklaren über die Richtung befunden zu haben, welche er einzuschlagen gehabt hatte. Seine Spur führte im Zickzack bald rechts, bald links und nahm erst nach längerer Zeit eine grade Linie an. Nach einer guten halben Stunde gelangte ich nun an den Rand einer Bodenvertiefung, welche den oberen Theil eines sich von hier absenkenden Thales bildete und eine Quelle enthielt, die laut murmelnd zwischen zwei Sandsteinen hervorrieselte.

Da unten am Wasser saßen Sir Hilbert Grey und an seiner Seite vier Kaffern, welche ich an ihrer kriegerischen Ausrüstung als Zulu's erkannte. Was hatten sie hier zu suchen, und welcher Umstand führte sie mit dem Engländer zusammen? Auf dem Boden lagen noch drei ledige Schilde, ein Beweis, daß sieben Kaffern zu zählen seien, von denen die Fehlenden aus irgend einem Grunde sich entfernt hatten. Die Straußenfedern an einem der Schilde und acht weiter abwärts weidende Pferde ließen vermuthen, daß ich es hier nicht mit gewöhnlichen Kaffern zu thun habe.

Der Engländer befand sich in einem lebhaften Gespräche mit den Wilden, doch selbst wenn ich die Sprache der Letzteren verstanden hätte, wäre es mir nicht eingefallen, die Unterredung zu belauschen, da es Nothwendigeres zu thun gab. Hier das Lager der Kaffern mit dem verdächtigen Engländer, dort die Farm, nur von einem jungen Mädchen behütet, und dabei drei der Wilden abwesend, darunter der Vornehmste von ihnen — das waren jedenfalls hinreichende Gründe, so schleunig wie möglich zurückzukehren.

Was konnte während meiner nun stundenlangen Abwesenheit nicht Alles passirt sein und bis zu meinem Eintreffen noch geschehen! Ich warf jeden Skrupel bei Seite und schlich mich längs des Randes hin bis zu den Pferden. Eine plötzlich in mir erwachte Angst sagte mir, daß ich eines derselben haben müsse, möge dies nun ein Diebstahl genannt werden oder nicht. Schwer war es allerdings nicht, aufzusitzen und davon zu reiten, aber dann wäre ich gesehen und verfolgt worden und hätte also die Gefahr für die Farm vergrößert, statt sie zu vermindern. Die Ausführung meines Vorhabens durfte so spät wie möglich bemerkt werden und darum benutzte ich eine Krümmung des Thales, um mich zu dem entferntesten der Thiere zu schleichen; zwar war dies nicht das beste, aber es stand so, daß es von den Kaffern nicht gesehen werden konnte.

Ich gewann ihm den Wind ab, schlich zwischen den Farrenkräutern bis auf kaum fünf Fuß Entfernung heran und saß im nächsten Augenblick im Sattel. Das überraschte Thier stieß ein kurzes Schnaufen aus und ging in die Höhe, doch schnell hatte ich es scharf am Zügel, gab ihm einen vielleicht ungewohnten Schenkeldruck zu fühlen und lenkte es das Thal hinab, um dort, nach der Farm einbiegend, den Wald zu verlassen und die Höhe des Berges zu gewinnen.

Ich war noch nicht so weit gekommen, als ich Quimbo bemerkte. Er hatte aus starken Baumästen eine Art Schleife gebildet, den Eber darauf gelegt und sich selbst als Zugthier vorgespannt, um unter Schweiß und triefendem Oele die schwere Last bergan zu schleppen. Er war höchst erfreut, als er mich bemerkte, und ebenso erstaunt, mich als Reiter zu sehen.

„Mynheer hab' Pferd?" frug er. „Oh, oh, Pferd bin gut; Pferd werd' zieh' Sau für Quimbo!"

Und sofort spannte er sich aus, um seine wichtige Entdeckung durch die That nutzbar zu machen; ich aber wehrte ihm ab.

„Wer wird die Sau essen? Das Pferd oder Quimbo? Wer sie ißt, der mag sie auch ziehen! Ich kann Dir das Pferd nicht geben, denn ich brauche es selbst nothwendig. Dort im Walde sind bewaffnete Zulu's und dort auf der Farm werden

noch einige sein. Ich muß hin, um Unglück zu verhüten. Nimm Dich vor ihnen in Acht und spute Dich, in Sicherheit zu kommen!"

„Zulu bei Mietje? Oh, oh, Quimbo werd' spring', und Sau werd' spring', daß schnell komm' bei gut' schön' Mietje. Quimbo schlag' todt all' ganz' Zulu!"

Er spannte sich wieder vor und stampfte davon, daß es dampfte; ich aber eilte ihm im Galopp voran.

Bald sah ich die Farm unten liegen. Trotz des schwierigen, abfallenden Terrain die gleiche Schnelligkeit beibehaltend, ritt ich abwärts, der hinteren Seite des Gartens zu. Wollte ich um denselben herumbiegen, um das vordere Thor zu erreichen, so verging mir zu viel Zeit; ich hielt also direkt auf den Zaun zu, nahm das Pferd empor und sprengte über denselben hinweg. Ich kam nicht so glatt hinüber, als ich gewünscht hatte. Ich hatte während des scharfen Rittes die Steigbügel nicht benützen können, da sie mir viel zu niedrig hingen, und mir auch nicht Zeit genommen, sie höher zu schnallen. Der Gaul war jedenfalls, wie mir auch die ganze Sattelung zeigte, von dem unendlichen Sir Hilbert Grey geritten worden. Im Sprunge über den Zaun blieb der eine Bügel an demselben hängen, der Riemen riß, und Pferd und Reiter überschlugen sich. Im nächsten Augenblick aber waren wir wieder auf den Beinen; der gefährliche Sturz hatte uns Beiden keinen nennenswerthen Schaden gebracht; ich überließ das Pferd sich selbst und eilte durch den Garten nach dem Wohngebäude.

Hierbei traf ich auf einen der Hottentotten.

„Ist Jemand bei Jeffrouw Soofje?" frug ich ihn.

„Oh, Mynheer," antwortete er ängstlich, „Zulu sein im Haus — drei Zulu. Auch groß' Häuptling sein da!"

Ich frug nicht weiter und trat in den Flur, wo mir laute Stimmen aus der Stube entgegen tönten. Die Thür ein wenig öffnend, gewahrte ich drei Kaffern, von denen zwei in der Nähe des Einganges standen, während der dritte in der Mitte des Raumes war und Mietje beim Arme gefaßt hatte. An der Thür zur Schlafstube lehnte schreckensbleich die Hausfrau; sie hatte vor Angst um die Pflegetochter das Lager verlassen und eilfertig nur die nöthigsten Kleidungsstücke übergeworfen.

„Hier wohn' Jan van Helmers," hörte ich den Häuptling in gebrochenem Holländisch sagen. „Er sein Boer van het Roer; er schieß' auf Zulu; er muß sterb' und Frau muß sterb'!"

„Er wird nicht sterben, sondern kommen, um uns zu rächen!" antwortete das Mädchen unverzagt.

„Er wird sterb' und Frau wird sterb', doch nicht Du! Hier ist Zahn von Schlang', darum Du nicht sterb', sondern geh' mit Dingaan für Straf' an schlimm' böf' Panda!" fügte er hinzu, auf eine aus Schlangenzähnen gefertigte Kette deutend, welche das Mädchen am Halse trug. „Wo ist her Zahn von Schlang' an Schnur hier?"

„Von meiner Mutter."

„Wo ist Mutter?"

„Sie ist todt; sie verschmachtete in der Kalahari."

„Oh, Dingaan weiß nun All'! Weib von Panda hatt' Zahn von Schlang' hier; Weib von Panda floh mit Kind in Kalahari; Weib starb, Kind nahm Boer und auch Zahn von Schlang'. Hier steh' Kind von Panda und muß geh' mit Dingaan bei Zulu; Boer aber sterb' und auch Frau!"

Er gab seinen beiden Leuten einen Wink; sie traten zu Jeffrouw Soofje und zogen die Messer. Mietje schrie auf und wollte sich losringen, der gewaltige Häuptling aber hielt sie so fest umschlossen, daß ihr Arm mit Blut unterlief. Er gab einen kurzen, mir unverständlichen Befehl in der Zulusprache, dessen Bedeutung ich jedoch sogleich erkannte, denn die beiden Andern erhoben ihre Messer. Ich hatte bereits die Büchse emporgenommen; meine beiden Schüsse krachten rasch hinter einander, und ein dreifacher Schrei erscholl in dem Zimmer. Durch den Rauch vordringend, erhob ich den Kolben gegen Dingaan. Er stand, das Mädchen noch immer mit der Linken haltend, mit blitzenden Augen vor mir; eine Binde von Otternfell und Ohrdecken von Leopardenfell schmückten sein Haupt, von welchem fünf Straußenfedern und eine Kaffernfinkenfeder wehten. Seine herkulischen Glieder waren außer einem aus Straußflaum gefertigten Lendenschurze unbekleidet, und von den breiten Schultern hing ein Mäntelchen von zusammengenähten, weißen Kuhschwänzen. Ich wußte, daß der Schlag meines Kolbens stets tödtlich gewesen war, hatte aber die geringe Höhe der Zimmerdecke nicht in Rechnung gezogen. Ich blieb im Ausholen an einem der Balken hängen und gab dadurch eine Blöße, welche der Kaffernkönig blitzschnell benützte. Seine kurze Keule schwingend, versetzte er mir auf den Kopf einen Hieb, unter welchem ich augenblicklich zusammenbrach.

Glücklicher Weise blieb ich, wie sich gleich herausstellte, nur einige Sekunden besinnungslos. Von dem Gedanken an die Gefahr, welche den Frauen drohte, elektrisirt, raffte ich mich auf. Ein Blick auf die Umgebung zeigte mir, daß Dingaan und Mietje fort seien; die beiden Kaffern lagen mit zerschmetterten Schädeln am Boden neben Jeffrouw Soofje, welche dagegen unverletzt schien und wohl nur in Folge des Schreckens das Bewußtsein verloren hatte.

Den dumpfen Schmerz nicht achtend, welcher mein Gehirn zusammenpreßte, ergriff ich die neben mir liegende Büchse und sprang hinaus in den Hof. Dort empfing mich ein gellendes Angst- und Wuthgeheul.

„Mietje fort, fort mit Kaffer!" schrie es mir entgegen. „Häuptling nehm' mit arm' Mietje, oh, oh!"

„Wo sind sie hin?" frug ich erschrocken.

„Da — da reit' Häuptling!"

Sie zeigten nach der Ecke des Gebäudes. Ich eilte nach derselben hin und sah, was mit der Schnelligkeit des Gedankens vorgegangen war. Dingaan hatte Mietje hinaus in den Hof gerissen und da das Pferd des langen Engländers bemerkt, welches unterdessen aus dem Garten nach vorne gekommen war. Sich mit dem Mädchen hinaufschwingend, war er durch das Thor entkommen und strebte nun, von außen um die Ecke des Hofes biegend, der Höhe zu, von welcher ich vorhin herabgekommen war.

Ich maß die Entfernung zwischen ihm und mir und griff nach zwei Patronen.

„Meine Pferde, schnell, schnell!"

„Pferd für Mynheer — schnell — rasch — mach' schnell!" rief, schrie, brüllte und heulte es, und so viele Menschen, als da waren, stürzten, drängten, eilten und warfen sich nach dem Stalle.

Nie im ganzen Leben hatte ich so rasch geladen wie jetzt; jede Fiber in mir war angespannt, und doch durfte ich nicht das leiseste Zittern aufkommen lassen, denn von meinem Schuß hing ja Alles ab. Ich war stets meines Schusses sicher gewesen, jetzt aber legte ich in Anbetracht meiner Aufregung und der Schmerzen meines Kopfes den Lauf auf die Querplanke des Zaunes. Das Pferd mußte doch durch den Fall etwas gelitten haben, denn seine Schnelligkeit war trotz der Anstrengung des Häuptlings eine sehr geringe. Allerdings durfte ich nicht zaudern, da sich der Flüchtling in wenigen Augenblicken außerhalb des Bereiches meiner Büchse befinden mußte. Mein Kopf war wie zusammengeschraubt; ich zielte, aber es flimmerte mir vor den Augen; ich sah, daß Mietje sich gegen die Umschlingung Dingaan's nach Kräften, aber vergeblich wehrte; ich durfte sie nicht treffen; ich durfte nur auf das Pferd zielen, und dieses mußte so getroffen werden, daß es augenblicklich zusammenstürzte. Da — da wurde mein Auge für einen kurzen Moment hell, und zu gleicher Zeit drehte das Pferd des langen Engländers den Kopf ein wenig zur Seite, so daß ich das Ohr und den daran grenzenden Schädeltheil desselben an der Gestalt Dingaan's vorüber bemerkte; es war ein schweres und ungemein gefährliches Ziel, diese vier oder fünf Quadratzoll Pferdekopf auf eine solche Entfernung, aber noch einige Sprünge, und ich konnte das Thier mit meiner Kugel nicht mehr erreichen. Ich drückte los und — da, da sah ich sie stürzen; ich hatte getroffen.

„Heraus, heraus mit den Pferden!" rief ich, da die aufgeregten Leute vor lauter Eifer nicht damit zu Stande kamen.

„Mynheer hab' schieß' todt Kaffer, oh, oh, schau!" brüllte Einer, indem er zu dem Zaune rannte und nach der Höhe deutete.

Sofort waren die Andern hinter ihm her, und so wurde Platz für die Pferde, welche jetzt ungesattelt aus dem Stalle getrabt kamen. Ich schob eine neue Patrone in den abgeschossenen Lauf, sprang auf und nahm den Brabanter Quimbo's beim Zügel.

Ich hatte den Letzteren mit seiner Last oben über die Höhe kommen sehen und darauf meinen Plan gebaut.

„Geht zu Jeffrouw; sie liegt in der Stube!“ gebot ich den Kaffern und Hottentotten und eilte dann im Galopp zum Thore hinaus und um die Farm herum.

Hatte ich mich schon vorhin im Walde über den Muth gewundert, mit welchem Quimbo es mit dem wüthenden Eber aufgenommen hatte, so sollte ich jetzt ein gleiches Beispiel seiner Mannhaftigkeit bemerken. Es schien, als komme bei ihm der Muth erst bei der Gelegenheit, ihn zu beweisen.

Von oben herabkommend, hatte er meinen Schuß gehört, das stürzende Pferd und den Kaffer gesehen und auch Mietje erkannt; im ersten Augenblick hatte er über das Alles gestutzt; jetzt aber sah er mich um die Ecke des Hofes biegen und verstand auch die Geste, mit welcher ich ihm befahl, Dingaan aufzuhalten. Er ließ augenblicklich von seiner Last und sprang auf den Häuptling zu, der sich wieder aufgerafft hatte und nun, da das Pferd todt war, zu Fuße mit dem Mädchen zu entkommen suchte.

Es gelang ihm nicht. Er bemerkte den neuen Feind und sah auch mich, der ich in einer Minute bei ihm sein mußte. Er erkannte, daß er das Mädchen nicht mit fortbringen könne, und erhob die Keule, um es zu tödten. Da hielt Quimbo im Laufe inne und schwang den Wurfspieß mit solcher Sicherheit, daß dieser in den Arm Dingaan's fuhr. Dieser brüllte vor Wuth laut auf, warf noch einen Blick auf mich, ließ Mietje los und schnellte mit den Sätzen eines Panthers davon.

Er hätte mir nicht entgehen können, aber da fiel es dem so unvorbereitet aus seiner Stallruhe aufgestörten Brabanter ein, plötzlich obstinat zu werden, und ehe ich ihn beruhigte, war der Kaffer bereits jenseits der Höhe verschwunden.

„Eilt zu Jeffrouw,“ rieth ich, bei Mietje angekommen. „Sie liegt besinnungslos in der Stube!“

„Aber Dingaan!“ gab das wackere Mädchen zur Antwort, während eine Andere vor Angst sich in tiefster Ohnmacht befunden hätte.

„Laßt ihn und eilt nur zur Mutter! Komm auf's Pferd, Quimbo!“

„Quimbo auf Pferd? Was soll auf Pferd Quimbo? Quimbo muß zieh' Sau!“

„Schnell, schnell! Die Sau läuft Dir nicht fort!“

„Sau lieg' da; aber Quimbo muß sein bei Mietje, wenn Zulu kommt!“

Auch diese Ausrede half ihm nichts.

„Wir müssen die Zulu's tödten, damit sie nicht wieder kommen. Rasch, vorwärts!“

„Quimbo tödt' Zulu? Oh, oh, da steig' Quimbo auf Pferd; Quimbo bin tapfer und groß bös auf Zulu!“

Er kletterte mit seinen Waffen auf den Rücken des Brabanter, und da dieser seine gewöhnliche Gutmüthigkeit wieder erlangt hatte, so ging der Ritt jetzt schnell vollends den Berg hinan. Oben angekommen, forschte ich nach Dingaan und gewahrte ihn tief unten in einer Seitenschlucht. Der schlaue Häuptling hatte lieber einen Umweg zur Seite eingeschlagen, weil wir ihm zu Pferde nicht die steile Böschung hinab zu folgen vermochten und auch den Weg zu dem ihn deckenden Walde nicht abschneiden konnten, da dieser auf der uns zugekehrten Seite fast bis an die Schlucht heranreichte.

Den Lagerplatz der Seinen freilich mußten wir bedeutend eher erreichen als er, und so hielt ich im schnellsten Tempo, welches für Quimbo möglich war, auf denselben zu. Im Walde angekommen, stiegen wir ab, banden die Pferde in einem sie verbergenden Dickicht fest und drangen nun zu Fuße weiter vor.

Ich hatte mir die Schlucht genau gemerkt und hielt grad auf dieselbe zu.

„Ich gehe dort hinüber,“ meinte ich, als wir unbemerkt dort angekommen waren und die fünf Männer bemerkten; damit deutete ich auf die gegenüber liegende Seite. „Wenn ich schieße, so tödtest Du einen Zulu und lässest den Engländer nicht entfliehen. Ich muß ihn haben!“

„Quimbo werd' mach' todt all' ganz' Zulu und halt' fest England so!“

Er packte den ihm nächststehenden Baum, als wolle er ihn erwürgen, und zog dabei ein Gesicht, mit welchem man ein Gespenst in die Flucht schlagen konnte.

Ich schlich mich fort. Drüben angekommen, bog ich eben das Buschwerk aus einander, um einen freien Schuß zu haben, als auf Quimbo's Seite das Gebüsch krachte und ein lautes Gepolter ertönte. Der Kaffer hatte sich in seinem Eifer zu weit an den Rand hervorgemacht und brach nun mit einem Geräusche mitten unter die Zulu's hinein, als ob ein Nilpferd herunterstürze.

„Au, oh, oh, Wald bin nicht fest! Oh, oh, Quimbo bin dumm' Quimbo!“ rief er, sich schnell emporraffend.

Die Zulu's waren nicht wenig überrascht, einen ihnen Unbekannten auf diese Weise bei sich ankommen zu sehen; als aber Sir Hilbert Grey, den Kaffer erkennend, ihnen einige Worte zurief, warfen sie sich auf ihn. Er hatte seinen Wurfspeer verloren, doch seine Keule festgehalten, und mit dem Augenblick der Gefahr wurde sein Muth lebendig.

„Was — wie?“ rief er. „Zulu will schlag' todt tapfer Quimbo? Oh, oh, da bin Keule von Quimbo!“

Sein erster Hieb traf einen der Feinde so, daß dieser niederstürzte, die vier andern aber packten ihn. Ich gab beide Schüsse ab und sprang dann hinunter. Ich kam grad recht, um den Engländer hinter den Büschen verschwinden zu sehen; er zog es vor, zu fliehen, statt seine Büchse, seine zwei Messer und drei Pistolen zu gebrauchen. Den letzten Zulu nahm Quimbo auf sich, und ich eilte dem geheimnißvollen Sir nach. Er war zu den Pferden gesprungen, hatte eines derselben erreicht und sprengte davon. Die andern Thiere, lose herumlaufend und unter schlechten Händen aufgewachsen, erschracken, gingen durch und rannten hinter dem Fliehenden her. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu Quimbo zurückzukehren, den ich damit beschäftigt fand, den vier Getödteten ihre Habseligkeiten hinwegzunehmen. Er pflanzte sich mit siegesstolzer Miene vor mich hin.

„Seh' Mynheer, daß Quimbo bin schön, bin gut und tapfer? Mynheer hab' schieß' todt zwei Zulu, und Quimbo hab' schlag' todt auch zwei Zulu. Quimbo bin groß tapfer wie Mynheer!“

„Aber Quimbo bin dumm' Quimbo!“ wiederholte ich seine eigenen Worte. „Quimbo stürzt da herunter, und darum ist mir der Engländer entkommen!“

„Oh, oh, Mynheer, England werd' komm' wieder!“ tröstete er mich, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich damit zufrieden geben.

Dingaan hatte jedenfalls die beiden Schüsse gehört; er kam ohne Zweifel das Thal herauf, welches der Engländer abwärts verfolgt hatte, und so war mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß sich Beide treffen würden. Dann war es für den Häuptling ein Leichtes, sich eines der entflohenen Pferde zu bemächtigen, aber wiederzusehen bekamen wir ihn auf keinen Fall. Daher beschloß ich, zumal der Abend nahe war, den Ort zu verlassen.

Die Todten konnten bis morgen liegen bleiben, wo ich die Hottentotten zu deren Beerdigung herschicken wollte. Wir hatten keine Lust, uns mit den erbeuteten Sachen zu beladen; daher verbargen wir sie in einiger Entfernung unter das dichte Gebüsch, und nur den Schild Dingaan's mußte mir Quimbo tragen; ich wollte diese Trophäe keiner Gefahr aussetzen, da ich beschlossen hatte, sie mit nach der Heimath zu nehmen.

Wir gelangten zu unsern Pferden, setzten uns auf und ritten heim. Auf der Höhe angekommen, wo der Eber lag, stieg Quimbo vom Brabanter herab.

„Oh, schön, gut! Jetzt zieh' Pferd Sau. Quimbo mach' groß' schön' Fest auf Sieg und brat' Sau, eß' Sau mit Hottentott!“

Ich überließ ihm das interessante Arrangement, zu welchem sich der Brabanter jedenfalls geduldig hergab, und ritt voran nach der Farm. Unterwegs bemerkte ich, daß das von mir erschossene Pferd des Engländers bereits verschwunden war; unten im Hofe sah ich es liegen. Die Hottentotten hatten es herabgeschleift, um sich seines Felles und Fleisches zu bemächtigen.

Die Kranke saß im Stuhle: die Angst hatte sie abgehalten, das Lager wieder aufzusuchen; ich beruhigte sie und hörte dann, daß die Sachen, welche sich in der Satteltasche des Engländers befunden hatten, aufgehoben worden seien. Ich beschloß, dieselben

zu untersuchen, um vielleicht Aufklärung über die Gegenwart der Zulu's zu erhalten.

Nachdem ich versprochen hatte, während der Nacht Wachen auszustellen und auch sonst auf die Sicherheit der Pflanzung bedacht zu sein, ging Jeffrouw Sooffe zur Ruhe, die ihr sehr nöthig war. Mietje hatte gleich nach ihrer Rückkehr in das Haus die zwei Leichen entfernen und das Zimmer von allen Spuren reinigen lassen; jetzt war sie in der Küche beschäftigt, und ich suchte bis zum Abendbrode mein Zimmer auf.

Als der Abend hereingebrochen war, brannten auf dem Hofe zwei mächtige Feuer, an welchem das kaffrarische und hottentottische Gesinde an mächtigen Spießen die „Sau" briet, welche Quimbo zur Feier unsers Sieges dem allgemeinen Appetit geopfert hatte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Monumental-Friedhof zu Mailand

am Allerheiligenfeste.

Wie in Deutschland, so ist es auch in Italien Sitte, an diesem Tage seiner Todten zu gedenken und deren Ruhestätten zu besuchen; aber schon auf dem Wege dahin zeigt sich die von der deutschen so verschiedene Natur des Italieners, denn während unter dem kalten Himmel der nordischen Heimat dieser Tag wirklich als Erinnerungsfest und daher still und innerlich gefeiert wird, so scheint er von den leichtherzigen Söhnen des Südens nur als eine Abwechslung in ihren Vergnügungen angesehen zu werden, und unter Scherzen und Lachen, zu Wagen und zu Fuß, ziehen Herren und Damen, letztere zum ersten Mal in Herbsttoilette, dem Orte des Friedens entgegen.

Nach einer halbstündigen Wanderung auf einer von Gärten begrenzten, mit Kastanienbäumen, Cypressen und Trauerweiden besetzten Chaussee stehen wir bewundernd vor dem prachtvollen Portal des Cimiterio nuovo von Mailand, das sich palastähnlich aus der Ebene ringsum erhebt, und Stolz erfüllt das Herz des Deutschen, daß ein Landsmann, Bohnstedt, dessen Entwurf zu dem noch nicht erbauten deutschen Reichstags-Gebäude in Berlin preisgekrönt ist, dieses Kunstwerk hier ausgedacht hat.

Dreifache Galerien führen unter, neben und über dem Gebäude hin; die oberen gewähren eine ausgezeichnete Rundsicht über den ungeheuren, mit Monumenten besäten Garten, und zwischen je zweien der schlanken Marmorsäulen sind allegorische Figuren aus Marmor angebracht, die uns in's Gedächtniß zurückrufen, was man in diesem Glanze leicht vergessen könnte — daß wir uns im Palaste des Todes befinden.

Der Kirchhof selbst unterscheidet sich von unseren Gottesäckern in mancher Hinsicht.

Die Gräber der Armen sind nicht wie dort mit dem Bilde des Kreuzes geschmückt, sondern tragen alle gleichgroße, gleichgeformte höchst einfache Marmorsteine, die, von einem Mittelpunkte strahlenförmig auslaufend, nach bestimmter Ordnung so gesetzt sind, daß sie, von irgend welcher Seite betrachtet, immer grade Linien bilden, was ohne das saftige Grün, das zwischen ihnen wuchert, einen monotonen Eindruck machen würde.

Die mittleren Klassen haben Grabsteine, den unsern ähnlich, aber aus Marmor, wovon jedoch die meisten mit Photographien versehen sind, welche, in Glaskapseln eingeschlossen, den Angehörigen noch lange die Züge der Dahingeschiedenen zurückrufen.

Die Reichen endlich zeichnen sich, wie sie's im Leben gethan, auch im Tode durch die Pracht aus, mit der sie großartige Mausoleen erbauen und Marmor-Denkmäler durch die besten Künstler errichten lassen. —

Da senkt über dem Grabe eines greisen Mannes der Engel des Lichtes die Fackel des Lebens, und der Engel des Todes bricht die blühende Rose auf der Ruhestätte eines Mädchens; hier weint ein Vater über den Tod seiner beiden hoffnungsvollen Kinder, die ihn umarmen und seinen letzten Segen empfangen; dort ruht ein tapferer Vaterlandsvertheidiger in voller Rüstung auf einem mit Lorbeerkränzen, Bajonneten und Siegestrophäen geschmückten Sarkophage; in der Mitte der Bilder des Todes aber erhebt sich in strahlendem Gewande ein Engel, der die einstige glorreiche Auferstehung verkündet und mit ihr ein seliges Wiedersehen. —

Getrennt durch eine Mauer von dem anderen, liegt der Fremdenkirchhof, auf welchem Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Alle, die nicht in Italien geboren sind, ein freundliches, friedliches Asyl finden, wo kein Rangstreit mehr herrscht und kein Nationalitätshaß sie mehr entzweit. —

Und an diesem Ort des Todes wimmelt es an diesem Tage von geputzten fröhlichen Menschen, und dicht an der Mauer pustet und stöhnt die Lokomotive, das Sinnbild des erregtesten, fieberhaftesten Lebens, ein Contrast, der lange noch und tief nachhallt im Herzen des Besuchers, der dort feierliche Ruhe zu finden geglaubt hat.

A. Kipper.

Der Friedhof im Schnee.*)

Wohin die letzte Lieb' euch trug
Aus Erdennoth, ihr Todten!
Mit seinem weißen Leichentuch
Deckt Winter hier den Boden.

Der Tod, so sagt man, gleichet aus
Des Seins unebne Stufen,
Wenn zu dem engen Bretterhaus
Wird Arm und Reich gerufen.

Und doch, welch greller Unterschied
Selbst unter den Cypressen!
Von Kränzen hier ein Grab umblüht,
Dort eines öd', vergessen.

Hier prunkt in Marmor Erdenstolz,
Aus Gold die Titel blinken;
Vermodert will ein Kreuz von Holz
Dort auf den Hügel sinken.

Erst wenn des Winters kalte Hand
Ob Allem, was er findet,
Den Schnee als weißes Bahrtuch spannt,
Des Ranges Kluft verschwindet.

Er kennt kein Anseh'n der Person,
Dem Hochmuth ruft er: Schweige!
Er decket Bettelstab und Kron'
Im stillen Todtenreiche.

*) Aus „Sang und Sage." Gedichte von Dr. Wilhelm Reuter. Münster 1878. Theissing'sche Buchhandlung. Wir machen hiemit gern auf diese anmuthige poetische Gabe aufmerksam.

D R.

Der Boer van het Roer.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

3. Jan van Helmers.

Ich hatte die Utensilien, welche der Satteltasche des Engländers entnommen worden waren, mit auf mein Zimmer gebracht. Es war mir, als müßten sie mich Anhaltspunkte finden lassen über die Ereignisse des heutigen Tages. Sie bestanden außer einigen im Lande der Kaffern höchst unbrauchbaren Toilettegegenständen für Gecken aus einer Brieftasche und einem Fernrohre von sehr geringem Werthe.

Das Portefeuille enthielt außer verschiedenen unverfänglichen Notizen eine Anzahl von Privatbriefen, welche sämmtlich an Sir Hilbert Grey in Kingsfield adressirt waren und den Poststempel der Capstadt trugen. Ich las sie durch. Sie verdienten diese Aufmerksamkeit nicht, außer einem, bei dessen Lektüre mir ein höchst gezwungener Styl auffiel, der mit der Concipirung der anderen Schreiben, obgleich er von demselben Verfasser stammte und von der gleichen Hand geschrieben war, in einem auffallenden Contraste stand. Es war darin von einer Rhinoceroshaube und einem Perspective die Rede, ohne daß ich klar zu sehen vermochte, welche Rolle diese beiden Gegenstände in dem Briefe zu spielen hatten. Sollte vielleicht die Mütze des entkommenen Engländers und sein in meinen Händen befindliches Fernrohr gemeint sein? Ich forschte, suchte und verglich und machte endlich die Entdeckung, daß der Brief in der Weise abgefaßt worden war, daß sein eigentlicher Inhalt zu Tage trat, wenn man zuerst die Zeilen der graden und dann die der ungraden Zahlen las. Hierdurch erhielt das Schreiben für mich eine große Wichtigkeit. Es stellte sich nämlich heraus, daß Sir Hilbert Grey aus Kingsfield der Vertreter einer Waffenfabrik war, welche im Auftrage des englischen Gouvernement eine Lieferung von Gewehren, Patronen, Blei und Pulver an die jenseits der Drachenberge sich zusammenziehenden Zulukaffern zu machen hatte. Um diesen Brief als unverfänglich erscheinen zu lassen, hatte man ihm diese künstliche Fassung gegeben und ihn unter die anderen gesteckt; er war jedenfalls an einen englischen Agenten gerichtet, welcher sich bei den Zulu's befinden mußte, und verwies auf nähere Details und Instructionen, welche, doppelt angefertigt, sich in dem Fernrohre Grey's und, falls dasselbe verloren gehe, unter dem Futter seiner Rhinoceroshaube befanden.

Ich nahm natürlich sofort die Züge des Perspectives aus einander und gewahrte da einen beschriebenen Bogen, welcher zusammengerollt und hineingesteckt worden war. Die Adresse lautete an einen Lieutenant Mac Klinkok, welcher angewiesen wurde, mit einem Detachement von Kaffern über den Beerspaß zu gehen, um an einem genau bezeichneten Tage am Witteroomberge mit dem Transporte zusammenzutreffen und denselben dann über das Quathlambagebirge zu begleiten. Aus einer kurzen Bemerkung ging hervor, daß die Zulu's sofort nach dem Eintreffen der Waffen den Bezuidenhoutpaß besetzen würden, um die diesseits befindlichen Boers abzuhalten, ihren jenseitigen Kameraden Hülfe zu bringen.

Aus dem Allen ging hervor, daß die bevorstehende Erhebung der Kaffern eine Folge englischer Einflüsse sei, und es ließ sich vermuthen, daß die Briten eine Anzahl Offiziere entsendet hatten, um das Unternehmen strategisch zu leiten.

Wie aber kam Dingaan hierher, und wie hatte ich mir die Gegenwart dieses Sir Hilbert Grey bei ihm zu erklären? Diese Fragen vermochte mir der Brief nicht zu beantworten. Es mußten sehr wichtige Gründe sein, welche den Häuptling bewogen hatten, in so geringer Begleitung über das Gebirge zu gehen. Jedenfalls war es nothwendig, Pieter Uys und den Boer van het Roer von dem Geschehenen und dem Waffentransporte schleunigst zu benachrichtigen.

Noch in Gedanken darüber, wurde ich von Mietje zum Abendessen gerufen, welches ich nur mit ihr einnahm, da Jeffrouw Soofje durch ihr Unwohlsein daran verhindert war. Jetzt erst fand ich Gelegenheit, das Nähere über den Ueberfall Dingaan's zu erfahren. Das Mädchen sagte mir nochmals Dank für die rechtzeitige Hülfe und fügte hinzu:

„Ich glaube an keine Gefahr, da erst nur ein Zulu erschien, der übrigens die Stammeszeichen abgelegt hatte und daher von uns für einen Fingo gehalten wurde."

„Er ist von Dingaan vorausgesandt worden, um zu recognosciren. Was gab er vor?"

„Er frug, ob er bei uns Arbeit haben könne, und wollte wissen, ob der Boer daheim sei. Da wir Leute genug haben und Jan nicht daheim ist, so mußte ich ihn fortschicken."

„Und er ging ohne Weiteres?"

„Nein. Er hatte die Kette bemerkt, welche ich hier trage, und frug mich, wie ich zu derselben gekommen sei."

„Ihr habt es ihm erzählt?"

„Ja. Er betrachtete mich darauf mit einem sehr bösen Blick und entfernte sich. Wenige Minuten später kehrte er mit Dingaan und dem dritten Kaffer zurück."

„Kanntet Ihr den Häuptling?"

„Nein; ich hatte ihn noch niemals gesehen."

„Was gab er als Ursache seines Besuches vor?"

„Er frug nach Jan und wollte wissen, wann er aufgebrochen, wohin er und wer mit ihm geritten sei."

„Und Ihr habt ihm die verlangte Auskunft ertheilt?"

„Wie konnte ich! Er drohte mir mit dem Tode, aber ich wäre doch lieber gestorben, als daß ich Jan verrathen hätte. Dieser trifft ja nur deßhalb mit den Anführern zusammen, um den Angriff gegen die Zulu's mit ihnen zu besprechen und Panda zu fragen, ob er König der Zulu's werden will."

„Ah! Panda will erscheinen? Das ist eine wichtige Neuigkeit! Ich denke, man hat über seinen Aufenthalt nicht das Mindeste gewußt."

„Jan und Pieter Uys wußten Alles. Panda hatte eine Zufluchtsstätte da oben im Norden bei den Makua gefunden."

„Und erst als Ihr ihm die Auskunft verweigertet, begann Dingaan von dieser Kette zu sprechen?"

„Ja."

„Und glaubt Ihr, was er darüber sagte?"

„Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll. Nur die Frauen von berühmten Häuptlingen dürfen solche Ketten tragen, das hat mir Jan gesagt. Jeffrouw ist mir stets eine gute Mutter gewesen, aber ich würde doch sehr froh sein, meinen Vater kennen zu lernen."

„Nach Dingaan's Ausspruch ist Panda Euer Vater, und wenn es den Boers gelingt, ihren Plan auszuführen, werdet Ihr also eine Königstochter."

„Oh, Mynheer, auch wenn dies wahr wäre, so würde ich nicht stolz darauf sein. Der Vater im Himmel mag mit mir nach seinem Willen thun!"

„So recht, mein Kind! Gott lenkt die Geschicke der Völker und auch die Schritte eines jeden einzelnen seiner Menschenkinder. Aber jetzt glaube ich klar zu sein über die Absicht, welche Dingaan herbeigeführt hat."

„Was meint Ihr, Mynheer?"

„Er scheint erfahren zu haben, was die Boers mit Panda beabsichtigen; er scheint sogar von der gegenwärtigen Zusammenkunft zu wissen und die Farm nur aufgesucht zu haben, um zu sehen, ob die Versammlung bereits begonnen habe. Sagte er nicht auch, daß Jan sterben müsse? Er muß also wissen, wo dieser zu finden ist."

„Oh, Mynheer, Ihr macht mir Angst!"

„Ich ziehe nur meine Schlüsse, und es ist gut, wenn man die Gefahr kennt, welche Einem droht. Wer hat hier von der Zusammenkunft gewußt?"

„Nur Jan, die Mutter und ich."

„Keiner der Kaffern oder Hottentotten?"

„Nein."

„Und doch muß es so sein. Ihr werdet davon gesprochen haben und seid belauscht worden. Dingaan weiß Alles, und da

er zu Euch gekommen ist, so ist sicher anzunehmen, daß er diese Kenntniß von hier erhalten hat. Es befindet sich ein Verräther unter den Eurigen; überlegt Euch einmal, auf wen der Verdacht zu werfen wäre!"

„Ich kenne Keinen," antwortete sie nachdenklich. „Unsere Leute sind alle erprobt außer dem Makololo Tschemba, welcher erst vor Kurzem zu uns gekommen ist; der aber ist so fleißig und fügsam wie kein Anderer; er kann kein Verräther sein!"

„Ein fleißiger Kaffer? Eine große und auffällige Seltenheit! Ich werde einmal mit ihm sprechen. Vielleicht ist grad dieser Fleiß der beabsichtigte Weg, sich in Euer Vertrauen zu schleichen. Aber wißt Ihr, daß ich Euch morgen früh verlassen muß?"

„Uns verlassen, Mynheer? Und so bald!"

„Allerdings. Euch droht Gefahr, und ich gehe nicht, um Euch in derselben zu verlassen, sondern um dieselbe von Euch abzuwenden. Ich werde Jan und die Boers aufsuchen, um sie zu benachrichtigen. Die Engländer senden den Zulu's Waffen und Munition; dieser Transport muß ihnen weggenommen werden. Und außerdem hege ich den Verdacht, daß Dingaan nicht ohne größere Begleitung über die Berge gekommen ist. Er scheint den Ort zu kennen, an welchem die Zusammenkunft stattfindet, und die Boers dabei überfallen zu wollen; meinem Vermuthen nach sind die Leute, welche er heute bei sich hatte, nur ein Theil seiner Truppe gewesen."

„Wenn das wahr ist, Mynheer, so befindet sich Jan in der allergrößten Gefahr, und wir werden es Euch danken, wenn Ihr ihn aufsucht, um ihn zu warnen!"

„Das eben will ich thun! Uebrigens, je größer die Gefahr für ihn, desto geringer ist sie für Euch; denn wenn Dingaan zu den Boers geht, habt Ihr unterdessen hier von ihm nichts zu befürchten."

„Aber wenn er nun beabsichtigt, uns zu überfallen, bevor er Jan und die Boers aufsucht?"

„Das wird er nicht, wenigstens hält es mir schwer, daran zu glauben. Nach dem Vorgefallenen weiß er, daß wir hier gewitzigt sind, und wollte er wirklich einen zweiten Angriff versuchen, so müßte er vorher zu den Seinen zurückkehren, was auf alle Fälle einige Zeit in Anspruch nimmt, wenn ich auch nicht sagen kann, wo sich dieselben befinden. Er weiß ganz genau, daß die Zusammenkunft der Boers bereits begonnen hat, und wird vor allen Dingen nach dieser Richtung hin einschreiten, um erst dann als Sieger zur Farm zurückzukehren. Dennoch aber dürft Ihr nicht versäumen, möglichst für Eure Sicherheit zu sorgen. Auf den Muth Eures Gesindes könnt Ihr Euch wohl nicht verlassen?"

„Nein. Der Hottentott ist stets ein Feigling, und die wenigen Kaffern, welche wir hier haben, sind nicht zahlreich genug."

„So müßt Ihr bei Euren Nachbarn Hülfe suchen! Wohnen sie weit entfernt von Euch?"

„Nein. Nachbar Zelmst ist auf einem guten Pferde in einer Stunde zu erreichen und die beiden Andern in nicht viel späterer Zeit. Ich werde sofort Boten senden und ihnen sagen lassen, daß — — —"

„Sagen? Nein; Ihr dürft die Botschaft nicht mündlich ausrichten lassen, da ich einen Verräther unter Euren Leuten vermuthe. Schreibt lieber einige Zeilen, welche den Nachbarn übergeben werden mögen."

„Das ist allerdings sicherer. Zelmst wird jedenfalls selbst sofort kommen; Hoblyn schickt seine zwei Söhne, und Mijer wird Baas Jeremias senden, der wohl einige von seinen Kaffern mitbringt."

„So bleibt mir nur noch übrig, den Weg zu erfahren, auf dem ich zu Jan komme. Sobald die Unterstützung anlangt, werde ich abreiten."

„Kennt Ihr die Waarenberge, Mynheer?"

„Ich habe sie ganz genau auf meiner Karte."

„Den Weg zu ihnen kenne ich nicht, doch — — —"

„Ich werde ihn leicht finden; die Karte ist sehr gut."

„Es sind vier Berge. Zwischen dem zweiten und dritten liegt ein Doppelthal, welches durch einen Höhenrücken getrennt ist, der nur niedriges Holz und Buschwerk trägt. Nur ein einziger hoher Stinkholzbaum ist schon von Weitem zu erkennen. Habt Ihr ihn erreicht und steigt grad von ihm aus in das westliche Thal hinab, so gelangt Ihr nach zweihundert Schritten an eine kurze, steile Kloof (Schlucht), in welcher die Zusammenkunft stattfindet. Jedenfalls wird Euer Kommen bemerkt, denn Jan hat mir gesagt, daß an dem Baume stets ein Posten Wache steht."

„Die Beschreibung ist deutlich genug; ich werde mich nicht irren. Und nun macht Eure Meldungen an die Nachbarn fertig; ich werde unterdessen einen Rundgang halten und einige Wachen für die Nacht ausstellen!"

Ich ging, suchte aber vorher mein Zimmer auf, um mich mit Messer und Pistole zu versehen, was auf jeden Fall gerathen war. Dort angekommen, gewahrte ich zu meinem lebhaften Erstaunen, daß der Schild Dingaan's fehlte, den ich noch kurz vor dem Abendessen an die Wand gehängt hatte. Ich steckte die Waffen zu mir und ging in den Hof, wo die Kaffern und Hottentotten beim Schmause saßen.

Quimbo sah mich kommen. Er erhob sich von dem Feuer, an welchem er sich mit einem mehrere Pfunde schweren Stücke des gebratenen Ebers beschäftigte, und trat auf mich zu.

„Mynheer komm, oh, oh! Mynheer eß' mit Fleisch von Sau!"

Er riß das Stück in zwei Hälften, von denen er mir die eine mit fetttriefenden Fingern darreichte.

„Behalte das Fleisch! Wo ist der Schild, Quimbo?"

„Schild?" frug er. „Schild von Dingaan?"

„Ja. Er ist weg aus meiner Stube!"

„Schild bin weg, bin fort aus Stube? Oh, oh, Quimbo hab' nicht Schild! Quimbo bin 'wesen in Stube und hab' seh' Schild häng' an Wand."

„Wann war das?"

„Gleich, jetzt bin 'wesen in Stube. Quimbo woll' sag' Mynheer, daß Mynheer mit eß' Fleisch von Sau, aber Mynheer bin nicht 'wesen in Stube; bloß Schild noch war häng' an Wand!"

Das war allerdings merkwürdig. Wenn Quimbo nicht wußte, wo der Schild hingekommen war, so mußte ich annehmen, daß derselbe gestohlen worden sei. Aber wer konnte ein so eigenthümliches Interesse für die Trophäe besitzen? Ich ließ die Sache einstweilen dahingestellt und wandte mich schon weg, um meinen Rundgang anzutreten, als mir unwillkürlich der Makololo Tschemba einfiel.

„Kennst Du Tschemba?" frug ich Quimbo.

„Tschemba? Quimbo kenn' Tschemba; Quimbo hab' red' schon groß viel mit Tschemba; Tschemba bin Makololo, sag' Tschemba, aber Tschemba bin nicht Makololo, denn Makololo mach' Haut fett mit Thon, und Tschemba hab' nicht Thon auf Haut."

Das bestätigte meinen Verdacht.

„Ist Tschemba mit hier?" frug ich.

„Tschemba bin nicht hier; Tschemba bin fort hinter Haus und bin nachher komm' in Stall."

„Was wollte er im Stalle?"

„Quimbo weiß nicht; Quimbo bin nicht 'wesen in Stall."

„Und wo ist er jetzt?"

„Tschemba bin noch in Stall."

Ich war heute bereits im Stalle gewesen und wußte in Folge dessen, daß dieser einen Ausgang auch nach dem Garten hatte. Mir kam es verdächtig vor, daß Tschemba, welcher sich für einen Makololo ausgab, ohne es nach dem Ausspruche meines Dieners zu sein, sich jetzt im Stalle zu thun machte, während die andern Kaffern und Hottentotten beim Mahle saßen. Daher beschloß ich, nach ihm zu sehen, ging jedoch nicht durch die vordere Thür in den Stall, sondern schritt der Giebelseite des Hauses entlang nach der Hinterfronte desselben.

Eben wollte ich um die Ecke biegen, als ich nach dem Garten zu ganz eigenthümliche Schritte vernahm. Es klang, als ob zwei oder drei Personen sich leise vom Hause zu entfernen versuchten. Wer konnte das sein? Ich horchte einen Augenblick schärfer hin und vernahm das unterdrückte Schnaufen eines Pferdes. Das war im höchsten Grade verdächtig, und darum eilte ich so lautlos wie möglich über den Grasplatz hinweg dem Schalle nach.

Bald sah ich eine dunkle Masse vor mir, welche bereits am Zaune angekommen war. Ich erkannte, mich niederduckend und bis in die unmittelbarste Nähe herankriechend, ein Pferd und einen Mann, welcher eben beschäftigt war, einen Plankeneingang zu öffnen, welcher, ohne daß ich denselben am Tage bemerkt hatte,

im Zaune angebracht war. Der Augenschein belehrte mich, daß die Füße des Pferdes, um den Schall der Hufstritte zu dämpfen, umwunden waren, und ebenso sah ich, daß seine Nüstern mit einem Tuche umwickelt seien. Der Mann hatte nur den gewöhnlichen Lendenschurz der Kaffern, und auch an seiner hohen, eigenthümlichen Frisur erkannte ich, daß er diesem Volksstamme angehöre. Es konnte kein Anderer sein, als Tschemba.

Ich richtete mich hinter seinem Rücken auf, faßte ihn mit der Linken bei der Kehle und schlug ihm die rechte Faust so gegen den Schädel, daß er zusammenbrach. Mit seinem eigenen Schurze band ich ihm die Hände und faßte ihn dann am Schopfe, um ihn, indem ich das Pferd am Zügel nahm, nach dem Hofe zu schleifen.

Dort gab es ein außerordentliches Halloh, als ich in den Schein der beiden Feuer gelangte. Quimbo sprang auf und blickte dem Gefesselten in das Gesicht.

„Oh, oh, Mynheer komm' mit Pferd und 'fangen Mann? Wer bin Mann? Oh, oh, Mann bin Tschemba, der nicht Makololo bin! Wo hab' Mynheer Tschemba 'funden? Was hat Tschemba thun mit Pferd von Mynheer?"

Wirklich war es mein eigenes Pferd, mit welchem der Kaffer sich heimlich hatte davonschleichen wollen. Welchen Zweck sollte dieser Pferdediebstahl und die heimliche Entfernung von der Farm haben?

Durch die wenig zarte Bewegung wieder zu sich gekommen, schlug Tschemba die Augen auf, schloß sie aber sofort wieder, jedenfalls in Folge der in ihm erwachenden Scham über die Lage, in welche er sich so unvermuthet versetzt sah.

Ich gebot, das Pferd von den Tüchern zu befreien und wieder in den Stall zu schaffen, und ließ, während dies geschah, Tschemba durch Quimbo auf meine Stube bringen. Er stellte sich noch immer leblos und lag, ohne sich zu rühren, gebunden am Boden.

„Tschemba bin todt," meinte Quimbo. „Soll Quimbo mach' lebendig Tschemba?"

Ich nickte. Der Diener brannte einen Span an und hielt ihn dem Scheintodten an die künstliche Frisur, welche sofort mit lautem Prasseln zu sengen begann. Dieses Maltraitiren seines kostbarsten Schmuckes brachte allerdings sofort Leben in die Glieder des Pferdediebes. Er sprang empor, fuhr sich mit den gefesselten Händen nach dem Kopfe und stieß ein Geheul aus, als ob er am Spieße stäcke.

„Mynheer seh', oh, oh, daß falsch' Makololo bin todt nicht mehr!" rief Quimbo unter einem Lachen, welches ihm den Mund von einem Ohre bis zum andern öffnete.

„Gut; lege den Span weg!" gebot ich und wandte mich dann zu dem Gefangenen:

„Ich werde Dich fragen, und Du wirst mir antworten. Wenn Du mir eine einzige Lüge sagst, lasse ich Dir den Kopf kahl brennen!"

Sofort griff Quimbo wieder nach dem Span.

„Schön, gut, Mynheer! Oh, oh, Quimbo werd' brenn' Haar bis auf Haut. Haar brenn' sehr, brenn' viel; in Haar sein groß' Oel und groß' Fett!"

„Wie heißt Du?" begann ich das Verhör.

„Tschemba."

„Gut; das will ich glauben! Du bist kein Makololo. Zu welchem Stamme gehörst Du?"

Er schwieg.

„Nun?"

„Tschemba sein Makololo!"

„Quimbo, nimm das Feuer!"

Der Aufgeforderte gehorchte sofort. Tschemba hielt mit einer Geberde der höchsten Angst die Arme vor. Die Frisur, zu deren Gestaltung eine ganze Reihe von Jahren erforderlich gewesen war, hatte einen zu großen Werth für ihn, als daß er sie von Neuem in Gefahr bringen sollte.

„Tschemba will sag' Wahrheit! Tschemba sein — sein — sein — —"

„Ein Zulu!" half ich ihm über die Klippe hinweg.

„Ein Zulu!" nickte er, den brennenden Span mit einem scheuen Blick beobachtend.

„Du bist ein Krieger Dingaan's?"

„Mynheer weiß All'; Tschemba sag' ja!"

„Ich weiß Alles. Dingaan hat Dich hierher gesandt?"

„Dingaan mich schick' zu Boer."

„Wozu?"

„Tschemba seh' und hör', was Boer sprech' mit Boer."

„Du hast spionirt und Dingaan Alles wissen lassen!"

„Mynheer laß' Tschemba Haar, und Tschemba sag' All' von Dingaan. Dingaan nehm' Blut, nehm' Leben, Panda aber sein gut."

„Wenn Du Alles aufrichtig erzählst, so wird Deinem Haare nichts geschehen!"

„Quimbo thu' weg Feuer!"

Quimbo folgte meinem Winke und legte das Kienholz fort.

„Nun erzähle!"

„Dingaan weiß, daß Mynheer Uys sein Häuptling von Boer und komm' groß viel zu Mynheer Jan. Dingaan schick Tschemba zu Mynheer Jan und send' dann Bot', um zu hör', was Tschemba hör' und seh'. Tschemba hör', daß Boers komm' zu Waarenberg' mit Panda und sag' Dingaan; Dingaan komm' mit Zulu und will mach' todt Boers, komm' heut her und seh, ob Boer schon fort. Dingaan geh' nach Waarenberg und mach' dann auch todt Jeffrouw, nehm' mit Mietje."

„Wo ist er jetzt?"

„Auf Weg nach Waarenberg' und wart' auf Tschemba."

„Wo?"

„In groß' Wald vor Waarenberg' mit viel' Krieger von Zulu."

„Du hast heute mit ihm gesprochen?"

„Tschemba red' mit Dingaan, eh' Dingaan komm' und als Dingaan spring' auf Pferd mit Mietje."

„Wer ist der Engländer, welchen er bei sich hat?"

„Tschemba weiß nicht England."

„Du hast den Schild hier weggenommen?"

„Tschemba woll' bring' Schild zu Dingaan; Zulu sein feig und sterb', wenn nicht hab' mehr Schild, und Dingaan geb' viel Geschenk an Tschemba, wenn Tschemba bring' Schild."

„Wo ist er?"

„Tschemba hab' trag' Schild hinaus über Garten und leg' auf Erd' bei Thür."

„Quimbo, hole ihn!"

Der Diener entfernte sich eilig und kehrte in kürzester Zeit mit der Trophäe zurück. Mit ihm zugleich trat Mietje ein, welche die Boten hatte absenden wollen und dabei über das mit Tschemba Vorgekommene unterrichtet worden war. Ich gab ihr die nöthigen Aufklärungen, und dann sandte sie ihre Briefe ab, obgleich Tschemba's Aussage meine Vermuthung bestätigte, daß für jetzt ein Ueberfall der Farm nicht zu erwarten sei. Ueber das Schicksal des Gefangenen zu entscheiden, war Sache der Boers, und deßhalb ließ ich ihn in einem sichern Raum unterbringen, wo er bis zur Ankunft Jan's eingeschlossen wurde.

Nun stellte ich, um allen Eventualitäten zu begegnen, Wachen aus und begab mich dann zur Ruhe. Als ich erwachte, graute der Morgen. Nachbar Zelmst war bereits eingetroffen, und kaum hatten wir unsere Morgenpfeifen angebrannt, so ritten auch die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias mit einigen Kaffern in den Hof.

Sie waren nicht wenig überrascht gewesen von der Kunde, daß Dingaan diesseits des Gebirges und in ihrer unmittelbaren Nähe aufgetreten sei, und versprachen mir, bis zur Rückkehr Jan's nach besten Kräften für die Sicherheit der beiden Frauen Sorge zu tragen. Ich konnte also meinen Ritt nach den Waarenbergen unternehmen.

Dieser war jedenfalls nicht ganz ungefährlich für mich, da sich die Zulu's zwischen mir und den Boers befanden, doch kümmerte mich das nicht; diese Kaffern waren ja nicht die ersten Wilden, denen ich mich gegenüber sah.

Von den besten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet, verließ ich die Farm. Quimbo saß wieder mit weit aus einander gespreizten Beinen auf dem Rückenplateau seines Brabanters und hatte hinter sich einige tüchtige Stücke des von der gestrigen Feier übrig gebliebenen Fleisches aufgestapelt. Die Pferde hatten sich ausgeruht und schritten so wacker aus, daß ich annahm, die Waarenberge schon am nächsten Morgen erreichen zu können, obgleich mir Mietje und auch die Andern versichert hatten, daß fast zwei Tagreisen bis zu ihnen zu rechnen seien.

Der Weg führte meist über wüste Sandstrecken oder über vegetationslose Conglomerat- und Schieferlager, und erst gegen Abend sahen wir nach einem scharfen, anstrengenden Ritte den bläulichen Duft eines Waldes an em vor uns liegenden Horizonte auftauchen. Der Beschreibung und meiner Berechnung nach war dies vor den Waarenbergen der letzte Wald, in welchem Tschemba zu Dingaan hatte stoßen wollen; für uns allerdings war es auch der nächste, den wir trafen, da ich nach dem Compaß genau die nördliche Richtung eingehalten und die zur Rechten und Linken vor uns liegenden einzelnen Waldungen nicht berührt hatte.

Wenn Dingaan wirklich Tschemba hier erwartete, so hatte er sich jedenfalls an dem uns zugekehrten Rande des Waldes postirt und mußte unser Nahen bemerken. Daher zog ich es vor, hier auf der freien Ebene zu warten, bis es dunkel genug sei, uns unbemerkt zu nähern. Wir stiegen also ab, koppelten die Pferde zusammen und legten uns auf den von den Strahlen der Sonne noch warmen Boden nieder.

Quimbo zog, um sich die Zeit zu vertreiben, sein Messer hervor und schärfte es an dem harten Gestein; er that dies mit einer so andächtigen Sorgfalt, als gälte es, ein ganzes Heer von Feinden abzuschlachten.

„Seh' Mynheer! Quimbo wetz' Messer für Dingaan," erklärte er.

„Warum denn grad und bloß für ihn?"

„Dingaan will raub' Mietje, und Mietje werd' doch sein Frau von Quimbo. Doch Quimbo stech' todt nicht bloß Dingaan, sondern auch noch groß' viel' Zulu's, wenn treff' in Wald!"

Er schwang das Messer und schnitt dabei eine Grimasse, die allerdings fürchterlich zu nennen war; dann holte er sich ein Stück Fleisch herbei und stach in dasselbe hinein, daß die Stücke davonflogen, die er allerdings zusammenlas, um sie in dem breiten Munde verschwinden zu lassen.

Die Sonne sank immer tiefer, und ihre immer schräger fallenden Strahlen ließen unsere Schatten von Minute zu Minute länger wachsen, bis sie sich in der hereinbrechenden Dämmerung verloren. Jetzt wurde es Zeit, aufzubrechen. Wir stiegen wieder zu Pferde und bogen nach einer seitwärts liegenden Hügelreihe ein, welche sich bis an den Wald hinzog und deren Fuß wir verfolgten, bis wir uns unter den Bäumen befanden.

Hier mußte Quimbo bei den Pferden warten, bis ich zu unserer Sicherheit den Platz in einem möglichst weiten Umkreise durchsucht hatte; dann sorgten wir für die Thiere und legten uns zur Ruhe, nachdem ich von den mitgenommenen Vorräthen ein kurzes Abendessen gehalten hatte.

Als ich erwachte, ertönte bereits die helle Stimme des Lang befiederten Finken aus den Zweigen. Zwar war es noch sehr früh am Tage, aber ich war ja genöthigt, grad diese Morgenstunde gut auszunutzen, indem ich die Spuren der Zulu's zu finden versuchte. Ich weckte daher Quimbo und befahl ihm, den Ort auf keinen Fall vor meiner Rückkehr zu verlassen. Dann schritt ich behutsam längs des Waldrandes unter den Bäumen hin, um die Stelle zu finden, an welcher der Feind den Wald betreten hatte. Ich bemerkte nicht das geringste Zeichen, obgleich ich nach und nach eine Strecke von wohl einer halben Stundenlänge zurücklegte; der gesuchte Ort mußte sich nicht hier ober-, sondern unterhalb unseres Nachtlagers befinden, und daher kehrte ich zu diesem zurück.

Dort angekommen, fand ich wohl die Pferde, nicht aber Quimbo. Rufen durfte ich auf keinen Fall; an ein leichtsinniges Verlassen des Ortes wollte ich nicht glauben; daher folgte ich den Eindrücken, welche sein Fuß zurückgelassen hatte. Sie führten entgegengesetzt von der Richtung, aus welcher ich gekommen war, längs des Waldrandes hin und fielen also mit dem von mir beabsichtigten Wege zusammen. Nach einiger Zeit gingen sie waldeinwärts, wo sie mit einer breiten Fährte zusammentrafen, die auf einem durch einen Windbruch entstandenen freien Platz endigte. Hier lag ein Trupp von vollständig gerüsteten Zulukaffern; ich zählte deren vierundzwanzig. In ihrer Mitte saß Dingaan. Ihre Pferde hatten sie ringsum an die Stämme des niedrigen Buschwerkes befestigt, welches zwischen den niedergestürzten Bäumen aufgeschossen war.

Da wo ich, durch die Zweige lauschend, lag, führte eine einzelne Spur an dem Rande der Lichtung hin. Stammte dieselbe von Quimbo, oder war sie von einem der Feinde verursacht worden, der mich bei seiner Rückkehr leicht entdecken konnte? Ich mußte dies untersuchen und folgte ihr schnell, aber vorsichtig.

Schon nach wenigen Schritten vereinigte sie sich mit einer zweiten Fährte und führte mit ihr grad senkrecht von der Lichtung ab. Da ich vor mir nicht das mindeste Geräusch vernahm, erhob ich mich aus der bisher eingehaltenen tief gebeugten Stellung und schritt rascher vorwärts. Nach einiger Zeit theilten sich die Spuren wieder. Welcher sollte ich folgen? Ich untersuchte beide. Die eine stammte von einem nackten Fuße und die andere von einem riesigen Schuhe oder Stiefel her. Sollte der Engländer in der Nähe sein? Ihn hatte ich weniger zu fürchten und wandte mich also der ersteren Fährte zu.

Noch hatte ich kaum ein Dutzend Schritte gemacht, so erblickte ich zwei nackte, braune Beine, welche hinter dem dicken Stamme eines Baumes hervorragten. Diese nach innen gewachsenen, eckigen Wadenmuskeln kannte ich; sie konnten keinem Andern angehören, als meinem „gut', schön' und tapfern Quimbo". Ich trat näher, nicht ganz leise, sondern für ihn vernehmbar, um ihn nicht zu erschrecken und dadurch zur Unvorsichtigkeit zu verleiten. Wirklich bewegten sich sofort die Beine; der Körper, zu dem sie gehörten, bog sich schnell hinter dem Stamme hervor, zwei Augen wandten sich mir zu, und dann stand der Kaffer mit einer zur Vorsicht mahnenden Pantomime vor mir.

„Oh, oh, Mynheer rath', wer bin dort!" flüsterte er mit einer durch die Bäume gerichteten Handbewegung.

„Der Engländer?"

„Mynheer weiß'? Wer hab' Mynheer 'sagt, daß England hier?"

„Ich sah seine Spur. Warum hast Du die Pferde verlassen?"

„Oh, oh, Mynheer nicht bin bös, nicht bin zorn' auf Quimbo! Quimbo hör' lauf' Pferd; Quimbo paß' auf und seh' Pferd, was reiß' aus, und Zulu, der fang' Pferd. Quimbo lauf' nach Pferd und Zulu und komm' an Ort, wo bin Dingaan mit viel' Krieger und England. Da steh' auf England und geh' in Wald; Quimbo lauf nach, und nun komm' auch Mynheer."

Diese Erzählung genügte, um mich aufzuklären. Ich trat etwas vor und gewahrte den Engländer, welcher sich wohl nur entfernt hatte, um auf einige Zeit dem penetranten Fettgeruche der Kaffern zu entgehen, denn er lag ohne Beschäftigung am Boden und starrte in die über ihm hängenden Zweige empor.

Ich hatte jetzt eine schnelle Entscheidung zu treffen. Bemächtigte ich mich des Engländers, so lief ich Gefahr, grad dadurch unsere Anwesenheit zu verrathen; aber wenn es mir gelang, unsere Spuren zu verbergen, so gab sein Verschwinden den Zulu's jedenfalls Veranlassung, den ganzen Tag nach ihm zu suchen, wodurch ich die nöthige Zeit gewann, die Boers herbeizuführen. Und zudem wußte ich ja, daß die Kaffern bei Weitem nicht die Pfadfinder sind, wie die Wilden des westlichen Nordamerika. Auf das Eintreffen des Waffentransportes konnte das Verschwinden des Engländers keinen Einfluß haben; daher besann ich mich nicht lange, schlich mich bis hart zu ihm hin und richtete mich dann, das Messer in der Hand, vor seinen Augen empor.

„Good morning, Sir Hilbert Grey! Ihr scheint schlecht geschlafen zu haben, da Ihr bereits wieder der Ruhe pflegt!"

Es widerstrebte mir, ihn zu überfallen wie einen Wilden, und wenn ich geglaubt hatte, daß seine Ueberraschung jede Gefahr für mich unmöglich machen werde, so hatte ich mich auch nicht verrechnet, denn der gute Mann riß vor Erstaunen den Mund weit auf, machte ein Gesicht, als sähe er ein Gespenst, brachte keinen Laut hervor und vergaß sogar, sich zu erheben.

„Wollt Ihr nicht ein wenig aufstehen, Sir? Oder habt Ihr hier zu Lande bereits vergessen, wie man mit einem Gentleman zu sprechen hat?"

Erst jetzt erhob er sich langsam und wie im Traume.

„Heigh-ho, Ihr seid es?"

„Ja, ich bin es, wenn ich mich nicht irre! Wollt Ihr nicht so gut sein und einmal Eure Schuhe ausziehen?"

„Warum?" frug er, im höchsten Grade erstaunt.

„Weil ich es wünsche, Sir! Ich habe jetzt keine Zeit, Euch meine Gründe zu erklären, doch werdet Ihr sie später sicher hören. Also bitte!"

„Ich begreife nicht, was — — —"

„Ihr braucht es auch nicht zu begreifen, Sir. Seht hier dieses Messer! Es sitzt Euch in weniger Zeit als einer Minute zwischen den Rippen, wenn Ihr nicht sofort thut, was ich Euch befehle!"

Ich winkte, und Quimbo trat an seine andere Seite. Er hatte sich bisher versteckt gehalten und erhob jetzt die Lanze.

„Mynheer, soll Quimbo stech' Lanze hier in England wie gestern in Sau?"

Das war dem guten Sir Hilbert Grey denn doch zu gefährlich.

„Ich verstehe Euch nicht, Sir, aber ich werde Euch dennoch den sonderbaren Gefallen thun!"

„Ein Glück für Euch. Ihr seid uns ein Mal entgangen, zum zweiten Male aber passirt das nicht wieder! Uebrigens ersuche ich Euch, so leise wie möglich zu sprechen und uns jetzt zu folgen!"

Ich ließ ihn die Schuhe natürlich bloß deßhalb ausziehen, damit seine riesigen Tapfen etwas weniger bemerkbar wurden. Er nahm sie unter den Arm und folgte mir. Bei unsern Pferden angekommen, konnte ich schon etwas umständlicher mit ihm verkehren.

„Ihr wolltet mich gestern abhalten, Eure saubere Begleitung kennen zu lernen; es ist Euch nicht gelungen, und Ihr habt jetzt die Folgen zu tragen. Ihr seid mit den Feinden des Landes hier eingedrungen, habt Dingaan geholfen, eine Farm zu überfallen, und werdet daher das Leben lassen müssen, wenn Ihr Euch nicht so verhaltet, daß ich Euch der Nachsicht meiner Freunde empfehlen kann. Wie kommt Ihr mit dem obersten Häuptling der Kaffern zusammen?"

„Good God, das ist sehr einfach, Sir," antwortete er sehr kleinlaut. „Ich hatte eine Botschaft jenseits der Gebirge auszurichten und traf unterwegs mit ihm zusammen."

„Welche Botschaft ist es?"

„Eine rein geschäftliche, Sir; Ihr könnt es glauben!"

„Ich glaube es allerdings; doch sind die Geschäfte sehr verschiedener Art. An wen war die Botschaft gerichtet?"

„An – an einen Holländer."

„Lügt nicht, sonst verschlimmert Ihr Euch Euere Lage!"

„Ich sage die Wahrheit!"

„Die Wahrheit ist im Gegentheil, daß Ihr an den Lieutenant Mac Klintok geschickt seid!"

Er schwieg verlegen und überrascht.

„Nun, antwortet!"

„Wer sagt Euch das?"

„Eure Unvorsichtigkeit. Zur sichern Expedition eines wichtigen Auftrages gehört ein ganz anderer Mann als Ihr. Also noch einmal: Wie kommt Ihr mit Dingaan zusammen?"

„Ich traf ihn zufällig; das ist die Wahrheit, so wahr ich ein Engländer bin!"

„Dann muß Eure Sendung für ihn eine freundliche, für die Holländer aber eine gefährliche sein. Wollt Ihr mir nichts Näheres mittheilen?"

„Ich darf nicht, Sir; ich verliere sonst meine Stellung!"

„Gut, so will ich nicht weiter in Euch dringen, Sir. Verliert nur auch die Rhinoceroshaube nicht, wie Ihr das Perspektiv und Eure interessante Briefsammlung verloren habt; es könnte sich sonst leicht Einer finden, welcher eine Zeile um die andere liest!"

Er erbleichte.

„Was wollt Ihr damit sagen, Sir?"

„Ich sage nur, was ich bereits gesagt habe: Wenn Ihr Euch im Geringsten weigert, meinen Befehlen zu gehorchen, so schmeckt Ihr meine Kugel oder die Lanze meines Dieners. Jetzt werdet Ihr diesen schönen Brabanter Gaul besteigen; die Schuhe könnt Ihr wieder anziehen!"

Er sah, daß ich nicht spaßte, und stieg auf.

„Well, Sir, so meint Ihr wohl, daß ich mit Euch reiten soll?"

„Natürlich!"

„Aber ich habe ja noch meine Decke und meine Waffen bei den Kaffern!"

„Ihr braucht jetzt weder Decke noch Waffen. Zum Frieren ist es jetzt bereits zu warm, und überfällt Euch wieder ein Cerberus, so sitzt Ihr heut ja noch höher und sicherer als gestern. Uebrigens werde ich Euch vielleicht schon morgen wieder zu Euren Sachen verhelfen! So, erlaubt mir einmal Eure Füße!"

Ich zog einen Riemen aus der Tasche und befestigte seine unendlichen Beine unter dem Leibe des Pferdes weg an demselben.

„Jetzt werdet Ihr nicht vom Gaule fallen, wenn ein Eber kommt! Steig hinten auf, Quimbo!"

Der Kaffer sah mich halb fragend und halb lachend an.

„Was soll Quimbo? England sitz' auf Pferd, und Quimbo soll sitz' auf England?"

„Nein, Du sollst nicht auf England, sondern hinter England sitzen und dabei England so fest wie möglich halten!"

„Oh, Mynheer, oh, oh, das sein schön und gut für Quimbo, denn wenn Quimbo halt' England, so fall' Quimbo nicht von Pferd und werd' aufschneid' von Mynheer Uys!"

Er kroch auf den Rücken des Brabanters und umklammerte den langen Leib des guten Sir Hilbert Grey.

„So! Jetzt reitest Du dort auf dem Schiefer immer grad nach West. Ich komme gleich nach!"

Er folgte der Weisung, kam aber nur mit Mühe vorwärts. Ich blieb zurück, um unsere Spuren zu verwischen; dann stieg auch ich auf und eilte den Beiden nach. Auf dem harten Gestein war von einer Fährte keine Rede, und als wir eine Ecke des Waldes zwischen uns und den Kaffern hatten, ohne daß sich von diesen ein Einziger gezeigt hatte, war ich sicher, daß dieselben keine Ahnung von unserer Gegenwart bekommen würden.

Der Brabanter war stark genug, die doppelte Last zu tragen, und als ich ihn am Zügel ergriff und nach Nord umlenkte, ging es im Galopp vorwärts, daß die Funken stoben. Der Engländer war kein übler Reiter, und Quimbo hielt sich an demselben so fest, daß ich immer scharf vorwärts trachten konnte, und Zeitverkürzung gab es auch, da sich Quimbo in den spaßhaftesten Bemerkungen über den Doppelritt erging und Sir Hilbert Grey sich alle Augenblicke nach dem Schicksale erkundigte, dem ich ihn entgegenführte. Natürlich fiel meine Auskunft sehr mangelhaft aus, da ich nicht zu seinen Richtern gehörte.

So mochten wir über zwei Stunden lang geritten sein, als am nördlichen Horizonte vier dunkle Bergspitzen auftauchten, welche sich von Minute zu Minute vergrößerten, so daß ich in ihnen die Waarenberge erkannte. Ich hielt genau auf ihre Mitte zu, und die dritte Stunde war noch nicht vergangen, so erkannte ich das Doppelthal und auch den hohen Stinkholzbaum, welcher auf der Höhe zwischen ihnen hoch in die Lüfte ragte.

Jetzt wurde das Fortkommen schwerer; es galt, Abhänge zu erklimmen und zwischen dichtem Gebüsch sich hindurchzuwinden. Auf dem Höhenzuge angekommen, zog ich den Krimstecher aus dem Etui und fixirte den Signalbaum. Ein Mann lehnte an seinem Stamme und beobachtete uns ebenso durch ein Rohr. Ich nahm den Hut ab und schwenkte denselben; er antwortete durch das gleiche Zeichen und stieg dann schnell den Abhang hinunter. Jedenfalls ging er in die Kloof, um die Boers zu benachrichtigen.

In größerer Nähe angekommen, erkannte ich nun mit dem bloßen Auge acht Gestalten, welche uns theils erwarteten, theils uns entgegen kamen. Unter den Vordersten befand sich Pieter Uys, der allerdings ganz erstaunte Augen machte, als er mich sah.

„Ihr seid es, Mynheer? Das ist ja gar nicht möglich! Was treibt Euch zu uns, und wie kommt Ihr in so kurzer Zeit hieher? Es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen?"

„Schlimmes genug, aber es hat ein gutes Ende genommen."

„Und wen bringt Ihr hier?"

„Einen Gefangenen, den ich Euch zu überliefern habe. Führt mich zu den Andern, dann werde ich Euch Alles erzählen!"

Ich wurde, als mich Uys vorstellte, von den derben, biederen Männern herzlich willkommen geheißen. Dann nahmen wir den Engländer in die Mitte und schritten, während Quimbo in der Nähe der Wache bei den Pferden blieb, nach der Kloof hinab.

Dort saßen noch vier Männer. Ihr Gespräch war so ernst gewesen, daß sie sich durch die Nachricht von meinem Nahen in demselben gar nicht hatten stören lassen. Der Eine war ein Kaffer von hoher, schlanker, aber kräftiger Figur; ich errieth sofort, daß es Panda, der vertriebene Bruder Dingaan's, sei. Zwei kräftige, untersetzte und echt neerländische Gestalten waren Potpieter und Pretorius, und der Vierte, welcher allerdings wie ein Goliath vor mir stand, war kein Anderer als Jan van Helmers. Er war um einen vollen Kopf länger als ich, und die Stärke seiner Glieder stand zu dieser Höhe in genauer Proportion. Das Leo-

pardenfell, welches ihm als Karoß (Mantel) über die Schultern hing, erhöhte den Eindruck kriegerischer Stärke, welchen diese Figur machen mußte, und doch blickten seine klugen Augen so gut und mild, daß man ihn vom ersten Augenblick an lieb gewinnen mußte.

„Neef Jan, dieser Mynheer kommt von Jeffrouw Soofje und von Mietje," benachrichtigte ihn Pieter Uys.

„Von Mietje? Ist's wahr?"

„Ja. Er kam mit mir zu ihnen und ist es werth, daß Du ihn willkommen heißest!"

„Das thue ich ohnedies, da er unsern Ort kennt und also einer der Unserigen ist," antwortete er, mir kräftig die Hand schüttelnd.

„Das ist er nicht, Neef Jan. Er ist ein Deutscher und kam nach dem Cap, um hier ein wenig spazieren zu gehen, wie es die deutschen Gelehrten zuweilen machen sollen. Ich brachte ihn zu Jeffrouw Soofje, und diese hat ihn gesendet, um Dir wichtige Botschaften zu bringen."

„Ah, da ist daheim etwas passirt! Setzt Euch, Mynheer, nehmt einen Trunk und erzählt dann schnell!"

Er griff in eine Bodenvertiefung und langte nebst Glas eine Flasche des rühmlichst bekannten Capweines hervor. Ich that Bescheid; das Glas ging rundum, und dann warteten Alle mit Spannung auf meine Botschaft. Sir Hilbert Grey stand neben mir; eine Flucht aus der Mitte solcher Männer war nicht möglich, und man sah es ihm auch deutlich an, daß er bereit sei, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Ich griff in die Tasche, zog sein Portefeuille hervor und nahm den Brief aus demselben. Er erschrack.

„Lest einmal diesen Brief, Mynheer!" bat ich Pieter Uys.

Er that es und meinte dann:

„Findet Ihr etwas Sonderliches in ihm?"

„Gebt ihn weiter!"

Das Schreiben ging von Hand zu Hand, ohne daß einem Einzigen die eigenthümliche Fassung desselben aufgefallen wäre. Ich gab es Uys zurück und erklärte:

„Lest einmal die erste und dritte, die fünfte und siebente Zeile und so weiter, und fangt dann mit der zweiten wieder oben an!"

Er folgte dieser Weisung, und bald nahm sein Gesicht eine Spannung an, welche die Andern neugierig machte.

„Ah, das ist etwas Anderes; das ist ja ein Schreiben, welches wir Euch gar nicht mit Geld bezahlen können!" meinte er, als er die Lektüre beendet hatte.

„Gib her; gib her!" rief es von allen Seiten.

„Halt, das dauert zu lange. Ich werde Euch den Brief vorlesen!"

Er begann, und als er zu Ende war, zeigte sich die Versammlung in der größten Aufregung.

„Das ist ja eine wahre Kunst, einen solchen Brief zu schreiben, und eine noch viel größere Kunst, das Geheimniß zu entdecken!" rief Pretorius. „Wer hat es Euch verrathen, Mynheer?"

„Niemand; ich fand es selbst."

„Und wo fandet Ihr den Brief?"

„Nachher! Lest vorher diese Ordre!"

Ich nahm das Perspektiv des Engländers aus der Tasche und zog das Papier aus dem Rohre. Es wurde wieder von Uys vorgelesen, und auf die dann an mich gerichtete Bitte um Aufklärung wandte ich mich an den Gefangenen:

„Nehmt einmal Euere Mütze ab, Sir Hilbert Grey, und gebt sie diesem Herrn!"

Der Engländer gehorchte beinahe zitternd. Uys nahm die Mütze und nickte.

„Das also ist der Mann, und darum bringt Ihr ihn zu uns! Wollen das Duplikat gleich holen!"

Er zog das Messer hervor und schnitt das Futter auf.

„Hier ist es, und seht, es lautet dem anderen ganz gleich! Aber nun erzählt, Mynheer, wie Ihr zu dem Gefangenen kommt!"

„Ich fand ihn bei Dingaan."

„Bei Dingaan!" rief es im Kreise, und selbst Panda, welcher bisher ruhig dagesessen hatte, machte eine Bewegung der Ueberraschung. „Das ist nicht möglich! Dingaan ist beim Zuluheere drüben hinter den Bergen!"

„Dingaan ist hier in der Nähe, und wenn Ihr ihn fangen wollt, kann ich Euch zu ihm führen!"

Sie sprangen alle auf, auch Panda, diese Männer, die sonst nicht leicht aus dem Gleichgewichte zu bringen waren.

„Scherzt Ihr oder ist es wirklich so?"

„Es ist so! Dingaan war auf Eurer Farm, Mynheer van Helmers; er wollte Jeffrouw Soofje tödten und Mietje mit sich nehmen. Ich hinderte ihn daran und verfolgte ihn bis in den Wald, den man zu Pferde in drei Stunden von hier erreichen kann."

Jan legte mir die Faust schwer auf die Schulter.

„Wenn er den Meinen nur ein Haar gekrümmt hat, so ist er verloren. Erzählt, aber schnell, schnell!"

„Ja, erzählt und laßt uns nicht länger warten!" mahnten auch die Andern.

Ich begann meinen Bericht und erzählte rasch alle Ereignisse seit gestern bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Sie lauschten in athemloser Spannung, und als ich geendet hatte, war der Eindruck von der Wahrheit meines Referates so groß, daß sie alle zu den Waffen griffen.

„Wir müssen hin, wir müssen ihn sofort überfallen!" rief Jan.

„Ja," stimmte Pretorius bei. „Haben wir ihn, so ist der Aufstand der Zulu's schon vor dem Ausbruche so gut wie beendet!"

„Holt die Pferde!" meinte Potpieter. „Wir dürfen keine Zeit verlieren!"

„Halt!" rief ich in die allgemeine Unruhe hinein. „Hört mich, Mynheers, ehe Ihr einen Entschluß faßt!"

„Ja, hört ihn," meinte Pieter Uys. „Er hat in Allem so gehandelt, daß uns seine Meinung nur von Nutzen sein kann!"

„Ihr seid hier versammelt, um wichtige Dinge zu besprechen. Seid Ihr bereits fertig damit?"

„Nein."

„Und braucht Ihr lange Zeit, um es zu werden?"

„Nein. Wir sind im Ganzen einig und haben nur noch Nebendinge zu bestimmen."

„Es bleibt Euch Zeit genug dazu, und es ist besser, gleich fertig zu werden, als zuvor von hier aufzubrechen und von Neuem zu beginnen."

„Aber dann entgeht uns Dingaan!"

„Wie kann er Euch entgehen, da er Euch hier überfallen will! Ihr könntet ihn ruhig erwarten; da es aber doch möglich ist, daß er Verdacht geschöpft hat, so halte ich es allerdings für besser, ihn im Walde aufzusuchen; doch ist jetzt dazu noch nicht die richtige Zeit."

„Wann denn?" frug Jan, der vor Verlangen braunte, mit dem Zulu zusammen zu gerathen.

„Beabsichtigen die Zulu's, hierher zu kommen, so wird dies nicht vor Nachts geschehen, und suchen wir sie auf, so dürfen wir erst nach Mitternacht aufbrechen, um sie gleich beim Tagesgrauen zu erreichen. In beiden Fällen bleibt Euch Zeit zu Eueren Verhandlungen. Ihr braucht nicht wieder hierher zurückzukehren, könnt im Chore nach Jan van Helmer's Farm reiten und dann nach dem Witteroomberge aufbrechen, um den Transport wegzunehmen, zu welchem Ihr vielleicht zu spät kommt, wenn Ihr hier zu viel Zeit versäumt."

„Ihr habt Recht," meinte Potpieter, „wenn wir nur sicher wären, daß Dingaan morgen früh noch zu treffen ist!"

„Ja, er hat Recht," knirschte auch Jan, „wenn nicht Dingaan auf den Gedanken kommt, uns auch beim Morgengrauen zu überfallen."

„Warum?" frug ich.

„Weil dann beide Gegner zu gleicher Zeit aufbrechen und einander umgehen können."

„Das ist allerdings ein Gedanke, der seine volle Berechtigung hat."

„Darum ist es besser, wir brechen sofort auf und — — — —"

„Und lassen uns von den Zulu's bemerken," fiel ich ein. „Verzeiht, Mynheers, wenn ich sage „uns" und also Euere Sache auch zu der meinigen mache! Aber ich habe mich einmal in dieses Abenteuer verwickelt und möchte auch nicht gern den Schauplatz verlassen, bevor ich weiß, zu welchem Ende es führt."

Da trat Pretorius zu mir und bot mir die Hand; die Andern folgten ihm.

„Redet nicht, Mynheer! Ihr habt grad so gehandelt, als wäret Ihr einer der Unserigen; wir sind Euch viel Dank schuldig, und da wir jetzt nicht über eine große Zahl von Büchsen verfügen, so kann es uns nur willkommen sein, wenn Ihr die Euere auch ferner für uns sprechen lassen wollt! Was nun den Ueberfall betrifft, so stimme ich Euch in Allem vollständig bei."

„Und dennoch bin ich zu einer Concession für Mynheer van Helmers bereit. Im Falle die beiden Feinde sich umgehen, müßten wir den Gegner wieder hier aufsuchen, wozu wir Zeit gebrauchen würden. Daher schlage ich vor, wir warten hier nur bis eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit und besetzen von der Dämmerung an den Eingang der Thäler in einer breiten Linie. Ist bis dahin von den Zulu's nichts zu spüren, so brechen wir auf. Ich meine jedoch, daß sie den ganzen Tag verwenden werden, um nach dem Engländer zu suchen, der sich ihrer Ansicht nach im Walde verirrt hat; von Tschemba, der noch nicht bei ihnen angekommen ist, ganz abgesehen."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, obgleich Jan am liebsten sofort aufgebrochen wäre. Wie Achilles vor Troja, zog er sich zürnend zurück und verließ die Kloof, ohne an den weiteren Verhandlungen Theil zu nehmen.

Die erste derselben bezog sich auf den Engländer. Was ich vorhergesehen hatte, geschah. Als Diener seines Herrn traf ihn keine Verantwortung, und da er auch sonst nicht direct feindselig gehandelt hatte, so beschloß man, ihn einstweilen als Gefangenen zu behandeln und nach Wegnahme des Transportes wieder freizugeben.

Bei der weiteren Unterredung war ich nicht zugegen. Ich strich allein in der Umgegend und hörte dann bei meiner Rückkehr, daß Panda unter der Botmäßigkeit der Boers König der Zulu's werden wolle und die Natal-Lande sich unter dem Titel einer „Batavisch-Afrikanischen Maatschappij" zu constituiren hätten.

Nun wurde in Vereinigung das Mahl gehalten, bei welchem Jan so einsilbig blieb, wie vorher, und dann legte man sich in Anbetracht der zu erwartenden nächtlichen Anstrengung zur Ruhe.

Diese dauerte einige Stunden. Ich war der Erste, welcher erwachte, und verließ die Kloof, um hinaus nach dem Baume zu gehen. Dort stand Quimbo und hielt, mit stolzem Blick ein gewaltiges Roer in der Hand.

„Was thust Du hier?"

„Was thu' Quimbo? Oh, oh, seh' nicht Mynheer, daß Quimbo steh' Wach'?"

„Du? Ich denke, Mynheer van Horst soll jetzt Wache haben?"

„Oh, Wach' hab' Mynheer Raal und dann Mynheer van Horst, aber hab' will' schlaf' all' Beid' und sag', Quimbo soll nehm' Flint' und steh' Wach' an Baum."

Die beiden Männer hatten dem guten Kaffer mit diesem ehrenvollen Auftrage jedenfalls den größten Gefallen gethan, und da etwas Feindseliges jetzt nicht zu erwarten stand, so lag auch kein Grund vor, ihr Verhalten besonders straffällig zu nehmen.

„Es ist doch nichts passirt?"

„Passirt? Nein, nichts, gar kein'! Bloß groß', lang' Mynheer reit' fort."

„Es ist Einer fortgeritten?" frug ich in sofortiger Ahnung und Besorgniß. „Wer?"

„Groß', lang', dick' Mynheer mit Fell von Leopard auf Achsel."

„Wann war das?"

„Wann war? Gleich als Quimbo nehm' Flint' und steh' Wach'."

Also vor bereits zwei Stunden! Ich eilte nach der Kloof zurück und weckte die Schläfer. Sie erschracken bei meiner Kunde und traten sofort zu einer schnellen Berathung zusammen. Der hitzige Boer van het Roer hatte unsern ganzen Angriffsplan vereitelt, und es galt nun, ihm schleunigst nachzufolgen, um ihm Hülfe zu bringen, wenn er sich von seiner Verwegenheit hinreißen lassen sollte, sich den Zulu's zu zeigen.

Der Engländer wurde wieder auf den Brabanter gebunden, Quimbo stieg hinten auf, und als Alles fertig war, ging es in das Thal hinab, in welchem eine frische Quelle rieselte, von welcher der Ort den Namen Klaarfontein erhalten hatte, und von da aus in südlicher Richtung weiter. Als wir die Ebene erreichten, wurden die Pferde in Galopp gesetzt. Die Verhandlungen und nach ihnen die Ruhe hatten einen großen Theil des Tages in Anspruch genommen, und die Sonne neigte sich bereits dem Horizonte zu.

Die Pferde der Boers waren frisch, die unserigen aber hatten einen angestrengten Ritt erst kurz hinter sich; dennoch war mein Engländer immer voran und zeigte nach einer guten Stunde nicht die geringste Ermüdung. Anders stand es mit dem Brabanter. Das schwere, wenn auch außerordentlich kraftvolle Thier war eine solche Flüchtigkeit nicht gewohnt, hatte eine doppelte Last zu tragen und folgte uns nur mit der größten Anstrengung. Nur noch eine Viertelstunde hatten wir auszuhalten; die Sonne war untergegangen, und es dunkelte bereits, als ich die Stimme Quimbo's hörte.

„Mynheer, Mynheer, oh, oh! Mynheer komm' zu Quimbo!"

Ich hielt und ließ ihn herankommen.

„Was gibt's?"

„Oh, Mynheer helf' Quimbo! Pferd nicht will mehr lauf', und England nicht will mehr reit'!"

„So! Ihr wehrt Euch, Sir Hilbert Grey, und glaubt vielleicht, in der Dunkelheit zu entkommen? Da irrt Ihr Euch. Gebt einmal Euere Hände her!"

„Was wollt Ihr?"

„Euch die Hände binden. Es ist besser so für meinen Diener."

„Das lasse ich mir nicht gefallen, Sir!"

„Mir gleich! Ich habe keine Zeit, mit Euch zu verhandeln. Wenn Ihr Euch nicht gutwillig binden laßt, so schieße ich Euch ohne Gnade nieder. Also her mit den Händen!"

Ich war noch mit einem Riemen versehen und band ihm die Hände. Dann eilte ich den Andern nach.

Ich holte sie bald ein und kam wieder an die Spitze. Ich hatte während meines Berichtes den Ort, an welchem die Zulu's lagerten, so genau beschrieben, daß ihn Jan leicht hatte finden können. Sie waren jetzt, selbst wenn sie sich vertheilt gehabt hatten, um den Engländer zu suchen, jedenfalls wieder dorthin zurückgekehrt, und daher hielt ich, als wir um die letzte Waldecke gebogen waren, beinahe grad auf den Platz zu.

Ungefähr da, wo ich die vorige Nacht gelagert hatte, hielt ich an und sprang vom Pferde.

„Steigt ab, Mynheers; bindet Eure Thiere an; nehmt Eure Waffen und folgt mir so leise wie möglich!"

Sie thaten es, und noch waren wir mit den Pferden beschäftigt, so ertönten zwei Schüsse aus der Richtung des Kaffernlagers.

„Vorwärts, Mynheers; Jan ist in Gefahr!"

Jetzt war von Vorsicht keine Rede mehr; wir brachen durch die Büsche, wie es ging, ich voran und die Andern mir nach. Die Dunkelheit verhinderte uns, alle Hindernisse zu erkennen; deßhalb dauerte es eine geraume Weile, ehe ich die Lichtung erreichte. Hier bot sich ein Anblick, der einen Krieger in Entzücken versetzen konnte. Von der hochflackernden Flamme eines Lagerfeuers hell erleuchtet, stand Jan inmitten der ganzen Zulubande. Der Hut war seinem Kopfe entfallen, und das lange, blonde Haar wehte wie eine Löwenmähne auf das Leopardenfell hernieder. Sie Alle hoch überragend, hielt er sie mit dem Kolben seiner Büchse von sich ab, und jeder Hieb, den er führte, warf einen Feind zu Boden. Dennoch hätte er unterliegen müssen, wenn wir nicht rechtzeitig erschienen wären.

Ich erhob meine Büchse und gab zwei Schüsse ab; rechts und links von mir blitzte es auf, und dann warfen wir uns auf die Lichtung. Wir trafen — nur mit Jan zusammen, der uns anstarrte und dann mit einem „Ich muß ihn haben!" in die Büsche sprang. Auf dem Platze lagen die Leichen; die Andern, verwundet oder unverwundet, hatten sich alle gleich nach unsern Schüssen in das Gesträuch geworfen.

Einem augenblicklichen Impulse folgend, eilte ich hinter Jan her. Seitwärts ertönte lautes Schnaufen und Pferdegewieher; ich wandte mich dorthin und kam grad noch zur rechten Zeit, um einen Trupp Kaffern längs des Waldrandes an mir vorüber sprengen zu sehen. Der Vorderste von ihnen wandte sich zu den Uebrigen zurück und rief ihnen einige Worte zu, von denen ich nur „indhlu het roer" verstehen konnte. „Indhlu", so viel wußte

ich, bedeutet in der Zulusprache so viel wie Haus, und „het roer“ bezog sich jedenfalls auf Jan, der ja weithin als der Boer van het Roer bekannt war. Demnach schien der entkommene Häuptling entschlossen zu sein, sofort zur Farm zurückzureiten, um sich für den heutigen Ueberfall zu rächen.

Eben stand ich im Begriff, zum Kampfplatze zurückzukehren, als ich zwischen meinem gegenwärtigen Standpunkte und der Waldecke zwei laute Stimmen vernahm, die ich augenblicklich erkannte.

„Still, England! Nicht sprech' kein Wort zu Quimbo! Quimbo nicht will hab' Geld und nicht will hab' Geschenk. Quimbo hab' gut' Mynheer, viel' groß' gut' Mynheer, und Quimbo thu', was sag' Mynheer. Mynheer sag', daß England bin 'fangen, und Quimbo halt' fest England!“

„Well, so gebe ich Dir noch mehr! Ich gebe Dir auch noch ein Roer, mit dem Du eine ganze Meile weit schießen kannst!“

„Nun aber still, England! England hab' nicht gut Roer, denn England kann nicht einmal schieß' todt Sau mit Roer! England will schieß' Meil' mit Roer? Was bin Meil'? Bin Meil' Sau oder Katz'? Kann Quimbo eß' Meil', wenn Quimbo hab' schieß' todt Meil'?“

„Wenn Du meine Riemen zerschneidest und mich gehen lässest, so gebe ich Dir einen ganzen Wagen voll Fett für Dich und Deine Haare, einen Wagen voll Fett, welches so gut riecht, daß — — —“

„Schweig!“ fiel ihm der Kaffer, jetzt ernstlich bös, in die Rede. „Wo will England hab' ganz' Wag' voll Fett, wenn England nur hab' lang', dünne Knochen? Das Fett von England riech' gut? Was versteh' England von riech' gut! England riech' an Quimbo, dann wird England seh', wer riech' gut, England oder Kaffer!“

Der Elephantentritt des Brabanters war jetzt in meine Nähe gekommen. Welch ein Glück, daß der brave Diener nicht eine Minute früher anlangte! Er wäre sicher in die Hände der erbosten Zulu's gefallen. Ich trat hervor und auf die beiden Reiter zu. Augenblicklich glitt Quimbo vom Pferde, nahm hinter demselben Platz, faßte es am Zügel und erhob den Speer.

„Teta ilizwi! Wer bin da?“ rief er mich an.

„Ich bin es, Quimbo!“

„Oh, oh, Mynheer, Quimbo bin froh, daß Quimbo seh' Mynheer. England will reiß' aus Quimbo, und Pferd will nicht reiß' aus, sondern fall' um mit England und Quimbo!“

„Warte hier!“ beschied ich ihn und eilte zum Kampfplatze, wo ich die Boers alle fand.

Auch Jan war zurückgekehrt und stand schweigsam unter den Vorwürfen der Andern da.

„Mynheers, die Zulu's sind zu Pferde entkommen. Seht, ob Ihr eines von ihren übrigen Thieren fangen könnt für den Engländer, der da draußen mit meinem Diener hält. Ich werde sehen, wohin die Zulu's gehen. Wartet, bis ich zurückkehre!“

Ich suchte so schnell wie möglich unsere Thiere auf, bestieg meinen Engländer und trieb ihn im schnellsten Galopp hinaus auf die Ebene. Wohl an die zehn Minuten lang ritt ich so fort; dann stieg ich ab und legte mich mit dem Ohre an die Erde. Mein ausgezeichnetes Thier hatte mich weit fortgetragen, so daß ich den fliehenden Kaffern ziemlich nahe gekommen war. Ich hörte den Hufschlag ihrer Pferde ganz deutlich und war mir nun auch über die Richtung klar, welche sie einschlugen: es war wirklich diejenige nach der Farm Jan van Helmers'.

Es konnten ihrer beinahe noch ein Dutzend sein, und wenn sie die Farm wirklich erreichten, so stand ein schwerer Kampf für die Nachbarn zu erwarten. Das mußte verhütet werden, wenn es nur irgend möglich war.

Ich ritt zurück. Am Walde angekommen, traf ich die Boers mit dem Engländer beschäftigt, der um seine Entlassung bat. Sie konnten seinen Wunsch nicht erfüllen, da es ihm dann möglich war, unser Vorhaben in Beziehung des Transportes zu verrathen. Es war ihnen gelungen, drei Pferde der Zulu's einzufangen, deren eines für Sir Hilbert Grey bestimmt ward. Ich machte sie mit meiner Entdeckung bekannt, und augenblicklich griff Jan nach seinem Pferde.

„Ich reite fort; kommt nach, Mynheers!“ rief er und erhob den Fuß, um aufzusteigen.

Ich ergriff ihn beim Arme und hielt ihn zurück.

„Bleibt noch eine Weile, Mynheer,“ bat ich; „Ihr wißt ja, daß eine Ueberstürzung selbst in der größten Gefahr nur zum Schaden gereicht. Gebt Euerem Pferde eine halbe Stunde Ruhe und laßt es ein wenig fressen. Da drüben fließt der Bach, wo es auch trinken mag. Auf das Pferd kommt es an, ob der Reiter vorwärts kann!“

„Ihr habt Recht, Mynheer; aber eine halbe Stunde nur, nicht länger, und dabei mag es bleiben!“ antwortete er und führte das Thier nach der angegebenen Richtung zur Tränke.

„Führe die unserigen nach, Quimbo!“

„Ja, Mynheer. Pferd muß freß' und muß sauf'; aber Quimbo laß' sauf' nicht zwei Pferd', sondern drei Pferd'!“

Er nahm außer meinem Engländer und dem Brabanter noch eines von den Zulupferden mit. Ich hatte keine Zeit, mich nach dem Grunde dieses Verfahrens zu erkundigen, und untersuchte die beiden andern Pferde. Es waren Thiere von jener kleinen und außerordentlich dauerhaften Mozambiquerasse, welche die Kaffernhäuptlinge gern für sich und ihre Günstlinge gebrauchen, während ihre Truppen meist nur aus Fußvolk bestehen. Sie trugen zu beiden Seiten des Sattels je ein ziemlich großes Säckchen gestoßenen Mais, eine Maßregel, welche die Thiere zu großer Ausdauer befähigt, da dieses Futter länger anhält, als die dürren Halme, welche das Land bietet.

Noch gab ich mich dieser Betrachtung hin, als Quimbo zurückkehrte und die beiden andern Pferde beim Zügel nahm.

„Pferd hier auch sauf'!“

Damit trollte er sich von dannen. Er mußte eine bestimmte Absicht haben. Vielleicht war ihm der Rücken des Brabanters zu breit und er wollte in der Stille einen günstigen Tausch vollziehen. Ich hatte nichts dagegen und schwieg also; nur eine Bemerkung machte ich ihm:

„Nimm diese Säcke in Acht, Quimbo; es ist Mais darin, der außerordentlich gut für die Pferde ist.“

„Mais? Oh, oh, Mais werd' bekomm' nicht Boer, sondern Mynheer und Quimbo!“

Er ging, und ich trat zu den Andern, um mich mit ihnen zu besprechen. Jan kehrte zurück. Er hatte sein Pferd unter der Aufsicht Quimbo's gelassen und wollte hören, was wir beriethen.

Es verstand sich ganz von selbst, daß wir den Zulu's schleunigst zu folgen suchten; nur war es fraglich, ob unsere Pferde von gleicher Ausdauer seien. Das meinige erhielt den ersten Preis, und da sich Jan nicht halten ließ, so wurde ausgemacht, daß ich mit ihm vorausreiten sollte, während die Andern nach Kräften nachfolgen konnten.

Ich ging nach dem Brunnen und theilte dies Quimbo mit.

„Quimbo reit' mit Mynheer!“ erklärte er.

„Du darfst nicht; Du mußt über den Engländer wachen!“

Er drehte sich um und antwortete nicht. Als Jan kam, um aufzusitzen, that ich das Gleiche und bemerkte, daß sowohl sein Pferd als auch das meinige mit Mais versehen seien, ein Zeichen der Aufmerksamkeit meines guten Kaffern.

Wir nahmen von den Boers Abschied, welche bis gegen Morgen hier halten wollten; ich empfahl ihnen Quimbo, und dann ging es fort. Jan ritt schweigsam neben mir her; er hatte sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen, und ich störte ihn nicht. So waren wir wohl eine halbe Stunde lang im Trabe fortgeritten, als ich Hufschlag hinter mir vernahm. Ich hielt, um den Reiter zu erwarten. Er kam in völligem Carrière herbei und vermochte kaum, sein Pferd vor mir zu halten. Gleich beim ersten Worte, welches ich hörte, erkannte ich Quimbo. (Fortsetzung folgt.)

Redactionsschluß am 21. November 1879.

Verantwortlicher Redacteur: **Benanz Müller** in Regensburg. — Druck und Verlag von **Fr. Pustet** in Regensburg, New York und Cincinnati.

„Ueberlege das wohl," sagte sie warnend, „das bindende Wort ist rasch gesprochen. Ich würde Dich bedauern, wenn Du später es bereuen müßtest. Bedenke ernstlich, daß Hedwig Gärtner Dir in die Ehe statt der Aussteuer nur eine Last mitbringt, welche Dir bald drückend werden möchte. Ich will Dir nicht hindernd in den Weg treten; einen Schritt jedoch, der für das ganze Leben entscheidet, darf man nicht übereilen. Alle Folgen desselben müssen reiflich erwogen werden, und Du bist nun verständig genug, darüber nachzudenken. Da kommt der Onkel; wir wollen in seiner Gegenwart nicht weiter darüber reden, er würde nur spotten. Ein alter Junggeselle kann sich mit den Heirathsgedanken eines jungen Menschen nicht befreunden."

Rudolf nickte zustimmend. Jetzt trat der alte Buchhalter ein. Frau Starke warf ihrem Sohn verstohlen einen warnenden Blick zu, dann ging sie rasch hinaus, um das Mittagessen auftragen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Boer van het Roer.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Mynheer, oh, oh, Quimbo schon denk', Quimbo treff' nicht Mynheer!"

„Was willst denn Du?"

Ich hatte beinahe so etwas vermuthet, und darum mochte meine Frage nicht sehr streng klingen.

„Quimbo nicht bleib' bei Boers; Quimbo reit' mit gut', lieb' Mynheer. Quimbo hab' Pferd von Zulu und hab' Mais für Pferd."

„Wo hast Du denn den Brabanter?"

„Brabant' thu' weh Quimbo an Bein; Quimbo kann nicht bring' zusamm' wieder Bein. Brabant' bin bei Boers; Boers mag auch weh thu' Bein!"

Ich mußte lachen über diese menschenfreundliche Ansicht des Dieners.

„So komm! Ich kann Dich doch nicht wieder zurückschicken."

Der Ritt wurde in möglichster Eile fortgesetzt. Quimbo konnte seinen Mozambique besser umspannen, und wenn er auch beinahe glatt auf dem Rücken desselben lag, so war er doch besser daran als früher auf dem Brabanter. Die ganze Nacht ging es vorwärts, bis der Morgen graute, und die Pferde sich etwas ausruhen mußten. Es wurde gefüttert, und dann saßen wir wieder auf.

Wir hatten die Spur der Zulu's getroffen; sie mußten außerordentlich gut beritten sein, sonst hätten wir sie wohl bald eingeholt. Freilich konnten sie sich denken, daß sie verfolgt wurden, und darum mochten sie ihre Pferde nach Möglichkeit anstrengen, grad wie wir es thaten.

Gegen Mittag wurde nochmal Rast gemacht, und als wir später zur Abenddämmerung wieder anhielten, befanden wir uns bereits in der Nähe des Waldes, in welchem ich zum ersten Male mit Sir Hilbert Grey zusammengetroffen war. Die Pferde dampften und trieften vor Schweiß, und ihre Flanken pochten, so daß wir die übrige Strecke unmöglich zurücklegen konnten, ohne wenigstens einige Minuten auszuruhen. Das konnte für die Farm verderblich werden, und sobald wir nur einigermaßen wieder Athem geschöpft hatten, ging es weiter.

Wir hatten die ganze, auf zwei Tagreisen geschätzte Strecke an nicht ganz einem Tage zurückgelegt, wobei in Betracht zu ziehen war, daß mein Pferd die ganze Strecke hin und zurück ohne die nöthige Zwischenpause unter die Hufe genommen hatte. Das mußte bei der Quellenarmuth der Gegend und dem meist steinigen Boden über die Kräfte selbst des besten Thieres gehen, und es war daher nicht zu verwundern, daß wir nur im Schritte nach der Höhe strebten, von welcher sich das Thal absenkte, in dem Jan's Farm lag.

Noch hatten wir diese nicht ganz erreicht, als uns von drüben herauf Schüsse entgegen tönten.

„Hier, Quimbo, halte die Pferde! Zu Fuße kommen wir schneller hinab!" gebot ich und sprang ab.

Jan folgte mir, und nun ging es im gestreckten Laufe den Berg vollends hinan und dann auf der entgegengesetzten Seite desselben hinab.

Die Schüsse wiederholten sich und lieferten uns den Beweis, daß die Nachbarn wach gewesen und von den Zulu's nicht überrascht worden waren. Wir langten keuchend beim Garten an, sprangen am Zaune hin und bogen um die Ecke des Hofes, da wir annahmen, daß das Thor vor allen Dingen Gegenstand eines Angriffes sein müsse. Wir hatten uns geirrt, denn eben als wir es erreichten, ertönte von der hinteren Seite des Wohngebäudes her ein Schuß.

„Sie sind über die Planken gestiegen und befinden sich bereits in Hof und Garten. Die Unserigen schießen aus den oberen Fenstern. Kommt!" meinte Jan, indem er wieder umkehrte, längs der Mauer hineilte und dann über den Zaun voltigirte.

Auch ich schwang mich hinüber und hatte den Fuß kaum zur Erde gesetzt, als ich einen krachenden Kolbenschlag vernahm.

„Einer!" rief Jan.

Auch ich sah eine dunkle, nackte Gestalt auf mich zuschnellen, erhob die Büchse und drückte ab.

„Zwei!"

„Hallooh! Wer schießt da unten?" frug eine tiefe Stimme aus dem Fenster herab.

„Ich bin es, Baas Jeremias!" antwortete Jan, indem auch er auf ein Ziel, welches ich nicht erkannte, abdrückte. Ein lauter Schrei bewies, daß er getroffen hatte. „Wo sind die Schurken?"

„Nur zwei oder drei im Hofe —"

„Die sind abgethan!"

„Die Andern im Garten!"

„Ah, ich werde ihnen Jemand schicken!"

Er trat an das Häuschen des Leoparden.

„Tüfel!"

Ein eigenthümlich pfauchendes Zischen ließ sich vernehmen.

„Komm, mein Tüfel; du hast seit Langem keinen Zulu mehr gesehen!"

Er zog das mächtige Thier an der Kette aus dem Hause und schlang ihm dieselbe um den Hals.

„Tretet nahe zu mir, Mynheer! Er ist gut abgerichtet, thut Keinem aus dem Hause etwas, und auch Ihr habt nichts zu fürchten, wenn Ihr bei mir steht. Baas Jeremias!"

„Hallooh, was ists?"

„Ist Jemand von den Leuten draußen? Ich lasse den Tüfel los."

„Immer los, Neef Jan! Wir sind alle hier im Hause."

Jan führte das Thier bis an die Hofecke, zeigte nach dem Garten und ließ los.

„Faß, Tüfel!"

Im nächsten Augenblick war das Thier verschwunden, und gleich darauf vernahmen wir einen entsetzlichen Schrei, dem ein kurzes, zorniges Brüllen folgte.

„Schon Einer! Kommt, Mynheer, ich schicke ihnen noch Jemand!"

Er schritt auf einen niedrigen Schuppen zu und öffnete die Thür.

„Rob!"

Im Augenblick kam der Strauß hervor.

„Faß!" gebot der Boer, nach dem Garten deutend.

Der Vogel folgte dem Befehle und stieß davon.

„Wird der Leopard dem Strauße nichts thun?" frug ich.

„Fällt ihm nicht ein! Sie trinken Milch aus einem Kübel. Aber jetzt kommt, Mynheer! Wir müssen die Pferde der Kaffern zu entdecken suchen, dann sind die Schurken verloren."

Wir sprangen wieder über den Zaun, während im Garten ein Schrei dem andern folgte. Die Pferde befanden sich jedenfalls in der Nähe des Hauses; darum meinte ich:

„Wir umgehen das Haus in einiger Entfernung von den Planken, Ihr dahin und ich dorthin, Mynheer Jan!“

„Nein, Ihr müßt bei mir bleiben wegen des Leoparden, wenn dieser über den Zaun setzen sollte, was ich aber nicht erwarte.“

Da huschte es an uns vorüber, eine Gestalt und noch eine. Ich gab ihnen schnell meinen noch übrigen Schuß nach. Ein Dritter wollte vorbei, empfing aber die zweite Kugel Jan's, und dann hörten wir auch schon das Schnaufen von Pferden, deren Hufschlag sich entfernte.

„Dort also hielten sie,“ rief Jan. „Die Beiden sind entkommen, wenn Ihr keinen von ihnen getroffen habt“

„Ich traf den Zweiten; das weiß ich ganz genau. Und doch sind wohl Zwei davon, denn es hat jedenfalls Einer bei den Pferden gestanden.“

„Die Uebrigen aber sind verloren; denn ich kenne meinen Tüfel.“

Noch während er sprach, knackten die Planken; ich glaubte, ein vierter Zulu wolle herüber, und kehrte die Büchse zum Schlage um, aber es war der Leopard, welcher zur Erde schnellte, sich dann mit der Raschheit des Blitzes auf mich stürzte und mich zur Erde riß.

„Tüfel!“ rief ihn Jan von mir zurück, aber das Thier hatte Blut geschmeckt und seine ganze Wildheit wiederbekommen.

Die eine Tatze krallte sich tief in das Fleisch meiner Achsel, und die Zähne versuchten, meine Kehle zu erreichen. Ich lag unter ihm, hielt ihn am Halse gefaßt und drückte den Kopf fest an mich, um das fürchterliche Gebiß unschädlich zu machen. Die Beine schlang ich um seinen Hinterkörper und zog denselben hart zu mir hernieder, so daß mir auch die Hinterpranken nicht gefährlich werden konnten. Dennoch hätte ich ohne Jan's Hülfe unterliegen müssen. Dieser faßte die Kette, riß mit einem gewaltigen Rucke das Thier von mir weg und schleuderte es mit solcher Wucht gegen die Planken, daß nicht nur diese, sondern auch die Glieder des Leoparden krachten.

Die Geschichte erzählt von Männern, welche Löwen einfach mit der Hand erwürgt haben sollen; ich hatte bisher an der Wahrheit dieser Erzählungen gezweifelt, wurde aber jetzt überzeugt, daß es menschliche Individuen geben könne, deren physische Kraft selbst derjenigen eines solchen Thieres gewachsen ist. Ich raffte mich auf und zog das Messer.

„Wir müssen ihn tödten!“

„Ist nicht nöthig, Mynheer; er ist bereits unschädlich!“

Der Boer kniete auf dem Leoparden, der sich gegen den mächtigen Druck nur durch ein dumpfes Heulen wehren konnte, und schlang die Kette um einen der tief in die Erde eingelassenen Steine, welche die Stützen des Plankenzaunes bildeten. Dann erhob er sich.

„Hier hängt er sicher, bis zum Tage, wo das Auge hinreicht, ihn fügsam zu machen. Seid Ihr verwundet?“

„Ein wenig an der Schulter.“

„So kommt schnell, damit Ihr verbunden werdet! Es war allerdings wohl eine Unvorsichtigkeit, das Thier loszulassen, uns aber wären mehr Feinde entgangen als ihm.“

Er stieg über den Zaun, und auch ich that es trotz der Schmerzen, welche ich dabei an der verwundeten Achsel empfand.

„Macht die Thür auf, Baas Jeremias!“

„Sogleich, Neef Jan!“ antwortete der Boer von oben herunter. „Wie ist's mit den Kaffern?“

„Zwei sind entkommen; die Andern werden wir uns anleuchten.“

Die Thür wurde geöffnet, und wir standen im Begriffe, einzutreten, als wir jenseits des Zaunes nahendes Pferdegetrappel vernahmen, welches von einer hülferufenden Stimme übertönt wurde.

„Au, oh oh! Mynheer, helf! Büs' Geist will freß' Quimbo und freß' Pferd!“

Was konnte das für ein Geist sein? Jan eilte zum Thore und zog es auf. Nach wenigen Augenblicken kam Quimbo auf seinem Mozambique hereingesprengt; ihm folgten, trotzdem er sie nicht am Zügel hatte, die beiden andern Pferde, und hinter diesen fegte mit weit vorgestrecktem Halse der Strauß herein.

„Oh, Geist will fang' arm' Quimbo. Mynheer schieß' todt Geist!“ rief der Kaffer, jetzt vor mir haltend und mit ängstlicher Geberde zurückdeutend.

Baas Jeremias stand mit einer großen Laterne unter der Thür, so daß wir deutlich zu sehen vermochten. Der Strauß war, wie wir später bemerkten, durch die jedenfalls von den Zulu's geöffnete Plankenpforte aus dem Garten gerathen und auf Quimbo gestoßen, der sich dem Hause genähert hatte und in der Dunkelheit den Vogel nicht erkennen konnte. Jetzt sah er freilich, mit welcher Art von Geistern er es zu thun gehabt hatte, und der Muth kehrte ihm zurück. Vom Pferde springend, faßte er seinen Wurfspeer und schlug damit kräftig auf seinen Verfolger los.

„Was? Geist bin Vogel, bin Strauß? Wart, Quimbo will zeig' Vogel, zu mach' Geist!“

Er hatte sich in seinem Gegner verrechnet. Der in der Freiheit so schüchterne und furchtsame Strauß ist in gezähmtem Zustande oft ein sehr tapferer Wächter des Hauses und, wenn er einmal zum Bewußtsein seiner Stärke gelangte, ein Kämpe, mit dem man nicht so leicht anbinden darf. Quimbo sollte dies sofort erfahren; der Vogel riß ihn mit einem kraftvollen Anlaufe zur Erde, versetzte ihm einige höchst energische Beintritte und schlug mit dem Schnabel nach seinem Kopfe, wobei er unglücklicher Weise nach der Frisur zielte, die im Augenblick ihre künstlerische Pantoffelform verlor. Der Unterliegende stieß ein gellendes Zetermordio aus.

„Helf', Mynheer! Oh arm' Quimbo, oh schön' arm' Haar von Quimbo! Mynheer, han' todt, schlag' todt, stech' todt, schieß' todt Strauß!“

„Rob, zurück!“ rief Jan und faßte den Vogel bei einem der kurzen, schlagenden Flügel.

Das Thier gehorchte und wurde von dem Boer nach dem noch offenen Schuppen gebracht. Quimbo raffte sich auf und wollte, seinen Schopf noch immer mit den Händen haltend, sein Lamento fortsetzen, als er meine zerfetzte Schulter bemerkte, von welcher allerdings das Blut sehr reichlich niederfloß. Sofort sprang er auf mich zu und rief besorgt:

„Mynheer hab' Wund'? Mynheer bin schlag' bald todt? Oh, oh, gut' arm' Mynheer! Quimbo werd' bind zu Wund' von lieb' Mynheer!“

Die Nachbarn und auch Mietje waren herbeigekommen. Bei den Worten Quimbo's vergaßen sie die Fragen und Erkundigungen, welche sie jedenfalls auf den Lippen hatten, und umringten mich. Ich wurde in das Haus und in die Stube gezogen, wo man meine Wunde untersuchte. Sie zeigte sich zwar als schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Während des Verbindens ging es an's Fragen und Erzählen, und dann begaben wir uns mit Laternen und wohl bewaffnet hinaus, um nach den Zulu's zu sehen.

Im Hofe lagen drei Leichen. Hinter dem Hause hatte der Tod eine noch reichlichere Ernte gehalten, denn dort fanden wir fünf gräßlich zerfleischte Körper, von denen zwei augenscheinlich unter den Schnabelhieben des Straußes gestürzt waren, ehe der Leopard sie vollends getödtet hatte.

Nun suchten wir nach der Richtung, in welcher die Pferde gestanden hatten. Auch hier waren unsere zwei Schüsse tödtlich gewesen, zum großen Grimme Jan's aber befand sich Dingaan nicht unter den Gefallenen. Er war abermals entkommen.

Am vorhergehenden Tage hatten die Nachbarn die im Walde gefallenen Zulu's beerdigen und deren von uns versteckten Habseligkeiten nach der Farm bringen lassen. Am nächsten Morgen stand ein bedeutenderes Begräbniß bevor, mit welchem wir bis zur Ankunft der zurückgebliebenen Boers warten wollten. Dann sollte auch ein Gericht über den gefangenen Tschemba gehalten und das Nöthige über die Verfolgung Dingaan's und die Aufhebung des Waffentransportes bestimmt werden. — — —

4. Kampf und Sieg.

Ich war am andern Morgen schon frühzeitig munter und fand, als ich in den Hof trat, auch Mietje bereits wach. Sie hatte ja für viele und bedeutende Gäste zu sorgen, ein Bewußtsein, welches ihre Ruhe verkürzen mußte.

Der Gedanke, daß der Zuluhäuptling entkommen sei, trieb mich hinaus in das offene Feld. Der Leopard hing noch an dem Steine und blinzelte lüstern nach den unweit von ihm liegenden Leichen der Erschossenen. Ich sah abseits ganz deutlich die Spuren der Pferde, welche hier gehalten hatten; ihre Fährte, welcher ich eine kurze Strecke folgte, führte im Thale hinab und wandte sich dann nach Osten. Es war uns von Vortheil, zu wissen, in welcher Richtung sie weiter ging; daher kehrte ich zur Farm zurück und weckte Quimbo, welcher mir ein Pferd satteln mußte.

Ich stieg trotz meiner Wunde auf und kehrte zu der Spur zurück, welche ich so lange verfolgte, bis ich mir eine feste Ansicht bilden konnte. In einer Entfernung von vielleicht vier englischen Meilen von der Farm auf einer Höhe halkend, sah ich gegen Morgen zu die jetzt von der Sonne beschienenen Häupter des Quathlambagebirges sich erheben, während der Fuß desselben bis nahe zu mir heran noch in wallenden Nebeln verborgen lag. Dort drüben führte der Beerspaß über die Berge, und da, weiter oben, öffnete der Bezuidenhoutpaß den Weg hinunter in das Natal-Land. Eine andere Straße als diese beiden gab es nicht, wie allgemein angenommen wurde. Die Spuren führten in gerader Richtung nach dem Bezuidenhoutpaß, und ich war nun überzeugt, daß es uns jetzt nicht mehr gelingen werde, Dingaan zu erreichen. Zwar waren seine Pferde in Folge der gehabten Anstrengungen außerordentlich abgetrieben, aber er besaß Thiere genug, um wechseln zu können, und selbst wenn wir uns mit frischen Pferden versorgen konnten, hatte er jetzt bereits einen zu großen Vorsprung, um ihn einzuholen.

Ich kehrte zurück und hatte nicht mehr weit bis zur Farm, als ich einen Trupp Reiter bemerkte, welcher von seitwärts kam und das gleiche Ziel mit mir zu haben schien. Auch ich wurde bemerkt. Man hielt an und erwartete mich. Es waren über dreißig kräftige Boersgestalten, mit breiten Hüten über den sonngebräunten Zügen und mit schweren über die kräftigen Schultern hangenden Büchsen.

Ich grüßte und fand freundliche Erwiederung meines Grußes.

„Woher des Weges, Fremder?“ frug mich der Anführer.

„Vom Spazieren.“

„Vom Spazieren? So wohnt Ihr hier in der Nähe?“

„Ich bin Gast bei Jan van Helmers.“

„Beim Boer van het Roer? So seid Ihr uns doppelt willkommen!“ Er reichte mir die Hand zum zweiten Male und schüttelte die meinige mit großer Herzlichkeit. „Ihr seid auch Holländer?“

„Nein, wie Ihr an meiner Aussprache hören werdet. Ich bin ein Deutscher, doch bitte ich Euch, mich ganz als Holländer zu betrachten.“

„Das soll geschehen, wenn Ihr es wünscht, und zwar gern, Mynheer! Ist Neef Jan daheim?“

„Ja. Er hat viel Besuch bei sich.“

„Wen?“

„Zunächst Nachbar Zelmst, die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias. Kommen werden heute noch Pretorius und Potgieter, Zingen, Velmar, van Raal, van Hoorst und noch Einige.“

„Ist's möglich? Da sind ja alle unsere berühmten Männer beisammen! Hat man Euch als Deutschen den Zweck dieser Zusammenkunft gesagt?“

„Ja.“

„Dann seid Ihr ein sicherer Kamerad und könnt mir wohl auch sagen, ob Panda eingetroffen ist bei Klaarfontein.“

„Er war da.“

„Gewiß?“

„Ich selbst habe mit ihm gesprochen.“

„Ihr habt mit nach den Waarenbergen gehen dürfen?“ frug er erstaunt.

Ich merkte, daß ich durch diesen Umstand bedeutend an Ansehen gewann, und antwortete kurz:

„Ich war dort. Kommt, Mynheers; Jan mag Euch das Nöthige selbst sagen!“

Ich ritt voran; die Andern folgten. Jetzt erst mochten sie mich genauer betrachten; der Anführer kam an meine Seite.

„Ihr seid verwundet, Mynheer?“

„Ja.“

„Ein Schuß?“

„Nein; der Leopard Jan's hatte mich unter sich.“

„Ah, wirklich? Dann seid Ihr unvorsichtig gewesen, denn das Thier ist so gut gezähmt und wird so reichlich gefüttert, daß es keinem Freunde des Hauses ein Leid thut. Wißt Ihr, wie Neef Jan zu dieser gefährlichen Katze gekommen ist?“

„Nein.“

„Es war vor fünf Jahren, und er zählte damals also siebzehn, als er nordwärts in die Berge ging, um nach Schiefer für sein Dach zu suchen. Ein Regen trieb ihn in einen Felsenspalt, welcher, nach oben zu, sich eng und höhlenartig in das Gestein hineinzog. Er hatte eben Platz genommen, als er weiter hinten ein katzenartiges Pfauchen und eine Stimme vernahm, die von einem wilden Thiere herkommen mußte. Er kroch hinter und fand einen jungen Leoparden, welcher schon ziemlich groß war und sich mit Krallen, Zähnen und einem durchdringenden Geschrei gegen jede Berührung vertheidigte. Er faßte ihn dennoch beim Genick und stand schon im Begriffe, ihn vor an das Tageslicht zu bringen, als draußen ein zorniges Schnauben erscholl und der Eingang der Spalte sich verdunkelte. Es war die alte Leopardin, welche sich sofort unter lautem Brüllen auf ihn warf. Er hatte keine Zeit, sein Gewehr zu ergreifen oder nach dem Messer zu langen; er mußte sich mit den Händen vertheidigen, und dabei kam ihm die Enge des Spaltes sehr zu statten. Wie er es fertig gebracht hat, das weiß ich nicht; aber er erwürgte das Thier mit den Fäusten und trägt noch heut das Fell desselben als Karoß. Den jungen Leoparden aber brachte er mit heim und zähmte ihn; es ist derselbe, der Euch verwundet hat.“

„Er scheint ihn als Wächter und gelegentlichen Vertheidiger der Farm zu benutzen.“

„Das ist bereits zweimal geschehen und zwar mit tüchtigem Erfolge; nur möchte ich ihm nicht rathen, das Thier bei Nacht loszulassen, da es dann schwer wieder zu bändigen sein dürfte.“

„Das ist eben gestern Abend geschehen.“

„Gestern Abend? Hat denn ein Ueberfall stattgefunden?“

„Ein sehr ernstlicher.“

„Durch wen, Mynheer? Ihr setzt mich nicht wenig in Schreck und Erstaunen!“

„Durch Dingaan.“

„Nicht möglich!“

„Sondern wirklich!“

„Dingaan ist doch bei den Zulu's jenseits der Berge!“

„Er war hier, und diese Spur vor uns ist die seinige. Ich kehre eben von ihrer Verfolgung zurück, welche ich unternahm, um zu sehen, welchen Weg er eingeschlagen hat. Doch da unten liegt die Farm, wo Ihr Euch Alles erzählen lassen könnt!“

Ich ließ mein Pferd besser ausgreifen. Man hatte uns bemerkt und kam uns, als wir in den Hof ritten, entgegen.

„Hollaah, Cumpeer Huyler,“ rief Jeremias, „das ist ja eine ganz mächtige Ueberraschung! Was bringt denn Euch auf das Pferd und zu uns?“

„Die Zulu's, wer denn sonst! Nehmt das Roer und kommt mit; wir haben von drüben die Botschaft erhalten, daß sich die Kaffern nach dem Bezuidenhout ziehen, und sind aufgebrochen, um den Nachbarn im Natal-Lande Hülfe zu bringen.“

„Das ist ganz recht und schön so, Cumpeer, doch thut mir den Gefallen, die Zulu's nicht eher über den Haufen zu reiten, als bis Ihr hier mit Neef Jan und einigen andern Männern, die heute noch kommen werden, gesprochen habt. Jeder von uns hat ein Pferd und ein Roer, und wir werden sicher nicht fehlen, wenn man uns braucht. Steigt ab, Ihr Leute, und kommt herein!“

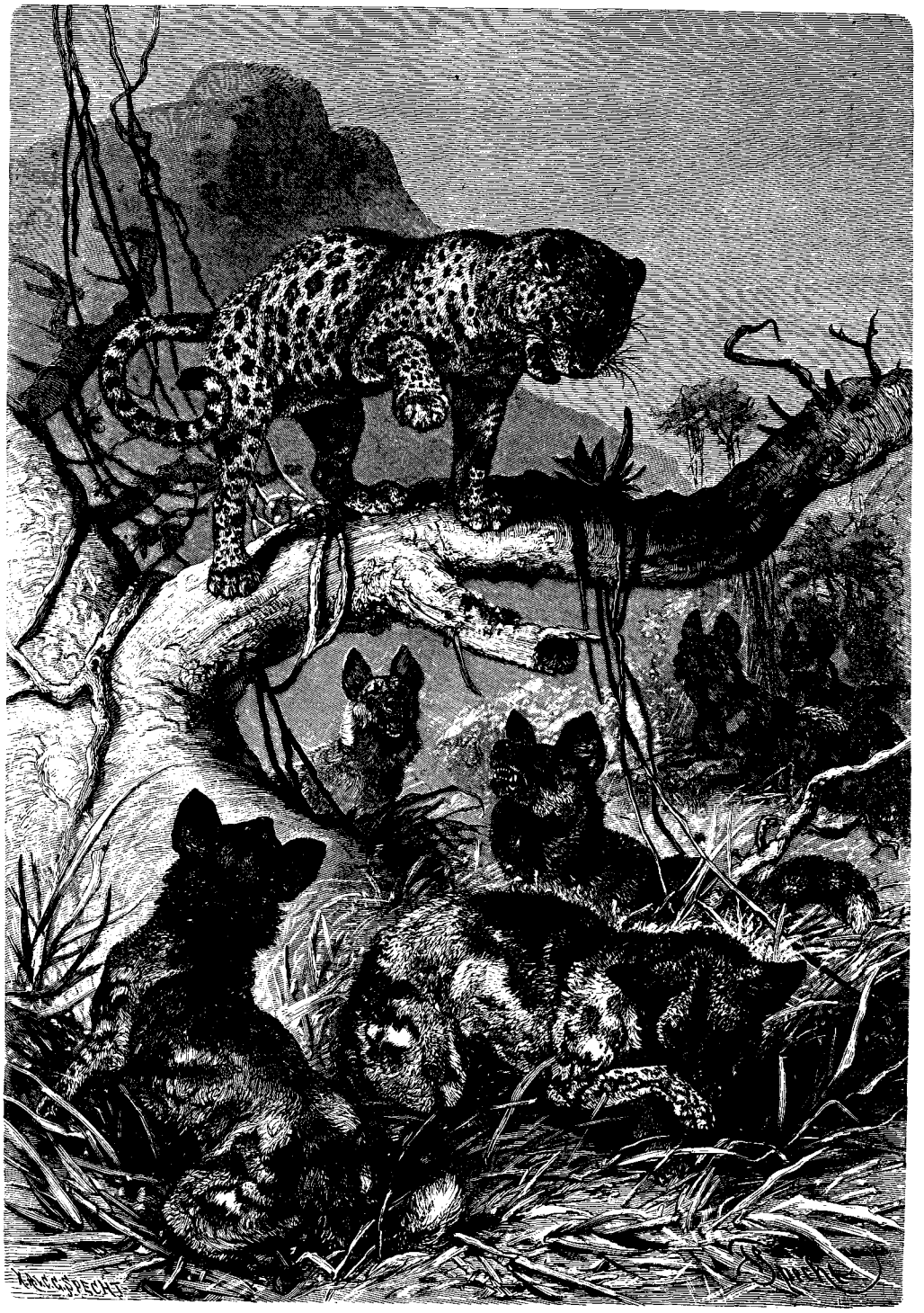
Die Pferde wurden den Hottentotten übergeben, und die Männer traten in die geräumige Stube. Ich wollte ihnen folgen, wurde aber von Quimbo abgehalten, welcher aus dem Garten kam.

„Mynheer, Boers komm', und Panda komm' von Berg!“

„Hast Du sie wirklich gesehen?“

„Quimbo seh' all' ganz Boers und Panda; auch dick' Pferd von Quimbo bin dabei!“

Ich öffnete das Thor, welches wieder verschlossen worden war, und trat hinaus vor die Umfriedung des Hofes. Sie kamen wirklich den Berg herab und begrüßten mich schon von Weitem, ihre Hüte in die Luft schwenkend. Meine Gegenwart sagte ihnen, daß die Angelegenheiten der Farm nicht mehr schlimm stehen konnten.



Leopard und Hyänenhunde. Originalzeichnung von F. Specht.

Ihre Ankunft brachte doppeltes Leben auf der Farm hervor; die vorher angekommenen Boers griffen, da die Stube nun zu wenig Raum bot, mit zu, um in den Hof Tische heraus zu schaffen, an denen bald die ganze Gesellschaft Platz genommen hatte, um durch herüber und hinüber gehende Fragen und Antworten sich über die vorgekommenen Ereignisse genügend zu unterrichten.

Die Versammlung von Klaarfontein hatte unterwegs nichts Besonderes erlebt, war aber um uns und die Farm in großer Besorgniß gewesen und hatte daher ihren Ritt möglichst zu beschleunigen gesucht. Quimbo, den ich ihnen empfohlen hatte, war vermißt worden, doch hatten sie sich mit einer langen Forschung nach ihm nicht aufhalten wollen. Er mußte jetzt einige Vorwürfe anhören, die er in großer Gemüthsruhe entgegennahm. Den gefangenen Engländer hatte man natürlich mitgebracht; er wurde zu Tschemba, dem falschen Makololo, gesteckt, um da das Weitere zu erwarten.

Panda aber saß nicht unter uns. Er hatte sich, als er kaum vom Pferde gestiegen war, durch das Thor entfernt. Jetzt kehrte er zurück, ein starkes Bündel Kräuter in der Hand, in denen ich eine Polygaleenart erkannte, die untermischt war mit den Blättern von Erythrina Corallodendron. Er trat mit ihnen zu mir.

„Gut' Deutschland hab' Wund'; Panda hab' gut Kraut für Wund', daß nicht komm' Fieber und heil' schnell zu. Gut', tapfer' Deutschland zeig' Wund', daß Panda verbind'!"

Ich hatte oft mich selbst überzeugt, daß wilde Völkerschaften Pflanzen medizinisch anzuwenden verstehen, von deren außerordentlicher Heilkraft unsere Wissenschaft keine Ahnung hat; war daher sofort bereit, Panda's Hülfe anzunehmen, und trat mit ihm zur Seite, um mich von ihm von Neuem verbinden zu lassen.

Als er die Wunde sah, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Wund' sein bös, sein nicht von schneid' oder stech' und schieß', sondern von wild' Thier; heil' schlecht. Panda darf nicht bloß Kraut, sondern muß erst nehm' Saft von Kraut. Aber Deutschland sein stark; Deutschland werd' hab' viel groß' Schmerz, aber doch nicht Fieber!"

Er zerquetschte die Kräuter und ließ den Saft derselben in die Wunde fließen; dann legte er die ersteren auf und befestigte den Verband wieder.

„Panda wird nehm' all' Tag' Kraut und leg' auf Wund' von Deutschland," meinte er, als er fertig war.

Ich konnte in seinen nicht unschönen Zügen eine deutliche Zuneigung lesen, die er für mich zu empfinden schien. Doch plötzlich nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, den ich beinahe mit dem Namen der Erstarrung zu bezeichnen vermochte. Die schnelle Bewegung seiner Hände nach oben drückte die größte Ueberraschung aus, die man sich nur denken kann.

„Tscharga!" rief er dann und stürzte nach der Thür, unter welcher Mietje erschienen war, um nach ihren Gästen zu sehen. „Tscharga!" rief er wieder, als er, die Arme ausbreitend, vor ihr stand.

Die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden lenkte sich natürlich auf diese Szene. Das Mädchen blickte ihn verwundert an, und er stand vor ihm in sichtbarem Entzücken, als gewahre er ein kostbares Gut, dessen Besitz für ihn das höchste Glück in sich schließe. Da aber ließ er die Arme langsam sinken und klagte:

„Oh, nein, sein nicht Tscharga! Tscharga sein alt jetzt, wenn noch leb', und nicht mehr so jung und schön. Aber warum seh' wie Tscharga, und warum hab' Kett' von Tscharga hier an Hals?"

„Seid Ihr Panda?"

„Ja, ich Panda bin!"

Sie ließ die Schlangenzähne in sichtbar beginnender Bewegung durch die kleinen Finger gleiten und antwortete:

„Die Kette ist von meiner Mutter."

„Wer ist Mutter? Wie heiß' Mutter?"

„Ich weiß es nicht. Der Boer van Helmers hat mich in der Kalahari bei ihr gefunden; sie war todt; die Quelle, an welcher er uns traf, war versiecht, und Mutter hatte verschmachten müssen."

„An Quelle? An Brunnen? Wie heiß' Brunnen?" frug er schnell hinter einander.

„Es war am Ulwimibrunnen."

„Ulwimi, oh, oh! Wie lang' sein das her? Oh, sag' schnell, sag' rasch! Herz von Panda klopf', daß sonst spring' Herz entzwei!"

„Es war im heißen Sommer und ist jetzt sechzehn Jahre."

„Wie viel Jahr'? Ishumi und tantatu Jahr', zehn und sechs Jahr? Oh, oh, Panda muß flieh' vor Dingaan; Panda send' schön', lieb' Tscharga nach Ulwimiwasser, und als Panda komm' nach, find' Panda Grab, mach' auf Grab und seh' todt Tscharga, aber nicht Tochter. Tscharga war gut' Weib von Panda, und Du sein Tochter von Tscharga und von Panda!"

Er sprach das in der Erregung der höchsten Freude so schnell, daß man es kaum verstehen konnte, schlang dann die Arme um das Mädchen und drückte dasselbe zehnmal, zwanzigmal an sich, ihm dazwischen immer wieder in das erglühende Gesicht blickend und dabei die seligsten Freudenrufe ausstoßend.

„Mein Kind, mein' Tochter, mein gut', schön' Kind! Will' Du sein mein' Tochter und hab' lieb Vater Panda?"

Sie nickte unter Thränen und schlang die Arme innig um ihn, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, welche mit der lebhaftesten Theilnahme Zeugen dieser Szene waren.

„Wie heiß' Tochter? Oh, sag', sag' schnell, daß Vater kann ruf' Tochter mit Namen!"

„Mietje."

„Mietje? Was heiß' Mietje? Panda nicht weiß' und nicht kann gut sag'. Mietje mag sag' Holland und Boer, Panda aber sag' Tscharga, denn Tochter heiß' wie Mutter!"

Er wandte sich jetzt zu Jan, welcher mit eigenthümlichen Gefühlen dabei gestanden und jedes Wort gehört hatte.

„Vater von Jan hab' 'funden Tscharga, und Tscharga bin Schwester von Jan?"

„Mietje sollte meine Frau werden!" antwortete der Gefragte einigermaßen verlegen. Trotz des Vollbewußtseins seiner Rasse und seiner Nationalität mußte er doch unwillkürlich daran denken, daß Panda König der Kaffern werden sollte.

„Weib von Jan?" frug Panda überrascht. „Oh, oh, so hab Jan arm Kind ohne Vater lieb?"

„Ja."

„So nehm' Jan Tscharga! Aber Tscharga nicht mehr sein arm' Kind; Vater von Tscharga sein König, und Panda hab' viel' — viel' — — —"

Er hielt inne und griff unter das Mäntelchen, welches seinen Oberkörper umhüllte. Einen kleinen Gegenstand hervorbringend, zeigte er denselben Jan.

„Jan seh', was ist das!"

Der Boer stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Ein Diamant, ein schwarzer Capdiamant, unter Brüdern fünftausend Gulden werth! Baas Uys, Ihr seid Kenner; seht ihn Euch an und sagt, ob ich Recht habe!"

Pieter Uys ergriff den Stein, welcher dann von Hand zu Hand ging und die lebhafteste Bewunderung erregte.

„Es ist richtig, Neef Jan; der Preis ist eher höher als niedriger!"

„Stein sein schwarz' Diamant," meinte Panda stolz, „und Panda hab' noch viel' schwarz' Diamant, mehr klein und mehr groß als hier. Panda hab' 'funden Diamant auf Flucht in Berg' und hab' steck' viel Diamant in Erde, wo nicht kann find' ander' Mann. Aber Panda werd' hol' Diamant und geb' Jan, weil Jan hab' lieb arm' Tochter von Kaffer ohne Vater!"

Das war wirklich ein ganz bewundernswerthes Ereigniß, und es dauerte lange, ehe die Gruppen sich wieder lösten und das Gespräch sich dem früheren Gegenstande wieder zuwandte. Panda verschwand mit Jan und Mietje im Innern des Hauses, um die leidende Mutter von dem Geschehenen zu benachrichtigen, und die Andern besprachen den Ueberfall des Waffentransportes.

Von diesem ließ sich erwarten, daß er unter gehöriger Bedeckung stattfinden werde, und daher war die Ankunft Huyler's und der Seinen den Boers höchst willkommen, da wir in solcher Anzahl den Engländern jedenfalls gewachsen waren. Bis zum Witteroomberge hatten wir über einen Tag zu reiten, und da der in dem Briefe angegebene Zeitpunkt auf übermorgen fiel, so beschlossen wir, bereits heute gegen Abend aufzubrechen. Unsere Pferde freilich befanden sich in einem sehr angegriffenen Zustande; daher sollten frische Thiere von den benachbarten Farmen requirirt werden, zu welchem Zwecke sich einige der Begleiter Huyler's dorthin auf den Weg machten.

Bis zu ihrer Rückkehr, welche bereits nach einigen Stunden erfolgte, wurden die Spuren des gestrigen Kampfes vertilgt, und dann ließen die Boers Tschemba vorführen, um über ihn zu Gerichte zu sitzen.

Der Kaffer mochte sich allerdings nicht wenig wundern, so viele Boers hier beisammen zu finden, und machte ein ziemlich muthloses Gesicht, als er vernahm, was man mit ihm vorhabe. Er wiederholte seine bereits mir gemachten Aussagen; über die weiteren Pläne Dingaan's vermochte er keine Auskunft zu geben, und da seine Schuld so offen am Tage lag, daß ein Zweifel über dieselbe gar nicht möglich war, so stimmten die meisten der Boers für den augenblicklichen Tod des Verräthers. Dem aber widersetzte sich Jan auf das Energischeste, und auch ich schloß mich dem Veto an. Tschemba hatte im Auftrage seines Königs gehandelt, dem er sich, besonders bei dem grausamen Charakter desselben, unmöglich widersetzen konnte; ferner hatte er bei seiner Vernehmung durch mich sofort Alles gestanden und seinen König blutgierig genannt, während er sich Panda freundlich gesinnt zeigte. Endlich trat auch Mietje hinzu und bat mit ihren Vater um das Leben des Zulu, und so willigten endlich die Boers unter der Bedingung ein, daß der Kaffer bis zu unserer Rückkehr gefangen

gehalten werde. Er wurde, als ihm dies eröffnet worden war, wieder abgeführt.

Nun ging es an das Rüsten, da unsere Abwesenheit für dieses Mal von einer längeren Dauer sein mußte. Wir konnten vom Witteroomberge nicht hieher zurückkehren, sondern beschlossen, den Transport, falls er in unsere Hände fiel, was wir auch sicher hofften, gleich über die Berge zu bringen, wo er uns Gelegenheit gab, die Rüstung des dort sich versammelnden Boersheeres zu vervollständigen und dann ohne weiteres Zaudern über die Zulu's herzufallen.

Die Farm war reich genug, uns alle mit genügendem Proviant auszustatten, und als wir aufbrachen, waren wir so gut mit Packpferden versehen, daß es schien, als ob wir eine Entdeckungsreise in das Innere des afrikanischen Continentes beabsichtigten.

Natürlich waren zum Schutze der Farm die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden, obgleich sich als sicher annehmen ließ, daß eine weitere Bedrohung derselben nicht stattfinden werde. Dingaan's Absicht, die Zusammenkunft an Klaarfontein zu sprengen, war vereitelt und sein Angriff gegen die Familie van Helmers wiederholt und siegreich abgeschlagen worden; er hatte keine Leute mehr bei sich, und wenn er einmal hinter den Bergen war, so bekam er dort jedenfalls so viel zu thun, daß er keine Zeit fand, wieder zurückzukehren.

Es kostete Panda allerdings Ueberwindung, die wiedergefundene Tochter so schnell wieder zu verlassen, und auch Jan trennte sich nur schwer von ihr und der Mutter, welcher ich die nöthigen Medikamente zurückließ. Beide blieben noch eine Weile auf der Farm zurück und erreichten uns erst, als ein guter Theil der Nacht vergangen war.

Der Ritt verlief ohne ein besonders bemerkenswerthes Ereigniß, bis wir am andern Abend beim Ziele anlangten.

Der Witteroomberg erstreckt seinen langgedehnten Rücken vom Quathlambagebirge weit nach Osten hin, wo er allmälig auf der Hochebene verläuft. Sein östlicher Theil ist von dichtem Walde bestanden, während der westliche kahl und öde sich aus einer Höhe von mehreren tausend Fuß zur Tiefe senkt. Zahlreiche Schluchten und Risse durchschneiden ihn in der Richtung nach Süd und Nord, und gewaltige Steinblöcke und Felsspitzen ragen theils auf den unwirthlichen Hängen empor, theils liegen sie im finsteren Forste zwischen faulenden Baumleichen, welche von hohem Moos überzogen und von Schlinggewächsen umrankt sind. Ein solches Terrain bietet der Verstecke genug selbst für eine größere Karawane, und wenn der Transport bereits vor uns angekommen war, was ja recht gut in das Bereich der Möglichkeit gehörte, so hielt es jedenfalls nicht leicht, ihn zu entdecken. Doch war im Briefe nicht der Ort angegeben, wo Lieutenant Mac Klintok ihn finden sollte, und so ließ sich erwarten, daß ein nicht gar zu sicheres Versteck gewählt worden sei. Waren die Engländer aber noch nicht da, so ließ sich ihr Kommen leicht bemerken, wenn wir uns auf dem Rücken des Berges so postirten, daß wir die westlichen Abhänge desselben und die weiterhin gelegene Hochebene zu überblicken vermochten.

Wir hielten vor der mächtigen Höhe und traten zusammen, um über den Ort zu berathen, an welchem wir lagern wollten. Es dämmerte bereits stark, und da wir nahe dem Neumonde waren, so konnten wir auf den Mondschein nicht rechnen und mußten eine schnelle Entscheidung treffen.

„Wohin?" frug Potpieter.

„Wir ziehen uns in die nächste beste Schlucht, in welcher wir, ohne gesehen zu werden, ein Feuer anzünden und es uns bequem machen können," antwortete Huyler.

„Ein Feuer darf nicht angezündet werden," meinte Uys. „Die Engländer könnten uns trotz aller sonstigen Vorsicht bemerken."

„Was meint Ihr, Mynheer?" frug Pretorius, sich zu mir wendend.

„Die Tage sind heiß, aber die Nächte kalt, und ein Feuer würde uns daher nicht unangenehm sein," denke ich. „Es läßt sich auf alle Fälle ein Ort finden, wo es brennen kann, ohne bemerkt zu werden. Wir müßten da zum Walde empor steigen. Da uns aber dabei die Pferde hinderlich sind, so schlage ich vor, sie in eine Schlucht zu placiren und eine Wache bei ihnen zu lassen, die allerdings auf das Feuer zu verzichten hat. Wenn wir uns droben im dichten Walde lagern und den Platz vorher sorgfältig absuchen, können wir uns wärmen, ohne eine Entdeckung zu befürchten. Morgen mit dem Frühesten reite ich dann mit Einem oder Zwei von uns hinaus nach der Ebene, um zu spähen, ob der Transport bereits eingetroffen ist."

„Ihr habt Recht. Aber die Schlucht?"

„Ist bereits gefunden, wenn sie breit und lang genug ist, um den Thieren genugsam Weide zu bieten. Seht, dort links zieht sie sich in den Berg hinein!"

Wir ritten auf dieselbe zu und gewahrten, daß sie unserem Zwecke vollständig entsprach. Die Pferde wurden hineingebracht und zwei Mann an ihrem Ausgange postirt. Dann stiegen wir zu dem Walde empor. Er war in seinem unteren Theile zu licht, und wir mußten weit nach oben, ehe er so dicht wurde, daß das Gewirr seiner Zweige unser Feuer deckte. Wir fanden einen geeigneten Platz, suchten die Umgebung desselben ab und richteten dann, als wir nichts Verdächtiges gefunden hatten, das Lager her. Das Abendbrod wurde bereitet; einige Wachen sorgten für die nöthige Sicherheit, und dann legten wir uns zur Ruhe.

Ich mochte wohl bereits eine Stunde geschlafen haben, als ich von einer Hand berührt wurde und sofort aufwachte. Panda stand vor mir.

„Deutschland, steh' auf und komm' mit Panda!"

Ich erhob mich, einigermaßen verwundert über diese Störung. Er ging mit mir zu Jan, welcher uns zu erwarten schien, und schritt dann uns Beiden voran in den Wald hinein.

„Was sollen wir?" frug ich Jan.

„Ich weiß es nicht, Mynheer," antwortete er. „Panda weckte mich und dann Euch; weiter ist mir nichts bekannt."

Ohne ein Wort der Aufklärung führte uns der Häuptling immer weiter empor und schlug dann eine mehr westliche Richtung ein, so daß wir den freien Berg erreichten und den Wald in den Rücken bekamen. Hier blieb er stehen. Er war uns mit einer Sicherheit vorangeschritten, daß es schien, er sei hier besser bekannt, als sich vorher vermuthen ließ.

„Jan hör', und Deutschland hör'! Jan sein Sohn von Panda, und Deutschland sein Mynheer groß tapfer und groß Vorsicht. Jan und Deutschland soll wiß' Geheimniß von Panda. Panda flieh' vor Dingaan und komm in Witteroom; find' da schwarz' Diamant, von dem sag' auch gestern Boers, und versteck' Diamant. Jetzt hol' Diamant, und Jan und Deutschland sein dabei!"

Das also war es! Der verschwiegene Mann hatte keinen von uns ahnen lassen, daß das Ziel unseres Rittes zugleich auch das Versteck seines Reichthums sei, und der Umstand, daß er mich neben Jan zur Begleitung aufforderte, gab mir einen neuen und großen Beweis von der Zuneigung, welche ich bereits gestern beobachtet hatte. Er weidete sich an unserm Erstaunen und fuhr dann fort:

„Panda hab' nehm' bloß wenig Diamant; in Berg sein noch groß viel mehr Diamant; darum nicht soll' wiß' Boers, weil Panda schenk' Geheimniß an Jan, der hol' all' Diamant!"

Er führte uns die Höhe beinahe vollends empor und blieb dann vor einem großen Felsblock stehen, welcher tief in die Erde eingesenkt zu sein schien.

„Jan sein stark; Jan heb' Stein!" bedeutete er den Boer.

Dieser stemmte sich gegen den Fels und hob die eine Seite desselben empor. Panda griff darunter.

„Stein wieder laß' fall'!" gebot er dann. „Panda hab' find' Diamant."

Er richtete sich empor und zeigte uns ein aus der Haut eines jungen Leguan gefertigtes Säckchen, welches er öffnete, um uns hineingreifen zu lassen, da es nicht hell genug war, seinen Schatz zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Boer van het Roer.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer aus dem Kaffernlande von **Karl May.**

(Fortsetzung und Schluß.)

„Hier Diamant, ishumi, ilinci, mboxo Stein, zwei mal zehn und acht Diamant. Und nun auch führ' zu Kloof, wo find' Diamant!"

Schon hatte er sich gewendet, um wieder voranzuschreiten; da drehte er sich noch einmal zurück und griff in den Beutel.

„Deutschland hab' schütz' Tscharga; Panda hab' lieb Deutschland, schenk Deutschland Diamant hier!"

Ich trat zurück und wehrte ab. Selbst wenn er den kleinsten der kostbaren Steine ergriffen hatte, war das Geschenk so reich, daß ich mich scheute, es anzunehmen. Der Kaffer wußte wohl, daß diese Diamanten einen hohen Werth haben; aber die wirkliche Höhe dieses Werthes war ihm jedenfalls unbekannt.

„Warum nicht will' nehm' Stein? Panda weiß noch viel Stein, und wenn Deutschland nicht nehm', so werf' Panda Stein fort, daß verlier'. Was Panda woll' schenk', das nehm' nicht wieder!"

Bei dieser Drohung, die er jedenfalls wahr gemacht hätte, war es nicht anders möglich: ich mußte das Geschenk annehmen.

Meinen Dank abschneidend, wandte er sich wieder um, schritt der Höhe des Berges zu und stieg dann an der andern Seite desselben langsam hinab. Es ging sehr weit hinunter, doch war der Kaffer so mit dem Wege vertraut, daß wir alle Hindernisse unschwer überwanden.

Da war es mir, als ob ich einen brenzlichen Geruch empfände. Ich blieb stehen und sog die Luft prüfend ein. Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Halt!" gebot ich. „Unter uns muß ein Feuer brennen."

Die beiden Andern fanden meine Wahrnehmung bestätigt; es war nothwendig, jetzt beim Abwärtssteigen die größte Vorsicht anzuwenden. Wir brauchten nicht sehr weit zu gehen, um nun auch den Schein eines Feuers zu bemerken, welches aus der Kloof, die Panda zum Ziele gedient hatte, emporleuchtete. Der Häuptling blieb stehen.

„Das sein Kloof, wo Stein' find'! Wer sein in Kloof? Nehm' wohl weg all' Diamant!"

„Wir werden ja sehen, wer es ist," antwortete ich. „Kommt vollends bis zum Rande der Schlucht, und vermeidet jedes Geräusch!"

Wir stiegen vollends hinab und befanden uns am Rande einer engen und nicht zu tiefen Schlucht, welche sich einige hundert Schritte weit in den Berg hineinzog und dann an einem jähen Felsensturze endete. Ich legte mich auf den Boden und streckte den Kopf über den Rand hervor, um in die Kloof zu blicken. Jan und Panda folgten meinem Beispiele.

Unten saßen um ein Feuer sechzehn Zulu's und bei ihnen drei Weiße, von denen Einer ganz genau dieselbe Kleidung trug wie Sir Hilbert Grey, während diejenige der beiden Andern in ihnen englische Offiziere vermuthen ließ. Sie befanden sich kaum zwanzig Fuß unter uns, so daß ich das Gespräch der drei Männer deutlich zu vernehmen vermochte.

„Dieser Grey scheint kein zuverlässiger Mann zu sein," hörte ich sagen. „Er hätte bereits vor drei Tagen im Lager sein müssen."

„Wir wissen das," antwortete der mit der Rhinoceroshaube. „Doch mußte unsere Post im Duplikat abgesendet werden, und wir hatten keinen Andern als diesen Sir Hilbert, der in seinem ganzen Leben keinen einzigen klugen Augenblick gehabt hat. Mein Weg war der kürzere, aber auch gefährlichere, und es mußte Sorge getragen werden, daß, wenn ich den Boers in die Hände fiel, Ihr dennoch die Benachrichtigung erhieltet, Lieutenant. Uebrigens wurde Grey nicht vollständig eingeweiht, und das mag wohl der Grund sein, daß er sich nicht genugsam geputet hat."

Ich war erstaunt über die Enthüllung, welche in dieser kurzen Rede lag. Also das Handlungshaus, welches den Transport zu liefern hatte, war so vorsichtig gewesen, zwei Botschafter abzusenden, von denen nur der eine in unsere Hände gefallen war. In Folge dieses Verfahrens war Lieutenant Klintok dennoch benachrichtigt worden und befand sich hier in der Kloof, um mit seinen sechzehn Kaffern die Sendung in Empfang zu nehmen.

Panda lag neben mir und flüsterte jetzt:

„Zulu und England bloß hier lager', aber nichts weiß von Diamant!"

Seine frühere Befürchtung zeigte sich allerdings als unbegründet, desto gefährlicher aber war die Anwesenheit dieser Leute für unser gemeinschaftliches Unternehmen. Sollte dieses gelingen, so mußten die Männer da unten in der Kloof unschädlich gemacht werden. Doch wie bei jedem Unfall sich irgend ein glücklicher Umstand geltend zu machen pflegt, so vernahm ich auch hier bald Worte, welche für unsere weiteren Absichten von ungemeinem Vortheile sein mußten.

„Also über den Beerspaß bringen wir die Waffen?" frug der Bote.

„Ja," antwortete Lieutenant Mac Klintok. „Dort erwartet uns zur größeren Sicherheit ein bedeutendes Detachement Kaffern, da sich annehmen läßt, daß diese holländischen Bauern in den Besitz des Passes zu kommen suchen werden."

„Und der Bezuidenhoutpaß?"

„Ist wohl auch bereits besetzt, doch nicht so stark wie der Beerspaß. Der Erstere ist enger, macht mehr Windungen und ist leichter zu vertheidigen. Uebrigens handelt es sich dort nicht um eine so außerordentlich wichtige Zufuhr, sondern bloß darum, etwaige einzelne Zuzüge von hier hinüber zurückzuweisen."

„Ich denke nur," meinte der andere Engländer, „daß wir uns einer bereits verfehlten Sache angenommen haben."

„In wiefern?"

„Es stehen zwar beinahe zwölftausend Zulu's einem Boersheere, welches höchstens dreitausend Männer zählt, entgegen; aber diese Boers sind Feinde, welche man ja nicht unterschätzen darf. Ihre Taktik ist stets eine sehr vorzügliche gewesen, und was den Kampf betrifft, so verstehen sie es, ihre Roers zu gebrauchen, und im Nahekampf nimmt es jeder dieser Holländer mit vier, fünf Kaffern auf."

„Pshaw!"

„Pshaw? Ich bitte Dich, Kamerad, denke nur an diesen Boer van het Roer, der in der Schlacht bei Pieter-Maritzburg ganz allein auf einem von den feindlichen Waffen unerreichbaren Felsen stand, mit seinen Kugeln Gegner um Gegner niederstreckte, dann mitten in den dichtesten Haufen derselben hineinsprang und unter ihnen wüthete, wie ein rasender Roland. Wie viele Feinde rechnest Du wohl auf ihn?"

„Einige mehr als auf jeden Andern, das ist wahr; nur darf er nicht etwa mir oder Dir gegenüberstehen, sonst würde wenig Federlesens mit ihm gemacht werden! Uebrigens ist unser Plan ein so ausgezeichneter, daß die Boers verloren sind, ehe noch der erste Schuß fällt."

„Du meinst die Falle im Groote-Kloof?"

„Ja. Du weißt, daß ich es durchforschen mußte und dabei die Entdeckung machte, daß sich kein Ort so gut zu einer Riesenfalle eigne, wie dieses Groote-Kloof, welches seinen Namen eigentlich mit Unrecht führt, denn es ist keine Schlucht, sondern ein mächtiger Thalkessel, der ringsum von hohen, steilen Felswänden eingefaßt ist und nur einen einzigen Zugang zu haben scheint. Ich aber forschte so lange, bis ich einen Aufstieg nach der Höhe fand, der außerordentlich schwer zu bemerken und sehr leicht zu vertheidigen ist. Der hintere Theil des Kessels ist bis hinauf zur Höhe mit dichtem, baumartigen Farren bestanden, welcher die Wand unersteiglich erscheinen läßt, während man, in das Dickicht eindringend, bemerkt, daß sich der Felsen stufenartig erhebt und ein, wenn auch schwieriges Emporkommen gestattet. Jenseits gelangt man dann leicht wieder von der Höhe herab. Die Zulu's stehen am Beerspasse, und die Groote-Kloof befindet sich in der Nähe des Bezuidenpasses. Sobald wir von den Holländern angegriffen werden, lassen wir uns scheinbar schlagen und ziehen uns flüchtig nach dem Ersteren hin. Während nun unsere Haupt-



Ausverkauft! Gemalt von Kretschmer.

macht sich hinter uns in das Thal des Zwarten-Rivier versteckt, zieht sich eine Truppe, welche der Feind für das vollständige Heer halten muß, in die Groote-Kloof, steigt hinten aus derselben empor und besetzt den Aufstieg. Der Feind ist ihr gefolgt, befindet sich im Kessel, dessen Eingang sofort von dem herbeieilenden Zuluheere besetzt wird, und muß sich ergeben, ohne einen einzigen Schuß gethan zu haben, wenn er nicht verhungern und verdursten will."

„Der Plan ist sehr complicirt und abenteuerlich. Es kann bei seiner Ausführung leicht ein Umstand eintreten, welcher uns verderblich wird. Wenn die Boers unsere Absicht merken und uns am Zwarten-Rivier einschließen, sind wir verloren."

„Sie werden nichts merken, denn der Plan ist Geheimniß zwischen uns und Dingaan; kein Mensch weiß sonst von ihm."

„Und wenn uns die Holländer die Unklugheit, uns in der Kloof einschließen zu lassen, nicht zutrauen und eine Falle wittern?"

„Unmöglich! Sie wissen, daß sie mit einem strategisch unwissenden Feinde zu kämpfen haben."

„Ebenso aber wissen sie auch, daß Dingaan bei den Kaffern nicht mehr beliebt ist. Wir hören ja sogar, daß die Boers Panda suchen, um ihn zum König zu machen. Ich fürchte, die Zulu's werden den tyrannischen Dingaan gern verlassen, um einen weniger blutdürstigen König zu bekommen!"

„Das ist ein vom Feinde erfundenes Gerücht, welches den Zweck hat, Zwietracht und Insubordination in unserm Heere hervorzubringen. Es wird ihnen nicht gelingen, denn Panda ist so gewiß verschollen, wie dieses Stück Fleisch verschwinden wird."

Er nahm die Hammelkeule, welche über dem Feuer briet, herab und schnitt sich eine Portion herunter, die er zu verzehren begann. Ich hatte genug gehört und erhob mich.

„Kommt; wir müssen so schnell wie möglich zu unserem Lager zurückkehren!“ flüsterte ich.

„Habt Ihr Alles verstanden, Mynheer?“ frug Jan, ebenso wie ich von dem Gehörten überrascht.

„Alles!“ nickte ich und winkte Panda, wieder voran zu steigen.

Die Wichtigkeit der Nachricht, welche wir zu überbringen hatten, trieb uns so schnell vorwärts, wie es das Terrain gestattete. Das Lager wurde rasch erreicht, und bei unserm lauten Zurufe erhoben sich Alle, um den Grund der Störung zu vernehmen. Alle griffen sofort zu den Waffen. Mit Panda an der Spitze, begaben wir uns in einer langen, schweigsamen Linie zurück nach der Schlucht. Das Gehörte war von solchem Interesse für die Boers, daß es keinem einfiel, uns nach dem ursprünglichen Grunde unserer Entfernung vom Lagerfeuer zu fragen.

Am Ziele angelangt, postirten sich die Boers zu beiden Seiten der Schlucht, während ich mit Jan und Panda nach dem Eingange derselben schlich. Dort weideten drei Pferde; sie gehörten jedenfalls den Engländern, weil ja die Kaffern den Marsch zu Fuße gemacht hatten. Wir hätten den Ueberfall sofort unternehmen können, aber einerseits sträubte sich unser Gefühl, einen schlafenden Feind zu tödten, und andererseits gelüstete es uns, den selbstgefälligen Briten zu einem kleinen Dementi zu verhelfen.

Sowohl sie als auch die Kaffern hatten sich zur Ruhe gelegt und sich dabei so sicher gefühlt, daß nicht einmal eine Wache ausgestellt worden war. Wir schritten auf der Sohle der Kluft dem Feuer zu. Einer der Zulu's erhob sich und stieß einen lauten Ruf aus, worauf sich die Andern sofort emporrichteten und zu den Waffen griffen. Die Engländer hatten sich etwas abseits von den Kaffern gelagert. Ich trat zu ihnen und grüßte.

„Good evening, Lieutenant Klintok! Darf man Euch ein wenig stören?“

Auch er hatte zur Büchse gegriffen und stand in einer Haltung vor mir, der man die Ungewißheit anmerkte, ob er uns als Freunde oder Feinde behandeln solle.

„Ihr kennt mich? Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her, und was wollt Ihr hier?“

„Das ist fast zu viel auf einmal gefragt, Sir! Ich komme, um Euch von einem gewissen Sir Hilbert Grey zu grüßen.“

„Von Grey?“ frug er schnell. „Wo ist er?“

„Er ist Gefangener der Boers und befindet sich in guten Händen.“

„Gefangen? Und Ihr kommt von ihm? So gehört Ihr zu den Holländern?“

„Ein wenig, Sir; ich selbst hatte ja das Vergnügen, mich seiner Person zu bemächtigen.“

Sofort stellte er sich mit den beiden Andern so, daß uns der Rückweg abgeschnitten war.

„Dann nehme ich Euch gefangen!“

„Dagegen haben wir nicht das Geringste, denn so können wir am leichtesten sehen, auf welch' ehrenhafte Weise von Euch der Vertrag gehalten wird, die Kaffern nicht mit Waffen zu unterstützen.“

Er horchte auf.

„Ihr faselt,“ antwortete er dann. „Legt Eure Gewehre ab!“

„Das können wir thun, wenn es Euch Vergnügen macht!“ Ich legte meine Büchse, die ich wegen meiner Verwundung doch nur schwer gebrauchen konnte, zur Erde. Jan und Panda thaten das Gleiche. „Ihr macht uns dafür vielleicht das Vergnügen, Euch nach der Groote-Kloof begleiten und die Boers in der Mausefalle sehen zu können!“

„Ihr habt gehorcht!“ rief er drohend, indem er einen Schritt näher trat.

„Natürlich! Wir mußten doch wissen, wer die Leute sind, denen wir unsern Besuch machen wollten. Ich hatte Euch etwas zu bringen und wollte sehen, ob ich den Adressaten richtig gefunden hätte.“

„Was?“

„Diese drei Papiere, die wir bei Eurem Sir Hilbert Grey gefunden haben.“

Ich griff in die Tasche und reichte sie ihm entgegen.

„Ihr habt sie gelesen?“

„Allerdings. Die Abfassung des Briefes ist nicht sehr geistreich. Will vielleicht der Verfasser Patent auf seine Erfindung nehmen?“

„Schweigt, Mann! Ich sehe noch Messer und Pistole bei Euch. Legt vollends ab!“

„Auch das thun wir vielleicht; doch erlaubt vorher, Euch meine Begleiter vorzustellen! Dieser junge Mynheer, der beinahe noch einmal so lang ist als Ihr, wird von uns der Boer van het Roer genannt, und — — —“

„Jan van Helmers!“ rief er erstaunt.

„Ja, mit dem Ihr wenig Federlesens machen wollt. Und dieser Mann hier ist nicht so sicher verschollen, wie Euer Keulenstück verschwunden ist. Sein Name lautet Panda.“

„Panda!“

„Ja, der neue Zulukönig, wenn Ihr es erlaubt!“

Der Lieutenant schien vollständig verblüfft zu sein. Er konnte sich jedenfalls die unbesorgte Art und Weise, in welcher wir Drei inmitten eines so überzähligen Feindes erschienen, nicht erklären. Doch faßte er sich bald und befahl den Kaffern:

„Bindet sie!“

„Oho, Sir Mac Klintok! Ihr seid gewiß noch sehr unerfahren, sonst könntet Ihr Euch leicht denken, daß wir nicht ohne den nöthigen Schutz an Eurem Feuer erscheinen!“

Ich wollte ihn fassen, trotzdem ich nur den einen Arm schmerzlos gebrauchen konnte, kam aber zu spät, denn Jan ergriff noch vor mir zugleich ihn und seinen Kameraden bei der Brust, legte sie mit unwiderstehlicher Gewalt neben einander zur Erde und preßte ihnen mit seinen gewaltigen Fäusten die Lungen so zusammen, daß sie sich nicht zu rühren vermochten. In demselben Augenblick hatte auch Panda den Dritten niedergerissen, und von oben krachten wie in einem einzigen Schusse alle Büchsen, daß das Echo von den benachbarten Höhen donnernd wiederhallte. Im nächsten Momente erfolgte eine nochmalige Salve, und ohne daß ich mich umzusehen brauchte, wußte ich, daß jetzt keiner der Kaffern mehr am Leben sei.

Eine einzige Minute hatte hingereicht, die Situation vollständig umzudrehen. Die Kluft füllte sich mit den Boers, und nun wurde mit den Engländern das gethan, was sie mit uns hatten vornehmen wollen: sie wurden, da sie sich trotz aller Erfolglosigkeit zu wehren versuchten, gebunden. Für den Rest der Nacht nahmen wir an ihrer Stelle an dem Feuer Platz.

Da wir jetzt sicher wußten, daß der Transport noch nicht angekommen sei, war ein Ausspähen unnöthig. Als der Morgen graute, legten wir die Leichen zusammen und bedeckten sie mit Strauchwerk und Steinen, und da wir vom Ausgange der Schlucht den ganzen Westen überblicken konnten, so beschlossen wir, hier zu bleiben, und ließen unsere Pferde von der andern Seite des Berges herüberkommen.

Es war Panda anzusehen, daß er mit dieser Anordnung nichts weniger als zufrieden war; er mochte eine Entdeckung seines Geheimnisses befürchten, doch waren die Boers zu sehr mit ihren kriegerischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie sich besonders mit geologischen Betrachtungen hätten befassen können. Der Häuptling benutzte die jetzige Muße, mir Kräuter für meine Wunde zu suchen, und wirklich blieb ich in der Folge von jedem Fieber frei, und die tiefen Krallenrisse heilten wider Erwarten schnell und gut.

Quimbo hatte schon während unsers Marsches durch sein gedrücktes, einsilbiges Wesen meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als er jetzt still in meiner Nähe saß, frug ich ihn, was ihm fehle.

„Quimbo bin traurig,“ antwortete er. „Quimbo werd' nicht mehr lach' und sing.'“

„Warum?“

„Quimbo bin bös, bin zornig auf Jan, sehr viel groß' Rach' und Zorn!“

„Was hat Dir denn der gute Jan gethan?“

„Jan gut? Oh, oh, Mynheer, Jan bin schlecht, bin schlimm! Jan nehm' Quimbo Mietje; Quimbo hör' All', was Panda sag' und was Jan sag'. Mietje bin Tochter von Panda und werd' nicht Frau von Quimbo, sondern Frau von bös' schlecht' Jan. Oh, oh!“

Er fuhr sich zornig mit allen zehn Fingern in die Frisur. Als er aber deren verwüsteten Zustand fühlte, erhielt sein Gedankengang eine neue Richtung.

„Mietje nicht will sein Frau von Quimbo, weil Quimbo nicht mehr bin schön! Strauß hab' nehm' Quimbo schön' Haar, aber Jan hat doch noch viel mehr nicht schön Haar. Oh, oh, Haar von Quimbo wachs' wieder, und dann wein' Mietje, daß nicht' worden ist Frau von Quimbo. Und dann lach' Quimbo aus Mietje und nehm' ein ander gut' schön' Frau!"

Ich mußte ihn seinen tragikomischen Rachegedanken überlassen, da meine Aufmerksamkeit auf einen dunklen Punkt gelenkt wurde, welcher draußen auf der Ebene sichtbar zu werden begann. Ich stieg etwas höher empor und nahm mein Doppelglas zur Hand. Mit Hülfe desselben gewahrte ich eine lange Schlange von Reitern und Wagen, welche sich dem Berge näherten. Die durch mich aufmerksam gemachten Boers ließen das Glas von Hand zu Hand gehen und erkannten den erwarteten Transport. Eine kurze Berathung führte zu dem Ergebnisse, daß wir unsichtbar bleiben wollten, bis die Karawane sich einen Halteplatz ausgesucht habe.

Wir begaben uns in die Schlucht zurück und beobachteten den Zug von hier aus im Verborgenen. Er näherte sich höchst langsam, da die sehr schwerfälligen Karren mit Ochsen bespannt waren, die übrigens von der langen und beschwerlichen Reise sehr angegriffen zu sein schienen.

Erst gegen Mittag erreichten die Erwarteten den Fuß des Berges und zogen, ohne eine besondere Deckung zu suchen, mit den Wagen einen Kreis, innerhalb dessen die Reiter und Ochsentreiber Platz nahmen.

„Jetzt ist's Zeit!" meinte Jan. „Wir reiten hinab, brechen in die Wagenburg ein und schießen Alles nieder!"

Ich wehrte ab.

„Dann liefen wir Gefahr, uns in die Luft zu sprengen; wie leicht könnte sich das Pulver während des Kampfes durch einen Schuß entzünden! Es ist eine große Unvorsichtigkeit von diesen Leuten, sich so in die Nähe der gefährlichen Wagen zu lagern. Um dies zu thun, muß sicher jede Art von Feuer und natürlich auch das Tabakrauchen bei ihnen verboten sein. Uebrigens könnten wir zu Pferde wohl schwerlich in die Wagenburg eindringen, und dann dürften wir nur die Messer gebrauchen."

Da drängte sich Quimbo durch die Boers zu mir heran.

„Mynheer nicht weiß, wie mach', aber Quimbo weiß!"

„Nun?"

„Quimbo geh zu Reiter und sag', Quimbo bin Zulu; dann bring Reiter zu Boers!"

„Das geht nicht, denn — — —"

„Das geh', Mynheer, Quimbo gleich werd' zeig'!"

Ehe wir ihn halten konnten, schlüpfte er zwischen uns hindurch und sprang den Berg hinab. Wir erschracken natürlich über dieses eigenmächtige Verhalten des Kaffern, der unsere Zurufe nicht beachtete und bald so weit entfernt war, daß er uns gar nicht mehr hören konnte. Sein Unternehmen gab nur dann Hoffnung auf Erfolg, wenn er klug genug war, sich für eine ausgestellte Schildwache auszugeben und dabei zu behaupten, daß der Zug von den Seinen noch gar nicht bemerkt worden sei. Wir konnten uns nicht über die Mittel einigen, allen schlimmen Eventualitäten zuvorzukommen, und so erreichte Quimbo die Wagenburg, noch ehe wir einen bestimmten Entschluß gefaßt hatten.

Jetzt blieb uns nichts Anderes übrig, als das Kommende ruhig abzuwarten. Was innerhalb des Wagenkranzes vorging, konnten wir nicht sehen; bald aber öffnete sich derselbe, und wir bemerkten zu unserer Freude, daß sämmtliche Reiter den Platz verließen, um dem verwegenen Kaffer zu folgen, der, wie es schien, sie gradewegs zu uns führte. Nach einer Weile aber sahen wir, daß er nicht am Berge emporstieg, sondern sich am Fuße desselben hielt. Auf diese Weise kamen die Reiter unter uns vorüber und verschwanden hinter den Büschen der Berglehne.

Ich athmete auf.

„Quimbo ist klüger, als ich gedacht habe," meinte Pretorius, „und der Anführer dieser Leute ist dümmer als unser Kaffer. Ein kluger Offizier hätte die Erwarteten zu sich herabkommen lassen, wenigstens wäre er dem fremden Menschen nicht mit seinen sämmtlichen Mannschaften gefolgt. Wir lassen die Pferde hier und folgen ihnen hinter den Büschen, bis ein Theil von uns an ihnen vorüber ist. Dann haben wir sie zwischen zwei Feuern, und ich will den von ihnen sehen, der uns entkommt. Bleibt Ihr hier bei den Pferden, Mynheer," wandte er sich zu mir. „Ihr seid der Einzige unter uns, welcher verwundet ist, und bessern Händen können wir unsere drei Gefangenen nicht anvertrauen!"

Ich sträubte mich gegen diesen Beschluß; da aber alle Andern denselben beistimmten, so mußte ich mich fügen. Bald waren die Boers hinter den Sträuchern verschwunden, und ich befand mich allein mit den Engländern. Diese hatten natürlich seit ihrer Gefangennahme Alles beobachtet, und ihre auf mich gerichteten Blicke zeigten deutlich, was in ihnen vorging; doch sprach keiner von ihnen ein Wort, da sie annehmen mußten, daß jeder Versuch, hindernd in unser Vorhaben einzugreifen, erfolglos sein werde.

Erst nach fast einer Viertelstunde vernahm ich einen entfernten, donnerartigen Schall, dem kurz darauf ein zweiter folgte. Der Angriff hatte begonnen. In einer nicht ganz zu besiegenden Unruhe wartete ich weiter. An einem Siege der Boers war nicht zu zweifeln; die fremden Reiter unter ihrem englischen Anführer gehörten zu einem der Hottentotten-Jägerregimenter zu Pferde, welche man Cape mounted rifles nennt, und waren wenig zu fürchten. Meine Unruhe bezog sich nur auf Quimbo, welcher sich jedenfalls in einer nicht ganz ungefährlichen Lage befand, da er leicht das Opfer eines augenblicklichen Racheaktes werden konnte. Doch lange sollte ich diese Sorge nicht zu tragen haben, denn ich sah ihn als Ersten der Zurückkehrenden in raschem Laufe aus den Büschen brechen und zu mir emporspringen.

„Oh, Mynheer hier!" rief er schon von Weitem. „Quimbo hab' such' gut' Mynheer und nicht find'; da denk' Quimbo, Mynheer bin schieß' todt, bis Uys sag, wo Mynheer bin!"

„Nun, wie ist's gegangen?"

„Gut, oh, oh, ganz viel groß gut! Hottentott bin todt, all todt. Als Boers schieß', bin Quimbo schnell spring' in Busch, weil sonst England schieß' todt Quimbo. — Nun sag' Mynheer, ob Quimbo bin dumm oder ob Quimbo mach' gut sein' Sach'!"

„Du bist ein ganz gescheidter Kerl, Quimbo, und wenn wir in die erste Stadt kommen, sollst Du dafür einen Ring an Deine Nase erhalten, der beinahe so groß ist, wie hier die Krämpe meines Hutes!"

„Ring in Nase? Oh, oh, Mynheer bin ein groß' viel' gut' Mynheer. Quimbo werd' sein mit Ring der schön best' Quimbo auf ganz' Erd'!"

Noch während dieses Gespräches sah ich einen Theil der Boers auf den erbeuteten Pferden zurückkehren und im Galopp nach der Wagenburg sprengen, während die Andern ihnen zu Fuße folgten. Es galt nur noch, sich der zurückgebliebenen Ochsentreiber zu versichern, und das war ebenso leicht wie bald geschehen.

Dann wurde ich mit den Gefangenen geholt, wornach es an die Untersuchung der Wagen ging. Es waren ihrer fünfzehn, jeder von acht starken Ochsen gezogen. Sie enthielten außer allerdings veralteten Gewehren einen großen Vorrath an Blei, Pulver und Patronen.

Wir mußten den müden Zugthieren Ruhe gewähren; sie wurden getränkt und geweidet, und während dieser Zeit beriethen wir über das, was nun geschehen sollte. Nach dem, was ich von den Engländern erlauscht hatte, schien es nicht gerathen, den Beerspaß zu ersteigen; der Transport mußte seinen Weg über den Bezuidenhoutpaß nehmen. Ferner schien es nothwendig, das Boersheer jenseits des Gebirges so schleunig wie möglich über den heimtückischen Plan der Feinde in Kenntniß zu setzen, und so wurde beschlossen, daß Einige von uns voranreiten sollten, dies zu thun. Man wählte Jan, Uys und mich; die beiden Ersteren, weil Uys mit seinem Adjutanten die Führung der Boers übernehmen sollte, und mich, weil ich aufrichtig erklärte, daß mir nichts verhaßter sei, als ein langsames Reiten à la Ochsenschritt.

Wir brachen sofort auf. Quimbo blieb natürlich bei mir. Er hatte als Belohnung seines Muthes und seiner Umsicht eine Flinte erhalten und ritt nun so stolz hinter uns her wie ein Knappe des Mittelalters, der für seine Tapferkeit zum Ritter geschlagen wurde.

Ich hatte die Pässe des nordamerikanischen Felsengebirges und diejenigen der Cordilleren kennen gelernt; der Bezuidenhoutpaß konnte sich ihnen an Wildheit der Scenerie vollständig zur

Seite stellen. Zwischen steilen, himmelanstrebenden Felsen ritten wir bald bergauf, bald steil bergab, und ich mußte gestehen, daß dieser beschwerliche Ritt mich in Folge meiner Verwundung mehr angriff, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Wir hatten die Höhe des Gebirges erreicht, ohne ein feindliches Wesen zu bemerken, hielten uns aber bei jeder Krümmung des Weges auf einen Angriff gefaßt.

„Werden wir stark genug sein, einen Posten zu bewältigen?" frug ich.

„Je nach Umständen," antwortete Uys. „Hier muß nicht nur die Zahl der Feinde, sondern auch das Terrain berücksichtigt werden."

„Feinde gibt es hier," sagte Jan leise, indem er sein Pferd anhielt und nach einem dunklen Gegenstande zeigte, welcher an einer Felsenecke, um die sich der Weg scharf bog, am Boden lag. „Bleibt halten! Ich werde recognosciren."

Er stieg vom Pferde und schritt nach der Ecke, um den Gegenstand zu betrachten. Dann bog er den Kopf vor, um hinter die Kante zu blicken. Eine Geberde der Ueberraschung sagte mir, daß er etwas Auffälliges bemerke, dann winkte er uns zu sich heran. Als wir näher kamen, erkannten wir in dem Gegenstande einen Karoß. Jedenfalls hatte hier eine Wache gestanden und in der Hitze den Mantel abgelegt.

Hinter der Felsenkante wurde der enge Pfad breiter und bildete zwischen der senkrecht ansteigenden Steinwand rechts und dem zu einer schwarzen Tiefe abfallenden Abgrunde links eine Art Rondell, in dessen Mitte zwölf Zulu's Platz genommen hatten. Ihnen war jedenfalls die Bewachung dieses wichtigen Postens anvertraut, der selbst von einer so geringen Zahl gegen ein ganzes Heer vertheidigt werden konnte, da der Pfad zu beiden Seiten um eine scharfe Felsenkante führte, welche nur einem einzigen Manne Raum bot, auf den Platz zu kommen. Nun hatte gewiß auch an jeder Kante ein Posten gestanden, wie ja der Pelzmantel deutlich bewies; aber den beiden Männern war wohl die Zeit zu lang geworden, und so hatten sie sich zu den Andern begeben, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Jan stieg wieder auf sein Pferd.

„Ich reite voran und sprenge mitten zwischen ihnen hindurch bis zur andern Ecke; Ihr bleibt hier zurück, um Keinen fliehen zu lassen, und Mynheer Uys folgt mir mit Quimbo!"

Ich nickte, stieg ab und nahm mein Roer zur Hand, welches ich hier trotz meiner Wunde regieren konnte, weil ich, mich niederkniend, es auf einen kleinen Vorstein der Kante zu legen vermochte. Kaum hatte ich diese Stellung eingenommen, so sprengten die drei Männer vorwärts: Jan mitten unter die Kaffern hinein, wodurch er gleich Einige von ihnen kampfunfähig machte. Uys hielt kurz vor ihnen und feuerte zweimal; der tapfere Quimbo that dasselbe; meine Schüsse krachten, und diejenigen Jan's folgten ihnen; einige Kolbenschläge vollendeten das Werk: wir waren Herren des Platzes.

Die Leichen wurden in den Abgrund geworfen; dann setzten wir unsern Weg fort. Wir waren ihm wohl kaum eine Stunde lang gefolgt, so wurden wir durch einen Ruf Quimbo's, welcher es sich nicht nehmen ließ, voranzureiten, aufmerksam gemacht.

„Oh, oh, wer komm'! Seh' Mynheer dort viel Mann?"

Wirklich tauchte vor uns eine Anzahl von Reitern auf, welche bei unserm Anblick vorsichtig still hielten. Der Vorderste setzte ein Glas an, stieß dann einen lauten, freudigen Ruf aus und sprengte uns, gefolgt von den Andern, entgegen.

„Baas Uys!" rief er von Weitem. „Willkommen, willkommen! Ihr werdet da unten mit Sehnsucht erwartet."

„Neef Welten, Ihr? Was thut denn Ihr hier auf der Höhe?"

„Ich bin gesendet, den Zulu's den Paß hier abzunehmen, damit Ihr mit Pretorius, Potgieter und den Andern herüber könnt. Aber Ihr kommt allein! Wo sind die Uebrigen, und — ist die Höhe nicht besetzt?"

„Sie war's, von einem Dutzend Zulu's; aber wir haben unter ihnen aufgeräumt. Die Andern kommen nach; sie bringen einen Wagenzug voll Gewehre und Munition, den wir den Engländern abgenommen haben."

„Das trifft sich glücklich! Wir brauchen Pulver und haben keines. Uebrigens fand auch ich weiter unten einen starken Zulupoften, doch die Leute schliefen und wurden niedergemacht. Ihr werdet die Spuren des Kampfes sehen."

„Wie steht es im Heere?"

„Alles voll Muth und gutem Willen, nur fehlt der Anführer. Macht, daß Ihr hinunterkommt. Die Kaffern sind wohl an die zwölf tausend Mann stark und stehen in der Nähe des Beerspasses."

„Sie erwarten dort den Transport, den ich den Engländern weggenommen habe. Wo halten die Boers?"

„Eine halbe Tagreise vor ihnen."

„Und hier am Bezuidenhout?"

„Nur einige hundert Mann, die wir umgangen haben. Sie halten links von der Mündung des Passes in den Bergen und werden Euch nicht bemerken, wenn Ihr sie zu vermeiden sucht."

„Gut. Besetzt die Höhe. Ich werde die Zulu's da unten vertreiben lassen, und dann sollt Ihr bald Gutes hören."

Der Abschied war ein kurzer; dann ging es wieder abwärts. Am Abend hatten wir den Ausgang des Passes erreicht, bekamen einen Feind weder zu sehen noch zu hören und ritten die ganze Nacht hindurch, bis wir, nach und nach durch Zuzüge verstärkt, beim Heere anlangten.

Hier konnte ich bemerken, in welchem Ansehen meine Begleiter standen; sie wurden mit allgemeinem Jubel empfangen, und auch auf mich fiel ein Theil der ihnen gespendeten Ehre, deren Abglanz auf dem breiten Gesichte meines guten Quimbo leuchtete.

Uys übernahm sofort die Führung des Heeres, und die zunächst von ihm getroffene Maßregel war, eine Abtheilung Boers zu entsenden, um die Zulu's am Ausgange des Bezuidenhoutpasses zu vertreiben. Dann wurde ein vorläufiger Kriegsrath gehalten, bei dem ich nicht zugegen war, aber eine Folge desselben erstreckte sich auch auf meine Person. Man hatte beschlossen, ein Detachement von zweihundert Boers zu Fuße nach der Groote-Kloof zu senden, um dieselbe noch vor den Zulu's in Besitz zu nehmen, und die Führung dieser Leute sollte mir anvertraut werden. Uys frug mich, ob ich geneigt sei, das Commando anzunehmen, und ich sagte mit Freuden zu. Ich hatte mich in der kurzen Zeit so in die Interessen der Boers hineingelebt, daß es mir beinahe Bedürfniß war, bei ihnen bis zum Ende des Kampfes auszuharren.

Noch vor meinem Aufbruche entdeckte mir Uys seinen Plan. Gleich nach Ankunft der eroberten Karawane sollte die Munition vertheilt werden, dann wollte er die Zulu's angreifen, ohne ihren Angriff abzuwarten. Vorher jedoch sollte das Thal des Zwarten-Rivier besetzt werden, und das Uebrige ließ sich aus dem, was ich bereits wußte, leicht ergänzen. Ich rieth ihm noch, den Zulu's die Nachricht zugehen zu lassen, daß sich Panda bei dem Boersheere befinde und Jeden begnadigen wolle, der von Dingaan zu ihm übergehe; dann brach ich mit meinen Zweihundert auf.

Der gute Quimbo nannte mich jetzt nicht anders als Mynheer Oberst, was ich mir aus seinem Munde gern gefallen ließ. Wir fanden die Groote-Kloof ganz so, wie sie Lieutenant Mac Klintok beschrieben hatte, und entdeckten auch den Aufstieg, den ich mit Einigen erklomm, um mich von seiner Wegsamkeit zu überzeugen. Von der Höhe aus, wo Jeder im Voraus seinen Posten angewiesen erhielt, konnte man das Zwarten-Rivier-Thal in zwei Stunden erreichen, ein Umstand, der uns später sehr zu Statten kam.

Jetzt konnten wir nichts Anderes thun, als warten. Natürlich blieben wir mit der Hauptmacht in Verbindung und erfuhren endlich nach einer vollen Woche, daß der Angriff nun vor sich gehen werde. Die Karawane war mit ihrer Begleitung glücklich angekommen.

Zwei Tage später kehrten die von mir ausgesandten Vorposten zurück und meldeten, daß die Kaffern im Anzuge seien. Sofort wurden die letzten Spuren unserer Anwesenheit verwischt, und wir klommen zwischen den Farrenkräutern zur Höhe, wo wir vom Rande des Kessels aus denselben nach allen Seiten mit unsern Kugeln bestreichen konnten.

Nicht lange, so drangen, dem belauschten Plane nach, die Kaffern ein und gingen sogleich gegen den Hintergrund vor. Hier wurden sie von unsern Büchsen empfangen. Wir hatten sie so vor den Rohren, daß von zweihundert Schüssen und von noch zweihundert wohl jeder seinen Mann traf. Sie stutzten nicht, nein, sie waren augenblicklich so entsetzt, daß sie zurückprallten und nach

dem Eingange stürzten, wo sie in der gleichen Weise empfangen wurden. Wir hatten Zeit, wieder zu laden. Die arme, von den Engländern aufgehetzte Schaar, welche wohl aus zwei Regimentern zu je fünfzehnhundert Mann bestand, war dem Tode geweiht. Die englischen Offiziere an ihrer Spitze wußten, daß sie bei der Gefangennahme als Spione behandelt würden, daher baten sie nicht um Pardon und feuerten die aus einander stiebende Truppe vergeblich an, die Höhe zu erstürmen. Im Verlauf von nicht ganz einer Stunde war die schreckliche Arbeit gethan, von welcher die Groote-Kloof noch heute das Kafferngrab genannt wird.

Das Hauptheer hatte sich nur scheinbar nach der Kloof gewandt und war vielmehr, nur eine genügende Anzahl von Boers nach derselben sendend, hinter dem Heere der Zulu's nach dem Zwarten-Rivier gegangen, dessen Thal die Zulu's besetzten, ohne zu ahnen, daß es bereits vor ihnen besetzt worden sei. So kamen sie auch hier ganz unerwartet zwischen zwei Feuer, und es schien ihnen das gleiche Schicksal ihrer Genossen in der Kloof bereitet zu sein.

Aber Dingaan befand sich bei ihnen; genug, um wenigstens ihren Regimentern das Ansehen von disciplinirten Körpern zu erhalten. Trotz ihrer Uebermacht in der Zahl wüthete der Tod schrecklich in ihren Reihen; ein Rückzug war nicht möglich; sie mußten siegen oder sich ergeben, und darum wurden sie von dem wüthenden Dingaan, der jeden Widerwilligen eigenhändig niederstach, immer wieder von Neuem zur Schlachtbank geführt.

Als die Arbeit in der Kloof gethan war, stieg ich mit den Meinen, von denen Keinem auch nur ein Haar gekrümmt worden war, zur Ebene nieder und traf daselbst mit Jan zusammen, welcher die Schaar kommandirt hatte, welche den Kaffern zur Kloof gefolgt war. Ich schloß mich ihm an, und nun ging es im Geschwindmarsche nach dem Zwarten-Rivier. Dort stand der Kampf noch im vollsten Schrecken.

Wir griffen sofort in denselben ein; er bestand in einem mühevollen und ermüdenden Abschlachten der gegen uns gehetzten Schaaren, und hätte wohl bis in die späte Nacht gewährt, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches sich für Dingaan von den unglückseligsten Folgen zeigte.

Eben rückte nämlich ein Regiment Zulu's gegen die von Jan und mir befehligte Abtheilung an, als plötzlich von da, wo Uys mit seinem Stabe hielt, ein Reiter mit wehender Mähne den Angreifern entgegensprengte. Es war Panda, der es in wirklich königlichem Muthe wagte, sich ihnen ganz allein entgegenzustellen. Auf seinen Wink hielt das Regiment; er ritt hart an dasselbe heran und sprach zu den Leuten. Sein Wagniß gelang. Laut jauchzend ihre Schilde und Speere schwenkend, machten sie, von ihm angeführt, Front gegen die Ihrigen. Das nächst stehende Regiment hatte dies gesehen und stutzte.

„Schnell vor," befahl Jan. „Gebt ihnen eine Salve, daß sie zur Erkenntniß kommen, was zu thun sei!"

Unsere Kugeln drangen in ihre Glieder. Bei Dingaan sicherer Tod, bei Panda Leben und Rettung — ihre Lanzen und Schilde schwingend, gingen auch sie über.

Dingaan mußte dies bemerken. In höchster Wuth verließ er seinen Platz, stellte sich an die Spitze des nächsten Regimentes und stürmte heran. Da riß Jan einen von seinem Ritte zurückkehrenden Adjutanten vom Pferde und sprang auf.

„Jetzt wird er mein!" rief er und stürmte von dannen, dem angreifenden Regimente grad entgegen.

Dasselbe war nur mit Lanze und Keule bewaffnet. Die Lanzen sausten um ihn herum; er achtete es nicht und hielt grad auf Dingaan zu. Es war eine Reckenthat, bei welcher sein Leben gegen fünfzehnhundert Leben stand. Durfte ich den mir von Uys angewiesenen Platz verlassen? Ich frug nicht, sondern kommandirte zum Vorgehen, um wenigstens seine Leiche zu retten. Ich hielt im Sturmschritte mein Auge nur auf ihn gerichtet. Er war bei Dingaan angelangt und holte mit dem Kolben aus; dieser parirte den Schlag mit der Keule, die ihm aus der Hand geschleudert wurde. Im nächsten Augenblick hatte ihn Jan beim hohen Schopfe erfaßt, riß sein Pferd herum und sprengte, grad als wir das Regiment erreichten und mit umgekehrten Roers in dasselbe eindrangen, ihn nach sich schleppend, im sausenden Galopp nach dem Halteplatz von Pieter Uys. Dingaan war gefangen.

Die Kunde davon verbreitete sich im Augenblick über das ganze Zuluheer, welches nun einer Heerde ohne Hirten glich. Ein Regiment nach dem andern ging zu Panda über und streckte die Waffen, und noch vor Einbruch der Dunkelheit standen wir als Sieger auf dem Platze, der so viel Blut getrunken hatte, daß wir in demselben förmlich wateten. Die Colonialpolitik eines großen europäischen Staates hatte wieder einmal vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet.

Am späten Abend saßen wir beim hochlodernden Lagerfeuer Alle beisammen, die wir uns drüben jenseits der Berge kennen gelernt hatten. Der Boer van het Roer war der Held des Tages; er hatte mit einem einzigen verwegenen Griffe Dingaan seine Freiheit und sein Königreich genommen, dafür aber blutete er aus drei Lanzenwunden, welche ihm kein Anderer als Panda selbst verband.

Später constituirten sich die Boers wirklich als Batavisch-Afrikanische Maatschappij, welche sich freilich gegen die heimlichen und offenen Angriffe der Engländer nicht lange zu halten vermochte. Der biedere, kraftvolle Boer wird verschwinden vom Caplande, wie es mir Uys bei unserm ersten Zusammentreffen geweissagt hat. —

Wer heut nach Zeeland kommt und in Storkenbeek die Familie van Helmers besucht, der sieht in der Wohnstube rechts und links vom Spiegel zwei Bleistiftzeichnungen hängen; und wenn er fragt, wen diese beiden interessanten Köpfe vorstellen, so wird ihm geantwortet, daß es die Porträts von Jan und Mietje van Helmers seien, die sich verheirathet haben und so unendlich reich sind, daß sie sogar einmal ein Etui mit sechs kostbaren schwarzen Capdiamanten nach Storkenbeek schickten, damit die armen Verwandten durch diese Gabe in etwas bessere Umstände kommen sollten. Und auf weiteres Befragen erfährt er, daß ein Mynheer aus Deutschland, der Offizier van der Gezondhait gewesen sei und mit Jan eine gewaltige Schlacht gegen die Kaffern mitgemacht habe, der Zeichner dieser Skizzen sei.

Dieser Mynheer aus Deutschland aber schreibt diese Zeilen und sieht dabei an seinem Finger einen Ring funkeln, in welchen der Diamant gefaßt ist, den er einst von Panda zum Geschenke erhielt. Und über seinem Schreibtische steht unter andern Raritäten eine Schnupfdose, welche einst Quimbo im Ohrläppchen trug und ihm beim Abschiede mit den Worten überreichte:

„Lieb' gut' Mynheer will geh' nach heim; Quimbo wein' viel' groß' Thrän', weil Quimbo nicht darf geh' mit Mynheer; aber Quimbo geb' hier Dos' an Mynheer, damit Mynheer denk' viel an arm' schön' tapfer' Quimbo!" — — —

Berliner Chronik.

Nachdruck verboten.

Berlin, 20. November.

Ob wohl die Aale des Nachts Landpartien machen?

Sobald sie nicht aus den weltberühmten, jetzt in Folge der Canalisation zum Glück verschwindenden Berliner Rinnsteinen hervorkriechen, wird man mir antworten, so gehört diese Frage nicht in eine „Berliner Chronik".

Gemach! Es kann auch noch ein anderes Motiv vorhanden sein, welches Veranlassung dazu wird, daß die „Aalfrage" von einem Berliner Chronisten nicht ignorirt werden darf. Diese Frage steht nämlich im Vordergrunde der haupt-, residenz- und spreestädtischen Lokaldiscussion. Sie ist angeregt worden von einem Blatte, das sonst nicht zu meiner Lieblingslektüre gehört, das sich aber im vorliegenden Falle ein unbestreitbares Verdienst erworben hat.

Dem „Berliner Tageblatt" gingen im Laufe des vorigen Monats aus seinem zahlreichen Leserkreise, in Folge einer Aufforderung von Seite der Redaction, wiederholte Mittheilungen zu, welche anscheinend keinen Zweifel darüber mehr obwalten ließen, daß die Aale

Der Ehri.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln von **Karl May.**

1. Potomba.

Ein heiterer, wolkenloser Himmel breitete sich über uns aus, aber das strahlende Licht der Sonne vermochte die finstern Schatten nicht zu verscheuchen, welche auf den Zügen der wackern Seeleute lagen, die mit mir um das lodernde Feuer saßen, an welchem wir unser Mittagsmahl bereiteten.

Vor uns lag der niedrige Strand, von drei scharfen, gefährlichen Korallenringen umgeben, außerhalb deren die See ihre weiten, glänzenden Wogen wälzte, während zwischen ihnen und der Küste das Wasser so unbewegt lag, als habe nie ein Sturm in diesen sonnendurchglühten Breiten getobt. Hinter uns stieg das Land zur Höhe, hier und da von grünen Eucalyptussträuchern, dichten Melaleuceen (Theebäumen) und Gruppen von Callitrisconiferen bestanden, unter und zwischen denen zahlreiche Akazia- und andere feinstielige Leguminosen-Arten eine dichte Bodenbekleidung bildeten. Auf dem höchsten Punkte der Insel stand Bob, der Zimmermann, denn an ihm war die Reihe, mit dem Fernrohre unausgesetzt den Horizont abzusuchen nach irgend einer Art von Segel, welches uns Befreiung aus unserer nichts weniger als angenehmen Lage bringen konnte.

Wir hatten mit unserm guten Dreimaster „Poseidon" vor nunmehr sechs Wochen Valparaiso verlassen, um nach Hongkong zu segeln, in kurzer Zeit die sehr befahrenen Linien nach Callao, Guayaquill, Panama und Acapulco durchschnitten und waren dann in schneller, glücklicher Fahrt vor einem steifen Südostpassat immer scharf nach West gegangen, bis auf der ungefähren Höhe von Ducir und Elisabeth der Passat in einen Orkan umschlug, wie ich ihn von solcher Stärke und Unwiderstehlichkeit während meiner vielen Fahrten noch niemals erlebt hatte.

Wir waren gezwungen gewesen, alle Leinwand, außer dem Sturmsegel, einzuziehen, und dennoch hatte der „Poseidon" einen Spielball der empörten Wogen gebildet, der durch keine menschliche Einsicht, Kraft und Geschicklichkeit zu regieren gewesen war. Jetzt lag unser Dreimaster gestrandet draußen zwischen den verrätherischen Korallenklippen; der Kutter war über Bord gerissen worden; die Schaluppe hatte bei unserer Landung ein unheilbares Leck bekommen, und das Langboot stack auf einem spitzen, haarscharfen Riff, welches sich wie ein malayischer Dolch in seinen Bug gebohrt hatte.

Die Brandung draußen riß Planke um Planke von dem Schiffe, welches unrettbar verloren war, und wir hatten zwei Tage lang unter Anstrengung aller Kräfte arbeiten müssen, um von der Fracht und dem Proviante so viel zu bergen, als wir der gefräßigen See zu entreißen vermochten.

Nun war es mit der schweren Arbeit zu Ende, und wir saßen, wie bereits gesagt, zwischen großen Waarenballen und Fässern um das Feuer und bemühten uns, Einer den Anderen an Düsterheit der Mienen zu übertreffen.

Seitwärts stand Kapitän Roberts und war bemüht, die Länge und Breite zu berechnen. Wir hatten seit früh wieder freien Himmel, und es konnte ihm also jetzt, da sämmtliche astronomische und nautische Instrumente gerettet worden waren, nicht schwer werden, seine Aufgabe genau zu lösen.

„Nun, Kapt'n, seid Ihr fertig?" frug der Steuermann, indem er ein mächtiges Stück Salzfleisch vom Feuer nahm, um die Bratschärfe zu prüfen, die es erlangt hatte.

„Aye, aye, Maat; bin fertig!" lautete die Antwort.

„Wo sind wir?"

„Wir sitzen anderthalb Grad nördlich vom Steinbock auf dem zweihundertneunundreißigsten Grad östlich von Ferro."

„Wollte, wir säßen daheim in Hobokken bei Mutter Grys und hätten einen festen Stuhl oder Schemel unter uns und ein Glas Steifen vor der Nase. Was meint Ihr wohl zu dieser Insel, Kapt'n? Wird ihr Name ausfindig zu machen sein?"

Der Kapitän neigte bedenklich den Kopf.

„Hier gibt es mehr Inseln als Pockennarben in Euerem Gesichte, und das ist ziemlich viel gesagt, wie Ihr wohl wißt, Maate. Habt Ihr für jede Narbe gleich den richtigen Namen bei der Hand?"

Der Steuermann bemühte sich, das Compliment, welches der Vergleich für ihn enthielt, mit einem allerdings sehr sauren Lächeln zu erwiedern.

„Habe noch nie daran gedacht, meine ehrliche Physiognomie zu benamsen, Kapt'n. Aber wenn dieses unglückselige Stück Koralle hier noch keinen Namen hat, so sind wir wahrhaftig gezwungen, ihm einen zu geben. Ich schlage vor, wir heißen das Eiland Maatepockeninsel!"

Er schien seinen Witz für außerordentlich geistreich zu halten, denn die Gesichtssäure verschwand, und neben dem riesigen Stücke Kautabaks, welches er im Munde hatte, drängte sich ein Lachen hervor, das nicht kräftiger und herzlicher gedacht werden konnte.

Die Schiffsdisciplin ist eine außerordentlich exacte, und selbst der „unbefahrenste" Seejunge weiß, daß Alle einstimmen müssen, wenn der Kapitän oder der Maate so gnädig ist, zu lachen; nur muß der Eine sich leiser und der Andere lauter betheiligen, je nach dem Range, den er auf der Schiffsliste einnimmt. Daher öffneten jetzt alle Mannen vom Hochbootsmann an bis herab zum Kajütenhelp die Lippen, um ihre Lachmuskeln pflichtschuldigst in Bewegung zu setzen. Sogar der Kapitän verzog den Mund, als wolle er ein beistimmendes Lächeln versuchen, und meinte dann:

„Ich denke, wir befinden uns so zwischen Holt und Miloradowitsch auf einem weit nach West vorgeschobenen Platze. Was meint Ihr, Master Charley?"

Ich war auf dem Schiffe der einzige Passagier gewesen, mit dem sich der sonst sehr schweigsame Kapitän unterhalten hatte; es war mir vorgekommen, als ob ich mich seiner Zuneigung rühmen dürfe, und er hatte wirklich die Gewohnheit angenommen, mich mehr zu Rathe zu ziehen, als es sonst von einem Seemanne einem Laien gegenüber zu geschehen pflegt. Daher kam es, daß die Mannschaft einen gewissen Respekt vor mir hegte, der mir in manchen Fällen sehr zu Statten kam und sehr oft eine kleine Bevorzugung oder Erleichterung zur Folge hatte.

„Meine Berechnung vorhin stimmt ganz mit der Eurigen, Sir," antwortete ich. „Zwar bin ich in diesen Gegenden noch nie gewesen, aber ich habe mich über sie sehr genau unterrichtet. Sicher ist es jedenfalls, daß wir uns auf einer der Pomatu-Inseln befinden, obgleich dieses Eiland eine andere Form zeigt, als man bei den anderen gesehen hat."

„Ich war auch noch nicht hier," gestand der Kapitän. „Wollt Ihr mir wohl sagen, wie die Pomatu-Inseln gebaut sind?"

„Sie sind korallischen Ursprunges, meist rundlich gebaut und nicht viel höher als das Niveau des Meeres. Sie haben in ihrer Mitte meist einen kleinen See und tragen gewöhnlich auf dem harten Korallengrund eine fruchtbare Humusdecke. Der Archipel wurde zuerst von dem Spanier Quiros im Jahre 1606 entdeckt und zerfällt in mehr als sechzig Gruppen."

„Wie weit rechnet Ihr von hier bis nach den Gesellschafts-Inseln?"

„Sie liegen, wie Ihr wohl wißt, in der Richtung von Südost nach Nordwest zwischen dem zehnten bis achtzehnten Grad südlicher Breite und dem zweiundzwanzigsten bis siebenundzwanzigsten Grad zu zweihundert östlicher Länge; wir haben also, wenn wir erst genau West nehmen und dann grad nach Nord umlegen, sechzehn Grade, und wenn wir die Meridiane und Breitenlinien im Diagonal nach Nordwest schneiden, vierzehn Grade zu durchmessen."

Roberts sah mich bei dieser Auseinandersetzung etwas von der Seite an. Der gute Kapitän war nämlich auf den ihm gewohnten Kursen ein ganz braver Schiffsführer, schien aber in anderen Lagen etwas unsicher zu sein.

„Vierzehn Grade; das ist ein langer Weg, besonders wenn man festsitzt und kein Schiff unter den Füßen hat!" brummte er.

„Hm! Ich gab Euch ja den Rath, so viel Holz wie möglich zu bergen, um ein Fahrzeug zu bauen. Wir haben ja den Zimmermann und konnten Alle mit Hand anlegen. Auch aus

der Schaluppe, wenn wir sie nicht fahren ließen, und dem Kutter hätte sich vielleicht etwas machen lassen. Ihr aber habt das Gut gerettet, und nun sitzen wir fest, wie Ihr ja selbst sagt."

„Well, Sir, das ist Eure Meinung," antwortete er unmuthig. „Ihr wißt aber, daß in solchen Dingen nur die Ansicht des Kapitäns zu gelten hat. Das Gut ist mir anvertraut, und ich muß es zu retten suchen!"

Das Schiff und das Leben seiner Mannen war ihm ebenso anvertraut, und er hätte die Verpflichtung gehabt, daran zu denken, daß wir, wenn sich kein Schiff zeigte, ohne Fahrzeug hier so viel wie verloren waren. Das Menschenleben ist höher anzuschlagen, als Geld und Gut. Doch ich schwieg, denn meine Erinnerung hatte ihn mürrisch gemacht, und es konnte nicht meine Absicht sein, ihn ernstlich zu erzürnen und mir sein Wohlwollen zu verscherzen oder gar mir seine Feindschaft zuzuziehen.

„Zum Essen!" kommandirte jetzt der Maate, und Alles rückte näher, um sich an den dicken Erbsen mit Salzfleisch zu vergnügen. Ich hatte keinen Appetit zu dieser derben Seemannskost und nahm meine Büchse, um am Strande hinzuschlendern, an welchem ich ganze Schaaren Seevögel bemerkt hatte, die hier auf den Pomatu-Inseln*) sehr zahlreich vorkommen. Ich kehrte wirklich auch schon nach einer Viertelstunde mit reicher Beute zurück und wurde mit einem fröhlichen Halloh empfangen. Die Vögel waren die Feindschaft des Menschen nicht gewohnt, darum hatten meine Schrote mächtig unter ihnen aufgeräumt. Sie wurden schleunigst gerupft und gebraten und lieferten einen Nachtisch, dessen Schmackhaftigkeit den Kapitän wieder in seine gute Laune versetzte.

„Ihr seid ein famoser Kerl, Charley," meinte er. „Ich könnte so ein Schießinstrument hinhalten, wo ich wollte, ich würde nichts treffen, davon bin ich überzeugt. Ein Ruder führen, ja das bringt man fertig trotz Einem, aber einen Braten schießen, hm, das ist doch noch etwas Anderes. Sagt einmal, Charley, ob es hier an Back- oder Steuerbord wohl Menschen gibt?"

„Ich denke es!"

„Von welcher Sorte?"

„Malayen natürlich. Ihr wißt doch, daß viele der Pomatu-Inseln bewohnt sind!"

„Das weiß ich; aber ob es in der Nachbarschaft Leute gibt, das ist ja für uns die Hauptsache."

„Möglich wäre es. Wenigstens sollte ich meinen, daß Holt und Miloradowitsch, zwischen denen wir uns ja auch nach Eurer Meinung befinden, Bewohner haben."

„Ist's ein gefährliches Volk?"

„Sie sind meist noch Wilde, und man erzählt sich sogar, daß es unter ihnen noch Menschenfresser geben soll."

„Sehr angenehm, Charley! Wir freilich haben von solchen Leuten nichts zu befürchten, aber — — ich glaube, wir könnten mit ihnen gar nicht einmal verhandeln; wenigstens kenne ich Keinen unter uns, der ihre Sprache versteht."

Der Steuermann schob sich ein kolossales Stück Salzfleisch zwischen die Zähne und meinte kaltblütig:

„Ich bin es, der sie versteht, Kapt'n."

„Ihr? Wie? Woher wollt Ihr das gelernt haben?"

„Mit Menschenfressern spricht man nur mit diesem da!"

Er hob das Messer in die Höhe, zog die fürchterlichste Miene, die ihm möglich war, und machte eine Bewegung mit dem Arme, als wolle er Jemanden erstechen.

„Ihr verstehet doch nicht etwa malayisch, Charley?" frug der Kapitän.

Ich mußte lächeln. Charley war stets der Mann, von dem der gute Roberts glaubte, daß er Alles verstehen müsse.

„Die Wahrheit ist, Kapt'n, daß ich während meines Aufenthaltes auf Sumatra und Malacca mir das eigentliche Malayisch, welches durch den ganzen australischen Archipel Verkehrssprache ist, ein wenig angeeignet habe. Das Kawi, die malayische Priester- und Schriftsprache, verstehe ich nicht; dafür aber glaube ich, daß ich mich den Bewohnern der Tahiti- und Marquesas-Inseln auch in ihrem Dialekte verständlich machen kann."

„Dann seid Ihr ja gar kein Deutscher mehr, sondern ein richtiger Polynesier!"

„Die Sache ist sehr einfach die, daß man sich leichter in eine fremde Sprache findet, wenn man während seiner Schülerzeit einen guten philologischen Grund gelegt hat. Bei der Bekehrung der westmalayischen Volksstämme zum Muhamedanismus hat ihre Sprache viel von dem Arabischen aufgenommen und wird noch jetzt mit wesentlich arabischen Buchstaben geschrieben. Da ich nun das Arabische verstehe, so ist leicht einzusehen, daß mir eine Orientirung im Malayischen nicht viel Mühe gemacht hat."

„Dann müßt Ihr uns als Dolmetscher dienen, wenn wir ja mit Polynesiern zusammentreffen sollten."

„Ahoi — iiiih!" erscholl es da von der Anhöhe herab.

Bob mußte etwas Auffälliges bemerkt haben und gab uns dies mit dem gewöhnlichen Seemannsrufe zu verstehen.

„Ahoi — iiiih!" antwortete der Kapitän. „Was ist's, Zimmermann?"

„Ein Segel in Sicht!"

„Wo aus?"

„Süd nahe bei Ost!"

„Was für eins?"

„Kein Schiff, sondern ein Fahrzeug!"

Der Seemann ist gewohnt, bloß Dreimaster Schiffe zu nennen. Bob hob das Rohr wieder an die Augen und blickte nochmals aufmerksam hindurch. Dann berichtete er, sich wieder zu uns drehend:

„Es ist ein Boot oder so Etwas, mit einem Segel, wie ich es in dieser Form noch nicht gesehen habe!"

„Es müßte eine malayische Prawe sein," meinte ich. „Laßt uns hinaufgehen, um uns zu überzeugen, Kapt'n!"

Die Andern mußten zurückbleiben, und wir Beide eilten empor. Als wir oben anlangten, war das Segel bereits mit dem bloßen Auge zu erkennen. Ich nahm Bob das Fernrohr ab, blickte hindurch und gab es dann dem Kapitän.

„Da, seht einmal, Kapt'n! Es ist ein Boot von der Art, wie man es auf den Gesellschaftsinseln hat. Seht Ihr den Ausleger an der Seite desselben? Er soll das Kentern (Umwerfen) desselben verhüten, welches sonst leicht möglich wäre, da diese langen, scharfen Fahrzeuge bloß für einen Mann breit genug sind und einen runden Boden haben."

„Ich gebe Euch Recht, Charley! Aber da schaut: eins, zwei, vier, fünf, sieben, acht, zehn, zwölf, dreizehn, vierzehn Segel hinter ihm!" zählte Roberts. „Sie liegen ganz draußen am Horizonte und sind nicht größer als ein Dollar zu sehen. Hier, nehmt das Rohr!"

Ich überzeugte mich, daß er richtig gesehen hatte. Die meisten Punkte wurden größer; wir hatten es mit fünfzehn Fahrzeugen zu thun, welche, wie sich nach ihrem Baue vermuthen ließ, je mit einem Manne besetzt waren.

„Tretet hinter dieses Riff!" meinte ich. „Wir wissen nicht, in welcher Absicht sie kommen, und haben also keine Ursache, uns sofort sehen zu lassen."

„Wird uns der Mann da vorn nicht bereits gesehen haben?" frug der Zimmermann.

„Nein," antwortete Roberts. „Wir stehen zwar hoch gegen den Horizont zu seinem Auge, aber bevor wir nicht seinen Bord genau erkennen, kann er auch uns nicht bemerken. Uebrigens muß er ein sehr gewandter und kräftiger Bursche sein. Schaut, Charley, wie geschickt er den Wind und mit den Rudern jede Woge benutzt! Er kommt wahrhaftig wie mit Dampfkraft näher und arbeitet, meiner Treu, als ob er verfolgt würde."

„Das scheint auch wirklich der Fall zu sein, Kapt'n. Ich kann ihn mit dem Rohre sehr deutlich erkennen und sehe, daß er sich zuweilen erhebt, um zurückzublicken."

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieselben werden auch „Flache Inseln, gefährliche Inseln, niedrige Inseln und Perleninseln" genannt.

denn just war's Zeit, den Achzenit zu treffen. Das schlug auch nicht fehl. Als er anlangte, viel Menge hinter ihm drein, wankte der Schlemm Achzenit benebelt am Brünnlein, hatte kurz vorher schier den letzten Goldgulden verwürfelt, machte sich aber nichts daraus, sondern jauchzte ein über das andere Mal hoch auf, hatte einen mächtigen Humpen zur Seite, draus schöpfte er seinen Löffel voll des besten Weins und gab aller Welt zu trinken. Zugleich ergoß er sich in Hohn und Spott, und gereimt und ungereimt, das ging Alles gegen den Ruprecht.

Wie das Ruprecht sah und hörte, stürzt' er voll Grimm auf ihn los, verlangte sein Geld zurück, und da ihn Jener verlachte, rtß er seinen Löffel heraus und schlug unbändig auf seinen Feind los. Der aber ließ das nicht ruhig geschehen, antwortete weidlich mit dem seinen, gab's demnach eine große Schlacht, blauer Flecke genug und viel Geschrei von List und Betrug.

Drüber kamen der Menschen stets mehr aus dem Volk, die Rathsherren drängten sich auf die Geländertreppe, der Stadtrichter kam durch's Bogenthörlein — eine kurze Zeit darauf aber langten die Herzoge Christoph und Sigmund an. Die geboten Ruhe, und ließ sich Herzog Sigmund den ganzen Verlauf erzählen.

Drauf sagte Herzog Christoph: „Hab' ich's Euch nicht längst gerathen, dem Unfug zu steuern? Da habt Ihr's nun wieder mit dem Schatzgraben!"

Entgegnete Herzog Sigmund: „Ich hab' sie wohl verwarnen lassen, und mittlerweil' Ihr über Land wart, ist der Esel ausgebessert worden. Weil Ihr nun, Herr Bruder, das erste Wort gesprochen, sollt Ihr hie auch das erste Urthel sprechen. Demnach sagt an, wer von den Zweien auf dem Esel reiten soll!"

Hierauf sagte Herzog Christoph: „Da ist nicht schwer, ein Urthel zu fällen! Das lautet aber so: Jedweder trägt Stoß, Schlag, böse Red' und all anderen Schaden. Der Schlemm Achzenit aber wird auf den Esel gesetzt, weil er dem Löffelwirth betrüglicherweise sein Geld entlockte, sagend: Ihr wüßtet da einen Schatz vergraben!"

„Das dankt Euch der Himmel, Herr Herzog!" rief der Ruprecht. „Weil ich den Schelm nur reiten seh'!"

„Das sollt Ihr wohl," antwortete Herzog Christoph. „Damit sind wir aber noch nit zu Ende! Er reitet, weil er Euch genarrt hat — Ihr aber werdet auch auf den Esel gesetzt, weil Ihr der Thor wart und habt dem Gesellen geglaubt!"

Als Herzog Christoph Solches gesprochen, entstand ein großes Gelächter — die Zwo baten um Gnade, so viel sie nur gute Worte wußten — es half aber nicht Bitten und Beschwören, denn Herzog Sigmund war mit des Bruders Spruch wohl einverstanden und drohte für künftig mit schärferer Strafe.

Wurden demnach die beiden Feinde fortgeführt, an der Peterskirche vorüber, dann rechts hinüber auf den Markt, allsogleich hinter einander auf den Esel gesetzt, und Jedweder bekam seinen Schöpflöffel in die Hand.

Nun mag sich Jeder denken, was große Heiterkeit entstand, so oft sich der Löffelwirth umwandte und dem Schlemm Achzenit mit der Faust drohte, oder umgekehrt, bis die Zeit vorüber war, drauf der Eine links, der Andere rechts vom Holzesel sprang und, verfolgt von der Menge, nach Hause rannte.

Also wurden Schelm und Thor zu gleicher Zeit gestraft, von wegen des Esels war Jedem seine Prophezeiung am Andern erfüllt — die alte Lebensweise aber gab keiner von Beiden auf.

Der Achzenit vertobte seinen letzten Gulden und ging abenteuernd in fremde Lande; ist von ihm weiters keine Kunde angelangt, er müßte nur Der gewesen sein, den sie zu Frankfurt in ein Faß legten und in den Main warfen.

Der Ruprecht aber fing von Neuem an zu sparen, starb seiner Zeit zu München, und als man sein Testament öffnete, stand darin, wie folgt:

„Dieß ist mein letzter Wille. Der Herzog Christoph hat ganz wohl geurthelt, denn ich war ein rechter Narr und hab's nicht besser verdient. Dafür vermach' ich ihm meinen Dank, und ist ihm Alles verzieh'n. Was ich nun wieder erworben, das hab' ich an einem guten Orte vergraben, auf daß es Keiner verprasse oder mir's in der Narrheit gleichthu'! Den Löffel aber vermach' ich dem weisen Rath zu München, also mög' er ihn zu ewiger Warnung an das Brünnlein hängen. Damit sag' ich Euch fahr wohl und hätt' ich mein Geld nit da lassen müssen, so hätt' ich es sicherlich mitgenommen."

Da sahen sich die Herren einander groß an, denn des Ruprecht's Geld wär' ihnen besser angestanden, denn sein eiserner Löffel. Gleichwohl erfüllten sie den letzten Willen, und noch heute seht Ihr des Ruprecht's Löffel hängen.

Wo aber sein Geld begraben, das ist zwar unbekannt geblieben. — Wer jedoch Lust hat, versuche sein Glück. —

„Reiter und Esel sind längst verschwunden,
Der Schatz, wer weiß es, wird doch noch gefunden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Chri.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Was thun wir, Charley?"

„Wir müssen die Sache untersuchen, ehe die Andern in Augenweite kommen. Sie mögen ihn verfolgen oder nicht, sie mögen uns freundlich oder feindlich gesinnt sein: wir müssen uns so vorbereiten, als hätten wir einen Angriff zu erwarten."

„Hm, ja, Ihr habt ganz Recht. Aber — — hm! Werde ich an Bord angegriffen, so weiß ich, was ich zu thun habe; hier zu Lande jedoch — — hm! Ist es nicht am besten, wenn wir unsere Leute alle hier oben postiren? Wir wären dann gedeckt und könnten das ganze untere Terrain bestreichen."

„Sehr richtig! Aber ist es nicht besser, sie zwischen zwei Feuer zu nehmen?"

„Wie so?"

„Wir theilen uns. Während wir bei unsern Effekten für alle Fälle eine Wache zurücklassen, nimmt die eine Hälfte hier oben Position, die andere aber geht längs des Strandes vor, um auf jener Klippenreihe da links den Korallenring zu gewinnen. Sind sie dort angelangt, legen sie sich, um nicht bemerkt zu werden, platt zur Erde und eilen, wenn es wirklich zum Kampfe kommen sollte, auf ein Zeichen längs des Ringes bis zu der Stelle da grad vor uns, wo die Korallen die Bucht umschließen, in welche die Malayen allem Anscheine nach eindringen werden Auf diese Weise sind sie eingeschlossen und müssen sich ergeben wenn sie nicht sterben wollen."

„Richtig, ja, das ist das Beste, Charley! Aber wie erfahren wir, was diese Leute herbeiführt und welche Gesinnung sie gegen uns haben werden?"

„Ich werde den Mann empfangen und mit ihm sprechen."

„Wirklich, das wollt Ihr? Wenn er Euch nun tödtet?"

„Das wird er nicht thun, Kapt'n; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Diese Leute sind entweder nach alter Weise mit Schleudern, Keulen, Pfeilen und Bogen, Lanzen und Wurfspießen bewaffnet und also einer guten Büchse gegenüber vollständig ungefährlich, oder sie besitzen Schießgewehre, und dann sind dies sicherlich nur alte Musketen und Steinschloßflinten von Anno Tobak her, welche gegen unsere Armatur nicht aufzukommen vermögen. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mit Bob gleich hier bleiben; ich werde das Nöthige anordnen."

„Thut es, Charley! Ich weiß, daß Ihr sicherlich das Richtige treffen werdet."

Ich eilte hinab.

„Was habt Ihr gesehen, Sir?" frug mich der Steuermann, als ich unten anlangte.

„Fünfzehn Wilde, welche in eben so viel Booten nach der Südbucht kommen."

„Well, das ist gut, denn dann können wir ja gleich erfahren, welchen Namen diese verwünschte Insel hat. Ihr kommt doch, um uns zu sagen, daß wir uns bewaffnen sollen?"

„Allerdings. Jim und Classen mögen hier bei den Sachen bleiben; Ihr, Maate, geht mit der Hälfte der Leute da hinaus auf den Ring und bewegt Euch auf demselben vorsichtig vorwärts, bis Ihr die Bucht in die Augen bekommt. Da legt Ihr Euch platt nieder, damit Ihr nicht von den Feinden bemerkt werdet. Kommt es zum Kampfe, so erhebt Ihr Euch beim ersten Schusse oder auf ein Zeichen von mir und dem Kapitän und lauft vorwärts, um die Bucht zu umschließen. Habt Ihr mich verstanden?"

„Aye, aye, Sir!"

„Dann vorwärts! Es ist keine Zeit zu verlieren!"

Der Steuermann vertheilte schnell Waffen und Munition unter seine Leute und eilte dann mit ihnen davon.

„Ihr Andern geht hinauf zum Kapitän. Nehmt seinen Schiffssäbel und seine Flinte mit, auch für den Zimmermann ein Gewehr."

Sie hatten sich bereits bewaffnet und schritten der Anhöhe zu. Ich selbst steckte das Messer und den Revolver bei, griff zur Büchse und eilte längs des Hanges hin, um dem Inhaber des ersten Bootes entgegen zu gehen. Die Insel war nicht groß: ich bekam ihn bereits nach zehn Minuten zu Gesicht. Er näherte sich schon dem Korallenringe, welcher eine nur so breite Durchfahrt frei ließ, daß man sie mit einem guten Anlaufe überspringen konnte. Sein Segel war jetzt gerefft, und er bediente sich bloß der Ruder, um die keineswegs unschwierige Passage zu überwinden.

Es gelang ihm. Die Brandung trieb ihn durch den engen Kanal in das ruhige Wasser der Bucht. Hier erhob er sich hart hinter den Korallen. Er hatte die Ruder weggelegt und zu Pfeil und Bogen gegriffen. Nach der Insel gewandt, legte er den Pfeil auf den Bogen und schoß ab. Der Pfeil erreichte das Land an einer Stelle, welche etwa zwanzig Schritte von der Küste innerwärts lag.

Jetzt war ich gewiß, daß er von den Andern verfolgt wurde. Jedenfalls beabsichtigte er, vom Lande aus die Durchfahrt zu vertheidigen, und hatte erproben wollen, ob ihm dies mit dem Pfeile möglich sei. Jetzt griff er wieder zum Ruder und kam herbei.

Diese Seite der Insel zeigte eine dichtere Vegetation als die nördliche, auf welcher wir unser Lager aufgeschlagen hatten; es gab hier sehr hohen, breitwedeligen Farn, der ein unbemerktes Anschleichen außerordentlich begünstigte. Ich pürschte mich so schnell wie möglich näher.

Jetzt stieß sein Boot an das Land. Er zog es halb aus dem Wasser, hing sich den Köcher über, nahm den Bogen zur Hand und griff dann auch nach einer Flinte, deren Riemen er über die Schulter legte. Nach der Stelle schreitend, an welcher sein Pfeil lag, hob er denselben auf und marschirte dann in gleich großen Schritten und gerader Linie landeinwärts. Jedenfalls wollte er sich die Distance abmessen für den Fall, daß seine Verfolger in die Bucht drangen und zu landen versuchten. Sein Benehmen war ganz das eines kühnen und dabei doch vorsichtigen Mannes, der keinen Umstand, welcher ihm nützlich sein kann, unberücksichtigt läßt. Er näherte sich mir dabei so, daß ich ihn deutlich seine Schritte zählen hörte.

„Satu, dua, tiga, ampat, lima, anam, tudschuh, dalapan, sambilan, sapuluh," zählte er von eins bis zehn und fuhr dann fort: „Sapuluh-satu, sapuluh-dua, sapuluh-tiga — — —"

„Rorri — halt!" gebot ich da, mich aus dem Farn erhebend und ihm die Hand auf die Schulter legend. „Was thust Du hier?"

Er erschrack allerdings über mein so plötzliches Erscheinen, hatte sich jedoch bereits im nächsten Augenblick gefaßt und zog das Messer aus dem Gürtel. Jetzt erkannte er, daß ich kein Eingeborener sei, und ließ den zum Stoße bereits erhobenen Arm wieder sinken.

„Inglo?"

„Nein, ich bin kein Engländer."

„Franko?"

„Ja," antwortete ich, denn ich nahm an, daß er mit dem Worte nicht einen Franzosen bezeichne, sondern dasselbe in dem weiteren Sinne gebrauche, mit dem alle Abendländer gemeint sind.

„O, das ist gut! Bist Du allein, Sahib?"

War er in Indien gewesen, daß er mir diesen Titel gab? Ich zog es vor, ihn noch nicht aufzuklären, und frug:

„Was suchst Du hier?"

„Rettung." Er wandte sich zurück und deutete mit der Hand auf die Boote, welche jetzt so nahe waren, daß man ihre Borde deutlich erkennen konnte. „Sie verfolgen mich und wollen mich tödten."

„Weßhalb?"

„Ich bin reich und ein Christ."

„Und sie sind Heiden?"

Er nickte bejahend.

„Einige sind noch Heiden, und Einige haben sich von dem Inglo-Mitonare taufen lassen."

Mitonare heißt Missionär, und mit diesem Worte bezeichnet das in seiner Sprache sehr einfache Inselvolk auch Alles, was mit der Religion der Christen in Verbindung steht, wie z. B. Kirche, Prediger, Altar, Kreuz, Predigt, Bibel, selig, heilig, fromm u. s. w. immer nur Mitonare oder mitonare genannt wird. Hier war jedenfalls ein protestantischer Missionär der Engländer gemeint.

„So sind diese von dem Inglo-Mitonare Getauften also dennoch Christen?"

„Eita — nein. Sie glauben noch immer an Atua, den guten Gott, und an Oro, den Gott alles Bösen, aber sie haben sich taufen lassen, weil sie dann mit den Ingli handeln dürfen und schöne Sachen bekommen."

„Wie heißt Du?"

„Potomba."

„Von welcher Insel bist Du?"

„Ich wohne in Papotee, der Hauptstadt von Tahiti. Ich bin ein Ehri, ein Fürst des Landes, und werde alle meine Feinde tödten!"

Er blickte zurück. Soeben versuchte das erste Boot seiner Verfolger die Einfahrt durch den engen Kanal. Er sprang zurück bis an den Ort, an welchem sein Pfeil niedergefallen war, spannte den Bogen und zielte. Der Pfeil schwirrte von der Sehne; er hätte den Mann sicher getroffen, aber eine sich hereindrängende Woge hob den Kahn empor, und das spitze Geschoß bohrte sich in das Holz desselben. Unwillkürlich hatte der Insasse des Bootes aus Furcht vor dem Pfeile sich niedergebückt und dabei die Ruder außer Thätigkeit gesetzt; dieselbe Woge, welche ihn hereingetrieben hatte, erfaßte im Niedergange sein Fahrzeug und riß dasselbe wieder aus der Einfahrt zurück.

„Hallo — o — oh!" rief es da von dem Korallenringe aus, und als ich mich seitwärts wandte, sah ich den Steuermann mit den Seinen — herbeispringen.

Der Maate hatte den Pfeilschuß fälschlicher Weise für das Signal gehalten und machte jetzt meinen ganzen Plan zu Nichte. Die Verfolger hatten mich zwar bereits gesehen, ohne deßhalb von ihrem Vorhaben abzulassen; als sie aber erkannten, daß die Insel von einer ganzen Truppe europäisch gekleideter Männer besetzt sei, beschlossen sie den Rückzug, zogen schleunigst die Segel wieder auf und ruderten von dannen.

Ich schritt jetzt nach dem Strande, wo Potomba auf die Kniee gesunken war.

„Bapa kami iang ada de surga, kuduslah kiranja namamu" *) hörte ich ihn beten nach dem Wortlaute, den die von der katholischen Mission Bekehrten anzuwenden pflegen. Dann sprang er freudig auf und rief: „Ich bin gerettet! Sie fliehen, und ich brauche Keinen zu tödten. Bald hätte mein Pfeil Anoui, den falschen Priester, getödtet, der doch der Vater meines Weibes ist!"

Nur die Noth hatte ihn also zur Gegenwehr genöthigt, und ich erkannte in seinem jetzigen Ausrufe und dem vorhergehenden Dankgebete eine fromme, wahrhaft christliche Gesinnung, welche unter den Bekehrten in dieser Herzensaufrichtigkeit nicht sehr

*) Wörtlich: „Vater unser, welcher ist im Himmel, heilig möge sein Name dein."

häufig angetroffen wird und dem jungen Manne sofort mein Wohlwollen erwarb. Jedenfalls war er nicht aus Berechnung, sondern aus wirklicher Ueberzeugung Christ geworden.

„Wer ist Anoui?“ frug ich ihn.

„Der Priester von Tamai.“

Ich besann mich.

„Liegt Tamai nicht auf Eimeo, der Nachbarinsel von Tahiti?“

„Ja, Sahib. Tamai liegt nicht weit von der Bai von Opoauho. Pareyma, mein Weib, ist die Tochter des Priesters, denn ich bin ein Ehri, und ein Ehri nimmt sich nur die Tochter eines Fürsten oder Priesters zur Frau. So lange Tahiti steht, hat noch niemals ein Ehri die Tochter eines Meduah (Vasallen) oder eines Towha und Rattirha (geringere Lehnsleute) in sein Haus geholt, und die Töchter der Mahanunen (Bauern) und Tautau (Diener und Sklaven) kennt er nicht.“

„Und warum ist jetzt Anoui Dein Feind?“

„Weil ich Christ geworden bin. Er hat mir Pareyma, die Perle meines Lebens, abverlangt, aber ich gab sie ihm nicht. Da verklagte er mich bei den Ingli, welche nicht an die mitonare (heilige) Jungfrau Marrya glauben, und sie halfen ihm; ich aber ging zu den Franki, welche viele mitonare Männer und Frauen im Himmel des guten Papa haben, und sie halfen mir; ich durfte Pareyma in meinem Hause behalten, obgleich sie mir nicht der Mitonare, sondern unser Priester gegeben hat, als ich noch ein Heide war. Dann mußte ich fort nach den Tubuai-Inseln, um Kleider, Waffen und Perlen umzutauschen; denn seit die Europäer zu uns gekommen sind, ist Alles anders und böser geworden, und selbst wer früher ein Fürst war, muß durch Arbeit oder Handel Geld verdienen. Anoui wußte, wohin ich ging, und folgte mir mit seinen Leuten nach. Als ich die Inseln von Tubuai verließ, lauerte er mir auf, um mich zu tödten und mir den Reichthum zu nehmen, den ich bei mir führte.“

„Getödtet hat er Dich nicht, wie ich sehe; aber Deine Habe — hast Du sie hier im Boote?“

„Nein. Er bekam Beides nicht, mein Leben und mein Eigenthum, denn meine Hand ist stärker als die seine, und sein Verstand ist dunkler als der Verstand eines Ehri. Als ich ihn mit seinen Booten nahen sah, fuhr ich ihm entgegen und sandte meine Diener mit den Kähnen, auf denen sich meine Habe befand, auf einem Umwege nach Papetee. Ich aber lockte ihn bis hierher, wo ich ihn hätte tödten müssen, wenn er nicht geflohen wäre.“

Sein Auge leuchtete, und seine dunkle Wange brannte vor Erregung; er war noch sehr jung und wirklich schön, als er so drohend vor mir stand: — auf den langen, schwarzen Flechten den federgeschmückten Turban, zwei werthvolle Perlen an jedem Ohre, und die gelbseidene Marra als Gürtel um die roth und weiß gestreifte Tebuta geschlungen, welche in reichen Falten von seiner Schulter bis zum Knie reichte und das Ebenmaß seiner schlanken, kräftigen Gestalt vortheilhaft hervorhob.

„Was wirst Du jetzt beginnen?“ frug ich ihn.

„Frage zuvor, was Ihr mit mir beginnen werdet, Sahib!“ antwortete er, nach der Höhe deutend, von welcher sich der Kapitän mit den Seinen näherte.

„Ich bin Dein Freund, und Du hast von uns nichts zu befürchten. Du kannst thun, was Dir beliebt. Doch bitte ich Dich, daß Du auch unser Freund werdest!“

„Ich bin es, Sahib! Sage mir Deinen Befehl, und ich werde ihn vollbringen, denn ich sehe es an Deinem Auge, daß Du nichts Böses von mir fordern wirst!“

„Wir bitten Dich um Hülfe.“

Er blickte mich einigermaßen erstaunt an, und ich selbst konnte mich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Von ganz anderer Figur als er, war ich einen vollen Kopf höher als er; der Turban mit Schleier, den ich trug, der dichte Vollbart, welcher mir Wangen und Kinn umrahmte, meine Waffen, die aus den Trachten aller Zonen zusammengesetzte abenteuerliche Kleidung, welche sich nach unten in einem Paare riesiger Seemannsstiefeln verlief: das Alles mochte wohl den Eindruck machen, als sei ich gewohnt, nur auf meine eigene Kraft zu vertrauen, und sei fremder Hülfe und Unterstützung nicht leicht bedürftig.

„Wer bist Du, und was thust Du hier?“ frug er.

„Ich bin vom Volke der Germani, und die Andern gehören zum Volke der Yanki.“

„Die Germani sind gut; ich habe ihre Schiffe gesehen auf den Inseln von Samoa; was sie verkaufen, ist ehrliche Waare, und was sie sagen, das gilt als ein Schwur. Aber die Yanki sind anders; ihre Zunge ist glatt und untreu, und ihre Waaren glänzen und haben den Betrug in sich. Wie kommst Du zu ihnen und auf diese Insel, die noch nicht einmal einen Namen hat?“

„Ich fuhr mit ihnen, weil ich in das Land der Chinesen wollte, aber das Wetter trieb uns an dies Eiland, so daß unser Schiff zerbrach und unsere Boote zerschellten. Nun können wir nicht fort und müssen warten, bis ein anderes Schiff kommt, welches uns von dannen holt. Du kehrst nach Papetee zurück?“

„Ja. Mich verlangt, zu Pareyma, meinem Weibe, und zu meiner Mutter zu kommen, die mir lieber sind, als alle meine Habe und mein Leben. Die Stimme meines Herzens sagt mir, daß ihnen Gefahr droht von Anoui, meinem Feinde.“

„Auf Tahiti findet man immer Schiffe der Ingli, Franki, Yanki und der Hollandi; vielleicht ist auch eines der Hispani oder gar der Germani da. Willst Du sie aufsuchen, wenn Du nach Papetee kommst, und eines von ihnen senden, daß es uns von hier erlöse?“

„Das will ich, Sahib! Aber sie möchten mir nicht glauben, und daher ist es besser, wenn Ihr mir einen Eurer Männer mitgebt, der selbst für Euch reden und bitten kann.“

„Faßt Dein Boot zwei Männer?“

„Wenn ein Anderer rudert, nein; aber wenn Ihr einen muthigen Mann wählt, welcher das Wasser nicht fürchtet, so werde ich ihn glücklich nach Tahiti bringen, denn Keiner nimmt es im Fahren mit Patompa, dem Ehri, auf.“

In diesem Augenblick hatte uns der Kapitän erreicht.

„Nun? Wer ist dieser Mann, Charley?“

„Ein Ehri von Tahiti.“

„Ein Ehri? Was ist das?“

„Ein Fürst, Kapt'n.“

„Pshaw! Diese Art von Fürsten kennt man! Der Bursche wird uns sein Boot überlassen müssen, damit wir uns von einer der benachbarten Inseln Hülfe holen.“

„Das wird er nicht thun.“

„Nicht? Ah! Und wenn ich es ihm gebiete?“

„Auch dann nicht, Sir.“

„Warum nicht, wenn ich fragen darf, he?“

„Weil ich ihm bereits das Gegentheil gerathen habe, Kapt'n.“

„Ihr? Ah so, das ist etwas Anderes! Ihr habt doch jedenfalls eine gute Meinung dabei gehabt, die auf unsern Vortheil bedacht ist?“

„Das versteht sich! Keiner von uns ist im Stande, ein solches Boot zu regieren, und — — —“

„Ah, Charley, ist das nicht etwas zu viel behauptet? Sollte ich, Kapitän aus New-York, es nicht fertig bringen, ein solches Ding zu führen, da Jedermann weiß, daß ich ganz der Kerl bin, selbst das stärkste Orlogschiff zu commandiren?“

„Könnt Ihr einen Ochsen erschießen, Kapt'n?“

„Welche Frage! Natürlich erschieße ich ihn trotz Allem, was ich vorhin sagte, als Ihr mit Eurem Wildpret kamt; vorausgesetzt nämlich, daß die Verhältnisse so sind, daß mir das Viehzeug nicht zu Leibe kann und ich so lange schießen darf, bis es todt ist!“

„Schön! Aber könnt Ihr auch eine Schwalbe schießen?“

„Bei allen Winden, nein; das ist ja rein menschenunmöglich, Charley. Ihr seid ein feiner Schütze, wie Ihr schon oft bewiesen habt, aber eine Schwalbe, nein, die holt auch Ihr nicht aus der Luft herab!“

„Ich habe es aber doch gethan, und zwar nicht nur einmal; ich habe sogar da drüben in der nordamerikanischen Prairie fünfzehnjährige Indianerbuben gekannt, welche das fertig brachten.“

„Ahoi, Charley, ist das nicht eine wilde Ente oder gar eine Seeschlange?“

„Nein, es ist die Wahrheit! Doch dieser Vergleich hat den Zweck, Euch zu beweisen, daß das Große oft leichter ist, als das scheinbar Kleine. Ihr versteht es ganz wacker, einen Dreimaster zu befehligen; doch wagt Euch einmal nur mit Eurem Langboote, welches Euch doch geläufig ist, hinaus auf die offene See, so werdet Ihr finden, daß zwischen Beiden ein gewaltiger Unterschied ist. Ich habe mit dem gebrechlichen indianischen Rinden-Canoe den

Missouri und Red River, mit dem Haut-Canoe der Brasilianer den Orinoco und Marannon und mit dem fürchterlichen Katomorin der Ostinder den Indus und Ganges befahren, anderer Fahrzeuge, bei denen das Leben an jedem Ruderschlage hing, gar nicht zu gedenken; aber ich sage Euch offen, Kapt'n, daß ich es mir nicht getraue, mit diesem Boote hier eine Entdeckungsreise unter den Pomatu-Inseln zu wagen. Es darf das Geringste am Ausleger geschehen, so kentert das Boot, und dann ist man in neunundneunzig von hundert Fällen verloren, da die See hier von Haien wimmelt."

„Alle Wetter, das ist wahr! Der Hai ist der miserabelste Kerl, den ich kenne, und wer zwischen seine Zähne kommt, dessen Zeit ist ohne Gnade und Barmherzigkeit abgelaufen. Aber ein Schiff müssen wir suchen, das werdet Ihr doch zugeben, Charley!"

„Natürlich! Aber nicht hier zwischen den Pomatu-Inseln, die wir ja gar nicht kennen und wohin sich doch wohl selten ein größeres Fahrzeug verlaufen wird. Der Ehri hier, welcher übrigens den schönen Namen Potomba führt, wird nach Tahiti segeln. Gebt ihm einen zuverlässigen Mann mit, der uns ein Schiff holt, so ist uns ja geholfen!"

„Hm, das klingt ganz gut! Wie lange wird der Bursche zubringen, ehe er Tahiti erreicht?"

Ich wandte mich an Potomba:

„Wie lange fährst Du nach Papetee?"

„Wenn Ihr mir einen Mann mitgebt, der ein guter Ruderer ist, so brauche ich zwei Tage," antwortete er.

Ich verdolmetschte diese Worte dem Kapitän.

„Hört, Charley, wie heißt der Bursche?"

„Potomba."

„Das glaube ich nicht; er wird wohl Münchhausen heißen. In zwei Tagen von hier nach Papetee; der Mensch lügt ja, wie gedruckt! Ich rechne fünf volle Tage, und dann müßte man schon ein scharf auf den Kiel gebautes Schiff mit Schoonertakelage haben. Zwei Tage, das ist Humbug, das ist unmöglich!"

„Seht Euch dieses Boot und diesen Mann an, Kapitän! Er sieht nicht wie ein Aufschneider aus, und ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß man mit einem so langen, schmalen Wogenschneider unter dem Südostpassat fünfzehn bis sechzehn englische Meilen in der Stunde zurücklegen vermag."

„Denkt Ihr wirklich? Hm, dann muß ich schon glauben, daß es möglich ist. Ein Kunststück ist es aber doch! Hm, ja; seht die vierzehn Segel da draußen! Es sind noch keine zehn Minuten, seit sie hier wendeten, und ich möchte wetten, daß sie bereits über zwei Meilen zurückgelegt haben. Ihr könnt Recht haben, Charley, und nun ist es mir auch einleuchtend, was ich bisher nicht geglaubt habe, nämlich daß sich sogar ein gut ausgerüstetes Kriegsschiff mit wohl dressirter Mannschaft vor einer Flottille malayischer Prawen sehr in Acht zu nehmen hat. Doch seht, da kommt der Maate! Er macht ein sehr vergnügtes Gesicht, daß es ihm gelungen ist, die Kerls dort in die Flucht zu schlagen."

Wirklich nahte der Steuermann mit einer so selbstgefälligen und triumphirenden Miene, als habe er eine große Seeschlacht gewonnen.

„Nun, Sir, wie habe ich meine Sache gemacht?" frug er mich.

„Schlecht, sehr schlecht, Maate!"

„Wa—wa—wa—waaas?" frug er ganz erstaunt. „Sie haben uns ja kein Haar gekrümmt und sind, als sie mich und diese da erblickten, davongesegelt, als sei ihnen der Klabautermann*) auf den Fersen!"

„Aber ich wollte sie doch eben nicht davonsegeln lassen, sondern sie sollten in der Bucht eingeschlossen werden! Ihr kamt viel zu früh. Sie hatten die Einfahrt noch gar nicht bewerkstelligt, und es war weder von unserer Seite ein Schuß gefallen, noch hattet Ihr von mir oder dem Kapt'n das verabredete Zeichen erhalten. Ich will Euch nicht tadeln, Maate, denn Ihr habt nur den Fehler begangen, daß Ihr ein wenig zu sehr tapfer waret, und vielleicht ist es besser, daß sie heil davongekommen sind; aber denkt Euch, daß wir vierzehn Boote bekommen hätten, wenn mein Plan gelungen wäre!"

*) Ein gespenstisches Wesen, von dem sich die meist sehr abergläubischen Seeleute viel Abenteuerliches erzählen.

Der ehrliche Maate guckte mich mit offenem Munde an und schlug sich dann mit der Hand an die Stirn.

„Wißt Ihr, was ich bin, Sir Charley?"

„Nun? Doch wohl ein wackerer See- und Steuermann!"

„Nein, ein Esel bin ich, ein Esel mit so langen Ohren, daß man aus jedem einen Dreimaster bauen könnte! Wir hatten sie beinahe im Sacke, und ich habe sie davongejagt. Man glaubt gar nicht, was so ein alter Seebär für gewaltige Dummheiten begehen kann!"

„Das ist eine edle Selbsterkenntniß, um deretwillen Ihr ganz bedeutend in meiner Achtung steigt, Maate! Aber, wollen wir nicht zum Lager gehen? Wir können ja einen Posten hier lassen für den Fall, daß es den Entkommenen einfallen sollte, zurückzukehren."

„Ihr habt wieder Recht, Charley!" nickte der Kapitän. „Wir haben ein sehr berühmtes Treffen gewonnen, und da will ich meine Anerkennung dadurch aussprechen, daß ich die Erlaubniß gebe, einen Grog zu brauen, der so steif ist, wie das Bugspriet einer niederländischen Kohlenbarke!"

Dieser Armeebefehl wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen; die Leute nahmen sich beim Arme, und im Paradeschritte ging es paarweise nach dem Lagerplatze zurück.

Während der Grog gebraut wurde, unterhielt ich mich mit Potomba. Es zeigte sich wirklich, daß er in Indien gewesen war; auch die meisten Inselgruppen des australischen Archipels hatte er befahren, und er war in seinen Aussprüchen so klar und bescheiden, daß ich ihn bereits in kurzer Zeit lieb gewann.

„Jetzt, Charley, mag der Mann gewählt werden, der mit Eurem Fürsten nach Tahiti fahren soll," meinte der Kapitän. „Ich muß natürlich hier bleiben, aber der Maate könnte die Sache übernehmen. Was meint Ihr?"

„Ich habe in solchen Dingen nichts zu sagen, denn Ihr seid der Kapitän, aber ich billige Eure Wahl; der Steuermann ist eine Charge und wird mehr Gehör finden als ein Matrose, wenn Ihr einen solchen schicken wolltet."

„Ich?" frug der Maate. „Wo denkt Ihr hin, Kapt'n! Ein braver Steuermann darf sein Schiff und, wenn dieses wrack gegangen ist, seine Leute nicht verlassen!"

„Wenn der Kapitän fehlt und er also an dessen Stelle getreten ist," entgegnete Roberts. „Jetzt aber bin ich noch da, und Ihr könnt also getrost nach Tahiti gehen, ohne Euch etwas zu Schulden kommen zu lassen, was gegen Eure Pflichten wäre. Uebrigens wißt Ihr ja, daß nur mein Befehl Geltung hat. Wen ich sende, der muß gehorchen!"

„Wollt Ihr mir wirklich zumuthen, Kapt'n, mich einem Schwimmholze anzuvertrauen, wie das Boot dieses Mannes ist? Uebrigens kann ich ja nicht ein einziges Wort mit ihm sprechen, und wie leicht ist es, daß ich mit Leuten zusammen komme, deren Sprache ich nicht verstehe!"

„Hm, das ist wahr! Charley, wie ist es? Ich möchte Euch gern bei mir behalten; aber Ihr seid der Einzige, der malayisch und sogar den Dialekt der Gesellschaftsinseln versteht. Möchtet Ihr mit dem Manne gehen?"

„Wenn Ihr es wollt, so thue ich es, Kapt'n!"

„Schön; so bitte ich Euch darum! Doch, alle Wetter, was ist denn das?" frug er plötzlich, mit der Hand nach dem Binnenwasser deutend, welches sich beinahe bis an unsere Füße zog.

„Ein Hai, wahrhaftig ein Hai, der zwischen den Klippen Eingang gefunden hat!" rief der Maate. „Schnell zu den Harpunen, Ihr Mannen!"

Auf der Oberfläche des Wassers zeigte sich die Rückenflosse des Fisches, den unsere Anwesenheit herbeigelockt haben mußte. Der Anblick eines Haies bringt jeden Seemann in die größte Aufregung; er kennt keinen größeren Feind als dieses gefräßige Ungeheuer und sucht es zu tödten, selbst wenn er sich vor ihm sicher weiß und der Tod desselben ihm nichts als nur die Befriedigung gewährt, ihn todt zu wissen.

Die Leute waren alle aufgesprungen und griffen nach allen möglichen Waffen. Auch ich langte nach meiner Büchse, um zu versuchen, ob eine Kugel hinreichend sei, das Thier zu erlegen. Da legte Potomba die Hand auf meinen Arm und bat:

„Schieß nicht, Sahib; Potomba ist ein Herr aller Haie und wird auch diesem befehlen, zu sterben!"

Er warf die Tebuta und die Marra ab, so daß er nur den Lendenschurz trug, faßte sein Messer und schnellte sich weit vom Ufer hinaus in das Wasser, welches zischend über ihm zusammen schlug.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ließ sich hören.

„Was thut der Mensch?“ rief der Kapitän. „Er ist verloren!“

„Seht die Flosse!“ schrie der Bootsmann, der mit einer Harpune hart am Wasser stand. „Der Hai hat ihn bemerkt und hält auf ihn zu. In zwei Sekunden hat er ihn verschlungen!“

Auch ich war erschrocken, blieb aber äußerlich ruhig.

„Was wird es nun mit Eurer Fahrt nach Tahiti, Charley?“ frug der Kapitän. „Der Bursche da kommt natürlich nicht wieder aus dem Wasser!“

„Wollen es abwarten, Kapt'n! Ich habe in Westindien und auch bei Ceylon auf den Perlenbänken von Negombo Taucher gekannt, welche sich nicht fürchteten, bloß mit einem Messer bewaffnet, den Haifisch im Wasser anzugreifen. Der Fisch muß sich, um zuzuschnappen, auf den Rücken legen; das gibt dem kühnen Schwimmer Zeit, ihm das Messer in den Leib zu stoßen und, sich mit einem kräftigen Stoße fortschnellend, den Bauch des Thieres aufzuschlitzen. Da seht, Kapt'n, der Kampf beginnt!“

Das Wasser schlug an der Stelle, wo sich der Fisch befand, einen schäumenden Strudel; dann tauchte in einiger Entfernung davon erst der Kopf und dann der Oberleib Potomba's empor. Er schwang das Messer hoch in der Luft und stieß einen lauten Siegesruf aus.

„Bei allen Kreuz- und Braamsegeln, er hat das Viehzeug wahrhaftig getödtet!“ rief der Kapitän. „Seht, Charley, dort schwimmt das Ungeheuer auf dem Wasser. Der Leib ist ihm aufgeschlitzt vom Kopfe bis zum Schwanze!“

Die umstehenden Mannen erhoben ein Freudengeschrei, welches nicht geeigneter sein konnte, dem Sieger ihre Anerkennung zu beweisen. Er stieg an das Land und trat, ohne das Lob der Leute, welche ihn umringen wollten, zu beachten, auf mich zu. — „Der Hai ist todt, Sahib!“ meldete er einfach und ruhig.

„Ich wußte es schon, als Du in das Wasser sprangst,“ erwiederte ich, ihm meine Hand entgegenstreckend.

Er erfaßte sie, und ich sah es ihm an, daß diese Anerkennung ihn mehr freute, als das laute und ihm unverständliche Lob der Andern.

„So hast Du schon vorher geglaubt, daß Potomba einen starken Arm und ein muthiges Herz besitzt?“

„Ich sah es gleich, als Du landetest. Du hast Dich vor vierzehn Feinden nicht gefürchtet; ich habe Dich lieb, Potomba!“

„Und ich bin Dein Freund, Sahib! Sage diesen Yanki hier, daß ich keinen von ihnen in mein Boot nehmen werde, um ihn nach Papetee zu bringen. Du allein sollst mit Potomba fahren!“

„Ich habe es ihnen bereits gesagt. Wann segeln wir ab?“

„Wann Du es befiehlst.“

„So mache Dich bald fertig; ich bin schon jetzt bereit. Wir müssen einen Umweg machen, um die Flottille Deiner Feinde zu vermeiden, nicht?“

„Ja, Sahib. Hier hätte ich sie nicht gefürchtet, denn sie wären gefallen, ehe sie das Land betraten; auf der offenen See aber würden sie uns umringen, und wir wären verloren. Wollt Ihr den Fisch haben, Sahib?“

„Ja.“

„So gib mir eine Schnur!“

Sie wurde gebracht. Er band sie an das Gefieder seines Pfeiles, legte sie sorgfältig entrollt zur Erde und schoß ab. Der Pfeil bohrte sich tief in den Leib des Haies, welcher nun herbeigezogen wurde. Während dies geschah, legte der Ehri die abgeworfenen Kleidungsstücke wieder an.

„Bist Du fertig, Sahib? Potomba ist bereit, Dich nach Tahiti zu bringen, und lieber wird er sterben, als daß er Dir ein Leid geschehen läßt!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Wochen-Rundschau.

Deutsche Flotte. Allem Anschein nach wird das Panzerschiff „Großer Kurfürst“ auf dem Meeresgrunde liegen bleiben, da die von A. Leutner in London gegründete Gesellschaft zur Hebung des untergegangenen Schiffes sich auflösen will.

Geographie. Fast jedes geographische Handbuch enthält andere Zahlen bezüglich des Flächeninhaltes von Brasilien. Eine neue, auf amtliches Material gestützte Angabe beziffert nun den Gesammtflächeninhalt Brasilien's auf 8,395,074 Quadrat-Kilometer.

Handel. Jetzt gehen auch frische amerikanische Fische nach Europa. So meldet die „Weser-Zeitung“ aus Bremen: „Die vollständig gelungene Einführung frischen Fleisches von Amerika nach England hat den Gedanken nahe gelegt, auch die Verschickung frischer amerikanischer Fische über den Ozean hinüber zu versuchen. Ein derartiges Experiment ist von Canada aus unternommen worden, indem man frische Lachse nach Liverpool verfrachtete. Der Versuch ist durchaus günstig ausgefallen und hat eine epochemachende Bedeutung, indem mit ihm ein neuer Handelszweig in's Leben treten dürfte. Die aus canadischen Flüssen stammenden Lachse wurden in Eis verpackt und in den Refrigeratoren eines Dampfers der „Allan-Linie“ über den Ozean nach England verschifft, wo sie in Liverpool in vorzüglichem Zustande anlangten. Die Fische sind von ansehnlicher Größe und können sich mit den besten norwegischen Lachsen messen. Mehrere Sendungen dieser Lachse sind bereits auf dem englischen Markte verkauft worden. Daß dieser Handelszweig eine große Zukunft hat, ist wohl zweifellos; denn schon bisher wurden sehr bedeutende Quantitäten von präservirtem Lachs aus Californien und Canada nach Europa importirt.“

Industrie. Auf der ersten australischen Welt-Industrie-Ausstellung in Sydney ist Deutschland durch 704 Aussteller vertreten. Man zollt der deutschen Abtheilung die größte Anerkennung.

Landwirthschaft. Die Blüthen des wilden Weines (Ampelopsis quinquefolia Mich, Vitis hederacea Willd.) werden von den Arbeitsbienen so stark besucht, daß es öfters scheint, als ob ein junger Bienenschwarm sich auf den Stock niedergelassen. Der Vortheil dieser Pflanze besteht darin, daß die Blüthe in eine Zeit fällt, wo die Hauptblüthler schon ihre Blüthezeit zurückgelegt haben. Im Winter dient die reife Beere des wilden Weines den Vögeln als beliebtes Futter.

Californien's Weinbauer haben nach vielen mißglückten Versuchen, nach einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung die richtigen Traubengattungen für die verschiedenen Bodenarten und die richtige Behandlung ausgefunden. Der Ertrag und die Qualität sind mit jedem Jahre gestiegen, so daß im Jahre 1878 sechs Millionen Gallonen Wein mit einem um 20 Procent höheren Marktwerth als im Jahre 1877 erzeugt wurden. Die Brandy-Produktion ist auf 1 Million Gallonen gestiegen, 200,000 Gallonen mehr als im Vorjahre, und verschiedene Marken californischen Champagners haben im „American Institute“ in New-York die Medaille für beste Qualität erhalten. Der leichte junge Tischwein für den täglichen Verbrauch in der Familie und gegen den täglichen Durst des gewohnheitsmäßigen Weintrinkers ist so billig, daß der leichte französische Claret nicht mit den Preisen des heimischen Gewächses concurriren kann. Dieser leichte einheimische Wein ist schon für 30 bis 40 Cents die Gallone zu haben und wird ausschließlich in Californien verbraucht. Die in den letzten Jahren bei sorgfältiger Behandlung zur Reife gediehenen feinen Rießling-Sorten, besonders die hochfeine Marke „Californische Gutedel“, werden von den Kennern mit Vorliebe vor allen importirten Weinen getrunken und dieser Wein hat sich für die noch ziemlich beschränkte Produktion bereits einen Markt gesichert.

Zu Quincy in Illinois hat W. Steinwedel von einem Apfelbaum in seinem Garten eine zweite gute Aepfelernte eingeheimst, nachdem der Baum im Juli d. J. schon reichlich Früchte getragen hatte. Die zweite Blüthe war im August.

In Italien ist unter den Bienen die ansteckende und gefährliche Krankheit der Faulbrut, auch Brutseuche genannt, ausgebrochen. Eine Einschleppung des Uebels in dieser Jahreszeit ist wohl nicht zu fürchten, da der Versandt von Bienenvölkern im Winter nicht üblich ist. Auch hat neuerdings die Wissenschaft das Mittel an die Hand gegeben, diese durch einen Mikrokokkuspilz veranlaßte Seuche vollständig zu beseitigen. Es besteht dasselbe in einer Salichlsäurelösung, welche im Zustand feiner Zertheilung (Zerstäubung durch eigens hierzu bestimmte Apparate) den kranken Stöcken zugeführt wird.

Naturkunde. Lawinenstürze finden nach der übereinstimmenden Aussage der Führer und Bewohner der Hochalpen im Winter fast nie bei bedecktem Himmel, sondern meist Statt, wenn der Himmel sich aufhellt, besonders am Morgen; die Mönche des Klosters auf dem St. Bernhard rathen daher den Reisenden, sich nicht bei hellem Himmel auf den Weg zu begeben. Wenn nämlich der Himmel sich klärt, wird der Boden kälter; die kleinen Eisfäden, welche die Schneemassen verbanden, ziehen sich zusammen, zerbrechen und bringen den Schnee

Diese Krankheit*) hatte immer eine sehr ungünstige Vorhersage. Die Prognose ist ja bei jedem so heftigen und gefährlichen, dazu in einem zum Leben so absolut nöthigen Organe (Athmungsorgane) auftretenden Uebel allemal sehr schlimm und läßt das Schrecklichste fürchten.

Es gab schon Epidemien, in denen ganze Bevölkerungen dezimirt wurden. Sich selbst überlassen, endet das Uebel, wenn es schwer, immer tödtlich. Ausnahmen machen höchstens sehr leichte Epidemien und ein vielleicht zufällig eingehaltenes richtiges und krankheitswidriges Verhalten. So sah ich bei leichten Epidemien Bauernkinder genesen ohne jede Hülfe eines Arztes; ich betone es aber — „Bauernkinder", welche zur Löschung des Durstes und zur Hebung der beginnenden Schlingbeschwerden anhaltend saure Milch, Buttermilch, sauren Rahm (gestockte Milch) oder auch rohes Sauerkraut genossen hatten. Diese landläufige Hausmannskost in vielen südbayrischen ländlichen Familien, dieser Genuß des „Schlotters" — d. i. saurer, geronnener abgerahmter Milch — der als Hausmittel bei allen „hitzigen" Krankheiten im höchsten Gebrauche steht, hat schon vielen Kindern bei schwachen Epidemien durch den ganz instinctiven Gebrauch dieser „kühlenden" Genußstoffe Heilung gebracht und das Leben gerettet. Warum und wie? Dies werde ich weiter unten zeigen.

Zum Glück aber ist diese Krankheit bei rechtzeitiger Anwendung der geeigneten Mittel meist und sehr oft heilbar und es ist auch nicht sehr schwer, derselben die gefährliche Spitze abzubrechen. Ich betone aber: „rechtzeitige Anwendung der geeignetsten Mittel!" In diesem Cardinal-Satze liegt auch der einzige und wahre Trost für die mit Recht um ihre Kleinen angstvoll besorgten Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der in diesem Fache berühmte Prof. Hallier nimmt als Grundlage der Diphtherie die Reihe der Leptothrix-Pilze an und beschreibt auch einen neuen Pilz auf diphtheritischen Häuten: den Diplosporium fuscum. Dr. Oertel hält den Micrococcus-Pilz, der sich im ganzen Körper und in allen Geweben der Diphtheritis-Kranken gefunden, auch für die Ursache der Lähmungen u. s. w.

Der Ehri.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

2. Pareyma.

Zwischen den bereits von mir angegebenen Längen- und Breitengraden liegt jene Inselgruppe, welche im Jahre 1606 von Quiros entdeckt und von dem berühmten Cook, der sie 1769 zuerst gründlich erforschte, zu Ehren der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft zu London „Gesellschaftsinseln" genannt wurde.

Sie zerfallen in zwei Abtheilungen: die Windwards- und die Leewardsgruppe, welche durch eine breite Straße getrennt werden. Zu der ersteren gehören Tahiti oder Otaheiti, welches die bedeutendste Insel des Archipels ist, Maitea, auch Osnabruc genannt, und Eimeo oder Moörea. Die Leewardsinseln sind Huahine, Raiatea, Taha, Borabora und Maurua oder Maupiti.

Diese ganze Inselgruppe ist vulkanischen Ursprungs, doch arbeiten die kleinen, fast mikroskopischen „Baumeister des Meeres", die Pflanzenthiere der Polypen, unausgesetzt an deren Vergrößerung, umgeben jede einzelne Insel mit scharfen, spitzen Korallenringen, an die sich neues Land ansetzen kann, und machen dadurch die Schifffahrt auf den Wasserstraßen, welche die Eilande trennen, zu einer sehr gefährlichen.

Der Gesammtflächenraum der Gesellschaftsinseln beträgt ungefähr vierunddreißig Quadratmeilen; das Land hat viele schöne Häfen, welche aber wegen der Korallenbarrièren und der dadurch entstehenden Brandung nur sehr schwer zugänglich sind. Der Boden der Inseln ist durchgehends reich und fruchtbar. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen bedeckt und die Küstenebenen durch Bäche wohl bewässert, so daß die Vegetation eine außerordentlich üppige genannt werden muß und eine Fülle von Zucker- und Bambusrohr, Brodfruchtbäumen, Palmen, Bananen, Pisang, Platanen, Bataten, Getreide, Yams- und Arumswurzeln und anderen südländischen Gewächsen erzeugt.

Die Bewohner sind malayisch-polynesischen Ursprunges, dunkel kupferfarbig (die Frauen meist etwas heller), gut und kräftig gebaut, gesellig, gastfrei und gutmüthig. Sie leben in Monogamie, halten ihre Weiber in ziemlicher Eingezogenheit und lieben Musik, Tanz, Fechten und Wettfahrten auf ihren schnellen Booten leidenschaftlich.

Ursprünglich hingen sie einer polytheistischen Religionsform an, bei deren Ausübung selbst Menschenopfer nichts Ungewöhnliches waren. Ihre Priester, welche zugleich Aerzte und Wahrsager waren, übten einen ungemeinen Einfluß auf sie aus, dem allerdings schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die von den Engländern hier gegründeten Missionen entgegen arbeiteten. Später sandte das katholische Frankreich seine Sendboten herüber, die unter Mühen und Beschwerden mit den Vorurtheilen rangen, welche der Götzendienst dem sonst hochbegabten Menschenschlage eingeimpft hatte.

Die heilige Religion Christi wird oft unrechter Weise angeklagt. Man sagt: „Die Gesittung hat ihren Barbarismus, das Licht seinen Schatten, die Liebe ihren Egoismus, und von dem Orte der ewigen Seligkeit aus kann man, wie das Gleichniß von dem reichen Manne und armen Lazarus lehrt, hinunter in die Hölle blicken, um die Qualen der Verdammten zu beobachten. Christi Liebe, Milde und Erbarmung predigende Lehre ist, vom unduldsamen Zelotismus auf die Spitzen der Schwerter gehoben und von einer schlau berechnenden Eroberungslust in das Panier genommen, über den größten Theil des weiten Erdkreises gegangen; ganze Rassen und Völker sind verschwunden oder liegen noch jetzt in den letzten, wilden Todeszuckungen; die Geschichte hat durch solche Verluste für ihre zukünftige Entwickelung eine ganze Reihe wichtiger kulturhistorischer Kräfte und Momente verloren, und der Seelenhirt, welcher in die wilde Fremde geht, um die sogenannten Heiden zu bekehren, beachtet nicht, daß die Letzteren nach ihren Bedürfnissen glücklicher sind, als wir, und daß unter den corrumpirten Schichten der heimatlichen Nationen sein Wirken nothwendiger wäre, als unter den Andersgläubigen, die oft in beinahe paradiesischen Verhältnissen leben!" — Das ist ein gewaltiger Vorwurf, und es wäre allerdings mehr als beklagenswerth, wenn er auf Wahrheit beruhte. Aber ist nicht die Rasse, die Nation, das Volk ebenso ein Individuum wie der einzelne Mensch, welcher geboren wird, sich entwickelt und wieder aus dem Leben tritt, wenn er seine Aufgabe gelöst hat? Schon der Neugeborne trägt die Vorbedingungen des einstigen Todes in allen Theilen seiner Constitution und seines Organismus. Ebenso die gesellschaftliche Gesammtheit, sie mag heißen, wie sie will. Nicht die Bibel ist Schuld, daß der Mensch sterben muß, ebenso wenig wie der Koran oder die Vedah's der Indier, und ebenso wenig vermag es das Christenthum, die Auflösung der Nationen zu verhindern. Die heilige Lehre von der Liebe und Vergebung wurde uns gegeben, den Tod zu überwinden durch die Vorbereitung und die Zuversicht auf eine bessere, höhere und ewige Zukunft, und grad darum, weil der Tod und die Auflösung Aller warten, die auf Erden wohnen, hat diese Lehre die hohe und berechtigte Aufgabe, „hinaus in alle Welt zu gehen" und die ganze Erde zu erlösen von der Furcht vor einem Ende, welchem kein neuer Anfang innewohnt. Nicht die Religion hat sich auf die Spitzen der Schwerter gestellt, sondern die Politik der Eroberer ist es gewesen, welche Blut säte, um — stets wieder Blut zu ernten. Die Kirche zählt zu ihren Gläubigen die starken Völker, welche die Vorsehung bestimmt hat, siegreich über den Erdkreis zu schreiten; aber die Kirche veranlaßt sie nicht zu diesem Triumphzuge, sondern sie folgt dem

Zuge mit ihren Tröstungen, um den Haß in Liebe, den Schmerz in Freude zu verwandeln und den Fluch, welchen der Besiegte auf den Lippen trägt, in Segen umzukehren.

Es ist in dieser Beziehung viel über die Gesellschaftsinseln gesprochen und auch geschrieben worden. Als dieser Archipel entdeckt wurde, fand man in seinen Bewohnern ein kindlich naives und beinahe wunschloses Volk, dem eine reiche Natur alle zu einem zufriedenen und sorgenfreien Leben nothwendigen Erfordernisse in verschwenderischer Weise verliehen hatte. Die Fremdlinge wurden mit freudiger Gastlichkeit aufgenommen, fast als Götter verehrt und erhielten Alles, was ihr Herz begehrte. Sie brachten die Kunde davon in die Heimat, wo unter den Abenteurern der Wunsch nach gleichen Genüssen rege wurde. Es wurden Schiffe ausgerüstet; die Handelspolitik begann ihre Pläne zu spinnen — — die Tahiter erhielten für ihre Gastfreundlichkeit die Laster und Krankheiten des Abendlandes zugeschickt und haben mehr die schlechten als die guten Eigenschaften derer angenommen, welche sich Christen nannten, ohne es ihrer Herzensgesinnung nach zu sein. Dieser letztere Umstand ist außerordentlich beherzigenswerth. Allerdings muß die betrübende Thatsache zugestanden werden, daß die Tugenden der Tahiter seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern schwer gelitten haben; aber das Christenthum der Schuld daran zu zeihen, heißt eine der schwersten Sünden begehen. Es ist nicht richtig, die heilige Kirche mit denen zu identificiren, welche sich Christen nennen; die Christenheit zählt ihre größten Feinde in ihrer eigenen Mitte, und es ist tief zu beklagen, daß die Mission neben ihrer eigentlichen Aufgabe noch die traurige Arbeit zu übernehmen hat, dem unmoralischen Erbe entgegen zu wirken, welches in den Spuren der bloßen Namenchristen zurückzubleiben pflegt.

Tahiti, die „Perle der Südsee", lag unter einem herrlichen, tiefblauen Himmel; die Sonne glühte auf die blitzenden Wogen des Meeres und die bewaldeten Spitzen des Orohenaberges nieder oder funkelte in den Bächen und schmalen Cascaden, welche von den malerisch aufstrebenden Klippen herabsprangen; aber ihre Gluth erreichte nicht die freundlichen Ansiedlungen, welche im Schatten der Palmen und zahllosen Fruchtbäume lagen und von der frischen Seebrise angenehme Kühlung zugefächelt erhielten.

In dem linden, milden Luftzuge rauschten die langen gefiederten Wedel der Cocospalmen und raschelten die breiten, vom Winde ausgerissenen Blätter der Bananen zur Erde nieder; die abgeblühten Blumen der Orangen, deren Zweige aber trotzdem schon mit goldgelben Früchten bedeckt waren, tropften, wonnige Düfte verbreitend, von dem sich wiegenden Geäst herab. Es war einer jener zauberisch schönen, wunderbaren Tage, wie sie in so reicher Pracht und Herrlichkeit nur in den Tropen zu finden sind.

Und während das Land in all seiner paradiesischen Schönheit so jung und frisch, als sei es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, da lag, donnerte draußen an den Korallenriffen die Brandung ihr tiefes, nicht endendes und nicht wechselndes Lied. Die Zeiten sind anders geworden und mit ihnen die Menschen; die unendliche, stets wechselnde und doch sich immer gleich bleibende See ist noch dieselbe und schleudert noch heute wie vor Jahrtausenden ihre bald krystallenen, bald dunkel drohenden und mit weißem Gischte gekrönten Wogenmassen gegen die scharfen Dämme. Die von blitzenden Reflexen durch- und überschossenen Fluthen hoben und senkten sich, als blickten Tausende von Najaden hinüber, wo über dem Schaume der Wellen immergrüne, wehende Wipfel sich erheben, unter denen ein dem allmäligen Untergange geweihtes Völkchen die letzten Pulsschläge seines individuellen Lebens zu zählen vermag, ohne die Widerstandskraft zu besitzen, welche die Todeszuckungen der amerikanischen Rasse dem weißen Manne so furchtbar und gefährlich macht.

Dort am Strande lag Papetee, die Hauptstadt Tahiti's, und eine bunt bewegte Schaar wogte in weißen, rothen, blauen, gestreiften, karrirten oder geblümten langen Gewändern hin und her. Wie prachtvoll hatten sich die jungen, bildhübschen Mädchen das schwarze, lockige und seidenweiche Haar mit Blumen und dem künstlich geflochtenen, schneeweißen wehenden Bast des Arrowroot geschmückt; wie gewandt und stolz waren die Bewegungen der eingebornen Stutzer, welche den bunten Parau oder die faltige Marra kokett um die Lenden geschlungen und darüber die Tebuta, das Schultertuch, malerisch über die Achsel geworfen hatten und so zwischen den Schönen umherstolzirten! Sie hatten die langen, fettglänzenden Locken mit Streifen in einander geflochtener weißer Tapa und rothen Flanells umwunden, was ihnen zu dem Teint ihrer bronzefarbenen Gesichter gar nicht so übel stand.

Da auf einmal drängte sich Alles zu dem Ufer hin. Der Insel näherte sich ein Canoe, in dessen weißes Segel sich die Brise voll gelegt hatte, so daß die beiden Darinsitzenden des Ruders nur bedurften, um das Fahrzeug in dem richtigen Kurse zu erhalten.

Das Canoe war eines der hier gebräuchlichen, einfach aus einem Stamm gehauenen und mit einem runden Boden versehenen Boote. Durch diese Bauart vermag ein solcher Kahn rascher zu segeln, würde aber auch sehr leicht umschlagen, wenn er nicht durch einen sogenannten Outrigger (Ausleger) davor beschützt würde.

Diese Ausleger bestehen aus zwei quer und fest über das Canoe befestigten Stangen oder Hölzern, die nach rechts hinaus einen leichten, kufenartig geschnittenen Balken, welcher parallel mit dem Kahne auf den Hölzern liegt, halten. Dieser schwimmt also, etwa vier Fuß von dem Rechtsborde des Kahnes entfernt, auf dem Wasser und ist mit einer Bastbandage fest an die Querhölzer geschnürt. Ein Umschlagen des Fahrzeuges, ja selbst ein Schaukeln wird dadurch zur Unmöglichkeit gemacht, denn dasselbe kann nicht nach links hinüber, weil es dann den ganzen, nahezu zwei Ellen abstehenden Balken aus dem Wasser heben müßte, und nach rechts ebenso wenig, da sich der aus leichtem Holz bestehende Balken mit den Stangen und auf diese Entfernung hin nicht unter Wasser drücken läßt. Diese Canoes fahren daher selbst bei unruhiger See außerordentlich sicher und zuverlässig. Freilich würde man sich ohne die Ausleger nur äußerst vorsichtig darin bewegen müssen, da der runde Boden der geringsten Neigung des Körpers folgt und man bei der kleinsten Schwankung nicht nur Gefahr liefe, umzukentern und ein unfreiwilliges nasses Bad zu erhalten, sondern diesen an und für sich kleinen Unfall mit dem Leben bezahlen könnte, da die Buchten und sonstigen Wasser dieser Inseln von Haien wimmeln, welche zu der gefräßigsten Art dieses unheilvollen Fisches gehören.

Die beiden Männer im Boote waren Potomba und ich.

Der Ehri hatte wirklich Wort gehalten, denn wir langten nach zwei nicht ganz vollen Tagen in Tahiti an, obgleich wir zu einem nicht unbedeutenden Umwege gezwungen gewesen waren. Der stetig wehende starke Passat hatte uns trefflichen Vorschub geleistet; Potomba verstand es ausgezeichnet, jede einzelne Woge zu benutzen, und da wir nicht ermüdeten, weil wir uns im Rudern ablösen konnten, so war unsere Fahrt eine ungewöhnlich rasche gewesen.

Jetzt nun lag die herrliche Insel vor uns, über welche ich so viel Wahres und so viel Unverständiges gelesen hatte; Papetee hob sich immer mehr hervor, je näher wir kamen, und endlich erkannten wir deutlich jeden Einzelnen unter der Menge des Volkes, welches sich an den Strand drängte, um unser Fahrzeug zu beobachten.

Es fiel mir auf, daß eine solche Aufmerksamkeit sich auf unsern kleinen, unbedeutenden Kahn richtete, während es in dem Hafen doch noch ganz andere Objekte des Interesses gab. Ich ließ das Segel fliegen, um von der Brise nicht an die Korallen getrieben zu werden, denen wir uns näherten, und frug:

„Siehst Du die Leute, Potomba?"

„Ja, Sahib," nickte er.

„Wie kommt es, daß man grad uns so beobachtet, während es doch viele Boote gibt, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten?"

„Die Männer und Frauen kennen mein Boot, und Potomba ist ein Ehri, berühmt unter den Leuten seines Volkes. Sitze still und halte Dich fest, Sahib, denn wir stoßen jetzt in die Brandung!"

Wir näherten uns einer Seitenluke des Polypenringes, durch welche nur so kleine und schmale Fahrzeuge, wie das unsrige, Eingang finden konnten. Ein Ruderschlag brachte uns in die Brandung; ihr kochender Wall riß uns empor, hielt uns einen Augenblick lang fest, so daß es schien, als schwebten wir in freier Luft, und schnellte uns dann in das ruhige Binnenwasser hinab.

Rechts von uns lag eine Reihe von Seeschiffen, welche durch die breitere Einfahrt Zugang gefunden hatten. Der Bau

des einen kam mir bekannt vor, obgleich der Rumpf allein zu sehen und alles Segelwerk beschlagen war. Droben in den Wanten hing ein Mann, der diesen hohen Punkt gewählt zu haben schien, um besser nach der Stadt lugen zu können. Er trug einen mexikanischen Sombrero auf dem Kopfe, und dieser Rohrfaserhut hatte eine Krempe von so außerordentlicher Breite, als ob eine ganze Familie wimmelnder Peccari's darunter Schutz zu suchen hätte. Eine so ungeheuere Krempe wurde sicherlich nur auf besondere Bestellung hergestellt, und zu einer solchen Bestellung war nur ein Einziger fähig, nämlich der sehr wackere und ehrenwerthe Master Frick Turnerstick, mit dessen Barke ich vor etwelchen Monaten von Galveston nach Buenos-Ayres gefahren war.

„Halte hinüber nach diesem Schiffe, Potomba!"

„Warum, Sahib?"

„Der Kapitän desselben muß ein Bekannter von mir sein."

„So willst Du mich schon jetzt verlassen und zu ihm gehen?"

„Ja, wenn ich den Mann dort nicht etwa verwechsele."

„Sahib, das Schiff gehört den Yanki, die ich nicht liebe. Suche Dir lieber ein Schiff der Franki oder der Germani aus!"

„Der Mann ist mein Freund!"

„Aber ich werde Dich dennoch nicht zu ihm bringen."

„Warum?"

„Du hast zu Potomba gesagt: „„Ich habe Dich lieb!"" Hast Du die Wahrheit gesprochen?"

„Ich sagte Dir keine Lüge."

„So bitte ich Dich, mit nach Papetee in mein Haus zu gehen, um bis morgen auszuruhen. Du müßtest lange bei mir bleiben, viele Tage, viele Wochen, aber Du hast den Deinen versprochen, schnell zurückzukehren, und darum darf ich Dich nur bis morgen früh behalten."

„Ich würde bei Dir bleiben, so lange es mir meine Zeit erlaubt, Potomba; aber wenn der Kapitän dort sich bereit finden läßt, die Meinen zu holen, und gleich absegeln kann, so muß ich mit ihm gehen."

„Er kann nicht eher fort als morgen. Die Fluth hat jetzt begonnen; er muß die Ebbe erwarten, welche erst am Abend kommt, wo es so dunkel ist, daß er sich nicht durch die Klippen wagen darf."

„Das ist wahr; er müßte also die zweite Ebbe erwarten, könnte sich aber auch während der Fluth von einem Dampfer hinausbringen lassen."

„Du vergissest, daß ein so großes Schiff vieler Zeit und Arbeit bedarf, um für die See fertig zu werden!"

„Und Du weißt nicht, wie schnell die Yanki sind, diese Arbeit zu vollbringen!"

„Und doch wird Zeit vorhanden sein, daß Du wenigstens nur eine Stunde mit mir kommen kannst!"

„Das ist allerdings sehr wahrscheinlich."

„So versprich mir wenigstens, mich nicht allein nach Papetee zu lassen!"

„Ich verspreche es!"

„Ich danke Dir, Sahib! Potai, mein Bruder, wird sich freuen, daß ich einen Freund gefunden habe, der ein Germani ist."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Chronik.

Nachdruck verboten.

Berlin, 20. Dezember.

Wenn zur Zeit des „frischen fröhlichen Culturkampfes" ein katholischer oder protestantischer Geistlicher die Straßen der preußischen Hauptstadt zu passiren hatte, da kehrte er nur selten nach seiner Wohnung zurück, ohne nicht wenigstens einmal insultirt worden zu sein. In der Regel waren es die jüngern Söhne Israel's, welche dem modernen Culturbewußtsein diesen Tribut zahlen zu müssen glaubten. Mit diesen Flegeleien Hand in Hand gingen die Hetzereien, welche damals in der „liberalen" Presse, in's Besondere in den jüdischen Blättern, sowie in den zumeist von Juden besuchten „liberalen" Volksversammlungen an der Tagesunordnung waren; in den hauptsächlich von Israeliten heimgesuchten Theatern wurde an jedem Abend wenigstens ein „Schwarzer" besungen und in den wiederum verhältnißmäßig am stärksten von Hebräern frequentirten Restaurants und Cafés gab es jedesmal ein kleines Purimfest, wenn ausnahmsweise einmal eine weiße Binde oder ein Collar sich dort erblicken ließ.

Die Zeiten haben sich geändert und die Menschen mit ihnen. Gegenstand des Spottes in der Berliner Gesellschaft sind jetzt die Juden geworden. Auf der Straße lacht man ihnen in's Gesicht, in den Theatern und Cafés flieht man, soweit es angeht, ihre Nachbarschaft und nicht selten fliegt ihnen hier wie draußen eine Injurie, wenn nicht gar eine Maulschelle in's Gesicht.

Das ist gewiß unter allen Umständen zu mißbilligen; aber eigenthümlich nimmt es sich aus, wenn Blätter, welche sonst nicht genug gegen die „Pfaffen" hetzen konnten, die Früchte ihrer Rohheiten bei umgekehrtem Spieße nicht ertragen können. Ein hiesiges Lokalblatt brachte dieser Tage unter der Ueberschrift „Die Herrschaft der Injurie" wörtlich folgenden Artikel:

„Der Ton, der jetzt in Berlin laut wird, ist ein so unerhört grober, daß nur er selbst in seiner unerhörten Grobheit die Bezeichnung, welche ihn präcisirt, wird finden können. Kaum wird noch im öffentlichen Leben das Ohr durch ein höfliches Wort getröstet, viel häufiger spitzt es sich schon, wenn einmal bei gleichgültigen Discussionen, bei harmlosen Gelegenheiten nicht alsbald die abstoßendste Rohheit laut wird. In vielen Blättern fällt dem Leser die Gemeinheit des Ausdrucks nicht mehr auf, und der Setzer der Druckerei, der ein Manuscript zur Hand nimmt, greift schon ganz mechanisch nach den Lettern, aus denen sich die landläufig gewordenen Injurien zusammensetzen. In den elegant ausgestatteten Restaurants und Cafés blickt der harmlose und nichts ahnende Besucher kaum noch von seinem Teller oder von seinem Schoppen auf, wenn an dem Nebentisch von anständig gekleideten Knoten eine Fluth von Malicen entfesselt wird. Man schimpft, zerreißt die Karte des Beleidigten, rempelt und prügelt sich. Wer heute Abend mit braunen Augen eine Tasse Kaffee trinkt, weiß nicht, ob er nicht morgen mit braunen und blauen aufwacht. In öffentlichen Versammlungen wird nicht mehr gesprochen, sondern gekeift, gehöhnt, überschrieen und gedroht. Es werden einzelne Männer beleidigt und ganze Gesellschaftsklassen, Corporationen und Institute über einen Kamm der Ungezogenheit geschoren. In den Schaufenstern der Buchhandlungen kann man kaum noch ein belletristisches oder wissenschaftliches Werk vor der neuen Rüpelliteratur, deren Broschüren umherliegen, sehen, und diese Broschüren quillen über von den widerlichsten Beschimpfungen, Verdächtigungen und Anklagen. Die Geschichte der Medizin weiß von einer Kothapotheke zu erzählen, mit welcher im Mittelalter Quacksalber ihren Unfug trieben. Diese neue „Literatur" ist eine solche zur Heilung der Krebsschäden der Gesellschaft zusammengebraute Apotheke, und wer das Uebelstriechende schreibt, lockt die meiste Kundschaft."

Das übermüthige Treiben der Juden, namentlich aber auch die ganz unverhältnißmäßig große Anhäufung von Besitz in ihren Händen, hat in der Berliner Bevölkerung eine Reaction zu Wege gebracht, von der man sich ein ungefähres Bild machen kann, wenn man das Obige liest und dabei weiß, daß die Opfer der dort geschilderten „Grobheiten" die Juden sind. Diese Reaction hat sich auf drei verschiedenen Gebieten geltend gemacht: auf dem des Vereinswesens, der Presse und des öffentlichen Verkehrs.

Seit einigen Monaten hat sich hier eine (natürlich überwiegend aus Protestanten bestehende) sogenannte „Antisemitenliga" gebildet, welche die Zurückdrängung des Judenthums auf allen Gebieten, in denen es bisher einen seiner numerischen Bedeutung nicht entsprechenden Einfluß erlangt hatte, mit einer an und für sich bewunderungswürdigen Energie erstrebt.

Der Verein hat bereits ein eigenes Preßorgan, die „Deutsche Wacht", geschaffen, ist außerdem in den bestehenden Zeitschriften christlich-conservativer Tendenz sehr thätig und gibt dabei von Zeit zu Zeit Broschüren heraus. In politischen und Bezirksversammlungen suchen die Mitglieder des Vereins die dominirende Stellung des Judenthums zu brechen; in öffentlichen Versammlungen zischen sie die Judenclique, in den Theatern die Judenclaque aus; auf der Straße „rempeln"

Lieber Leser! Schaue Dich in einem griechischen Wörterbuche um und Du wirst finden: Theion oder Thion heißt 1) göttlich, 2) der Schwefel. Mir übersetzte ein Philologe einmal: Theiothermen deßhalb auch richtig mit „göttlichen Warmquellen".

Warum nun hat der Grieche das Wort: „Göttlich" auf den Schwefel übertragen, so daß man heute noch in der Chemie von Dithion, Trithion, Tetrathion, von hydrothioniger u. dgl. Säuren spricht (z. B. Erdmann)? —

Es war einst um Athen herum eine Krankheit unter den Weinreben ausgebrochen, durch welche Traubenkrankheit die meisten Ernten zerstört wurden. Ein Theil der Bewohner hatte zufällig seine Reben mit einem Wasser aus einer zunächst gelegenen Quelle übergossen und diese Reben und Trauben blieben vollkommen gesund. Die hiedurch überraschten und aufmerksam gewordenen Nachbarn schauten diesen Erfolg als einen Akt göttlicher Einwirkung an, indem Zeus dieser Quelle die geheime Kraft verlieh, die Traubenkrankheit zu beseitigen. Das Volk nannte nun diese Quelle eine göttliche — deren Wasser ein göttliches (ὕδωρ θεῖον). Als man später gefunden, daß der in diesem Wasser wirksame Stoff der Schwefel gewesen (die Quelle war eine schwefelhaltige), so übertrugen die Griechen den Begriff Theion oder göttlich auch auf den Stoff selbst, so daß heute noch Theion etwas Göttliches und Schwefel heißt.

Wenn man nun heute weiß, daß die Traubenkrankheit durch einen kleinen Pilz (Oidium) bedingt ist, so ist die Erklärung einfach, daß und wie der Schwefel wirkte. Das schwefelhaltige Wasser zerstörte eben die Schimmel- und Traubenpilze — und rettete dadurch die Rebenstöcke mit ihren Ernten.

Gestützt nun auf diese althistorischen Erfahrungen, hatte ich um so mehr gerechtes Vertrauen auf die auch bei Diphtheritis nöthige und durch Schwefel höchst wahrscheinliche pilzzerstörende Kraft. — Außer dem Schwefel, mit dessen Heilergebnissen ich sehr zufrieden war, verwendete ich noch die von vielen und autoritativen Seiten empfohlenen hydrotherapeutischen Applikationen mittelst permanenter, immer frisch gewechselter Halsumschläge, mittelst Leibumschlägen, Reibungen der Haut im lauwarmen Bade. Innerlich gereichte Eisstückchen (ähnlich wie beim Croup) unterstützten bestens und auf's Glücklichste meine zahlreichen Kuren.

So habe ich einmal 10 Fälle gleichzeitig mit den Schwefeleinblasungen behandelt, und die Kosten betrugen drei ganze Kreuzer. — Inzwischen ließ ich noch zur Vorsorge bei größeren Kindern mit Kalkwasser gurgeln, ließ nebenbei Eigelb mit Wein, mit Bier, Eigelb mit Honig, Aepfel-, Zwetschgen-Compots nehmen. Zur Offenhaltung des Stuhles wurden leichteröffnende Klystiere (mit Seifenwasser) gereicht. Mit dieser Kur verband ich, vielleicht damals isolirt stehend, noch ein anderes Beihülfsmittel. Ich hatte nämlich, durch viele Experimente bestimmt, ein sehr hohes Vertrauen auf die desodorisirende und desinfizirende d. h. fäulnißwidrige und pilzzerstörende gewaltige Kraft des Ozons gewonnen. Nachdem ich mich mit dem Erfinder dieser allotropischen Form des Sauerstoffs (d. i. des Riechstoffes = Ozon), mit Prof. Dr. Schönbein in Basel in brieflichen Verkehr gesetzt, hatte ich auch durch Experimente in privaten naturwissenschaftlichen Vereinen wie in unserem ärztlichen Bezirks-Vereine die zerstörenden Wirkungen des Ozons für organische Stoffe allseitig nachgewiesen.

Ich ließ deßhalb, gestützt auf des Ozons gewaltig desinfizirende Wirkung,*) bei meiner Diphtheritis-Behandlung ein Gurgelwasser gleichzeitig verwenden, von dem ich wußte und annehmen mußte, daß es, wenn auch nur in mäßigem Grade, doch die höchst potenzirten oxydirenden (d. h. Verbrennung bietenden) Wirkungen des Ozons durch Ozonentwicklung selbst in sich vereinige. Es waren dies Gurgelwässer von hypermangansaurem Kali (1 Theil auf 100 — 200 Theile Wasser). Während ich also mittelst Schwefelblumen, Kalkwasser, Gurgelungen mit hypermangansaurer Kalilösung (ozonisirtem Wasser) bei kräftiger stärkender Diät und gleichzeitig hydropathisch kühlender und ableitender Behandlung sehr viele Kranke rettete — wenn nicht bereits die Leidenden etwa schon im Todeskampfe durch Brand-Erstickung oder vollständigen Kraft-Verfall lagen — so kam ich suchend und versuchend noch schließlich auf ein anderes, höchst einfaches Mittel, bei dessen gefahrlosester und angenehmer Anwendung ich in kürzester Zeit, oft schon nach dem ersten Tage, die ausgezeichnetsten Erfolge selbst bei ziemlich vorgeschrittenen Fällen zu verzeichnen hatte.

Dieses Mittel ist die Milchsäure. (Schluß folgt.)

*) Nachdem ich als Cholera-Arzt 1854 in München und 1855 in Wien mich überzeugte, daß nach dem ersten, nach langer Trockenheit eingetretenen Gewitter die Seuche rasch von ihrem Höhepunkte herabfiel (Ende August) und ich die großen Ozonmengen bei Gewittern vielfach gemessen, so kann ich mich von der Idee nicht losmachen, daß bei ozonhaltiger Luft keine Fäulnißkrankheiten (Typhen, Cholera, Diphtheritis) auftreten, wie auch die weitere Erfahrung bestätigte, daß während solcher Epidemien stets Ozonmangel in der Atmosphäre, resp. Antozon oder Jodosmon vorherrschte.

Der Ehri.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer auf den Gesellschaftsinseln von **Karl May.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir hielten seitwärts nach dem Stern der Barke zu, und als wir näher kamen, bemerkte ich, daß ich mich allerdings nicht geirrt hatte. Ich erkannte die dort in großen, deutlichen Buchstaben angebrachte Inschrift „The wind". Der Mann in den Wanten kehrte uns den Rücken zu und bemerkte also unser Nahen nicht. Als wir den Steuerbord des Schiffes beinahe erreicht hatten, legte ich die Hände an den Mund:

„Schiff ahoi — ih!"

Er drehte sich herum und fixirte uns.

„Ahoi — ih — —! Was — wo — — Huzza! Wer ist denn das? Legt an, legt an das Tau!"

Er kletterte zum Decke mit einer Geschwindigkeit nieder, welche mich überzeugte, daß er mich erkannt hatte. Wir befestigten das Boot an das Tau, welches an der Seite des Schiffes niederhing. Ich ergriff dasselbe und schwang mich empor. Kaum hatte ich mich über die Regeling*) geschwungen, so warf der Kapitän seine beiden Arme um mich und drückte mich mit einer Gewalt an seine theerduftende Jacke, daß mir der Athem schwinden wollte.

„Charley, old friend, Ihr hier zwischen diesen Inselkrexen? Wie kommt Ihr nach Australien? Wie kommt Ihr nach Tahiti und Papetee? Ich denke, Ihr seid noch immer in diesen verteufelten Pampa's und schlagt Indianer oder Gaucho's todt!" — Ich hatte nämlich mit ihm von Buenos-Ayres aus einen Ausflug in die Pampa's unternommen, und wir waren dabei ein klein wenig in die Lage gekommen, uns unserer Haut zu wehren.

„Zu Schiffe, zu Schiffe komme ich her," lachte ich; „anders ist es ja nicht gut möglich, mein lieber Master Turnerstick. Aber bitte, nehmt doch einmal Eure Pranken von meinem Leibe, wenn Ihr es nicht geradezu darauf abgesehen habt, mir die Seele aus der Haut zu drücken!"

„Well, ganz wie Ihr wollt, Charley! Der Passat würde sie mit fortnehmen und nach China oder Japan treiben, wo man gar nicht wüßte, was man mit ihr machen sollte. Behaltet sie also lieber und sagt mir nun endlich, was Ihr eigentlich in diesen Breiten wollt!"

„Land und Leute kennen lernen, wie gewöhnlich!"

„Wie gewöhnlich? Hm, mir scheint das doch mehr ungewöhnlich. Da dampft, fährt, reitet, läuft, hetzt und springt dieser Mensch in der Welt herum, weil er Land und Leute kennen lernen will! Land und Leute! Eine freie, offene See ist mir lieber als alles Land, was Ihr zu sehen bekommt, und die Leute, na, meine paar Jungens hier sind mehr werth als alle die Schlingels, die Ihr „Leute" zu nennen beliebt. Bleibt bei mir an Bord und fahrt mit meinem guten „Wind" hinüber nach Hongkong und Canton!"

„Nach Hongkong geht Ihr? Das ist prächtig! Ich gehe mit!"

*) Schiffsgeländer, auch Reiling genannt.

„Wirklich? Hier meine Hand; schlagt ein!“

„Topp! Doch mache ich eine Bedingung!“

„Be quiet! Bei mir an Bord gibt es keine Bedingungen, das wißt Ihr wohl!“

„So steige ich wieder in mein Boot, Kapt'n.“

„Das wäre der albernste Streich, den Ihr in Eurem Leben begangen hättet, und vor dem ich Euch bewahren muß. Sagt also Eure Bedingung! Ich hoffe, daß ich sie erfüllen kann.“

„Ihr müßt meine Kameraden mitnehmen.“

„Welche Kameraden?“

„Den Kapitän Roberts vom „Poseidon“ mit seinen Mannen.“

„Roberts? Poseidon? Ist das Schiff und der Mann nicht von New-York?“

„Ja. Wir wollten von Valparaiso nach Hongkong, litten aber auf einer der „gefährlichen Inseln“ Schiffbruch. Roberts hat mich nach Tahiti geschickt, um einen Kapitän zu suchen, welcher bereit ist, uns an Bord zu nehmen.“

„Das wird jeder brave Kapitän thun, Charley, und ich freue mich, daß Ihr zuerst zu mir gekommen seid! Ich kenne diesen Roberts; er ist ein ganz passabler Mann, doch scheint er mir in diesen schwierigen Gewässern nicht sehr befahren zu sein. Ein Sturm hier hat schon etwas mehr zu bedeuten als anderswo, aber wenn er das Steuer mit einem guten Troß*) fest angesorrt hätte, so wäre es ihm möglich gewesen, etwas weiter nach Nord über die Nukahiwa-Inseln zu halten, und von einem Schiffbruche wäre keine Rede gewesen. Wo seid Ihr denn gestraudet?“

„Die Insel ist uns unbekannt. Sie liegt auf dem zweihundertneununddreißigsten Grad im Osten von Ferro und auf dem zweiundzwanzigsten Grade südlicher Breite.“

„Schön; wird wohl zu finden sein! Ist das Schiff sehr wrak?“

„Es ist nicht von den Klippen zu bringen. Wenn Ihr hinkommt, hat die Brandung es vielleicht bereits verschlungen.“

„Hattet Ihr viele Seegasten**)?“

„Ich war der Einzige.“

„Wie viele Marsgasten***) sind gerettet?“

„Alle.“

„Hm, dann wird es nothwendig sein, mehr Proviant einzunehmen. Wurde etwas von der Ladung geborgen?“

„Der größte Theil. Es sind meist wollene und baumwollene Zeuge und ein ziemliches Lager von Stahl- und Eisenwaaren.“

„Dann ist es ein Glück, daß ich hier löschte, ohne bis jetzt etwas Neues einzunehmen. Kapitän Roberts wird es natürlich sehr eilig haben, aber vor der Morgenebbe können wir unmöglich fort. Wer ist der Bursche hier?“

Er deutete auf Potomba, welcher mir bis an Deck gefolgt war und aus der Entfernung unsere Unterredung beobachtete.

„Ein Ehri von Tahiti. Er wohnt in Papetee und heißt Potomba.“

„Alle Wetter, ein Fürst! Wie kommt Ihr zu dem Manne?“

„Er kam, verfolgt von einer ganzen feindlichen Flottille, nach unserer Insel und gab mir einen Platz in seinem Boote.“

„Also ein förmliches Abenteuer! Wer waren seine Feinde?“

„Ihr Anführer ist ein heidnischer Priester auf Eimeo; Potomba heirathete dessen Tochter und ließ sich von einem katholischen Missionär taufen.“

„Ah! Ihr habt doch die Schlingel tüchtig heimgeleuchtet? Das versteht Ihr ja aus dem Fundamente, Charley!“

„Sie sind uns alle entkommen. Mein Feldzugsplan scheiterte an dem Ungeschick des Steuermanns. Also Ihr seid bereit, uns Euern „Wind“ zur Verfügung zu stellen?“

„Natürlich! Morgen früh mit der Ebbe stechen wir in See. Jetzt aber kommt zur Kajüte; wir müssen doch einmal sehen, wie sich meine Flaschen unter der Linie gehalten haben!“

„Einen Trunk zum Willkommen darf ich Euch natürlich nicht abschlagen, aber feststauen kann ich mich noch nicht. Ich habe Potomba versprochen, mit ihm an das Land zu gehen, und er wird ungeduldig sein, sein Weib und seinen Bruder wieder zu sehen.“

„Dann trinkt er mit, und Ihr erlaubt mir, Euch zu begleiten. Ich habe am Lande Geschäfte.“

Potomba mußte mit zur Kajüte, wo uns der gute Master Frick Turnerstick mit seiner besten Sorte regalirte. Dann stiegen wir zu Dreien in ein Boot der Barke, welches das Canoe des Ehri in das Schlepptau nahm, und ruderten an das Land.

Je näher wir demselben kamen, desto aufmerksamer wurden die Züge Potomba's. Er schien etwas zu bemerken, was seine Achtsamkeit im höchsten Grade in Anspruch nahm. Er sah meinen fragenden Blick und streckte den Arm aus.

„Siehst Du die Kähne dort, Sahib?“

Grad vor uns lag eine große Anzahl geschmückter Boote, eines neben dem andern, an dem Ufer. Das mittelste von ihnen zeichnete sich durch buntes Wimpelwerk und allerlei Blumen und Blätterzierde vor den übrigen aus.

„Ja,“ antwortete ich. „Was ist mit ihnen?“

„Siehst Du auch das Boot mit den Fahnen und Guirlanden?“

„Allerdings. Warum fragst Du?“

„Zu beiden Seiten seiner scharfen Brust sind die Worte „Mata ori“*) eingeschrieben. So nannte ich Pareyma, als ich sie lieben lernte, und so nannte ich auch das Boot, welches ich ihr zu Tamai auf Eimeo bauen ließ, damit mich Anoui mit demselben abholen könne an dem Tage, an welchem ich sie zum Weibe nahm, um sie in mein Palmenhaus zu führen. Ich kenne das Boot genau; sein Ausleger ist nicht mit Bast, sondern mit eisernen Stocknägeln befestigt, und heut ist es geschmückt grad wie damals, als ich es als Bräutigam betrat. Es muß auf Eimeo eine Hochzeit sein, und Anoui hat es dem Vater des Mädchens geliehen, damit der Bräutigam in demselben abgeholt werde.“

Es spiegelte sich in seinen schönen, offenen Zügen eine Unruhe ab, für welche ich kein Verständniß hatte. Die Erinnerung hätte ihn ja beglücken, nicht aber beunruhigen sollen.

„Und siehst Du den Mann im Boote?“ fuhr er fort. „Es ist Ombi.“

„Wer ist Ombi?“

„Der Diener des Priesters; doch liebt er mich mehr als ihn. Er hat Pareyma auf den Armen getragen, als sie noch ein Kind war, und sie behütet, seit ihre Mutter gestorben ist.“

Der Diener, welcher uns beobachtete, schien Potomba zu erkennen, denn er erhob sich mit freudiger Miene, setzte sich aber sofort wieder nieder und legte die Hände vor das Gesicht.

Der Sand des Ufers knirschte unter dem Kiele unsers Bootes, und wir sprangen an das Land. Potomba trat zu der „Mata ori“.

„Ombi!“

Der Diener regte sich nicht.

„Ombi!“

Als auch jetzt noch keine Antwort erfolgte, sprang er in das Boot und ergriff den greisen Polynesier bei der Schulter.

„Ombi, warum antwortest Du nicht?“

Der Diener nahm die Hände vom Gesichte und blickte ihn an. In seinen Augen glänzten zwei Thränen.

„Hat der Schmerz Worte, Potomba?“

„Welcher Schmerz?“

„Daß Du abgefallen bist von Atua, dem Gott alles Guten, und hingegangen zu dem Mitonare.“

„Das schmerzt Dich jetzt? Hast Du mir nicht oft gestanden, wenn ich Dir heimlich von dem Messia erzählte, der das Lamm Gottes ist, daß Dir der höchste Sahib Jesu lieber sei, als Atua, der Gott von Tahiti, der niemals gekommen ist, um Kranke zu heilen, Todte zu erwecken und für unsere Sünden zu sterben?“

„Das habe ich gesagt, Potomba, und das sage ich auch noch jetzt. Aber ich bin der Diener eines Priesters, dem ich gehorchen muß, und darf nicht sagen, was ich denke.“

„Du darfst sagen, was Du denkst und glaubst. Verlaß den Priester des falschen Gottes und komme zu mir! Du liebst Jesu, den Nazari; Du liebst auch mich und Pareyma. Warum willst Du nicht bei uns sein? Warum weinst Du, wenn Du mich erblickst? Du hast es doch bisher noch nie gethan!“

„Ich weine, weil ich gerne bei Dir sein möchte und es doch nicht kann.“

„Warum kannst Du es nicht?“

„Weil ich Pareyma nicht verlassen mag, die meiner bedarf.“

„Pareyma? Wenn Du zu mir kommst, bist Du ja bei ihr!“

„Nein!“

*) Ein dickes Tau.

*) Passagiere.

***) Matrosen.

*) Zu deutsch: „Auge des Tages“ (die Sonne).

Ich sah den Schreck, der seine dunklen Züge jäh erbleichte. Er stockte und ließ seinen angstvollen Blick über die Umgebung gleiten. Die am Strande Spazierenden waren herbei gekommen und beobachteten ihn mit theilnahmsvollen Augen aus der Ferne. Er mußte dies bemerken und noch mehr ahnen als ich, daß ihn während seiner Abwesenheit etwas Schweres betroffen habe. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem scharfen Kris*), welcher in seiner Schärpe stack, und zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor frug er beinahe zischend:

„Wo ist Pareyma?"

„Gehe heim und frage. Ich darf es Dir nicht sagen!"

Potomba trat einen Schritt zurück. Seine Augen funkelten, und seine Lippen zuckten.

„Ombi, wo ist Pareyma? Hörst Du, ich frage Dich!"

Der Diener senkte traurig das Haupt und wiederholte:

„Gehe nach Hause und frage!"

„Ombi, Du schweigst noch immer? Gut, ich werde gehen, aber wer Pareyma ein Leid gethan hat, der ist verloren!"

Er ging. Wir Beide folgten ihm. Die versammelte Menge machte ihm ehrerbietig und theilnahmsvoll Platz. Er sprach kein Wort; er blickte sich nur ein einziges Mal um, um zu sehen, ob wir noch bei ihm seien. Der Weg führte eine Strecke um Papetee herum, bis wir ein Gebäude erreichten, welches sich durch seine Größe und den Umfang der zu ihm gehörigen Brodfruchtbaumpflanzungen auszeichnete.

„Kommt!" sagte er kurz und trat ein.

In dem vorderen Raume des Hauses saß auf einer Matte ein junger Mann, welchen wir in Folge seiner Aehnlichkeit mit Potomba sofort als dessen Bruder erkannten.

„Potai!"

„Potomba!"

Der Sitzende sprang auf und streckte die Arme aus, als wolle er den Kommenden umfangen, trat aber wieder zurück und ließ die Arme sinken.

„Was ist mit Dir, Potai? Bin ich nicht Dein Bruder?"

Der Gefragte deutete nieder, wo neben der Matte in der Erde ein Dolch stack.

„Ich habe den Kris in die Erde versenkt, bis Du kommst, Potomba; ich habe geschworen, Dich nicht zu berühren, bis der Tod der Mutter gerächt ist!"

„Der Tod der Mutter? Sprich, Potai, sprich schnell, schnell! Wo ist Pareyma?"

„Fort."

„Fort! Wohin?"

„Nach Eimeo zu ihrem Vater, dem Priester der Heiden."

„Freiwillig?"

„Freiwillig! Ich fuhr hinüber nach Maitea, und als ich zurückkehrte, war sie fort. Die Mutter hat sie halten wollen und mit ihr gekämpft. Potomba, Dein Weib ist zu den Götzen zurückgekehrt und hat Deine Mutter getödtet!"

„Womit?"

„Mit ihrem Kris. Ich zog ihn aus dem Herzen der Mutter; er war noch blutig; hier steckt er in der Erde!"

Der Ehri bückte sich nieder und zog den Dolch heraus.

„Das ist nicht Pareyma's Messer; das ist der Dolch des Priesters Anoui!"

„So hat er sie geholt, und er ist der Mörder."

„Und wirklich freiwillig ist sie mit ihm gegangen?"

„Ich habe keine Spur eines Kampfes zwischen ihr und ihrem Vater bemerkt. Sahst Du die Kähne und Dein Boot mata ori?"

„Ja. Was hat die Flotte zu bedeuten?"

„Und kennst Du auch Matemba, Deinen Todfeind?"

„Du fragst, als sei ich ein kleiner Knabe!"

„Du kehrst zur rechten Zeit zurück. Anoui, der Priester und Vater Deines untreuen Weibes, ist gekommen, um Matemba abzuholen. Es ist Hochzeit in Tamai, und Matemba wird heute der Mann Deiner Frau!"

Potomba trat an die Oeffnung, welche als Fenster diente. Er mußte Luft haben, wenn er nicht ersticken sollte. Die beiden Brüder hatten sich bisher gar nicht um uns gekümmert. Der Kapitän flüsterte mir zu:

„Ihr scheint die Sprache dieser Leute zu verstehen. Was geht hier vor? Es scheint nichts Gutes zu sein."

„Es ist fürchterlich!" antwortete ich. „Man hat die Mutter des Ehri getödtet, und sein Weib wird heute mit einem heidnischen Manne getraut."

„Zum Henker! Das gibt Mord und Todtschlag!"

„Die beiden Männer sind Christen!"

„Pshaw! Auch unter den christlichen Polynesiern erbt die Blutrache fort. Ihr werdet es erfahren!"

Jetzt wandte sich Potomba wieder zurück. Seine Züge waren wie versteint, und in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer.

„Potai, was hast Du bisher gethan?"

„Ich habe Alles verkauft."

Der Ehri nickte zustimmend; er schien den Plan seines Bruders sofort zu errathen.

„Auch die Boote, welche ich Dir von den Tubuai-Inseln sandte, als mich Anoui verfolgte?"

„Ja. Wir gehen nach den Ländern Samoa."

„Du hast recht gethan. Bist Du bereit?"

„Ich wartete nur auf Dich!"

Potomba wandte sich zu mir:

„Das Schiff dieses Sahib holt Deine Freunde?"

„Ja."

„Wohin fährt es dann?"

„Nach dem Lande der Chinesi."

„So geht Euer Weg an den Ländern Samoa vorüber, die Ihr die Schifferinseln nennt. Dorthin wollen wir. Dürfen wir mit Euch fahren?"

Ich verdolmetschte diese Frage dem Kapitän.

„Ich bin bereit, sie mitzunehmen. Also verkauft haben sie Alles?" antwortete er. „Es scheint doch, daß Ihr Recht habt, Charley; das Christenthum hat aus den Tigern Lämmer gemacht, welche die Flucht ergreifen, statt sich zu rächen!"

„Oh, Kapt'n, blickt diese Leute an! Sehen sie aus, wie Lämmer?" — Ich gab Potomba die erwünschte Auskunft: „Ihr könnt mitfahren."

„Wann geht das Schiff aus dem Hafen?"

„Bei Beginn der Ebbe, nächste Nacht."

„Darf mein Bruder hingehen, um unsere Habe hinzubringen?"

Auch hierzu gab der Kapitän seine Erlaubniß.

„Potai, Du bist der Jüngere; Du wirst mir gehorchen?" frug der Ehri.

Der Gefragte nickte.

„Du wirst Alles, was unser ist, auf das Schiff bringen, welches ich Dir zeige!"

„Drei Matten voll besitzen wir."

„Du bleibst gleich dort, bis ich zurückkehre!"

„Nein, Potomba. Habe ich nicht auch einen Kris?"

„Erst kommt mein Kris, und nur erst dann, wenn ich sterben sollte, der Deinige. Du kannst mich dann rächen, anstatt mit zu sterben!"

„Ich gehorche Dir!"

„So komm, Sahib! Ich wollte Euch Gastfreundschaft erweisen, aber ich bin ohne Haus geworden."

Wir kehrten an den Strand zurück. Potomba zeigte seinem Bruder die Barke, und dieser entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was willst Du thun, Potomba?" frug ich.

„Glaubst Du, daß Pareyma mir untreu ist?"

„Ich weiß es nicht, denn ich habe sie nicht gekannt."

„Aber ich kenne sie. Sie hat ihren Dolch; sie ist muthig und tapfer; sie wird sterben, aber nicht mit Matemba gehen. Ich werde sie von ihm und von dem Tode erretten!"

„Du willst Anoui tödten?"

„Ja."

„Er ist der Vater Deines Weibes!"

„Er ist der Mörder meiner Mutter!"

„Du bist ein Christ!"

„Er ist ein Heide!"

„Weißt Du, was der höchste Sahib Christus befiehlt? Vergebet, auf daß auch Euch vergeben werde!"

„Ich gehorche ihm, denn ich werde Anoui vergeben, nachdem ich ihn getödtet habe."

*) Dolch.

„Das ist nicht der rechte Gehorsam, Potomba. Ich meine, daß — — —“

Er unterbrach mich mit einer ungestümen Handbewegung.

„Du bist Christ, seit Du lebst, Sahib, ich aber bin es erst seit kurzer Zeit. Später werde ich auch sein, wie Du. Wolltest Du nicht meine Verfolger tödten, wenn sie nicht entflohen wären, sondern mich angegriffen hätten?“

„Ich hätte sie getödtet, weil Du keine andere Hülfe hattest!“

„Nun wohl! Sie haben den Tod verdient, und ich habe auch hier in Papetee keine Hülfe. Oder soll ein Ehri um Gerechtigkeit bei den Ingli und Franki bitten? Geh mit Deinem Freunde; ich komme auf das Schiff, wenn es den Hafen verläßt. Und wenn ich dann noch nicht zurück bin, so mag mein Bruder an das Land zurückkehren und mich rächen!“

„Willst Du nicht das Grab Deiner Mutter besuchen, ehe Du gehst?“ frug ich, vielleicht um Zeit zu gewinnen, vielleicht auch aus Theilnahme für sein Geschick.

„Weißt Du nicht, daß das Grab eines Menschen tabu*) ist? Darf ich ihr Grab sehen, ohne ihrem Geiste sagen zu können, daß ihr Mörder zu seinem Oro, den wir Christen Teufel nennen, gegangen ist? Pareyma ist mein Weib; sie wollte sich nicht noch einmal von dem Mitonare mit mir trauen lassen, um ihren Vater nicht zu erzürnen; sie ist seinetwegen eine Heidin geblieben, obgleich sie im Herzen an den guten Papa im Himmel glaubt. Darum hat Anoni noch Macht über sie. Er ist zu ihr gekommen, und sie hat ihm folgen müssen; ich aber werde sie mir wiederholen. Joranna**), Sahib, joranna!“

„Ich sage nicht joranna, sondern ich gehe mit Dir!“

„Du willst mich hindern?“

„Nein, ich will Deine Gefahr theilen!“

„So hast Du mich wirklich lieb, Sahib! Komm!“

Ich gab dem Kapitän die nöthige Aufklärung. Der in allen Abenteuern zu Lande höchst behutsame und vorsichtige Master Frick Turnerstick rieth mir ernstlich ab, mir aber war es unmöglich, Potomba zu verlassen; meine Nähe konnte ihm doch vielleicht von Nutzen sein. Der Seemann ging zur Stadt, und ich schritt mit dem Ehri am Strande hin. Sein Auge suchte unter den hier befindlichen Booten, bis er eines gefunden hatte, welches größer war, als das seinige. Es vermochte wohl vier Personen zu fassen.

Draußen am westlichen Horizonte erglänzten die weißen Segel der Hochzeitsflottille, welche seinen Todfeind nach Eimeo trug. Als sie verschwunden waren, stieg er ein, nachdem er in dem Sande ein Zeichen gemacht hatte, welches wohl dem Besitzer des Bootes gelten sollte. Ich sprang ihm nach, legte die Büchse weg und griff nun zum Ruder. Er hißte das Segel; die Prise legte sich sofort kräftig ein, und wir flogen über das ruhige Wasser des Hafens hin, verfolgt von den Blicken derer, welche an dem Ufer standen.

Wir folgten der Flottille nicht direkt, sondern fuhren, als wir über die Korallen hinaus waren, erst an der Küste von Tahiti hin und nahmen dann geraden Kurs auf Eimeo zu. Ich mußte natürlich Potomba die Leitung des Bootes überlassen. Er landete an einer einsamen Stelle, wo sich ein wildes Pisanggestrüpp bis hart an das Wasser erstreckte. Hier legten wir die Segelstange um und zogen das Boot mit allerdings nicht geringer Anstrengung unter ein Blätterversteck. Dann drang Potomba durch das Gestrüpp vorwärts, und ich folgte ihm.

Wir erreichten eine Brodfruchtpflanzung, die uns gute Deckung gewährte, und bald gelangten wir zu einer Anhöhe, von welcher aus wir das ganz nahe gelegene Tamai überblicken konnten. Wir bemerkten sogleich, daß sich der Ort in außerordentlicher Bewegung befand. Am Strande des Meeres lagen die Boote der vor uns angekommenen Flottille; vor einem durch seine Größe sich auszeichnenden Hause, bis an dessen hintere Wand sich ein Bambusfeld zog, bewegte sich eine große Menge Menschen, und nicht weit von uns, grad unter der Berglehne, an welcher wir lagen, stand ein mit Palmenblättern und Blumen geschmückter Altar, dessen Hintergrund zwei Götzenbilder, jedenfalls den Atua und den Oro bedeutend, einnahmen und an welchem vermuthlich die Ceremonie vor sich gehen sollte.

„Was wirst Du thun, Potomba?“ frug ich den Ehri.

„Ich werde warten, bis sie am Altare stehen, und mir dann Pareyma holen.“

„Das wird Dir nicht gelingen.“

„So hole ich sie vom Boote, wenn Matemba mit ihr nach Hause fährt.“

„Wann wird dies geschehen?“

„Heut grad um Mitternacht; so gebietet es die Lehre der Götzendiener.“

„Wem gehört das große Haus da drüben?“

„Es ist das Eigenthum des Priesters.“

„Welche Gemächer bewohnen die Frauen?“

„Pareyma war stets hinten nach der See zu.“

„Hat sie noch die Mutter oder Schwestern?“

„Nein. Ihre Mutter ist längst todt; sie ist das einzige Kind des Priesters.“

„Man wird sie zur Hochzeit schmücken?“

„Ja, und dann läßt man die Braut allein, damit sie mit den Göttern sprechen soll.“

„Der Priester weiß, daß Du heut zurückgekehrt bist!“

„Wer sagte es Dir?“

„Niemand. Siehst Du nicht den Mann, welcher zwischen dem Hause und dem Bambus auf und ab geht? Er hat eine Keule in der Hand und soll Dein Weib bewachen. Das ist ein Zeichen, daß sie gezwungen worden ist und nicht freiwillig nach Eimeo ging.“

„Ich wußte es! Der Ehri von Tahiti fürchtet die Leute von Eimeo nicht; er wird sein Weib öffentlich zurückverlangen!“

Ich kannte die hiesigen Verhältnisse nicht und hielt es also für das Beste, ihn seinen eigenen Entschlüssen folgen zu lassen, doch nahm ich mir vor, ein wenig zu recognosciren. Der Prairiejäger regte sich in mir; ich legte meine Büchse neben Potomba hin, benachrichtigte ihn von meinem Vorhaben und schlich mich an der Seite des Berges hinab bis an das Bambusfeld. Hunde oder andere Vierfüßler hatten schmale Bahnen durch dasselbe getreten. An der Erde fortkriechend, bewegte ich mich auf einem solchen Pfad vorwärts und gelangte so ganz unbemerkt in die nächste Nähe des Hauses. Da ertönte eine halblaute, liebliche Frauenstimme:

„Te uwa to te malema,
Te uwa to hinarro — —“ *)

Es war jene rührende Liebesklage, welche ich früher von den Frauen und Mädchen der Pelew-Inseln hatte singen hören, und es ahnte mir, daß die Sängerin keine Andere sei, als Pareyma. Sofort regte sich das Verlangen in mir, mit ihr zu sprechen. Dieses Wagniß konnte zwar sehr unangenehm für mich ausfallen, aber ich hatte mein Messer und den Revolver bei mir, und für den braven Ehri konnte man sich schon einer kleinen Gefahr aussetzen.

Ich schob mich also vollends bis an den Rand des Feldes. Der Posten kam herbei und ging, ohne mich zu bemerken, obgleich es am hellen Tage war, an mir vorüber. Im Nu stand ich hinter ihm und schlug ihm die Faust so auf den unbedeckten Schädel, daß er besinnungslos zur Erde sank. Jetzt trat ich an die Bambuswand des Hauses, hinter welcher die Stimme erscholl. Ich mußte einige Minuten lang suchen, ehe ich eine kleine defekte Stelle bemerkte, durch welche ich in das Gemach blicken konnte.

Wenn das junge Weib, welches ich erblickte, wirklich Pareyma war, so konnte ich die Liebe begreifen, welche Potomba für sie hegte. Sie stand jetzt nach beendetem Gesange mitten in dem Raume, und ein unaufhaltsamer Thränenstrom floß ihr über die Wangen. Sie war eine schlanke, edle Gestalt, noch voll Jugendfrische, wie man trotz des Herzeleides sah, welches ihren Körper erbeben machte. Ihre schönen, dunklen Augen waren umflort, ihre scharf geschnittenen Brauen fest zusammengezogen und ihre feinen Lippen geschlossen. Nicht eine einzige Blume oder irgend ein Tand war in ihren Haaren oder an ihrer Gestalt zu bemerken; ja, sie schien sogar die Kleidung und die Stoffe verschmäht zu haben, welche man den Europäern ablauscht und abtauscht, um die äußere Erscheinung vermeintlich zu verschönern.

*) Heilig, gefeit, unberührbar.
**) Lebe wohl.

*) „Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich — —“

Ein Pareu von weicher, gelbbrauner Tapa, der ihr nur wenig über die Kniee herabreichte, umschloß ihre Hüften, und ein Tehei von demselben Stoffe verhüllte als Ueberwurf ihre Schultern sammt dem Oberkörper. Ihr rabenschwarzes Haar hing ihr voll, lang und lockig am Nacken hernieder, mit keiner Blüthe besteckt und von keiner wehenden Faser Arrow-root gehalten. Sie war ja selbst eine Blume, welche man hinweggerissen hatte von dem Orte, an welchem sie am schönsten hatte blühen dürfen.

Ich bemerkte, daß sie den Eingang durch einen Baststreifen fest verschlossen hatte, trat zwei Schritte von der Wand zurück und rief halblaut:

„Pareyma!"

Das Schluchzen verstummte; sie hatte mich gehört.

„Mata ori, erschrick nicht; Potomba ist in der Nähe!"

Ein halb unterdrückter Jubellaut ertönte von innen.

„Wer bist Du?" hörte ich dann fragen.

„Ein Freund des Ehri. Willst Du Matemba's Weib werden?"

„Nein. Ich habe meinen Dolch und werde mich tödten, wenn ich keine Rettung finde."

„So bist Du Potomba treu geblieben?"

„Ja. Der Vater kam und zwang mich, mit ihm zu gehen."

„Wer hat die Mutter des Ehri erstochen?"

„Der Vater; sie wehrte sich gegen ihn."

„Liebst Du ihn?"

„Nein. Ich habe ihn geliebt; jetzt liebe ich ihn nicht mehr!"

„Du wirst gerettet werden. Thue Alles, was Dein Vater von Dir verlangt. Wenn es uns nicht eher gelingt, so retten wir Dich auf der Heimfahrt nach Tahiti."

Da erscholl auf der andern Seite des Hauses ein Tamtam; ich trat zu dem Bewußtlosen und legte einen Stein neben seinen Kopf. Steine von ähnlicher Größe lagen auf dem Dache, um dasselbe vor dem Winde zu schützen; es konnte einer derselben herabgerollt sein und den Wächter getroffen haben. Dann kehrte ich auf dem angegebenen Wege wieder zu Potomba zurück.

Er hatte von der Anhöhe aus jede meiner Bewegungen beobachten können und erwartete mich mit sichtlichem Verlangen. Ich erstattete ihm ausführlichen Bericht und wurde beinahe selbst hingerissen von dem Entzücken, welches derselbe in ihm hervorrief.

Jetzt mischten sich in den Klang der Trommel die Töne zahlreicher Flöten; jedenfalls sollte die Ceremonie beginnen. Pareyma wurde aus dem Hause gebracht, und hinter ihr setzte sich ein langer Zug in Bewegung.

„Siehst Du Matemba an ihrer Seite, Sahib?"

„Ich sehe ihn."

„Er war mit unter meinen Verfolgern. Oro wird ihn heute Nacht verschlingen. Ich werde hier Niemandem ein Leid thun, aber während Du mit meinem Weibe sprachst, habe ich hier beschlossen, wie ich Pareyma wieder erhalte. Ich bin ein Christ, Du hast Recht, und dieser Kris soll von keinem andern Blute geröthet werden als von dem Blute meiner Mutter; dennoch sollen sie sterben, aber nicht von meiner Hand!"

Der Zug kam bei dem Altare an, welchen Anoui, der Priester, bestieg, um seine Rede zu beginnen; da verließ mich Potomba und verschwand seitwärts in den Sträuchern. Ich schob mich nun durch dieselben so weit wie möglich vor, um den unter mir liegenden Hang bequem beherrschen zu können. Vor dem Priester standen Matemba und Pareyma; die Tamtams und Pfeifen machten einen ohrenzerreißenden Lärm, welcher auf ein Zeichen des Priesters schwieg. Seine Rede bestand in Schmähungen gegen das Christenthum, für welche ich ihm am liebsten eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte; dann kamen Verwünschungen des abtrünnig gewordenen Ehri, und endlich griff er hinter sich und nahm von dem Altare einige Schädelknochen, welche er Matemba entgegen hielt.

„Lege Deine Hände auf diese Schädel, welche den Köpfen Deiner Voreltern angehörten, und schwöre: Eita anei oe a faarue i ta oe vatrina?*)

Noch hatte Matemba nicht sein „Eita!" gesprochen, als sich Potomba durch die Menge der Zuhörer drängte und vor dem Altare erschien.

*) „Willst Du niemals Dein Weib verlassen?" Dies ist die heidnische Formel, auf welche der Bräutigam mit „Eita" (nein!) zu antworten hat. Ist dies geschehen, so gilt die Ehe für geschlossen.

„Sei gegrüßt, Anoui, Du Vater meines Weibes! Sie ist, als ich nicht daheim war, zu Dir gekommen, und ich folge ihr nach, um sie mir wieder zu holen."

Es entstand eine lautlose Stille. Der Priester streckte abwehrend beide Arme aus und rief:

„Diese Stätte ist heilig; weiche von ihr und uns, Verräther!"

Potomba blieb ruhig. Er legte die Hand auf die Schulter Pareyma's und antwortete:

„Ja, diese Stätte ist heilig, weil ich, ein Christ, auf ihr erscheine. Ich werde gehen, doch gib mir vorerst mein Weib!"

„Entweiche, sonst faßt Dich der Tod!"

„Der Tod?" erwiederte Potomba lächelnd. „Hat er mich gefaßt, als Du mich verfolgtest, um mir mein Leben und mein Eigenthum zu rauben? Ihr Hunderte von Heiden seid nicht stark genug, mir, einem einzigen Christen, den Tod zu geben. Ihr könnt nur Frauen tödten. Hier an diesem Dolche klebt das Blut meiner Mutter. Du hast sie getödtet, Anoui, und ich fordere noch heut ihr Leben oder das Deinige von Dir!"

„So stirb Du selbst!" antwortete Anoui und griff nach ihm.

Potomba wich einen Schritt zurück und rief so laut, daß man es weithin hörte:

„Ich sterben, ich, der Ehri von Papetee? Ich stehe unter dem Schutze meines Gottes; Ihr aber werdet untergehen, wie ich jetzt Euere Götter vernichte!"

Mit einem raschen Sprunge stand er auf dem Altare. Er erfaßte erst das eine und dann das andere der beiden aus Thon gebrannten Götzenbilder und schleuderte sie zur Erde herab, daß sie in Stücke zerbarsten. Dann schwang er den Kris hoch in der Luft und rief:

„Und noch heut werde ich mein Weib von Euch holen!"

Ein einziger, fürchterlicher Schrei der Wuth erscholl aus allen Kehlen. Alle stürzten zum Altare, um den Muthigen zu erfassen; er aber war hinter den Ersteren herabgesprungen und klimmte so schnell wie möglich zu mir empor. Es war ein Glück, daß kein einziger der Anwesenden eine Waffe zu der friedlichen Ceremonie mitgebracht hatte, sonst wäre er verloren gewesen. Kein Einziger? Stand nicht hart am Altare Einer, der soeben seinen Bogen spannte, und da drüben unter der Banane ein Zweiter? Ich zielte und drückte ab, zweimal nach einander; die beiden Heiden stürzten zu Boden.

Jetzt hatte mich Potomba erreicht; seine Verfolger kamen theils den Hang heran, theils suchten sie in eiligem Laufe die Höhe an beiden Seiten zu umgehen.

„Ich danke Dir, Sahib, daß Du mir halfst; die Pfeile hätten mich getroffen. Nun schnell nach dem Boote! Kannst Du gut laufen?"

Ich antwortete nicht, denn dazu war keine Zeit. Eigentlich war es mir nicht convenient, vor diesen Menschen davonzulaufen, aber ich wußte, daß unsere Rettung nur von unseren Beinen abhing. Trotz meiner schweren Stiefel hielt ich gleichen Schritt mit dem Ehri, der eine ganz respektable Lunge und prachtvolle Sehnen haben mußte, denn unsere Feinde blieben weit hinter uns zurück; und als wir das Boot erreichten, blieb uns gerade genug Zeit, es in das Wasser zu reißen, hineinzuspringen und einen genugsamen Vorsprung zu gewinnen, so daß uns kein Pfeil erreichen konnte.

Jetzt erst durchbrachen die Polynesier das Dickicht des Strandes, reckten, als sie uns in Sicherheit sahen, die Arme in die Luft und schnitten uns boshafte Grimassen.

Nachdem ich meine Büchse wieder geladen hatte, griffen wir zu den Doppelrudern und arbeiteten uns gegen den Passat nach Tahiti hinüber. Wir ließen uns dann, ohne dort zu landen, von der Strömung und dem Winde wieder nach Eimeo zurücktreiben und landeten in Alfareaita, einem kleinen Orte, welcher Papetee grade gegenüber liegt.

Hier blieben wir bis zu der bald hereinbrechenden Dunkelheit. Potomba theilte mir nichts mit über das, was er vorhatte, und da diese Schweigsamkeit ihre guten Gründe haben mußte, so unterbrach ich sie mit keiner Frage.

Es war wohl gegen elf Uhr Nachts, als wir wieder aufbrachen. Der Ehri hatte sich vorher eine ziemliche Menge großer und kleiner Fische gekauft und diese mit in das Boot gebracht. Was er mit ihnen bezweckte, konnte ich nicht ersehen, mußte es

aber ja jedenfalls erfahren. Wir ruderten uns bis zur Mitte der Straße, welche die beiden Inseln trennt, und blieben hier.

Es wurde dunkler über dem Wasser; aber vom Himmel leuchteten Tausende von Sternen, und die Wogen lagen um das Canoe wie flüssiger, durchsichtiger Krystall. Da griff der Ehri nach einem der Fische, band ihn an einen Streifen Bast und hing ihn in das Wasser. Schon nach kurzer Zeit erfolgte ein scharfer Ruck. Ein Haifisch hatte sich die Lockspeise geholt. Nach einiger Zeit warf Potomba einen zweiten, dann einen dritten Fisch aus und fuhr so fort, bis sich mehr als ein halbes Dutzend Haie um unser Boot tummelte.

Ich hatte eine leise Ahnung von dem, was er bezweckte. Jedenfalls versammelte er die Hyänen des Meeres um sein Boot, um sich ihrer gegen seine Feinde zu bedienen, aber in welcher Weise dies geschehen sollte, das war mir sehr unklar. Auf alle Fälle jedoch war mir die Nachbarschaft dieser liebenswürdigen Geschöpfe so ziemlich fatal; er zwar hatte sich auf unserer Insel den „Herrn des Haies" genannt, ich jedoch fühlte, trotzdem ich mich einen leidlichen Schwimmer nennen muß, keineswegs eine besondere Sympathie für seine menschenhungrigen Unterthanen; und ich will offen gestehen, daß ich mich auf dem „Wind" meines guten Master Frick Turnerstick behaglicher gefühlt hätte, als in dem schmalen Boote, von dessen niederem Borde aus man die Haie mit der Hand zu berühren vermochte.

Ein Schauspiel, aber ein grausiges, hatte ich allerdings dabei. Das Wasser schien trotz der Dunkelheit der Nacht weißflüssiges Gold zu sein und stieg in immer tieferen, dunkleren Tinten in den Grund hinab. Jede Bewegung in ihm war zu erkennen, und wenn der Ehri einen neuen Fisch auswarf, so nahten sich sechs bis acht fürchterliche Rachen dem Stern des Bootes, um sich die Beute streitig zu machen, und es begann ein Kampf, bei dem sich die Haare während des Gedankens sträuben konnten, daß nur eine dünne Schicht Holzes zwischen ihnen und dem Menschen liege.

Was den Ehri betrifft, so schien er sich um mein unangenehm berührtes Gefühlsleben nicht im Mindesten zu kümmern. Er warf von Zeit zu Zeit einen neuen Fisch aus und forschte dann immer wieder nach der Richtung, aus welcher die Hochzeitsflottille mit dem Brautpaare kommen mußte. Mir war es nicht ganz wahrscheinlich, daß die Trauung nach dem durch uns hervorgebrachten Auftritte noch geschehen sei; er jedoch schien seiner Sache sicher zu sein und stand, als sich am Horizonte ein nebeliger Lichtschein bemerken ließ, im Boote auf, um besser Ausguck halten zu können.

Der Schein kam näher und wurde mit jeder Sekunde heller. Bald erkannte ich, daß er von der Flottille hervorgebracht wurde, da jeder Kahn an seinem Buge mit einer Fackel versehen war.

„Sie kommen," bemerkte Potomba kaltblütig, „und jetzt wird Pareyma wieder mein!"

Er warf die roth und weiß gestreifte Tebuta von den Schultern und griff mit der Rechten nach dem Kris, während er mit der Linken wieder einen Fisch auswarf.

„Diene mir jetzt nur zwei Minuten, Sahib, so will ich Dir gehorchen, so lange als Du willst!"

Ich griff zum Ruder.

Er that dasselbe, und auf seine Anweisung hin beschrieben wir den Kommenden entgegen einen Bogen, lenkten dann auf sie zu und schossen zuletzt, nun mit ihnen parallel, auf das erste Boot der Flotte zu. In demselben saßen drei Personen, die ich deutlich erkennen konnte: Matemba, Anoui und Pareyma. Mit gewaltigem Ruderdrucke an der rechten Seite des Zuges hinstreichend, erreichten wir das Boot, so daß unser linker Bord hart mit dem Ausleger zusammentraf. Die Haie waren uns natürlich bis hierher gefolgt. Ich saß an den Rudern, und Potomba stand jetzt wieder aufrecht im Boote, den Kris in der Faust.

„Pareyma, herüber!" rief er.

Die Gerufene erhob sich und schnellte über den Ausleger zu uns in das Boot. Der Ehri empfing sie mit dem linken Arme und ließ sie niedergleiten, dann bog er sich über Bord und zerschnitt mit zwei raschen Zügen die Baststricke, welche den Ausleger des Hochzeitsbootes mit den Querstangen verband.

Ein fürchterlicher Doppelschrei erschallte; das Boot kenterte; Matemba und der Priester stürzten in das Wasser und wurden augenblicklich von den Haien verschlungen.

Pareyma schlug die Hände vor das Gesicht, Potomba aber ergriff das andere Ruderpaar und legte sich ein. Wir flogen wie vom Bogen geschnellt davon, während die Flottille einen wirren Knäuel bildete, aus welchem sich nur ein einziges Boot löste, um uns zu folgen. Ich griff zur Büchse.

„Ich werde dem Manne eine Kugel geben!"

„Halt, Sahib! Es ist kein Feind, der uns folgt, sondern ein Freund. So rudert nur Ombi, der Diener meines Weibes; ihm und Potomba, dem Ehri, kommt Keiner gleich. Laßt ihn herbei; er wird mit uns gehen!"

Hinter uns heulten jetzt die wüthenden Insassen der Flottille und versuchten, uns einzuholen. Es gelang ihnen nicht; in fünf Minuten hatten wir den „Wind" erreicht, welcher sein Fallreep herniederließ, um uns aufzunehmen.

Jetzt erst nahm Pareyma die Hände von dem Angesichte.

„Potomba, Du hast den Vater getödtet!"

Ombi, der alte Graukopf, sprang aus seinem Boote in das unserige herüber.

„Sage Deinem Herzen, daß es ruhig sei, Pareyma," bat er. „Dein Leid sei mein Leid, und Dein Glück auch mein Glück. Die Götzen sind heute gefallen, und nun wird bei uns sein der gute Papa des Himmels mit seinem Sohne, der auf die Erde kam, um alles Unglück in Freude zu verkehren!"

Wir stiegen empor.

„Schnell, Charley!" rief der Kapitän. „Dort kommen die Kerls mit ihren Fackelbooten, um Euch zu suchen. Herauf, herauf! Löscht die Lichter aus, Jungens!" gebot er seinen Leuten, „und holt rasch die beiden Boote an das Deck, daß dort die Schlingels nichts merken. Sie müssen denken, daß auf unserm guten „Winde" Alles im Schlafe liegt. So, so, die Taue nieder! Zieht, Jungens, zieht! Stopp! Herein mit den Nußschalen! Prächtig; so ist's gut! Nun nehmt die Handspeichen, und wenn Jemand es wagen sollte, die Nase heraufzustecken, dem gebt einen tüchtigen Klapps!"

Eine solche Maßregel war nicht nothwendig. Die Verfolger schienen anzunehmen, daß wir auf das Land zugehalten hätten, und ruderten der Küste entgegen, wo noch lange Zeit der Schein ihrer Fackeln zu bemerken war.

Potai empfing seinen Bruder und die Schwägerin mit Jubel. Dem Kapitän mußte, als wir in der Kajüte versammelt waren, natürlich Alles ausführlich erzählt werden. Als ich damit zu Ende war, reichte mir Pareyma ihr zartes, braunes Händchen entgegen.

„Ich danke Dir, Sahib! Du hast mich vom Tode errettet, denn ich wäre an meinem Messer gestorben, ehe ich mit Matemba das Haus verlassen hätte." — —

Am Morgen stachen wir in See. Fünf Tage später befand sich Kapitän Roberts mit seinen Marsgasten und allem geretteten Gute bei uns an Bord; dann segelte der „Wind" nach Nord bei West, um den Samoa-Archipel zu erreichen.

Auf Seite 64 des laufenden Jahrganges brachte der „Deutsche Hausschatz" die Bemerkung, daß Deutschland auf der Samoainsel Upolu eine Marinestation gegründet habe. Dort, und zwar in Saluafata, wohnt ein reicher, polynesischer Handelsmann, der sich Potomba nennt.

Zuweilen, wenn die Sonne ihr glühendes Gewand in den Fluthen badet, um zur Ruhe zu gehen, rudert der Greis Ombi ein Ausleger-Canoe hinaus auf die Höhe. Darin sitzt Potomba mit Pareyma, und wenn Ombi lauschen möchte, so würde er hören, wie der dunkelfarbige Mann seinem Weibe zuflüstert: „Mata ori, Du Auge des Tages, Du Licht meines Lebens!"

Vielleicht daß in solchen einsamen Stunden das schöne Paar auch der Vergangenheit gedenkt, des Glückes und der darauf folgenden Trübsal auf Tahiti, des Hochzeitstages auf Eimeo, der Fahrt nach den Pomotu- und Samoa-Inseln, des alten, braven Master Frick Turnerstick und — vielleicht auch des Germani mit den großen Seemannsstiefeln, dem heute, wo er dieses niederschreibt, noch die klagenden Worte im Ohre nachtönen:

„Te uwa to te malema,
Te uwa to hinarro — —".

Verantwortlicher Redacteur: **Benanz Müller** in Regensburg. — Druck und Verlag von **Fr. Pustet** in Regensburg, New York und Cincinnati.



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein Fürst des Schwindels.

Nachdruck verboten.

Nach authentischen Quellen von **Ernst von Linden.**

1. Aqua benedetta.

Friedrich der Zweite hatte sich auf den Thron Preußen's gesetzt. Seine Politik modelte er nach den Satzungen des heute noch geheimnißvollen „Testamentes des großen Kurfürsten". Zunächst richtete er sein Augenmerk auf einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich. Zu diesem Zwecke sandte er den Baron von Langenau nach Versailles, um Ludwig den Fünfzehnten für seine Pläne günstig zu stimmen.

Der Baron war zwar noch jung, besaß aber das vollste Vertrauen seines Königs und sah auch seine Bemühungen von einem solchen Erfolge gekrönt, daß eine baldige Unterzeichnung des Vertrages in sicherer Aussicht stand. Heute war er wieder zu einer Audienz nach Versailles befohlen und deßhalb zu Wagen von Paris herbeigekommen, um wo möglich seine Aufgabe zur letzten Entscheidung zu bringen.

Er fuhr nicht bis an das Schloß selbst heran, sondern ließ bereits in ziemlicher Entfernung von demselben halten und stieg aus. Zu Fuße begab er sich unbemerkt nach der Umzäunung des Parkes und schritt an derselben hin bis zu einer Pforte, an welcher er sich halblaut räusperte. Sofort klirrte ein Schlüssel in dem Schlosse; es wurde von innen geöffnet, und er sah sich einer Dame gegenüber, deren Schönheit allerdings geeignet erschien, einen so außergewöhnlichen Schritt zu erklären.

„Amély!"

„Charles!"

Er nahm ihre kleine Hand, bückte sich auf dieselbe nieder und küßte in galanter Courtoisie die Fingerspitzen ihrer seidenen Handschuhe.

„Tausend Dank, ma belle amie, daß Sie so gütig sind, meine Bitte zu erfüllen! Schließen wir die Pforte?"

„Ja, wir schließen sie, mon ami. Sie können unmöglich ohne Wagen an dem Portale erscheinen und müssen also durch den Park Entrée nehmen. Allerdings begebe ich mich durch die Erfüllung Ihres Wunsches in große Gefahr, denn der König promenirt soeben im Parke, doch schien es mir nöthig, Ihnen vor Ihrer Unterredung mit dem Monarch Nachricht über die Erfolge meiner Thätigkeit zu geben."

„So haben Sie wirklich Erfolge zu verzeichnen, Amély?" frug er, ihren Arm nehmend und in einen schmalen Seitenpfad einbiegend.

„Allerdings, wenn auch nicht nach der Seite hin, auf welche Sie mein Augenmerk zu richten strebten. Allerdings ist meine Tante als Freundin und erste Hofdame der Marquise de Pompadour nicht ohne Einfluß auf diese und ma chère tante hat mich zu lieb, als daß sie mir einen erfüllbaren Wunsch abschlagen könnte, doch — doch — — —"

„Nun, meine Theure, doch — doch — — —?"

„Darf ich aufrichtig sein, lieber Freund?"

„Vollständig; ich bitte darum! Sie scheinen mir etwas zu sagen zu haben, von dem Sie annehmen, daß es mich verletzen könnte; aber bedenken Sie, daß es mir ohne vollständige Klarheit vielleicht unmöglich sein würde, meine schwierige Aufgabe zu lösen, und ein zu reges Zartgefühl also nicht am Platze sein dürfte!"

„Nun wohl! Tante kann nichts für Sie thun, weil — weil — — —"

„Weil — — —? Ich bitte wirklich dringend, fortzufahren, Amély!"

„Es fällt mir schwer, doch sei es gesagt: die allmächtige Marquise scheint eine Antipathie zu hegen, deren Gegenstand — —"

„Deren Gegenstand ich bin; ist es nicht so?"

„Allerdings, mein Freund. Natürlich bin ich der festen Ueberzeugung, daß diese Abneigung oder — sagen wir lieber — diese Idiosynkrasie eine vollständig ungerechtfertigte ist; aber Sie haben das Unglück gehabt, die Hand der Marquise beim Audienzkusse mit drei statt nur mit zwei Fingern zu berühren, und für solche Dinge hat sie ein Gedächtniß, welches nur höchst selten zum Vergeben geneigt ist."

„Bon! Ich werde also auf ihre Zuneigung verzichten müssen. Aber, sprachen Sie nicht von einer anderen Seite?"

„Von einer Seite, auf welcher sich ein Einfluß auf den König zu Gunsten Ihrer Mission geltend zu machen sucht — — gegen die Ansichten der Marquise. Sie verstehen mich?"

Der Baron machte eine zustimmende Geberde, und die Dame sprach leise weiter: „Freilich hat sich der König in dem Grade von der Marquise abhängig gemacht, daß schließlich ihre Stimme

doch siegen könnte. Schlagen wir nun eine andere Richtung ein, mein Lieber. Dieser Pfad führt nach der großen Fontaine, und wenn wir ihm weiter folgen, so laufen wir Gefahr, der Majestät mit sämmtlichen Herren und Damen des Hofes zu begegnen!"

Sie hatte mit diesen Worten Recht, denn von dem berühmten Bosquet de Fosan aus bewegte sich eine lange Reihe von einzelnen Gruppen nach der großen Fontaine zu, voran der König, an der Seite der Marquise von Pompadour, und zunächst hinter ihm in der Mitte einiger hervorragenden Hofdamen die erste Dame der Marquise, Madame d'Hausset an der Seite der durch ihre weiten Reisen und ihre diplomatischen Antecedentien wohlbekannten Gräfin von Gergy.

Die Marquise ging am Arme des Königs. Sie trug eine Robe von schwarzer Soie de Lyon, ein rundes Jagdmützchen auf dem Kopfe und stützte sich mit der Hand auf einen massiv elfenbeinernen Stock, dessen Griff reich mit Brillanten und Rubinen verziert war. Ihr Gespräch mit Louis quinze schien einen Gegenstand zu betreffen, welcher geeignet war, das höchste Interesse der beiden hochgestellten Personen in Anspruch zu nehmen.

„Kennen Sie seine Abstammung, Madame?" frug der König.

„Sie ist ein Geheimniß, Sire, über welches er die tiefste Verschwiegenheit beobachtet, und ich glaube, daß selbst Ew. Majestät Fragen hier ohne Erfolg sein würden," antwortete die berüchtigte Frau, welche ihren Einfluß auf einen unsittlichen Herrscher so klug zu verwenden verstanden hatte, daß sie die eigentliche Gebieterin Frankreich's war.

„Dann hat er sicherlich Gründe, seine Vergangenheit zu verbergen. Er ist aber trotzdem ein höchst sehenswerther Abenteurer."

„Der dem Staate von unendlichem Nutzen sein kann," fügte die Pompadour angelegentlich hinzu. „Es scheint sicher zu sein, daß ihm die Fabrikation edler Steine und Metalle wenig Schwierigkeiten verursacht. Er hat während der kurzen Zeit seines Hierseins die bewundernswerthesten Kuren vollbracht und besitzt ein Elixir, welches die Einwirkungen des Alters vollständig aufhebt."

„Also ein Adept, ein Wunderdoctor!"

„Mehr, viel mehr als dies, Sire! Er zeichnet und malt genial, ist Virtuos verschiedener musikalischer Instrumente, singt zum Entzücken, modellirt gleich einem Künstler und spricht außer französisch, englisch, deutsch, italienisch, spanisch, portugiesisch und den sämmtlichen alten Sprachen auch arabisch, türkisch, persisch und chinesisch. Der Mann ist auf alle Fälle ein Mirakel."

„Und zwar eins von denen, deren Bewunderung dann schließlich in Enttäuschung übergeht."

Die Marquise schüttelte mit dem Kopfe; sie war sichtlich bemüht, die Zweifel des Königs zu beseitigen.

„Dann müßte die Enttäuschung längst eingetreten sein, Sire, denn der Graf von St. Germain ist eine Berühmtheit, welche nicht erst seit zwanzig oder dreißig Jahren von sich reden macht."

„Ah! Dann besitzt er ein hohes Alter?"

„Nein, denn er wird nie alt. Ich hatte bereits die Ehre, sein Elixir zu erwähnen, welches ewige Jugend und Gesundheit verleiht. Man erzählt von ihm, daß er bereits vor mehreren hundert Jahren, ja vielleicht schon vor tausend Jahren gelebt habe."

„Madame!" rief Ludwig in beinahe verweisendem Tone. „Hat er selbst es gewagt, Ihnen diese Unwahrheiten zu erzählen?"

„Unwahrheiten, Sire? Wenn ich nicht die vollständige Ueberzeugung hätte, daß ich von Thatsachen spreche, so würde ich nicht wagen, den Grafen zum Gegenstande des Gespräches zu machen. Uebrigens gibt er niemals irgend eine Auskunft über sich und seine Verhältnisse, sondern Alles, was man von ihm weiß, ist erst durch Andere und zwar durch vollgültige Zeugen bekannt geworden."

„Nach dem, was ich von Ihnen hörte, Madame, dürfen sich diese Zeugen wohl keiner allzugroßen Zuverlässigkeit rühmen."

„Doch, doch, Sire! Mir wenigstens gilt zum Beispiele das Wort der Gräfin von Gergy als höchst vertrauenswerth."

„Die Gräfin Gergy?"

„Deren verstorbener Gemahl vor nun bereits fünfzig Jahren Gesandter in Venedig war."

„Sie ist mir gewissermaßen selbst ein Räthsel. Ich kenne sie beinahe seit zwei Dezennien und sehe nicht, daß sie in dieser langen Zeit nur einen Tag gealtert hätte."

„Gestatten Ew. Majestät, die Gräfin zu rufen!"

Sie wandte sich zu dem Gefolge zurück und winkte. Die Wittwe des einstigen venetianischen Gesandten beeilte sich, der Aufforderung Folge zu leisten, und trat mit einer tiefen Verneigung an die linke Seite des Königs.

„Seine Majestät wollen das Nähere über Ihr Zusammentreffen mit dem Grafen von St. Germain in Venedig erfahren, meine Liebe," erklärte die Marquise.

Die Gräfin verbeugte sich zustimmend.

„Darf ich fragen, wie alt mich Ew. Majestät schätzen?" begann sie ihren Bericht.

Der König lächelte über diese Frage, welche eine Dame nur in der sichern Erwartung eines Complimentes auszusprechen pflegt. Er befand sich bei gnädiger Laune und beschloß, die Gräfin durch eine möglichst hohe Ziffer zu ärgern. Er schätzte sie fünfzig und hielt es für unmöglich, daß ihr Gemahl vor eben dieser Zeit in Venedig gewesen sein könne, antwortete aber schnell und kurz:

„Sechzig!"

Jetzt war es Frau von Gergy, welche lächelte.

„Sire, mein erstes Zusammentreffen mit dem Grafen von St. Germain fällt um volle fünfzig Jahre zurück," antwortete sie, „und damals zählte ich einige Jahre über dreißig."

„Nicht möglich!" rief Ludwig. „Dann wären Sie ja über achtzig Jahre alt!"

„Das bin ich auch, Sire. Ich habe in Bezug auf mein Aeußeres jenes Alter von dreißig Jahren ein volles Vierteljahrhundert hindurch unverändert behalten, und zwar in Folge eines Trankes, welchen mir der Graf von St. Germain damals gab, und selbst als der letzte Tropfen dieses köstlichen Elixirs verbraucht war, hat sich seine Wirkung bis auf den heutigen Tag erstreckt. Ich bin langsamer alt geworden als Andere, habe nie das leiseste Unwohlsein gespürt und hege die feste Ueberzeugung, daß ich auch heut nur dreißig Jahre alt erscheinen würde, wenn mir jener Wundertrank nicht ausgegangen wäre."

„Und der Graf? Er selbst braucht natürlich auch dieses Zaubermittel?"

„Augenscheinlich, denn er hat seit jener Stunde, in welcher ich ihn vor fünfzig Jahren zum ersten Male sah, nicht um einen Augenblick gealtert."

„Erzählen Sie uns von Ihrer zweiten Begegnung! Sie muß voller Ueberraschung gewesen sein."

„Ich traf ihn ganz unerwartet bei Madame," berichtete die Gräfin mit einer Verneigung gegen die Marquise Pompadour, „und glaubte, einen dem Vater außerordentlich ähnlichen Sohn vor mir zu sehen. Ich trat auf ihn zu und bat ihn, mir zu sagen, ob nicht sein Vater um das Jahr 1700 in Venedig gewesen sei."

„Was antwortete er?"

„„Nein, Madame,"" antwortete er gelassen; „„es ist schon viel länger her, daß ich meinen Vater verlor; aber ich selbst wohnte zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Venedig. Ich hatte die Ehre, Ihnen dort einiges Interesse einzuflößen, und Sie waren gütig genug, einige Barcarolen meiner eigenen Composition, welche wir zusammen sangen, hübsch zu finden.""

„„Verzeihen Sie, aber das ist unmöglich,"" warf ich ein; „„denn der Graf von St. Germain, den ich damals kannte, war wenigstens fünfundvierzig Jahre alt, und Sie haben jetzt höchstens erst das gleiche Alter!""

„„Madame,"" sagte der Graf lächelnd, „„ich bin schon sehr alt, so alt vielleicht, daß ich den Tag meiner Geburt längst vergessen habe.""

„„Aber dann müssen Sie ja nahe an hundert Jahre zählen!""

„„Finden Sie das unmöglich?""

„Und nun erzählte er mir eine Menge kleiner, näherer Umstände, welche sich auf unsern gemeinschaftlichen Aufenthalt in Venedig bezogen, und von denen nur ich und St. Germain wissen konnten. Sein außerordentliches Gedächtniß erinnerte sich nicht nur der unbedeutendsten Einzelnheit, sondern jedes Wortes, welches damals zwischen uns gesprochen wurde, und um mich gänzlich zu überzeugen, zeigte er mir eine kleine Narbe an seiner Hand, welche dadurch entstanden war, daß er sich einst an meiner Sticknadel blutig riß."

„Hat er Sie hier besucht?" frug der König.

„Nein, Sire; seine Zeit ist ganz außerordentlich in Anspruch genommen. Alles, was ich erreichte, war die Erlaubniß, auf einige wenige Minuten bei ihm vorsprechen zu dürfen."

„Und Sie thaten es?"

„Sicher. Ich durfte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den berühmten Mann chez soi même zu sehen."

„Wie fanden Sie es bei ihm?"

„Wenn ich erwartet hatte, einen Einblick in die ganze Enfilade seiner Wohnräume zu gewinnen, so fand ich mich getäuscht, denn ich durfte nur ein einziges Zimmer betreten, und dieses zeigte nicht die geringste Merkwürdigkeit. Doch brachte er aus den Nebenräumen Manches, was mich in Erstaunen versetzte, zum Beispeil seine Diamantensammlung, welche mich geradezu an Aladin's Wunderlampe erinnerte. Sie ist viele, viele Millionen werth."

„So ist er reich?"

„Ich bin davon überzeugt, obgleich man sich seinen Reichthum auf keinerlei Weise zu erklären vermag. Er hat keine Güter, keine Renten, keine Banquiers, keine feste Einnahme irgend einer Art; Karten und Würfel berührt er nie, und dennoch führt er einen großen Haushalt, hat Bediente, Pferde und Wagen und eine ungeheure Menge von Edelsteinen in allen Größen, Gattungen und Farben. Man weiß wahrhaftig nicht, was man von dem Allen denken soll!"

„Er ist jedenfalls ein geschickter Charlatan; man wird ihm vielleicht einmal begegnen," meinte Ludwig.

Er konnte nicht gestehen, daß er schon längst von dem Grafen gehört hatte und mehr an das Erzählte glaubte, als er sich merken ließ. War es denn nicht vielleicht möglich, daß er bei dem „geschickten Charlatan" Hülfe gegen die immerwährende Ebbe in seinen Kassen finden konnte? Dieser Gedanke hatte ihn bereits viel beschäftigt, und deßhalb hatte er es über sich gewonnen, dem Grafen just für die jetzige Stunde ein scheinbar zufälliges Rendezvous andeuten zu lassen.

Diese Andeutung war verstanden und befolgt worden. Eben als man um eine Ecke bog, war ein Mann zu erblicken, welcher eine Rose in der Hand hielt und sie so sorgfältig betrachtete, daß er das Nahen des Hofes nicht zu bemerken schien. Das Auge des Königs glitt forschend über die Gestalt des Fremden und leuchtete dann mit zufriedenem Blick auf. Er hatte den Erwarteten erkannt. Dessenungeachtet aber frug er mit zorniger Miene:

„Wer ist dieser Mann? Es ist ja bekannt, daß während Unserer Anwesenheit Niemand Zutritt finden soll!"

Die Gräfin von Gergy hatte die Situation sofort begriffen.

„Sire," antwortete sie, „es ist der Graf von St. Germain. Er ist gewohnt, mehr als Andere wagen zu dürfen. Gestatten Ew. Majestät, ihn vorzustellen?"

Der König nickte zurückhaltend.

„Wir wollen Uns geneigt finden lassen, Uns einige Minuten mit ihm zu unterhalten."

Frau von Gergy trat zu dem wunderbaren Manne, begrüßte ihn und führte ihn dann dem König zu.

Er war von mittlerer Größe und sehr elegantem Benehmen, hatte regelmäßige Züge, eine tiefbraune Gesichtsfarbe und schwarzes Haar. Seine Kleidung war einfach, aber geschmackvoll. Der einzige Luxus, welchen er zeigte, allerdings auch ein außerordentlich ungewöhnlicher, bestand in einer großen Menge von Diamanten, welche er an allen Fingern, an der Uhrkette und statt der Knöpfe trug. Die Schuhschnallen allein würde jeder Kenner auf mindestens 200,000 Francs geschätzt haben.

Ludwig nahm dessen ehrerbietigen Gruß mit freundlichem Kopfnicken entgegen und begann, wie er es fast stets zu thun pflegte, die Unterredung ohne alle Einleitung:

„Man sagt, Sie seien mehrere Jahrhunderte alt. Ist das wahr?"

„Sire," antwortete St. Germain mit einem Ausdrucke in Stimme und Gesicht, welcher nur Leuten von Geist eigen ist, „ich belustige mich zuweilen damit, nicht glauben zu *machen*, sondern glauben zu *lassen*, daß ich schon in den ältesten Zeiten gelebt habe."

„Doch die Wahrheit, Graf, ist — — —"

„Die Wahrheit ist häufig unergründlich," antwortete er ausweichend.

„Nach der Versicherung mehrerer Personen von denen Sie schon unter der Regierung meines Großvaters gekannt worden sind, scheint es, als ob Sie über hundert Jahre zählen."

„Das wäre ja nicht einmal ein sehr überraschendes Alter. Im Norden von Europa habe ich Menschen gesehen, welche 160 Jahre und darüber alt waren."

„Ich weiß es, daß es deren gibt; aber Ihr jugendliches Aussehen ist es, welches alle Forschungen der Gelehrten über den Haufen wirft. Ich würde mich freuen, den Beweis zu erhalten, daß Sie schon im vorigen Jahrhunderte lebten."

„Das wird sehr leicht sein, Sire!"

Er zog ein in gothischer Art gebundenes Souvenir aus der Tasche, öffnete es und nahm eins der zahlreichen Blätter, welche es enthielt, heraus.

„Wird ein Zeugniß des großen Montaigne genügen, Majestät?"

„Wie?" frug der König erstaunt; „Sie wollen Montaigne persönlich gekannt haben, der im Jahre 1592 gestorben ist?"

„Ich stelle diese Behauptung auf und bitte, sie beweisen zu dürfen!"

„Geben Sie das Blatt der Marquise!"

Der Graf folgte diesem Befehle, und Frau von Pompadour las die Zeilen des damals für unübertroffen geltenden Philosophen vor:

„Il n'est homme de bien qui mette a l'examen des lois toutes ses actions et pensées, qui ne soit pendable six fois en sa vie; voire tel qu'il serait dommage et très injuste de punir.

A son ami, le comte de Saint-Germain.
M. Eyquem de Montaique"*)

Der erstaunte Monarch griff nach dem Zettel und überzeugte sich, daß Montaigne ihn im Jahre 1580 mit eigener Hand geschrieben hatte.

„Das ist merkwürdig, höchst merkwürdig!" rief er und wandte sich zu seinem Gefolge: „Kommen Sie her, meine Herren, und sehen Sie hier den Grafen von St. Germain, welcher so alt ist, daß er Montaigne persönlich kannte!"

Der Herzog von Brancas, der Herr von Gontout, der Abbé Bernis und Andere traten näher, nahmen Einsicht in die Zeilen und vermochten nicht, ihre Verwunderung zurückzuhalten. Ihr Erstaunen wurde noch größer, als sie die Edelsteine bemerkten, welche der Graf an sich trug. Der König bemerkte es und frug:

„Sie scheinen ein großer Freund von Steinen zu sein?"

„Ich pflege mich viel mit ihnen zu beschäftigen, Sire. Besonders ist es ihre Entstehung und ihr Wachsthum, welches mich lebhaft interessirt."

„Das heißt, Sie halten es für möglich, daß ein Mensch so tiefen Einblick in diese Entstehung gewinnen kann, daß es ihm gelingt, solche Steine beliebig hervorzubringen?"

„Der Wissenschaft ist Alles möglich, Majestät, nur daß sie an die Entwickelung unsers Wissens gebunden ist und nur selten einen ihrer Jünger in der Weise bevorzugt, daß sie ihm einen deutlichen Einblick in die Schöpfungswerkstätten der Natur gestattet."

„Vielleicht sind Sie selbst ein solcher bevorzugter Liebling der Wissenschaft. Vermögen Sie, aus kleinen Diamanten große zu machen?"

„Wer dieses vermöchte, Sire, der würde sicher mit seiner Kunst zurückhaltend sein," lautete die ausweichende Antwort. „Eher darf man davon sprechen, Perlen wachsen zu lassen."

„Ist Ihnen das möglich?"

„Ja. Ich gebe ihnen die fünf-, ja zehnfache Größe und verleihe ihnen dabei denjenigen Grad von Wasser, welcher mir beliebt."

„Das ist viel. Haben Sie schon davon gehört, daß es fleckige Diamanten gibt?"

Ueber die geistreichen Züge des Grafen glitt ein feines, fast schonendes Lächeln.

„Ich habe deren sehr oft selbst gehabt. Wer eine Aufmerksamkeit, wie die meinige, den Steinen widmet, kennt jede ein-

*) „Es gibt keinen Menschen, der bei gesetzlicher Prüfung seiner Handlungen und Gedanken sich nicht wenigstens sechsmal hängenswerth fände; es ist daher Schade und sehr ungerecht, zu strafen.
Seinem Freunde, dem Grafen von Saint-Germain.
M. Eyquem de Montaigne."

zelne ihrer Sonderheiten. Die Flecken lassen sich fast stets entfernen."

„Wie, Sie hätten wirklich das Geheimniß entdeckt, nach dessen Enthüllung die Kunst bisher vergebens strebte?"

„Die Lösung ist nicht schwer, Sire. Gelang sie Andern nicht, so lag es nicht an der Kunst, sondern an den Künstlern."

„Wenn ich nun die Wahrheit Ihrer Behauptung einer Prüfung unterwerfe?"

„Ich werde sie bestehen."

Diese Antwort klang so stolz und zuverlässig, als handle es sich um die Entfernung eines Weinfleckes aus einem Stücke Seidenzeug. Auf den König schien dieses Selbstvertrauen Eindruck zu machen. Er zog einen Diamanten hervor und bewies damit augenscheinlich, daß er auf das Zusammentreffen mit St. Germain vorbereitet sei.

„Sehen Sie diesen Stein! Er würde 4000 Francs mehr werth sein, wenn er rein wäre."

Der Graf betrachtete den Diamanten aufmerksam.

„Der Fleck ist etwas groß, aber ich werde ihn dennoch fortbringen. Wollen Ew. Majestät den Stein mir anvertrauen?"

„Sie dürfen ihn mitnehmen. Mein Juwelier, der ihn jetzt auf 6000 Francs schätzt, versichert, 10,000 für ihn zahlen zu können, wenn er den Fleck nicht hätte."

„In vierzehn Tagen gebe ich mir die Ehre, ihn vollständig rein zurückzubringen."

„Man wird dann Grund haben, Ihre Geschicklichkeit anzuerkennen. Aber sagen Sie einmal aufrichtig, Graf; man spricht von einem Lebenselixir, von einem Aqua benedetta, welches Sie zu bereiten verstehen, und durch welches Freunde von Ihnen Schutz vor den Einwirkungen des Alters gefunden haben sollen."

„Die Natur ist ewig jung, Sire. Wer ihre Lebenskraft zu extrahiren und in den menschlichen Organismus überzuführen versteht, kennt kein Alter und keinen Tod. Er kann Tausende von Jahren gelebt haben, ohne davon zu sprechen."

„Sie weichen mir aus und geben dennoch Ihr Eingeständniß. Sie selbst haben sich außerordentlich gut conservirt und danken diese immerwährende Jugend jedenfalls nur der Wirkung dieses Zauberwassers."

„Krankheit und Tod lassen sich nicht durch einen bloßen Wunsch, sondern nur durch Waffen besiegen, Majestät."

„Und stehen diese Waffen nur Ihren speziellen Freunden zu Gebote?"

„Nur. Das Aqua benedetta wird unter einer Constellation der Gestirne bereitet, welche für die rechte Wirkung des Trankes eine innige Sympathie zwischen dem Verfertiger und demjenigen, welcher sich des Mittels bedient, voraussetzt."

„So sind für die Zubereitung dieser Lebenstinktur auch astrologische Kenntnisse von Nöthen?"

„Ich leugne es nicht und gestehe, daß diese Kenntnisse nicht schülerhafte sein dürfen. Die Gestirne werden von derselben Kraft gehalten, welche wir, so lange sie im Leibe des Menschen thätig wirkt, das Leben nennen. Aus dem Laufe der Sonnen und Sterne ist sie berechenbarer als aus den Bewegungen unserer Glieder, und so schwer diese Berechnungen sind, es ist nothwendig, sie zu Rathe zu ziehen, wenn man das kühne Unternehmen wagt, die ewige Kraft in den vergänglichen flüssigen Tropfen zu bannen."

„Sichert dieser Trank auch gegen die Folgen äußerer Verletzung?"

„Nein, Sire. Das Leben, welches mit ihm in den Organismus strömt, kann durch gewaltsame Angriffe vernichtet werden. Die Aufgabe, ein Elixir zu bereiten, welches selbst den Streich einer tödtlichen Waffe unschädlich macht, ist noch keinem Sterblichen zu lösen gelungen, doch hoffe ich" — und dabei ging ein siegesbewußtes Lächeln über seine Züge — „auch diese Schwierigkeit noch zu überwinden."

„Sie sind kühn in Ihren Hoffnungen, Graf!"

„Ein Mann, welcher nicht genau weiß, was er zu leisten vermag, ist kein Mann, Sire; er wird nie zur vollständigen Entwickelung der Kräfte gelangen, welche ihm von dem gütigen Schöpfer verliehen sind."

„Sie mögen Recht haben, Graf. Wir finden überhaupt Wohlgefallen an Ihrer Unterhaltung. Lassen Sie sich wieder sehen. Man wird Ihre Gegenwart nicht ungern bemerken."

„Dann ersuche ich Ew. Majestät, mir gütigst die Stunde bestimmen zu lassen, in welcher ich erscheinen darf."

„Man wird dies in der Voraussicht thun, daß Uns durch Ihre Kenntniß der Naturgeheimnisse nach den Anstrengungen Unsers schweren Berufes eine Stunde besserer Erholung bereitet werde."

Mit einem huldvollen Neigen des königlichen Hauptes wurde der Graf entlassen. Er entfernte sich und schritt einer entlegenen Partie des Parkes zu. Eben stand er im Begriffe, um eine künstliche Felsengruppe zu biegen, als hinter derselben der Baron von Langenau hervorkam. Dieser hatte seine Unterredung mit Fräulein d'Hausset beendet und wollte sich nach dem Schlosse verfügen, als ihn diese unerwartete Begegnung mit einer Ueberraschung erfüllte, welche sein offenes Gesicht nicht sofort zu verbergen vermochte. Auch über das Angesicht des Grafen glitt ein Zug, welcher fast die Folge eines Schrecks genannt werden konnte, doch hatte sich der seltene Mann so in der Gewalt, daß seine Miene schon im nächsten Augenblick einen ruhigen Ausdruck annahm.

„Ah, der Herr Baron von Langenau, wenn ich mich nicht irre!" meinte er mit einem beinahe gnädigen Nicken seines stolz erhobenen Kopfes.

„Sie irren sich allerdings nicht, Herr Ritter von Schöning, Graf Tzarogy oder wie Ihr eigentlicher Name lauten mag. Sagen Sie einmal aufrichtig, mein Herr, mit welcher Magie operirt man in Versailles besser, mit der schwarzen oder mit der weißen?"

Es klang eine unendliche Bitterkeit aus seinem Tone. Der Graf blickte ihm jetzt kalt und starr in das Angesicht und antwortete:

„Je nach dem Erfolge, welchen man zu erzielen beabsichtigt, mein Herr. Und dieser Erfolg ist immer ein sicherer, wenn man sich nicht Leuten anvertraut, welche zu schwach sind, Großes ertragen zu können. Wie befindet sich Ihr Vater, Herr Baron?"

„Ich danke; sehr wohl!"

„Das heißt?"

„Das heißt, daß er keine Gelegenheit mehr hat, sich schlecht zu befinden. An dem Tage, an welchem Sie die Güte hatten, uns ohne Abschied zu verlassen, bemerkte er, daß er sich an den Bettelstab laborirt hatte. Ihre bewundernswerthe Kunst hatte ihn von sämmtlichem Gold und Silber befreit und ihm nichts gelassen, als ein Stück armseliges Blei in Kugelform. Leider verstand er mit demselben besser umzugehen, als mit Gaunern und Betrügern. Statt dem Schwindler, welcher mit unserer sämmtlichen Habe von dannen zog, auch dieses Blei noch anzubieten, behielt er es für sich selbst. Der Schuß gelang, mein Herr, und es lebt nun ein Zeuge Ihres Talentes weniger."

„Das thut mir leid, obgleich es vorauszusehen war, da Ihr Vater meinen wohlgemeinten Rathschlägen niemals Gehör schenkte. Er war ein Schüler, welcher unbedingt nach der Mahnung seines Meisters hätte handeln sollen. Wer aus seinem physischen Dasein heraustritt, um mit den Geistern zu verkehren, muß den Muth haben, sie sich unterthan zu machen, sonst überwältigen sie ihn, und er ist verloren. Der Fall thut mir nun Ihretwegen leid. Kann ich Ihnen hier in irgend einer Weise dienlich sein?"

„Ich muß auf Ihre Gefälligkeiten verzichten, da ich nichts besitze, um sie mit meinem Ruin bezahlen zu können!"

„Ich bin sehr nachsichtig, mein Herr, aber wahren Sie dennoch Ihre Zunge! Der Graf von St. Germain, welcher soeben eine vertrauliche Unterredung mit dem König hatte, fühlt sich keineswegs gezwungen, die grundlosen Malicen des Barons von Langenau ruhig anzuhören."

„Graf von St. Germain? Lassen Sie mich Ihnen zu diesem neuen Titel gratuliren! Auch ich habe heute Einiges mit dem König zu besprechen und werde nicht versäumen, ihm den Herrn Grafen zur Regelung seiner Finanzen zu empfehlen."

„Daß heißt, Sie wollen sich mir als Feind gegenüber stellen? Welcher vorsichtige Mann wünscht sich einen überlegenen Gegner! Erlauben Sie mir, Ihnen eine höchst werthvolle Lehre zu geben: Ein kluger Diplomat — und dieser Carrière scheinen Sie sich ja doch zugewandt zu haben — bekämpft seinen Feind stets nur im Stillen und aus wohlgedeckter Stellung; er verräth deßhalb um keinen Preis und mit keiner Miene seine innere Gesinnung, denn diese Unvorsichtigkeit kann ihm seine Ziele leicht in unerreichbare Ferne rücken."

„Ich habe Ihre höchst werthvolle Lehre angehört, um ganz in die Tiefe Ihres menschenfreundlichen Herzens blicken zu können, habe aber leider nicht die Intention, sie zu beherzigen. Wir Deutschen sind ein ungelecktes Volk, welches gewohnt ist, auf starken Sohlen seinen geraden Weg zu wandeln und auch dem überlegenen Feinde sich Auge in Auge zu stellen. Herr Graf von St. Germain, ich verachte Sie und werde dafür sorgen, daß Ihre Künste hier keine Opfer finden!“

Mit einer verächtlichen Handbewegung wandte er sich ab und schritt von dannen. (Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern.

Nachdruck verboten.

Erzählt von **Franz Trautmann.**

Illustrirt von **K. Weigand.**

(Fortsetzung.)



15.

Ein reines Herz gebrochen.

Die Liebe ist wie ein Rosenstock. Dem Einen blüht er wohl und setzt stets neue Knospen an. Dem Anderen mißglückt's. Oder wenn sich etwas zeigt — heute roth — morgen todt.

Hast du ein trautes Weib, o schau' nicht weg von ihr, und halte sie hoch in Ehren all in jeder Zeit. Wer weiß, wie bald du allein bist! Drum thu', was du ihr an den Augen absiehst.

Dran ließ es Parcival von Puchberg nicht fehlen.

Aber die Margreth war doch nimmer, wie dazumal. So schön und anmuthig wohl noch, aber blaß und blasser ward sie von Mond zu Mond.

Und da sie Ritter Parcival einmal fragte: „Was fehlt dir, süßes Weib — ?“ Da lächelte sie und sagte: „Nächst kömmt der Lenz — da wird mir besser werden.“

Das sagte sie so eigen, daß es den Ritter ganz wehmüthig stimmte.

Im Schloßgarten stand ein Kreuz.

Davor betete die Margreth oft, kam stets mild heiter zurück, und was die Welt der reinsten Liebe in sich schließt, all das sah Parcival in ihren schönen Augen. Da schloß er sie gern in seine Arme und sagte etwan: „Mein theueres Weib, ich lieb' dich, wie am ersten Tag, und an eine Andere ist nie ein Gedanke in mir aufgestiegen. Bist du mir auch im Herzen wie allzuerst ergeben?“

Ueberaus innig sah sie ihn da an und sagte: „Fragst du mich das wieder. Ganz aus vollem Herzen lieb' ich dich!“

Einst betete sie wieder beim Kreuz.

Als sie sich erhob, stand Ritter Parcival unfern von ihr.

Der sagte: „Ich hab' dich willenlos belauscht, Margreth, du hast doch was auf dem Herzen.“

Da nahm sie ihn an beiden Händen und nickte ganz leise zu.

Nach einer Weile sagte sie: „Ja, ich hab' dir Etwas verheimlicht. Dennoch trag' ich keine Schuld auf dem Herzen.“

Sie schwieg wieder.

Dann fuhr sie fort: „Mir ist, als ob ich nicht mehr lange bei dir bliebe. Und ich möchte kein Geheimniß mit mir in's Grab nehmen.“

„O du theueres Weib,“ rief Parcival, „dich soll ich verlieren?! Das thut mir der Himmel nicht an, denn du bist all mein Leben und meine Freude. O sprich, vertrau' mir's an! Ich will dich sicher trösten, daß du neuen Lebensmuth fassest!“

Sie schüttelte sanft ihr Haupt.

Anf einen Rasensitz zog sie den Parcival nieder, schlang ihren Arm um ihn und küßte ihn in stiller Innigkeit.

„Sieh', Parcival,“ sagte sie dann, „die Treue ist mein Himmel, und treuer konnte und wollte nie ein Weib lieben. Und dennoch schwebt mir ein Bild vor, das kann ich nie ganz vergessen oder verscheuchen. Wie's Dem ergeht, den dies Bild bedeutet, in Freud' und Leid, in Kampf — und in Gefangenschaft — das fühl' ich wunderbarer Weise mit, als träf' es dich!“

„In Gefangenschaft —? Und weiß er nichts, wie theuer er dir geworden?“

„Nein“ — erwiederte Margreth ernst — „und er soll es nie erfahren. Dir aber darf ich's länger nicht verhehlen, um was ich so heiß flehe. Kennst du ihn noch nicht, den ich meine? Ist er dir doch so gnädig und ein Freund geworden — mein Retter und Beschirmer!“

„Herzog Christoph — —?“ sagte Parcival mild und vertrauensvoll.

Margreth nickte sinnig zu. Lange schwiegen Beide.

Dann sagte Margreth: „Zu Morgens, wenn ich erwache, und zu Abends, eh' ich einschlummere, empfehl' ich dich meinem Gott in heißem Gebet. Darauf gedenk' ich jedesmal auch *seiner*, und bitte nicht minder heiß für *ihn*. Das hab' ich ihm versprochen und hielt es — — aber ich versprach's ihm nicht — für so oft!“

Langsam und innig führte Parcival der Margreth Hand an seine Lippen.

„Das also ist's —? — Sei ohne Sorg' und Vorwurf. Denke seiner und bete du für ihn — vielleicht bald wird er frei sein.“

„Wird er es?“ flüsterte Margreth.

„So denk' ich, Margreth.“

Die Sonne war hinter den lispelnden Buchen gesunken und verschwunden. Sanft glühte der Himmel noch auf über der dunklen Waldhöhe drüben. Durch den Garten tanzten dort und da ein paar gelbe Blätter, oder fielen schroff darnieder aus den herbstlichen Zweigen. Und von ferne her schwamm leises Geläute aus einem Kloster — oder Kirchlein — das war der Abendsegen.

Da bekannte die Margreth Alles, was Christoph gesprochen. —

* * *

Wie Parcival von Puchberg gesagt, so traf es ein — Herzog Christoph gewann seine Freiheit wieder.

Aber was die Margreth in Ahnung gesprochen, das traf nicht minder zu. Sie welkte und welkte dahin, und bald war keine Hoffnung mehr, daß sie genese und erstarke.

Das erfuhr Herzog Christoph gar wohl. Denn er hatte nähere Kunde über Ritter Parcival eingezogen, und warum er am Tage der Befreiung nicht zu München gewesen sei.



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein Fürst des Schwindels.

Nachdruck verboten.

Nach authentischen Quellen von **Ernst von Linden.**

(Fortsetzung.)

Der Graf blieb stehen. Trotz seines braunen Teint war deutlich die Blässe zu bemerken, welche sein Gesicht überzog. Nach einigem Besinnen kehrte er in den Park, welchen er zu verlassen im Begriffe gestanden hatte, wieder zurück und schritt nach dem Schlosse. Hier erfuhr er, daß die Marquise von Pompadour ihre Gemächer bereits wieder betreten habe. Er war schon öfters bei ihr gewesen, hatte die Erlaubniß zum beliebigen Zutritt erhalten und ließ sich anmelden.

Die Marquise, bei welcher Frau d'Haussет, ihre erste Dame, war, empfing ihn mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit.

„Willkommen, mein lieber Graf! Ich vermuthete nicht, Sie so schnell wieder bei mir zu sehen."

„Durfte ich Versailles verlassen und nach Paris gehen, Madame, ohne Ihrer Güte zu danken, welche mir gestattete, den größten Monarchen unseres Jahrhunderts zu sehen und zu sprechen?"

„Diese Güte ist nicht ohne Eigennutz. Man profitirt dabei durch Ihren Unterricht über Außerordentlichkeiten, welche bisher für unmöglich galten. Werden Sie den Diamanten des Königs wirklich von seinem Flecken zu befreien vermögen?"

„Es wird ganz sicher geschehen; ich werde Ihnen das beweisen, Madame. Sehen Sie diese Steine!"

Er zog eine Schachtel aus der Tasche und öffnete sie. Es befanden sich Topase, Smaragde, Saphire und Rubine von ganz bedeutendem Werthe in derselben. Frau von Pompadour vergaß ganz die Würde, welche sie sich sonst zu eigen zu machen strebte, und schlug in heller Verwunderung die Hände zusammen.

„Welch' ein Reichthum in so kleinem Behältnisse! Graf, Sie sind wirklich ein Phänomen!"

Er nahm diese Bewunderung sehr gleichgültig hin und antwortete mit einem leichten Achselzucken:

„Diese Schachtel enthält nur die geheilten Patienten aus meiner Sammlung. Diese Alle hatten Flecken, die ich ihnen jedoch genommen habe. Sie besitzen dadurch einen doppelten Werth. Diese Kleinigkeit mag als Beweis dienen!"

Er warf ein massiv goldenes Kreuz mit grünen und weißen Steinen auf den Tisch. Es war von außerordentlich guter Arbeit, und ein Schmuckhändler hätte wenigstens 1500 Francs dafür geboten. Die Marquise nahm den Schmuck und zeigte ihn, nachdem sie ihn betrachtet hatte, ihrer Kammerdame.

„Haussет, treten Sie näher und sehen Sie dieses prachtvolle Kreuz. Müssen Sie nicht den Glanz der Steine und die Feinheit der Fassung bewundern?"

Die Dame nahm das Kreuz und hielt es, einen Blick in den Spiegel werfend, unwillkürlich wie zur Probe an den Hals.

„Prachtvoll, Madame, wirklich ein Cabinetstück!" antwortete sie.

„Ich bitte, Frau d'Haussет, es als ein Geschenk von mir anzunehmen!" bat der Graf.

Die Kammerdame erglühte vor freudigem Schreck.

„Das kann Ihr Ernst doch nicht sein, Graf. Ein so kostbares Stück verschenkt man nicht so pour passer le temps!"

„Warum nicht? Es ist ja nur eine Bagatelle!"

„Nehmen Sie es immerhin, meine Liebe," redete die Marquise ihr zu. „Der Graf will es ja, und Sie hören aus seinem eigenen Munde, daß er damit nicht das mindeste Opfer bringt!"

Trotz des Entzückens, welches eine jede Frau bei einem solchen Geschenke empfinden wird, machte Frau d'Haussет doch eine Bewegung, als wolle sie das Kreuz seinem früheren Besitzer wieder einhändigen, aber ein eigenthümlicher Blick desselben bewog sie, den bereits ausgestreckten Arm wieder an sich zu ziehen.

„Ich acceptire Ihr Geschenk," meinte sie, „als ein Souvenir an den Tag, an welchem der Fürst von Frankreich dem Fürsten der Brillanten begegnete."

Er konnte doch in seinen Mienen einen Zug nicht unterdrücken, welcher verrieth, daß er sich geschmeichelt fühlte.

„Alle Steine dieses Kreuzes hatten Flecken," erklärte er, „und ebenso wie sie wird auch der Diamant des Königs von seiner Trübung geheilt werden. Fragen Sie den Grafen de Lancy, welcher mir einen Smaragd übergab, der einen bedeutenden dunklen Punkt besaß und jetzt sich wieder vollständig fehlerfrei in seiner Hand befindet."

„Den Grafen de Lancy? Apropos, bei seinem Namen fällt mir ein, daß die kleine zehnjährige Comtesse Lancy*) eine Probe

*) Dieses Mädchen wurde später als Frau von Genlis so berühmt.

von Ihrem wunderbaren Aqua benedetta bekommen haben soll. Hat man mich recht berichtet?"

„Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich begleitete einige italienische Arien, welche die Comtesse sang, und war von ihr so entzückt, daß ich beschloß, ihr das glückliche Loos der Schönheit, welche sie besitzen wird, durch meinen Trank zu verlängern."

„Sie wissen, daß auch der König von Ihrem Aqua gehört hat. Er wünscht, daß ihm der gegenwärtige Zustand seiner Gesundheit so lange wie möglich erhalten bleibe."

„Das soll geschehen, so weit es in meiner Macht liegt, Madame," antwortete der Graf.

Er brachte zwei geschliffene Flacouetten zum Vorschein, welche mit einer krystallhellen Flüssigkeit gefüllt waren, und reichte sie der Marquise dar.

„An der Erfüllung dieses Verlangens hängt das Glück und die Wohlfahrt einer ganzen Nation. Dieses Aqua benedetta wird Frankreich seinen Monarchen und Ihnen, Madame, Ihre Schönheit und Jugend erhalten."

Die Marquise griff mit sichtlicher Begierde zu und rief freudig:

„Ich danke Ihnen sehr, mein lieber Freund! Allerdings darf man einen Grafen von St. Germain nicht nach dem Preise dieses unbezahlbaren Elixirs fragen, doch bitte, bestimmen Sie selbst, was ich für Sie thun kann!"

„Ich begehre als einzigen Lohn nur Ihr dauerndes Wohlwollen, Madame, und die Erlaubniß, mit Hülfe der Sterne über Ihnen und dem Wohle des Königs wachen zu dürfen."

„Der Schutz Ihres Genius ist uns natürlich hoch willkommen. Ich bat Sie ja schon, die Sterne über mich zu befragen. Ist Ihnen noch nicht eine Antwort geworden?"

„Ich erhielt sie, heut' in der Mitternacht."

„Und wie lautet sie?"

„Sie war so klar und offen, daß ich die Geister der Weltgegenden gar nicht erst zu Rathe zu ziehen brauchte. Ich darf sie darum wohl auch ebenso offen mittheilen?"

„Nun?"

„Ich stand um Mitternacht unter den Sternen und sah den Himmel Deutschland's erglänzen; ein großer Stern stieg strahlend in die Höhe; eine kleine Schnuppe flog von ihm ab, schoß über die Grenze herüber und stieß an den Stern von Frankreich. Da troff Blut herab vom Firmamente; es wurde Nacht in den Lüften, und die Erde erzitterte unter dem Fußgestampfe kämpfender Cohorten. Ich sah keine Person, ich bemerkte keinen Namen, Madame; ich erblickte nur Thatsachen. Die Sterne haben mich noch niemals getäuscht; die Lösung ist mir nicht gegeben; ich muß sie Ihnen überlassen."

Die Marquise war unter der Schminke leichenblaß geworden, während Frau d'Hausset seitwärts eine Miene machte, als ob sie sich auf den Grafen stürzen wolle, der sie vorher doch so fürstlich beschenkt hatte.

„Oh, ich weiß, wer dieser Stern in Deutschland ist," meinte endlich die Marquise. „Dieser König von Sanssouci glaubt ja schon längst, daß er unter die Himmlischen zu rechnen sei. Aber die Schnuppe, Graf, hatte sie nicht eine Farbe, eine Gestalt, aus welcher sich etwas Sicheres schließen ließe?"

„Ich glaube, die Gestalt eines L erkannt zu haben, doch steht mir der Zutritt zu den chambres diplomatiques nicht offen, und ich kenne also auch keine Persönlichkeit, auf welche ich eine Hindeutung aussprechen möchte. Nur das muß ich bemerken, daß die große, drohende Gefahr keine zukünftige ist, sondern schon morgen, heut oder gar jetzt hereinbrechen kann; es sind also schleunige Maßregeln erforderlich, sie abzuwenden."

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!" rief die erregte Marquise. „Ein L —? Dieser preußische Baron von Langenau ist mit einer Sendung betraut, deren Zweck mich unangenehm berührt. Frankreich soll sich nicht dem noch sehr neuen Königshof in Brandenburg gefällig zeigen, und die Physiognomie dieses Barons hat mir gleich vom ersten Augenblicke an einen unbesiegbaren Widerwillen eingeflößt. Er soll mit dem König sprechen? Ich werde dafür sorgen, daß diese und eine weitere Unterredung gar nicht stattfindet. Ich vertraue Ihren Sternen, Graf, und der Preuße soll noch heute nach seiner barbarischen Heimat zurückgeschickt werden!"

Als nach einer Viertelstunde sich der Baron von Langenau zur Audienz meldete, wurde er nicht vorgelassen, sondern an den Minister des Aeußern gewiesen, von welchem er eine versiegelte Schrift mit der Bemerkung empfing, daß diese eine ausführliche Erklärung des Königs auf seinen Antrag enthalte und schleunigst nach Berlin zu befördern sei, weßhalb man bereits Befehl ertheilt habe, ihm bis an die Grenze Relais zu legen.

Damit war deutlich genug gesagt, daß seine Mission gescheitert sei. Er verließ das Schloß und schritt der Stelle zu, an welcher sein Wagen noch immer auf ihn wartete. Noch ehe er dieselbe erreichte, hörte er das Rollen von Rädern hinter sich und trat zur Seite, um die Carrosse an sich vorüber zu lassen. Er kannte sie sammt den sechs Schimmeln, welche vorgespannt waren; es war das Geschirr der Marquise von Pompadour, mit welchem sie die Entfernung zwischen Paris und Versailles zurückzulegen pflegte. Aber diesmal saß nicht sie in den rothseidenen Kissen, sondern eine männliche Gestalt, bei deren Anblick ihm das Blut in den Adern zu sieden begann — der Graf von Saint-Germain, welchen die Marquise nach der Hauptstadt fahren ließ.

Auch der Graf erkannte seinen Gegner. Was kein Mann von adeliger Gesinnung gethan hätte, er that es: er gab dem Kutscher ein Zeichen und ließ just an der Stelle, wo Langenau stand, halten.

„Ah," frug er mit ironischem Erstaunen, „der Stellvertreter Seiner Majestät von Preußen zu Fuße auf der Landstraße?"

Der Baron gab keine Antwort und hob den Fuß, um seinen Weg fortzusetzen.

„Herr Baron!" klang es da mit einer Stimme, deren Ton Langenau bewog, sich nochmals umzuwenden.

„Nur Eines, ehe Sie gehen, mein „ungeleckter" Preuße!"

Der Graf bog sich, um von Kutscher und Domestiken nicht gehört zu werden, weit über den Wagenschlag herüber und raunte dem Baron zu: „Abgeblitzt wie ein Schulbube, nicht wahr? Ein Stück „Blei in Kugelform" wäre wohl auch für Sie das Beste!"

Das Gesicht Langenau's erglühte vor Zorn, und er erhob den Arm wie zum Schlage, ließ ihn aber, sich beherrschend, wieder sinken und trat näher an den Wagen heran.

„Herr Graf von Saint-Germain, das Blei, welches meinen Vater traf, befindet sich in meiner sorglichsten Verwahrung, denn es hat einem gerechten Zweck zu dienen: auch Sie werden an demselben sterben!"

Er wandte sich und schritt vorwärts, den Wagen gar nicht beachtend, welcher jetzt an ihm vorüber rollte. Er bestieg alsbald den seinen und fuhr ganz langsam nach. Noch aber war er nicht weit gekommen, so hörte er abermals Pferdegetrappel hinter sich und erblickte, sich zurückwendend, Amély zu Pferde, gefolgt von einem berittenen Diener.

„Herr Baron," meinte sie erröthend, als sie ihn erreicht hatte, „meine Isabella ist heute so wenig artig, daß ich Sie fragen muß, ob Sie einen Platz für mich übrig haben. Mein Weg ist auf eine Strecke hin der Ihrige."

Im Nu stand er auf der Erde, hob sie vom Pferde, dessen Zügel der Diener ergriff, und half ihr in den Wagen steigen. Dieser setzte sich in Bewegung, und der Diener folgte mit dem Reitpferde.

„Sie werden fortgeschickt, mein Freund?"

„So ist es!" knirschte er.

„Und wissen Sie, was Schuld ist?"

„Meine Offenheit — — —!"

„O nein, ein wenig Aqua benedetta. Lassen Sie sich erzählen, was ich soeben von meiner Tante erfuhr!"

Als die junge Dame nach kurzer Zeit den Wagen verließ, um ihr Pferd wieder zu besteigen, trennten sich die Beiden mit einem innigen Händedruck und einem herzlichen Blick, welcher deutlich verrieth, daß sie sich wiedersehen würden. — — —

2. Der Krondiamant.

Herr Calcoen, der Sekretär „Ihrer Hochmögenden, der Generalstaaten,“*) saß allein in seinem Arbeitscabinet und forschte eifrig in wichtigen Actenstößen, die sich auf ein Neutralitätsbündniß zwischen den Niederlanden und Frankreich gegen das britische Inselreich bezogen. Seine Aufmerksamkeit war von den Scripturen so sehr und ausschließlich in Anspruch genommen, daß er den Eintritt seiner Frau ganz überhörte, welche ihre wohlbeleibte Figur an den Eingang postirte und mit ruhig ernstem Gesichte auf einen Augenblick zu warten schien, an welchem es dem Herrn Sekretär belieben würde, einmal von seiner schwierigen Arbeit aufzublicken.

Es muß nämlich gesagt werden, daß Mynheer Calcoen trotz seiner hohen und einflußreichen Stellung die Einfachheit liebte und vielleicht auch aus Sparsamkeitsrücksichten keine Domestiken engagirte, sondern es vorzog, sich von den Gliedern seiner Familie bedienen zu lassen. Diese wußten sehr genau, daß nichts seinen Zorn so sehr erregen könne, als wenn man es unternahm, ihn während des Schreibens oder der Lectüre von wichtigen Dingen zu stören, und so wartete denn auch jetzt die Meffrouw Sekretärin mit gutmüthigem Lächeln geduldig auf den geeigneten Moment, ihre Angelegenheit vorzubringen.

Da schlug er das eine Heft zusammen und griff nach einem andern. Meffrouw hustete leise. Er vernahm es und drehte sich um.

„Was willst Du, Katje?“

„Ich muß Dich fragen, ob Du zum Thee 'herunterkommst oder ob Du ihn hier nehmen willst.“

„Hier, Katje, hier! Ich habe es so nothwendig, daß ich keine Sekunde verlieren darf.“

„Willst Du ihn blank oder mit Röstbrodchen?“

„Brod, viel Brod, Katje! Die Kopfarbeit strengt den Körper an, und so muß der Sekretär essen, wenn es wohl um die Staaten stehen soll.“

„Du hast es also sehr nothwendig? Und doch steht draußen ein Mann, der Dich zu sprechen verlangt.“

„Wer ist es? Ich habe wirklich keine Zeit, Katje.“

„Es ist ein Fremder, doch wie er heißt, weiß ich nicht, da er seinen Namen nur Dir allein nennen will.“

„Ich brauche seinen Namen nicht zu hören; er mag ihn einem Andern nennen; er kann gehen!“

„Höre, er bat mich, Dir nur zu sagen, daß es sich um Millionen handle.“

„Um Millionen? Ah! Sieht der Mensch denn darnach aus?“

„Allerdings; er ist ein feiner Herr, und ich erblickte an seinem Finger einen Brillanten, welcher heller als die Sonne leuchtete.“

„So, hm, dann mag er eintreten, und Du bringst den Thee erst, wenn er sich wieder entfernt hat.“

Meffrouw nickte zustimmend und verließ das Zimmer. Durch die offen gelassene Thür trat der Angemeldete ein. Bei seinem Anblicke erhob sich unwillkürlich der Sekretär. Der Fremde machte allerdings den Eindruck, als sei er gewohnt, mit hochgestellten Leuten zu verkehren.

„Wer sind Sie?“ frug Calcoen.

„Mein Name wird Ihnen nicht unbekannt sein; ich bin der Graf von St. Germain?“

„Der Graf von St. Germain? Ah, ist es möglich? Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Ich höre, daß Ihre Zeit sehr in Anspruch genommen ist,“ bemerkte der Graf, indem er der Aufforderung Folge leistete und sich auf einen der anspruchslosen Sessel niederließ.

„Allerdings ist dies der Fall, doch glaube ich, so viel erübrigen zu können, um zu erfahren, welche Angelegenheit Sie zu mir führt.“

„Ich ließ Ihnen bereits melden, daß ich nicht beabsichtige, Sie mit einer Kleinigkeit zu incommodiren. Sie kennen wohl meine intime Beziehung zu dem König von Frankreich?“

*) Generalstaaten hießen ehmals die versammelten Abgeordneten der vereinigten Niederlande, weil sie sich mit Gegenständen, welche das gemeinschaftliche Wohl aller Provinzen betrafen, z. B. mit Krieg und Bündnissen, beschäftigten. Sie tagten in Haag. D. R.

„Ich hörte davon sprechen. Wie es scheint, besitzen Sie das Wohlwollen und Vertrauen des Regenten.“

Der Graf verneigte sich zustimmend und zog ein versiegeltes Schreiben aus der Tasche, welches er dem Sekretär überreichte.

„Ich bitte, Einsicht in dieses Mandat zu nehmen!“

Calcoen nahm den Bogen, entsiegelte und öffnete ihn und überflog den Inhalt desselben. Seine Miene verrieth Spannung und lebhaftes Interesse, als er den Grafen frug:

„Sie kennen den Wortlaut dieses Schreibens?“

„Den Inhalt, wenn auch nicht den Wortlaut.“

„Seine Majestät legitimirt Sie durch diese Vollmacht zu dem Abschlusse eines allerdings sehr wichtigen Geldgeschäftes mit den Generalstaaten. Darf ich Ihre Mittheilung erwarten?“

„Sicher! Bemerken muß ich vorher, daß meine Mittheilungen sich nur auf die allernothwendigsten Personen zu beschränken haben, und da es Majestät beliebt, den Minister des Aeußern, Herzog von Choiseul, von der Mitwissenschaft unserer Angelegenheit auszuschließen, so ist es mir auch verboten, unsern hiesigen Gesandten, den Grafen d'Affri, in die Affaire einzuweihen.“

„Ihre Intentionen werden natürlich streng berücksichtigt werden, wie ich Ihnen im Namen der Hochmögenden versichern kann. Jetzt also weiter, Herr Graf!“

„Ohne Einleitung, Mynheer: der König beabsichtigt, bei den Generalstaaten eine Anleihe zu machen.“

„Ah? Wieder? Hm! Zu welcher Höhe?“

„Zu einer allerdings nicht ganz gewöhnlichen: hundert Millionen.“

„Hundert — freilich bedeutend!“

„Aber keineswegs zu hoch für die Mittel, welche den Generalstaaten zur Verfügung stehen.“

„Mag sein! Doch muß ich erwähnen, daß wir schlechte Ernten in den Colonien hatten und unsere Ausgaben in den letzten zwei zwei Jahren die Einnahmen so bedeutend übersteigen, daß wir selbst vor einer leeren Kasse stehen und die Hilfe unserer Banquiers in Anspruch nehmen müssen.“

„Dabei kann es kein Bedenken geben; die Hilfsquellen der Generalstaaten sind unerschöpflich, und ihr Kredit ist ein grenzenloser.“

„Er wurde bereits in der Weise verwerthet, daß die hochmögenden Herren wohl schwerlich zu bestimmen sein werden, ihn für fremde Interessen anzustrengen.“

„Dürften hierbei nicht die Concessionen zu berücksichtigen sein, welche man Ihnen zu machen bereit ist?“

„Möglich. Welches ist der Zinsfuß, zu welchem Sie ermächtigt sind?“

„Die Höhe desselben hängt von der Schnelligkeit ab, mit welcher die Zahlung des Darlehens erfolgt.“

„Begreiflich. Und welche Unterlagen bieten Sie?“

„Eine höchst ungewöhnliche und mehr als genügende, nämlich ein Faustpfand, welches mehr als den doppelten Betrag des Darlehens repräsentirt.“

„Worin besteht es?“

„In den sämmtlichen Kronjuwelen Frankreich's.“

„Ah!“ machte der Sekretär erstaunt.

„Sie geben zu,“ meinte der Graf gleichmüthig, „daß ein solches Pfand Sie vollständig sicher stellt. Ich bin darauf angewiesen, Ihnen mitzutheilen, daß unsererseits nur der König, die Marquise de Pompadour und ich von dem Depositum wissen dürfen.“

„Die Sicherstellung ist allerdings mehr als genügend; haben Sie jedoch auch die Schwierigkeiten bedacht, welche sich eben jetzt einer solchen Anleihe gegenüberstellen?“

„Sie meinen die vermeintliche Erschöpfung Frankreich's durch den Krieg und die Aussichtslosigkeit auf eine baldige Lösung der politischen Conflicte? Pah! Ich bin in dieser Beziehung natürlich besser unterrichtet als Andere und darf Ihnen versichern, daß der Krieg seinem Ende naht. Und selbst wenn Ihre Befürchtungen begründet wären, so sprachen Sie ja selbst die Ueberzeugung aus, daß Sie vollständig und für alle Fälle gedeckt sind. Ich komme zunächst zu Ihnen, weil ich weiß, wie schwer Ihr Wort in wichtigen Angelegenheiten wiegt, und ersuche Sie, mir die Namen derjenigen Herren zu nennen, an welche ich mich nach Ihnen zu wenden habe.“

„Es ist mir jetzt leider unmöglich, diese Auskunft zu ertheilen. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihre Angelegenheit zunächst den Generalstaaten vorzutragen, und dann wird sich ja zeigen, wer von denselben zur Verhandlung mit Ihnen beauftragt wird."

„Sie haben diese Erlaubniß, natürlich unter der Voraussetzung der strengsten Discretion. Wann darf ich mir Bescheid holen?"

„Auch das ist noch unbestimmt. Wo wohnen Sie?"

„Im Prinzen von Oranien."

„Ich werde mir erlauben, Sie dort aufzusuchen, sobald eine Entscheidung gefällt worden ist."

„Dann gestatte ich mir nur noch eine Zufügung."

Er zog ein kleines Etui hervor und überreichte es dem Sekretär.

„Wollen Sie die Güte haben, den Inhalt zu prüfen?"

Calcoen öffnete und stieß einen Ruf der Bewunderung aus. Das Etui enthielt einen Diamanten von solcher Größe und Reinheit, wie er noch niemals einen gesehen hatte.

„Prachtvoll, außerordentlich prachtvoll!" rief er.

„Wie hoch schätzen Sie den Stein?"

„Ich bin zu wenig Kenner, um seinen Werth taxiren zu können, doch glaube ich gern, daß derselbe nach Millionen zählt."

„Sicher! Der König hat mir aufgetragen, gegen eine Anzahlung von hunderttausend Gulden denselben schon vor Abschluß des Hauptgeschäftes und zur Probe bei Ihnen zu deponiren."

„Wollen Sie mir den Stein anvertrauen, damit ich ihn den hochmögenden Herren zu zeigen vermag?"

„Gewiß, wenn Sie die Güte haben wollen, den Empfang des Diamanten durch Unterschrift und Siegel zu bescheinigen."

„Gern!"

Er schloß das Etui und das Mandat des Grafen sorgfältig ein und stellte dann den verlangten Depositenschein aus, nach dessen Empfang sich der Graf entfernte. Draußen auf dem Korridore stieß dieser mit einem Manne zusammen, bei dessen Anblick er unwillkürlich einen Schritt zurückfuhr.

„Der Baron von Langenau!" rief er beinahe bestürzt.

Auch der Baron war überrascht, doch ließ er kein Wort vernehmen, sondern schritt mit einem verächtlichen Blicke an dem Grafen vorüber und verschwand in dem Arbeitszimmer des Sekretärs. Der Mißerfolg seiner Sendung nach Versailles hatte ihm in Beziehung auf das Vertrauen seines Königs keinerlei Schaden gebracht. Er befand sich jetzt hier in Haag in derselben Eigenschaft als Gesandter, hatte sich die Freundschaft des Sekretärs erworben und besaß die Erlaubniß, zu jeder Zeit unangemeldet Zutritt nehmen zu können. Er fand Calcoen noch nicht wieder in seine Arbeit vertieft. Die Unterredung mit dem Grafen hatte den Sekretär trotz seiner sonstigen Ruhe in eine gewisse Aufregung versetzt, so daß er bei dem Eintritte des Barons mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit im Zimmer auf und nieder ging.

„Willkommen, Herr von Langenau! Ah, Sie finden mich einigermaßen echauffirt. Ist Ihnen Jemand begegnet?"

„Ein Herr, draußen auf dem Korridore."

„Rathen Sie, wer es war!"

„Der Graf von St. Germain."

„Was! Sie kennen diesen Mann?"

„Leider!"

„Leider? Sie scheinen also keine positiven Gefühle für diesen berühmten Mann zu hegen!"

„Berühmt oder berüchtigt? Die Entscheidung zwischen Beidem muß ich einem Jeden für sich selbst überlassen."

Der Sekretär machte eine verneinende Handbewegung, faßte ihn beim Arme und zog ihn neben sich auf einen Stuhl nieder.

„Herr Baron, Sie wissen, daß Sie meine Freundschaft besitzen!"

„Die mir von hohem Werthe ist."

„Und mit ihr mein Vertrauen!"

„Welches mich zum größten Dank verpflichtet."

„Dieser Dank hätte naturgemäßer Weise nur in Gegenvertrauen zu bestehen. Der Graf von St. Germain war in einer höchst wichtigen Angelegenheit bei mir; er ist mir weniger als Ihnen bekannt, wie es scheint, und da mir sehr daran liegt, etwas Genaues über ihn zu hören, so muß ich Sie ersuchen, aus Ihrer diplomatischen Verschlossenheit herauszutreten und mir zu Gefallen etwas offenherzig zu sein!"

„Darf ich fragen, von welcher wichtigen Angelegenheit Sie sprechen?"

„Sie ist ein Geheimniß, Herr Baron. Ich habe mich zur tiefsten Verschwiegenheit verpflichtet."

„Auch mir gegenüber?"

„Allerdings."

„Selbst wenn ich über die Angelegenheit ebenso unterrichtet wäre, wie der Graf selbst?"

„Das ist unmöglich!"

„Scheinbar. Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen. Der Graf von St. Germain ist in Haag behufs einer Anleihe von hundert Millionen unter Verpfändung der Kronjuwelen Frankreich's."

Der Sekretär machte ein höchst erstauntes Gesicht.

„Wahrhaftig! Sie sind sehr genau unterrichtet. Aber der Graf versicherte doch, daß nur er allein das Geheimniß mit dem König und der Marquise de Pompadour theile!"

„Er irrt, wie Sie ja selbst sehen. Wird es ihm gelingen, sich seines Auftrages glücklich zu entledigen?"

„Möglich ist es. Wenigstens wird er die hunderttausend Gulden erhalten, die er für den König sofort unter Verpfändung des werthvollsten Krondiamanten begehrt."

„Hunderttausend Gulden? Davon ist mir nichts bekannt. Sein Auftrag lautet nur auf hundert Millionen, und ich glaube nicht, daß er ermächtigt ist, eine Voranzahlung zu fordern."

„Das wäre allerdings gewissermaßen Mißtrauen erregend, wenn ich annehmen dürfte, daß Sie wirklich genau unterrichtet sind. Können Sie mir Ihre Quelle bezeichnen?"

„Nur als ein Freund dem anderen. Ich habe eine Braut in Versailles, durch welche ich Einsicht gewinne in sämmtliche Geheimnisse des Hofes."

„Ist eine junge Dame, vielleicht ohne offizielle Stellung, nicht ein etwas unsicheres Medium für dergleichen Wichtigkeiten?"

„Das Beispiel hat Ihnen ja bewiesen, daß mein Medium vollständig zuverlässig ist. Meine Braut besitzt eine sehr nahe Verwandte, welche stets um die Person der Marquise ist und von derselben mit dem unbeschränktesten Vertrauen beehrt wird."

„So ist es ja leicht erklärlich, daß Sie von den hunderttausend Gulden nichts wissen; die Marquise hat von dem Einen, aber nicht auch von dem Anderen gesprochen. Uebrigens deckt der Stein die Summe mehr als um das Zehnfache."

„Darf man ihn sehen?"

„Da Sie bereits so weit unterrichtet sind, halte ich es für keinen Wortbruch, wenn ich Ihnen den Diamanten zeige."

Er öffnete das Fach, in welchem er ihn verborgen hatte, und gab Langenau das Etui. Dieser betrachtete den Stein mit der größten Aufmerksamkeit und meinte dann:

„Kenner bin ich nicht, aber allem Anscheine nach ist der Diamant wirklich ächt; nur fällt mir ein Umstand auf — — —"

„Welcher?"

„Ich hatte Gelegenheit, die französischen Krondiamanten sehr eingehend mustern zu können, und kann mich nicht entsinnen, diesen hier unter ihnen gesehen zu haben."

„Hierfür wäre mehr als eine Erklärung zu finden. Warum sollen wir den Vorschuß nicht leisten, wenn der Stein ächt ist? Sie lieben den Grafen nicht und mögen Ihre Gründe dazu haben, doch in geschäftlichen Angelegenheiten ist man oft genöthigt, gegen persönliche In- oder Declinationen zu handeln. Trafen Sie den Grafen in Paris?"

„In Versailles. Ich hatte ihm eine schwere diplomatische Niederlage zu verdanken, nachdem ich des Sieges bereits sicher gewesen war."

„Ah, Sie sind rachsüchtig!"

„In des Wortes strengster Bedeutung nicht. Ich kannte den Schwindler bereits früher."

„Sie nennen ihn einen Schwindler? Ein außergewöhnlicher Charakter pflegt auch außergewöhnlich zu handeln und kommt daher leicht in die Lage, falsch beurtheilt zu werden. Wo lernten Sie ihn kennen?"

„Auf Langenau."

„Auf Ihrem Stammsitze? Wann war das?"

„Vor nunmehr vier Jahren. Mein Vater war ein Freund der abstracten Wissenschaften und verbrachte die größte Zeit mit dem Studium metaphysischer Probleme; zuletzt warf er sich auf die Magie, Astrologie und Alchymie, und obwohl sich dabei sein Wesen verdüsterte und er die Abgeschiedenheit dem Kreise seiner Familie vorzuziehen begann, konnten wir ihn doch unbesorgt seiner Lieblingsbeschäftigung überlassen, da wir aus derselben keinen weiteren Schaden für uns ersahen. Da plötzlich erschien der Graf von St. Germain unter dem Namen eines Ritters von Schöning auf Langenau; mein Vater hatte als Alchymiker einigen Ruf erlangt, was den gewandten Abenteurer angezogen haben mochte, und mit seinem Erscheinen trat das Unglück bei uns ein. Ich will mich nicht wieder in jene traurige Zeit versenken und Ihnen nur constatiren, daß der Graf meinen Vater in den Tod trieb, nachdem er alle unsere Habe mit Hülfe mir unbekannter Experimente an sich gerissen hatte. Die Mutter starb kurze Zeit darauf, und die Schwester verlor den Bräutigam, welcher als armer Offizier nun nicht daran denken konnte, sich den längst beabsichtigten Herd zu gründen."

„Traurig, sehr traurig! Aber sind Sie wirklich überzeugt, daß der Graf an diesem Allen die Schuld trägt?"

„Ich bin so überzeugt, daß ich dieses Blei hier für ihn aufhebe." Er griff unter die Weste und zog eine Kugel hervor, welche er an einer Schnur auf der Brust verwahrt hatte. „Vater hat durch dasselbe den Tod gefunden; es wird dafür das Herz des Schurken treffen!" Er verbarg die Kugel wieder und strich sich mit der Hand über das Gesicht, als könne er mit dieser Bewegung die bösen Gedanken verscheuchen, welche in seinem Innern aufgetaucht waren. Dann warf er den Kopf zurück und frug: „Apropos, wissen Sie bereits, daß morgen Abend bei dem Grafen d'Affri große Soirée sein wird?"

„Ich bin bereits geladen."

„Ich auch. Sie werden doch erscheinen?"

„Das ist noch unbestimmt. Vielleicht nimmt die Anleihe meine Zeit so in Anspruch, daß ich verhindert bin, zu erscheinen."

„Was ich lebhaft bedauern würde. Die isolirte Lage, in welcher sich mein König gegenwärtig befindet, hat zur natürgemäßen Folge, daß auch seine Vertreter zurückgezogen erscheinen, und so werde ich, wenn Sie fehlen, auf mich selbst angewiesen sein."

„Ich bin überzeugt, daß Sie dieses Unglück ebenso siegreich ertragen werden, wie Ihr Heldenkönig, und — ah, hier kommt Katje und bringt mir den Thee! Sie nehmen natürlich auch eine Tasse. Eigentlich sollte ich Sie mitleidslos fortjagen, da ich's ursprünglich außerordentlich nothwendig hatte; doch ist die Millionenanleihe so gewaltig über mich hereingebrochen, daß ich für meine Acten nicht die mindeste Aufmerksamkeit mehr habe. Katje, noch eine Tasse, einige Brödchen und zwei Pfeifen mit dem neu angekommenen Sumatrakanaster!" — — (Fortsetzung folgt.)

Monte Cassino und die Jubelfeier des Benediktiner-Ordens.

Nachdruck verboten.

Reiseskizzen und Studien von **P. Maurus Kinter.***)

Zu den angenehmsten Erinnerungen an meine italienische Reise im Jahre 1877 gehört der Besuch von Monte Cassino. Es ist dies ja die Grabstätte des Patriarchen der Mönche des Abendlandes und — man kann mit Sicherheit behaupten — das älteste Kloster der Welt. Nach verschiedenen diplomatischen Kreuz- und Querzügen war es mir endlich gelungen, drei Herren unserer römischen Gesellschaft für meinen Plan zu gewinnen, der im Besuche von Monte Cassino gipfeln sollte. Es waren unserer drei Mitglieder des vom hl. Benedikt gestifteten Ordens und ein Laie, der jedoch mit uns ganz ein Herz und eine Seele geworden war. Nachdem wir gemeinschaftlich mit der ganzen Karavane Pompeji besucht hatten und von dort aus, dieselbe verlassend, unsern Ausflug nach Neapel beendigt hatten, fuhren wir mit dem Eisenbahn-Schnellzuge zurück und hielten in San Germano an. So heißt nämlich die Station**), von der aus man dann den Aufstieg nach Monte Cassino zu unternehmen hat.

Von Neapel ist diese Station 111 Kilometer entfernt, somit liegt sie beiläufig in der Mitte der Bahnstrecke zwischen Rom und Neapel. San Germano, das heut zu Tage auch rundweg Cassino genannt wird, ist ein kleines Städtchen, 1 Kilom. westlich von jenem Platze, auf welchem die alte römische Municipalstadt Cassinum stand. Erst der Abt Petronatius im 8. Jahrhundert wird als Gründer des gegenwärtigen Städtchens genannt. Derselbe erbaute nämlich hier ein Kloster und einen Gasthof für die Fremden, die zur Verehrung der Grabstätte des heiligen Benedikt gekommen waren. Sein Nachfolger Optatus erbaute zu Ehren St. Benedikt's eine prachtvolle Kirche, welche im Laufe des 9. Jahrhunderts immer mehr vergrößert und verschönert wurde. Als eigentlicher Gründer des Städtchens San Germano gilt allgemein der Abt Bertharius um das Jahr 866. Als nämlich die Sarazenen einen Einfall in die Gegend der Mündung des Flusses Garigliano unternahmen, flohen die Bewohner von weit und breit hierher, um bei dem Kloster Schutz zu finden. Bertharius gewährte ihnen freudig Aufnahme, siedelte sie um das Kloster und die Kirche herum an und gab der kleinen Niederlassung den Namen „Eulogemenopolis", d. i. die Stadt

*) Das Jahr 1880 ist für den gesammten Benediktiner-Orden ein Jubeljahr. Derselbe feiert in diesem Jahre die Erinnerung an die vor 1400 Jahren erfolgte Geburt seines glorreichen Stifters, des heiligen Benedikt. In der verschiedensten Weise, in den verschiedensten Zungen wird sich diese Jubelfeier kundgeben, Kunst und Wissenschaft werden hiebei mit vereinigten Kräften mitwirken. Letztere bringt der Jubelgaben eine Menge aus ihren verschiedenen Zweigen und den verschiedensten Sprachen. Aber auch eine bleibende Erinnerung an dieses Jubiläum will sie schaffen. Es ist dies die Zeitschrift: „Wissenschaftliche Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner-Orden mit besonderer Berücksichtigung der Ordensgeschichte und Statistik. Zur bleibenden Erinnerung an das Ordensjubiläum begründet und herausgegeben von Mitgliedern, Freunden und Gönnern des Benediktiner-Ordens. Haupt-Redacteur: P. Maurus Kinter, O. S. B., Stifts-Archivar zu Raigern in Mähren." Ausgehend und festhaltend an den Beschlüssen der Melker Conferenz vom 25. August 1879, soll diese Zeitschrift ein Centralorgan bilden für die wissenschaftlichen Bestrebungen der einzelnen Ordensmitglieder, für den Benediktiner-Orden selbst auf katholischer Grundlage. Wir wünschen dieser Zeitschrift von ganzem Herzen ein gesegnetes Gedeihen. D. R.

**) Hier wurde schnell aus dem Waggon gesprungen, eine Vorsicht, die Jedermann anzuempfehlen ist, falls er nicht, wie es anderen Fremden nach uns erging, von den Schaffnern ohne Rücksicht auf die Bestimmung der allgemein in Benützung stehenden Rundreisebillets mit den kurzen, bestimmten Worten: „Das geht nicht an" — einfach die Thüre des Waggons vor der Nase zugeschlagen bekommen will. Es ist auch in der That eine ganz eigenthümliche Sache mit dem Reisen in Italien. Bei uns in Oesterreich hält sich Mancher schon darüber auf, wenn er im Falle der äußersten Noth, bei großem Personenandrange als der achte im Waggon zu sitzen kömmt; hat jedoch ein solcher die italienische Gränze passirt, dann kann es ihm mehr als einmal geschehen, daß er die ganze dekadische Zahlenreihe abzählen muß, bevor er sein eigenes Sitznumero findet. Und glücklich noch derjenige, welcher als solch' ein zehnter Pöckelhäring sein theueres „Ich" ohne viel Gepäck weiter befördern lassen will! Denn für die Unterbringung selbst des nöthigsten Reisegepäcks ist in den, kurz gesagt, allen Comfort entbehrenden italienischen Waggons ebenso wenig gesorgt, wie für Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse auf den Stationen. Dagegen läßt die Sicherheit, mit der man reisen kann, nichts zu wünschen übrig. Gesetzt den Fall, daß ein italienischer Bravo während der Fahrt bei der ihm eigenen Begriffsverwechslung von „Mein und Dein" in allzunahe Berührung mit einem Fremden kommen würde, so kann er auch schon sicher sein, daß ihm gleich auf der nächsten Station von den Repräsentanten des Rechts, den Carabinieri in Frack und Zweimaster, der rechte Weg bereitwilligst gezeigt wird. — Eines Lächelns wird sich der Fremde auch nicht erwehren können, wenn er beim Anfahren des Zuges auf irgend einer Station so einen ganz verrußten, schmutzigen Bahnbediensteten mit einem kleinen Glöcklein in der Hand das Signal läuten sieht. Und kaum ist mit zwei Worten die Dauer des allgemein sehr kurzen Aufenthaltes angegeben worden, so hört man schon wieder den Zug entlang das eintönige „pronto" (fertig!) — und weiter geht es mit Eilzugsschnelligkeit.



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein Fürst des Schwindels.

Nachdruck verboten.

Nach authentischen Quellen von **Ernst von Linden.**

(Fortsetzung.)

Am anderen Abend bewegten sich in den prachtvollen und glänzend erleuchteten Räumen des französischen Botschafters außer den hohen Würdenträgern der Generalstaaten und den Vertretern aller europäischen Regierungen eine zahlreiche Menge berühmter oder einflußreicher Privatpersonen, deren Anwesenheit der Versammlung einen weniger diplomatischen Anstrich gab, als sie sonst besessen hätte.

Die Tafel war aufgehoben, an welcher man mehrere Stunden lang den materiellen Freuden des Lebens gehuldigt hatte, und in einzelne Gruppen aufgelöst und in die verschiedenen Zimmer vertheilt, suchten die Anwesenden ihren persönlichen oder staatlichen Interessen mittelst einer regen, beliebig angeknüpften und eben so leicht wieder abgebrochenen Unterhaltung gerecht zu werden.

Der Sekretär der „hochmögenden Herren Generalstaaten" fehlte wirklich, und der Baron von Langenau durchschritt in einem einfachen schwarzen Anzuge scheinbar theilnahmslos die Reihen der conversirenden Herren- und Damengruppen und gelangte schließlich in ein leeres Zimmer, welches die Enfilade der Gemächer abschloß. Es war nur spärlich erleuchtet. Er trat an eines der Fenster und blickte, von den weit herabgehenden Gardinen vollständig verhüllt, durch dasselbe hinaus in die abendliche Winterlandschaft.

Da vernahm er nahende Schritte.

Zwei Männer traten ein und nahmen auf einem der die Wände garnirenden Sammetpolster Platz. Ganz sicher hatten sie sich zurückgezogen, um irgend einen Gegenstand, welcher nicht für Jedermanns Ohren war, zu besprechen. Langenau stand schon im Begriffe, aus seinem unabsichtlichen Verstecke, wie es ihm die Ehre gebot, hervorzutreten, als er einen Namen nennen hörte, bei dessen Klange er zu bleiben beschloß. Er vernahm, daß einer der beiden Männer der Graf d'Affri selbst war; der andere war der berühmte Casanova, welcher sich durch seine Flucht aus den Bleikammern Venedig's einen weithin klingenden Namen erworben hatte und jetzt von Frankreich hieher gekommen war, um im Auftrage des Herzogs von Choiseul eine wichtige Geldangelegenheit zu betreiben.

„Ich sage Ihnen, mein lieber Casanova, daß Sie sich mit der Hoffnung, gute Geschäfte zu machen, sicher täuschen werden, falls nicht plötzlich und unvorhergesehen günstigere Umstände eintreten," meinte der Graf. „Ich hege viel Theilnahme für Sie und wünsche Ihnen das beste Gelingen, aber der König wird schlecht bedient, die Operationen des General-Controleur haben die Nation discreditirt, und man ist auf einen unvermeidlichen Bankerott gefaßt, wie ich Ihnen offen sagen will."

„Das weiß ich Alles ganz genau, aber ich möchte dennoch nicht völlig an dem Erfolge meiner Sendung verzweifeln. Es mangelt der Regierung an Geld. Ich bin beauftragt, französische Staatspapiere, welche nominell den Werth von zwanzig Millionen repräsentiren, mit einem möglichst geringen Verluste gegen besser stehende ausländische Papiere umzutauschen, eine Manipulation, deren Gelingen mir nicht unmöglich erscheint, da der Minister mir versichert hat, daß der Krieg, welcher unsere Schuldscheine drückt, sich seinem Ende nahe. Die geheimen Friedensverhandlungen sind im vollsten Gange, wie mir von best unterrichteter Seite versichert wurde."

„Ich will diese letztere Thatsache nicht in Abrede stellen, doch geben Sie sicherlich zu, daß ich als Gesandter über unsere politischen Hoffnungen und Befürchtungen vollständiger unterrichtet sein muß, als Sie. Die Staatskasse ist geleert, die Flotte vernichtet, und unsere Heere sind geschlagen. Der Friede wird in Folge dessen kein vortheilhafter für uns sein. Wer jetzt unsere Papiere kauft, muß lange warten, ehe er hoffen darf, sie ohne Verlust verwerthen zu können, und Herr von Bernis hat mich beauftragt, Ihnen die zwanzig Millionen nur mit acht Prozent minus zu überlassen. Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß bei einem solchen Angebote Niemand kaufen wird."

„Ich halte trotzdem meine Hoffnung fest. Wenn der König sieht, daß seine Forderung zu hoch ist, wird er sich zu einer Reduction derselben entschließen. Ich hatte heute eine Conferenz mit Herrn Peels und sechs anderen Compagniechefs. Sie boten mir zehn Millionen baar, sieben Millionen in fünfprocentigen Papieren und verzichteten außerdem auf zwölfmalhunderttausend Gulden, welche die französisch-indische Gesellschaft der holländischen schuldet; das sind neun Procent Verlust für uns. Dieses Gebot scheint mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr acceptabel."

„Sie täuschen sich, zu glauben, daß der König zu diesem Handel in irgend einer Beziehung stehe. Die Politik des „Oeil

de boeuf“*) befindet sich sehr oft und eben auch jetzt in der Lage, sich der Berechnung ihrer beglaubigten Vertreter zu entziehen.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das ist möglich. Der König und der Herzog von Choiseul pflegen in Geldangelegenheiten selten Hand in Hand zu gehen; man zieht unabhängig von einander Gelder ein, nur mit dem einen Unterschiede, daß der Eine verantwortlich ist, während man einer Majestät von Gottes Gnaden unmöglich nachrechnen darf. Kennen Sie vielleicht den Grafen von St. Germain?“

„Ich habe ihn in Paris einige Male bei Frau d'Orfé gesehen.“

„Das glaube ich. Frau d'Orfé ist eine halbe Zauberin und gibt für Magie und dergleichen Dinge Summen aus, von denen jede einzelne einem ganzen Vermögen gleichkommt. Der Graf ist ihr ein Phänomen gewesen, in dessen Glanze sie um jeden Preis hat wandeln müssen. Was denken Sie von ihm?“

„Er besitzt ganz das Aussehen eines außerordentlichen Mannes. Der König schenkt ihm sein ganzes Vertrauen und hat ihm sogar eine sehr prachtvolle Wohnung in Chambord eingerichtet.“

„Ah!“ rief d'Affri erstaunt. „Dieser Abenteurer scheint vom Glücke mehr bevorzugt zu werden, wie mancher brave Mann von großen Verdiensten. Wissen Sie, daß er sich hier befindet?“

„Kein Wort.“

„Er ist im „Prinzen von Oranien“ abgestiegen und gerirt sich mit diplomatischer Miene, ohne mich eines Besuches zu würdigen. Ich habe die Art und den Zweck seiner Sendung nicht zu enträthseln vermocht, werde mich aber auch nicht in die Gefahr begeben, mich durch eine Empfehlung bloßzustellen, wenn man sich bei mir nach ihm erkundigen sollte.“

„Im Prinzen von Oranien? Das ist ja der Gasthof, in welchem auch ich wohne!“

„Dann läßt sich ja vermuthen, daß Sie einmal mit ihm zu sprechen kommen werden.“

„Auf alle Fälle, Graf.“

„Darf ich Ihnen vielleicht die Geschicklichkeit zutrauen, den Zweck seines Hierseins zu erfahren?“

„Ich kann nicht sagen, ob ich sie besitze, doch ist ja eine Probe immerhin erlaubt.“

„Versuchen Sie es. Jetzt aber lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren; man würde uns sonst vermissen!“

Die beiden Männer entfernten sich; der Lauscher verließ sein Versteck und kehrte nach ihnen in die vorderen Gemächer zurück. Es war seine Absicht, Casanova aufzusuchen. Dieser hatte sich ganz allein an einem Pfeilertischchen niedergelassen. Er war ein Mann, welcher sich durch eine seltene, eigenartige Schönheit auszeichnete und schien mit seinen großen, dunklen Augen die ganze Versammlung zu beherrschen. Langenau näherte sich ihm und begann, sich verbeugend:

„Entschuldigung! Sie sind Herr Casanova?“

„Ja.“

„Werden Sie mir verzeihen, daß ich eine Unterredung mit Ihnen suche, ohne daß wir uns vorher vorgestellt wurden?“

„Meine Vergangenheit wird Ihnen beweisen, daß ich ein Feind jeden Zwanges bin. Nehmen Sie hier Platz, mein Herr!“

Der Baron setzte sich an der andern Seite des Tischchens nieder und erläuterte:

„Mein Name ist von Langenau — —“

„Ah, der Vertreter des Königs von Preußen in Haag?“

„Ja.“

„Darf ich Sie meiner aufrichtigsten Sympathie versichern?“

„Ihre Theilnahme ist mir um so angenehmer, als ich Sie nur aufsuchte, weil mich der Wunsch trieb, Ihnen nützlich zu sein.“

„Verfolgen Sie bei diesem Wunsche eine besondere Richtung?“

„Gewiß! Sie sind von dem Herzog von Choiseul mit der Ordnung einer gewissen Angelegenheit betraut?“

„So ist es! Ich habe keine Veranlassung, diese Angelegenheit heimlich zu betreiben.“

„Man sagt Ihnen, daß Sie auf Schwierigkeiten stoßen werden?“

„Auch hier vermuthen Sie recht, doch denke ich, daß es mir gelingen wird, die Hindernisse glücklich zu überwinden.“

„Ich möchte gern das Meinige dazu beitragen, Ihnen die Lösung Ihrer nicht leichten Aufgabe zu ermöglichen.“

„Sie würden mich Ihnen dadurch zu lebhaftem Danke verbinden,“ meinte der berühmte Verbannte Venedig's. „Sollte vielleicht wirklich eine positive Unterstützung in Ihrer Macht liegen, Herr Baron?“

„Zwar nicht eine positive, sondern eine negative, aber, wie ich hoffe, darum doch keine ganz und gar geringfügige. Ich bin nämlich in der glücklichen Lage, Ihnen ein ganz bedeutendes Hinderniß, welches sich Ihnen entgegenstellt und von dem Sie keine Nachricht zu haben scheinen, namhaft machen zu können. Wer seine Feinde kennt, ist auf dem besten Wege, sie zu besiegen.“

„Ein Hinderniß? Wirklich? Darf ich fragen, worin es besteht, Herr Baron?“ frug Casanova.

„Es heißt Saint Germain.“

„Saint Germain? Kennen Sie diesen Mann?“

„Ein wenig, doch würde ich einem Andern gegenüber wohl schwerlich Lust haben, dies einzugestehen. Kennen Sie die Angelegenheit, welche ihn nach Haag geführt hat?“

„Nein,“ antwortete Casanova und frug dann schnell: „Ist sie vielleicht Ihnen bekannt?“

„Vollständig.“

„Dürfen Sie davon sprechen?“

„Eigentlich nicht; da ich aber vermuthe, daß ich Sie in die Lage versetze, dem Grafen d'Affri einen Dienst zu erweisen, so sollen Sie Alles wissen. Ihre Angelegenheit müßte eigentlich scheitern, weil ohne Ihr Wissen eine ähnliche vom König selbst betrieben wird.“

„Nicht möglich! Sprechen Sie, Herr Baron!“

„Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine Anleihe von hundert Millionen gegen Verpfändung der französischen Kronjuwelen. Der König möchte dieses Geschäft ohne Einmischung seiner Minister machen, und selbst ohne daß sie etwas davon erführen. Der Graf von St. Germain hält sich für den Mann, es glücklich zu Stande zu bringen, und läßt sich in Folge dieses Selbstvertrauens nicht herbei, dem Grafen d'Affri den schuldigen Besuch abzustatten. Vielleicht hat er hiezu noch andere Gründe, die ich aber einstweilen nur vermuthen möchte, ohne sie näher zu bezeichnen.“

„Sind Sie überzeugt, daß Sie mir die Wahrheit sagen?“

„Ich würde ohne diese Ueberzeugung nicht zu Ihnen sprechen.“

„Seit wann ist der Graf in dieser Angelegenheit hier thätig?“

„Seit gestern.“

„Wissen Sie etwas Ausführlicheres?“

„Ich kannte den Zweck seiner Reise bereits, bevor er hier anlangte, und muß — — —“

„So scheint es, daß man in Deutschland sehr genau von den geheimen Verhältnissen und Vorgängen des französischen Hofes unterrichtet ist!“

„Selbstverständlich! Herr Calcoen, Sekretär Ihrer Hochmögenden, hat dann mit mir über die Angelegenheit gesprochen und mir auch mitgetheilt, daß der Graf bereits den werthvollsten der Krondiamanten deponirt hat.“

„Sind Sie davon überzeugt?“

„Ich habe ihn selbst gesehen. Der Stein ist wirklich prachtvoll und vom reinsten Wasser. Wie ich dann heut erfuhr, ist man nicht abgeneigt, auf das Geschäft einzugehen, und Sie sehen ein, mein bester Casanova, daß Sie darunter leiden müßten. Wenn man dem König hundert Millionen borgt, wird man schwerlich geneigt sein, Ihnen für den Minister zwanzig Millionen umzuwechseln.“

„Sie haben Recht und ich schulde Ihnen großen Dank, Herr Baron. Ich verstehe vollkommen den Wink, welchen Sie mir geben wollen, und will Ihnen auch offen sagen, daß mir

*) Oeil de boeuf (Ochsenauge) bedeutet eigentlich ein kleines, rundes Fenster in dem Fries oder in den Dächern großer Gebäude. Weil in Fürstenschlössern die durch solche Fenster erhellten Räume nur von der niederen Dienerschaft bewohnt werden und daher häufig der Schauplatz der ärgerlichsten Familienklatschereien sind, so hat man mit oeil de boeuf in Frankreich überhaupt die Orte bezeichnet, wo Klatschereien erdacht und erzählt wurden. Davon erhielt denn auch das Vorzimmer im Schloß zu Versailles, in welchem zur Zeit Ludwig's XIV., XV. und XVI. die Hofleute versammelt waren, um ihre Aufwartung bei dem König zu machen, den Namen oeil de boeuf, da es der Sitz der Scandalchronik des Hofes war. D. R.

die hundert Millionen des Königs nicht so sehr am Herzen liegen, als meine zwanzig; der Mensch ist ja ein Egoist!"

„Und ich also auch. Frankreich steht uns feindlich gegenüber, und es kann meinem König also nicht gleichgültig sein, ob Ludwig eine solche Summe erhält oder nicht. Man wird sich im Stillen wehren müssen."

„Sie scheinen bereits über diese Sache nachgedacht zu haben. Können Sie mir vielleicht einen guten Rath ertheilen?"

„Ein Mann von Ihren Fähigkeiten bedarf des guten Rathes nicht, aber ich werde Sie dem Banquier Adrian Hope vorstellen, welcher die entscheidende Stimme in den St. Germain'schen Angelegenheiten hat und Ihnen in der Ihrigen auf meine Empfehlung hin gern nützlich sein wird. Sodann habe ich einen Gedanken, den ich Ihnen nicht verschweigen will. Ich kenne die französischen Krondiamanten und habe den deponirten Stein nicht unter ihnen gesehen; St. Germain verlangt für ihn eine Anzahlung von hunderttausend Gulden, wovon in seiner Instruktion nichts steht — —"

„Ah — —!"

„Allerdings. Nehmen Sie dazu, daß er ein geschickter Chemiker ist, so wird es Ihnen nicht schwer werden, einen Verdacht zu hegen, den ich nicht besiegen kann."

„Sie denken beinahe Unmögliches!"

„Von meinem Standpunkte aus ist das, was Sie unmöglich nennen, sogar sehr wahrscheinlich. Ich kenne hier einen ausgezeichneten Chemiker, der ein armer, aber ehrlicher Mann ist und sich von dem Aplomb des Grafen nicht im Geringsten blenden lassen wird. Sie verstehen mich?"

„Sehr gut! Er wird den Krondiamanten untersuchen. Wollen Sie auch mich mit ihm bekannt machen?"

„Sobald Sie es wünschen. Er heißt van Holmen und wohnt hier ganz in der Nähe. Für Vertraute ist er auch während der Nacht zu sprechen und ich beabsichtige, nach der Soirée ihn aufzusuchen."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Sehr gern!" Dann setzte er mit feinem Lächeln hinzu: „Ich glaube nicht, daß der Graf d'Affri Veranlassung oder Neigung hat, St. Germain zu protegiren. Wüßte ich, daß Sie die Neigung des Gesandten besitzen, so würde ich darauf hindeuten, daß ein Brief von ihm an den Minister die Anleihe über den Haufen werfen dürfte."

„Lassen Sie mich machen, Herr Baron! Der Graf befindet sich über die Sendung St. Germain's im Unklaren; indem Sie es mir möglich machen, ihn zu unterrichten, erweisen wir ihm einen Dienst, der ihn veranlassen wird, sich mir gefällig zu bezeigen. Verzeihen Sie, daß ich Sie verlasse! Ich werde sogleich mit ihm sprechen."

Er erhob sich, um den ausgesprochenen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Der Baron von Langenau blieb mit dem Bewußtsein zurück, dem Grafen Saint Germain die erste Rate für das Andenken an den Park zu Versailles zurückzahlen zu können. Sobald es später thunlich war, winkte er Casanova und verließ mit ihm das Palais des Gesandten.

„Nun?" frug er, indem sie neben einander die Straße dahinschritten.

„D'Affri war im höchsten Grade überrascht."

„Nannten Sie ihm meinen Namen?"

„Sie hatten mir keine Erlaubniß dazu gegeben."

„Sie haben recht gehandelt. Will er schreiben?"

„Er hat es bereits gethan. Er hielt die Angelegenheit für so wichtig, daß er sich auf einige Minuten von der Gesellschaft zurückzog, um den Bericht abzufassen und einen Courier mit demselben sofort abzusenden."

„Prächtig! Sehen Sie dies kleine Haus? Hier wohnt van Holmen."

Sie befanden sich vor einem kleinen, unscheinbaren Häuschen, aus dessen Schornstein sie trotz der späten Nachtstunde einen dichten, dunklen Rauch aufsteigen sahen, in welchen sich zuweilen roth und blau glühende Funken mischten. Sie schritten um zwei Ecken und gelangten an die Hinterthür, an welche Langenau auf eine eigenthümliche Art pochte, worauf sie sich ganz von selbst öffnete und ebenso hinter ihnen ohne alle bemerkbare Hülfe sich wieder verschloß.

Nachdem sie einen kurzen, engen Flur durchschritten hatten, kamen sie in einen verräucherten, niedrigen Raum, dessen Ausstattung ihn als Laboratorium kennzeichnete. Unter einer Menge von Gläsern, Retorten, Tiegeln und allerlei seltsam geformten Gefäßen kauerte ein kleines, dürftiges Männchen, welches sich um die Eintretenden gar nicht zu kümmern schien, sondern mit großer Aufmerksamkeit dem Erkalten einer metallischen Flüssigkeit zusah, welche in eine Sandform ausgegossen worden war. Erst als sich dieselbe im Zustande der Erstarrung befand, erhob er sich, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Dies geschah einfach und mit Herzlichkeit; er hatte nicht das Geringste von dem Wesen eines Charlatan an sich.

„Herr Baron," frug er, „wie kommt es, daß ich Sie heut noch so spät bei mir sehe?"

„Ich wollte Ihnen hier Herrn Casanova vorstellen, der vielleicht nächstens Gelegenheit haben wird, sich für Ihre Kunst zu interessiren."

„Herr Casanova aus Venedig?"

„Ja," antwortete dieser.

„Dann wird Ihr Interesse nicht erst vielleicht nächstens wach werden, sondern Sie sind mir bereits Ihrem Rufe nach als ein guter Chemiker bekannt."

„Es ist wahr, daß ich mich einst viel mit Chemie beschäftigte, doch brachte ich es nicht weit."

„Sie sind bescheiden. Ich weiß sehr genau, daß Sie recht gute Kenntnisse besitzen; Schade nur, daß Ihre Lehrer sich mehr mit Alchymie anstatt mit der eigentlichen Scheidekunst beschäftigten!"

„Sie kennen mich, den Schüler, während ich von Ihnen, dem Meister, noch nichts gehört habe. Wie kommt das?"

Das kleine Männchen lächelte leise vor sich hin.

„Die wahre Kunst genügt sich selbst und macht kein Geschrei, dennoch aber bin ich nicht so ungekannt, wie Sie vielleicht meinen. Ich verkehre sogar mit Personen, welche sich auf dem Gebiete der Alchymie einen bedeutenden Namen erworben haben. Sie kennen die Frau d'Orfé in Paris?"

„Ich nenne mich sogar ihren Freund."

„Das weiß ich, denn sie hat mir öfters von Ihnen geschrieben, und dort auf dem Tische liegt noch ihr letzter Brief, in welchem sie Ihrer gedenkt. Ich erwarte soeben einen Mann, den Sie vor einigen Wochen bei ihr gesehen haben."

„Darf ich fragen, wer dieser Mann ist?"

„Der Graf von St Germain."

„Ah!" rief Casanova erstaunt. „Zählen Sie den Grafen auch zu Ihren Freunden?

„Ich? Hm!" Der Chemiker schüttelte stolz den Kopf. „Es gibt Hunderte, die ihn fast wie einen Gott verehren, ich aber halte ihn für einen klugen Quacksalber, welcher es versteht, aus den Dukaten anderer Leute sechzehnkarätiges Gold für sich zu machen. Er ist jetzt hier und benachrichtigte mich durch seinen Diener, daß er mir in der gegenwärtigen Stunde einen Besuch machen werde. Ich bin wirklich neugierig, zu erfahren, was ihn zu mir führt."

„Es ist hier ein außerordentlich glücklicher Zufall vorhanden," meinte der Baron von Langenau. „Eben der Graf ist es, dessentwegen wir zu Ihnen kommen. Er ist beauftragt, oder gibt wenigstens so an, die französischen Kronjuwelen gegen die Summe von hundert Millionen zu versetzen, und hat mit der Bitte um sofortige Auszahlung von hunderttausend Gulden den größten der Diamanten zur Caution gestellt. Ich sage Ihnen dies, weil ich weiß, daß Sie verschwiegen sind. Die Freundschaft zwischen diesem Grafen und dem König von Frankreich muß eine sehr innige und vertrauensvolle sein."

„Ja," versetzte van Holmen, „oder es ist das Vertrauen des Grafen auf die Naivetät anderer Leute ein ebenso großes. Ich errathe den Wunsch, welchen Sie mir vorzutragen beabsichtigen, und Sie brauchen ihn also gar nicht auszusprechen. Hören Sie diesen Ton? Die Thür ist gegangen. Treten Sie in dieses Kabinet. Er soll von Ihrer Anwesenheit nichts merken."

Er öffnete eine hinter dem Rauchfange verborgene Thür und wies die beiden Männer in ein kleines Kämmerchen, welches von dem Laboratorium nur durch eine dünne Wand geschieden wurde, so daß man jedes Wort vernehmen konnte, welches in dem Laboratorium gesprochen wurde. Sie hörten das Geräusch einer

auf- und zugehenden Thür und waren dann Zeugen eines für sie sehr interessanten Gespräches.

„Sie sind van Holmen?"

„Ja."

„Ich bin der Graf von Saint Germain."

„So!"

Der Graf hatte jedenfalls erwartet, zu imponiren. Das einfache „So" des Chemikers schien ihn zu ärgern.

„Sie kennen mich?"

„Nein."

„Aber mich kennt doch alle Welt, und Fürsten bemühen sich um meine Gunst."

„So!"

„Sie scheinen wenig oder gar nicht mit der Welt zu verkehren?"

„Ja."

„Eben deßhalb komme ich zu Ihnen, um Ihnen ein sehr gutes Geschäft in Vorschlag zu bringen."

„So!"

„Haben Sie Kenntniß von meinem berühmten Aqua benedetta?"

„Nein."

„Dieser Wundertrank ist der größte Triumph des Menschengeistes; wer ihn gebraucht, wird nie alt und stirbt nicht."

„So!"

„Ich habe dem König von Frankreich und der Marquise de Pompadour davon geben müssen; der Vorrath geht zur Neige, und der König bittet mich um Erneuerung. Ich bedarf zur Herstellung des Wassers ein vollständig eingerichtetes Laboratorium, und da ich meine Apparate nicht bei mir führe, so ersuche ich Sie, mir Ihr Laboratorium auf eine Stunde abzutreten. Ich werde den gegenwärtigen Zustand desselben respektiren und biete Ihnen als Lohn für Ihre Gefälligkeit diesen Diamanten an. Gehen Sie auf meinen Vorschlag ein?"

„Ja."

„Ich erhielt den Stein in Wien von dem Grafen Zobor als Geschenk; er ist seine zwölfhundert Gulden werth."

„So."

„Sind Sie eben jetzt beschäftigt?"

„Nein."

„So werde ich sofort beginnen. Von Ihren Vorräthen brauche ich nichts, da ich die Ingredientien zu meinem Aqua benedetta hier in dieser Manteltasche bei mir führe."

„So!"

„Geht dieser Glockenzug nach Ihrem Wohnraume?"

„Ja."

„So werde ich Sie durch die Glocke benachrichtigen, wenn ich fertig bin. Hier ist der Diamant. Ich werde binnen einer Stunde fertig sein, und Sie können gehen!"

„So!"

Eine Thür ging und ward hörbar von innen verschlossen. Nach kurzer Zeit öffnete sich ganz unvermuthet eine in dem Boden der Kammer angebrachte Fallklappe, deren Dasein die beiden Männer gar nicht bemerkt hatten, und aus ihr stieg der Chemiker empor, welcher lächelnd den beiden Andern Schweigen zuwinkte.

„Ein geistreiches Gespräch, nicht wahr?" flüsterte er. „Jetzt fabrizirt er sein Universal-Lebenswasser. Ich werde ihn dabei beobachten."

Er stellte vorsichtig einen Stuhl an die Scheidewand, stieg auf denselben und öffnete geräuschlos einen unterhalb der Decke angebrachten Ventilator. Durch die entstandene Oeffnung war es möglich, Alles, was im Laboratorium vorging, zu beobachten. Er stand eine ziemliche Weile auf seinem Posten, ehe er herunterstieg.

„Nun?" frug der Baron.

„Nichts, gar nichts! Er beguckt sich die Töpfe und Tiegel. Ich bin fest überzeugt, daß sein Aqua benedetta nichts ist als eine ganz harmlose Mischung von destillirtem Wasser mit irgend einer wohlriechenden Flüssigkeit. Sein Besuch bei mir hat jedenfalls nur den Zweck der Reklame; aber es ist sehr leicht möglich, daß sein Aqua benedetta für ihn zu einem Aqua maledetta wird. Ich meine sehr, daß er einen großen Fehler begangen hat, mir den angeblichen Diamanten des Grafen Zobor zu schenken, denn ich werde denselben einer sehr genauen Analyse unterwerfen, und ich hoffe, daß Sie mich bis dahin nicht verlassen, um das Resultat meiner Untersuchung zu vernehmen."

„Wir bleiben gern, denn es liegt ja in unserm Interesse, so bald wie möglich zu wissen, woran wir sind."

Auch Casanova und Langenau bestiegen nach einander den Stuhl und bemerkten, daß es dem Grafen nicht einfiel, eine chemische Operation vorzunehmen. Erst nach Verlauf einer Stunde zog er ein Pulver hervor, welches er verbrannte. Ein außerordentlich lieblicher und feiner Duft verbreitete sich hierauf sogar in der Nebenkammer.

„Jetzt wird er klingeln," meinte van Holmen. „Der Duft soll mich glauben machen, daß er wirklich gearbeitet hat."

Er hatte Recht; die Glocke ertönte, und auf dieses Zeichen verschwand er in der Fallklappe und erschien darauf in dem durch den Grafen jetzt wieder von innen geöffneten Laboratorium.

„Riechen Sie etwas?" frug derselbe.

„Ja."

„Das ist der bei der Zubereitung des Elixirs entflohene Lebensduft. Das bloße Einathmen desselben wird Ihr Dasein auf ein ganzes Jahrzehnt verlängern."

„So!"

„Sind Sie auch sternenkundig?"

„Nein."

„Das ist eine ganz unverzeihliche Unterlassungssünde von Ihnen. Wer die Stoffe beherrschen will, aus denen unsere Erde zusammengesetzt ist, muß vor allen Dingen den unendlichen und allgegenwärtigen Stoff zu beherrschen trachten, der die Urmaterie des universalen Lebens bildet."

„So!"

„Ich bin fertig, und Ihre Bezahlung haben Sie. Darf ich wiederkommen?"

„Ja!"

„Ich habe einige wichtige und complicirte Operationen vorzunehmen, welche eine längere Zeit erfordern, als dies heute nothwendig war. Doch wird meine Anwesenheit Ihnen zwar wohl eine kleine Unterbrechung Ihrer eigenen Arbeiten, aber keineswegs irgend einen Nachtheil bringen. Sie haben wohl bereits bemerkt, daß ich gewohnt bin, königlich zu bezahlen; die Berühmtheit gar nicht gerechnet, welche Ihr Laboratorium dadurch erlangen wird, daß ich in demselben meine Zaubermittel bereitet habe."

„So!"

Das ununterbrochene „Ja" und „So" schien doch den Grafen stutzig zu machen. Er warf einen scharfen, forschenden Blick in das unbewegliche Angesicht des kleinen Chemikers und meinte dann:

„Warum sprechen Sie nicht? Haben Sie das Gelübde gethan, nur einsilbige Worte in Anwendung zu bringen?"

„Ja."

„Dann ist mit Ihnen ja keine Unterhaltung möglich. Ich gehe also. Gute Nacht! Aber ich werde noch im Laufe dieser Woche wiederkommen."

„So!"

Der berühmte Meister des Lebenselixirs entfernte sich mit einem sehr gnädigen Neigen seines Hauptes; der Chemiker ließ nicht die mindeste Lust zu einer Verbeugung spüren und begleitete ihn bis an die Thür, welche er sorgfältig hinter ihm verschloß. Dann kehrte er in das Laboratorium zurück und befreite Casanova und den Baron aus der engen Kammer.

„Das also war der hochberühmte Graf von St. Germain, der Abgott aller Astrologen, Magier und Alchymisten!"

„Ja, das war er," meinte Langenau. „Es ist Ihre Pflicht, sich hoch beglückt über diesen unendlich ehrenvollen Besuch zu fühlen!"

„Hm, der Vorwand des Aqua benedetta diente natürlich nur als Einleitung. Wer weiß, welche chemischen Prozesse er vorzunehmen hat, die mit seinen hundert Millionen und den Krondiamanten in Beziehung stehen! Jetzt aber werde ich vor allen Dingen den Stein des Grafen Zobor einer Prüfung unterwerfen."

Das Feuer war bereits ausgegangen, ein Zeichen, daß die Thätigkeit St. Germain's gleich Null gewesen sei. Er schürte es wieder an, füllte verschiedene Flaschen, Tiegel und andere Gefäße mit ebenso verschiedenen Ingredientien und unterwarf den Stein

einem Verfahren, zu welchem selbst Casanova das Verständniß und die Einsicht fehlten. Die Prozedur nahm eine lange Zeit in Anspruch, und der Morgen war längst angebrochen, als sie zu Ende ging.

Die zwei Zuschauer befanden sich in einer außerordentlichen Spannung, denn das Ergebniß dieser streng wissenschaftlichen Untersuchung mußte auf ihr Vorhaben von bedeutendem Einfluß sein.

„Endlich bin ich fertig!" entschied mit triumphirender Miene van Holmen.

„Und Ihre Entscheidung lautet?" frug der Baron.

„Sie wissen, woraus der Diamant besteht?"

„Allerdings. Er besteht aus reinem Kohlenstoff."

„Und muß daher im Sauerstoffgas zu Kohlensäure verbrennen," fügte Casanova hinzu.

„Richtig. Sie haben bemerkt, daß ich mit diesem Diamanten den mir von dem Grafen angegebenen Werth von zwölfhundert Gulden riskirt habe; ich wollte ihn verbrennen, aber es ist mir nicht gelungen. Ich habe ihn dann mit andern Stoffen behandelt und jetzt dieses feine, grauweiße Pulver erhalten, von welchem sich ein dünner, durchsichtiger und äußerst harter Niederschlag geschieden hat. Ich will in diesem Augenblick sterben, wenn der Stein ein Diamant gewesen ist. Welche Zusammensetzung er eigentlich hatte, kann ich jetzt nicht sagen, denn um dies zu bestimmen, müßte ich sowohl das Pulver als auch den Niederschlag einem weiteren und sehr complicirten Verfahren unterwerfen; doch hege ich schon jetzt die Ueberzeugung, daß wir es mit einer allerdings meisterhaft hergestellten glasartigen Composition zu thun haben."

„Zieht der Versuch, einen Diamanten in Sauerstoffgas zu verbrennen, unbedingt den Verlust des ganzen Steines nach sich?"

„Nein, denn man kann den Prozeß des Verbrennens unterbrechen, obgleich dies seine Schwierigkeiten hat, denen nicht jeder Chemiker gewachsen sein dürfte."

„Getrauen Sie sich, den Krondiamanten, welchen der Graf deponirt hat, einer Prüfung zu unterwerfen, ohne daß der Werth desselben, wenn der Stein ächt sein sollte, bedeutend angegriffen wird?"

„Ich getraue es mir."

„So nehmen Sie einstweilen unsern Dank für Ihre heutige Bemühung; sobald die Angelegenheit sich entschieden hat, wird —"

„O bitte," fiel van Holmen ein; „Sie sind mir weder Dank noch Honorar schuldig! Im Interesse unserer herrlichen Wissenschaft muß jeder ächte Jünger derselben bestrebt sein, allem Schwindel mit allen Kräften entgegen zu arbeiten. Ich bin reichlich belohnt, wenn meine Arbeit dazu beitragen kann, einen Schelm zu entlarven, dem es bei seinem ungewöhnlichen Talente mehr als Andern gelang, Unheil zu säen und dafür Reichthum und Ehren zu ernten!"

Sie verließen den braven, kenntnißvollen Mann mit dem Gefühle der vollständigsten Hochachtung. Auf der Straße angekommen, blieb der Baron stehen.

„Wir haben unser Werk erst begonnen," meinte er. „Wollen wir das Eisen nicht schmieden, so lange es noch warm ist?"

„Das versteht sich, Herr Baron," antwortete Casanova. „Es ist zwar noch ziemlich früh am Morgen, aber einen Freund, wie es der Sekretär Calcoen Ihnen ist, darf man auch schon zu dieser Stunde aufsuchen."

„Sie errathen, wohin ich mich zu wenden beabsichtigte. Lassen Sie uns zunächst ihn aufsuchen!"

Sie schritten nach der Wohnung des Sekretärs und trafen Frau Katje im Flur, welche, mit weißer Nachthaube auf dem Kopfe, emsig beschäftigt war, die roth und weißen Klinkerplatten des Fußbodens zu säubern. Sie begrüßte die beiden Männer, ein wenig erstaunt über den so frühen Besuch.

„Ist Mynheer Calcoen bereits munter?" frug der Baron.

„Bereits munter?" frug sie halb erstaunt und halb beleidigt. „Mynheer ist stets mit den Hühnern munter."

„So können wir ihn wohl sprechen?"

„Da der Herr Baron dabei ist, ja, sonst aber nicht. Morgenstunde hat Gold im Munde; das ist eine gute Arbeitsregel."

Sie stiegen die Treppe empor und gingen nach dem Studierzimmer des Sekretärs. Er hatte die Füße auf dem Kohlenbecken, die Zeitung in der Linken und die langrohrige Thonpfeife in der Rechten.

„Welch eine Ueberraschung!" rief er aus einer dichten Tabakswolke heraus. „Sie bringen mir sicher etwas höchst Wichtiges, Herr von Langenau."

„Zunächst den Herrn Casanova hier, von dem Sie jedenfalls — — —"

„Gehört haben, nicht wahr? Wir haben uns sogar bereits gesprochen, und es sind also Komplimente zwischen uns nicht nöthig. Setzt Euch, Mynheers, und sagt, was Ihr mir bringt!"

„Wir kommen in der bekannten Krondiamantenangelegenheit."

„Was? In dieser — — Aber ich denke, diese Angelegenheit ist tiefstes Geheimniß, und da stellen Sie mir auch Herrn Casanova als Eingeweihten vor."

„Sie wissen, welche wichtige Aufgabe ihn hieher geführt hat. Die hochmögenden Herren machen ihm die Lösung derselben sehr schwer und sind, wie ich beinahe glaube, eher geneigt, einem Betrüger hundert Millionen zu geben, als einem ehrlichen Manne zwanzig Millionen umzuwechseln. Ich habe keinem Grafen von St. Germain Discretion gelobt und kann also über mein Geheimniß sprechen, zu wem mir beliebt. Ich habe triftige Gründe, Herrn Casanova in das Vertrauen zu ziehen; das geschah gestern Abend beim Grafen d'Affri, und jetzt sind wir bereits in der Lage, Ihnen mit einem Resultate dienen zu können."

„Wirklich? Ich bin natürlich ganz Ohr!"

„Der deponirte Krondiamant befindet sich wohl noch in Ihrer Hand?"

„Nein. Ich habe ihn zur Verfügung der hochmögenden Herren gestellt, und er wurde dem Banquier Hope zur Aufbewahrung übergeben."

„Ist er geprüft worden?"

„Von drei Kennern, welche ein untrügliches Auge besitzen."

„Und wie lautete ihr Urtheil?"

„Er ist ächt."

„Ah! Wirklich?"

„Ja. Die Herren Generalstaaten sind sehr geneigt, auf die Offerte des Grafen von St. Germain einzugehen."

„Dann muß ich Ihnen sagen, daß sich die drei Sachverständigen wohl dennoch geirrt haben. Wir haben heute Nacht einen Diamanten des Grafen, welchen wohl mancher feine Kenner für ächt gehalten hätte, chemisch untersuchen lassen."

„Bei wem?"

„Bei van Holmen."

„Der ist sicher, und was er sagt, gilt als ein Schwur. Wie fand er den Stein?"

„Er war unächt, trotzdem der Graf ihn als Geschenk von dem Grafen Zobor erhalten haben wollte und seinen Werth auf zwölfhundert Gulden angab."

„Ich bin erstaunt!"

„Wir nicht, denn wir hatten es nicht anders erwartet. Die zwölfhundert Gulden bestehen jetzt nur noch in einem winzigen Häufchen Pulver, für welches kein Mensch die kleinste Münze bezahlt."

„Erzählen Sie, erzählen Sie, wenn ich es glauben soll!"

Der Baron gab einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse bei dem kleinen Chemiker. Als er zu Ende war, starrte ihn der Sekretär mit offenem Munde an. Die Pfeife war dem guten Manne längst ausgegangen. Er legte sie weg und erhob sich.

„Das ist höchst merkwürdig und muß beherziget werden. Wollt Ihr mit zu Adrian Hope?"

„Wir sind bereit dazu."

In kurzer Zeit befanden sich die Drei auf dem Wege zum Banquier. Dort kamen Langenau und Casanova lange nicht zu Worte, denn der eifrige Mynheer Sekretär ließ es sich nicht nehmen, den Bericht selbst abzustatten. Hope hörte denselben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bis zu Ende. Dann erfolgte eine längere und sehr lebhafte Unterredung, nach deren Schluß die Drei den Banquier mit dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit verließen. Noch unter der Thür reichte er Langenau und Casanova die Hand.

„Leben Sie wohl, meine Herren! Wenn sich Ihre Vermuthung bestätigt, so werden wir einen raffinirten Betrüger entlarven, und Sie haben sich die Dankbarkeit der Hochmögenden

erworben. In diesem Falle hege ich keinen Zweifel, daß die Umwechslung der zwanzig Millionen keinen Anstand finden wird, Mynheer Casanova. Mir würde es nur leid thun, daß wir dann gegen den Schwindler nicht nach den Gesetzen vorgehen könnten, weil wir Rücksicht auf Seine Majestät den König von Frankreich zu nehmen hätten."

Als sich Casanova mit dem Baron allein befand, meinte er: „Ich bin überzeugt, daß wir einem Siege entgegengehen, und werde Ihnen immer größern Dank schuldig!"

„Sie haben keine Veranlassung, von Dank zu sprechen, denn ich handle wohl nur als Egoist," lautete die Antwort. „Ich bin ihm eine Revanche schuldig und glaube nun auch, daß es, um den Grafen zu entlarven, des Boten nicht bedurft hätte, welchen d'Affri gestern an den Herzog schickte." — —

Er hatte mit dieser Meinung Recht, denn bereits am zweiten Tage erhielt der Graf von St. Germain durch einen unbekannten Boten folgendes Billet:

„Graf d'Affri hier, Gesandter des Königs von Frankreich, hat von den Herren Generalstaaten Ihre Auslieferung verlangt. Der von Ihnen deponirte Krondiamant wurde untersucht und als Composition erkannt. Er bleibt hier in Verwahrung, bis ihn der König selbst reklamirt. Zwei Stunden nach Empfang dieser Zeilen wird man kommen, um Sie zu arretiren."

* * *

Wirklich kam nach zwei Stunden ein Polizeikommissär in die Wohnung des Grafen, fand ihn aber bereits abgereist. Die Verfolgung wurde natürlich nur höchst lässig betrieben, und so erfuhr man bald, daß er sich in England in Sicherheit befinde. Man hatte ihn aus Rücksicht auf Ludwig den Fünfzehnten entkommen lassen. — — —

(Schluß folgt.)

Monte Cassino und die Jubelfeier des Benediktiner-Ordens.

Nachdruck verboten.

Reiseskizzen und Studien von **P. Maurus Kinter.**

(Fortsetzung.)

Die Mönche, welche die Regierung als bloße „Hüter des italienischen Nationaldenkmals in Monte Cassino" betrachtet, leben ihrem Berufe weiter unter der Leitung des Abtes, der mit bischöflicher Jurisdiction bekleidet ist und als „Abbas nullius" zugleich eine kleine Diöcese leitet, deren Sprengel die Abtei umgibt und etwa 100,000 Seelen hat. Der Abt wird vom Generalcapitel gewählt, in welchem alle Äbte der Congregation Sitz und Stimme haben. Nach je doppelter Wahl fällt das Ernennungsrecht dem Papste zu. Die bischöfliche Jurisdiction ist in so fern beschränkt, daß der Abt die höheren Weihen nicht ertheilen kann und ihm die Consecration der Kirche und das Weihen der hl. Öle nicht zusteht. In früheren Zeiten waren diese Privilegien natürlich viel größer. So hieß der jedesmalige Abt durch ein Dekret Karl's des Großen „Kanzler des Reiches", unter den Königen von Neapel „erster Baron im Reiche"; Urban V. verlieh ihm durch eine Bulle bei jedem Concil den ersten Sitz in der Reihe der Aebte. Heut zu Tage sind alle diese Privilegien nur mehr eine historische Erinnerung. Die Regierungszeit eines Abtes dauert gewöhnlich 3 Jahre; er kann jedoch dann immer wieder neu gewählt werden. Falls er aber abtritt, so behält er die Abzeichen seiner Würde: den Ring, die Mozzeta, das Pectoralkreuz sowie das Recht, mit Mitra und Pedum zu pontificiren, bei; jedoch nur mit Bewilligung des jeweiligen Abtes.

Als eine Merkwürdigkeit, die sich in keinem Benediktinerstifte sonst findet, möge erwähnt werden, daß auch einfachen Mönchen, die sich in irgend einer Weise hervorthun, der Ehrentitel eines Abtes verliehen wird. Ein solcher trägt dann bloß die äußeren Abzeichen, ohne irgend welche weitere Gewalt. Die übrigen Aemter sind dieselben, wie in anderen Benediktinerklöstern: der Generalvikar für die Diöcese, Novizenmeister, Archivar, Gastmeister 2c. Die Mönche beten täglich viermal im Chor ihr Officium: um 8 Uhr die Prim und Meditation, um 11 Uhr die Terz, der sich die Conventmesse anschließt, hierauf Sext und Non; um 2 oder 4 Uhr, je nach der Zeit, Vesper und Complet; in den ersten Abend-Stunden zwischen 6—8 Uhr das Matutinum. Um Mitternacht wird bloß in der Vigilie des heiligen Benedikt und des Weihnachtsfestes der Chor abgehalten. An hohen Feiertagen wird das Officium gesungen. In den Frühstunden geht jeder Mönch seiner Beschäftigung nach; um 4 Uhr sind eine oder auch zwei Stunden zum Spaziergang gestattet; während der heißesten Jahreszeit findet Nachmittag der italienischen Sitte gemäß in herkömmlicher Weise die Siesta Statt. Das Kloster ist dann von 1—3 Uhr für Fremde geschlossen. Doch finden diese zu jeder Zeit eine herzliche Aufnahme und freundliche Unterkunft auch über Nacht; natürlich Alles einfach, wie es die gegenwärtige Sachlage gestattet. Als Erkenntlichkeit hiefür pflegen die Reisenden in die bei der Kirche angebrachte Sammel-Büchse ein kleines Almosen einzulegen.

Auch wir wurden mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Durch eine Akazienallee waren wir unmittelbar vor dem Eingangsthore auf den Platz gekommen, wo Roß und Reiter scheiden mußten. Nachdem wir die inzwischen gesteigerten Ansprüche unseres Rosselenkers durch beiderseitiges Übereinkommen befriedigt hatten, traten wir in den äußeren Vorhof. Das Thor, welches in denselben führt, ist aus großen Blöcken von Travertin hergestellt; zu beiden Seiten halten uralte, aus Stein gehauene Löwen Wache. Von hier geht es noch durch einen kleinen, etwa 9 Meter langen Tunnel weiter; ist man aus demselben herausgetreten, so erblickt man zuerst den uralten Thurm, den ersten Wohnort des heiligen Benedikt. Auf demselben verkündet eine Inschrift:

„Fornicem saxis asperum ac depressum
Tantæ moli aditum angustum
Ne mireris hospes
Augustum fecit Patriarchæ sanctitas
Venerare potius et sospes ingredere."

Dieser Thurm nun ist es vor Allem, welcher bei der im Jahre 1880 Statt findenden 1400jährigen Jubelfeier der Geburt des heiligen Benediktus als Wiegen-Denkmal des ganzen Ordens neu hergestellt und verziert werden soll. Auf 250,000 Francs sind die Kosten veranschlagt, welche durch freiwillige Beiträge der einzelnen Benediktinerklöster der Welt zusammengebracht werden sollen. Rüstig arbeiten Handwerker der verschiedensten Art an der Herstellung der einzelnen Räume der drei Stockwerke des Thurmes, während Benediktiner selbst von Monte Cassino und 7 Mitglieder des dem „Culturkampfe" in Deutschland zum Opfer gefallenen Klosters Beuron mit den Skizzen zu den Fresken und Mosaiken, welche die Wände und die Decken der einzelnen Gemächer schmücken sollen, vollauf zu thun haben.*) Die Grundidee bei der Ausschmückung der einzelnen Zimmer des Thurmes, wie sie mir später von meinem liebenswürdigen Führer, dem Stiftsbibliothekar D. Caesare Quandel später angegeben wurde, ist die, das irdische Leben des heiligen Benedikt in seinen hervorragendsten Momenten nach den Schilderungen des heiligen Gregor des Großen, die Ausbreitung seines Ordens und seine himmlische Glorie zum Ausdrucke zu bringen. Figürliche Darstellungen aus dem alten Testament, wie die des Königs David, und einzelne Szenen aus der Apokalypse in Medaillonform vermitteln die

*) Wir verweisen auf den Aufsatz: „Eine Benediktiner-Kunstschule" mit der trefflichen Illustration: „Die deutsche Benediktiner-Kunstschule im Erzkloster Monte Cassino in Italien" in Nro. 10, V. Jahrg. des „Deutschen Hausschatzes". D. R



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein Fürst des Schwindels.

Nachdruck verboten.

Nach authentischen Quellen von **Ernst von Linden.**

(Schluß.)

3. Aqua maledetta.

Es war zu Anfang des Jahres 1780. Auf der Straße von Kiel nach Eckernförde bewegte sich ein Schlitten, in welchem zwei Herren und zwei Damen saßen. Diese waren der bekannte Prinz Paranow mit seiner Gemahlin und der Baron von Langenau mit seiner Frau, dem früheren Hoffräulein Amély d'Haussет.

Die beiden Herren hatten sich in Wien kennen gelernt und waren innige Freunde geworden. Kürzlich hatte der Prinz den Baron in Berlin besucht, und da von Langenau in einer wichtigen Mission nach Eckernförde gehen sollte, so beschloß Paranow, ihn zu begleiten, um diese Gelegenheit, eine interessante Bekanntschaft zu machen, nicht vorübergehen zu lassen.

In Eckernförde nämlich residirte der Landgraf Karl von Hessen-Kassel, dänischer Feldmarschall und Statthalter der Provinzen Schleswig und Holstein. Er schrieb das Buch: „Mémoires sur la campagne de 1788 en Suéde." Als eifriger Freimaurer that er sich besonders durch sein Streben hervor, die „stricte Observanz" wieder herzustellen, und als ein Freund der „geheimen Künste und Wissenschaften" verwandte er große Summen auf Dinge, welche man heute als vollständig werthlos erkannt hat. Er war ein Spielball von Magiern, Zauberern, Adepten und Wunderkünstlern, denen er das größte Vertrauen schenkte, und die dasselbe zu ihren Zwecken ausbeuteten. Die Abergläubigsten sind ja stets die in religiösen Dingen Glaubenslosen.

Auch Prinz Paranow hatte sich früher, wie es so in den Bestrebungen der Zeit lag, viel mit der Magie und Scheidekunst beschäftigt, war aber, nachdem er ihnen eine ganze Reihe von vergeblichen Opfern gebracht hatte, klug geworden und von ihnen zurückgetreten. Dennoch hegte er noch jetzt ein lebhaftes Interesse für Alles, was sich auf diese Disciplinen bezog, und fühlte eine unwiderstehliche Theilnahme für Jeden, der sich in den Banden befand, welche abzustreifen ihm nur nach großen Kämpfen und vieler Selbstüberwindung gelungen war. Daher wollte er auch den Marschall Karl von Hessen-Kassel kennen lernen und hatte sich dem Baron von Langenau nur deßhalb angeschlossen, um jetzt persönlich diese Bekanntschaft zu machen.

Die Unterhaltung drehte sich natürlich um den Feldmarschall, auf den sowohl die Herren als auch die Damen außerordentlich neugierig waren.

„Fahren wir direkt zu ihm?" frug Amély, welcher man es sehr leicht ansah, daß sie sich als Gemahlin Langenau's recht glücklich fühlte.

„Nein," antwortete der Baron. „Meine Mission weist mich an, erst das Terrain gehörig zu sondiren. Der Marschall ist in manchen Dingen höchst unberechenbar; er kennt mich jedenfalls und weiß, daß ich als nüchterner Verstandesmensch mit manchen abenteuerlichen Anschauungen, welche er hegt, nicht harmonire; daher steht zu erwarten, daß er mir nicht sehr viel Sympathie entgegenbringen wird. Ich machte das in Berlin bemerklich und gab zu verstehen, daß es vielleicht besser sei, einen Geeigneteren mit meiner Mission zu betrauen; doch zog man es vor, meine Vorstellungen nicht zu beachten."

„An wen werden Sie sich wenden?" frug der Prinz.

„An den Grafen von Lamberg, welcher bereits angewiesen wurde, die vorbereitenden Schritte zu thun. Er ist ein sehr gewandter Diplomat und hat es wirklich fertig gebracht, den dänischen Legationsrath Morin, welcher jetzt in Eckernförde anwesend und ein Vertrauter des Marschalls ist, für unsere Intentionen zu gewinnen. Gelingt es mir, die Theilnahme des Marschalls für meine Person zu erregen, so zweifle ich keinen Augenblick an dem glücklichen Verlaufe meiner Sendung."

„Die sich natürlich auf die Verhältnisse Preußen's mit Schweden bezieht?" frug der Prinz.

„Es gibt Beziehungen," antwortete Langenau lächelnd, „für welche die Freundschaft keine Worte haben darf."

„Schön! Und ebenso gibt es Freundschaften, für welche die Politik kein Verständniß hat."

„Ich möchte nicht beistimmen. Doch verirren wir uns damit auf ein Gebiet, welches unserm vorigen Thema so fern liegt, daß wir schleunigst zurückkehren wollen. Wissen Sie, wer sich gegenwärtig bei dem Marschall befindet?"

„Nun?"

„Ein alter Bekannter von mir und auch von Ihnen. Der berühmte Graf von Saint Germain."

„Ich weiß es und will Ihnen offen gestehen, daß seine Anwesenheit ein Grund mehr für mich war, mich Ihnen anzuschließen. Ich bin sehr begierig, eine kleine Abrechnung mit ihm zu halten."

„Ah!"

„Er hatte die Güte, mir in Wien einen Diamanten, welchen er selbst auf zehntausend Dukaten schätzte, für die Hälfte dieser Summe zu verkaufen. Der Stein stammte, wie ich später erfuhr, aus seiner mit dem Grafen Zobor gegründeten Manufactur und erwies sich als unächt. Ich habe ihn bei mir und werde den Fälscher ersuchen, ihn gegen die fünftausend Dukaten unverzüglich zurückzunehmen."

„Er wird es nicht thun."

„Er wird es!"

„Dann müßte er im Besitze der betreffenden Summe sein, was ich aber nicht vermuthe."

„Es würde ihm nicht schwer fallen, eine Anweisung auf die Kasse des Marschalls zu erhalten."

„Auch diese Kasse ist leer; er hat dafür gesorgt."

„Dann mag er sehen, wie er die Summe sonst auftreibt, wenn er es vermeiden will, daß ich per Waffe mit ihm spreche!"

„Das wirst Du nicht thun!" bat die Prinzessin ängstlich.

„Keine Sorge, mein Herz! Meinen guten Degen besudele ich nicht mit seinem Blute, und Du weißt ja, daß ich kein schlechter Schütze bin. Ein Mann von seinem Genre besitzt wohl die nöthige Hinterlist, welche zum feigen Betruge erforderlich ist, aber nicht den Muth, sich einem furchtlosen Gegner Auge in Auge gegenüberzustellen. Er wird das Geld aufbringen, um jeden Kampf zu vermeiden, denn er selbst weiß natürlich am allerbesten, welche Wirkung sein Aqua benedetta eigentlich hat."

„Das wissen Andere außer ihm ja ebenso gut," meinte Amély lächelnd. „Die Marquise Pompadour hat das Elixir getrunken, bis sie — starb, und daß auch Louis quinze trotz des Aqua todt ist, hat alle Welt erfahren. Man muß sich wundern, daß es noch Menschen gibt, welche im Stande sind, einem solchen Betrüger Glauben zu schenken!"

Man hatte jetzt die Stadt erreicht. Paranow stieg mit der Prinzessin im Gasthofe ab, während der Baron von Langenau mit seiner Gemahlin zu dem Grafen von Lamberg fuhr, wo ein Logis für Beide bereitet worden war. Der Baron hatte sich als Diplomat ausgezeichnet und wurde von dem Grafen sehr freundlich empfangen.

Beide hatten vor allen Dingen eine Unterredung, welche sich auf die Mission Langenau's bezog, und begaben sich dann zu dem Legationsrath Morin, um ihn zu bitten, den Baron bei dem Feldmarschall einzuführen.

Der Letztere saß um die gleiche Stunde auf seinem Polsterstuhle, auf den ihn das leidige Podagra bannte, und blätterte in alten, vergilbten Manuscripten herum. Er blickte von Zeit zu Zeit unruhig nach der Uhr; er schien Jemand ungeduldig zu erwarten. Da endlich trat der Kammerdiener ein und meldete:

„Der Herr Graf von Saint Germain!"

„Eintreten."

Der Graf, welcher jetzt unter der Thür erschien, hatte ganz noch das Aussehen, wie damals, als er Zutritt bei Ludwig von Frankreich gefunden hatte. Er schien wirklich nicht zu altern, doch bei einer genaueren Untersuchung hätte es sich wohl herausgestellt, daß er es ausgezeichnet verstand, sein Aeußeres mittelst kosmetischer Mittel zu conserviren. Er verbeugte sich leicht vor dem Marschall und nahm auf dessen Wink auf einem Stuhle in der Nähe seines Gönners Platz.

Allerdings zeigte das Gesicht des Marschalls in diesem Augenblick nicht die freundliche Miene eines Gönners, sondern einen Unmuth, welcher durch die Schmerzen, die ihm das Podagra verursachte, noch erhöht wurde.

„Ich ließ Sie bereits vor einer Stunde zu mir bitten, Graf!"

„Excellenz entschuldigen, daß ich Ihrer Aufforderung nicht sofort Folge leisten konnte! Eine wichtige Schmelzung, welche ich im Laboratorium begonnen hatte, hielt mich fest."

„Eine wichtige Schmelzung? Wissen Sie, mein Herr, welche Schmelzung mich in neuester Zeit wieder ganz außerordentlich beschäftigt?"

„Ich höre, Excellenz!"

„Das Schmelzen des Inhaltes meiner Kasse. Ueber fünf Jahre lang wohnen Sie bereits bei mir; über fünf Jahre lang stelle ich Ihnen selbst für meine Mittel ganz ungeheure Summen zur Verfügung, um Sie in den Stand zu setzen, die Versprechungen zu halten, die Sie mir gegeben haben; über fünf Jahre lang warte ich darauf, daß Sie Wort halten, und sehe keinen andern Erfolg, als daß mein Vermögen zur Neige geht und ich mich mit meinen Gläubigern herumschlagen muß; über fünf Jahre lang bin ich ein Muster von Geduld gewesen, aber mit den Mitteln geht auch meine Nachsicht zu Ende!"

„Excellenz erschrecken mich! Meine Operationen führen sicher zum Ziele; sie befinden sich in einem solchen Gange, daß — — —"

„Daß ich endlich selbst auch gehen muß!" fiel ihm der Marschall in die Rede. „Und doch fällt mir das Gehen schwer. Sie beabsichtigen, einen Lebenstrank herzustellen, der den Menschen ewig jung macht, und vermögen mir nicht einmal ein Mittel zu geben, welches mir das Podagra vertreibt!"

„Gestatten Excellenz die Bemerkung, daß die Krankheit längst gehoben wäre, wenn nicht das rasche, heiße Temperament — — —"

„Bah, die alte Einrede! Was hat mein Temperament mit dem Podagra zu schaffen? Beweise ich Ihnen etwa durch eine mehr als fünfjährige Nachsicht, daß mein Temperament so übermäßig schnell und hitzig ist? Ich habe heut wieder zweitausend Dukaten zu bezahlen und weiß wahrhaftig nicht, woher ich sie nehmen soll. Ich habe mich schon öfters auf Morin verlassen müssen, doch machte er mir erst kürzlich eine nichts weniger als zweideutige Aeußerung, daß er mir nicht mehr zur Verfügung stehen könne. Was nun?"

Man sah es dem Grafen an, daß er sich in einer ungewöhnlichen Verlegenheit befand. Er schien mit einem Entschlusse zu ringen.

„Sollten Ew. Excellenz Verhältnisse wirklich in der Weise derangirt sein, wie ich vernehmen muß?"

„Derangirt, das ist noch viel zu wenig! Alle geworden sind sie, vollständig alle; ich habe gar keine Verhältnisse mehr. Es gibt Niemand, an den ich mich wenden könnte, als Sie, Graf. Können Sie mir fünfzigtausend Friedrichsd'or borgen?"

Der Graf neigte den Kopf und blieb eine volle Minute still. Wer vermochte zu sagen, was in ihm vorging? Dann blickte er wieder auf und sah dem Marschall mit einem triumphirenden Lächeln in das Gesicht.

„Borgen? Nein, schenken werde ich Ihnen diese fünfzigtausend Friedrichsd'or, auch hunderttausend oder eine Million, wenn Sie wollen!"

„Ah! Ist's möglich?" rief der Marschall.

Er dachte nicht an sein Podagra; es war augenblicklich verschwunden, und als hätte er diese schmerzvolle Krankheit niemals kennen gelernt, sprang er empor und trat heftig auf den Grafen zu.

Dieser blickte ihm siegessicher entgegen.

„Sehen nun Excellenz, daß ich wirklich ein Mittel gegen Ihre Krankheit habe? Nur eines Wortes hat es bedurft, und sie ist verschwunden!"

„Und die Krankheit meiner Kasse?"

„Sie auch!"

„Erklären Sie sich deutlicher!"

„Sie wissen, daß ich fünf Jahre lang vergeblich auf eine günstige Constellation der Gestirne gewartet habe."

„Leider!"

„Heut genau um Mitternacht wird sie eintreten."

„Wirklich?" frug der Marschall mit einem tiefen Athemzuge der Erleichterung.

„Ganz zuverlässig. Meine Berechnungen werden mich nicht täuschen."

„Gut! So haben wir endlich eine günstige Stellung der Gestirne, aber das Andere — —?"

„Es ist Alles fertig, und ich bin vorbereitet."

„Was können Sie mir versprechen?"

„Ewiges Leben und unendliche Reichthümer heut gerad um Mitternacht, Excellenz."

„Graf, ist das wirklich wahr?"

Der Marschall befand sich vollständig in Ekstase. Alle Opfer, aller Zorn waren vergessen; er umarmte den Grafen und drückte

ihn dann wieder auf den Stuhl nieder, von welchem sich der Adept vorhin in seiner Verlegenheit erhoben hatte.

„So gewiß, als ich hier stehe," klang die feste Antwort. „Nur unter günstigen Sternen ist der Trank zu bereiten, und es können Jahrhunderte vergehen, ehe sich die heutige glückliche Constellation wiederholt. Ich fertigte das Elixir zum ersten Male an dem Tage, nach welchem Moses die Finsterniß über Egypten verhängte; zum zweiten Male am Begräbnißtage Samuel's, des Hohenpriesters, und zum dritten Male in der Nacht, als Christus seine Bergpredigt beendigt hatte."

„Sie haben Christum gekannt?"

Das Gesicht des Grafen zeigte ein eigenthümliches Lächeln.

„Ich habe Alles und Alle gekannt, Excellenz. Könnten Sie Petrus, den Apostel, fragen, so würde er Ihnen gestehen, daß ich ihm sehr oft den guten Rath gegeben habe, seine Heftigkeit zu mäßigen. Und wie ich bereits vor dreitausend Jahren lebte, so werden Sie mich auch nach dreitausend Jahren wiedersehen, denn Sie werden heut um Mitternacht mit mir den Tropfen des ewigen Lebens trinken und den Tod nie kennen lernen."

Der Marschall erstarrte beinahe vor Hoffnung und Verwunderung. Der Graf hatte allerdings hier und da eine leise Andeutung fallen lassen, aber so offen wie jetzt hatte er noch nie von seiner dreitausendjährigen Vergangenheit gesprochen.

„Graf, ich zweifle nicht, daß Sie die Wahrheit sagen; aber wenn Sie Ihr Versprechen wirklich erfüllen, so werde ich Sie belohnen, wie noch nie ein Mensch be — — —"

„Lohn? Bah, Excellenz, wer könnte mich belohnen! Bin ich es nicht, von dem Sie Alles empfangen? Was können Sie mir schenken, der ich Ihnen ewige Jugend und unendlichen Reichthum verleihe! Doch jetzt muß ich fort, denn ich darf keinen einzigen der glücklichen Augenblicke versäumen, aber heut um Mitternacht werde ich Ihnen Glück und Leben bringen. Lassen Sie den Saal in der Weise bereiten, wie es stets bei unsern Beschwörungen geschah!"

Er ging und ließ den Marschall in einer ganz unbeschreiblichen Aufregung zurück. Dieser wäre am liebsten mit seinen Gedanken und seinem Jubel allein geblieben, doch war ihm dieses nicht beschieden, denn nach einiger Zeit trat der Diener ein und machte eine Meldung, welche der Marschall in seiner Erregung allerdings gar nicht beachtete.

Die Thür öffnete sich wieder, und es trat ein kleines, schmächtiges Männchen ein, dessen vollständig weiße Haare auf ein bedeutendes Alter schließen ließen. Es dauerte lange, ehe der Marschall den Eingetretenen gewahrte.

„Wer sind Sie, und wer erlaubt Ihnen, hier Zutritt zu nehmen?" frug er mit zornig klingender Stimme.

„Ich wurde angemeldet, Excellenz!" erklang die ruhige Antwort.

„Ah so! Also wer sind Sie?"

„Mein Name ist van Holmen."

„Van Holmen? Aus Haag?"

„Ja."

„Ah! Setzen Sie sich!"

Es war augenscheinlich, daß die Ankunft des Chemikers dem Marschall etwas ungelegen kam; doch sammelte er sich schnell und erklärte:

„Sie wurden mir — allerdings nicht erst heut oder gestern — als ein Mann der Wissenschaft geschildert, zu dem man das unbeschränkteste Vertrauen hegen dürfe."

„Casanova!" schaltete van Holmen mit einer höflichen Verbeugung ein.

„Wie? Sie wissen, mit wem ich von Ihnen sprach?"

„Der berühmte Verbannte schrieb es mir."

„So! Ich erinnerte mich seiner Worte, als ich in die Lage kam, das unparteiische Urtheil eines Chemikers zu hören, der sich nicht von abenteuerlichen Anschauungen beeinflussen läßt, und sandte nach Haag in Holland, um Sie auffordern zu lassen, auf eine Woche zu mir zu kommen."

„Wie Excellenz sehen, bin ich dieser ehrenvollen Aufforderung gefolgt, obgleich ich mir eine große Vernachlässigung meiner eigenen Arbeiten zu Schulden kommen lasse."

„Sie sollen für Alles entschädigt werden. Natürlich wohnen Sie hier bei mir, doch mache ich die Bedingung, daß Sie sich bis morgen nur auf Ihr Zimmer beschränken."

„Darf ich nach der Angelegenheit fragen, Excellenz, welche dem an mich ergangenen Rufe zu Grunde liegt?"

„Wir werden heut nicht darüber sprechen, da Sie sich vor allen Dingen ausruhen müssen; doch verspreche ich Ihnen, daß Sie morgen früh vollständig unterrichtet sein werden."

Der kleine Chemiker neigte den Kopf mit einem leichten Lächeln auf die Seite.

„Darf ich es wagen, mich bereits für unterrichtet zu halten?"

„Wie so?"

„Excellenz, ich bin kein Charlatan," antwortete er jetzt in ernstem Tone; „ich liebe es, stets zu wissen, was ich einmal wissen soll. Ich bin Ihrem Rufe gehorsam gefolgt, aber ich habe keine Zeit, morgen etwas in die Hand zu nehmen, was ich bereits schon heut beginnen kann."

„Ich werde Sie ja entschädigen!"

„Das können Sie nicht. Sie können mir wohl ein Aequivalent geben für den Arbeitsertrag, welchen mir der versäumte Tag gebracht hätte, aber Sie können mir die verlorene Zeit nicht wieder bringen und auch den geistigen Ertrag, der mir entgeht, nicht ersetzen. Der Graf von Saint Germain ist nicht der Mann, dem zu Liebe ich nur eine Stunde meiner köstlichen Zeit verschwenden möchte. Er kann über fünf Jahre auf das Gelingen eines Experimentes warten, denn er hat ein Aqua benedetta, welches ihn unsterblich macht; ich aber bin ein sterbliches Menschenkind und muß daher so viel als möglich mit den Stunden geizen."

Der letzte Satz war mit einer Ironie gesprochen, welche dem Marschall nicht entgehen konnte.

„Sie ahnen, weßhalb ich Sie rief?" frug er.

„Ich ahne es nicht bloß, sondern ich weiß es. Sie verlangten mich nach Eckernförde, weil sich in Ihnen ein sehr gerechtfertigtes Mißtrauen regte gegen den Mann, der Ihnen so viel versprochen und gar nichts gehalten hat. Ich sollte seine Arbeit untersuchen, und mein Urtheil sollte Ihnen die Richtschnur Ihres Verhaltens gegen ihn sein."

„So ist es allerdings," gestand der Marschall, der sich überrumpelt sah.

„Dann bitte ich um den Grund, weßhalb ich nicht sofort beginnen soll!"

„Ich will aufrichtig sein, mein Lieber! Ich habe vielleicht etwas zu schnell gehandelt, wenigstens gestehe ich, daß mein Vertrauen zu dem Grafen nicht im Geringsten erschüttert ist, denn — denn — — —"

Es fiel dem alten, ehrlichen Haudegen schwer, eine Unwahrheit zu sagen. Van Holmen war gewandt genug, Alles sofort zu begreifen; darum fiel er ein:

„Denn er hat Ihnen ein neues Versprechen gegeben, welches so unendlich verheißungsvoll und glänzend ist, daß dadurch alle Ihre Bedenken wieder in die Flucht geschlagen wurden. So ist es, und da also mein Gutachten nicht mehr verlangt wird, so erlaube ich mir, ohne Verzug wieder in die Heimat zurückzukehren!"

Noch ehe der Marschall ihn zu halten vermochte, hatte er die Thür geöffnet und das Zimmer verlassen. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür des Vorzimmers, und es traten zwei Männer ein, von denen der Eine den Chemiker mit erst zweifelnder und dann freudiger Ueberraschung betrachtete.

„Van Holmen! Ist's möglich?"

„Herr Baron von Langenau! Sie auch hier in Eckernförde?"

„Wie Sie sehen! Was thaten Sie beim Marschall?"

„Etwas sehr Wichtiges. Ich überzeugte ihn, daß irgend Jemand lebt, der van Holmen heißt, und ging dann wieder."

„Was heißt das?"

„Das heißt: der Marschall ließ mich kommen, um dem Grafen St. Germain auf die Finger zu sehen, hat aber wieder neues Vertrauen gewonnen, so daß ich als personne inutile die Pflicht habe, mich zu entfernen."

„Gehen Sie jetzt nicht, sondern warten Sie, bis ich zurückkehre. Sie begleiten mich dann in meine Wohnung."

„Melden Sie mich!" befahl der Andere der Beiden jetzt dem Kammerdiener.

Dieser öffnete die Thür.

„Der Herr Legationsrath Morin!"

„Eintreten!"

Morin folgte mit dem Baron dem Rufe. Der Marschall war noch so begeistert von seiner Unterredung mit dem Grafen, daß er, ohne Langenau zu beachten, auf Morin zustürmte und ihn bei beiden Händen ergriff.

„Willkommen, Herr Rath, willkommen! Sie sehen mich außerordentlich freudig erregt in Folge einer glückverheißenden Nachricht, die mir zugegangen ist."

„Gestatten Sie mir, Excellenz, mich an Ihrer Freude zu betheiligen, Ihnen aber vorher den Herrn Baron von Langenau vorzustellen, welcher Berlin verlassen hat, um Ew. Excellenz von der freundlichen Gesinnung und Hochachtung seines Monarchen zu überzeugen!"

„Ah! Recht so, Herr Baron! Zwar haben wir uns noch nicht gesehen, aber Sie sind mir aus Ihrem Wirken als ein Mann bekannt, auf den sein König sich verlassen kann. Nehmen Sie Platz, meine Herren, und hören Sie, Herr Rath, was ich Ihnen Erfreuliches mitzutheilen habe! Auch Sie, Herr Baron, werden meiner Neuigkeit Ihr Interesse nicht versagen. Ich weiß sogar, daß Sie erstaunen und eingestehen werden, daß Sie einst dem großen Manne Unrecht thaten."

„Darf ich fragen, wem Excellenz die Ehre erweisen, ihn einen großen Mann zu nennen?" frug höflich Langenau.

„Den Grafen St. Germain."

„Ah so! Auch ich nenne ihn groß, doch ist er jedenfalls nur eine negative Größe."

„Welchen Sinn sollen diese Worte haben, Herr Baron?"

„Denselben, mit welchem ich die Freude als eine positive, den Schmerz aber als eine negative Seelenbewegung bezeichne."

„So halten Sie den Grafen für eine Größe im Schlimmen?"

„Nicht anders, leider!"

„Ich bin in der glücklichen Lage, Sie vom Gegentheile überzeugen zu können. Sie haben doch gehört, daß er sich bei mir befindet?"

„Ich weiß schon längst, daß er bei Ihnen ein Asyl vor der Rache und den Verfolgungen derer gefunden hat, welche von ihm betrogen worden sind, weil sie ihm glaubten."

„Das ist nicht nur streng, sondern sogar ungerecht und zugleich eine Beleidigung für mich," entgegnete der Marschall mit finsterer Miene. „Doch sind Sie ein Mann, der meine Achtung besitzt, und ich werde sicher die Genugthuung haben, daß Sie Ihre Meinung aufrichtig widerrufen. Ich muß Sie entschuldigen, denn auch ich begann bereits, wankelmüthig zu werden. Ich weiß recht wohl, daß man über mein Vertrauen und über die Opfer, welche ich dem Grafen gebracht habe, gelächelt hat; heut aber müssen die Spötter zu Schanden werden, und ich stehe im Begriffe, mir eine Satisfaction zu verschaffen, welche nicht glänzender genannt werden kann."

„Es soll mich um Excellenz willen freuen, wenn ich mein Urtheil über den Grafen als ein falsches erkenne. In diesem Falle bin ich bereit, ihm Alles zu vergeben, was er an mir und den Meinen verbrochen hat," antwortete der Baron.

„Ich verstehe! Ich traf Casanova, welcher mir Einiges von Ihnen und dem Grafen erzählte. Ich bin überzeugt, daß dem Letzteren damals in Haag Unrecht gethan worden ist. Er ist der berühmteste Mann des Jahrhunderts und befindet sich gegenwärtig entweder im Laboratorium oder in meiner Bibliothek. Er wird heute Nacht Punkt zwölf Uhr zwei Aufgaben lösen, an denen die Magie und Scheidekunst schon seit Jahrtausenden vergebens gearbeitet hat. Sie kommen zur guten Stunde, und ich lade Sie Beide ein, Zeugen unseres Triumphes zu sein."

Morin verneigte sich dankend und meinte:

„Der Graf, den ich als Herrn von Bellamare kennen zu lernen die Ehre hatte, ist ein außerordentlicher Mann, eine Erscheinung, die sich aller unserer Berechnung entzieht."

„Wo trafen Sie ihn zum ersten Male?" frug Langenau.

„In Venedig, wo ich Zeuge war, daß ein einfaches Papierschnitzel, welches er einem Bekannten schenkte, von einem Banquier mit zweihundert Dukaten eingelöst wurde. Er ließ eine Perle im Werthe von fünf Dukaten binnen acht Tagen so wachsen, daß man ihm sechzig dafür bot, und der Baron Stosch versicherte, ihn vor vielen Jahren in Bayonne gesehen zu haben, wo er eine viele Pfund schwere Bleitafel in reines Silber verwandelte. Er hatte seitdem nicht im Geringsten gealtert."

„Haben Sie ihn musiciren hören?" frug der Marschall.

„Ja, auf dem Klaviere. Er spielt virtuos."

„Sie werden ihn heut noch mehr bewundern. Ohne daß ich ihm davon sage, lade ich für heut eine Gesellschaft auserlesener Herren und Damen zu mir, um mein bisheriges Vertrauen öffentlich durch den Erfolg zu rechtfertigen. Er wird sich bei dieser Veranlassung auf meine Bitte hin als Violinist produciren. Seine Meisterschaft ist hier ganz ohne Gleichen. Fürst Smirnoff, welcher ihn vor neun und vierzig Jahren auf der Violine spielen hörte, versicherte mir, daß seit dieser langen Zeit weder seine Fertigkeit noch sein Aussehen sich verändert habe. Auch werde ich Ihnen ein höchst merkwürdiges Manuscript zeigen."

„Darf man nach dem Namen dieses Manuscriptes fragen?"

„Es ist ein Commentar von Raimundus Lullus und erklärt alle Dunkelheiten des Heber, Roger Bacon und Arnauld de Villeneuve. Das volume kostet mich beinahe viertausend Thaler."

„Von wem kauften Sie es?"

„Von Saint Germain."

„Ist es ächt?" frug Langenau unwillkürlich.

„Warum?"

„Weil, so viel ich weiß, Raimundus Lullus sich nicht mit Magie beschäftigt hat, sondern erst von seinen Anhängern für einen Magier ausgegeben wurde."

„Sie erlauben mir hier eine andere Meinung. Uebrigens hat der Graf seiner Zeit wohl fünfzehntausend Thaler für dieses Manuscript bezahlt."

„Welches sind die beiden Aufgaben, welche er heut Abend lösen wird?"

„Er wird ein Projectionspulver mischen, welches alle Metalle bei der bloßen Berührung in das reinste Gold verwandelt."

„Das würde eine weltumstürzende Erfindung sein. Und die andere?"

„Ein Aqua benedetta, welches nicht nur, wie bisher, den Einfluß des Alters hebt, sondern auch den durch äußere Einflüsse erfolgenden Tod zur Unmöglichkeit macht."

„Sie meinen durch Verwundung zum Beispiel?"

„Allerdings."

„Dann bin ich begierig, ob es ihm gelingen wird," meinte Morin.

„Ich bin davon überzeugt. Das Pulver steht schon seit fünf Jahren über dem Feuer. Ich mußte immer von einer Zeit auf die andere warten, da die geheimen Stunden niemals mit der Constellation der Gestirne harmoniren wollten, und schon verlor ich die Geduld, als mir der Graf vorhin die Versicherung gab, daß heute um Mitternacht alle magischen und astronomischen Voraussetzungen vorhanden seien. Sie kommen doch, meine Herren?"

Morin sagte zu; Langenau überlegte.

„Ich würde kommen, Excellenz, aber ich habe schon anderwärts zugesagt."

„So sagen Sie wieder ab! Bei wem?"

„Bei dem Grafen von Lamberg, bei welchem ich mit meiner Frau wohne. Auch Prinz Paranow und seine Gemahlin, welche mit mir hier ankamen, sind geladen."

„Wer sonst noch?"

„Weiter Niemand."

„So kommen Sie alle um elf Uhr zu mir. Prinz Paranow ist mir nicht unbekannt. Ich traf ihn in Wien und Warschau; er und die Prinzessin werden mir sehr willkommen sein. Der Graf von Lamberg ist öfters bei mir und wird sich nicht weigern, zu kommen. Und Ihre Frau Gemahlin — ah, hörte ich nicht einmal, daß es Amély d'Hausset sei, die wunderschöne Nichte der Frau von Hausset, welche erste Dame bei der Marquise von Pompadour war?"

„Es ist so, Excellenz."

„Dann muß ich sie sehen, Herr Baron!"

„Sie wird kommen, denn auch sie hat ein Interesse, zu sehen, ob die Experimente des Grafen gelingen."

„Welches Interesse meinen Sie?"

„Sie erbte von ihrer Tante ein Kreuz, welches dieselbe einst in Gegenwart der Marquise von dem Grafen St. Germain zum Geschenk erhalten hatte. Ich ließ es untersuchen; es war unächt."

„Oder wurde von einem Juwelier untersucht, der nicht Kenner war. Es gibt der Diamanten gar verschiedene; sie sind farblos und wasserhell, oft gefärbt, grau, braungelb, rosa, blau, grün oder schwarz, und da ist eine Irrung sehr leicht möglich."

„Zugegeben, Excellenz. Aber auch Prinz Paranow kaufte einst von dem Grafen einen Diamanten für fünftausend Dukaten, dessen spezifisches Gewicht nur zwei und einhalb war, während dasjenige des Diamanten drei und fünf bis sechs Zehntel beträgt. Und die beiden Diamanten, welche ich in Haag durch van Holmen untersuchen ließ, phosphorescirten weder im Finstern, noch ließen sie sich im Sauerstoffgas verbrennen. Der größere von ihnen sollte zu den französischen Krondiamanten gehören; später stellte es sich jedoch heraus, daß es nur darauf abgesehen war, die Generalstaaten durch eine werthlose Composition um hunderttausend Gulden zu betrügen. Fragen Sie bei dem Banquier Adrian Hope an; er wird meine Aussage bestätigen, denn in seiner Verwahrung befindet sich noch heut der Stein, welcher angeblich viele Millionen werth sein sollte und doch bis jetzt von keinem Menschen reklamirt wurde."

„Wenn Sie mit dem Allen die Wahrheit erzählen, so hätte ich allerdings Ursache genug, vorsichtig zu sein; doch bin ich überzeugt, daß Sie sich täuschen. Noch vorhin erst hat mir der Graf gesagt, daß er bereits vor mehreren tausend Jahren gelebt habe."

„In Folge seines Aqua benedetta?"

„Ja."

„Ludwig der Fünfzehnte, die Pompadour und die Gräfin Gergy haben von demselben getrunken und sind dennoch gestorben; sollte es seine Wirkung nur allein beim Grafen äußern? Er scheint ein außerordentlicher Kosmetiker zu sein. Uebrigens bitte ich um die Erlaubniß, daß ich heut das Kreuz meiner Frau, und der Prinz seinen Diamanten mitbringen darf. Wird ein Kenner bei der Gesellschaft sein?"

„Banquier Larssen aus Stockholm ist einer der bedeutendsten Kenner von edlen Steinen; er wird mit anwesend sein. Er kam heut an, um eine nicht ganz geringfügige Summe zu erheben, die ich ihm leider verweigern muß, weil durch die fünfjährigen Experimente meine Mittel erschöpft worden sind. Ich muß ihm Gelegenheit geben, sich heut Abend zu überzeugen, daß ich mehr als ein Krösus sein werde."

Langenau mußte über das blinde Vertrauen des Marschalls lächeln. Um sich aber den Statthalter zu verpflichten, sagte er:

„Haben Sie die Güte, immerhin anzunehmen, daß diese Hoffnung sich als trügerisch erweisen dürfte! Ich werde von hier nach Stockholm gehen und stand aus diesem Grunde im Begriff, einige verfügbare Summen bei Larssen zu deponiren. Es ist mir sehr lieb, ihn in dieser Beziehung schon hier sprechen zu können, und ich bitte um die Erlaubniß, mich ihm als Ihren Vertreter bezeichnen zu dürfen, Excellenz!"

Der Marschall sah ihn freudig überrascht an. Ein von den Gläubigern belagerter Mann pflegt bei einem solchen Anerbieten auf alle Prüderie zu verzichten.

„Mein Vertreter? Mit Vergnügen, Herr Baron! Aber die Summe beträgt zweitausend Dukaten!"

„Ich halte dennoch meine Bitte fest!"

Der Marschall reichte ihm die Hand.

„Angenommen! Und ich hoffe, daß die Stunde kommen wird, in der es mir vergönnt ist, ebenso aufmerksam gegen Sie zu sein! Und nun darf ich doch die Ueberzeugung hegen, daß Sie heut Abend mit Graf Lamberg, Prinz Paranow und Ihren Damen kommen werden?"

„Wir werden Sie nicht warten lassen, Excellenz! Doch eine Frage! Würde es nicht vielleicht gerathen sein, den Chemiker van Holmen, welchem wir im Vorzimmer begegneten, mit gegenwärtig sein zu lassen?"

„Hm! Wenn Sie es wünschen, ja. Aber er ist bereits fort, und ich weiß ihn leider nicht zu finden."

„Er wartet im Vorzimmer auf mich. Der Mann befindet sich im Besitze meiner vollsten Hochachtung; er wird für die Zeit seines Aufenthaltes hier mein Gast sein."

Die beiden Männer erhoben sich und nahmen Abschied von dem Marschall, der nun sicher sehr freundliche Gesinnung gegen Langenau hegte, obgleich er in dem Urtheile über St. Germain nicht mit ihm übereinstimmen wollte. — —

Es war am Abend, und bereits hatte es elf Uhr geschlagen. Alle hervorragenden Mitglieder des kleinen Hofes des Statthalters waren in dem Saale versammelt, welchen der Graf von St. Germain als den Schauplatz seiner Manipulation bestimmt hatte.

Die Fenster waren dicht verhüllt und die Wände schwarz behangen. An dem von der Mitte der Decke herabhängenden Kronleuchter brannten nur einige Kerzen, so daß in dem Raume nur ein geheimnißvolles Halblicht herrschte, welches verhinderte, die Züge der Anwesenden genau zu erkennen. Ueber den Hintergrund des Saales war ein Vorhang gezogen; jedenfalls verdeckte er die Bühne, auf welcher der Graf erscheinen wollte. Ganz vorn am Eingange des Saales, um von dem Podium aus nicht sofort bemerkt zu werden, hatten Langenau, Paranow und van Holmen nebst den Gemahlinen der beiden Ersteren Platz genommen.

Der Marschall hatte seine Gäste bewillkommnet und sich dann entfernt. Jetzt trat er wieder ein und wandte sich zu dem Baron:

„Ich war bei dem Grafen," flüsterte er. „Er hat bisher geglaubt, nur mich anwesend zu finden, und war außerordentlich erzürnt, als ich ihm meldete, daß eine ganze, zahlreiche Versammlung seine Triumphe mit zu feiern beabsichtige."

„Hat er nicht behauptet, daß nun die Aufgabe nicht gelöst werden könne?"

„Er hatte jedenfalls die Absicht, dies zu sagen; ich ließ ihn aber nicht dazu kommen. Ich bemerkte ihm, daß mein Vertrauen verlacht werde und ich es deßhalb meiner Ehre schuldig sei, daß er öffentlich beweise, er sei kein Betrüger und werde nur deßhalb verkannt, weil der Verstand der Uneingeweihten seine Macht und Größe nicht zu würdigen verstehe."

Langenau konnte sich eines befriedigten Lächelns nicht enthalten. Der Same des Mißtrauens, welchen er in das Herz des Statthalters geworfen hatte, war also doch aufgegangen und hatte bereits eine Frucht angesetzt.

„Weiß er von unserer Anwesenheit?"

„Nein."

„Wollen Sie mir und sich selbst einen Gefallen erweisen?"

„Sprechen Sie!"

„Lassen Sie alle Ausgänge besetzen und stellen Sie auch Posten unter diejenigen Fenster, welche dem Grafen zugänglich sind."

„Herr Baron, das würde ein Mißtrauen verrathen, zu dem ich nicht fähig bin!"

„Aber ich, Excellenz! Ich kenne den Grafen und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er seine Lage erkennt und versuchen wird, sich derselben zu entziehen. Ich habe keineswegs die Absicht, mich von ihm düpiren zu lassen, und gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich gehen werde, wenn ich nicht die Ueberzeugung habe, daß er nicht entkommen kann, sondern gezwungen ist, seine Rolle bis zu diesem oder jenem Ende fortzuspielen."

Diese Worte klangen so energisch, daß sie dem Statthalter imponirten.

„Nun wohl! Wenn Sie mich in dieser Weise zwingen, so werde ich Ihren Wunsch erfüllen."

„Gebieten Sie Ihren Leuten, dem Grafen bei einem etwaigen Fluchtversuche zu sagen, daß er die Wahl habe zwischen der Mensur und der Bühne dort!"

Der Marschall entfernte sich, und es dauerte lange Zeit, ehe er wieder zurückkehrte. Es war bereits ein Viertel über Zwölf, als es geschah, und trotz der unzulänglichen Beleuchtung des Saales war die Blässe zu erkennen, welche auf seinem Gesichte lag.

„Es ist etwas geschehen?" frug Paranow.

„Ja, Ihre Voraussicht hat sich bereits erfüllt, Herr Baron. Ich selbst ertappte den Grafen, als er im Begriffe stand, sich heimlich davonzuschleichen."

„Ah!"

„Ich zwang ihn, zurückzukehren."

„Wird er erscheinen?"

„Er muß," knirschte der alte Haudegen. „Jetzt glaube ich, daß er ein Betrüger ist. Wenn er sich weigert, ist er verloren."

„Er ist auf alle Fälle verloren!“ meinte Paranow kaltblütig.

Noch während er sprach, durchzuckte ein greller Blitz den Raum, welcher hinter dem Vorhange lag, und der Vorhang ging in die Höhe. Mitten auf der Bühne stand der Graf, in ein langes, persisches Gewand gehüllt und begleitet von mehreren Bedienten, welche verschiedene Apparate und eigenthümlich geformte Gefäße trugen. Er hatte das Aussehen eines sehr gut conservirten Fünfzigers. Nachdem er die Gegenstände aufgestellt und geordnet hatte, schickte er die Domestiken fort und begann mit tiefer, monotoner Stimme:

„Ich begrüße Euch mit dem Spruche der Weisen, mit dem Gruße der Magier, mit dem Abracadabra des unsterblichen Serenus Sammonicus!“

Es trat eine athemlose Pause ein, während welcher er sein Auge über die Versammlung gleiten ließ, um die Anwesenden zu erkennen. Wegen des im Saale herrschenden Halbdunkels gelang ihm dies nur unvollständig. Dann fuhr er fort:

„Wer in die Geheimnisse des Artechius und Sandivaye eingeweiht ist; wer die Theorie der planetarischen Stunden und die Talismane des Polyphilos und des Grafen von Trier kennt, der mag seinen Genius ersuchen, mit mir zum Merkur, vom Merkur zum Monde, vom Monde zum Jupiter und vom Jupiter zur Sonne zu gehen. Es ist dies der magische Kreis des Zoroaster, den die Wissenden Zenduscht nennen; er überspringt den Saturn und den Mars, und ich zeichne ihn Euch mit schwarzen Charakteren hier auf diese weiße Tafel.“

Er nahm einen schwarzen Kreidestift und schrieb einige, Allen unverständliche Hieroglyphen auf die bezeichnete Tafel, dann wandte er sich wieder an die Versammlung:

„Ich begrüße Euch nochmals im Namen der Genien des Agrippa und umschließe Sie mit dem heiligen Fünfeck des großen Salomo, dessen Kunst, den Tod zu bezwingen, ich heut von Neuem erfunden habe. Er mag erscheinen, um mir zu bezeugen, daß sein Geist Eins ist mit dem meinen. Man lösche die Lichter aus!“

Es geschah, wie er befohlen hatte, und sofort erschien an der Hinterwand der Bühne ein Schatten, welcher die Arme wie zum Segen gegen den Grafen erhoben hatte.

„Camera obscura!“ meinte van Holmen geringschätzend. „Der Blitz vorhin war Colophonium mit Bärlappsamen. O sancta simplicitas!“

Der Schatten verschwand, und nun brannte St. Germain die Kerzen eines dreiarmigen Leuchters an, welcher die Bühne hell erleuchtete. Dann begann er von Neuem:

„Jetzt steigt hernieder, ihr Engel aus Süd und Nord, aus Ost und West; steigt herauf, ihr Geister des Feuers und der Erde! Dem Meister der geheimen Künste ist die Macht gegeben über Fels und Stein, über alle Erden und Metalle.“

Er nahm eine Platte vom Tische und reichte sie vom Podium herab.

„Ueberzeugt Euch, Ihr Hörer des großen Meisters der Gnomen, daß diese Platte von Silber ist!“

Die Platte ging aus einer Hand in die andere, wurde als Silber erkannt und ihm dann zurückgegeben. Er nahm eine Phiole und hielt sie empor.

„Dieses Pulver hat fünf Jahre lang über dem geheiligten Feuer gekocht; es enthält die Allmacht, welche Steine und Luft in Diamanten verwandelt; es wird diese silberne Platte augenblicklich in Gold verwandeln.“

Er trat seitwärts, hielt die Platte so, daß die Lichtflammen zwischen sie und die Augen der Anwesenden kamen, und schüttete ein wenig von dem Pulver aus.

„Wie klug!“ meinte van Holmen. „Das Licht blendet uns; ein Tausch ist leicht vorzunehmen.“

Der Graf trat wieder vor und gab die Platte herab.

„Ueberzeugt Euch, Ihr Staunenden, daß sich das Silber in Gold verwandelt hat! Der Wirth dieses hochbegnadigten Hauses behalte sie!“

Das Gold erregte allerdings das Staunen aller Versammelten mit Ausnahme derjenigen Personen, welche im Vordergrund saßen. Die Tafel kam schließlich in die Hände des Marschalls, welcher sie behielt. Jetzt stellte der Graf mehrere Dreifüße auf, unter denen er Spiritusflammen entfachte.

„Jetzt naht der große Augenblick, an welchem die ganze Ewigkeit in einen Tropfen Wasser gebannt wird. Man bringe die Ingredientien!“

Ein Diener brachte auf einem Präsentirteller mehrere Phiolen herbei; in der einen Hand trug er eine Pistole, welche der Graf jedoch zurückwies.

„Was soll die Waffe?“ frug Langenau.

„Er will den Diener auf sich schießen lassen und dabei beweisen, daß das Aqua benedetta unverwundbar mache,“ antwortete der Marschall. „Er muß sich doch wenigstens in dieser Sache sicher wissen.“

„Ah!“ meinte Paranow. „Darf ich um Ihre Kugel bitten, Baron?“

„Wozu? Hier ist sie!“

Er zog sie hervor und reichte sie dem Prinzen hin. Dieser wandte sich an den Marschall:

„Ist der Diener, welcher die Phiolen brachte, ein Vertrauter des Grafen?“

„Nein. Ich habe ihn vorhin auf Gradewohl zur Bedienung des Grafen, der sich einen Domestiken erbat, commandirt.“

„Ist der Raum, in welchem er sich befindet, von der Bühne aus zu überblicken?“

„Nein; er ist mit ihr durch eine schmale, jetzt geöffnete Thür verbunden.“

„Und wie gelangt man hin?“

„Durch die hintere Thür des Seitencorridors.“

„Ich danke!“

Er erhob sich und verließ leise den Saal. Die weichen Decken des Corridors dämpften seinen Schritt. Als er die bezeichnete Thür leise öffnete, fand er das kleine Zimmer leer. Der Diener befand sich jedenfalls zu irgend einer Handreichung draußen auf der Bühne. Paranow sah zwei Tische stehen; der eine war leer, und auf dem andern lag die Pistole, eine Kugel und Pulver neben ihr. Mit zwei raschen, leisen Schritten stand er dort und hatte die Kugel mit derjenigen vertauscht, welche so lange auf dem Herzen des Barons getragen worden war; sie paßte allem Anscheine nach ganz gut in den jetzt ungeladenen Lauf. Im nächsten Augenblick stand er wieder auf dem Corridor und kehrte in den Saal zurück. Er war sich dessen vollständig bewußt, was er gethan hatte, aber es war dem wilden Kroaten in seinem kampfes- und thatenreichen Leben jene zarte Bedenklichkeit verloren gegangen, welche jeden Anderen abgehalten hätte, das Gleiche zu thun.

„Wo waren Sie?“ frug Langenau, als er wieder Platz nahm.

„Sie werden es erfahren,“ antwortete er kurz und wandte sein Augenmerk der Bühne zu.

Es brodelte und zischte über den Flammen; der Graf trat von einer zu der andern, und der Diener harrte hinter ihm seiner Befehle. Endlich schien das Werk gelungen zu sein. Er vereinigte die Flüssigkeiten in ein Flacon und verlöschte die Flammen. Dann ließ er aus dem Flacon einen Tropfen in einen mit Wasser gefüllten goldenen Löffel fallen und erhob denselben.

„Heil dieser Stunde und Heil diesem Hause! Hier dieses Glas enthält das neue Aqua benedetta, die herrliche Kostbarkeit, von dem es genügt, alle Jahrhunderte einen einzigen Tropfen zu nehmen, um unsterblich, ewig gesund und unverwundbar zu sein. Der erste Tropfen gehört dem Erfinder — — —“

Er führte den Löffel zum Munde und sog den Trank langsam ein. Dann fuhr er fort:

„Der zweite Tropfen wird den Mann, bei welchem wir uns befinden und der die heilige Wissenschaft durch so großmüthige Opfer unterstützte, bei ewiger Jugend erhalten. Vorher aber muß ich beweisen, daß der einzige Tropfen mich wirklich gegen den Tod und jede Verwundung schützt, obgleich er erst in diesem Augenblick in meinen Körper übergegangen ist.“

Er winkte dem Diener, welcher die Pistole mit Zubehör herbeibrachte. Der Graf wies ihn an das Publikum.

„Man untersuche Pulver, Blei und Waffe, um sich zu überzeugen, daß keine Täuschung obwalte.“

Die Prüfung wurde bald beendet; dann mußte der Diener vor den Augen Aller die Waffe sorgfältig laden. Der Graf postirte ihn an die eine Seite der Bühne, er selbst lehnte sich an die gegenüberliegende Wand und commandirte:

„Eins — zwei — — —“

„Halt!“ rief da mit lauter Stimme Paranow, indem er auf die Bühne zuschritt. „Auf ein Wort, Herr Graf von Saint Germain!“

Der Graf erkannte den sich Nähernden und erbleichte.

„Prinz Paranow!“

„Derselbe! Kennen Sie diesen Stein?“ Er zog den Diamanten hervor und hielt ihm denselben entgegen.

„Ja.“

„Er ist von Ihnen?“

„Allerdings.“

„Ist er ächt?“

„Ja.“

„So sind Sie bereit, ihn für fünftausend Dukaten wieder zurückzunehmen?“

„Ich kaufe keine Steine!“

„Auch nicht, wenn ich Sie fordere?“

„Ich kann keine Forderung annehmen, denn ich bin unverwundbar!“ antwortete er stolz.

„Nun wohl, dann List gegen Betrug, wenn Brust gegen Brust nicht angenommen wird!“

Er trat zurück. Der Graf schien durch dieses Intermezzo nicht im Mindesten aus der Fassung gebracht worden zu sein; er wandte sich zum Diener und zählte von Neuem:

„Eins — zwei — — drei!“

Der Schuß krachte; der Graf warf die Arme in die Luft und griff krampfhaft nach der Schnur, welche zur Direction des Vorhanges diente. Ein einziger, vielstimmiger Schreckensruf erschallte; dann stürzte der Vorhang nieder.

„Folgt mir!“ gebot Paranow und eilte nach der Thür, und über den Corridor nach der Bühne, hinter ihm der Marschall, Langenau und van Holmen.

Der Diener stand bleich und rathlos vor St. Germain, welcher bewußtlos an der Erde lag, umgeben von einer Lache dampfenden Blutes. Van Holmen kniete vor den Verwundeten nieder, um ihn zu untersuchen.

„Verloren,“ entschied er. „Er wird nur erwachen, um zu sterben.“

„Untersuchen Sie diese Kugel!“ bat Paranow.

Der Chemiker betrachtete sie genau und erhob sich dann ganz erschrocken.

„Ach, jetzt ahne ich! Diese Kugel besteht aus Queckſilber mit einer Galmeimischung; allem Anscheine nach von Blei, wird sie bei dem Schusse sich doch hart vor dem Laufe zertheilen und unschädlich zur Erde fallen. Prinz, Sie waren hier und haben sie mit derjenigen vertauscht, welche Ihnen der Herr Baron geben mußte!“

„So ist es!“

Diese einfache und ruhige Antwort versetzte die Anderen in Entsetzen, doch der Prinz wehrte jeden Vorwurf mit einer gebieterischen Handbewegung ab.

„Ruhig, meine Herren! Dieser König der Betrüger und Schwindler hat mehr verdient, als einen so plötzlichen, schmerzlosen Tod. Tausende fluchen ihm, der hundertmal der gerechten Strafe entging, weil man hohe Herren nicht compromittiren wollte, während ein armer Schlucker um eines Vergehens willen, zu welchem ihn der Hunger treibt, gehängt wird oder im Kerker verschmachten muß! Wir sind gerächt, meine Herren, und tiefes Dunkel mag diese Scene decken!“

„Aber die Versammlung da draußen!“ stöhnte der Marschall.

„Mag an eine Ohnmacht glauben. Selbst wenn man unverwundbar ist, muß die anprallende Kugel eine Contusion hervorbringen, an der man einige Zeit zu laboriren hat.“

Van Holmen hatte unterdessen Umschau gehalten. Er bückte sich und hob eine Papierrolle empor, um daran zu riechen.

„Hierin stack der Blitz,“ sagte er. „Und sehen Sie hier hinter der geöffneten Thür die Camera! Sie mußten sie bedienen? Nicht?“ wandte er sich an den Diener, welcher verlegen nickte. „Und hier liegt hinter dem Armleuchter die Silberplatte, welche er nicht in Gold verwandelt hat! Es ist Ihr Geld, Herr —“

„Marschall,“ wollte er sagen; dieser aber war verschwunden. Er hatte sich jedenfalls nach dem Saale begeben, um seine Gäste zu beruhigen und sich ihrer zu entledigen.

Jetzt bewegte sich der Graf. Unter convulsivischem Zucken der Gesichtsmuskeln öffnete er die Augen und richtete sie starr auf die Umstehenden. Nach und nach kehrte Bewußtsein in den Blick zurück; er wandte das Auge von Einem zum Anderen und flüsterte:

„Paranow — — Langenau — — — Holmen — — oh, Aqua — — bene — — detta!“

Van Holmen bog sich zu ihm nieder und sprach:

„Sie haben das Edelste, die Wissenschaft, zum Gemeinsten benutzt, dessen der Mensch fähig ist, zum Betruge; daher erfüllt sich das, was ich Ihnen einst in Haag weissagte: Ihr Aqua benedetta ist für Sie zum Aqua maledetta geworden. Wollen Sie einen Priester?“

Der Verwundete hatte jetzt die Besinnung vollständig wieder erlangt.

„Betrug —“ flüsterte er; „verloren — — todt — — — oh, Aqua — — male — — detta — — —!“

Ein Blutstrom quoll ihm aus Nase und Mund. Er bäumte sich empor und sank dann zurück; der Tod hatte die kalten Arme um ihn gelegt, um ihm zu beweisen, daß mit ihm nicht zu spotten sei. — — —

Am anderen Tage erzählte man sich in Eckernförde, der Graf von St. Germain sei leicht erkrankt, weil eine Kugel von seinem Körper abgeprallt sei. Später hörte man, daß er die Stadt verlassen habe, um eine Reise um die Erde anzutreten. Seine Anhänger und Bewunderer warteten lange auf ein Lebenszeichen von ihm; es gibt Leute, welche noch heut an sein Aqua benedetta glauben — er ist bis jetzt nicht von seiner Reise zurückgekehrt. — — —

Monte Cassino und die Jubelfeier des Benediktiner-Ordens.

Nachdruck verboten.

Reiseskizzen und Studien von **P. Maurus Kinter.**

(Schluß.)

Wir stiegen nun, die Sakristei links lassend, über 8 Stufen von schöner Mosaikarbeit zum eigentlichen Heiligthum empor, zur Grabstätte des hl. Benedikt. Dieselbe liegt etwas über 1 Meter höher als die übrige Kirche. Zur rechten Seite ist sie von einer reichen Marmorbalustrade begrenzt, auf welcher sich 10 kleine Genien von vergoldeter Bronze erheben, deren jeder ein auf die verschiedenen Beschäftigungen des Benediktinerordens hindeutendes Emblem hält. Vier ungeheuer große, reich mit Mosaik bedeckte Pfeiler tragen die Kuppel, unter welcher der Hauptaltar steht. Der Entwurf zu demselben soll von Michel Angelo sein. Man steigt auf drei Alabasterstufen hinauf. An diese schließen sich drei andere Stufen an, von denen die erste mit Amethyst, die zweite mit weißem, die dritte mit schwarzem Marmor à jour eingelegt ist. Zwei Karyatiden schließen diese Stufen ab. Auf der vorderen Seite des Altars ist eine Silberplatte von ciselirter Arbeit; rückwärts sieht man einen Rednerstuhl aus Messing, an welchem 13 Lampen Tag und Nacht zu Ehren des hl. Benedikt und der hl. Scholastika brennen. Diese Seite ist besonders reich geschmückt mit Mosaiken aus Verde antico und Lasurstein, Perlmutter u. s. w. Die Mitte ziert ein schönes Oelgemälde; es stellt den hl. Benedikt und die hl. Scholastika in derselben Lage dar, wie Abt Desiderius im Jahre 1066 zum ersten Male ihre Leiber auffand. Oberhalb auf dem Bogen trägt eine Rolle von schwarzem Marmor folgende Inschrift:



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Brodnik.

Nachdruck verboten.

Reise-Erlebnisse in zwei Welttheilen von **Karl May.**

1. Gefährliche Bekanntschaften.

Wenn ich in stillen Stunden die Erlebnisse meines vielbewegten Lebens an mir vorüberziehen lasse, so drängt sich meinem Geiste vor allen Dingen die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf, welche die Erinnerung mir vor die Augen führt. Die Erscheinungen des kalten, starren Nordens und des glühenden Südens, des jungen Westens und des altersgrauen Ostens haben sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, und es bedarf oft einer gewissen Anstrengung, diese an Form und Farbe so verschiedenartigen Bilder genau auseinander zu halten. Ich habe mir überall Früchte gepflückt, materielle für den Körper und geistige für die Seele. Von diesen Früchten gleicht keine der andern an Gestalt, Farbe und Geschmack, an Art und Tiefe ihrer geistigen Wirkung, denn jedes Land hat seinen eigenen Boden und in Folge dessen auch seine eigenartigen Entwicklungsformen, seine eigenartigen physikalischen und psychischen Erscheinungen. Eine einzige Frucht ist es, welche ich in allen Ländern, bei allen Völkern pflückte, eine Frucht, welche mir an den norwegischen Fiords ebenso wie in der wasserleeren Sahara, am Marannon ebenso wie am Jang-dse-kiang reifte: die Erkenntniß nämlich, daß ein großer, allmächtiger, allgütiger und allweiser Schöpfer waltet, der nicht bloß die Sonnen um die Welten wirbelt, sondern den Wurm im Staube bewacht, die Tiefen des Meeres und die Höhen der Berge bestimmt, mit seinem Odem den Halm des Grases und die Wedel der Palme bewegt, im Brausen des Kataraktes, im Heulen des Sturmes und im Brande des Vulkanes zu uns spricht, im Tropfen ebenso waltet wie im Oceane, im Zweige wie im Urwalde, im einzelnen Menschen wie im ganzen Volke und ohne dessen Willen kein Sonnenstäubchen fliegt, kein Blättchen fällt und kein Haar unseres Hauptes verloren geht.

Ein großer, Staunen erregender, Ehrfurcht erweckender Zusammenhang, der unserm Auge nur zuweilen für einen kurzen Augenblick entschwindet, geht durch die ganze Reihe der kreatürlichen Erscheinungen. Keiner kann sich ihm entziehen: Alle sind ihm unterthan. Er macht sich bemerkbar ebensowohl in der äußeren Wesenfolge wie in der inneren Entwicklung des einzelnen Menschen und seines Geschlechtes. Er verbindet die einzelnen Räume ebenso wie die Stunden und Jahrhunderte und bringt eine Gerechtigkeit zur Offenbarung, in deren Tiefen unsere schwache Erkenntniß nicht zu dringen vermag. Eine jede Pflanze zeitigt ihre Frucht; eine jede That, mag sie nun von dem Einzelnen oder von der Nation geschehen, trägt den Keim ihrer Vergeltung in sich.

Wie oft bin ich grad dieser Gerechtigkeit begegnet, den ganz natürlich und doch so erstaunlich entwickelten Folgen einer That, die von Menschen nicht beachtet oder längst vergessen worden war und deren Urheber noch in fernen Zeiten oder fernen Ländern ganz plötzlich von der Hand getroffen wurde, von welcher der Psalmist singt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, siehe, so bist Du da; bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da; nähme ich die Flügel der Morgenröthe und flöge an's fernste Meer, so würde doch Deine Hand daselbst mich führen und Deine Rechte mich halten!“ — —

Eine Rundreise durch Deutschland führte mich auch an einen berühmten Centralpunkt des westphälischen Kohlen- und Eisenwerkbetriebes, wo ich einige Tage verweilte. Zur Abreise gerüstet, fuhr ich dann mit einer Droschke nach dem Bahnhofe, welcher eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt war. Eben als ich ausstieg, verließ ein Zug den Perron, und als ich die Expeditionshalle betrat, wurde einer der Billetschalter geschlossen.

„Zug nach Düsseldorf?“ frug ich den Portier.

„Ist soeben abgefahren.“

„Ah! Wann geht der nächste?“

„Sehr spät. In drei Stunden fünfzig Minuten.“

„Also vier Uhr fünfzig. Bewahren Sie bis dahin meinen Koffer auf.“

Ich begab mich nach dem Wartezimmer, unentschlossen, ob ich nach der Stadt zurückkehren oder die Zeit bis zur Abfahrt des betreffenden Zuges auf dem Bahnhofe verbringen solle. Kaum hatte ich Platz genommen, so trat der Portier ein, um mir die Marke zu übergeben.

„Soll ich vielleicht für ein Billet nach Düsseldorf sorgen, mein Herr?“

„Danke. Werde mich nicht wieder verspäten!“

Er ging. Im Salon befand sich außer mir nur eine Dame, welche so sehr in die Lectüre einer Zeitung vertieft war, daß sie

meinen Eintritt gar nicht bemerkt zu haben schien. Nach einiger Zeit legte sie die Blätter fort und blickte nach der Uhr. Sie erhob sich wie erschrocken und bemerkte mich jetzt.

„Pardon, mein Herr! Ist es Ihnen vielleicht gegenwärtig, wann der Zug nach Düsseldorf abgelassen wird?"

„Vier Uhr fünfzig, Mademoiselle."

„Quel horreur! Da habe ich mit dieser fesselnden Lectüre die Zeit versäumt! Was thun!"

Halb rathlos und halb forschend ließ sie ihr Auge über mich gleiten.

„Kann man nicht eher fort? Vielleicht auf einem Umwege?"

„Das Bahnnetz ist hier so eng gelegt, daß Sie unter mehreren Umwegen die Wahl haben, doch erreichen Sie Düsseldorf auf einem solchen sicherlich nicht eher, als wenn Sie hier drei Stunden warten."

„Fatal!"

„Allerdings, wie ich an mir selbst erfahre."

„Wie so?"

„Ich habe ganz denselben Zug versäumt."

Ein halbes Lächeln überflog ihr Gesicht.

„Ich condolire! Aber meinen Sie vielleicht, daß in der Gleichheit unseres Schicksals eine Beruhigung für mich liegen könne?"

„Vielleicht; doch kommt es hierbei auf den Charakter oder vielmehr auf die Beschaffenheit des Gemüthes an. Gleichheit des Schicksals erzeugt Theilnahme, und Theilnahme mildert ja bekanntlich den Druck der Verhältnisse."

„Ah, Sie wollen zu erkennen geben, daß Sie Theilnahme für mich empfinden?"

„Dieses Gefühl zu hegen, ist sicherlich Jedermann erlaubt, dasselbe aber durch Worte auszudrücken, kann unter Umständen kühn genannt werden."

„Wissen Sie, daß wir Damen die Kühnheit lieben und uns durch dieselbe imponiren lassen?"

„Grad so, wie wir die Schönheit bewundern und uns gern unter ihre Herrschaft begeben."

„Wirklich? Dann mögen Sie mich für schön und ich will Sie für kühn halten, damit wir uns durch gegenseitige Bewunderung die Zeit bis zum Abgange des Zuges zu verkürzen vermögen!"

„Angenommen. Hier meine Karte!"

„Danke! Und hier die meinige!

Wir verbeugten uns gegenseitig, und ich schob ihr einen Sessel in meine Nähe. Sie nahm Platz.

„Adele Treskow, Sängerin, Berlin" stand in feinen Zügen auf ihrer Karte, und allerdings nur eine „Künstlerin" konnte sich in so selbstständiger, beinahe emanzipirter Weise einem fremden, ihr vollständig unbekannten Herrn beigesellen. Ich brauchte sie nicht für schön zu „halten", sondern sie war wirklich eine Schönheit und zwar eine jener selbstbewußten, scheinbar natürlich und doch mit feiner Berechnung sich gebenden Schönheiten, wie sie von der Bühne gebildet und entwickelt werden. Der Name Treskow war mir sehr wohl bekannt; er wurde von einem altadeligen Geschlechte getragen. Sollte sie vielleicht diesem Letzteren entstammen und unter dem Drucke der Verhältnisse oder aus innerem Triebe zur Bühne gegangen sein? Nur fiel mir dabei der leise, polnische Accent auf, mit welchem sie sprach.

Unsere nun beginnende Unterhaltung war eine sehr animirte und ließ mir die Sängerin als eine höchst interessante Persönlichkeit erscheinen. Bald voll tiefen, warmen Gefühles, bald naiv kokett, bald voll liebenswürdigen Humors, dann gleich ein wenig sentimental, duldete sie während des Gespräches nicht die kleinste Pause, und ich beobachtete an ihr eine wahrhafte Virtuosität in jenem innigen, gemüthvollen und eigenthümlich verständnißreichen Augenaufschlage, welcher, selbst wo nichts vorhanden ist, einen Schatz ächter, reiner Weiblichkeit, ein tiefes Wissen und die Fähigkeit der Anschmiegung, der Accommodation, errathen läßt und wohl manchen ernsten Mann bethört und ihm bittere Täuschung bereitet hat.

„Auch Sie sind musikalisch, wie ich höre?" frug sie mich.

„Nur so viel, als man für das Haus braucht."

„Spielen Sie Piano?"

„Auch ein wenig. C-dur, G-dur, F-dur. Viele Kreuze und B's liebe ich nicht."

Sie nickte lachend.

„Das kennt man! Soll ich Ihnen beweisen, daß Sie ebenso gut Cis wie C oder Ges wie G und Fis wie F spielen?"

„Wie wollen Sie diesen Beweis führen?"

„Durch einen Vorschlag, den ich Ihnen mache."

„Dann bitte!"

„Wir haben noch volle zwei Stunden Zeit?"

„Allerdings."

„Sie geben zu, daß es hier auf dem Bahnhofe höchst langweilig ist. Ich besuchte gestern Abend das Café français und bemerkte in einem der hinteren Zimmer dort ein prachtvolles Instrument. Wollen wir zur Stadt gehen und ein wenig musiciren? Oder werden Sie mir Ihren Arm versagen?"

Ich acceptirte natürlich diesen Vorschlag, der mir einen Kunstgenuß versprach, und verließ mit ihr den Bahnhof. Wenige Minuten später saßen wir in dem betreffenden Zimmer des Kaffeehauses und lösten einander am Piano ab. Ich gestehe gern, daß sie sich mir überlegen zeigte; doch schien es mir, als gehöre sie zu jenen Pianistinen, welche nur einige eingeübte Stücke ausgezeichnet vorzutragen wissen und dann auch gleich am Ende ihrer Fertigkeiten stehen.

Während unserer Vorträge war ein Herr eingetreten und hatte um die Erlaubniß gebeten, Platz nehmen zu dürfen. Er war von hoher, starker Gestalt, sehr anständig gekleidet, hatte eine recht Vertrauen erregende, joviale Physiognomie und schien sich in nicht ganz schlimmen Verhältnissen zu befinden, denn unter seinem Ueberrocke bemerkte ich eine respectable, wohlgenährte Geldkatze, welche er sich um den Leib geschlungen hatte.

Eben hatte die Sängerin eine ihrer Piècen beendet, als ein Ruf von der Thüre her erscholl:

„Fräulein von Treskow!"

Sie blickte sich um, ich mich auch. Am Eingange stand ein junger Herr, der vielleicht achtundzwanzig bis dreißig Jahre zählen mochte. Sein Aeußeres war ganz dasjenige eines Mannes, der den „besseren" Ständen angehört. Er schien von der Anwesenheit der Dame sehr überrascht zu sein, und sie über die seinige in gleichem Maße.

„Herr Assessor!"

„Welch ein Zufall, Sie hier zu sehen!"

„Und auch Sie! Was thun Sie hier?"

„So ist es Ihnen unbekannt, daß ich von Berlin nach hier versetzt wurde?"

„Vollständig! Ich mußte mir Urlaub erbitten, um eine Tante in Dorsten zu besuchen. Ich befinde mich auf der Rückreise und gehe mit dem nächsten Zuge nach Düsseldorf. Doch, gestatten die Herren, Sie mit einander bekannt zu machen!"

Der Assessor hieß Max Lannerfeld und war, wie er mir sagte, ein eifriger Bewunderer der Sängerin gewesen. Auch der dicke Herr erhob sich. Er meinte, da er einmal anwesend sei, halte er es für seine Pflicht, auch sich uns vorzustellen, besonders da er gleichfalls mit unserem Zuge nach Düsseldorf fahren werde. Seinen Namen habe ich vergessen. Er war ein reicher Viehhändler aus Köln und kam von Holland, wo er bedeutende Geschäfte gemacht hatte. Er schien ein heiterer Gesellschafter zu sein und wurde in unserm Bunde gern aufgenommen.

Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Journal, mit welchem die feinen, rosigen Finger der Sängerin spielten. Sie warf wie unwillkürlich einen Blick auf das Blatt.

„Ah, Assessor, was sehe ich da!"

„Was?"

„Pankert ist in Hannover erwischt und eingezogen worden."

„Pankert, der berüchtigte Kümmelblättler?"

„Derselbe. Da, lesen sie!"

Der Assessor nahm das Blatt und überflog die betreffende Stelle.

„Wahrhaftig! Seine Ergreifung interessirt mich außerordentlich, da ich ihn früher einige Male zu vernehmen hatte; doch der Mann war so schlau, so gewandt und raffinirt, daß es mir unmöglich ward, ihn zu überweisen. Er wurde stets wieder entlassen."

„Ein Kümmelblättler?" frug der Viehhändler. „Ich habe von dieser Sorte der Bauernfänger so viel gehört und gelesen, ohne dieses Spiel zu kennen. Ist es schwierig zu erlernen?"

„Ja und nein; es kommt auf das Geschick an."

„Benutzt man französische oder deutsche Karten dazu?“

„Ganz gleichgültig. Es werden drei, vielleicht auch vier Blätter dazu genommen, je nach der Weise des betreffenden Künstlers. Er zeigt eine der drei Karten vor, wirft sie mit den übrigen beiden unter einander und läßt dann sagen, wo sie liegt. Wer sie trifft, hat gewonnen, im andern Falle verloren.“

„Dann möchte ich behaupten, sie stets zu treffen; es ist ja keine Schwierigkeit dabei.“

„Sie irren. Ich behaupte vielmehr, daß Sie nicht treffen.“

„Pah! Ich getraue mir sogar, eine Wette einzugehen. Gut aufpassen; weiter ist nichts nöthig.“

„Hätte ich Uebung, so wollte ich auf Ihre Wette ohne Zögern eingehen; leider aber kann ich dies nicht, da ich mir das Spiel nur zeigen ließ, um es oberflächlich kennen zu lernen.“

„Nur nicht zu bescheiden, Assessor!“ meinte die Sängerin. „Sie haben ja auch uns das Kunststück gezeigt — es war eines Abends nach der Vorstellung, unter uns Künstlern — und besitzen eine ganz hübsche Fertigkeit darin.“

„Wirklich?“ frug der Händler. „Unsereiner kann sehr leicht in die Lage kommen, von solchen Gaunern attrapirt zu werden, und dann ist es gut, wenn man einen Begriff von der Sache hat. Kennen Sie das Spiel, mein Herr?“ frug er, zu mir sich wendend.

„Nein.“

„Dann wollen wir doch den Herrn Assessor ersuchen, es uns zu erklären. Karten sind ja wohl zu haben.“

Er verließ, da kein Kellner zugegen war, das Zimmer und kehrte bald mit einem Spiele Karten zurück, welches er dem Assessor überreichte.

„Ich darf nicht,“ weigerte sich dieser. „Das Spiel ist verboten, und in meiner Stellung — — —“

„Pah, Stellung!“ fiel ihm die Sängerin in's Wort. „Wir sind ja unter uns, wollen das Spiel nur kennen lernen, ohne einander etwa zu übervortheilen. Und was Ihre Stellung betrifft, so können Sie sich ja sichern.“

Sie erhob sich und öffnete die Thür.

„Garçon, wir wünschen, ungestört zu bleiben. Wenn wir etwas brauchen, werden wir Sie rufen.“

Sie machte die Thür zu und schob den Riegel vor.

„Gut, Ihnen zu Gefallen, Fräulein!“ meinte der Assessor und griff zu den Karten.

Das hatte sich Alles so natürlich, so unauffällig gemacht, daß jedes Mißtrauen ausgeschlossen schien. Ich aber wußte sofort, woran ich war: ich hatte es mit Gaunern zu thun. Die Dame, welche sich eine Sängerin nannte, war die Zubringerin; sie hatte den Zug nach Düsseldorf nicht versäumt, sondern war durch die Worte des Portier auf meine Verspätung aufmerksam gemacht worden und hatte das benutzt, mich in ihre Schlinge zu bekommen. Der eigentliche „Macher“ war der sogenannte Assessor, während der Pseudo-Viehhändler den Unwissenden spielte, um das Geschäft in Gang zu bringen.

Die Fertigkeit des Assessors schien wirklich eine sehr schülerhafte zu sein, denn die beiden Andern errieten regelmäßig seine Karte. Der Viehhändler begann zu setzen, und die Sängerin folgte ihm.

Beide gewannen.

„Wollen Sie es nicht auch versuchen?“ frug mich die Holde.

„Warum nicht?“

Ich setzte fünf Groschen, gewann einige Male und verlor dann einmal. Die beiden Andern begannen leidenschaftlich zu werden; sie setzten höher und moquirten sich scherzend über meinen niedrigen Einsatz.

Ich setzte einen Thaler und gewann; ich ließ stehen und gewann; ich ließ wieder stehen bis auf acht Thaler und gewann.

„Dieses Spiel ist allerdings höchst interessant,“ meinte ich.

„Sie haben Glück,“ ermunterte mich der Assessor. „Versuchen Sie es doch weiter!“

„Versteht sich!“

Ich setzte einen Fünfthalerschein und gewann: ich ließ wieder stehen und gewann. So hielt ich fest, bis vierzig Thaler lagen. Da aber griff ich in die Tasche und zog drei Fünfzigthalernoten heraus. Das war mein Reisegeld, mein ganzes Vermögen.

„Gewinne ich jetzt, so setze ich diese hundertfünfzig Thaler!“

Ich wußte, daß ich jetzt verloren hätte; bei diesen Worten aber zuckte es höhnisch und blitzschnell über das Gesicht des Assessors.

„Sie pariren also diese vierzig?“

„Ja.“

„Gut; so stehen also achtzig.“

Er legte seine vierzig hinzu und nahm die Karten.

„Coeur-Aß. Aufgepaßt. Wo liegt es?“

„Hier!“ antwortete ich.

Er wendete das Blatt um; ich hatte gewonnen.

„Riesiges Glück!“ meinten die Andern. „Nun die hundert und fünfzig darauf!“

Ich aber zog die Achtzig an mich und schob sie mit dem Uebrigen in die Tasche.

„Man muß dem Glücke Athem gönnen, meine Herren; es mag ausruhen. Spielen Sie unterdessen weiter!“

„Wie meinen Sie das? Sie wollen zurücktreten? Sie haben versprochen, die hundertfünfzig zu setzen, und ein Ehrenmann hält sein Wort!“

„Das werde ich auch, Herr Assessor; aber habe ich vielleicht gesagt, *wann* ich sie setzen werde?“

„Das versteht sich ganz von selbst: jetzt natürlich!“

„Darüber sind wir leider verschiedener Meinung. Ich werde setzen, und zwar, wann es mir beliebt, vielleicht in Düsseldorf, vielleicht in Köln, wenn Sie uns bis dahin folgen wollen.“

„Ich verlange den Einsatz unbedingt jetzt!“

„Sie verlangen? Das soll wohl heißen, Sie befehlen?“

„Nichts Anderes!“

„Sie machen sich lächerlich!“

„Und wie machen Sie sich denn? Aber wir werden Sie zu zwingen wissen, Wort zu halten!“

„Wir? Meinen Sie damit vielleicht auch diesen Herrn und diese Dame?“

„Allerdings meint er uns,“ antwortete der Kölner. „Wir können nicht dulden, daß der Banquier durch Versprechungen, welche dann nicht gehalten werden, veranlaßt wird — — —“

Er hatte sich verfahren; er hielt inne.

„Fahren Sie fort! Sie wollten sagen: „„veranlaßt wird, ehrlich zu spielen, bis so viel steht, daß eine Volte an der Zeit ist.““ Sie haben sich damit selbst verrathen, und ich bin dadurch gezwungen, mein Wort zurückzunehmen. Ich werde weder hier, noch in Düsseldorf, noch in Köln einen Pfennig wieder setzen.“

„Schurke!“ meinte der Kölner, indem er auf mich eindrang. „Willst Du setzen oder nicht!“

Ich that einen raschen Schritt gegen die Thür, riß den Riegel zurück und zog sie auf. Im nächsten Augenblicke stand ich im Gastzimmer und hatte die Thür von außen verschloßen.

„Herr Wirth!“

Der Gerufene trat von einem der vorderen Tische herbei.

„Kennen Sie die Leute, welche sich mit mir in diesem Zimmer befanden?“

„Nein.“

„Es sind Kümmelblättler, welche mich rasiren wollten.“

„Ah, wollen doch einmal sehen!“

Er rief mehrere Kellner herbei und schloß dann die Thür auf — — das Zimmer war leer; aber die beiden Flügel des breiten Fensters, welches auf eine enge Seitengasse führte, standen offen.

„Ausgeflogen!“ lachte er und eilte an das Fenster.

Draußen war kein Mensch zu sehen.

„Haben Sie mitgespielt?“

„Ja.“

„Verloren?“

„Nein, gewonnen.“

„Prächtig! Das war nur die Lockung; später hätte man Sie gerupft. Sie sind nicht von hier, wie es scheint?“

„Nein. Ich fahre in einer Viertelstunde von hier ab.“

„So ist es gut für Sie, daß die Vögel fort sind. Sie wären als Zeuge vernommen worden und hätten eine Menge Weitläufigkeiten und Zeitversäumnisse zu erleiden gehabt. Reisen Sie ab! Ich werde sofort die Polizei benachrichtigen, ohne Sie in die Sache zu verwickeln, und Sie können sich darauf verlassen, daß wir die saubere Gesellschaft sicher fangen werden.“

Ich folgte diesem Rathe und reiste ab. Erst später ist mir der Gedanke gekommen, daß der Wirth mit den Entflohenen im Einvernehmen gestanden hat und mich zu entfernen suchte, damit ich weder ihnen, noch vielleicht auch ihm gefährlich werden konnte. — — —

Es war einige Monate später. Ich war wieder daheim in Dresden und war so beschäftigt, daß ich mir nur selten eine freie Stunde gestatten konnte. Das griff natürlich die Gesundheit an, und der Arzt gebot mir, wenigstens einige Tage Vakanz zu machen. Ich unternahm in Folge dessen einen Ausflug in die sächsische Schweiz.

Es waren mir vier Tage vergönnt worden; meine Arbeiten aber lagen mir so am Herzen, daß ich bereits am dritten Abend zurückkehrte.

Ich hatte den letzten Zug benutzt, und es war bereits nach Mitternacht, als ich in mein Zimmer trat. Ich war gewohnt, vor dem Schlafgehen einen Rundgang durch sämmtliche Arbeitsräume zu machen, und that dies trotz meiner Ermüdung auch heut.

Ich nahm den Hauptschlüssel und trat durch die Hinterthür des Vorderhauses in den Hof, welcher von den hohen Nebengebäuden, welche die Arbeitsräume enthielten, umgeben wurde.

Zunächst öffnete ich das Kesselhaus, wo ich Alles in Ordnung fand. Von hier aus führte vis-à-vis der Feuerung eine Thür in den Raum, welcher dem Stereotypeur angewiesen war. Hinter dieser Thür glaubte ich ein leichtes Geräusch zu vernehmen.

Ich öffnete.

Hier hatte bis jetzt eine Lampe gebrannt; ich sah den Docht noch glimmen. Das enge, dunstige Souterraingemach wurde beinahe hell erleuchtet von einem Feuer, welches im Ofen brannte, und meine Windlaterne vermehrte die Helle. Es war hier gearbeitet worden, wie das Feuer bewies; aber wo war der Stereotypeur?

Dieser besaß nicht die Erlaubniß, über die Arbeitszeit hier zu bleiben. Vielleicht hatte er nothwendig gehabt und es in meiner Abwesenheit, wo er annehmen durfte, daß Niemand revidiren würde, doch gegen die Hausordnung gehandelt. Mein plötzliches Erscheinen im Kesselraume hatte ihn veranlaßt, das Licht auszulöschen. Mit dem Ofenfeuer war ihm dies nicht gelungen. Aber er selbst, wo war er hingekommen? Die Thür, welche zu dem Lagerraum nebenan führte, von wo aus sich auch der Fahrstuhl erhob, war verschlossen und ihm überhaupt unzugänglich, und der einzige Weg durch das Kesselhaus war ihm ja durch mich unmöglich gewesen.

Ich suchte. In einer der Ecken standen einige Gypsfässer. Zwischen ihnen und der Wand sah ich zwei Stiefel, in denen unbedingt ein Paar Füße stecken mußten. Aber diese Füße waren zu klein, als daß sie diejenigen des Schriftgießers hätten sein können.

„Wer liegt hier?"

Keine Antwort.

„Heraus!"

Wieder keine Antwort. Ich nahm einen da stehenden vollen Wassereimer und goß seinen Inhalt hinter die Fässer.

„A—uhhh!"

Jetzt regte es sich und kroch hervor. Es war einer meiner älteren Setzerlehrlinge.

„Sie?! Was thun Sie hier?"

Er troff von Wasser und schnitt ein höchst jammervolles Gesicht.

„Ich — ich will das Stereotypiren lernen."

„So! Zu dieser Zeit? Wie kommen Sie herein?"

„Ich habe den Schlüssel vom Hausmann."

„Hat er Ihnen denselben freiwillig gegeben?"

„Nein; ich habe ihn weggenommen," gestand er zögernd.

Der junge Mensch war ein Neffe des Hausmannes, bei dem er wohnte. Auf diese Weise war es ihm möglich gewesen, sich den Schlüssel anzueignen.

„Sie haben von innen wieder verschlossen und den Schlüssel also bei sich. Geben Sie ihn her!"

Er gab ihn heraus.

„Wie kommt es, daß Sie sich nicht an mich wenden, wenn Sie etwas Nützliches lernen wollen?"

„Ich dachte, Sie würden es mir nicht erlauben."

„Warum nicht?"

„Weil — weil Sie so streng mit mir zu sein pflegen."

Da hatte er Recht; aber er verdiente diese Strenge, denn er war träge und unzuverlässig; auch trieb er sich trotz seiner Jugend und Mittellosigkeit bereits auf Tanzsälen und mit Menschen herum, die ihm nur schaden konnten.

„Sagen auch die Andern, daß ich streng bin? Sie sind der Einzige, der mich nicht liebt; aber ich hätte mich gefreut, wenn ich aus Ihrer Bitte gesehen hätte, daß Sie ein brauchbarer Mann werden wollen. Ihr heutiger Streich ist jedoch nicht darnach angethan, daß ich Sie loben kann. Wie wollen Sie ohne Anleitung stereotypiren lernen?"

„Ich habe öfters zugesehen und wollte es einmal versuchen."

„Das genügt nicht und führt nur zu einer Verschwendung des Arbeitsmaterials. Bringen Sie Ihre Bitte an der geeigneten Stelle vor, und man wird Sie nicht zurückweisen. Jetzt löschen Sie das Feuer aus!"

Er that es, und ich frug unterdessen:

„Haben sie bereits hier Etwas gearbeitet?"

„Nein. Ich wollte eben anfangen."

„Womit?"

„Mit dieser Titelcolumne."

Ich sah, daß er log, und rollte die Fässer, hinter denen er gesteckt hatte, auf die Seite und fand, was ich suchte. Er hatte mehrere Visitenkarten, sowohl auf männliche als auch auf weibliche Namen lautend, gesetzt und nur diese jedenfalls stereotypiren wollen. Was aber gab es für einen Grund, dies zu verheimlichen? Fürchtete er den Verweis wegen verschwendeter Arbeitszeit? Das schien mir nicht hinreichend. Ich schlug, wie man sich auszudrücken pflegt, auf den Busch:

„Diese Arbeiten wurden bestellt?"

Er schwieg.

„Sie haben mich bereits vorhin belogen. Reden Sie die Wahrheit. Wer hat sie bestellt?"

„Ein Fremder."

„Wie heißt er?"

„Emil Willmers, wie hier steht."

„Für wen sind die andern Karten?"

„Für Bekannte von ihm."

„Wo wohnt er?"

„Auf der Rampe'schen Gasse."

„Haben Sie sonst noch Etwas für ihn gesetzt?"

„Nein."

Dieses „Nein" klang so eigenthümlich, daß ich annahm, es enthalte eine Unwahrheit. Ich suchte also weiter, ohne Ergebniß.

„Kommen Sie mit nach dem Setzersaal!"

Er erbleichte. Dies gab mir Grund, auf einen weiteren Fund zu rechnen.

Wir verließen den Raum und das Kesselhaus, und als wir die Treppe emporstiegen, hustete er so laut und eigenthümlich, daß es mir auffallen mußte. Hatte er einen Mitschuldigen oben, den er warnen wollte?

„Wenn Sie noch einmal husten, passirt Etwas! Sie haben sich ganz ruhig zu verhalten und die Treppe ganz leise zu ersteigen!"

Die Fenster des Setzersaales gingen nach dem Garten; ich hatte vom Hofe aus also nicht sehen können, ob sie erleuchtet seien; aber bereits auf dem Corridor vernahm ich ein Geräusch, welches ich sehr gut kannte. Es kam von der Handpresse, auf welcher die Setzer ihre Correcturabzüge zu machen pflegten. Durch das Schlüsselloch schimmerte Licht. Ich versuchte zu öffnen, erst am Drücker, dann leise mit dem Hauptschlüssel. Es ging nicht, denn die Thüre war von innen verriegelt.

„Sie haben also auch diesen Schlüssel bei sich?"

„Ja," hauchte er leise und zitternd.

„Sie haben mit dem Burschen da drin ein Zeichen verabredet, auf welches hin er öffnet?"

„Ja."

„Welches?"

„Erst ein, dann zwei und dann drei Mal klopfen."

„Haben Sie mit ihm schon vorher hier gearbeitet?"

„Nur gestern."

Ich gab das Zeichen. Es wurde geöffnet, und ich trat ein. Der Mann stieß einen Ruf aus und taumelte zurück. Es war keiner meiner Setzer, wie ich vermuthet hatte; es war vielmehr ein Bekannter von meiner Reise her, nämlich der — Herr Assessor Max Lannerfeld.

„Ah, guten Abend, Herr Assessor! Sind Sie gekommen, mich an meinen Einsatz zu erinnern?“

Er gab keine Antwort, aber er ergriff einen Hammer und drang auf mich ein. Ich wollte ihn fassen und strauchelte über einen Kasten, der im Wege stand. Dies benützte er, mir einen Hieb auf den Kopf zu versetzen. Zur Thür aber gelangte er nicht; ich packte ihn und rang ihn zu Boden. Ich war ihm an Kraft überlegen, aber er besaß eine wahrhaft bewunderungswerthe Geschmeidigkeit, und ich bewältigte ihn nicht eher, als bis ich ihm durch Zusammenpressen der Kehle den Athem benahm.

Schnüre und Stricke lagen genug umher; ich band ihn und trat dann zur Presse. Er hatte sich — — Paßformulare gedruckt, welche trotz der Unzulänglichkeit der alten Maschine ganz scharf und gut ausgefallen waren.

Ich rief den Setzer, von dem ich glaubte, daß er den Ausgang des Kampfes vor der Thüre abgewartet habe, erhielt aber keine Antwort. Ich suchte ihn auf der Treppe und auf dem Flure, fand ihn aber nicht. Jetzt bemerkte ich, daß mir der Hauptschlüssel fehlte. Ich hatte ihn in der Hand gehabt, als ich in den Setzersaal trat, und ihn wahrscheinlich dort fallen lassen. Er lag nicht da. Jedenfalls hatte ihn der Lehrling aufgehoben, während ich mit dem Andern rang, und sich mittels des Schlüssels davon gemacht.

Das war fatal, denn ich war nun gezwungen, Lärm zu schlagen, was ich gern so lange wie möglich vermieden hätte. Ich rief und rief sehr lange, ehe sich die Hinterthür des Vorderhauses öffnete und der Hausmann in den Hof trat.

„Wer ruft?“

Ich nannte mich ihm und frug dann, ob er seinen Neffen gesehen habe.

„Der Schlingel ist wieder ausgegangen, ohne es mir zu sagen, und noch nicht heimgekehrt.“

„Sehen Sie einmal nach dem vorderen Thore und machen Sie dann hier unten auf!“

Schon nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück.

„Was ist denn das? Das Thor ist offen, und Ihr Hauptschlüssel steckt an.“

„Oeffnen Sie nur zunächst hier!“

Er kam herauf und staunte nicht wenig, einen Gefangenen zu sehen. Ich erzählte ihm Alles, und ohne sich weiter um mich zu bekümmern, sprang er davon. Ich folgte ihm, nachdem ich den Pseudo-Assessor eingeschlossen hatte. Der Lehrling war in seine Wohnung geeilt, hatte sich seiner Kleider, einiger Wäsche und der Baarschaft des Oheims bemächtigt und war dann entwichen.

Der Hausmann war so ergrimmt, daß er selbst zur Polizei rannte, trotzdem es sich um einen Anverwandten handelte, den er allerdings von je her gar nicht zu tief im Herzen getragen hatte.

Die Polizei erschien und bemächtigte sich des Gefangenen.

Die Untersuchung ergab, daß der Herr Assessor ein polnischer Schriftsetzer sei, der längere Zeit in Berlin gearbeitet hatte. Später war er mit seiner Freundin, einer geborenen Polin, auf Reisen gegangen.

Die „Schauspielerin“ ward nicht aufgefunden. Jedenfalls hatte der Setzerlehrling, welcher auch spurlos verschwunden blieb, sie gewarnt und mit ihr bei Zeiten die Stadt verlassen.

Der Herr Assessor wurde zu einer längeren Haft verurtheilt. — — —

2. Nach Sibirien.

Das freundliche, an der Wolga liegende Subzow lag hinter mir, und die Troika[1]), deren ich mich bediente, flog auf der Straße nach Moskau dahin. Der Jämschtschik[2]) sang in seiner ewig guten Laune das alte, durch ganz Rußland bekannte und beliebte Lied vom Dreigespann:

Das Licht war flackernd im Verglimmen,
Das Feuer im Kamin verglüht —
Da klang's in mir wie fremde Stimmen:
Ein Traum bezaubert mein Gemüth.

Fern kommt ein Dreigespann gezogen,
Rollt laut vom Knüppeldamm herbei,
Doch trüb und klagend unterm Bogen
Erklingt das Glöckchen von Waldai.

Früh hat's den Fuhrmann fortgetrieben,
So schwül ward's ihm um Mitternacht —
Er sang ein Lied von seiner Lieben,
Von ihrer blauen Augen Pracht:

Ach, blaue Augen, warum brennt ihr
So tief in meine Seele mir!
Ach, böse Menschen, warum trennt ihr
Zwei Herzen, die so Eins wie wir!

Leb', Moskau, wohl, so lieb und theuer;
Leb' wohl, leb' wohl, Du süße Maid!
Ich sterbe wie ein rauchend Feuer,
Vergessen in der Einsamkeit!

Die Pferde liefen, was sie konnten, dennoch suchte der Kutscher ihren Lauf theils durch Schnalzen und Klatschen mit der Peitsche, theils durch die freundlichsten Ausrufe noch zu beschleunigen.

„Schneller, mein Schimmel, mein weißes Täubchen! Ich gebe dir auch süßes Zuckerchen. Willst du? Nicht? Nun, da hast du Eins mit der Nogaika[1])! Lauf, mein herrlicher Worana[2])! Ich gebe dir auch Tabakrauch in das Näschen und Haferchen in die Krippe. Springe, mein Fuchs, du Seelchen, du feines Liebchen! Ich werde dich abtrocknen mit einem Tuch von Seide, und du darfst trinken vom besten Wässerchen im heiligen Rußland. Eilt, ihr drei Herrlichen, eilt! Ihr seid meine Kinder, meine Engel, meine Lieblinge!“

Dann wandte er sich zu mir.

„Brüderchen, siehst Du dort die Gostinnitza[3])? Du bist ein guter Herr, ein gnädiger Gebieter und wirst mich dort halten lassen, um einen kleinen Wodki[4]) zu trinken!“

„So halte! Auch ich steige aus.“

„Wirst Du so lange warten, bis meine Pferde ein Gräschen oder ein Haferchen gefressen haben?“

„Ja.“

„Herr, Du bist gut; ich liebe Dich über Alles, denn nun kann ich zwei oder drei Schnäpschen trinken statt nur einem!“

Man merkte dem Gasthause an, daß man sich in der Nähe von Moskau befand, denn es hatte nicht das Dach auf dem Parterre, sondern war überbaut. Der Kutscher hielt an, und der Wirth kam herbei gesprungen. Er riß die Pelzmütze, welche er trotz der sommerlichen Hitze auf dem Kopfe trug, herunter und frug:

„Was befiehlst Du, gnädiger Herr?“

„Gib mir ein Glas Moloko[5]), wenn Du solche hast!“

„Ein Milchlein ist immer da, Herr, denn die vornehmen Leute trinken es lieber als den Wodki.“

Er ging und brachte mir das Verlangte.

Neben der Thür stand ein kräftiger Ukrainer, welcher militärisch gesattelt war.

„Wem gehört dieses Pferd?“

„Einem vornehmen Herrn, dem Rotmisto[6]) von Semenoff.“

Semenoff? Der Name war mir sehr bekannt. Ich hatte in Dresden die Bekanntschaft eines russischen Offiziers gemacht, welcher sich Iwan Semenoff nannte. Wir hatten uns am Billard getroffen; er war ein ausgezeichneter Spieler und höchst ehrenwerther Charakter; wir waren Freunde geworden, und ich hatte versprechen müssen, ihn oder wenigstens seine Mutter zu besuchen, wenn ich einmal nach Moskau kommen sollte. Jetzt nun kam ich nach der „heiligen Stadt“ und hatte mir vorgenommen, mein Versprechen zu erfüllen. War er es oder ein Anverwandter von ihm?“

„Wo ist der Rittmeister?“ frug ich.

„Er ist nach dem Flüßchen gegangen. Es ist so heiß, und er wollte baden.“

[1]) Dreigespann. [2]) Kutscher.

[1]) Peitsche. [2]) Rappe. [3]) Gast- oder Einkehrhaus. [4]) Schnaps. [5]) Milch. [6]) Rittmeister — aus dem Deutschen in das Russische übergegangen.

„Kennst Du die Richtung, in welcher er sich entfernte?“

„Er ging diesen Pfad, und ich sah ihn hinter jenen Büschen verschwinden.“

Am Flusse gab es jedenfalls eine kühlere Luft als hier. Ich folgte dem schmalen Pfade, welcher sich durch die Wiese schlängelte, bis in die Büsche, zwischen denen er sich bald verlief. In dem hohen Grase war sehr leicht eine frische Spur zu merken, welche jedenfalls von Sentenoff herrührte. Ich freute mich auf das Zusammentreffen und schritt ziemlich schnell dahin.

Da plötzlich vernahm ich vor mir ein kurzes, höhnisches Lachen. Ich blieb stehen. Es mußten zwei Personen beisammen sein, welche höchstens zwanzig Schritte vor mir standen. Ich beschloß, nicht grad auf sie zuzugehen, sondern erst zu sehen, ob ich es auch wirklich mit dem Gesuchten zu thun habe.

Auf einem kleinen Umwege durch die Sträucher gelangte ich in ihren Rücken. Ein Dragoneroffizier stand mir grad gegenüber. Er war hoch und schlank gewachsen, hatte scharfe Gesichtszüge und ein auffällig stechendes Auge. Vor ihm, den Rücken nach mir gewendet, stand ein Mann in der Kleidung eines gewöhnlichen Bürgers; seine Gesichtszüge konnte ich nicht erkennen. Beide sprachen polnisch mit einander, der Offizier so, daß er bei dem S mit der Zunge anstieß.

„Lüge nicht, Bursche!“ hörte ich diesen reden. „Nur mir allein hast Du es zu danken, daß Du frei bist. Ich habe dem Dozorca[1]) zweihundert Rubel zahlen müssen.“

„Möglich, aber von mir verlangte er extra noch hundert, und da ich diese nicht beschaffen konnte, war ich auf mich selbst angewiesen.“

„Und wie hast Du es angefangen, aus dem Gefängniß zu entkommen?“

„Das sind Geheimnisse, Herr, die Ihnen nichts nutzen können. Oder glauben Sie vielleicht, einmal in die Lage zu kommen, meine Handgriffe gebrauchen zu müssen?“

„Schweig, Chlopisko[2])! Ich rathe Dir, nicht zu vergessen, wen Du vor Dir hast, und wer Du bist!“

„Jedenfalls ein Mann, der schon sehr viel für Sie gewagt hat und vielleicht auch noch länger für Sie arbeiten wird.“

„Aber ein Mann, den ich sofort verderben kann!“

Auch ohne sich selbst zu schaden? Doch, streiten wir uns nicht! Daß ich Ihnen ergeben bin, sehen Sie daraus, daß ich hier volle drei Tage auf Sie gewartet habe, obgleich ich sehr Gefahr lief, ergriffen zu werden. Das will ich nicht umsonst gethan haben; sprechen wir also von unserm Geschäfte! Sie wünschen, daß Wanda in Ihren Dienst trete?“

„Nur auf ein Jahr als Beratherin bei meinen Plänen.“

„Ein Jahr ist eine lange Zeit, und Sie wissen, daß ich Wanda selbst sehr nothwendig brauche, denn ich finde keine Verbündete, welche so gewandt, scharfsinnig und kühn ist, wie sie. Was bieten Sie?“

„Fünfhundert Rubel für Dich, ausgezahlt auf der Stelle.“

„Haha, zu wenig, viel zu wenig!“

„Und eine Anstellung in meinem Dienste.“

„Offiziell? Als Lakei, Reitknecht oder ähnlich?“

„Nein, denn das wäre zu gefährlich. Als Agent.“

„Gut; aber fünfhundert Rubel sind trotzdem zu wenig.“

„Bedenke, was mich Wanda kosten wird, um sie ihre Rolle spielen zu lassen.“

„Bedenken Sie, was wir Beide Ihnen nützen werden!“

„So gebe ich sechshundert.“

„Immer noch zu wenig. Geben Sie tausend!“

„Ich gebe Dir freiwillig sechshundert. Gehst Du nicht darauf ein, so werde ich andere Mittel anwenden, ohne daß Du einen einzigen Rubel bekommst.“

Ein kurzes Lachen erklang.

„Wir haben einander gegenseitig in den Händen, Herr.“

„Wem wird man glauben, Dir oder mir?“

„Mir, denn ich bin im Besitze der Beweise: ich habe alle Ihre Zuschriften aufbewahrt.“

„Lajdak![3]) Habe ich Dir nicht befohlen, sie stets zu vernichten?“

„Der Mensch ist schwach, Herr, und Sie sind gütig; Sie werden mir sicher den kleinen Ungehorsam verzeihen!“

Der Hohn, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, war nicht zu verkennen. Wo hatte ich diese Stimme nur schon einmal gehört? Auch die schlanke, kräftig geschmeidige Gestalt kam mir so vor, als ob ich sie bereits einmal gesehen hätte, aber als ich jetzt bei einer Wendung des Mannes sein Profil erblickte, kam mir das vollbärtige Gesicht mit dem dunklen Zigeunerteint, welches von langen, schwarzen Korkzieherlocken umwallt wurde, vollständig unbekannt vor.

„Du wirst sie nachträglich vernichten!“

„Vielleicht. Vielleicht auch verkaufe ich sie!“

„An wen?“

„An denjenigen, der am meisten dafür bezahlt.“

„Kerl, nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht fasse!“

„Das würde zu nichts Klugem führen, Herr. Verständigen wir uns lieber! Wenn Sie für Wanda's Engagement tausend Rubel zahlen, verbrenne ich die Papiere.“

„Gut, ich zahle sie; aber ich will die Papiere selbst verbrennen.“

„Zugestanden. Also tausend, jetzt gleich!“

„Ich habe nur sechshundert mit. Hier sind sie. Hole Dir heut Abend das Uebrige.“

„Danke, Herr! Das gibt mir die Mittel in die Hand, dafür zu sorgen, daß ich nicht erkannt werde. Wohin werden Sie Wanda schicken?“

„Sie bleibt in ihrer gegenwärtigen Stellung, wo sie am besten für mich arbeiten kann. Jetzt gehe. Hier ist der Schlüssel zur Gartenpforte. Bei den Eichen treffen wir uns um 1 Uhr.“

Ich komme, wenn es mir gelingt, in die Stadt zu gelangen, ohne daß ich angehalten werde.“

„Man erkennt Dich nicht. Hätte doch sogar ich Dich beinahe für einen Fremden gehalten. Du konntest sofort in die Stadt gehen und hattest nicht nöthig, mich erst hierher zu bestellen.“

„Ich mußte vorher wissen, ob mir die Entstellung gelungen ist. Daß Sie mich nicht erkannten, gibt mir die Gewißheit, daß ich mich nicht zu sorgen brauche.“

Er ging. Er mußte hart an mir vorüber und wendete mir dabei das volle Gesicht zu. Jetzt war es mir allerdings, als hätte ich dieses Gesicht mit der scharfen, so wenig russischen Nase und den großen, dunklen Augen bereits einmal gesehen. Wo und wann es aber gewesen war, das wollte mir nicht einfallen.

Auch der Rittmeister ging; er wandte sich dem Flüßchen zu, dessen Wellen ich unweit meines Standortes durch die Büsche schimmern sah. Ich kehrte unbemerkt nach der Gostinnitza zurück, wo ich dem Wirthe bedeutete, daß er dem Offizier nicht sagen solle, es sei ein Fremder dagewesen. Ein Na-Wodki[1]) machte ihn geneigt, mir diesen Wunsch zu erfüllen, und noch ehe der Rittmeister zurückgekehrt war, sauste unsere Troika wieder auf der Straße dahin.

Das Gehörte gab mir viel zu denken. Ich hatte zwei Verbrecher belauscht, Verbrecher sehr schlimmer Sorte, obgleich der Eine den höheren Ständen angehörte. Ein Menschenschacher im eigentlichen Sinne des Wortes war es nicht gewesen, was sie getrieben hatten, denn nur die Schlauheit und Gewandtheit dieser Wanda sollten dem Rittmeister auf ein Jahr gehören. Wozu? Ging mich diese Angelegenheit etwas an? Ja oder nein, sie mußte mich doch lebhaft interessiren, da der Offizier den Namen meines Freundes trug.

Inzwischen sang der Kutscher eines seiner Lieder nach dem andern, und ich konnte nicht umhin, ihnen meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Volkslied hat für Rußland eine größere, eine tiefere Bedeutung als für andere Länder. In Rußland ist das Lied das einzige Monument der geistigen Entwicklung. Es besteht in dem „heiligen Reiche“ eine gewisse traditionelle Poesie, welche die Vergangenheit, die Sitten, die Leidenschaften, die Anschauungen des Volkes in treuen Zügen wiederspiegelt. Ohne diese reiche und belebende Quelle würde die Geschichte des Volkes zu einer trockenen Aufzählung seiner kriegerischen Erfolge und Unfälle zusammenschrumpfen und uns über die eigentlichen und wesentlichen Triebfedern seiner Kraftäußerungen im Dunkeln lassen.

[1]) Schließer, Gefängnißwärter.
[2]) Kerl.
[3]) Schurke.

[1]) Trinkgeld, wörtlich „für Schnaps.“

Nun erhob sich Moskau vor uns mit seinen sechzehnhundert Thürmen und sechzehntausend Häusern. Ich fuhr nach der Maraseka [1]) und stieg im „Hôtel Petersburg“ ab. Die Familie Semenoff wohnte in derselben Straße. Ich schickte meine Karte hin, und kaum war der Bote wieder zurück, so hörte ich eilige Schritte, die Thür wurde rasch geöffnet, und Iwan trat ein. Ich sah es ihm an, daß er sich über meine Anwesenheit freute.

„Ists möglich! Sie hier in Moskau? Willkommen, herzlich willkommen! Aber warum sind Sie im Gasthofe abgestiegen?“

„Nehmen Sie mir das übel?“

„Gewiß! Sie gehören doch nicht in das Hôtel, sondern zu mir. Kommen Sie; ich muß Sie sofort meinem Mütterchen vorstellen!“

Ich mußte mit. Im Gegensatze zu Petersburg, wo in den schnurgeraden Straßen die Häuser militärisch gleichmäßig in Reih und Glied aufgestellt sind, als ob sie jeden Augenblick bereit sein müßten, eine Schwenkung nach links oder rechts zu machen, ziehen sich in Moskau fast alle Paläste und Häuser, welche etwas für sich bedeuten wollen, aus der ohnehin unregelmäßigen Straßenlinie möglichst weit zurück und schieben aus dieser Entfernung ein Gitter oder eine Verzäunung vor, durch welche der Vorplatz von der Straße abgeschlossen wird.

Etwa der vierte Theil aller Häuser in Moskau besteht aus solchen Rückzugsgebäuden, und auch dasjenige der Semenoff war ein solches. Es war die Nachahmung eines venetianischen Palastes, die allerdings nicht recht gelungen erschien.

Iwan führte mich ohne Umstände in das Zimmer der Baroneska. Diese war sehr einfach in Schwarz gekleidet und empfing mich mit jener freundlichen Ungezwungenheit, welche von der oft beleidigenden Herablassung sich möglichst fern zu halten weiß. Sie stammte aus einem alten polnischen Geschlechte und gehörte nicht der griechischen, sondern der römischen Kirche an, wie ich bereits wußte. Der klare, offene Blick ihres blauen Auges harmonirte ganz mit der milden Würde, in der sie sich zu geben wußte, und als ich ihre kleine weiße Hand mit den Lippen berührte, wußte ich bereits, daß ich sie lieb haben würde.

„Matjuschka [2]), hier bringe ich ihn,“ meinte Iwan. „Bestrafe Du ihn, daß er nicht sofort bei uns vorgefahren ist!“

„Die Strafe wird sehr hart sein,“ sagte sie lächelnd. „Ich bin gezwungen, Sie zu einer sehr langen Haft zu verurtheilen. Was wählen Sie, Isolir- oder Collectivsystem?“

„Ich möchte mich für das Letztere entscheiden, meine Gnädige.“

„Gut! Dann werden Sie diese Haft hier in unserm Hause verbringen und so lange gefangen bleiben, bis Sie gebessert sind.“

„Also Besserungssystem mit bedingter Beurlaubung?“

„Allerdings. Iwan mag die Aufsicht führen; er hat Zeit dazu, da er für einige Wochen aus Petersburg entlassen ist.“

„Ja,“ meinte er, „Sie sind zur glücklichen Stunde gekommen. Zur andern Zeit hätte ich die Carambolagen versäumt, mit denen Sie sich Ihre Gefangenschaft jedenfalls erleichtern werden.“

Er war noch der Alte — als leidenschaftlicher Billardspieler mußte er im ersten Augenblick von der Carambolage sprechen, und wirklich hatte ich mich kaum fünf Minuten mit der Dame des Hauses unterhalten, so entführte er mich nach dem Billardzimmer.

„Ich muß sehen, ob Sie ebenso in Uebung geblieben sind, wie ich. Wir standen uns stets gleich, jetzt aber möchte ich wetten, daß ich über Sie hinaus gewachsen bin. Hier sind die Queues; oder wollen wir eine Partie zu Drei versuchen?“

„Wer ist denn der Dritte?“ frug ich.

„Eine Dame.“

„Ah!“

„Ja, die Gesellschafterin meiner Mutter, ein sehr anständiges, ich möchte sogar sagen, feines Mädchen, ernst, fromm, still, sehr unterrichtet, spricht russisch, polnisch, französisch und deutsch und — spielt ausgezeichnet Carambolage und Dreikegelpartie. Mutter hält große Stücke auf sie, und auch ich achte sie sehr. Ich begehe also wohl keinen faux pas, wenn ich sie Ihnen vorstelle.“

Er ging zur Klingel und schellte. Ein Diener erschien.

„Ich lasse Fräulein Wanda fragen, ob ihr eine Partie gefällig ist!“

Wanda? Dieser Name berührte mich eigenthümlich. Ich stand am Fenster. Unten lenkte ein Reiter nach dem Thore. Es war der Dragonerrittmeister, den ich belauscht hatte.

„Wer ist dieser Offizier?“ frug ich Iwan.

„Cousin Casimir,“ antwortete er in auffällig kaltem Tone.

„So wird wohl eine Partie zu Vieren fertig?“

„Nein. Ich verkehre so wenig wie möglich mit ihm, obgleich er einige Appartements unseres Hauses bewohnt. Wir sind einander gegenseitig fast mehr als unsympathisch. Aber hier ist Fräulein Wanda?“

Ich drehte mich um. Iwan beeilte sich, uns vorzustellen.

„Fräulein Wanda Smirnoff“ nannte er sie, nachdem er ihr meinen Namen gesagt hatte. „Wir werden eine — aber Fräulein, was ist Ihnen?“ unterbrach er sich. „Sind Sie unwohl?“

„Nein. Pardon, meine Herren! Ein kleiner Schwindel, weiter nichts!“

Es war kein Schwindel, es war Schreck gewesen, der sie so fürchterlich erbleichen ließ, als sie mich erblickte. Die „stille, ernste, fromme“ Gesellschafterin war — Adele von Treskow, meine Sängerin und Kümmelblatt-Amazone.

Ich verrieth durch keine Miene, daß ich sie erkannt hatte, und das Spiel begann. Daß sie eine wirklich gute Spielerin sei, sah ich an ihrem Dessin; heut aber gelang ihr nur selten ein vorzüglicher Stoß. Sie befand sich augenscheinlich in Aufregung und trat bereits nach der ersten Partie wieder zurück.

Später bekam ich drei Zimmer angewiesen und hatte mich kaum in denselben umgesehen, als es klopfte.

„Wojti!“ [1])

Ich hätte das deutsche Wort gebrauchen können, denn nicht einer der Domestiken, sondern Wanda trat ein. Ich blieb stehen und blickte ihr ohne irgend eine einladende Bewegung kalt entgegen.

„Mein Herr — —“

Sie stockte; da ich aber nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Wir haben einander bereits einmal gesehen — — —“

„Weiter!“

„Meine jetzige Stellung hat mich veranlaßt, meinen damaligen deutschen Namen in das Russische zu übertragen, und — — —“

„Heißt Adele Treskow auf russisch Wanda Smirnoff? Die Uebersetzung scheint mir etwas mehr als frei zu sein! Auch Ihr Haar hat eine Uebertragung in das Russische erlitten, wie ich vermuthe, denn es hat eine ganz andere Farbe erhalten.“

Sie schlug die Augen nieder, beantwortete meine Rede nicht und meinte in einem sehr demüthigen Tone:

„Ich gestattete mir, Sie aufzusuchen, um Sie zu fragen, ob Sie unserer ersten Begegnung Erwähnung thun werden.“

„Ich sehe mich nicht in der Lage, diese Frage schon jetzt entscheiden zu können; denn ich kenne die Umstände nicht, welche maßgebend sein werden. Adieu!“

Es war, als wolle sie noch ein Wort sagen, aber in diesem Augenblick trat Iwan ein.

Er war sichtlich über die Anwesenheit der Gesellschafterin verwundert. Sie erglühte in Verlegenheit und entfernte sich. Als Mann von Bildung ignorirte er den Vorfall und gedachte auch im Verlaufe der Unterhaltung desselben mit keinem Worte. Später führte er mich in den Garten.

Dieser Gang war mir sehr erwünscht, da er mir Gelegenheit gab, mich zu orientiren, ob der Rittmeister heute bei der Bestimmung des Stelldichein diesen oder einen anderen Garten gemeint habe. Er lag hinter dem Hause, nahm eine nicht ganz unbedeutende Grundfläche ein und wurde von einer Mauer umschlossen, in welcher ich allerdings ein kleines Pförtchen bemerkte.

Unweit dieses Pförtchens befand sich ein Eichengebüsch, die einzigen Eichen, welche im Garten standen. Das Gebüsch bildete einen kleinen Halbzirkel, innerhalb dessen eine Ruhebank stand. Es leuchtete mir ein, daß dieser Ort gemeint sei, und ich beschloß, heute Nacht um 1 Uhr hier zu sein. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Eine der innern Hauptstraßen Moskau's.

[2]) Mütterchen.

[1]) Herein!



Von Oktober 1879 bis Oktober 1880.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Brodnik.

Nachdruck verboten.

Reise-Erlebnisse in zwei Welttheilen von **Karl May.**

(Fortsetzung und Schluß.)

In einer entlegenen Ecke des Gartens stand eine Laube, in welcher ich den Rittmeister erblickte.

„Wollen Sie mich Ihrem Cousin vorstellen?“ frug ich Iwan.

„Wünschen Sie es?“

„Weder ja noch nein; ich richte mich nach Ihrem Wunsche.“

„Dann vermeiden wir ihn jetzt.“

Es lag mehr als Feindseligkeit, es lag Verachtung in dem Blicke, mit welchem er diese Worte begleitete. Auf dem Rückwege aus dem Garten begegnete uns die Gesellschafterin, welcher es augenscheinlich nicht lieb war, daß wir sie hier trafen.

„Das ist das Einzige, was ich an ihr auszusetzen habe,“ meinte Iwan.

„Was?“

„Daß sie in dieser Weise mit ihm sympathisirt. Sie musicirt mit ihm, liest mit ihm, promenirt mit ihm im Garten, obgleich sie sehr genau weiß, daß weder ich noch die Mutter es wünschen. Uebrigens haben wir es nachträglich erfahren, daß wir diese Gesellschafterin nur seiner Empfehlung verdanken, die er uns durch die dritte Person vermitteln ließ. Es kommt mir vor, als hätten sie sich bereits früher gekannt.“

„Haben Sie ihr zu wissen gethan, daß Sie eine solche Sympathie nicht für wünschenswerth halten?“

„Direkt natürlich nicht. Doch kommen Sie; man wird mit dem Souper bereits auf uns warten, und dann gehen wir in's Theater.“

„Würden Sie mich für heute vielleicht dispensiren? Ich habe Briefe zu schreiben und allerlei kleine Beschäftigungen vorzunehmen, die ich nicht gern verzögern möchte.“

„Ganz wie Sie wollen. Mama wünscht, daß Ihre Gefangenschaft keinerlei Einfluß auf Ihre Selbstständigkeit äußert.“

Ich hatte wirklich Briefe zu schreiben, welches meine Zeit bis Mitternacht in Anspruch nahm; dann begab ich mich leise in den Garten, was mir nicht schwer wurde, da man mich in den Besitz eines Hauptschlüssels gesetzt hatte, mit welchem ich die Thüren zu öffnen vermochte.

Es war eine sehr dunkle Nacht. Im Kalender stand Neumond, und der Himmel war von dichten Wolken verhüllt, so daß man kaum zwei Schritte weit zu sehen vermochte. Ich schlich mich sehr vorsichtig bis an die Eichen und fand die Bank noch unbesetzt. Dies machte es mir leicht, mich unmittelbar hinter derselben in die Büsche zu verstecken.

Es mochte drei Viertel nach zwölf Uhr sein, als ich leichte Schritte vernahm. Sie schienen von einem weiblichen Fuße zu stammen, und wirklich erkannte ich in der Nahenden die Gesellschafterin, welche auf der Bank Platz nahm.

Kaum eine Minute später knarrte das Pförtchen leise, und es erschien eine männliche Gestalt. Es war derselbe, den ich mit dem Rittmeister belauscht hatte. Seit ich diese Wanda erkannt hatte, wußte ich auch, wer er war, obgleich er sein Aeußeres verstellt hatte. Es war der frühere angebliche Herr Assessor.

„Wanda?“

„Ja.“

„Wo ist der Rittmeister?“

„Er wird noch kommen.“

„Hast Du heute bereits mit ihm gesprochen?“

„Ja; ich weiß Alles.“

„Und bist Du einverstanden?“

„Mit Deiner Erlaubniß, ja. Kamst Du gut in die Stadt?“

„Besser als aus dem Gefängnisse. Wie viel zahlt er Dir für das ausbedungene Jahr?“

„So viel wie Dir: tausend Rubel. Doch wird es kein Jahr werden. Er steht im Begriffe, bereits morgen einen Streich auszuführen, welcher ihm und auch uns so viel einbringt, daß wir uns zur Ruhe setzen können.“

„Ah, was ist es?“

„Ein Diamantengeschäft.“

„Mit wem?“

„Laß Dich von ihm selbst unterrichten. Es ist nämlich ein Umstand eingetreten, welcher mich bestimmt, Moskau und Rußland schleunigst zu verlassen, natürlich, nachdem ich vorher für die nöthigen Reisemittel gesorgt habe.“

„Mir lieb, denn auch meines Bleibens kann hier nicht lange sein. Welcher Umstand ist es?“

„Ich bin erkannt worden. Erinnerst Du Dich jenes Kümmelblattes in Westfalen, bei welchem uns der Vogel mit unsern eigenen Federn entschlüpfte?"

„Ja. Es war ein Schreiber, ein Schriftsteller oder etwas Derartiges."

„Nun, dieser Mensch ist heute als Bekannter des jungen Herrn hier eingetroffen, hat mich gesehen und wird mich verrathen."

„Dann entweder weg mit ihm oder fort mit uns!"

„Ich ziehe das Letztere vor, und der Rittmeister ist einverstanden. Er wird uns trotzdem die tausend Rubel zahlen und Jedem noch dreitausend dazu, wenn wir ihm morgen bei der Ausführung seines Planes helfen."

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn wieder waren Schritte zu hören. Der Rittmeister kam.

„Eingetroffen? Gut. Kommt mit zur Laube!"

Sie entfernten sich. Was sollte ich thun? Ihnen folgen? Das konnte mich sehr leicht verrathen. Der Pseudoassessor verließ den Garten jedenfalls durch das Pförtchen, dabei waren vielleicht noch einige Worte zu erlauschen. Ich trat daher hinzu und lehnte mich hinter einen nahen Hollunderstrauch.

Es war nahe zwei Uhr, als der Erwartete endlich kam; Wanda begleitete ihn.

„Also vor allen Dingen pünktlich!" mahnte sie. „Um neun Uhr wird der Herr mit seinem Gaste zur Parade gehen; das machten sie heut beim Billard aus. Das ist also die günstige Zeit. Die Baronin befindet sich zu derselben Zeit in der Kirche, und ich habe in ihrem Auftrage Kranken- und Armenbesuche zu machen. Ich kehre durch diese Pforte unbemerkt zurück und treffe Dich auf der Seitentreppe, auf welcher wir in die Zimmer der Gnädigen gelangen. Der Rittmeister beschäftigt die Dienerschaft, bis wir mit dem Juwelier fertig sind."

„Der Streich ist fein erdacht und beinahe ungefährlich. Aber wäre es nicht besser für uns, sofort zu verschwinden?"

„Das geht nicht, da uns der Rittmeister erst bezahlen kann, wenn er die Diamanten versilbert hat. Gute Nacht!"

Sie nahmen Abschied und entfernten sich: er durch die Pforte und sie nach dem Hause zu.

Ich wartete noch längere Zeit, ehe ich ihr folgte, gelangte aber unbemerkt wieder in meine Zimmer. Das Gehörte war so werthvoll und aufregend für mich, daß ich während der ganzen Nacht nicht schlafen konnte. Am Morgen war es natürlich mein Erstes, Iwan davon Mittheilung zu machen. Er erstarrte beinahe vor Erstaunen und bat mich, seiner Mutter nichts wissen zu lassen.

„Können Sie aus dem Erlauschten den Plan errathen, den die Elenden geschmiedet haben?" frug ich ihn.

„Ich meine es, will mich aber weniger auf meine Vermuthung, als vielmehr auf das Urtheil eines gewandten Polizisten verlassen. Wir thun, als gingen wir wirklich zur Parade, gehen aber statt dessen auf das Polizeiamt."

So geschah es. Unterwegs machte mir Iwan einige Mittheilungen über seinen Cousin, und ich erfuhr, daß dieser sein ganzes Vermögen im Spiele verloren habe und durch diesen Umstand schon öfters zu Handlungen verleitet worden sei, die ihn verderben mußten, wenn Iwan und seine Mutter nicht Rücksicht auf den Umstand genommen hätten, daß er ihren Namen trug. Zu einem Streiche, wie es der geplante war, hatten sie ihn aber nicht für fähig gehalten.

Iwan kannte einen der höheren Polizeibeamten, zu welchem ich ihn begleitete. Dieser hörte unserm Berichte aufmerksam zu und nickte dann.

„Wollen Sie mir das Innere Ihres Hauses genau beschreiben?"

Dies geschah.

„Ich bin Ihnen dankbar für die vertrauensvolle Offenheit, mit welcher Sie mich über die sonderbaren Passionen des Herrn Rittmeisters unterrichteten. Ist er nicht Adjutant des Generals von Melikoff?"

„Allerdings."

„Melikoff ist allmächtig. Wie wünschen Sie den Rittmeister behandelt zu haben?"

„Dürfen wir ihn schonen?"

„Ich rathe dazu. Sein Plan ist wohl folgender: Der, welchen dieser Herr hier Pseudo-Assessor nennt, ist ein Pole Namens Mieloslaw, ein höchst gefährlicher Mensch, der kürzlich entsprungen ist. Er wird irgend einen Juwelier zu Ihrer Frau Mutter zu bestellen haben. Diese ist nicht zu Hause, und so wird die Gesellschafterin die Baroneska vertreten. Es wird eine sehr interessante Scene geben, bei welcher ich unbedingt zugegen sein muß. Erlauben Sie mir einige Vorbereitungen zu treffen; dann werde ich Sie bitten, sich mir anzuschließen."

Er entfernte sich für einige Augenblicke und kehrte dann in Civilkleidern zurück.

„Jetzt kommen Sie!"

Unten wartete eine verschlossene Delega. Wir stiegen ein und fuhren langsam der Maraseka zu. Der Iswoschtschik[1]) schien sehr wohl unterrichtet zu sein; vielleicht war er auch ein Polizist. Er ließ seine Pferde schlendern, als ob er leer fahre und sich nach einem Passagier umsehe, hielt in der Nähe des Semenoff'schen Palastes endlich an, stieg vom Bocke und griff nach dem Heu, um gemächlich abzufüttern.

Da trat die Baronin mit der Gesellschafterin aus der Thür. Beide trennten sich; die Erstere ging nach der Kirche, und die Letztere machte scheinbar ihre Krankenbesuche. Nach einiger Zeit erblickten wir sie wieder. Zwischen dem Palais und dem nachbarlichen Gebäude führte ein enger Gang dahin, auf welchen auch das Mauerpförtchen mündete. Unsere Delega hielt grad diesem Gange gegenüber, so daß wir ihn bis da, wo er hinter den Gärten endete, überblicken konnten. Die Gesellschafterin tauchte dort hinten auf, eilte durch den Gang und verschwand hinter dem Pförtchen.

„Mieloslaw muß sich bereits vor unserer Ankunft eingeschlichen haben," bemerkte der Commissär. „Sehen Sie den Rittmeister droben an seinem Fenster? Er beobachtet den Vorgang ebenso wie wir."

Eine Viertelstunde verging; da kam eine Droschke herbei und hielt vor dem Gitterthore. Ein einzelner Herr stieg aus; er trug einen winzigen Handkoffer.

„Ah, der Juwelier Schikawiersky! Die Gauner hatten sich den reichsten und geschicktesten ausgelesen. Er kommt selbst; das ist ein Zeichen, daß ihm eine sehr bedeutende Offerte gemacht worden ist. Iswoschtschik!"

Der angerufene Kutscher griff gleichmüthig nach der Peitsche und klatschte einmal leichthin, worauf er sie wieder von sich legte. Da kam ein Briefträger aus der Nachbarschaft herbei, einige Augenblicke nach ihm mit feierlichem Schritte ein Pope, dann ein Holzhacker mit Axt und Säge, nun ein breitschulteriger Fischhändler. Diese verschwanden sämmtlich im Eingange des Palais, und endlich sahen wir zwei Polizisten, welche in das Gäßchen traten und vor dem Pförtchen Posto faßten.

„Was jetzt?" frug Iwan.

„Der Rittmeister ist vom Fenster weg. Schnell heraus und drüben hinein!"

Der Fischhändler stand inmitten der weiten Flur, von wo aus er den vorderen und auch den hinteren Ausgang im Auge hatte.

„Es passirt Niemand aus!" gebot der Kommissär.

„Dobro!"[2]) erklang es ruhig. Der Mann sah nicht aus, als ob Jemand ohne seinen Willen entkommen könne.

Wir stiegen die Treppe empor.

Da stand der Pope.

„Wo?"

Er zeigte lautlos nach einer Thür, welche halb offen war. Wir traten ein. Vor der anderen Thür, welche in das Nebenzimmer führte, standen der Briefträger und der Holzhacker. Sie horchten scharf auf die Stimmen, welche da draußen ertönten. Da plötzlich riß der Briefträger einen Revolver hervor, stieß die Thür hastig auf und trat ein.

Der Holzhacker kam sofort hinter ihm, und wir Drei folgten gleichfalls. Im Zimmer stand der frühere Schriftsetzer in der Livree des Hauses; etwas weiter vor ihm befand sich — die Baroneska. Die Vorhänge waren herabgelassen, so daß ein Halbdunkel herrschte, welches es ermöglichte, die raffinirten Toiletten-

[1]) Kutscher. [2]) Sehr wohl.

künststücke zu übersehen, mit Hülfe deren sich die Gesellschafterin in ihre Herrin umgewandelt hatte. In der Hand hielt sie bereits den kleinen Koffer. Auf einem Stuhle lag mehr, als er saß, der Juwelier; seine Kleidung war in Unordnung — Kragen und Halsbinde waren zerrissen. Er war gewürgt worden.

„Guten Morgen, meine Kinderchen!" grüßte der Commissär.

„Herr Commissär?" rief der Juwelier. „Gott sei Dank, ich bin gerettet!"

„Ja, mein Väterchen, Du hast nichts mehr zu befürchten. Weßhalb bist Du denn eigentlich hiehergekommen?"

„Dieser Mensch kam zu mir und brachte mir von seiner Herrin, der Baroneska von Seminoff, ein Billet, in welchem sie mich bat, sie mit meinen werthvollsten Diamanten zu besuchen; sie müsse für eine Verwandte einen Brautschmuck bestellen und sei durch Unwohlsein verhindert, zu mir zu kommen. Hier legte ich meine Steine vor und ward dabei überfallen."

„Welchen Werth haben Deine Steine?"

„Mehrere hunderttausend Rubel."

„Das ist sehr schlimm für Euch, meine Kinder!" wandte er sich an die Ueberraschten. „Das wird Euch viele Jahre Sibirien einbringen. Mein Sohn Mieloslaw, Du bist ein sehr kluger Brodnik[1]) und hast alle Anlagen, auch ein Burlak[2]) zu werden. Gib uns Deine Hände, daß wir sie drücken können!"

Er wurde gefesselt. Ebenso erging es seiner Gehilfin. Ich mochte der Scene nicht beiwohnen und ging auf mein Zimmer. Als ich beim Diner erschien, sah die Baronin zwar bleich und angegriffen aus, hatte sich aber von dem erlittenen Schreck wieder erholt. Nach der Tafel ließ sich der Rittmeister melden. Er kam, um zu condoliren, und sprach in einer sehr wohl gesetzten Rede seine Verwunderung aus, wie sehr man sich selbst im scheinbar besten Menschen irren könne. Iwan's Blut kochte; das war ihm anzusehen. Er erhob sich.

„Mein Herr, ich bin leider gezwungen, Ihnen eine Antwort zu geben. Ihre gestrige Zusammenkunft am Flusse wurde belauscht und ebenso das Rendez-vous der heutigen Nacht. Wir wissen jedes Wort, welches gesprochen wurde. Gehen Sie!"

Der Rittmeister erbleichte; das hatte er nicht erwartet. Ohne ein Wort der Vertheidigung schwankte er zur Thür hinaus.

Am Nachmittag kam die Kunde von einem Unglück, das ihm widerfahren sei. Er war ausgeritten; sein Pferd hatte vor einer Droschke gescheut und war mit ihm in die grad hochfluthige Moskwa gesprungen. Er war todt. Ob sein eigener Wille diesen Unfall herbeigeführt hatte? Vielleicht.

Der „Brodnik" wurde mit seiner Gehilfin auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt. Ich dachte nicht, ihn jemals wieder zu sehen. — — —

3. „Om, mani padme hum!"

Es waren Jahre vergangen. Ich lag mit der Vereinigten-Staaten-Barke „The wind," Capitän Turnerstick, in der Bai von I-mo-tung vor Anker. Wir hatten Peking, welches die Chinesen lieber Schünthian-fu nennen, besucht; der Kapitän wollte hinüber nach den Liu-kiu, ich aber wäre gern noch ein wenig landeinwärts gegangen. Bis über den Khing-gan hinauf nach der Gobi ist es nicht sehr weit, und da ich in Besitz von Papieren war, mit deren Hülfe ich für einen Chinesen gelten konnte, so entschloß ich mich am Ende doch, mich von dem alten, wackern Freunde zu trennen, um wenigstens für einige Tage Wüstenluft zu athmen. Ich brachte also meine wenigen Habseligkeiten in Tien-thin unter, nahm Abschied und fuhr per Boot nach Keng-ting, wo eine Bucht tief in das Land einschneidet und man durch einen scharfen Ritt innerhalb eines Tages die berühmte chinesische Mauer erreicht, jenseits welcher bereits die offene Steppe beginnt.

Ich bezahlte in Keng-ting den Bootsmann und begab mich zunächst nach einer Herberge. Vor derselben waren vier Pferde angebunden. Als ich eintrat, sah ich auf dem mächtigen Kang[3]) zwei Männer sitzen, welche Ziegelthee mit Butter tranken. Der Eine trug die Kleidung der westlichen Tataren, und den Andern erkannte ich an seiner gelben Mütze als einen Lama.

„Men-du!" grüßte ich.

„A-mor!" dankten Beide.

„Du bist ein Fremdling," sprach dann der Lama freundlich. „Steige herauf und trinke den Thee mit uns!"

„Ich danke Euch! Euer Thee geht zur Neige. Wollt Ihr nicht lieber mit mir von dem meinen trinken?"

„Wo hast Du ihn?"

„Wo ist der Besitzer dieser Herberge, der mir ihn bereiten soll?"

„Er sah Dich kommen und ging, sein Weib zu rufen. Setze Dich zu uns und trink; dann trinken wir auch mit Dir!"

Ich folgte dieser Einladung und stieg auf den Ofen. Ich mußte zwischen den Beiden Platz nehmen; sie griffen in den Gürtel und brachten ihre Tabakfläschchen hervor, aus denen mir Jeder ein wenig auf die Hand schüttete, was ich schnupfen mußte. Ich hatte mich auf diese Art der Begrüßung vorbereitet, griff auch nach meinem Fläschchen und erwiederte die Höflichkeit. Dann zog ich mein Holznäpfchen aus der Busentasche, wo es jeder Mongole trägt, hervor und erhielt es voll Thee geschenkt.

Der Trank mundete nicht eben sehr. Der Ziegelthee ist die gewöhnlichste Sorte des Thees, und da er hier obendrein mit ranziger Butter übergossen war, so hatte ich Mühe, ihn zu verschlucken.

Nun kam der Wirth mit seinem Weibe. Beide machten nicht den Eindruck allzu großer Reinlichkeit, begrüßten mich aber mit gewinnender, aufrichtiger Herzlichkeit. Ohne daß ich etwas bestellte, wurde ein kleines, niedriges Tischchen vor meine Füße geschoben, auf welchem mehrere lackirte Kästchen mit Hafermehl, gerösteter Hirse, Butter und Käseschnitten standen. Dann kam ein ziemlich großes Gefäß mit kochendem Thee dazu, aus welchem wir mit unsern Näpfen schöpften.

„Woher saht Ihr, daß ich ein Fremdling bin?" frug ich.

Ich trug Lederhosen, hohe Stiefel, Pelzmütze und einen weiten, mantelähnlichen Rock, wie ein Mongole, und hatte nicht gedacht, so schnell als Ausländer erkannt zu werden. Der Mongole lächelte und zeigte auf meine Büchse und die Revolver.

„Kein Ta-dze[1]) hat solche Waffen."

Der Lama nickte und fügte hinzu:

„Du hast dasselbe Gesicht, welches Hü-ik hatte, und er kam aus dem Westen."

„Wer ist Hü-ik?"

„Hü-ik war ein großer Lama. Er kam, uns einen sehr schönen Glauben zu lehren. Er erzählte uns von dem Himmelsherrn und seinem Sohne, von einer heiligen Jungfrau, welche die Mutter Gottes ist, und von einem Geiste, welcher fromm und selig macht. Der Sohn des Himmelsherrn kam auf die Erde, um die Sünde wegzunehmen, und kehrte in den Himmel zurück, nachdem er Todte erweckt, Kranke geheilt und noch sehr viel andere große Thaten und Wunder verrichtet hatte."

Dieser Mann sprach jedenfalls von einem Missionär. Ich suchte zu erfahren, wen er meinte.

„Wo ist dieser gelehrte Lama jetzt?"

„Er kam aus dem Lande der Framba[2]) und hatte einen Gefährten bei sich, der Scha-pe genannt wurde. Ich traf sie in dem großen Lamakloster Kun-bum. Sie gingen dann nach Lha Sa, durften aber nicht dort verweilen, sondern wurden von dem Kin-tschai[3]) des Kaisers fortgeschickt."

„Hieß dieser Kin-tschai Ki-schan?"

„Ja."

„So kenne ich diese beiden frommen und sehr weisen Lamas. Ihr Diener, den sie bei sich hatten, hieß Sandabschiemba."

Der Lama machte eine Bewegung der Freude.

„Wahrhaftig, Du kennst sie, denn so hieß ihr Begleiter. Bist Du auch ein Framba?"

„Nein; ich bin ein Germa; aber unser Reich liegt neben dem Lande der Framba, und wir haben ganz denselben Glauben wie sie."

„Dann mußt Du mir von dem mächtigen Sohne des Himmelsherrn erzählen, von seiner Mutter, welche Ma-ri heißt und im Himmel für uns bittet, von Pe-tre und Jo-an,[4]) die er lieb gehabt hat, und von La-sa-ra,[5]) den er vom Tode erweckte! Was ist das Ziel Deiner Reise?"

[1]) Landstreicher. [2]) Räuber. [3]) Ofen.

[1]) Tatar. [2]) Franzosen. [3]) Gesandten. [4]) Der heil. Petrus und Johannes. [5]) Lazarus.

„Ich will hinauf nach dem Khin-gan und der Wüste."

„Auf welchem Wege?"

„Ich kenne keinen. Ich werde mir hier ein Pferd kaufen und einen Führer nehmen."

Er schlug vor Freude die Hände zusammen.

„Das wirst Du nicht thun, denn Du wirst auf einem Pferde dieses Mannes reiten und mit uns reisen. Du mußt nämlich wissen, daß ich ein Schabi [1]) des „großen Heiligen" von Kuren bin, wo über dreißigtausend Lamas wohnen. Ich bin durch die große Wüste gereist, um das heilige Mukden zu besuchen, und kehre nun zurück. Ich werde nach dem Bokte-oola [2]) gehen, wo ein großer Heiliger in einer Höhle wohnt. Das ist ganz nahe an dem Gebirge, über welches Du gelangen willst."

„Wie heißt dieser Heilige?"

„Er hat keinen Namen; aber er ist berühmt, diesseits und jenseits der Berge, denn er sendet seine Boten aus, welche für ihn sammeln, weil er will ein Kloster für zehntausend Lamas bauen und ihnen Schriften offenbaren, welche Buddha ihm des Nachts verkündet. Auch er kam aus dem Westen, wo die Lehren schöner, weiser und reiner sind als im Osten. Reitest Du mit uns?"

„Ja, wenn Du mir eines Deiner Pferde verkaufest," wandte ich mich an den Mongolen.

„Du bist ein großer Lama," antwortete dieser. „Ich werde es Dir nicht verkaufen, sondern ich schenke es Dir, so lange Du es brauchest."

Eine so günstige Gelegenheit bot sich mir jedenfalls nicht gleich wieder, und ich griff daher schleunigst zu. Besonders interessirte es mich, daß der Lama mit den beiden Missionären Huc und Gabet zusammengetroffen war und die von diesen überkommenen christlichen Anschauungen so fest im Herzen bewahrt hatte.

„Wie heißest Du?" frug ich ihn.

„Nenne mich Schangü."

„Und Du?" frug ich den Mongolen.

„Ich heiße eigentlich ganz anders, aber man nennt mich Bara." [3])

„So mußt Du sehr stark und muthig sein."

„Ich habe sehr viel mit den Kolo und mit wilden Thieren gekämpft und bin nie geflohen," antwortete er stolz. „Wie sollen wir Dich nennen?"

Ich nannte ihnen meinen Namen. Der Lama sann ein wenig nach. Dann meinte er:

„Das ist ein fremder Name, bei dem man sich nichts zu denken vermag. Erlaube, daß wir Dich Baturu [4]) heißen!"

„Warum gibst Du mir grad diesen Namen?"

„Hast Du nicht so viele Waffen bei Dir? Mußt Du da nicht tapfer sein?"

Das war allerdings ein ächt mongolischer Schluß. Die Lamas sind gelehrt, weil Jeder von ihnen einige Bücher abgeschrieben hat, und ich mußte tapfer sein, weil ich einige Waffen bei mir trug.

Ich versah mich in dem Orte noch mit Einigem, was mir fehlte, besonders mit Khatas und Ziegelthee, der als Zahlmittel gebraucht wird, las mir dann eines der Pferde aus und war nun zum Aufbruche bereit.

Die Khata oder das Glückstuch spielt im gesellschaftlichen Verkehre der Mongolen und Thibetaner eine sehr wichtige Rolle. Sie ist dreimal so lang als breit, hat eine bläulich angehauchte weiße Farbe, ist an den Enden gewöhnlich gefraust und besteht entweder aus Seide oder wenigstens aus einem seidenähnlichen Gewebe. Man hat — je nach den Mitteln — große oder kleine, theuere oder billige Khatas, und Jedermann muß solche bei sich tragen, da sie bei jeder Gelegenheit gebraucht werden. Macht man einen Besuch, spricht man eine Bitte aus, will man sich für irgend etwas bedanken, feiert man ein Wiedersehen, will man seine Freude oder sein Beileid ausdrücken, in allen diesen und noch vielen andern Fällen faltet man eine Khata aus einander und bietet sie dem Betreffenden an. Dieser ist natürlich gehalten, die Höflichkeit zu erwiedern. Ohne Khata hat das kostbarste Geschenk keinen Werth, liegt aber eine Khata dabei, so gewinnt die einfachste Sache, der geringfügigste Gegenstand an Bedeutung. Einem Bittenden seinen Wunsch abschlagen, wenn er eine Khata beifügt, würde gegen alle Sitte und Höflichkeit verstoßen.

Wir brachen auf. Gegenwärtig befanden wir uns auf mandschurischem Gebiete; hinter der Mauer aber hören die Ortschaften auf, und obgleich die Steppe zur Mandschurei gerechnet wird, durchstreift sie der Mongole ebenso frei wie der Mandschu.

Ich hatte bereits in meinen Knabenjahren von dem „Wunderwerke" der chinesischen Mauer Schilderungen gelesen; ich sah mich aber leider enttäuscht, als wir sie am andern Tage erreichten, denn was ich von ihr erblickte, war nur ein wüster Schutthaufen, von welchem aus einzelne Steinbrocken nach hier und dort in die Ferne verliefen. Ich lernte sie grad an einer Stelle kennen, wo sie aufgehört hat, als Mauer zu existiren. Meine beiden Begleiter ließen ihre Pferde über die Trümmer stolpern, ohne ein Wort über das berühmte Bauwerk zu verlieren.

Gegen Abend machten wir bei einer Heerde Halt, welche aus Pferden, Ochsen, Eseln und Schafen bestand und von Hirten getrieben wurde, die unter dem Befehle eines Lama standen. Dieser war soeben im Begriffe, die Heerde lagern zu lassen.

„Men-du, mein Herr Lama," grüßte ihn Schangü.

„A-mor, mein Herr Bruder," antwortete der Andere. „Beliebt es Euch nicht, Rast zu machen und diese Nacht bei mir zu bleiben?"

„Wenn Du es uns erlaubst, so thun wir es."

„Ihr seid mir willkommen!"

Er ließ uns schnupfen, wir ihn ebenfalls; somit war allen Formalitäten genügt, und wir konnten absteigen.

Die Heerde bot einen wunderlichen Anblick dar. Zwischen den Hörnern der Stiere, auf dem Rücken der Pferde und an den Schwänzen der Schafe waren papierene Windmühlen angebracht, welche die buddhistische Formel „Om, mani padme hum" trugen und entweder vom Winde oder dem Gange der Thiere in immerwährender Bewegung erhalten werden. Diese Tschü-kor) oder Gebetmühlen findet man in den buddhistischen Ländern allenthalben, besonders an Flüssen und Bächen in großer Menge. Vom Wasser in Bewegung gesetzt, beten sie zu Gunsten ihres Errichters Tag und Nacht. Auch in der Luft und auf dem Ofen werden sie angebracht; im letzteren Falle treibt sie die Wärme. Ihr Besitzer braucht nie selbst zu beten und kann sie sogar zu Gunsten eines Anderen beten lassen.

Diese Tschü-kor mußten den Thieren abgenommen werden, ehe sie sich lagerten, was eine zeitraubende und schwierige Arbeit verursachte. Endlich saßen wir vereint am Feuer, welches mittels gesammelter Argols [2]) genährt wurde, und tranken unsern Ziegelthee. Jetzt erst hatte der fremde Lama Zeit, sich um unsere Verhältnisse zu bekümmern.

„Wo kommst Du her?" frug er Schangü.

„Aus Mukden."

„Das ist weise von Dir, daß Du diese heilige Stadt besucht hast! Und wo willst Du hin?"

„Nach Bokte-oola."

„Und diese Männer auch?"

„Ja."

„So wollt Ihr den großen Heiligen sehen, dessen Diener und Schabi ich bin?"

„Du bist sein Schabi?"

„Sein Schabi und sein Gesandter. Ich habe die Länder diesseits der Berge bereist, um für ihn und das neue Kloster einzusammeln. Das ist die fünfte Heerde, welche ich beisammen habe, und ich führe sie nach Ki-rin, um mir Barren für die Thiere geben zu lassen. Ihre Gebete kommen dann ihrem Käufer zu Gute."

„Wer bekommt die Barren?" frug ich.

„Der Heilige. Er verwahrt sie in seiner Padma und wenn er genug hat, wird der Bau des Klosters beginnen."

„Was ist diese Padma?"

„Die Höhle, welche er bewohnt, und seit dreißig Jahren ist er aus derselben nicht weggekommen. Bist Du der Einzige, der für ihn sammelt?"

[1]) Schüler. [2]) Heiliger Berg. [3]) Tiger. [4]) Der Tapfere.

[1]) Wörtlich „Gebet, welches sich dreht."
[2]) Getrocknete Thierexcremente.



In Versuchung. Gemalt von Fr. Sonderland.

Die Tante brachte selbst die Torte
Zum Namenstages-Angebind;
„Iß sie," das waren ihre Worte,
„Hübsch in Gesundheit, liebes Kind!"

Und als ich wieder wollt' versuchen,
Verwies es mir Mamachen scharf.
Was nützen Namenstages-Kuchen,
Wenn man sie doch nicht essen darf

„Nein. Es wird für ihn gesammelt unter den Kitat, in der Wüste und in allen Ländern der Erde, wo man Buddha verehrt. Der Bau kann bald beginnen."

„Wie weit hat man von hier nach Bokte-oola?"

„In drei Tagen werdet Ihr dort sein und den Heiligen verehren und seine Schüler sein."

„Ich bin Schüler des Heiligen von Kuren," meinte Schangü stolz. „Ich bedarf keines zweiten Lehrers."

„So werde Du sein Schüler!" wandte sich der Sammler an mich.

„Auch ich habe bereits einen Lehrer. Er ist größer als alle Heiligen und Schabberonen, zu denen Ihr betet."

„Wie heißt er?"

„Jesus."

„Je-sus? Den kenne ich nicht und habe doch alle Bücher gelesen."

„Hast Du das Meer ausgetrunken, wenn Du einen Tropfen genossen hast? Es gibt viele Millionen, welche Jesus anbeten, und von diesen Millionen hat wieder gar Mancher viele Tausende von Büchern, von denen Du noch gar nichts vernommen hast. Ihr habt Mühlen, um viele Gebete zu fertigen, und wir haben Mühlen, welche an einem einzigen Tage Tausende von Büchern schreiben."

Er machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Dann sind die Schabi von Je-sus sehr kluge Leute. Wie heißt das Kloster, in welchem er wohnt?"

„Er wohnt im Himmel hoch über den Sternen und hat hier auf Erden Millionen von Klöstern und Tempeln, in denen man ihn anbetet."

„Es ist der Sohn des Himmelsherrn," fiel Schangü ein und theilte nun mit großer Genugthuung die wenigen Kenntnisse mit, welche er sich über die christliche Lehre angeeignet hatte.

Die Andern hörten sehr aufmerksam zu, und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die heilige Mission bei den einfachen, arglosen Mongolen ein viel fruchtbareres Feld finden würde, als bei den arglistigen impassablen Chinesen.

„Habt Ihr auch ein Om, mani padme hum?" frug schließlich der Schabi des Heiligen.

„Wir haben viele Gebete. Soll ich Euch einige sagen und einige Sprüche aus unserem heiligen Buche?"

„Sage sie."

Ich betete ihnen das Vater unser und den englischen Gruß vor und erzählte ihnen den Ursprung dieser Gebete. Ich erzählte weiter und weiter; die Sterne stiegen höher und höher; das Feuer verlöschte, es wurde kalt, endlich graute der Morgen. Da erhob sich der Schabi.

„Du sprichst die Sprache der Ta-bze nicht gut, aber Deinem Munde ist die Rede gegeben, wie dem Bache das Wasser, und Deine Religion ist so hoch wie die Sterne da oben und so tief wie die Sterne, wenn sie gesunken sind. Ich habe den Schlaf versäumt, aber ich habe den Herrn des Himmels und der Erde kennen gelernt. Bleibe in Bokte-oola, bis ich wiederkehre; dann werde ich Dir zuhören und Alles niederschreiben, damit ich es Deinen Brüdern sagen kann!"

Er ließ seinen Thieren die Gebetsmühlen wieder anhängen und brach dann mit seiner Heerde auf. Beim Abschiede bat er mich:

„Gib mir ein Wort aus dem heiligen Buche mit auf die Reise, damit meine Seele davon speisen kann!"

„Du sollst es haben: „„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm!""

„Das ist ein sehr schöner, tiefer Spruch. Gib mir noch einen!"

„Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, dürfen ihn nicht durch die Tschü-kor, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten!"

„Ueber diesen Spruch werde ich besonders nachdenken. Lebe wohl!"

Er ritt davon, kam uns aber bereits nach fünf Minuten nachgesprengt.

„Mein Bruder, erlaube mir noch Eines: Du glaubst, daß der Himmelsherr die Tschü-kor nicht dulden mag?"

„Ich glaube es."

„Warum?"

„Er hat gesagt: „„Wenn Du betest, so gehe in Dein Kämmerlein und bete zu Deinem Vater im Verborgenen."" Ein Vater hatte zwei Söhne. Der Eine saß stets zu seinen Füßen und sprach gern und oft mit ihm; der Andere aber war dazu zu bequem; er baute eine Mühle und schrieb darauf Alles, was er vom Vater haben wollte. Welchem von den Beiden wird das Herz des Vaters gehören, und wessen Bitte wird er lieber erfüllen?"

„Ich werde darüber nachdenken. Lebe wohl und verlaß Bokte-oola nicht, bis ich komme!"

Er sprengte seiner Heerde im Galoppe nach. Ich wußte, daß ein Funken in sein Herz gefallen sei, welcher zur hellen Flamme werden konnte.

Je mehr wir uns dem Wohnorte des großen Heiligen näherten, desto reger wurde der Verkehr. Reiter auf Pferden, zuweilen auch bereits auf baktrischen Kameelen begegneten uns oder eilten von rechts und links derselben Richtung entgegen. Auf allen höher gelegenen Punkten waren Gebetsmühlen angebracht, und allüberall fand ich das Om, mani padme hum in den Boden gegraben, in die Felsen geschnitten oder en relief aus zusammengelegten Steinen gebildet. Dieses fromme Suchen nach dem rechten Gott auf falschem Wege hatte für mich etwas tief Ergreifendes; ich hätte am liebsten gleich Missionär sein mögen und gestehe gern, daß ich noch niemals so viel über Religion gesprochen habe, als in dieser kurzen Zeit mit Schangü.

„Hast Du nicht gehört, daß der Schabi erzählte, daß acht Oro[1]) bereits seit langer Zeit Schüler des großen Heiligen sind? Welche Lehre ist nun die richtige?" frug er.

„Diese Oro muß ich erst sehen. Ein ächter und richtiger Anbeter des Himmelsherrn verehrt keinen Bokte-Lama."

Der Schabi hatte dies wirklich erzählt, und ich muß sagen, daß ich sehr begierig war, sie zu sehen. Es war mir denn doch ganz unmöglich, zu glauben, daß acht Christen, obgleich vom griechischen Bekenntnisse, eine solche Sünde auf sich laden könnten.

[1]) Russen.

Endlich erreichten wir Bokte-oola. Es war nichts als ein großes und sehr weitläufiges Zeltlager. Kein Zelt war ohne Tschü-kor, und der ganze „heilige Berg", von welchem der Ort den Namen hatte, war von diesen Gebetmühlen bedeckt.

Schon von Weitem konnte ich die „Padma," die Lotosblume des Heiligen, erkennen. Der Berg stieg nach der Ebene zu fast senkrecht aus derselben empor und hatte hoch oben in der Nähe seines Gipfels eine offene Höhle, deren Oeffnung die Form einer Lotosblume zeigte. Von der Höhle hingen zwei Seile herab, welche die einzige Art und Weise bildeten, zum Heiligen zu gelangen. An dem einen kletterte man empor; droben wurde Jedem, dem es gelang, sich die fürchterliche Höhe hinaufzuarbeiten, von dem Heiligen die Hand aufs Haupt gelegt, und dann mußte er hinüber zum andern Seile langen, um sich an demselben wieder hinabzulassen. In die Höhle selbst durfte Keiner. Unten stand ein Lama, welcher die Opfergabe in Empfang nahm, die Jeder zu entrichten hatte, der empor wollte. Rund um den Eingang der Höhle hatte man mit wahrhaft halsbrecherischer Kühnheit die Formel Om, mani padme hum angebracht.

Eigentlich war es komisch anzusehen, wenn einen sehr hoch Gelangten die Kräfte verließen, so daß er mit rapider Geschwindigkeit niederfuhr und alle unter ihm am Seile Hangenden mit zur Erde riß, so daß nun Alle unter erneuter Opfergabe von Neuem beginnen mußten.

Zwischen dem Zeltlager und dem Berge war die Formel in weiten Zügen auf den Boden gezeichnet, und Hunderte von Pilgern verrichteten ihre Andacht in der Weise, daß sie sich auf dieser Linie fortbewegten und, Einer eng hinter dem Andern, sich bei jedem Schritte zu Boden warfen. Viele von ihnen hatten sich von den Lamas große Lasten von Büchern aufbürden lassen, welche sie keuchend mit sich schleppten. Sie nahmen an, daß sie, wenn der Weg zurückgelegt war, alle Gebote hergesagt hatten, welche sie auf den Rücken trugen.

Uebrigens war das Leben und Treiben des Ortes nicht bloß ein rein regiliöses. Es hatten sich chinesische Krämer und Geldwechsler eingefunden, und ich erblickte auch einige Theezelte, von denen ich eines sofort in Verdacht nahm, daß man da auch für gutes Geld eine Pfeife Opium haben könne.

Ich war nicht im Besitze eines Zeltes, da mein Ausflug kein langer sein sollte; ich wohnte vielmehr mit Schangü zusammen. Nachdem wir uns von dem Ritte ein wenig ausgeruht und dann die Andachtsübungen zunächst von Weitem beobachtet hatten, traten wir in eines der Theezelte, welches so überfüllt von Menschen war, wie man es auf deutschen Jahrmärkten und Vogelschießen zu sehen bekommt. Wir setzten uns auf eine der erhöhten Matten und tranken einen Tscha, der allerdings besser, aber auch theurer war, als Ziegelthee.

Da drangen Laute an mein Ohr, die mich vor Ueberraschung beinahe zusammenzucken ließen. Es waren russische Worte, grad hinter meinem Rücken gesprochen, wo sich zwei Männer niedergesetzt hatten, die erst nach uns angekommen waren.

„Sprich polnisch! Es gibt Chinesen und Mongolen, welche droben an der Grenze gewesen sind und daher ein wenig Russisch verstehen. Wer aus den Bergwerken entsprungen ist, kann nicht vorsichtig genug sein."

„Das wird bald sein Ende haben. Was wir ausstanden, ist geradezu unmenschlich, aber der Gedanke, auf den dieser Mieloslaw gerieth, ist wirklich großartig. Die Noth wird ein Ende haben, und sind wir einmal in Kaï-tschen oder Kin-tschen, so sind wir geborgen und kommen dann leicht nach Australien oder Amerika."

„Wo hat er denn das Mongolische her, welches er beinahe fließend spricht?"

„Er gab den Kindern des Aufsehers Unterricht und fand da eine Grammatik, die er benutzte. Weißt Du, daß gestern der Alte da oben wieder wenigstens acht blanke Barren hinaufbekommen hat? Für uns grade ein Stück pro Mann. Beim ersten völlig dunklen Abend wird das Geschäft gemacht. Um Pferde brauchen wir uns nicht zu sorgen; Lebensmittel gibt es auch genug, und so müßte es gradezu eine Unmöglichkeit geben, wenn wir nicht als reiche Leute die See erreichen wollten.

Schangü wollte das Zelt verlassen, und ich widersetzte mich dem nicht, denn ich hatte genug gehört. Blieb ich länger, so

war es möglich, daß sie mir in das Gesicht sehen und errathen konnten, daß ich kein Mongole sei. Daher erhob ich mich und verließ mit dem Lama das Zelt, warf aber vorher noch einen halben Blick auf die beiden Männer, um mir ihre Physiognomie einzuprägen.

Draußen frug ich den ersten uns Begegnenden, wo das Zelt der Oro sei.

„Dort steht es. Sie kamen arm hierher. Sie hatten kein Zelt, und der Heilige hat es ihnen geschenkt, weil sie seine Schabi geworden sind."

Ich hatte nach dem Zelte nur gefragt, um es umgehen zu können, damit ich von den Bewohnern desselben nicht bemerkt würde, und ging nun mit meinem Lama vor das Lager, um mir das Treiben der Gläubigen in der Nähe zu besehen.

Wir gelangten zu der Formel, auf welcher sich die Leute Schritt um Schritt zur Erde warfen. Einer von ihnen fiel mir durch die ungemeine Last der Bücher auf, welche er mit sich schleppte. Er drehte mir den Rücken zu, hatte aber jetzt eine enge Krümmung zu beschreiben und wandte mir nun sein Gesicht zu. Es war — der Schriftsetzer alias Herr Assessor.

Auch er hatte aufgeblickt. Sein Blick streifte mein Gesicht und leuchtete erschrocken auf. Denn auch er erkannte mich und that vor Schreck unwillkürlich einen Schritt aus der Formel heraus.

Dies machte nach der buddhistischen Ordnung seine ganze bisherige Mühe erfolglos. Er mußte austreten, ging zu einem der die Aufsicht führenden Lamas und gab seine Bücher ab. Dann verbarg er sich schleunigst in der Menge der umherstehenden Menschen.

Wären wir an einem Orte gewesen, an welchem sich ein russischer oder wenigstens europäischer Consul befunden hätte, so hätte ich sofort Anzeige gemacht. Was aber sollte ich hier thun? Die Entsprungenen gelten als Gläubige; bei den Lamas eine Anzeige ohne Beweise vorzubringen, hätte mir jedenfalls nur geschadet, und so beschloß ich, zu warten, bis mir diese Beweise in die Hände kommen würden. Aber Schangü durfte ich eine Mittheilung machen:

„Ich habe die Oro gesehen."

„Wo?"

„Vorhin zwei in dem Zelte, und jetzt einen hier. Es war jener, welcher die Bücher abgeben mußte. Sie glauben nicht an den Heiligen."

„Woher weißt Du das?"

„Ich hörte sie sprechen. Sie wollten in einer dunklen Nacht hinaufklettern und ihm seine Schätze nehmen."

Er erschrack.

„Sagten sie dies?"

„Ja. Es sind Diebe und Mörder, die aus den Bergwerken der Oro entsprungen sind."

„So müssen wir es schnell den Lamas melden!"

„Kannst Du ihnen die Wahrheit dessen, was ich sage, beweisen?"

„Nein."

„So warte, bis Du es kannst."

„Nein; ich werde es thun. Komm!"

„Du wirst warten!"

„Ich warte nicht, denn sie würden den Heiligen ermorden. Sieh diesen Kuang-fu! Es ist der Beamte, welchen der Kaiser gesandt hat, die Ordnung zu überwachen und für die Sicherheit zu sorgen; das erkennst Du an seinem Knopfe. Ich wußte nicht, daß ein solcher da ist; nun aber können die Lamas ohne ihn nichts thun."

Er ließ sich nicht halten und eilte auf den Mandarin zu. Dieser hörte ihn ruhig an und winkte mich dann zu sich. Zwei Pings, die ihm gefolgt waren, standen in der Nähe.

„Du bist ein Oro?" frug er mich mit strenger Miene.

„Nein," antwortete ich erstaunt.

„Folgt mir Beide!"

Er wandte sich; die beiden Polizeisoldaten nahmen uns in die Mitte und führten uns hinter ihm her nach einem Zelte, an dessen Thür der kaiserliche Drache gemalt war. Dort winkte er, uns zu setzen.

„Du bist ein Oro, der aus den Bergwerken entsprungen ist, und Du bist ein verkleideter Lama, der ihm geholfen hat. Soeben wurde mir diese Anzeige gemacht. Ich werde diese Sache untersuchen, sobald ich zurückkehre. Ihr aber bleibt hier sitzen, denn diese beiden Männer werden Euch tödten, wenn Ihr versucht, Euch zu entfernen."

Er verließ das Zelt, ohne uns Zeit zu einem Einwande zu geben. Ich ahnte natürlich sofort, daß dieser Schachzug von Mieloslaw gethan worden sei, und beschloß, mich in Geduld zu fassen.

Wir warteten wohl zwei Stunden vergeblich; dann erfuhren wir, daß der Kuang-fu von den Oro eingeladen sei und erst spät zurückkehren werde.

Ihr Entschluß war sehr leicht zu errathen. Es war längst Abend geworden, und die Gläubigen hatten sich jedenfalls von dem Berge zurückgezogen.

„Wann kommt der Kuang-fu?" frug ich.

„Wer weiß es!"

„So — — —" Ich hielt mit einer beabsichtigten Drohung inne, denn es erscholl ein schriller Schrei wie hoch aus der Luft, den man im ganzen Lager hören konnte. Nach einer Weile folgte ihm ein zweiter, und draußen erhob sich ein Rennen, Laufen und Schreien, daß die beiden Soldaten nachsahen, was es gäbe. Sie kamen nicht wieder herein. Nun traten auch wir hinaus und sahen, daß sie fort waren.

Vom heiligen Berge her ertönte ein entsetzlicher Lärm. Schangü eilte davon, ich aber lief zunächst nach dem Zelte der Russen.

Im Innern desselben war es dunkel; ein menschlicher Körper lag schnarchend am Boden, und ein unverkennbarer, scharfer Geruch sagte mir, daß der Mann im Opiumrausche liege. Es war der Mandarin.

Jetzt ging auch ich hinaus nach dem Berge. Ich konnte nicht bis an die Seile kommen, aber ich hörte, daß der Heilige einen Menschen aus der Höhle gestürzt habe, welcher ihn berauben wollte. Andere Männer hätten auch an den Seilen gehangen, wären aber auf seinen Schrei entflohen.

Ein Anderer wußte bereits, daß der Herabgestürzte einer der Oro sei. Der Sturz aus solcher Höhe hatte seinen Leib vollständig zerschmettert.

Kaum eine Minute später kam eine neue Kunde. Es waren sieben Pferde gestohlen, und es fehlten die sieben anderen Russen. Im Nu zertheilte sich die Menge. Der Mongole kennt kein größeres Gaudium, als einem Pferdediebe nachzujagen. Alles eilte daher nach den Pferden, und während einige emporkletternde Lamas sich um ihren Heiligen bekümmerten, nahm ich mir Zeit, den Todten zu betrachten.

Ich erkannte ihn beim Scheine der kleinen Argolflamme, welche angezündet wurde. Es war der Assessor. Er hatte Gott gespottet und sich zum Om, mani padme hum bekannt. Die Höhle da oben führte den Namen Padma, die Lotosblume — er ging vom Kreuze zur Padma und von der Padma in den Tod. Es gibt eine Gerechtigkeit, die über alles menschliche Wollen und Können erhaben ist! —

Am andern Tage kehrten nach und nach die Reiter zurück. Hier und da brachte Einer eines der geraubten Pferde; von den Räubern aber sprach Keiner ein Wort; ich wenigstens konnte nicht erfahren, was mit ihnen geschehen ist. — — —

„Ich muß Ihnen sagen — jene Dame ist —"

„Versparen Sie sich jede Auseinandersetzung auf später — kommen Sie jetzt — Sie werden sich doch nicht länger hier dem Gespötte aussetzen wollen? Am besten wird es sein, wir nehmen sofort von hier zu Wagen Reißaus."

Der dienstfertige Kutscher verstand den Wink und sprang zu seinem Fuhrwerke.

Der noch halbbetäubte Astronom ließ sich willenlos von dem Freunde zu der Droschke ziehen.

Die Herren stiegen ein, der Kutscher voltigirte zu seinem Bocke empor.

„Vor das Westerthor, nach dem Weigel'schen Wirthshause!" rief Reinhardt.

Das Fuhrwerk rollte fort und brachte die Herren eilig aus dem Bereiche der belustigten Gaffer, indeß der Professor, den Cylinder bis fast über die nun unbewaffneten Augen niedergedrückt, voll Zerknirschung noch einen letzten, wehmüthigen und zugleich ängstlichen Blick nach der Hoteleinfahrt zurücksandte, jedoch vergeblich; denn nicht nur die gekränkte Goldhaarige, auch das jugendliche Paar, bei dem sie zuvor gestanden, hatte sich bereits in das Innere des Gasthofes zurückgezogen.

Nachdem der Professor dies wahrgenommen, lehnte er sich resignirt auf den Sitz der offenen Droschke zurück, schnappte einige Male nach Luft und seufzte dann sehr leise, damit der neben ihm sitzende Künstler nichts davon höre.

„Wie wird sie sich über mich lustig machen!" murmelte er vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

1. Im „Kuang-ti-miao."

China!

Wunderbarstes Land des Ostens, riesiger Erdendrache, der seinen Zackenschwanz im tiefen Weltmeer badet, den einen Flügel in die Eisregionen Sibirien's und den andern in die dampfenden Tschungeln Indien's schlägt, und der, vom rasenden Teifun an das Gestade getrieben, über rauschende Flüsse, weite Seen, über Berge und Thäler auf nach Westen steigt, um seinen Kopf über die höchsten Giganten der Gebirge zu heben, die schreckliche Wjuga[1]) der Gobi zu athmen und aus den Wassern des Manasarowar[2]) zu trinken, werde ich es wagen dürfen, dir zu nahen, und werde ich deinen feindseligen Basiliskenblick mit meinem Barbarenauge ertragen können?

Größtes Volk der Erde, welches die „Tschung-hoa"[3]) sein Eigen nennt, darf ich nichtiges Würmchen auf einem Blatte dieser Blume ruhen, um die — Seligkeiten ihres Duftes zu erforschen? Heiliger und allmächtiger „Tien-dse"[4]), zu dessen Füßen mehr als vierhundert Millionen Menschen anbetend im Staube liegen, gestattest du mir, meinen schmutzigen Fuß auf die Ecke deines Teppichs zu setzen? Ich bin nicht aus dem Lande der Franka und Ingli, welche mit Schwert und Pulver zu dir kommen, um deinen Kindern das Gift des Opiums aufzuzwingen, deine Städte zu verheeren und deinen Pings[5]) zu sagen, daß sie Memmen sind. Ich stamme vielmehr aus dem Lande der Tao-dse[6]), die deine Herrlichkeit bewundern, deine Größe preisen und nichts Anderes wünschen, als daß der Glanz deiner Weisheit strahle in Frieden auch über ihrem Haupte! — — —

Der liebe Leser kennt wohl von Nro. 16 im VI. Jahrgange des „Deutschen Hausschatzes" noch meinen alten Freund, den braven Frick Turnerstick, Capitän der amerikanischen Barke „The wind". Wir hatten Potomba, den Ehri von Tahiti, mit seiner Pareyma und dem Diener Ombi auf der Samoa-Insel Upolu abgesetzt und den Capitän Roberts vom „Poseidon" mit seinen Marsgasten da gelandet und waren einige Tage dort vor Anker geblieben. Dann hatten wir Abschied von all den uns Freund gewordenen Männern und der lieblichen „Mata ori" genommen und waren über die Ellice-, Tarawa-, Radack- und Ralick-Gruppe nach den Marianen gegangen, um von da aus nach Canton zu reisen. Von hier aus segelten wir die Bonin-Inseln an, auf welche mein alter Frick Turnerstick ebenso neugierig war, als ich.

Kennt der freundliche Leser, wenn auch nur aus Reisebeschreibungen oder aus der Karte, diese kleine, liebliche Inselgruppe, welcher aus dem Seeverkehre zwischen Californien und China eine bedeutende Zukunft erblühen wird? Die einsame, verborgen im großen Weltmeere gelegene Wasserfee wird berührt werden von einer der großen See- und Handelsstraßen und von ihr Bevölkerung, Reichthum und Berühmtheit erlangen, dafür aber auch leider den poetischen Zauber ihrer einsamen Ruhe verlieren, der einen Anziehungspunkt für manchen Schiffer bildete, welcher den Wal im hohen Norden jagte und sich nach dem gesunden Grün eines festen Landes sehnte.

Wer den weiten Ozean durchschifft hat, welcher seine Fluthen zwischen Amerika und Asien wogen läßt; wer die Beschwerlichkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen einer solchen Reise aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat und — ringsum nichts als Wasser schauend — sich Tag für Tag sehnte nach einem Fleckchen Grün, an welchem das müde Auge sich ausruhen und der an den bekannten Schaukelschritt der Seefahrer gewöhnte Fuß eine feste Stütze finden möchte, der wird die unendliche Freude ermessen können, welche der russische Weltumsegler Lütke mit seinen Mannen empfand, als er am 1. Mai 1828 die Bonin-Inseln erblickte, deren Aufsuchung und nähere geographische Bestimmung mit zu den Aufgaben der Expedition gehörte.

Er sah vier aus steilen Gebirgsmassen bestehende Gruppen, deren einzelne Inseln so nahe bei einander lagen, daß man sie von Weitem schwer zu zählen vermochte. Man steuerte auf die nächste zu, die mit Ausnahme der nackten Felsen des Ufers überall schön bewaldet erschien. Da bemerkte man eine dünne Rauchsäule, die aus den Laubmassen eines nahen Vorgebirges emporstieg, welches von den dahinterliegenden Höhen weit überragt wurde.

Lütke wußte, daß diese Inseln bisher unbewohnt gewesen waren; es konnten daher nur Schiffbrüchige sein, von deren Feuer dieser Rauch abstammte. Da wurde neben dem Feuer eine kleine englische Flagge aufgehißt, und Lütke sandte ein Boot mit Lebensmitteln ab, um die jedenfalls halb Verschmachteten sofort erquicken zu können.

Den Leuten im Boote zeigte sich ein reizendes Landschaftsgemälde. Steile, wild zerklüftete Felsen, in phantastische Formen zerrissen und oft von natürlichen Tunnels durchbrochen, sprangen kühn in's Meer hinaus, und weiter hinein bedeckte eine prachtvolle Palmenwaldung die schroff aufsteigenden Höhen.

Das Boot wurde natürlich nach der Rauchsäule hingesteuert, und als es dem Ufer so nahe gekommen war, daß dessen Felswände den Leuten die Aussicht auf den Hintergrund benahmen, zeigte sich der Eingang zu einer schmalen, tiefen Bucht, ganz umschlossen von senkrechten Basaltmauern, reich an Höhlen und Riffen, von Farbe theils gelblich grau, theils braunschwarz, doch oben und auf allen Vorsprüngen mild und heiter verziert und behangen von grünendem Strauchwerke und schönblumigen Rankengewächsen. Bei einer aus kolossalen, rundlichen Blöcken sehr auffallend zusammengesetzten Felsenwand krümmte sich die schmale Durchfahrt nach Norden hin, und bald darauf zeigte sich eine schmale Bucht

[1]) Der Schneesturm der Schamo.

[2]) Der höchste bekannte See der Erde, 16,000 Fuß über dem Meere.

[3]) „Blume der Mitte", wie die Chinesen ihr Reich nennen.

[4]) Deutsch: „Sohn des Himmels"; so nennt sich der Kaiser von China.

[5]) Soldaten. Sie tragen auf der Brust und Rücken ein Stück Leinwand, welches diese Inschrift zeigt.

[6]) Deutsch: „Söhne der Vernunft", wie wir Deutschen gern von den Chinesen bezeichnet werden.

mit sandigen Ufern, deren Hintergrund dicht mit Wald bewachsen war.

Hier warteten am Strande bereits zwei Männer in englischen Matrosenkleidern, aber sie waren barfuß. Sie hatten bei der Annäherung des Bootes die Höhe verlassen und bezeichneten durch Winke den Ort, an welchem man landen sollte. Wie staunten die Insassen des Fahrzeuges, als sie von dem älteren der beiden Männer in deutscher Sprache angeredet wurden! Ein langer, blonder Bart gab ihm ein außerordentlich stattliches und ernstes Aussehen, und er empfing die Landenden nicht mit der Miene eines Nothleidenden, sondern mit der eines Mannes, der von keinem Menschen etwas zu erbitten hat. Er war ein deutscher Landsmann aus Pillau, der schon seit dreißig Jahren als Seemann das Meer unter englischer Flagge gepflügt hatte. Dieser, wie man wohl sagen darf, weit verschlagene Mann, und sein Begleiter, welcher ein junger Norwege war, hatten zur Mannschaft des Walfängers „Williams" gehört, der vor zwei Jahren in dieser Bucht während eines fürchterlichen Orkanes von seinen Ankern gerissen worden und an den benachbarten Felswänden im Innern der Bai gescheitert war. Damals rettete sich die ganze Mannschaft an das Land, ward aber bald darauf von einem für das nämliche Haus fahrenden Walfänger an Bord genommen, wobei Wittrin und Petersen (so hießen die Beiden) sich die Erlaubniß erwirkten, auf dem romantischen Eilande zu bleiben und bis zur Ankunft eines anderen Schiffes eine gemüthliche Robinsonade in das Werk zu setzen.

Das ungefähr war der Inhalt des ersten sehr lebhaften Gespräches der Einsiedler mit den fremden Ankömmlingen, und die Ersteren führten die Letzteren nach ihrer Wohnung, um sie dort zu bewirthen.

Unter prachtvoll aufstrebenden Bäumen, deren Kronen einander erst in beträchtlicher Höhe berührten, während weiter unten der auffallende Mangel an größeren Aesten einen ziemlich freien Durchblick ermöglichte, so daß das Ganze einer riesigen, mit herrlichen Laubgewinden gezierten Säulenhalle glich, lag sehr anmuthig das kleine, aus den Trümmern des „Williams" gezimmerte Haus, vor welchem ein artig angelegter Ziehbrunnen, aus einer eingegrabenen Tonne bestehend, viel zu dem wohnlichen Aussehen der kleinen Ansiedelung beitrug.

Die Schiffer hatten in menschenfreundlicher Absicht Lebensmittel herbeigebracht, um vermeintlich Nothleidenden beizustehen, doch sie waren selbst in den Schooß des Ueberflusses gerathen, und statt mit mittelmäßigem Schiffsproviant Hungrigen beizuspringen, wurden sie nun mit dem delicatesten Abendessen bewirthet. Von den mehr oder weniger zahmen Schweinen, welche die ländliche Scene belebten, ward von den freundlichen Wirthen sogleich eines der fettesten geschossen; man lichtete den wohl versorgten Taubenschlag, und als Zuspeise gab es mehlige Kartoffeln, erfrischende Wassermelonen, welche der kleine Garten liefern mußte, Hollundersuppe, frische Feigen und Maulbeeren, Pfannkuchen, Schildkröteneier und verschieden zubereitete Fische. Den Beschluß machte ein aromatischer Thee, welcher aus den Blättern des hier wild wachsenden Sassafras (Laurus Sassafras) bereitet worden war. Die beiden Einsiedler hatten sich sehr an ihn gewöhnt, und auch von den Gästen wurde er als ganz köstlich befunden.

Die Sorgfalt der Gastgeber ging sogar so weit, daß sie, weil ihr Tischgeräth nicht für Alle ausreichte, schnell einige Löffel improvisirten; es waren dies Muschelhälften, welche man an Stielen von Fächerpalmen befestigte. So schön weiß ein Robinsonleben den Erfindungsgeist zu wecken. Auch die innere Einrichtung der Hütte machte einen wohlthuenden Eindruck und zeugte von dem Ordnungssinn und den nicht ganz ungünstigen Verhältnissen ihrer Bewohner. Das Hausgeräth, welches hauptsächlich aus Schiffskisten und den beiden Hängematten bestand, nahm sich ganz artig aus; auch bemerkte man einige vom Schiffe gerettete Bücher, die namentlich in langen Winterabenden die Abgeschiedenheit versüßt hatten. Auch für die zur Abendlectüre so nothwendige Beleuchtung war gesorgt, denn es fehlte nicht an Walrath, womit das verunglückte Schiff hauptsächlich beladen gewesen war.

Den größten Theil der nächsten Nacht brachte die heitere Gesellschaft unter den herrlichen Bäumen vor der Klause zu, der köstlichen Scene sich erfreuend und Genüsse durch alle Sinne in sich aufnehmend; denn bald gesellte sich zur Lieblichkeit des Ortes und des Klimas bei völlig heiterem Himmel der Vollmondsglanz in seiner ganzen stillen Pracht. Solche Stunden sind unvergeßlich und werfen einen Lichtschein durch das ganze Leben.

Man benützte diese magische Beleuchtung, um nach dem sandigen Ufer zu wandern, wo man eierlegende Schildkröten in Menge fand, denn es war grad die günstige Gelegenheit, die Jahreszeit, in welcher diese Thiere von einem wunderbaren Instinkte angetrieben werden, die sandigen Ufer der abgelegensten Inseln zum Eierlegen aufzusuchen. Sie verweilen dann an diesen Stellen den ganzen Sommer durch in Menge, um das Ausschlüpfen der Jungen abzuwarten und mit diesen dann im Herbste das offene Meer zu suchen.

Die Geräumigkeit der Löcher, welche diese Thiere in den Sand graben, ist staunenswerth. Ein solches unterirdisches Nest nimmt eine ganz beträchtliche Menge von Eiern auf, die rasch nach einander hineingelegt und dann sorgfältig wieder mit Sand bedeckt werden, bis der ebene Boden vollständig wieder hergestellt ist. Hierdurch werden die Eier vollkommen gegen die Angriffe der dort so häufigen und sehr lüsternen Raben geschützt, nicht aber gegen die aufwühlenden Schweine, welche nicht minder auf solch ein leckeres Mahl erpicht sind. Vor ihren Rüsseln ist kein Nest sicher, und obgleich sie erst mit dem „Williams" auf das Eiland gekommen waren, drohte doch ihre Vermehrung der ganzen Schildkrötenkolonie den Untergang.

Es ist unberechenbar, welche Störungen und Umwälzung die Einführung eines neuen Thieres in der ursprünglichen Thierwelt eines Ortes hervorbringen kann. So hat z. B. in Neu-Seeland der flügellose Kiwi*) der Uebersiedelung des europäischen Hundes nicht widerstehen können, und ebenso droht die dort eingeführte Katze dem Kakapo, einem dortigen Kukuk, der auf niederen Zweigen zu nisten pflegt, mit dem vollständigen Untergange. Nicht allein die wilden Völkerstämme sind es, die bei der Ankunft des weißen Mannes ihr Todesurtheil empfangen, auch die Hausthiere, welche ihn begleiten, bringen den freien thierischen Bewohnern der Wildniß Verderben und Vernichtung.

Merkwürdig ist die Wehrlosigkeit jener großen Schildkröten, deren durchschnittliche Körperlänge wenig unter fünf Fuß beträgt, und die bei der Langsamkeit ihrer Bewegungen am Lande ihren Verfolgern sehr leicht zur Beute werden, obgleich sie im Wasser außerordentlich behend sind und schwimmend ihren Verfolgern leicht zu entgehen vermögen. Zwei Menschen müssen gewöhnlich ihre Kräfte vereinigen, um ein so schweres, im Sande fortkriechendes Thier umzuwälzen; einmal auf dem Rücken liegend, kann es sich nicht wieder umwenden, und nichts ist dann leichter, als es durch einen starken Hieb in die Kehle zu tödten. Seine ganze Vertheidigung besteht dann in einem kraftlosen, unbeholfenen Umherschlagen mit den flossenartigen Ruderfüßen; die scharfen Kinnladen, sein natürliches Gebiß, versteht es nicht zu gebrauchen.

Die beiden Ansiedler hatten den Platz Port Lloyd genannt, und da Lütke hier Alles vereinigt fand, was er brauchte, so beschloß er, einige Zeit zur Ausbesserung seines Schiffes hier zu verweilen. Während dessen hatte er volle Zeit, sich mit der belebten Welt der romantischen Insel bekannt zu machen.

Außer den mannigfaltigen Vögeln, vom Falken des Gebirges bis zum Pelekan des Strandfelsens, beschäftigte ihn besonders die Thierwelt der unterseeischen Gefilde. Reizend waren namentlich die Uferstellen, von welchen man auf die seichten Korallenbänke hinabschauen konnte, deren weißgelber Sand durch den flüssigen Krystall des Seewassers emporschimmerte. Zwischen den einzelnen mit lebenden Polypen versehenen Korallenstämmen sah man im bunten Gemisch Seesterne, Holothurien und Seeigel von wunderbarer Größe und Schönheit sich am Boden bewegen, während das beinahe zwanzig Fuß tiefe Küstenwasser, vollkommen durchsichtig wie Glas, in allen seinen Schichten von den prachtvollsten Fischen und Doriden, deren schönes Scharlachkleid mit einem glänzend weißen Mantelsaum verbrämt war, durchkreuzt wurde.

Das fortwährende Kommen und Gehen, die ewig wechselnde Scenerie dieser submarinen, in allen Prismafarben glänzenden,

*) Sieh die Abbildungen auf Seite 749 des I. Jahrganges und auf Seite 160 des III. Jahrganges des „Deutschen Hausschatzes".
D. R.

metallisch schimmernden Lebensformen, das unermüdliche Auf- und Abfluthen dieser sich stets neu gestaltenden Wasserwelt gab ein Schauspiel, wie es nur der Küstenbewohner der Tropen zu sehen bekommt. Die meisten der Fische wurden als höchst schmackhaft befunden und ebenso die Krebse und Krabben der mannigfaltigsten Arten, welche nicht allein in den unterseeischen Klüften der Felsenufer sich versteckten oder auf Korallenbänken auf Raub ausgingen, sondern auch alle durch die Waldthäler rieselnden Bäche belebten.

Die Formen der Eidechsen und Schlangen fehlten dagegen gänzlich, und auch die Säugethiere waren nur widerwärtig oder unheimlich durch die Ratte und einen ziemlich großen Flatterer vertreten, welcher wegen der Aehnlichkeit der Gestalt der fliegende Bär (Pteropus ursinus) genannt wurde. Das Klima war ganz vortrefflich, und die beiden Einsiedler erzählten, daß sie selbst im Winter nie das Bedürfniß nach einer Fußbekleidung empfunden hätten, und die Hitze des Sommers wurde durch die frische Seeluft gemildert.

Die Natur hätte hier also Alles vereinigt, um diesen Ort zu einem höchst wünschenswerthen Aufenthalt für den Menschen zu machen, wenn sie ihn nicht bisweilen durch Erdbeben und furchtbare Stürme erschreckte. Die Orkane entfalten bekanntlich in den chinesischen und japanesischen Meeren eine furchtbare Wuth und rasen in ihrer ganzen entsetzlichen Kraft auch über die nahe liegenden Bonin-Inseln. Sogar im Innern der Bai gerathen dann die Gewässer in einen so furchtbaren Aufruhr, daß sie den Anblick einer einzigen Masse weißen Schaumes darbieten. Und findet eines der hier nicht seltenen Erdbeben Statt, so wird das Land bis in seine tiefsten Grundfesten erschüttert, und die Sturmfluth steigt dabei zu einer solchen Höhe, daß sie alle Flächen und Thäler weithin unter Wasser setzt.

Wittrin und Petersen verließen mit der russischen Expedition ihre Einsiedelei, und Bonin blieb auf kurze Zeit den verwilderten Schweinen und fliegenden Bären überlassen. Dann gründeten zwei unternehmende Männer, Richard Millichamp aus Devonshire in England und Mateo Mozaro aus Ragusa mit einem Dänen, zwei Amerikanern und einer Anzahl Sandwich-Insulanern (fünf Männern und zehn Frauen) hier eine Kolonie, welche sich bald durch Matrosen, die von ihren Schiffen ausrissen, weiter vermehrte. Die Leute bauten süße Kartoffeln, Mais, Kürbisse, Tarowurzeln, Bananen, Ananas und eine Menge anderer Früchte so reichlich an, daß sie die hier nun oft anlegenden Schiffe vollauf damit zu versehen vermochten. Auch der Tabak war von außerordentlicher Güte und erreichte oft eine Höhe von über fünf Fuß. Später gab die einstweilen sich selbst regierende Kolonie sich eine Constitution. Die Regierung liegt in den Händen eines Chefs und zweier Rathsherren, welche auf zwei Jahre gewählt werden. — —

Also diese Inselgruppe wollten wir ansegeln, hatten sie aber noch nicht erreicht, als der Capitän plötzlich einige Striche mehr nach Südwest abfallen ließ, eine Maßregel, welche sofort meine Verwunderung erregte.

„Wollt Ihr vielleicht an den Bonin-Islands vorbei, Capt'n?" frug ich ihn.

Er sog die Luft mit der Bedachtsamkeit eines nach Champignons suchenden Wachtelhundes ein und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Vorbei gehen? Hm, fällt mir gar nicht ein! Aber Ihr gebt doch zu, daß es gut sein wird, uns für jetzt ein wenig seewärts vom Lande zu halten."

„Warum?"

„Riecht Euch doch einmal diese Luft an! Merkt Ihr etwas?"

Ich konnte trotz aller Aufmerksamkeit weder einen Veilchen- noch einen andern Duft als den gewöhnlichen Seegeruch wahrnehmen.

„Ich merke nichts."

„Und seht auch nichts?"

Ich musterte den ganzen Gesichtskreis. Im Nordosten war es, als sei der Himmel da, wo er den Horizont berührte, mit glänzenden und maschenartig gekreuzten Nachsommerfäden überzogen, an deren oberem Rande sich eine kleine, helle und kaum einen Fuß im scheinbaren Durchmesser haltende Oeffnung befand. Das Alles war so seidenartig, so zart und weich gezeichnet, als hätte der Mundhauch einer Fee den sonst so freundlichen und lichten Horizont berührt, und ich konnte mir nicht denken, daß diese kaum bemerkbaren Linien in einem Zusammenhange mit der plötzlichen Veränderung unsers Kurses stehen könnten.

„Ich sehe nur jene unverfänglichen Striche dort zwischen Ost und Mitternacht."

„Unverfänglich? Ja, so kann bloß Einer sagen, der kein Seemann ist, oder vielmehr, ich glaube sogar, daß dies auch ein sonst wohlbefahrener Wasserbär meinen könnte, falls er zum ersten Male in diese Meere kommt. Aber traut nur diesem Himmel nicht; er macht ein Sirenengesicht, und was darauf folgt, werden wir bald merken."

„Sturm?"

„Sturm? Pah! Wollt Ihr einen Bären mit einer Spitzmaus vergleichen? Beide Thiere gehören, wie ich mir einmal habe sagen lassen, zu derselben Klasse von Raubthieren, aber ich glaube doch nicht, daß Ihr Meister Petz in einer Mausefalle fangen werdet. So ist es auch hier. Der Sturm und das, was wir zu erwarten haben, Beides gehört ganz zu derselben Sorte von aëronautischen Belästigungen, aber zwischen einem regelrechten Sturme und dem Teifun ist ganz derselbe Unterschied, wie zwischen der Maus und dem Bären."

„Einen Teifun erwartet Ihr?" frug ich, halb erschrocken und halb befriedigt, daß es mir vergönnt sein sollte, diese fürchterlichste Lufterscheinung kennen zu lernen.

„Ja, einen Teifun. In zehn Minuten haben wir ihn. Es wird der elfte oder zwölfte sein, den ich in diesen Gewässern erlebe, und ich kenne also diese Sorte von Mailüftchen recht gut. Es gibt verschiedene Anzeichen, keines von ihnen aber ist so gefährlich, wie dieses verteufelte Netz da hinten. Ich sage Euch, Charley, in fünf Minuten werden die Fäden den ganzen Himmel umsponnen und sich zu einer pechschwarzen Wolkenmasse ausgebildet haben. Die weiße Oeffnung dort wird bleiben, denn der Teifun muß doch eine Thür haben, durch welche er heruntergeblasen kann. Es ist ein Sturmloch. Macht, daß Ihr in Eure Cajüte kommt, und guckt nicht eher wieder heraus, als bis ich Euch entweder rufe oder unser guter „Wind" unten auf dem Meeresgrunde für immer vor Anker geht!"

„Paßt mir schlecht, Capt'n! Darf ich nicht an Deck bleiben?"

„Es ist meine Pflicht, jeden Passagier hinabzuschaffen, und doch würde ich bei Euch eine Ausnahme machen; aber ich gebe Euch mein Wort, daß Euch schon die erste oder zweite See über Bord nehmen wird."

„Möchte es nicht glauben! Ich bin nicht zum ersten Male in See, und wenn Ihr wirklich Sorge habt, so nehmt ein Tau und sorrt mich fest an den Mast oder sonst irgendwo!"

„Unter dieser Bedingung mag es gehen; aber wenn der Mast über Bord geht, so seid auch Ihr verloren!"

„Wahrscheinlich! Aber dann wird ja überhaupt von dem Schiffe nicht viel übrig bleiben."

„Well! Wenn Ihr es einmal auf den Mast abgesehen habt, so kommt her; ich selbst werde Euch mit ihm zusammenspliſſen."

Er nahm ein starkes Tau zur Hand und band mich fest.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Chronik.

Berlin, 10. September.

Die Extreme berühren sich. Auf die zweimonatliche Monotonie ist plötzlich in unserer Hauptstadt ein Leben gefolgt, wie es in gleicher Regsamkeit nur einmal im Jahre und nur in Berlin sich zu entfalten pflegt. Es ist die Zeit der großen Paraden und des sogenannten Königs-Manövers, oder Kaiser-Manövers, wie man wohl jetzt sagen muß — herangekommen. Von jeher ist zu dieser Zeit „ganz Berlin auf den Beinen" gewesen; die liebe Schul- und Kindergarten-Jugend hat in ihren papiernen und blechernen Uniformen schon das ganze Jahr auf die Manöver loseexercirt; alle Dienstmämmer, Droschkenkutscher und Straßenkehrer werden sich ihrer ehemaligen militärischen Würden von Neuem bewußt und selbst der nicht-militärisch erzogene Spießbürger fühlt das Bedürfniß, sich während der Festtage als Soldat im Civilrock zu geriren: denn der herrschende militärische Geist bringt das hier

„So lassen Sie sich einen Vollbart wachsen — warum haben Sie das nicht längst gethan?“

„Ich? In meiner Stellung —“

„Aber mein guter Professor, weder Gelehrte noch Diplomaten verschmähen heutzutage das Attribut eines Mannes, das wissen Sie ja. Wollen Sie etwa unterwegs für eine als Mann verkleidete Nihilistin gelten?“

„Um Gottes willen —!“

„Nun also, so lassen Sie den Bart wachsen, wenn er Lust dazu hat.“

„Ich werde ihn wachsen lassen!“ murmelte geknickt der in die Enge Getriebene. „Doch nach der Heimkehr — ich möchte nicht für einen Socialdemokraten gehalten werden — gewisse Rücksichten zwingen mich — auch die Gewohnheit —“

„Das bilden Sie sich nur ein, mein Freund — Niemand, auch nicht das Ministerium, dem Sie untergeordnet sind, wird sich darum kümmern, ob Sie das Haar im Nacken oder unter der Nase lang tragen. Zudem darf der Mensch sich nie zum Sklaven einer Gewohnheit machen. Also Courage und — das Pelzwerk herausgekehrt, die imponirende rauhe Seite des Teutonen!“

„Ich füge mich!“ lispelte der Astronom, fuhr jedoch sodann fast erschrocken zusammen und setzte unruhig hinzu: „Doch halt — Sie haben ja auch vorhin meine Cousine vor dem Hoteleingange bemerkt — war sie nicht in Reisekleidern?“

„Freilich —“

„Wie leicht könnte auch sie jetzt einen Ausflug nach Tirol beabsichtigen — da wäre es doch nicht unmöglich, daß wir —“

„Professor, Sie fangen an, fürchterlich zu werden! Erschweren Sie sich doch nicht Alles. Hat auch unser Erdball nicht den Umfang des Sonnensystems, so ist er doch hinreichend groß, daß darauf zwei Leute einander bequem ausweichen können, wenn sie wollen. Sollte uns übrigens Ihre Cousine, drolliger Weise, in Tirol begegnen, denn unmöglich ist freilich nichts in dieser närrischen Welt, dann bieten Sie der Feindseligen ohne blaue Brille kühn Trotz und zeigen Sie sich des fröhlich keimenden Vollbartes würdig. Ich will nicht hoffen, daß Sie Ihren Entschluß, mein Reisegefährte sein zu wollen, schon jetzt bereuen?“

„Nicht im Geringsten!“ betheuerte der junge Gelehrte mit Emphase.

„Wohlan, so plagen Sie sich und mich nicht weiter mit überflüssigen Bedenken. Sie haben jetzt auch keine Zeit mehr dazu, denn sehen Sie nur, da sind wir bereits am vorläufigen Ziele.“

Die Droschke hatte während des vorstehenden Gespräches das Kreuz und Quer der Gassen überwunden und rollte jetzt durch das Westerthor und auf die Reindorfer Chaussee hinaus.

Dort zur Rechten, kaum einen Büchsenschuß vom Thore entfernt und am Beginne der anscheinend endlos sich in die Ferne erstreckenden, durch Wiesen und Felder und an Ortschaften vorüber, Hügel auf und ab sich windenden Pappelallee, zeigte sich schon das von stattlichen Lindenbäumen umschattete kleine Weigel'sche Wirthshaus.

Es war nur eine ziemlich unansehnliche Kneipe, aber Papa Weigel, wie der Wirth genannt wurde, hatte es verstanden, sich durch die Verabreichung von guten Speisen und vortrefflichen Getränken ein sehr respektables Stammpublikum und damit einen weit verbreiteten Ruf zu gründen; sogar manche hochgestellte alte Herren der Residenz, denen die Gartenconcerte und das sonstige geräuschvolle und prätentiöse Treiben an den modernen Unterhaltungsorten ein Gräuel sein mochten, verschmähten es nicht, von Zeit zu Zeit beim „Papa Weigel“ vorzusprechen und sich dort an einem Schöppchen zu laben.

Als die Droschke vor dem genannten Gasthause anhielt, da erschien der kleine grauköpfige Wirth, die übliche Schablonenfigur aller wohlgenährten Gastgeber, vor der Thür und rückte sein Käppchen mit der Würde eines Mannes, der sich seines wohlerworbenen Rufes bewußt ist.

„Grüß' Sie Gott, Papa Weigel!“ rief der Künstler fröhlich, indem er aus dem Wagen sprang. „Sind unsere Herren schon da?“

„Vollzählig!“ entgegnete der schmunzelnde Wirth.

Sodann richtete er die kleinen Augen auf den Gelehrten, welcher behutsam der Droschke entstieg, und sagte verwundert: „Ei, Herr Professor, verirren Sie sich auch einmal wieder hierher?“

„Wie Sie sehen!“ ließ sich der Angeredete etwas verlegen hören.

Papa Weigel ersparte ihm eine weitere Auseinandersetzung dadurch, daß er mit der Entschuldigung, er müsse in's Gastzimmer zurück, wieder in das Haus hineinwackelte.

Reinhardt entlohnte den Kutscher und zog dann den eroberten Reisegefährten in spe mit sich fort, durch den Hausgang, in den Garten und nach der Kegelbahn.

Dort wurden die Freunde von einem halben Dutzend Herren ziemlich geräuschvoll begrüßt, der Professor obendrein mit Erstaunen, als man erfuhr, er habe sich bis zu der Tollkühnheit aufgerafft, in Gemeinschaft mit dem Freunde Reinhardt nach Tirol pilgern zu wollen. Da gab es denn allerlei Neckereien, die unser Astronom jedoch geduldig einsteckte und dadurch die Spötter entwaffnete.

Zudem war die kleine Gesellschaft nicht gesonnen, sich bei Nebendingen aufzuhalten — man hatte den Beginn der Kegelpartie bis zur Ankunft des heute sich verabschiedenden Klubmitgliedes Reinhardt verschoben und beeilte sich nun, die dadurch versäumte Zeit wieder einzubringen.

Das Spiel begann; man wollte auch den Professor dazu pressen, doch dieser protestirte mit Händen und Füßen dagegen, kroch in einem Winkel der Kegelhütte hinter einen Tisch, auf welchem die Bierkrüge der Andern eine Massenversammlung repräsentirten, und ließ durch den ab- und zupatrouillirenden Kellner ein Schöppchen Wein vor sich aufpflanzen.

Ueber diese Gläserverschanzung hinweg verfolgte sein zerstreuter Blick mechanisch die oft unfreiwillig komischen Bewegungen der Kegelnden. Es war augenscheinlich, daß sein Geist jetzt meistens anderswo verweile, etwa bei der ihn so concentrirt hassenden Cousine, die er fürchtete, oder bei dem tirolischen Unternehmen, das ihm bevorstand und ihn, trotz Allem, mit einigem Zagen erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Unterdessen herrschte eine fieberhafte Geschäftigkeit an Deck. Die Gallantmasten und Raaen wurden heruntergenommen und alles Bewegliche so viel wie möglich befestigt oder durch die Lucke in den Raum geschafft. Jedes Stück Leinwand wurde gerefft, und nur oben am Spenker blieb ein Sturmtopsegel, um dem Steuer so viel wie möglich zu Hülfe zu kommen. Auch an die Radspeichen des Steuers wurden Taue befestigt, für den Fall, daß bloße Armeskraft nicht zulänglich sei, das von den Wogen ergriffene Ruder zu regieren. Schließlich wurde jede in den Raum führende Lucke oder Oeffnung so fest als möglich luftdicht verschlossen, daß das Wasser keinen Zutritt finden konnte.

Und nun, als das Alles mit der angestrengtesten Thätigkeit beendet war, brach, genau nach zehn Minuten, wie der Capitän vorhergesagt hatte, das Wetter los. Der ganze Himmel hatte sich mit einer schwarzen Decke umzogen, und die Wogen besaßen jetzt eine tief dunkle, fast möchte ich sagen infernalisch drohende Farbe. Sie hatten keine schleunigere Bewegung als bisher, aber jede einzelne der Wellen glich einem schwarzen Panther oder dem zottigen Bison, welcher ruhig hält, um seine Kraft zu einem plötzlichen Sprung oder Stoß zu sammeln.

Das Sturmloch hatte sich erweitert; es besaß das Aussehen eines runden Fensters, durch welches ein feiner, röthlich-

gelber Rauch hereingetrieben wird. Da strich ein leises Säuseln über die Wasser, und es ließ sich aus weiter Ferne her ein Ton vernehmen, ähnlich dem einer überblasenen Baßposaune.

„Aufgepaßt, Boys, er kommt!“ ließ sich die laute Stimme des Capitäns vernehmen. „Steht nicht frei, sondern nehmt das stehende Tau in die Hand!“

Der Posaunenton ertönte stärker und näher, und — da kam es heran, eine schwarze, hohe, beinahe senkrecht aufsteigende Wogenmauer, und hinter ihr der Orkan, der sie emporgerissen hatte und vor sich hertrieb. Im nächsten Augenblick wäre selbst der Schuß eines Krupp'schen Belagerungsgeschützes nicht zu hören gewesen; die Mauer hatte uns erreicht, stürzte über uns her und begrub uns vollständig unter ihrer bergesschweren Fluth.

„Halte aus, mein guter „Wind,“ halte aus!“ waren meine Gedanken, und das brave Schiff gehorchte augenblicklich diesem Wunsche. Es erhob den vorn tief niedergestoßenen Bug und stieg aus der schwarzen, brüllenden Tiefe empor. Aber dieser eine Moment hatte der See ein vollständig verändertes Aussehen gegeben. Die Wogen wälzten sich scheinbar bergeshoch und von allen Seiten auf uns ein und schlugen haushoch über das Deck; noch rollte der Schwanz der einen über mich hinweg, so hatte mich bereits der Rachen der anderen erreicht, und kaum blieb mir Zeit, den nöthigen Athem zu erlangen. Das brüllte und heulte, das rauschte und sprudelte, das gurgelte und schäumte, das gellte und pfff, das ächzte und stöhnte, das knarrte und prasselte rund um mich her, über mir, unter mir und — in mir, denn es war mir ganz so, als habe der fürchterliche Teifun auch mich selbst, meine Knochen und Muskeln, meine Sehnen und Flechsen und jede Faser und Fiber meines Innern gepackt.

Der Capitän hielt sich an einem der laufenden Taue und hatte die Seetrompete ergriffen. Nur ihr scharfer, schneidig-schriller Ton vermochte es, das entsetzliche Chaos des uns umtobenden Stimmengewirres zu durchdringen. Seine Commandos wurden verstanden und trotz der herkulischen Anstrengung, welche dabei erforderlich war, schnell vollzogen. Eine Hand voll braver Topgasten oder Vorkastellmänner warf sich immer auf einen der bedrohten Punkte, und man muß in solchen Augenblicken diese starken, todesmuthigen Leute gesehen haben, um zu begreifen, welchen Werth ein jeder Einzige von ihnen besitzt. Drei Männer standen am Steuer und vermochten trotz aller ihrer Anstrengung nicht, dasselbe zu regieren; sie mußten die Taue zu Hülfe nehmen.

Die Wogen gingen so schwer, daß sie unter ihrer Wucht das Schiff zu zermalmen drohten; von Minute zu Minute brach eine hohe See über uns her, und der Hauptmast, an dem ich befestigt war, bog sich wie eine Schilf- oder Weidengerte. Das Sturmloch hatte sich verschlossen, und wir befanden uns in vollständiger Nacht, durch deren Finsterniß nur der sprühende Schaum der Wogenkämme gespenstig leuchtete. So wüthete der Orkan zwei, drei, vier Stunden lang. Ich hatte mich bisher keinem noch so fürchterlichen Prairiebrande, keinem noch so gefährlichen Thiere der Wildniß, keiner noch so drohenden Naturerscheinung gegenüber hülflos gefühlt; jetzt aber durchbebte mich die ganze Erkenntniß menschlicher Schwäche, die uns zu den Füßen des Allmächtigen in den Staub darniederwirft. Ich dachte an jenen Sturm auf dem See Genezareth und an den Hülferuf des gläubig vertrauenden Jüngers: „Herr, hilf uns; wir verderben!“ Und ist das Schiff noch so fest und sicher gebaut, klopft in der Brust des Capitäns ein noch so muthiges und erfahrenes Herz, und thuen die Mannen alle ihre Schuldigkeit, es bleibt doch jedem Augenblick die Macht vorbehalten, das Fahrzeug mit allem darauf wohnenden Leben zu verderben. Und dann —

„Dann sitzet an dem frühen Morgen
Das Wrack am öden, fernen Strand;
Dann ruhet Alles, tief geborgen,
Dort unten in des Meeres Sand;
Da liegt der Mensch mit seinem Hoffen,
Mit all' dem Glück, das ihm gelacht,
In seiner besten Kraft getroffen
Von einer einz'gen Wettersnacht.“

Ich hatte noch niemals einen solchen Aufruhr der Elemente erlebt und erwartete alle Sekunden, von meinem Haltpunkte losgerissen und in die kochende See geschleudert zu werden. Eine Regeling um den Bord herum gab es bereits nicht mehr, sie war zerschmettert worden von denjenigen Gegenständen, welche der wüthende Sturm von ihren Plätzen gelöst und in das Meer geworfen hatte. Da trat mit einem Male eine minutenlange, lautlose Stille ein, während welcher man das laute, angestrengte Klopfen des Pulses zu hören vermocht hätte.

„Achtung, Jungens; jetzt kommt es doppelt!“

Kaum waren diese Worte des Capitäns verklungen, so zuckte ein blendender Blitzstrahl hernieder, es erfolgte ein Donnerschlag, unter dem die ganze See erkrachte und die Erde zu bersten schien, und dann wühlte sich der Teifun in das Wasser, daß dieses die Spitzen unserer Masten zu überspringen schien; wir wurden von dem Wogenstrudel gepackt und um unsre eigene Achse gedreht — ein allgemeiner Schrei der Todesangst, ein entsetzliches Krachen und Prasseln und Schmettern, dann schwiegen die Lüfte so plötzlich wie auf den Tactschlag eines allmächtigen Dirigenten, und nur das Branden der Wogen gegen unsere Planken ließ sich vernehmen.

„Der Fock über Bord,“ schrie der Capitän mit Donnerstimme. „Kappt die Taue, schnell, kappt, kappt um Gottes willen!“

Alle Hände bewaffneten sich mit den Beilen. Das Schiff lag nach Starbor hinüber; eine Reihe von kräftigen, dumpfen Schlägen erfolgte — es rauschte und stürzte in den Fluthen; das Schiff wankte und bog sich vorn tiefer, während eine Sturzsee nach der andern über das Deck rollte und uns in ihrem Wasser völlig begrub.

„Rascher, rascher, Jungens, sonst geht's hinab mit uns!“ schrie Turnerstick.

„Ahoi, Capt'n,“ rief der Bootsmann, „Spriet auch vom Bug — hängt am Fock!“

„Kappt, kappt auch dieses!“ klang die Antwort.

Zu gleicher Zeit griff er sich an mir vorüber nach vorn, um sich selbst vom Stande der Dinge zu überzeugen. Wieder ertönten die Schläge, dann spritzte es vor uns hoch empor, und der Bug hob sich in die Höhe.

„Ahoi, Maate, steht's hinten gut?“

„Aye, aye, Sir!“

„Well! Zieht ein Reff auf, Jungens! Wir brauchen es, denn der Teifun ist vorüber.“

Er kam zu mir zurück.

„Ah, Charley, lebt Ihr noch?“

„Ein wenig!“

„Also ganz nicht? Glaube es. Werdet ein gutes Theil Salzwasser verschluckt haben, und das ist nicht Jedermanns Sache. Wollt Ihr los?“

„Denke es, Sir. Ist diese Luft wirklich vorüber?“

„Natürlich. Der Teifun kommt plötzlich und nimmt ebenso rasch Abschied. Hat uns noch einen tüchtigen Fußtritt gegeben! Die See wird noch einige Stunden hoch gehen; Fock und Spriet sammt Klüver sind fort, aber wenn wir unten noch heil sind, so will ich Gott danken, so gut davongekommen zu sein.“

Er band mich los, und ich hatte bei dem aufgeregten Wogengang, der nach und nach in eine erst schwere und dann leichte Deining überwechselte, alle Mühe, mich auf den Füßen zu erhalten. Die Wolkenhülle öffnete sich an mehreren Stellen; es wurde wieder Tag, und endlich rang sich auch der erste Sonnenstrahl wieder zu uns herab.

Auf dem Decke sah es fürchterlich aus, doch ging mich das jetzt nichts an, sondern ich stieg mit dem Capitän hinab in den Raum, um dort nachzusehen. Im Frachtenraum herrschte eine wahrhaft heillose Verwirrung. Fässer, Ballen, Packete und Kisten lagen wirr und ordnungslos durch einander, und wir konnten uns erst nach langer Anstrengung eine Bahn durch dieses Chaos erzwingen. Kaum aber war dies geschehen, so schob mich der vorausteigende Capitän bei Seite und eilte wieder empor.

„Was gibt's, Capt'n?“

„Wasser im Raum. Wir haben ein großes, ein gefährliches Leck!“

Er stieg an Deck, um die Leute an die Pumpen zu kommandiren, und ich gab mir Mühe, so schnell wie möglich das Schlauchwerk in Ordnung zu bringen. Bereits nach zwei Minuten begann die Arbeit, während der Schiffszimmermann das Leck aufzufinden und zu verstopfen suchte. Dies war eine harte Arbeit, gelang aber doch wenigstens so weit, daß wir uns für den Augenblick in Sicherheit befanden.

Die Andern waren beschäftigt, das Verdeck von Splittern und Tauschlissen zu säubern, und dann wurde ein Interimsspriet vorgeschoben und auch einstweilen ein Hilfsmast an dem Fockstumpfe aufgerichtet. Auch die Reiling wurde so viel wie möglich wieder hergestellt, und dann hieß der Capitän den Maate, grad nach Nord abzufallen.

„Jetzt wird es gehen bis Port Lloyd," meinte er.

„Wie weit ist es noch bis hin?"

„Habe bereits nachgesehen," antwortete er. „Dieser Teifun hat uns im Kreise herumgetrieben. Ihr müßt nämlich wissen, Charley, daß dieser Kerl nicht etwa ein ehrlicher Sturm ist, der aus einer Richtung bläst, wie manche Seeleute und Gelehrten annehmen, sondern meist beschränkt er sich auf ein sehr kleines, scharf abgegrenztes Gebiet und bläst dann aus allen möglichen Himmelsbacken auf einmal hernieder. Es ist leicht möglich, daß wir uns im Teifun befinden, während einige Meilen davon ein anderes Schiff bei kleinem Winde vorübergeht, ohne etwas von dem Orkane zu bemerken, höchstens daß es sich über die an seinem Buge auslaufende Deining wundert, die es sich nicht erklären kann. Also der Orkan hat uns beinahe im Kreise herumgeführt, und wir können trotz unsers schlechten Segelwerkes noch heut vor Nacht in Port Lloyd sein."

„Das ist herrlich, obgleich diese Bonin-Eilande im Teifun eine sehr gefährliche Nähe für uns bildeten."

„Deßhalb schlug ich andern Kurs ein, bin aber froh, daß wir nicht weiter weg sind. Das Leck ist nur einstweilen verstopft, die Masten sind fort, und wie es da unten ausschaut, nämlich im Raum, ist es leicht möglich, daß wir einige Zeit in Port Lloyd bleiben müssen, um uns wieder seetüchtig zu machen. Bin nur froh, daß ich mein eigener Rheder bin und dergleichen Dinge nur vor mir selbst zu verantworten habe! Aber Euch wird die Zeit lang werden, Charley?"

„Meine es nicht, Master Turnerstick."

„O doch! Es gibt dort keine Concerts und Theater, keine Zeitungen und Bibliotheken, wie Ihr sie als Büchermacher gern habt. Und als Nimrod haben wir dort auch kein Plaisir, wie zum Exempel damals in den Pampa's, denn es gibt weder wilde Rinder noch Leoparden und — — —"

„Aber wilde Ziegen und wild gewordene Schweine, Schildkröten und Wasservögel gibt es in Menge, Capt'n."

„Ist's wahr?"

„Natürlich; ich sage es ja!"

„Huzza, das ist prächtig! Dann werde ich einige Dutzend Ziegen, einige Mandel Schweine, einige Schock Schildkröten und einige Hundert von Pinguinen todtschießen!"

Ich lachte.

„Wollt Ihr in diesen Breiten wirklich Pinguine schießen?"

„Warum nicht, wenn sie da sind! Die Kerls sind außerordentlich fett und dabei so dumm, daß man sie mit Knüppeln todtschlagen muß, ehe sie zu der Einsicht kommen, daß es ihnen an den Kragen geht."

Der gute und ehrenwerthe Master Frick Turnerstick war nämlich ein gar gewaltiger Jäger; er fürchtete sich weder vor irgend einem Menschen noch vor irgend einer wilden Kreatur; aber er litt an der sehr störenden Eigenthümlichkeit, daß seine Faustschläge stets dahin trafen, wohin sie gerichtet waren, seine Kugeln aber stets nach West bei Süd hinüberschwenkten, wenn er auf Ost bei Nord gezielt hatte. Eine Pinguinjagd, bei welcher man lieber nach dem Knüppel, statt nach der Flinte greift, schien ihm also die interessanteste Jagdbeschäftigung zu sein, und darum bedauerte ich es, daß die Bonin-Inseln nicht das Einsehen gehabt hatten, sich etwas näher hinauf, nach dem Pole zu, zu placiren.

Gegen Abend sahen wir Peel-Island, die südlichste der drei größten Bonni-Inseln, auf welcher auch der Haupthafen liegt, vor uns auftauchen, und eine halbe Stunde später gingen wir in Port Lloyd vor Anker. Hier war die See vollständig ruhig, und man hatte, wie wir später erfuhren, keine Spur von dem für uns so furchtbar gewesenen Teifun bemerkt. Der Capitän schien mit seiner Erklärung, daß dieser Orkan sich oft auf einen streng abgeschlossenen Kreis beschränkt, also doch das Richtige getroffen zu haben. Wir hatten einen ächten, richtigen Teifun gehabt und konnten natürlich nicht dagegen sein, wenn man auch andere in diesen Gegenden auftretende Orkane oder Stürme mit ganz demselben Namen bezeichnet.

Der anderswo beim Landen üblichen Formalitäten bedurfte es nicht. Wir hielten so weit wie möglich an das Land und ließen dann die Anker fallen. Ein anderes Schiff gab es nicht, und so zogen wir nur den Unions-Jack*) auf und gaben einen Schuß ab, um unsere Ankunft und Nationalität zu melden.

Wir hatten während des Sturmes zwei Boote verloren. Der Capitän ging in der kleinen Jolle an das Land, und es verstand sich ganz von selbst, daß ich ihn dabei begleitete. Wir wurden von den Ansiedlern mit vieler Herzlichkeit aufgenommen und hatten das Vergnügen, auf dem festen Boden ein frisch bereitetes und ganz vorzügliches Nachtmahl einzunehmen. Während desselben konnte Turnerstick sich nicht enthalten, eine höchst wichtige und nothwendige Frage auszusprechen:

„Sagt doch einmal, Gentlemen, wie steht es denn hier eigentlich mit der Jagd?"

„Sehr gut," lautete die tröstliche Antwort.

„Was gibt es hier für Wild? Pinguine?"

„Nein."

„Seehunde?"

„Nein."

„Seelöwen?"

„Auch nicht."

Der gute Capitän schien es wirklich ganz besonders auf eine Knüppeljagd abgesehen zu haben. Leider hatte er seine Rechnung ohne — das Wild gemacht und frug also weiter:

„Was gibt es sonst?"

„Schweine, Ziegen, Schildkröten, Wasservögel und fliegende Bären."

„Alle Wetter! Ist das richtig? Habe all' mein Lebtag noch nichts davon gehört, daß die Bären auch in der Luft herumflattern! Oder ist diese Art von Viehzeug vielleicht ein ganz anderes Geschöpf als dasjenige, welches man sonst einen Bären zu nennen pflegt? Kenne nur den Eisbären, den grauen, braunen und schwarzen Bären, den Waschbären und die Sorte von Bären, die man anbindet oder einem Andern aufheftet. Heraus, Charley; Ihr seid ja der Naturforscher unserer berühmten „The wind"-Expedition!"

„Pteropus ursinus," antwortete ich mit einer höchst wichtigen Miene.

„Perotus purgilus! Was ist das für eine Rede? Sprecht doch, wie Euch der Schnabel gewachsen ist!"

„Well, so will ich sagen „Fledermaus", wenn Ihr es besser versteht."

„Fledermaus? Hm, komische Mode, eine Fledermaus zu einem Bären zu machen! Wie groß ist denn dieses Riesenthier?"

„Acht bis neun Zoll lang und mit ausgebreiteten Flughäuten etwa drei Fuß breit. Es lebt vorzugsweise auf den Fächerpalmen und ist einer von denjenigen wenigen Flatterern, welche bei Nacht schlafen und während der hellen Mittagsstunden ihrer Nahrung nachgehen."

„Ist auch meine Art und Weise; gehöre also auch mit zu den Peroques purgatus, oder wie Ihr die Sippe vorhin genannt habt. Mag ihnen also nichts zu Leide thun, und werde mich mehr an die Anderen halten, Ziegen, Schweine und Schildkröten. Aber eine Ziege zu schießen, ist keine Heldenthat, nicht wahr, Charley?"

„Hm, eine Heldenthat eben nicht, oft aber sehr gefährlich. Denkt einmal an die Gemsen! Und die hiesigen Ziegen sind wild, während die Berge sehr schroff und steil aufsteigen."

„Bin kein Freund vom Klettern und kentere dabei immer nach Starbord herüber oder nach Larbord hinüber. Bin ich dreißig Faden hinaufgesegelt, so rutsche ich ganz sicher fünfzig Faden wieder herunter. Wie steht es mit den Schildkröten? Kann man hier zu einer ächten Mock-Turtle-Suppe kommen?"

„Wird schwer sein, Capt'n," lächelte ich.

„Warum? Sagtet Ihr nicht, daß es hier Schildkröten die schwere Menge gebe!"

*) Eine kleine, blaue Flagge mit den Sternen der Vereinigten Staaten. Wenn das Schiff in Parade in den Hafen läuft, muß auch die große Flagge aufgezogen werden.

„Allerdings, und daher könnt Ihr wohl Turtle-Suppe, aber keine Mock-Turtle-Suppe haben."

„Das verstehe der Kukuk! Erklärt es einmal deutlicher!"

„Mock-Turtle wird im gewöhlichen Sprachgebrauche falsch angewandt. Turtle-Suppe heißt Schildkrötensuppe, Mock-Turtle-Suppe aber heißt nachgemachte Schildkrötensuppe."

„Well, Charley, ich gebe Euch das Zeugniß, daß Ihr ein sehr gelehrter Natur- und Suppenforscher seid. Wenn man sich nur gleich noch heut eine ächte Turtle fangen könnte!"

Rasch erklärte sich einer der Ansiedler, ein früherer Bewohner der Marquesas-Inseln, bereit, uns an einen Ort zu führen, wo wir vielleicht eines der Thiere finden könnten. Der Mond schien hell, der Abend war wirklich paradiesisch zu nennen, und so folgten wir ihm auf einem Wege, der durch einen prächtigen Palmenwald nach einer kleinen, einsam gelegenen Bucht führte.

Hier gab es ein Gebüsch von tahitischen Tamanu's[1]) Catappen und Feigenbäumen, vor welchem ein breiter, weißglänzender Sandstreifen langsam nach der Küste abfiel. Gleich als wir unter den Maulbeeren hervortraten, bemerkten wir zwei der Thiere, welche langsam vom Wasser her herbeigekrochen kamen. Wir hatten uns Jeder mit einem Stocke versehen und wendeten sie um, so daß sie auf den Rücken zu liegen kamen und sich also nun vollständig in unserer Gewalt befanden. Dies war allerdings keine sehr leichte Arbeit, denn das größere Thier mochte wohl über dreihundert Pfund und das kleinere nicht viel weniger wiegen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Maulbeerbäume, welche auf Tahiti oft einen Umfang von 14 Fuß bekommen.

Allerlei.

Strandscenerie bei Bajä am Cap Misenum.

(Sieh das Bild auf Seite 21.)

Inbegriff von allem Luxus, von aller Ueppigkeit und aller Pracht in der heidnisch-römischen Zeit — dein Name ist Bajä!

Unweit Neapel, zwischen Misenum und Puteoli, lag die Stadt Bajä. Hier hatten sich die reichen Römer Landhäuser zur Sommerfrische erbaut. Landhäuser? Paläste waren es, von Gold und Elfenbein und Marmor strotzend; wunderbar prächtige Bauwerke waren es, wie sie nur die römische Baukunst ersinnen konnte, angefüllt mit Kunstschätzen aller Art. Von der Villa des Pollius Felix — die gleichfalls am Golf von Neapel lag, aber am Strande von Sorrent — wissen wir, daß sie den Umfang einer ganzen Stadt hatte. Hoch hinauf am Berg zogen sich ihre Säulenhallen, um eine entzückende Aussicht über das Meer zu gewähren. Kein Dichtermund ist im Stande, diese Herrlichkeiten zu beschreiben, sagt der zeitgenössische Dichter Statius; es schwindelt dem Beschauer bei der Fülle und Mannigfaltigkeit der Eindrücke; wo man jetzt ebenen Boden sieht, war vorher ein Berg; wo jetzt ein Haus ist, war vormals die Höhle des Wildes; wo jetzt ein Wald Schatten gewährt, war vorher gar kein fester Boden; der Besitzer hat die Natur überwunden: ein öder Strand, eine starrende Klippe ist in einen Zaubergarten verwandelt.

Wie sehr der Villenbau allenthalben in Italien überhand genommen hatte und in staatswirthschaftlicher Beziehung bedenklich geworden war, verrathen die Klagen des Dichters Horaz: „Nur wenig Raum lassen dem Pflug die Kolossalbauten übrig; Teiche sieht man, ausgedehnter als der Lucrinersee; Myrtenwälder und Veilchenbeete verbreiten ihren Duft, wo früher der Besitzer sein Korn baute."

Verschwunden ist Bajä! Nur Ruinen neben Ruinen bezeichnen heute seine Stätte. An den Namen Bajä erinnert nur noch ein verfallendes Kastell, welches Baja heißt und auf einem Felsen steht. Diese Schloßruine selbst stammt nicht einmal aus der Römerzeit. Arme, sonnengebräunte, unschöne Fischerkinder bieten dem am Strande hier landenden Touristen Körbchen voll bunter Marmorbrocken und gläserner Mosaikstifte, wie sie das Meer kurz vorher ausgeworfen hat, zum Kauf an. Der ganze Höhenzug hinter dem Strand scheint nur ein einziges zerbröckelndes Mauerwerk zu sein, denn er zeigt nirgends seinen ureigenen Boden; bis zum letzten Grat bedeckt ihn künstlich gefügter Stein in noch festen oder geborstenen Massen. Bis in's Meer hinein und auch unter dem Spiegel der Salzfluth hin, von Seegras und Algen halb bedeckt, erstrecken sich die Fundamente von Bädern und Villen. Versunkene Herrlichkeit, dein Name ist Bajä!

Auf Bajä's Strand ruht nicht einmal der Schatten einer großen historischen Trauer. Hier ist doch nichts Anderes zu Grunde gegangen, als die Stätte ausschweifendster Sinnenlust im weltbeherrschenden heidnisch-römischen Reich!

Um uns von dieser untergegangenen Pracht einigermaßen einen Begriff zu machen, dazu ist das schöne, höchst interessante Bild: „Strandscenerie bei Bajä" — mit dem rauchenden Vesuv im Hintergrunde — recht wohl geeignet, wenn es auch, wenigstens was den architektonischen Theil betrifft, aus der Phantasie des Künstlers geschöpft ist.

Die Gründung von St. Gallen.

(Sieh das Bild auf Seite 25.)

Wir lenken — in der Zeit des jetzigen „Kulturkampfes" — die Aufmerksamkeit auf einen alten „Gründer", der sich freilich von den neuesten Gründern unterscheidet, wie Licht und Finsterniß.

Es war zu Anfang des 7. Jahrhunderts, daß der heilige Gallus aus Irland nach Alemannien kam und in den Bodenseegegenden den Heiden das Evangelium verkündete. Nachdem er viel Unbill erlitten hatte, wünschte er, sich auf seine alten Tage in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen und darin eine Siedelei zu stiften für sich und gleichgesinnte Gottesmänner. Unter der Pflege seines Freundes, des Priesters Willimar, zu Arbon von einer schweren Krankheit genesen, wurde er durch Hiltebold, Willimar's Diakon, auf das von der wilden Steinach durchrauschte Hochthal, hinter welchem der Säntis emporsteigt, als auf eine geeignete Stätte für waldeinsame Siedelei hingewiesen. Von dem landeskundigen Diakon begleitet, machte sich der betagte Missionär in die Bergwildniß auf und hielt Rast an einer Stelle, wo die Steinach wild über Felsblöcke herabstürzte; und da er sich beim Durchwandern des Waldthales einen Dorn in den Fuß getreten hatte, sah er dies für ein Zeichen an, daß er hier siedeln solle.

Und alsbald fertigte er aus den Stämmen einer Haselstaude ein Kreuz, pflanzte dasselbe neben dem Wasserfall auf, hing die Reliquienkapsel, welche er stets bei sich trug, daran auf und weihte dadurch und mit Händefalten und Gebet die Stelle. Das war die Stunde der Gründung von St. Gallen, eines Klosters, aus dem nachmals so viel Licht ausgestrahlt ist über ganz Europa, einer Pflanzstätte der Kultur in großartigster Bedeutung.

Aus der Thierwelt Hochafrika's.

(Sieh das Bild auf Seite 28.)

Tigerpferd, Giraffe und Nashorn sind drei charakteristische Repräsentanten der eigenthümlichen Thierwelt Hochafrika's, dessen landschaftlicher Charakter vorwaltend die Steppe ist.

Die Tigerpferde — so genannt wegen ihres tigerartig gestreiften Felles — sondern sich in drei Arten und sind etwas größer als die Esel. Hauptvertreter derselben ist das Zebra oder Bergtigerpferd, bei welchem, wie die Abbildung auf Seite 28 zeigt, die Streifung sich auch über die Beine bis zu den Hufen herabzieht, während bei den zwei anderen Arten die Beine nicht getigert sind. Das Zebra ist nur Gebirgsthier und kommt in den östlichen Randgebirgen von Abessinien bis herab zum Cap vor. Die zwei anderen Arten, Quagga und Daww, bewohnen die ebenen Gegenden im Innern Afrika's. Die Tigerpferde leben in Heerden beisammen, sind aber sehr scheue, windschnelle Thiere, welche in ihrer Heimat nur als Wild gejagt werden. Vielleicht wäre eine Zähmung und Umbildung derselben zu Hausthieren bei richtiger und ausdauernder Behandlung doch möglich.

Die Nashörner (Rhinoceros) sind heut zu Tage auf Südasien und Ost- und Hochafrika beschränkt. Diese Ungethüme können überhaupt nur da noch gedeihen, wo es ausgedehnte Wildnisse gibt. Da aber, wo der Mensch mit seiner Kultur auftritt, müssen sie verschwinden. Die asiatischen Nashörner haben nur ein einziges Horn, die afrikanischen aber zwei. Die afrikanischen doppelhörnigen Glattnashörner scheiden sich in zwei Arten. Das auf dem Bilde (Seite 28) dargestellte Rhinoceros ist ein mittelafrikanisches Schwarznashorn oder Borele, welches kleiner ist als die andere Art, nämlich das südafrikanische Weißnashorn oder Kobaba.

Die Hörner dieser Riesenthiere gleichen durchaus nicht den Hörnern von Rindern, Ziegen, Schafen und Antilopen. Während ächte Hörner aus einem Knochenkern und einer Hornscheide bestehen, haben dagegen die Rhinoceroshörner keinen Knochenkern und bestehen aus verklebten, der Länge nach verlaufenden, also senkrecht auf der Haut stehenden Röhrchen, die nichts Anderes als umgewandelte Haare sind, wie dies auch bei den Hufen unserer Hufthiere der Fall ist. Obwohl die Nashörner nicht zu den eigentlichen Sumpfthieren gehören, so ist ihnen doch das Baden und Suhlen ein nothwendiges Bedürfniß. Wo sie leben sollen, darf es also an Sümpfen und sumpfigen Flußufern nicht fehlen. Ihre Hauptnahrung sind die dornigen Mimosenarten, deren Zweige — bis zu 5 Centimeter Dicke — von den ungeschlachten Thieren zerkaut und hinabgewürgt werden. Außerdem frißt das Rhinoceros auch Gras und fast alles Vegetabilische, weßhalb es auf Feldern gräuliche Verwüstungen anrichten kann.

Die Nashörner sind überhaupt keine klugen Thiere und zumal die afrikanischen gerathen durch die geringste Ursache in die brutalste Berserkerwuth, so daß sie ein Schrecken für Menschen und Vieh sind.

Die Giraffe, verwandt mit unserm Hirsch, ist ein kluges und gutmüthiges Thier. Die großen prächtigen Augen, von langen Wimpern beschattet, geben ihr einen anmuthigen Gesichtsausdruck. Die Giraffe kann mit ihrem mächtig langen Hals 6 Meter hoch werden, was ihr im Verein mit der langen Greifzunge beim Abweiden des Baumlaubes vortrefflich zu Statten kommt. Ihr eigentlicher Name scheint „Serafe" zu sein; wenigstens bedeutet in der Hieroglyphenschrift das Bild der Giraffe die Silbe „ser", d. i. „groß, erhaben." Die Giraffen leben in Rudeln von etwa 6—16 Stück zusammen, werden aber viel verfolgt.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.

gar wohl die Stammgäste und deren respektive Wohnungen kannte, nicht zum Zeugen der trügerischen Nummerirung, sondern schickte ihn sogleich wieder fort. Unser Astronom aber erhielt sodann die Nummer Zwei, ward demgemäß nach der Werderstraße dirigirt.

Und als endlich der gigantische Major, von drei dienstbaren Geistern des Wirthes geleitet, auch in das Fuhrwerk hineingeschoben und geknetet worden war und der Doctor die Hülfeleister des Hauses mit einem Trinkgelde entlassen hatte, da entging die „Mumie" ebenfalls ihrem Schicksale nicht; sie erhielt in markiger Kreidezeichnung die Nummer Drei, fiel somit dem Loose anheim, bei der Wohnung des Kanzleirathes abgeladen zu werden.

Der Doctor hatte dies Alles wohl mit Würde und anscheinender Ruhe, doch schleunig betreiben lassen, insgeheim fürchtend, der in der Wirthswohnung beschäftigte Maler könne durch sein Erscheinen die Ausführung des Manövers stören.

Nun es aber geglückt war, entlohnte der würdige Mann rasch den Kutscher und trieb ihn zur Eile an.

Dieser zögerte denn auch nicht, der Weisung nachzukommen. Als endlich Reinhardt erschien, da hatte er nur noch das Nachblicken auf den in das Stadtthor hineinrollenden Wagen.

„Unsere Freunde sind also besorgt und aufgehoben?" fragte der Maler lustig.

„Ja!" lautete die trockene Antwort.

„So gehen wir!"

Und die beiden Herren schritten der Stadt zu.

In der nächsten Straße mußten sie sich trennen, weil ihre Wege sich schieden.

Der Arzt ergriff die Hand Reinhardt's.

„Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise!" sagte er gravitätisch und fügte etwas ironisch hinzu: „Sie haben sich also wirklich den unbeholfenen Professor Günther, das große Kind, zum Reisegefährten erkoren?"

„Allerdings!"

„Nun, nach dem heutigen Abend zu schließen, kommt er in eine — gute Schule."

„Ei, Doctor, Sie dürfen nicht glauben, ich sei gesonnen, meinen Freund einer Parforce-Kur zu unterziehen, oder ihn wohl gar vom Pfade der Solidität abzulenken. Das heutige Experiment sollte mich nur darüber belehren, ob der Pedant bei ihm tief im Herzen stecke, oder nur in der Oberhaut."

„Und wo steckt er?"

„Zweifellos in der Letzteren — diese aber wird auch ein Laie, wie ich, zu kuriren wissen, natürlich hübsch langsam. Die Wissenschaft hat aus unserem Freunde einen Gelehrten gemacht, wohlan, die Kunst — oder richtiger der Künstler — und die Natur machen hoffentlich einen Menschen aus ihm."

„Dann ist nur zu wünschen — nicht im Sinne Darwin's. Glückliche Reise, mein Verehrter!"

Reinhardt lachte. Sie schüttelten einander die Hand und schieden.

Der Maler würde vielleicht nicht so herzlich geschüttelt haben, hätte er ahnen können, welche heillose Confusion der „närrische Doctor" angestiftet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Was nun?" frug Frick Turnerstick.

Der Insulaner, welcher sich ganz leidlich englisch auszudrücken vermochte, meinte:

„Laßt sie liegen bis morgen früh. Sie können nicht fliehen, und Ihr werdet sie dann holen lassen."

„Fällt mir gar nicht ein!" antwortete der Capitän, der trotz seiner rauhen Außenseite ein sehr weiches Gefühl besaß. „Dann müßten ja diese armen Kreaturen die ganze Nacht hindurch eine Todesangst ausstehen, die ich selbst so einem Thier nicht wünschen mag. Schade, daß Ihr Eure Büchse nicht mithabt, Charley, sonst könntet Ihr ihnen eine Kugel geben!"

„Wäre sehr muthig von mir gehandelt," meinte ich. „Gibt es kein Messer hier?"

Der Ansiedler zog das seinige hervor, und mit zwei kräftigen Streichen hatte er den Schildkröten die Köpfe abgetrennt.

„Jetzt tragen wir sie nach Hause!" bestimmte der Capitän.

Er faßte die größere an und brachte sie auch wirklich empor; nach zwei Schritten aber warf er sie wieder in den Sand.

„Bei allen Masten und Stengen, das Ding hat ja ein Gewicht wie unser Stoppanker! Wir müssen sie wahrhaftig liegen lassen!"

Der Insulaner schien nun anderer Meinung zu sein. Er schnitt einige Feigenstangen ab, verband sie mit Schlingranken und bildete auf diese Weise eine Schleife, auf welche wir die schweren Thiere wälzten. Wir spannten uns dann zu Dritt vor und brachten sie auf diese Weise ganz gut nach der Ansiedelung.

Hier sollten sie in unsere Jolle geschafft werden. Das Licht einer Fackel fiel dabei auf den Rücken des größeren Thieres.

„Stopp!" kommandirte der Capitän. „Was ist denn das? Diese Turtle-Suppe hat ja den Suppenteller bereits auf dem Rücken!"

Ich bog mich nieder und ließ mir leuchten. Wirklich war der harten Schale des Thieres eine elliptisch runde Platte aufgeschlagen, welche durch das Wachsthum der Schildkröte am Rande emporgerichtet worden war und in Folge dessen die Gestalt einer kleinen, ovalen Schüssel angenommen hatte.

„Und hier ist eine Inschrift," meinte Turnerstick. „Aber wer soll das Zeug lesen! Das ist weder englisch noch sonst etwas. Charley, beißt Ihr Euch einmal die Zähne aus!"

Die Platte war von jener Bronze gefertigt, welche nie vom Wasser angegriffen wird und deren Fabrikation nur die Chinesen und Japanesen verstehen. Ich versuchte, die Inschrift zu lesen. Sie bestand aus zwei japanischen Namen, welche unter einander standen.

„Sen-to und Tsifourisima."

„Was ist das, Charley?"

„Tsifourisima ist eine Insel, welche zu dem eigentlichen Japan gehört. Zuweilen wird auch die ganze, siebenundsiebenzig Inseln und Inselchen zählende Oki-Gruppe so genannt."

„Horribel, wer so viel Zeit hat, sich solche Dinge zu merken!"

„Sen-to ist der hundertundzwanzigste Dairi von Japan; er regierte von 1780 bis 1817, wenn ich mich nicht irre."

„Und was hat dieser Kerl mit meiner Mock — — wollte sagen, mit meiner Turtle-Suppe zu thun?"

„Die Schildkröten haben ein sehr langes Leben, dessen Dauer man oft dadurch zu erforschen gesucht hat, daß man einer gefangenen ein gewisses Zeichen gibt und sie dann wieder frei läßt. Sie scheinen ganz merkwürdig genaue und regelmäßige Wanderungen vorzunehmen und stets einen und denselben Ort wieder zu besuchen. Diese Turtle hier ist jedenfalls einmal auf Tsifourisima gefangen und, um eine Zeitangabe zu gewinnen, mit dem Namen des damals regierenden Dairi versehen worden. Wie alt sie ist, könnt Ihr Euch also wenigstens annähernd ausrechnen."

„Fällt mir gar nicht ein, denn ich könnte dabei zu der unappetitlichen Erkenntniß kommen, daß ich mir eine siebenzigjährige Turtle-Suppe gefangen habe, und Ihr werdet zugeben, Charley, daß dies keine sehr erfreuliche Aussicht eröffnet. Werft sie in das Boot! Sie wird geschlachtet und verzehrt, und wenn ich einmal hier oder da mit diesem sogenannten Dairio oder Domino zusammenkomme, so soll er in den Besitz seiner tschifirigimiliki'schen Schüssel kommen!"

„Wollt Ihr nicht lieber mir die Platte überlassen, Sir? Ich möchte sie gern als Andenken mit nach Hause nehmen."

„Als Andenken? Absonderlicher Kauz! An wen denn? An den Diarius oder an die Kröte?"

„An Beide zugleich."

„So nehmt sie immerhin! Ihr könnt meinetwegen die ganze Schildkrotschale mitsammt diesem Darius bekommen, denn mir ist es nur um die Suppe zu thun.“ —

Am andern Morgen gab es sehr viel auf unserm braven „The wind“ zu schaffen. Das Leck konnte nur von außen vollständig beseitigt werden, und da auf Peel-Island von einem Dock keine Rede war, so waren Taucherarbeiten erforderlich, denen ich mich großentheils unterzog, weil sich von den Mannen keiner lang genug unter Wasser halten konnte. Es ist eine beinahe unglaubliche Thatsache, daß die meisten Seeleute, natürlich diejenigen, welche eine Seemannsschule besucht haben, ausgenommen, sehr schlechte oder wohl auch gar keine Schwimmer sind. Man trifft Hunderte von Matrosen, welche sich auf einem alten, halb wracken Dreimaster vollständig sicher fühlen, von einer flotten Boots- oder gar Kahnfahrt aber nicht das Mindeste wissen wollen.

Am Mittage, als wir uns die Turtlesuppe schmecken ließen, wurde ich für meine Anstrengung von dem Capitän belohnt, indem er mir einen sehr acceptablen Vorschlag machte:

„Was meint Ihr, Charley; werden diese wilden Ziegen gut zu verdauen sein?“

„Jedenfalls.“

„So nehmt Eure Büchse und macht mit! Wir wollen uns Eine holen.“

„Ich bin dabei, schlage aber vor, nicht hier, sondern drüben auf Stapleton-Island zu jagen.“

„Warum?“

„Ich ließ mir gestern Abend sagen, daß dort mehr und besseres Wild zu finden ist.“

„Well, so rudern wir uns da hinüber!“

„Nehmen wir noch Jemand mit?“

„Ist nicht nothwendig. Was verstehen diese Kerls von der Jagd? Sie würden uns nur das Wild vertreiben. Kommt in die Jolle!“

Ich hatte einmal gelesen, daß dieses Stapleton-Island sehr felsig sei, und wußte aus meinen Alpenwanderungen, welche Dienste bei Besteigung steiler Höhen ein Strick und ein Bergstock zu leisten vermögen. Mein Lasso war auf alle Fälle besser als jeder Strick; ich suchte ihn hervor, fand auch eine Bambusstange, die ich mit Hülfe des Schiffsschmiedes schnell in einen Bergstock verwandelte — oben ward ein alter Eisenhaken angenagelt und unten ein Stift eingeschlagen. Master Frick Turnerstick sah mich erstaunt an, als ich mit dieser seltsamen Ausrüstung erschien.

„Was sind denn das für Kinkerlitzen, Charley, he? Will der Kerl mit einem Bambusstock und einem Lederriemen Ziegen schießen!“

„Pshaw! Ich bin Alpenjäger, Sir!“ antwortete ich stolz.

„Alpenjä — — macht Euch nicht lächerlich und werft die Geschichte über Bord!“

„Abwarten!“

Ich stieg voran in die Jolle, und er folgte mir. Dann ergriffen wir die Ruder. Wir hatten allerdings eine Strecke von vier Stunden zurückzulegen, doch war die See ruhig und der Wind günstig. Wir passirten mehrere pittoresk geformte Felsen westlich von Peel- und Buckland-Island, hielten immer grad nach Nord und erreichten Stapleton-Island bei einer Bucht, welche sich tief in steil emporstrebende Felsen hineinzog. Der Capitän lachte mit dem ganzen Gesicht, deutete nach oben und meinte:

„Schaut, Charley, auf jeden Schuß wenigstens Zwei!“

Wirklich sah ich die Spitzen und Vorsprünge der Berge förmlich mit wilden Ziegen bedeckt. Das mußte eine höchst ergiebige Jagd geben. Wir stiegen aus und zogen die Jolle so weit an den Strand herauf, daß sie von der Fluth, welche übrigens dort nur drei Fuß hoch zu steigen pflegt, nicht erreicht werden konnte. Dann ging es vorwärts, immer die steilen Höhen hinan.

Es war wirklich eine vollständige Alpenlandschaft mit spitzen Zinnen, schroffen Zacken und scharfen Graten. Der Bambus leistete mir treffliche Dienste, während der hinter mir herkeuchende Capitän oft auf allen Vieren kroch, um die Schwierigkeiten des Bodens zu überwinden. Endlich blieb er hustend und pustend stehen.

„Charley, haltet an! Wollt Ihr etwa bis zum Mond hinauf? Seht dieses Thal da drüben, es wimmelt von Ziegen. Wenn wir hinübergehen, so schießen wir mit vier Schüssen wenigstens Zwanzig nieder.“

„Eben da hinüber will ich ja!“

Er sah mich mit offenem Munde und unsäglich erstaunter Miene an.

„Da — hi — nüber — ? Hört, Charley, Einer von uns Beiden ist verrückt, entweder Ihr oder ich; doch will ich Euch offen gestehen, daß ich meine Sinne vollständig im Kurse habe. Will der Mensch da nach Backbord hinab und segelt gradewegs nach Steuerbord hinauf!“

Ich mußte lachen.

„Sagt einmal, Capt'n, was Ihr da unten im Backbord wollt?“

„Ziegen schießen, was denn Anderes?“

„Well! So versucht es einmal. Ich zahle Euch zehn Dollars für jede, die sich von Euch schießen läßt!“

„Ihr wollt doch nicht etwa sagen, daß ich nicht zu schießen verstehe!“

„Nein, aber ich will sagen, daß sie Euch direkt im Winde haben.“

„Im Winde? Charley, nehmt mir's nicht übel, aber hier hört Euere Natur- und Suppenforscherei vollständig auf! Was soll eine Ziege vom Winde verstehen? Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich diese Mauer hier nicht mit emporklettere. Macht, was Ihr wollt; ich aber werde nicht mit zerbrochenem Halse an Bord zurückkehren!“

Er wandte sich wirklich nach Backbord und stampfte und dampfte hustend und pustend davon. Ich mußte mich sputen, wenn ich mir die Jagd nicht verderben lassen wollte. Uebrigens hätte ich ihn gar nicht von mir gelassen, wenn ich nicht gemeint hätte, aus seinem Verhalten Nutzen zu ziehen.

Ich glimmte schnell empor und erreichte den Grat, hinter welchem die Höhe schroff in ein Seitenthal abfiel. Den Stock als Stütze und Balancier gebrauchend, rutschte und fuhr ich mehr, als ich ging, hinab und eilte dann links weiter, bis wo die Schlucht in das Thal mündete, nach welchem sich mein guter Frick Turnerstick gewandt hatte. Hier lehnte ich mich hinter einen Felsen und wartete, den Henrystutzen in der Hand, welchen ich statt der Büchse mitgenommen hatte.

Ich brauchte nicht lange zu warten, denn kaum stand ich zwei Minuten hier, so kamen sie angaloppirt in eiliger Flucht, alle die Ziegen, von denen der tapfere Capitän auf jeden Schuß zwei hatte treffen wollen. Das Hauptthal machte kurz vor mir eine Biegung; die Thiere konnten mich nicht sehen und liefen mir grad in das Feuer. Zwei, drei, fünf, sechs Schüsse, dann waren sie vorüber, und sechs Thiere lagen am Boden. Eben wollte ich vortreten, als ich Etwas heftig ächzen und schnauben hörte. Es kam förmlich wie eine Locomotive angepufft und blieb erstaunt vor den getroffenen Ziegen halten.

„Tausend Geißen! Was ist das? Wer hat diese Gemsen geschossen?“

Ich trat, herzlich lachend, hervor.

„Ich, wenn Ihr nichts dagegen habt, Sir!“

„Ihr? Charley, Ihr? Wie kommt Ihr hierher?“

Der gute Frick riß vor Erstaunen den Mund auf, als wenn er alle seine „tausend Geißen“ auf einmal verschlingen wolle.

„Da oben von der Mauer herunter. Ich versprach Euch für jede Ziege, die sich von Euch schießen lassen würde, zehn Dollars. Wie viel habe ich zu bezahlen?“

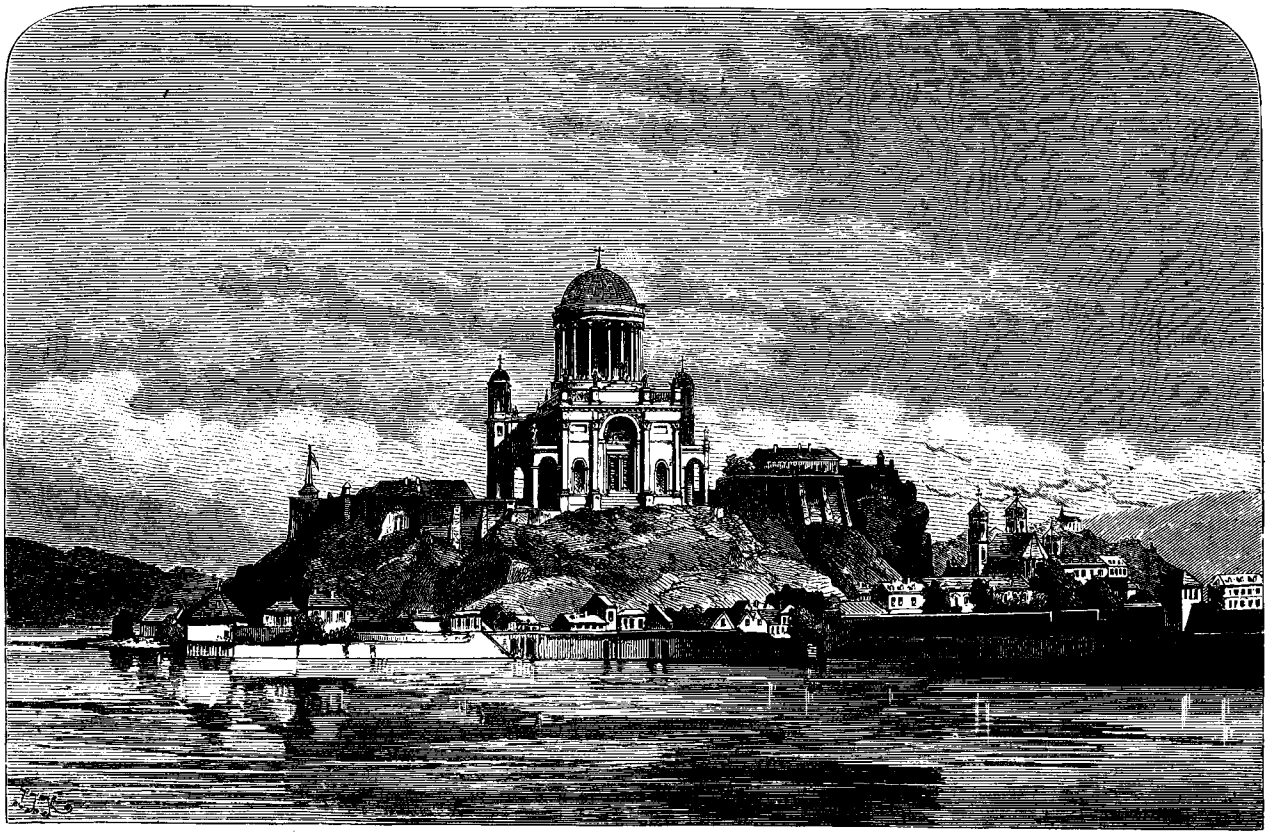
Er machte ein höchst verlegenes und verdrießliches Gesicht.

„Ja, Charley, dieses Viehzeug ist mir wahrhaftig durchgebrannt, ehe ich nur dazu kommen konnte, die Piratenflagge aufzuhissen. Da habe ich alle Leinwand aufgezogen und bin ihnen nachgesegelt, daß meine Lunge bläst, wie der Teifun gestern. Wie will ich da vor Anker gehen, Athem holen, das Gewehr vom Rücken bringen, zielen, losdrücken, schießen und treffen können! Ihr dürft von einem wackern Seemanne nicht sechsmal mehr verlangen, als ein Anderer zu leisten vermag!“

„Habe ich verlangt, daß Ihr sechsunddreißig Ziegen schiessen sollt?“

„Sechsunddreißig? Wie kommt Ihr auf diese Nummer?“

„Hier liegen meine Sechs; „sechsmal mehr“ habt Ihr gesagt, und sechs mal sechs ist sechsunddreißig.“



Die Kathedrale zu Gran in Ungarn.

„Hm, die Rechnung stimmt," antwortete er, erst sein Gewehr und dann meine Ziegen ansehend. „Hört, Charley, sollten diese Kreaturen wirklich etwas vom Winde verstehen?"

„Natürlich. Sie haben einen ausgezeichneten Geruchssinn, und außerdem werden sie Euch wohl auch gehört und gesehen haben, denn groß und breit genug seid Ihr ja, und Eure Lunge hörte ich schon achtzig Schritte weit."

„Hört, Charley, soll ich etwa wegen einer Ziege ersticken? Fällt mir gar nicht ein! Wer meine Lunge nicht vertragen kann, der — der — —"

Er war so ärgerlich, daß er einen Nebensatz angefangen hatte, ohne den Hauptsatz finden zu können. Ich lachte herzlich und reichte ihm die Hand hinüber.

„Grämt Euch nicht, Sir! Wir haben hier sechs feiste Thiere, und mehr brauchen wir nicht für heut."

„So? Meint Ihr?" funkelte er mich an. „Und was werden sie auf dem Schiffe dazu sagen? Master Charley hat Alles geschossen, und der Capt'n Nichts, gar Nichts. Ich will auf der Stelle gekielholt sein, wenn ich eher gehe, als bis ich auch meine Sechs geschossen habe, hört Ihr's? Sechs, wenigstens sechs! Ich weiß nun, daß diese Thiere den Wind verstehen, und werde mich darnach verhalten. Geht Ihr mit, oder bleibt Ihr da?"

„Natürlich gehe ich mit, doch werde ich Euch bitten, vorher noch ein wenig zu warten."

„Warum? Ich habe keine Zeit, sonst läuft das Viehzeug immer weiter fort, und ich komme ihm all mein' Lebtage nicht nach!"

Ich konnte nicht umhin, ich mußte wieder laut auflachen.

„Glaubt Ihr denn wirklich, daß Ihr diese Ziegen einholen könnt? Helft mir, diese Sechs unter die Zweige zu bringen und mit einigen Steinen zu beschweren, und dann werden wir ja einen Ort finden, wo Ihr zum Schusse kommen könnt!"

Wir brachten auf diese Weise die Beute einstweilen in Sicherheit und wandten uns dann einer andern Höhe zu, von welcher aus wir das unter uns liegende Terrain beobachten konnten. Dieser Weg wurde dem Capitän wieder außerordentlich schwer.

„Halt, Charley! Ich lavire in die Kreuz und Quere und komme doch nicht weiter. Gebt mir Euern Bambus!"

„Sollte ich ihn nicht über Bord werfen?"

„Habe ich mich etwa, so wie Ihr, auf allen Breiten herumgedrückt, um Land und Leute kennen zu lernen, he? Kann ich also wissen, wie Alles gemacht werden muß? Wie man einen Dreimaster in einen Hafen bugsirt, das kenne ich ganz genau; auf welche Weise aber ein Capitän zur See diesen unkultivirten Felsen in die Zähne zu beißen hat, das habe ich noch nicht gesehen. Also, alle Mann an Deck und weiter mit der Fahrt!"

Jetzt ging es mit Hilfe des Bergstockes leichter und schneller vorwärts. Wir kamen oben an und bemerkten jenseits unten im Thale eine zahlreiche Heerde, welche ruhig graste. Der Capitän wollte, wie vorhin, grad auf die Thiere zu. Ich hielt ihn zurück.

„Halt, Sir Turnerstick; auf diese Weise vertreibt Ihr sie wieder. Steigt hier rechts hinab; da ist der Weg sehr leicht, und stellt Euch dort unter jenen Kiri-Holzbaum. Ich gehe links hinunter und treib' Euch die Ziegen grad in den Schuß."

„Well, so lasse ich es mir gefallen. Macht, daß Ihr hinunter kommt; ich muß in fünf Minuten Sechs haben!"

„Mit zwei Kugeln?"

„Pshaw! Ich schieße allemal ihrer Drei durch und durch!"

„Wird schwierig sein! Wollt Ihr nicht lieber meinen Henry-Stutzen nehmen? Ich habe ihn wieder geladen, und er hat fünfundzwanzig Schüsse, welche Ihr abgeben könnt, ohne laden zu müssen."

„Das ist ja ganz außerordentlich profitabel! Gebt her, und zeigt mir, wie mit dem Dinge umzugehen ist!"

Ich erklärte ihm die Construction; dann eilte er, nachdem er mir seine Sonntagsbüchse eingehändigt hatte, von dannen. Es war wirklich urkomisch, seine breite Gestalt an dem Bergstocke mit weit gespreizten Seemannsschritten hinabwiegen und balanciren zu sehen.

Ich war viel eher zur Stelle, als er. Sobald ich ihn unter dem Kiri wußte, pürschte ich mich auf die Thiere zu und drückte auf etwa achtzig Schritte zweimal los. Beim ersten Schusse stürzte das Thier im Feuer, der zweite aber hatte, da ich des Gewehres nicht sicher war, weniger gut getroffen; die

Ziege sprang seitwärts ab und floh die Höhe hinan, welche derjenigen gegenüber lag, von der wir herabgekommen waren.

Die übrigen Thiere galoppirten grad auf meinen wackern Frick Turnerstick los. Dieser ließ sie bis auf vierzig Schritte herankommen, trat dann hinter dem Baume hervor und hob das Gewehr. Zu meiner größten Verwunderung bemerkte ich, daß er nicht schoß. Er schnitt mir, der ich, hinter den Ziegen herrennend, ihm dieselben entgegentrieb, allerlei wunderliche Grimassen, strampelte ungeduldig mit den Füßen, hielt das Gewehr zum Abdrücken fertig und schoß doch nicht. Die Ziegen eilten an ihm vorüber; er drehte sich um, zielte und — arbeitete mit der Rechten in heftiger Aufregung an dem Stutzen herum.

Unterdessen entkamen die Thiere, und ich erreichte ihn.

„Warum schießt Ihr denn nicht, Sir?" frug ich höchlich verwundert.

Er wandte sich zu mir herum. Sein sonst so gutmüthiges Gesicht glänzte vor Wuth wie Zinnober, und seine Stimme donnerte förmlich, als er mir antwortete:

„Was soll ich? Schießen soll ich? Wen denn? Doch wohl Euch? Schämt Euch, Charley, daß Ihr weniger Umsicht habt, als so ein Thier! Diese braven Ziegen waren so verständig, mir grad in das Rohr zu segeln, und Ihr seid so unverständig, hinter ihnen dreinzuspringen. Und dabei muthet mir der Mensch zu, daß ich losdrücken soll. Wenn ich Euch nun erschossen hätte, he!"

„Mich erschossen?" frug ich, beinahe steif vor Erstaunen bei diesem Vorwurfe. „Das ist ja ganz unmöglich, denn ich war ja volle zweihundertfünfzig Schritte hinter den Thieren."

„Thut nichts! Das muß ich verstehen! Ich bin ein alter, erfahrener Mann, und Ihr seid noch jung. Laßt Euch ein Beispiel erzählen: Master Cornpush, den ich nicht leiden kann, kommt zu mir und sagt mir Dinge, die mich wüthend machen. Ich nehme ihn und werfe ihn die obere Treppe hinab, oder vielmehr, will ihn nur die obere Treppe hinabwerfen; er aber ist so ungeschickt und stürzt alle beide Treppen hinunter, und ich mußte eine schwere Menge Strafgelder zahlen. So ist es mir mit diesem unglücklichen Master Cornpush ergangen; warum kann es mit der Kugel nicht ganz dasselbe sein? Ich will bloß die Ziegen treffen, aber die Kugel will partout zu Euch hinüber, fliegt über die Ziegen hinweg und Euch in den Kopf — nun, was dann, he? Und Ihr fragt, warum ich nicht geschossen habe, statt daß Ihr mir dafür dankt, daß ich so geistesgegenwärtig war, Euch das Leben zu retten? Charley, das hätte ich nicht von Euch erwartet!"

Ich gestehe, ich war vollständig verblüfft über diesen Vorwurf, welcher mit solchem Ernste und solcher Ueberzeugung vorgetragen wurde; auch wollte ich den Mann nicht noch mehr in Harnisch bringen und darum antwortete ich nur:

„Aber warum schoßt Ihr denn nicht hinter den Ziegen her?"

„Konnte ich, wenn dieser Henry- oder Harry- oder Parry-Stutzen nicht losgehen will? Ich habe gedrückt und gekniffen, gezogen und geschoben aus Leibeskräften — pshaw, er wollte einmal nicht! Hier habt Ihr Euere Schießröhre wieder! Wenn ich wieder einmal auf Ziegen gehe, so nehme ich mir eine Feueresse mit; von der weiß ich doch wenigstens, daß sie losgeht! Wo nehme ich nun meine sechs Thiere her, he?"

„Hm, leider," lachte ich; „sechs Ziegen auf zwei Schüsse!"

„Charley, bringt mich nicht in Krawall! Her mit meiner Büchse! Habt Ihr Etwas damit geschossen?"

„Ja, Zwei. Die Eine ist todt, und die Andere ging dort hinauf; sie ist verwundet und hat stark geschweißt."

„Ist das etwa zu verwundern?" frug er ingrimmig. „Wenn so ein armes Thier verwundet ist und einen solchen Berg hinauf muß, wird es doch wohl schwitzen dürfen!"

Jetzt wurde aus meinem Lachen ein förmliches Gelächter. Das aber brachte ihn so in Harnisch, daß er mir die Büchse aus der Hand riß.

„Charley, Ihr seid ein Barbar, ein vollständig gefühlloser Mensch; ich habe mit Euch nichts mehr zu schaffen. Segelt von Port Lloyd nach Canton, mit wem Ihr wollt, nur aber mit mir nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

„Vom Schlage berührt und getroffen."

Nachdruck verboten.

Ein wichtiges Kapitel für die gebildete Männerwelt von **Dr. Joh. August Schilling.**

Wer heut zu Tage mehrere Zeitungen zur Hand nimmt, findet fast in jeder einen Todesfall angekündigt: „Gestorben schnell und unerwartet am Schlagflusse." — Besonders Männer aus den besser situirten Ständen erliegen häufig solchen Schlägen. Weil aber in diesen Fällen der Tod meist plötzlich und scheinbar unangemeldet seinem Opfer sich nähert, deßhalb ist hier der Satz am Platze: „Sehet Euch vor bei Tage, d. i. zur rechten Zeit, denn es kommt die Stunde und die Nacht, in der es zum Handeln zu spät sein wird."

Ich sagte soeben: „Scheinbar unangemeldet" tritt Freund „Hein" an Viele heran. Ich betone das „scheinbar", denn für den auf sich, seinen Körper und seine geistigen Zustände Aufmerksamen tritt solch' ein Schlaganfall weniger heimtückisch ein und viele Schlagflüsse sind gewiß schon im Voraus zu verhüten, wenn der Mensch immer zur rechten Zeit seine Fürsorge träfe.

Die gewöhnlichste Form des Schlagflusses ist der Gehirn- oder Blutschlagfluß, Apoplexia oder auch „Gutta" genannt.

Die meisten Fälle, in denen Jemand plötzlich, ohne besonders auffällige vorherige Erkrankung oder ohne vorhergegangene erlittene Gewaltthat entweder sofort vom Tode ereilt wird oder doch mit einem Male das Bewußtsein und zugleich auch die Fähigkeit verliert, die eine Hälfte seines Körpers sowie auch die Zunge zu bewegen, sind Gehirnschlagflüsse.

Viele der von Apoplexie Erreichten stürzen, wie von einem Blitzschlage getroffen, nieder und ihr Leben ist rasch dahin. Hie und da gehen dem Anfalle verschiedene Beschwerden vorher, welche die Sinne, das Bewegungsvermögen und das Allgemeingefühl störten; z. B. Vergeßlichkeit, Schwarzsehen, Pelzigsein der Hände u. s. w. Mit dem Verschwinden der Sinne und des Bewußtseins fällt der Kranke plötzlich hin, sein Athem wird mühsam, schnarchend langsam, röchelnd, das Gesicht in der Regel nach einer Seite hin verzerrt; manchmal ist die Gesichtsfarbe dunkelroth bis blauroth, die Augen starren stier, sind glotzend, die Pupillen erweitert, die Augenlider herabgesunken, der von Speichel und mit Schaum bedeckte Mund ist mit dem einen Winkel und zwar an der noch gesunden Seite schief nach abwärts gezogen; der Mundwinkel der anderen gelähmten Seite aber sieht wie aufgeblasen aus. Auch die Zunge und das Zäpfchen sind schief gestellt. Die Arme und Beine der einen, nämlich der getroffenen Seite hängen schlaff herab. Der Puls ist meist verlangsamt. Der vom Schlage Getroffene bietet im Allgemeinen das Aussehen eines schwer Berauschten dar. Mancher kolossale Rausch wurde auch schon im ersten Momente für einen Schlagfluß gehalten.

Der vom Schlage Getroffene kann übrigens recht gut und recht bald wieder zum Bewußtsein und später auch allmälig wieder zur Bewegungsfähigkeit gelangen — er kann also scheinbar zur vollen Gesundheit kommen. Häufig aber stirbt der Gelähmte im bewußtlosen Zustande nach mehreren Stunden oder Tagen. Sehr oft bleibt nach Wiedereintritt des Bewußtseins eine halbseitige, vollständige oder theilweise Lähmung für die ganze kommende Lebenszeit zurück. —

In anderen Fällen kehrt wohl das Bewußtsein wieder, der Kranke erwacht wie aus einem schweren Traume, weiß gar nichts von dem, was um ihn vorgegangen ist, aber mit dem Bewußtsein stellt sich die Geistesthätigkeit des Gehirnes nicht vollkommen wieder ein, sondern Gedächtnißschwäche, Stumpfsinn oder eine Art kindischen Gemüthszustandes dauern bis an's Lebensende fort.

In manchen Fällen kommt es allerdings nach dem Schlaganfalle zu einer annähernd scheinbar vollkommenen Genesung,

Verfettung der Organe und deren Folgen sich möglichst zu bewahren.

Am Platze sind: Fleischsuppen, einfache mit Fleischeinlagen, z. B. Froschschenkeln, auch mit Einlagen aus dem Pflanzenreiche, z. B. Karfiol, überhaupt Kräutersuppen, die jedoch gründlich von Fette befreit sein müssen. Rindsbraten mit fettarmen Saucen, leicht angesäuert mit Essig, Boeuf à la mode, alle Arten Kalbsbraten (ausgenommen fetter Nierenbraten), Hasen-, Hirsch-, Rehbraten und Ragout, ebenso Federwild, dann Fluß- und Seekrebse, Schnecken, Frösche, ebenso mageres Pöckelfleisch sind erlaubt. Von den thierischen Eingeweiden sind recht rathsam: Kutteln, Bries, Nieren, Herz, aber Alles in Saucen. Als Beilagen zu Fleischspeisen mögen dienen: Salate von Endivien, Gurken, Kopfsalat, Kresse, Rettig, Meerrettig. Auch nichtblähende Gemüse sind erlaubt. Von Obst ist Kern-, Stein- und Beerenobst recht diensam. Nüsse sind verboten. Von den Käsen sind Kräuterkäse, Parmesan, Emmenthaler noch rathsam, die sehr fetten aber verboten, wie Fromage de Brie, Strachino di Milano 2c. Hausgemachter sogen. Kuhkäse ist jedoch sehr gut. Kaffee und Thee ohne Rahm und mit nur wenig Zucker und nicht allzustark sind gerade nicht schädlich, Chocolade ist schon weniger gut.

Ueberhaupt ist bei Fettleibigen und sogen. Vollblütigen das Nahrungsquantum etwas zu beschneiden. Hie und da ist es recht gut, einige Wochen lang ein „vernünftiger Vegetarianer" zu werden und viel Gemüse, Obst 2c. zu essen. Wassersuppen, Fleisch von jungen Thieren (weißfaseriges Fleisch), junges Geflügel und viel leimhaltige Substanzen (zu Sulzen verwendet, z. B. Kalbsfüße) thun solchen Personen sehr gut. Von den Fischen sind magere, nicht große, etwa halbpfündige Hechte, Forellen, Barschlinge, Felchen, Flußkarpfen zu empfehlen; ebenso Ochsenmaul-, Schnecken-, Fischsalate.

Unerlaubt sind: Fette Milch, Butter, viel Eigelb, Honig, fette Fische, fettes Geflügel (Mastgänse), stärkemehlhaltige Cerealien, Sago, Reis, Tapioka, Kartoffeln, viel Brod, Hülsenfrüchte, viel und sehr malzreiches Bier. Leichtes Bier — nicht Lagerbier — leichte, überall zu habende Waare mit wenig Malz und Hopfen — ist nicht gefährlich und erzeugt auch keine Blutwallungen. Aber in rauchigen, überheizten Kneiplokalen kann auch das leichteste Gebräu für den zum Schlagfluß Geneigten gefährlich werden; d. h. nicht das Bier selbst, sondern der Tabaksqualm, die Stickluft, die Hitze. Besonders leichte, säuerliche Weine, z. B. Seewein mittleren Schlages, eignen sich recht gut zum Getränke. Solche Weine enthalten so wenig Alkohol und so viel Säure, daß durch sie eine Fettbildung und auch Congestion nicht zu fürchten ist. Auch gutes Brunnenwasser — des Tags ein paar Schoppen, nicht aber übertrieben viel — ist vortrefflich, und hier liefert jener Brunnen das heilsamste Wasser, der am weitesten von der Wohnung entfernt liegt und zu dem man zu Fuße hinwandert. Spaziergänge, Holzsägen sind empfehlenswerth. In Gesellschaft muß man — statt Karten-, Schach- und „Hock"spielen sich an einer Billard- oder Kegelpartie betheiligen. Letzteres Spiel steht in sanitärer Beziehung fast unübertroffen da unter allen Gesellschaftsspielen.

Wer aber noch zur rechten Zeit sich an eine richtige und gesundheitsgemäße Körper- und Geistes-Diät hält, der wird auch meist bewahrt bleiben von Schlaganfällen.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Er warf mir den Bergstock vor die Füße und schritt mit einer Geberde der höchsten Indignation fort. Ich ließ ihn laufen, denn ich wußte sehr genau, daß er wieder kommen werde. Auf unserm bereits auf Seite 250 des „Deutschen Hausschatzes" (VI. Jahrgang) erwähnten Ritte durch die Pampas hatten wir öfters solche kleine tragikomische Zwischenspiele durchgemacht, und stets war er sehr schnell zur Einsicht gekommen und wieder zu mir zurückgekehrt. An Bord mußte ich seine Stellung als Capitän natürlich achten; am Lande aber, wo mir oft mehr Erfahrung zur Verfügung stand als ihm, war von einer disciplinellen Unterthänigkeit ganz selbstverständlich keine Rede.

Ich nahm also meinen Stock auf und stieg den Spuren der verwundeten Ziege nach. Gleich hinter der zu erglimmenden Höhe mußte die See liegen, wie ich von dem gegenüberliegenden Punkte der Thalwand gesehen hatte. Fährte und Schweiß waren deutlich zu erkennen und führten mich nach einem schmalen Plateau, welches sich senkrecht nach der See abzustürzen schien. Hart am Rande desselben lag die Ziege. Sie war schwer getroffen und versuchte, sich zu erheben, als sie mich erblickte. Ich machte durch einen sichern Schuß ihrer Qual ein Ende.

Kaum war der Knall verhallt, so war es mir, als ob ich tief unten einen Ruf vernähme. Ich legte mich nieder, bog den Kopf über den scharfen Rand des Felsens hinaus und blickte hinab. Ganz wie ich vermuthet hatte, fiel die Felsenwand beinahe senkrecht zur Tiefe und bildete einen kleinen Halbkessel, welcher in seinem Hintertheile höchstens dreißig Fuß breit war, nach vorn, wo er von den Wogen der See bespült wurde, sich allmälig erweiterte und sich ringsum so streng abgeschlossen zeigte, daß ihn wohl noch nie ein lebendes Wesen betreten hatte. Von oben war wohl kaum hinabzukommen, und an der Wasserseite verwehrte eine scharfe Korallenbarre, über welche sich die See in hohen Wogen brach, den Zugang. Und doch stand ein Mensch da unten, der mich bemerkt hatte und mir durch Gesticulationen zu verstehen gab, daß er sich in einer verzweifelten Lage befinde.

Ich konnte die Laute hören, die Worte aber nicht verstehen; seine Kleidung jedoch sagte mir, daß er ein Chinese sei. Wie kam der Mann nach Stapleton-Island und noch dazu in diese unzugängliche Bucht? Freiwillig jedenfalls nicht. Aber wie war es möglich, ihn herauszubringen? Ich überlegte noch, wie dies möglich sei, als ich hinter mir Schritte hörte. Ich drehte mich gar nicht um, denn ich vernahm aus dem lauten Schnaufen, daß es mein reuig zurückkehrender Frick Turnerstick sei.

„Alle Wetter, war dies geklettert! Ich will lieber an tausend Mastbäumen hinauf, als diesen Berg wieder hinunter!"

Der gute Mann ließ ganz außer Acht, daß er dennoch und auf jeden Fall wieder hinab müsse.

„Wollt Ihr vielleicht auf dieser Seite hinab, Sir?" frug ich, auf den Abgrund deutend.

Er streckte alle zehn Finger abwechselnd aus.

„Fällt mir niemals ein! Ich glaube, ich käme so unmäßig schnell in die Tiefe, daß der Capitän Frick Turnerstick als ein Wrack unten läge, an welchem man weder Rumpf noch Masten oder Spieren und Stengen zu erkennen vermöchte."

„Und doch müßt Ihr hinab!"

„Ich? Müssen? Warum? Charley, ich komme in ganz guter und rechtschaffener Absicht wieder, und Ihr wollt mich dafür geradezu in den Tod jagen. Ist das recht von Euch?"

„Ja, was soll denn aus dem Manne da unten werden, wenn Ihr ihn nicht heraufhebt?"

„Ein Mann? Wo?"

„Macht es, wie ich. Legt Euch nieder und seht ihn Euch an!"

Er folgte dieser Aufforderung mit sehr bedeutender Vorsicht.

„Ein Chinese, nicht, Charley?"

„Ja."

„Wie kommt der Kerl in diesen Käfig?"

„Das wird er uns wohl sagen. Zur See können wir nicht zu ihm; das ist wegen der fürchterlichen Barre dort unmöglich; also müssen wir hier hinunter."

Der Capitän machte ein ganz verzweifeltes Gesicht.

„Hört, Charley, ich möchte dem Kerl von Herzen gern helfen, aber was kann es ihm nutzen, wenn ich seinetwegen Hals und Bein breche?"

„Das ist richtig. Also werde ich versuchen, hinabzukommen."

„Wird Euch nicht anders gehen," meinte er ängstlich.

„Wollen sehen! Ganz hinunter kann ich allerdings unmöglich, aber es ist gut, daß ich meinen Lasso bei mir habe. Seht dort den Feyé[1]) am Rande stehen! Von da aus lasse ich mich auf den schmalen Vorsprung, den Ihr unter ihm seht, hinab, und es ist Eure Aufgabe, den Lasso, welchen ich bei meiner Rückkehr werfen werde, aufzufangen und an den Stamm zu binden. Ihr haltet natürlich mit, wenn ich emporsteige."

Wir schritten bis zu dem Feyé hin, an welchen ich, tief an der Erde, den Lasso befestigte. Dann warf ich Jacke und Mütze ab und ließ mich auf den erwähnten Vorsprung, welcher vielleicht fünfzehn Fuß unter uns lag, hinab.

„Den Lasso los, Capt'n!"

„Aye, aye! Aber nehmt Euch in Acht, Charley; wenn Ihr stürzt, so kann Euch Niemand helfen!"

Ich legte mir den Lasso um den Leib und stieg weiter. Die ganze Höhe des Felsens mochte vielleicht zweihundert Fuß betragen. Von dem vier Fuß breiten Absatze, zu welchem ich mich niedergelassen hatte, war es für einen geübten und schwindelfreien Bergsteiger nicht schwer, bergab zu kommen, und nur ungefähr zwanzig und etliche Fuß über der Sohle des Kessels hörte diese Möglichkeit vollständig auf. Ich langte glücklich dort an.

Der Chinese war meinen Bewegungen mit gespanntem Auge gefolgt. Jetzt aber stieß er einen Ruf der Enttäuschung aus. Ich drehte mich ihm zu und frug im Kuan-hoa[2]), da ich vermuthete, daß er mich da jedenfalls verstehen werde:

„Wie heißest Du?"

„Kong-ni."

„Wo bist Du her?"

„Aus Tien-hia[3]), dort im Si[4]), über dem Meere."

„Aus welcher Provinz oder Stadt?"

„Aus Kuang-tscheu-fu[5]) in der Provinz Kuang-tong."

„Wie kommst Du hierher?"

„Ich war auf einem Lung-yen[6]), welcher gestern im Teifun zu Grunde ging. Die Wogen haben mich hereingeschleudert, und ich muß sterben, wenn Du mich nicht rettest."

„Kannst Du gut steigen?"

„Ich war in allen Bergen des Westens; mein Auge ist gut, und mein Fuß zittert nicht. Aber mein Kopf ist an die Felsen geschlagen, so daß mir schwindelt, und mein linker Arm ist verwundet, so daß ich große Schmerzen habe."

„Wenn Du Deine Schmerzen beherrschen willst, so kann ich Dich retten."

„Ich werde es!"

Ich schlang den Lasso los und ließ das Schlingenende hinab.

„Lege Dir diesen Riemen unter den Armen hindurch um den Leib; ich werde Dich emporziehen!"

Wegen seiner weiten Kleidung und seines verwundeten Armes dauerte es lange, ehe er damit fertig wurde.

„Wirst Du mich nicht fallen lassen?" frug er empor.

„Nein. Halte Dich mit dem rechten Arm vom Felsen ab und hilf mit den Füßen nach!"

Er gehorchte dieser Weisung, und nach wenigen Augenblicken stand er vor mir, bleich und im höchsten Grade angegriffen. Er war ein noch sehr junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren. Er mußte große Schmerzen haben, denn er hatte sich während meines Emporziehens die Lippe blutig gebissen.

„Gib mir Deinen Arm; ich will sehen, was ihm fehlt."

„Bist Du ein Arzt? Kennst Du das „Tschang-schi-yi-thung"[7]) und das „Wan-ping-tsui-tschün"[8])?" frug er mich.

„Ich kenne Beide, und auch den „Yi-tsuan-i-tsung-kin-kian"[1])", antwortete ich, um ihm Vertrauen einzuflößen. „Zeige her!"

Er gab mir den Arm. Die Untersuchung mußte ihm höchst schmerzhaft sein, denn ich fand, daß er den Arm oberhalb des Ellbogens gebrochen hatte.

„Dein Arm ist entzwei, aber ich werde ihn heilen, sobald sich die Geschwulst ein wenig gesetzt hat. Kannst Du hier emporklettern?"

„Ich könnte es leicht, aber ich bin matt. Stütze mich!"

Ich that dies, mußte aber bald einsehen, daß es in dieser Weise nicht gehen werde. Ich versuchte, sein Gewicht zu taxiren. Er war zwar kräftig, aber nicht zu stark gebaut.

„Wirst Du Dich mit den Beinen festhalten können, wenn ich Dich auf meine Achseln nehme?"

„Wolltest Du das wirklich thun?"

„Ja."

„Aber ich weiß nicht, wer Du bist, und ich mag nicht das Gesetz verletzen, welches mir vorschreibt, höflich zu sein."

„Du wirst dieses Gesetz nicht verletzen, denn ich bin kein Dse-tschung-kuo[2]), sondern ein Tao-dse[3]), der Dir helfen will. Komm, wollen es versuchen!"

Ich nahm ihn empor, daß er wie ein Reiter auf meinen Schultern saß und die Füße auf meinem Rücken in einander schlang. Während er sich mit der Rechten an meinem Kopfe und ich mit der einen Hand seine Beine festhielt, versuchte ich, mit ihm bergan zu kommen. Es ging, obgleich ich höchst langsam und vorsichtig steigen mußte, um jeden Fehltritt zu vermeiden.

Es verging wohl eine halbe Stunde, ehe wir den obern Vorsprung erreichten. Dieser war, wie bereits erwähnt, nur vier Fuß breit, und daher bereitete uns das Absteigen bedeutende Schwierigkeiten. Wir konnten Beide leicht hinabstürzen. Ich befahl ihm daher, die Augen zu schließen, kniete nieder und ließ ihn langsam von mir gleiten.

„Halloh, Master Turnerstick!"

„Halloh, bin schon da!"

„Fangt den Lasso auf!"

Es war nicht leicht, den Riemen empor zu bringen, aber es gelang. Der Capitän band ihn oben fest, und ich schlang das andere Ende um den Leib des Chinesen.

„Bleib stehen, bis ich oben bin," mahnte ich diesen. „Ahoi, Capt'n! Ich komme. Ist der Riemen fest?"

„Well! Wenn er nicht reißt, so mag es gehen, denn ich halte fest."

Ich griff mich empor und kam auch glücklich oben an.

„Willkommen, Charley! Das war ein fürchterlicher Kurs, den Ihr da gesegelt seid; eine solche Passage, und dabei diesen China-Mann auf dem Halse, das ist keine Kleinigkeit. Wer ist der Kerl, wie heißt er, wo kommt er her, was will er hier, und was hat er Euch berichtet?"

„Das ist ja eine ganze Schiffsladung von Fragen! Werde sie später beantworten, wenn er oben ist. Wir dürfen ihn nicht warten lassen; er hat den Arm gebrochen und leidet große Schmerzen."

„Den Arm gebrochen? Armer Teufel! Herauf mit ihm, daß Ihr ihn wieder zusammensplissen könnt!"

Wir waren jetzt zu Zweien; darum ging es besser und leichter als das vorige Mal. Trotzdem sank er, als wir ihn oben hatten, sofort vollständig zu Boden. Die Kraft eines festen Willens hatte ihn bisher aufrecht erhalten, jetzt aber nahm ihn eine wohlthätige Ohnmacht in ihre Arme.

„Mit dem steht's schlimm, Charley. Er wird uns doch nicht etwa unter den Händen sterben?"

„Nein. Er hat Schiffbruch gelitten und ist von den Wellen in die Bucht geschleudert worden. Das ist natürlich nicht ohne Stöße und Püffe abgelaufen; der Arm ist entzwei; er hat seit gestern und vielleicht wohl noch seit länger weder gegessen, noch getrunken, so daß es gar kein Wunder ist, wenn er nach der jetzigen Anstrengung die Besinnung verliert. Aber ich muß diese Ohnmacht benutzen und ihn hinunter in das Thal und an das Wasser schaffen. Was Euch betrifft, so bleibt Ihr doch wohl hier?"

---

[1]) Bergbanane.

[2]) Die Sprache der gebildeten Chinesen.

[3]) Deutsch: „Unter dem Himmel" oder auch „Welt", wie die Chinesen ihr Reich nennen.

[4]) Westen.

[5]) Canton.

[6]) Wörtlich „Drachenauge". So nennen die Chinesen eine Art ihrer Dschunken, deren aufgerichtetes Vordertheil einem Drachenkopfe mit außerordentlich großen Augen nachgebildet ist.

[7]) Deutsch: „Die ganze Heilkunde von Tschang-schi," von Tschang-lu-yü, dem Sohne jenes berühmten Arztes, im Jahre 1705 herausgegeben.

[8]) „Der zurückkehrende Frühling aller Krankheiten." Beide Bücher gehören zu den vorzüglichsten klassisch-medizinischen Werken der Chinesen.

[1]) Wörtlich: „Goldener Spiegel der Arzneikunst," auch eines der klassischen Lehrbücher.

[2]) „Sohn aus dem Reiche der Mitte," also Chinese.

[3]) „Sohn der Vernunft," ein Deutscher.

„Ich? Warum?“

„Diese Höhe blickt gar weit in die See hinaus, und ich denke, daß Ihr sie als Leuchtthurm schmücken wollt.“

„Ich? Wer hat Euch das weisgemacht?“

„Ihr selbst, Sir. Oder sagtet Ihr vorhin nicht, daß Ihr lieber an tausend Masten hinauf als hier wieder hinunter wollt?“

„Redensart, Charley, nichts als Redensart! Wenn einem Menschen die Rackete in den Kopf fährt, so ist er im Stande, Dinge zu sagen, an die er selber niemals glaubt. Aber auf welche Weise werden wir diesen Mann hinunterbringen? Ich habe mit mir selbst grade genug zu schaffen, wenn ich nicht wie eine Bombe nieder in das Thal platzen will.“

„Ich werde Euere Hülfe gar nicht brauchen; nur bitte ich Euch, mein Gewehr zu tragen.“

„Eigentlich wollte ich das unglückselige Ding gar nicht wieder anrühren, aber wenn es nicht anders sein kann, so werde ich Euch den Gefallen thun. Gebt es her!“

Er war mir behülflich, den Ohnmächtigen aufzunehmen; dann stiegen wir die Höhe hinab. Unten angekommen, frug er:

„Wo legt Ihr ihn nieder?“

„Hier nicht, da es hier kein Wasser gibt. Wir müssen bis zu dem Bache, den wir vorhin passirten.“

„Aber unsere Ziegen?“

„Um diese können wir uns jetzt nicht bekümmern. Wir werden sie morgen holen oder holen lassen!“

„Meinetwegen. Also vorwärts!“

Wir hatten bis zu dem erwähnten Bache gar nicht weit. Ich legte den Chinesen dort nieder und entfernte die Kleidung von dem Arme, um die Geschwulst mit Hülfe des Wassers zu kühlen. Er erwachte dabei. „Gebt mir zu trinken!“

Dies geschah, und auch von unserem mitgenommenen Proviante aß er mit einer Begier, welche sehr deutlich zeigte, daß er gehungert hatte.

„Sage mir Deinen Namen,“ bat er dann, „damit ich weiß, wie ich Dich nenne, wenn ich Dir danken will.“

Ich nannte ihm denselben. Er schüttelte den Kopf.

„Wenn man ein Wort sagt, muß man sich dabei etwas denken können, aber Dein Name hat keine Seele. Erlaube mir, daß ich Dich in der Sprache rufe, welche im Schin-tan[1]) gesprochen wird! Du bist ein Tao-dse; welchen Rang hat Dir Dein Kaiser gegeben?“

„Ich reise in allen Ländern der Erde und schreibe dann Bücher über das, was ich gesehen habe.“

„So bist Du nicht bloß ein Sieu-tsai[2]) oder ein Kieu-jin[3]) sondern ein Tsin-sse[4]) und hast Recht zu den höchsten Ehrenstellen Deines Landes. Du bist groß und stark und klug; ich werde Dich Kuang-si-ta-sse[5]) nennen, denn Dein Land liegt im Ti-si[6]). Wirst Du es mir erlauben?“

Kein Volk ist so höflich wie die Chinesen, und es ist eine beinahe tödtliche Beleidigung, einen Bewohner der Mitte grob zu nennen. Der Name, welcher mir ertheilt wurde, war ein sprechender Beweis, daß Kong-ni keine Ausnahme bilde. Dieser Name war zwar beinahe mehr als hochtrabend, aber was konnte es schaden, wenn ich ihn acceptirte?

„Ich erlaube es Dir. Wie hieß die Dschunke, mit welcher Du Schiffbruch littest?“

„Fu-schin-hai.[7]) Der Teifun hat sie mit allen Leuten getödtet, und ich bin ganz allein entkommen.“

„Willst Du mit uns nach Kuang-tscheu-fu gehen?“

„Hast Du ein Schiff, welches dorthin fährt?“

„Es gehört diesem Manne, welcher mit demselben bereits durch alle Meere gefahren ist.“

Er wandte sich zum Capitän herüber.

„So bist du ein Ti-tu[8])! Wie ist Dein Name?“

„Er spricht noch nicht die Sprache Deines Landes, und ich werde also zwischen ihm und Dir den Tun-sse[1]) machen. Capt'n, dieser Mann heißt Kong-ni und möchte auch Euern Namen wissen!“

„Turnerstick,“ antwortete der Angeredete.

„Tu-re-ne-si-ki? Wirst Du die Gnade haben, Ti-tu Tu-re-ne-si-ki Kuon-gan, mich mit nach Kuang-tscheu-fu zu nehmen?“ frug der Chinese.

Ich übersetzte dem „Admiral Tu-re-ne-si-ki, Excellenz“ diese höfliche Erkundigung. Er lachte im ganzen Gesichte und frug mich:

„Was heißt „Ja“ auf Chinesisch?“

„Das kommt auf die Mundart an; entweder tsche oder sche.“

Er wandte sich zu Kong-ni und nickte mit dem Kopfe.

„Tsche und meinetwegen auch sche, alter Junge! Haben wir Dich aus der einen Patsche herausgefischt, so werden wir Dich doch nicht etwa in eine andere stecken. Wißt Ihr etwas, Charley? Dieser Mann hat sich einigermaßen erholt und wird wohl bis zum Strande laufen können. Es wird Abend, und wir wollen machen, daß wir hier fortkommen!“

Das war mir recht. Kong-ni erklärte, daß er genug Kraft besitze, selbst zu gehen. Ich gab ihm mein Taschentuch als Bandage, in welcher sein Arm ruhen konnte, und dann brachen wir auf. Der kurze Weg bis zur Jolle war bald zurückgelegt. Wir schoben sie in das Wasser, stiegen ein und griffen zu den Rudern. Kong-ni hielt sich wacker, und wir brachten ihn, der ohne unsere Jagdexpedition auf dem einsamen Stapleton-Island elend hätte verschmachten müssen, glücklich auf unser Schiff, wo ich seinen Arm sofort in die Behandlung nahm.

Die Reparaturen, deren unser „The wind“ bedurfte, stellten sich leider als sehr umfangreich und langwierig heraus. Der Teifun hatte das ganze Gebäude des Schiffes arg zusammengerüttelt, dessen Fugen durch das Zerbrechen des Fock- und Bugmastes arg erschüttert worden waren. Zudem fehlten die beiden Boote, und um nur das Hauptsächlichste herzustellen, bedurften wir eines Aufenthaltes von zwei Wochen in Port Lloyd. Dann endlich gingen wir in See nach Canton, wo die Hauptreparaturen bewerkstelligt werden sollten.

Der Arm Kong-ni's machte mir keine Sorge, denn die Heilung schien einen ganz guten, regelrechten Verlauf zu nehmen. Ueberhaupt war mir die Anwesenheit des Chinesen sehr vortheilhaft; er sprach den weicheren, wohllautenden südlichen Dialekt, ich aber hatte meine Uebungen im Dialekte von Peking gemacht. Deßhalb behielt ich ihn fast während des ganzen Tages bei mir, um, ohne daß er es merkte, sein Schüler zu sein.

Darauf war der Capitän aufmerksam geworden.

„Charley, sagt einmal, ist denn dieser Chinese gar so ein prachtvoller Mensch, daß Ihr keine Minute von ihm lassen könnt?“ frug er mich. „Ich muß Euch offen sagen, daß ich höchst unzufrieden mit Euch bin, denn Ihr vernachlässigt mich auf eine wahrhaft schauderhafte und unverzeihliche Weise.“

„Ihr habt einigermaßen Recht, Capt'n, aber Ihr werdet mir verzeihen, wenn ich Euch gestehe, daß ich mich meist der Sprache wegen zu Kong-ni halte. Ihr glaubt nicht, wie viel man schon in einer einzigen Woche zu lernen vermag, wenn man Gelegenheit hat, seine Studien in dieser praktischen Weise vorzunehmen.“

„Ah, das ist es also, Ihr Schlaukopf! Ich bin ein wenig weit in der Welt herumgekommen und könnte es sehr gut gebrauchen, wenn ich mir hier und da Einiges von anderen Sprachen zusammengelesen hätte; aber eines Theils kommt man mit unserm Englisch an jedem Orte durch, andern Theils habe ich ein ganz außerordentliches Talent, in fremden Sprachen weniger als nichts zu lernen. Ich habe einst sechs Monate lang Französisch getrieben und weiß nur noch, daß vaisseau Schiff heißt, und auch das werde ich in acht Tagen vergessen haben. Aber eine Schande ist und bleibt es doch, daß ich nach Canton will und kein Wort Chinesisch verstehe. Wollt Ihr mir nicht Einiges lehren, Charley?“

„Sehr gern, wenn es Euch Spaß macht!“

„Spaß weniger, aber Arbeit wird es mir machen. Jedoch, ich habe mir sagen lassen, daß diese Leute nur einsilbige Wörter haben, und da denke ich, daß die Geschichte nicht gar so schwierig sein wird.“

[1]) Schin-tan wird China von den Buddhisten genannt.

[2]) „Blühendes Talent,“ wie der Baccalaureusgrad genannt wird.

[3]) „Beförderter Mensch“, ungefähr Licentiat.

[4]) „Vorgerückter Mann“, so viel wie Doctor. Auf diesen drei Graden beruht die Anstellungsfähigkeit in China, und nur einem Tsin-sse werden vornehmere Aemter übertragen.

[5]) Wörtlich: „Großer Glanz, Doctor aus dem Westen.“

[6]) „Westliche Erde.“

[7]) „Königin der Meere.“

[8]) Ein Ti-tu ist ein Admiral. Der Chinese versetzte in gewohnter Höflichkeit den Capitän in diesen hohen Rang.

[1]) Dolmetscher, wörtlich: „Doctor der Sprache.“

Diese Ansicht war allerdings belustigend, aber ich begann doch mit dem Unterrichte und muß gestehen, daß er reißende Fortschritte machte im — Vergessen. Drei Worte, welche er mir heut fünfzigmal hersagen mußte, hatte er bereits morgen schon wieder vergessen oder gebrauchte sie in einer Weise, welche mir die Lachthränen in die Augen trieb, und als wir Canton erreichten, war er im Stande, eine englisch-chinesische Rede zu halten, von der kein Mensch ein Wort verstehen konnte, weil sie aus Redetheilen bestand, welche er für den Augenblick extemporirte.

Die Granitfelsen der Insel, auf welchen Hong-kong erbaut ist, stiegen vor uns empor; die uns begegnenden Fahrzeuge waren immer zahlreicher geworden, und als wir die Landspitze douplirten, hinter welcher Victoria liegt, wie die Engländer die Stadt benannt haben, sahen wir im wahrsten Sinne des Wortes Tausende von Dschunken um uns her, theils mit Fischerei und theils mit Transport und Küstenhandel beschäftigt.

Ich stand mit dem Capitän auf dem Hinterdeck. Er beobachtete mit großem Interesse das uns umfluthende Treiben und meinte:

„Wißt Ihr, Charley, daß ich einen sehr außerordentlichen Entschluß gefaßt habe!"

„Welchen?"

„Ich habe Euch bisher nicht begreifen können, daß Ihr in der Welt herumstöbert, bloß um Land und Leute kennen zu lernen; jetzt aber ist mir die Sache einleuchtender geworden. Ich hänge von keinem Menschen ab, muß mein Schiff hier wieder seetüchtig machen, woraus ein längerer Aufenthalt entsteht, und da ich mir unter Eurer vortrefflichen Leitung eine so ganz unerwartete Fertigkeit im Chinesischen angeeignet habe, so bin ich entschlossen, mich Euch hier anzuschließen, um auch einmal in Eurer Weise „Land und Leute kennen zu lernen." Ihr nehmt mich doch mit, Charley?"

„Mit Vergnügen, denn ich hoffe, daß Ihr mit Eurem Sprachschatze auskommen werdet!"

„Habt keine Sorge, alter Junge! Das Chinesische ist tausendmal leichter, als man glauben sollte. Kan-tong, Nan-king, Hon-kong, Pe-king, Gin-seng, habt Ihr aufgepaßt? Alles lautet auf ong, ing, eng, ung und so weiter; das ist doch kinderleicht."

„Schön! Wie würdet Ihr also zum Beispiel einen Chinesen grüßen?"

„Wollt Ihr mich etwa verblüffen? Im Englischen grüße ich „good day", im Chinesischen also „goodeng daying". Wer das nicht versteht, ist so dumm, daß ihm kein Doktor helfen kann. Nun, Charley, wollt Ihr mich noch weiter examiniren?"

„Nein, ich habe zur Genüge!" lachte ich. „Laßt Euch ganz aufrichtig sagen, daß ich noch niemals einen so geistesgegenwärtigen Schüler gehabt habe!"

„Ist das ein Wunder? Geistesgegenwart ist ja die erste Erforderniß bei einem tüchtigen Seemanne, und Master Frick Turnerstick ist nicht ein Capitän, der sich unter die schlechten rechnen läßt. Aber jetzt müßt Ihr mich entschuldigen; ich habe keinen Lootsen und muß mich deßhalb selbst um das Einlaufen bekümmern."

Wir gingen in Parade vor Anker, und die üblichen Salutschüsse wurden gewechselt. Kong-ni stand dabei neben mir. So bekannt er mir geworden war, in einer Beziehung war er mir doch ein Räthsel geblieben: ich hatte nie erfahren können, welchem Gewerbe oder Berufe er angehöre und in welchen familiären Verhältnissen er sich befinde. Zwar hätte ich sehr leicht eine direkte Frage aussprechen können, da er aber meine Andeutungen nicht verstehen wollte, so hatte ich dies unterlassen.

Der junge Mann hatte nicht jenes nichtssagende und nur schlau blickende Gesicht, welches bei den Chinesen stereotyp zu sein scheint; er besaß vielmehr recht intelligente Züge, und die eingehenden Unterhaltungen, welche wir gepflogen hatten, waren mir oft Beweisführer geworden, daß er eine unter seinen Landsleuten nicht gewöhnliche Bildung besaß.

„Wie lange wirst Du in Hong-kong bleiben?" frug er mich.

„Das ist noch unbestimmt."

„Willst Du bloß nach Kuang-tscheu-fu gehen?"

„Nein. Ich werde weiter gehen."

„Das werden Dir die Kuang-fu[1]) nicht erlauben."

„So werde ich selbst es mir erlauben."

„Ich habe Dich „Kuang-si-ta-sse" genannt und weiß, daß Du klug und muthig bist; aber Du wirst dennoch nicht weiter als bis Kuang-tscheu-fu kommen. Ihr nennt diese Stadt Canton und dürft sie besuchen; aber wer von Euch hat sie schon einmal richtig gesehen? Es ist Euch nur erlaubt, die Straßen zu betreten, die nicht zur chinesischen Stadt gehören. Wie willst Du noch weiter kommen, wenn Du kein Chinese bist?"

„So werde ich einer!"

„Das ist schwer. Du hast mir das Leben gerettet, und ich möchte Dir gern dankbar sein. Erlaube mir, Dir einen Rath zu geben!"

„Sprich!"

„Willst Du der Sohn eines Fu-yuen[2]) werden?"

Ich erstaunte bei dieser Frage, welche grad ebenso klang, als wenn mir daheim ein einfacher Bürger angeboten hätte, der Adoptivsohn des Königs von Bayern oder Sachsen zu werden. Kong-ni konnte nicht wagen, einen Scherz mit mir zu treiben, und ich besaß ja kaum irgendwo eine nähere Kenntniß des räthselhaften Landes, welches zu betreten ich im Begriffe stand. Deßhalb frug ich einfach:

„Ist das möglich?"

„Ich mache es möglich, Dir zu Liebe."

„Diese Antwort wurde in einem Tone gegeben, der wie die vollständigste Ueberzeugung klang. Ein Fu-yuen ist der erste Beamte des Tsung-tu, den wir in Europa Vicekönig zu nennen pflegen, und hat die ganze Civilverwaltung einer Provinz in der Hand. Wer war dieser Kong-ni, daß er mir einen solchen Vorschlag machen konnte? Ich hatte hier mit unbekannten Verhältnissen zu rechnen und mußte mich also so passiv wie möglich verhalten.

„Ich habe bereits einen Vater," antwortete ich.

„Dein Vater ist nicht hier. Du bist kein Diener des Fo und auch nicht des Buddha, sondern ein Tien-tschu-kiao[3]). Verbietet Dir Dein Glaube, hier einen zweiten Vater zu haben, so lange Du in Tai-tsing-kun[4]) bist?"

„Nein."

„So thue, was ich Dir vorschlage, denn dann wirst Du ein Tschin-dse[5]) und kannst gehen und reisen, wohin es Dir gefällt!"

Das Anerbieten, welches er mir machte, konnte nicht vortheilhafter sein. Wie Mancher, der sein Leben an die Erforschung China's gewagt hatte, wäre glücklich gewesen, einen solchen Vorschlag hören zu dürfen; aber er war mir unbegreiflich, ich möchte sogar sagen, ungeheuerlich, so daß ich beinahe Lust hatte, ihn zurückzuweisen. Dennoch meinte ich nach einigem Ueberlegen:

„Wird ein Diener des Fo oder Buddha einen Kiao-yu[6]) zum Sohne nehmen?"

„Ja. Warum sollte er nicht können oder nicht wollen? Euer Gott sagt: „ich bin nur der Eurige," unser Tien-wen[7]) aber lehrt uns, daß es einen Vater gibt, und wir alle sind seine Kinder. Es gibt drei große Religionen: die unsrige, die Eurige und diejenige der Hoeï-hoeï[8]). Sie haben Li-pai-sse[9]) und sagen: „unsere Religion ist die beste"; Ihr habt Ting-sin-lo[10]) und sagt: „unser Gott ist der einzige," und wir haben Pagoden und Tempel und sagen: San-kiao-y-kiao, die drei Religionen sind nur eine. Warum solltest Du also nicht der Sohn eines Mannes werden, der Deinen Glauben eben so sehr schätzt, wie Du den Deinigen?"

[1]) Kuang-fu sind diejenigen Beamten, welche wir gewöhnlich Mandarine nennen. Dieses letztere Wort kennen die Chinesen gar nicht; es wird nur von den Europäern gebraucht und darf vielleicht von dem portugisischen **mandar**, d. i. befehlen, hergeleitet werden.

[2]) Unterstatthalter.

[3]) Wörtlich: „Religion des Himmelsherrn;" so wird von den Chinesen die christliche Religion und so wird von ihnen auch jeder einzelne Christ genannt.

[4]) Wörtlich: „Reich der sehr reinen Herrscherfamilie" — China.

[5]) Chinese.

[6]) Wörtlich: „Freund der Religion;" so nennen die chinesischen Christen sich selbst.

[7]) „Himmlische Literatur."

[8]) „Muselmänner." Im engen Sinne bezeichnet dieser Ausdruck die Bewohner von Kaschgar.

[9]) So werden die Moschee'n genannt.

[10]) Wörtlich: „Stadt des ehrerbietigen Glaubens," wie der Chinese unsere Kirchen bezeichnet.

Es hätte keinen Zweck gehabt, mich in diesem Augenblicke mit ihm in einen religiösen Disput einzulassen. Seine Worte klangen außerordentlich tolerant und bestechlich, aber sie zeigten mir das Haupthinderniß, welches in China der christlichen Mission entgegengebracht wird — die Gleichgültigkeit. Den Worten „San-kiao-y-kiao" begegnet man allüberall im großen Reiche der Mitte, aber dieser Ausspruch: „die drei Religionen sind nur eine", ist nicht etwa das Ergebniß eines eingehenden Studiums oder einer sorgfältigen Vergleichung der betreffenden Dogmen, sondern das Produkt einer religiösen Gleichgültigkeit, wie man sie kaum sonst irgendwo zu finden vermag. Die christliche Propaganda hat ihren Weg rund um die Erde beinahe vollendet; das islamitische „Allah il allah, Muhammed rahsul allah" wurde den Horden wilder asiatischer Eroberer vorangetragen; das berühmte „Omm, mani padme hum!" aber kennt nicht die Aufgabe unseres gewaltigen „Gehet hin in alle Welt!" Nicht aus Rücksichten der Religion, sondern aus politischen Gründen wurde China den andern Nationen verschlossen; die Religion läßt den Chinesen vollständig kalt, und wenn man ihm einen noch so langen und eindringlichen Vortrag über die Herrlichkeit der christlichen Lehre hält, so hört er geduldig und scheinbar höchst aufmerksam zu, wie es ja die bekannte chinesische Höflichkeit erfordert, und meint dann sehr freundlich: „Das ist gut, das ist schön, und ich lobe Dich, daß Du das Alles glaubst; warum sollte ich mich also mit Dir streiten? Deine Religion ist gut, die Religion der Hoeï-hoeï ist gut, und die meinige ist auch gut; San-kiao-y-kiao, die drei Religionen sind ja eine, und wir Alle sind Brüder!" Nach diesen Worten würde es eine große Verletzung des Anstandes sein, wenn man den Gegenstand noch einmal aufnehmen wollte, und thut man es dennoch, so lächelt er überlegen und entgegnet: „Du hast wohl noch nie das Li-king gelesen, „das Buch der Anweisung zum Benehmen für alle Klassen, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten und in allen Erfahrungen des Lebens"? Komm zu mir und hole es Dir! Oder soll ich es Dir lieber schicken?"

Diese Passivität ist schwerer zu besiegen, als selbst ein activer Widerstand, wie jeder erfahrne chinesische Missionär bestätigen wird. Ich war nicht als ein solcher nach Hong-kong gekommen und daher durfte ich mir wohl erlauben, von einem religiösen Streite mit Kong-ni abzusehen. Ich antwortete deßhalb:

„Und dieser Mann ist ein Fu-yuen?"

„Ein Fu-yuen," nickte er.

„Also einer der höchsten Beamten des Landes!"

„Er ist ein Kuang-fu (Mandarin) mit dem rothen Knopfe. Er ist sehr mächtig, aber bereits sehr alt. Der Hoang-schan [1]) hat ihm die Erlaubniß gegeben, zwei Pfauenfedern zu tragen und von seinem Amte auszuruhen."

Also ein pensionirter Beamter! Einflußreich aber mußte er sein, da er ein Mandarin des ersten Ranges war und zwei Pfauenfedern tragen durfte, während nur die vornehmsten Ko-lao[2]) deren drei, die Ta-hia-su[3]) deren gewöhnlich aber nur eine tragen dürfen.

„Hat er keinen Sohn?"

„Er hat einen."

„Aber darf er denn nach Eurem Gesetze einen zweiten nehmen?"

„Das Gesetz erlaubt es nicht, aber der Kaiser erlaubt es."

„Ist dieser Sohn bei ihm?"

„Nein; er ist bei Dir."

Ich blickte überrascht auf.

„So sprichst Du von Deinem Vater und bist der Sohn eines Unterstatthalters?"

„Ja. Willst Du mein Bruder werden?"

Das war nun allerdings beinahe abenteuerlich. Wollte er mich durch dieses Angebot dafür belohnen, daß ich ihm das Leben gerettet hatte? Ich war nicht gewillt, einen solchen Vortheil zurückzuweisen.

„Ja," antwortete ich daher.

„Du sprichst unsere Sprache. Kannst Du sie auch schreiben?"

„Nur die Siang-hing [1]), und das ist wenig genug."

„So wirst Du mir dictiren, und ich werde schreiben."

„Was?"

„Du wirst eine Schrift verfassen, welche wir dem Ly-pu [2]) einsenden. Der Sohn eines Fu-yuen muß ein Gelehrter sein, um Nan, Phy, Héu oder Kung [3]) werden zu können."

Das war frappant! Fast kam es mir vor, als ob dieser Chinese Komödie mit mir spiele. Ein deutscher „Weltläufer" sollte sich in China um einen akademischen Grad bewerben! Ich ging auf den Spaß sofort ein:

„Was soll ich werden? Ein Sieu-tsai, ein Keu-jin oder vielleicht gar ein Tsin-sse?"

„Du bist sehr weise und kannst ein Tsin-sse werden. Um das gleich zu können, wirst Du drei Schriften verfassen, für jeden Grad eine. Diese werden dem Ly-pu übergeben, und Du kannst dann gleich durch eine einzige Prüfung den höchsten Rang erwerben."

„Ich werde es thun. Wann kannst Du schreiben?"

„Wann es Dir gefällt."

„So werden wir sofort das Schiff verlassen, um Papier, Tusche und Pinsel zu bekommen."

„Willst Du mir eine Bitte erfüllen?"

„Welche?"

„Laß mich allein aussteigen; ich werde Dir schnell bringen, was Du brauchst!"

„Ist mir auch recht," lächelte ich, denn ich bekam den guten Kong-ni in Verdacht, daß er mir so fulminante Anträge gemacht habe, um mir mit seinem Danke nur auf gute Weise durchbrennen zu können. „Wie heißt Dein Vater?"

„Phy-ming-tsu."

Also nach unsern europäischen Begriffen ungefähr ein Graf!

„Wo wohnt er?"

„Das wirst Du bald erfahren!"

Ich wollte mich weiter erkundigen, wurde aber von meinem alten Frick Turnerstick durch einen Ruf unterbrochen, der so eigenthümlich war, daß ich mich sofort umwandte.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) „Erhabene Hoheit" — der Kaiser.
[2]) Erste Klasse des Dienstadels, aus welcher allein die Minister gewählt werden.
[3]) Zweite Klasse des Dienstadels, aus welcher die Vicekönige, Präsidenten ꝛc. ernannt werden.

[1]) „Rohe Bilder", aus denen die Schriftsprache zusammengesetzt wird.
[2]) „Collegium der Prüfungen und Ceremonien."
[3]) Diese fünf Worte könnte man mit Ritter, Baron, Graf, Marquis und Herzog übersetzen.

Blücher im Eilmarsch auf Waterloo.

(Sieh das Bild auf Seite 57.)

In der vorigen Nummer haben wir in dem Bilde: „Die Königin Luise und Napoleon I. in Tilsit" einen Moment aus Preußen's tiefster Erniedrigung vorgeführt.

Nun zeigen wir auch die glänzende Kehrseite hiezu, nämlich „Blücher's Eilmarsch auf Waterloo".

Napoleon, verbannt nach Elba, hatte dieses Eiland plötzlich verlassen und in wenigen Tagen Frankreich mit 200 Mann erobert. „Sein Adler, von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegend, hatte sich wieder auf dem mittleren Pavillon der Tuilerien zu Paris niedergelassen." Der Congreß in Wien fuhr erschreckt auf und rief ganz Europa zu den Waffen. Der Feldzug war kurz. Die Ebenen Belgien's wurden das Schlachtfeld. Napoleon begrüßte den 14. Juni 1815 in einer Proklamation als den Jahrestag der Schlachten von Marengo und Friedland und verhieß seinen Adlern den Sieg; aber an diesem Tage von Waterloo ist sein Stern für immer untergegangen.

Es waren just 8 Jahre nach der Schmach von Tilsit, als der preußische Feldmarschall Blücher auf der Wahlstatt bei Waterloo die Macht Napoleon's I. völlig zertrümmerte.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Wir waren während meines Gespräches mit Kong-ni zwischen einem Engländer und einem Holländer vor Anker gegangen und wurden von zahlreichen Booten umschwärmt, deren Insassen der Bemannung unsers Schiffes alles Mögliche zum Verkaufe anbieten wollten. Ein Fruchthändler hatte sich bereits an das hinabgeworfene Tau gelegt, und er war es, dem der possierliche Zuruf des Capitäns galt:

„Guteng Taging! Was hasteng dung zung verkaufang?"

Der Chinese hatte ihn natürlich nicht verstanden, ahnte aber, was er meinte.

„Li-chy, Li-chy!" rief er herauf, indem er seinen Fächer als Schallbrecher an den Mund hielt. „Li-chy [1]), Li-chy! Si-kua [2]), Si-kua!"

Der Capitän winkte mir.

„Charley, kommt doch einmal her! Was brüllt denn eigentlich der Kerl herauf? Was ist Li-chy?"

„Er meint die Nüsse, welche im Boote liegen. Sie sind sehr gut und schmecken fast wie Maronen."

„Und dieses Si-kua?"

„Wassermelonen."

„Alle Wetter, kann er das nicht gleich sagen!"

Er bog sich über die Regeling und winkte hinab.

„Wir werding kaufang! Kommung zumong Fellreeping heraufeng!"

Er gab Befehl, das Fallreep nieder zu lassen, und der Chinese brachte an einem über die Achsel gelegten Bambusstabe eine ziemliche Menge seiner in Matten gewickelten Früchte herauf.

„Seht, Charley, der Mann hat mich verstanden! Freilich, es ist etwas außerordentlich Erhebendes, zu wissen, daß man die Sprache fremder Nationen spricht. Das habe ich Euch zu verdanken, Charley, Euch und meinem ungemeinen Talente für fremde Sprachen, an dem ich bisher unbegreiflicher Weise so sehr gezweifelt habe. Ich werde dem Kerl den ganzen Kram abkaufen!"

Der Händler hatte seine Matten ausgebreitet. Turnerstick trat zu ihm, zeigte auf die Li-chy und kopfte ihm sehr herablassend auf die Achsel.

„Was kosteng die Nüssang?'

Der Gefragte hob, da er die Pantomime wohl verstanden hatte, eine Handvoll der Li-chy empor und antwortete:

„Y tsien!"

„Seht Ihr's, Charley, daß er mich schon wieder verstanden hat? Aber er scheint das Chinesische leichter zu sprechen, als er es versteht! Was meint er mit seinem Y tsien?"

„Das heißt: ein Tsien."

„Was ist ein Tsien?"

„Die kleine Münze, welche Ihr hier an seinem Halse an die Schnur gefädelt seht. In Europa nennt man sie Sapeke, der Mongole sagt Dehos und die englisch sprechenden Völker heißen sie Cash. Sie unterliegt einem nicht ganz unbedeutenden Cours, und es gehen zweihundertfünfzig bis dreihundert auf eine deutsche Mark."

„So bekomme ich also eine handvoll Nüsse für einen Drittel-Pfennig?"

„Allerdings. Es ist hier Alles ungeheuer billig."

„Well; so werde ich weiter fragen!"

„Thut es, Sir!" antwortete ich in lustiger Neugierde auf sein weiteres Chinesisch.

Er zeigte auf die Melonen.

„Der Preising von diesong Meloneng?"

Der Chinese hob zwei der schönsten hervor.

„San tsien!"

„San tsien?" meinte Turnerstick. „Der Kerl spricht ein schauderhaftes Chinesisch! Was meint er, Charley?"

„Drei Sapeken."

„Zwei solche riesige Melonen für drei Sapeken, also für einen Pfennig? Der Mensch muß seine Waare gestohlen haben! Ich werde Alles behalten!"

Er machte eine Armbewegung um den ganzen Vorrath herum.

„Ich behaltong die ganzung Nussang und Meloneng!"

Der Händler zählte ab und schob dann Alles zusammen.

„Was habing zu bezahleng?"

„Y tschun!"

„Was meint er, Charley?"

„Einen Tschun oder Tsian; das sind hundert Sapeken, also höchstens dreißig bis fünfunddreißig Pfennige. Ich weiß noch nicht, wie der Cours heut ist."

„Für einen solchen Haufen Früchte? Warte, er hat noch welche im Boote; ich nehme sie alle, weil dieser Mann mich so prächtig versteht!"

Er zeigte hinunter auf das Boot.

„Heraufing mit dem ganzeng Kramong. Ich werdeng ihn kaufing!"

Der Chinese machte ein höchst vergnügtes Gesicht und holte Alles herbei.

„Nun, was kosting das Alles zusammong?"

„Sse tschun!"

„Schauderhaftes Chinesisch! Was meint er, Charley?"

„Vier Tschun oder vierhundert Sapeken."

„Schrecklich billig! Aber wo nehme ich Sapeken her?"

„Ich habe auch keine. Gebt ihm englisches oder amerikanisches Kleingeld; er wird es schon kennen."

Er gab einen ganzen Dollar hin und bekam beinahe die ganze Sapekenschnur, welche der Chinese um den Hals hangen hatte, als Rückgeld ausgezahlt. Diese Tsien sind die einzige in China coursirende Münze; Gold und Silber gelten nur als Waare und werden in Barrenform nach dem Gewichte als Zahlung angenommen. Die Sapeken sind von Kupfer und rund; sie haben in der Mitte ein viereckiges Loch, damit man sie auf Schnüren reihen kann. Für fünf Dollars Sapeken zu tragen, ist schon eine Last, zu der man Kräfte besitzen muß.

Jetzt kamen auch Miethgondeln herbei, und Kong-ni machte sich bereit, in eine derselben zu steigen. Er war natürlich von allen Mitteln entblößt, und ich bot ihm meine Hilfe an.

„Du bist gut; aber ich brauche nichts," war seine Antwort.

Er stieg nun in die Gondel und fuhr davon. Ich erwartete nicht, ihn jemals wieder zu sehen, und wandte mich beobachtend dem Leben zu, welches in Folge der Ankunft der Hafenbeamten und anderer Leute auf unserm Verdecke sich entwickelte. Da wurde ich einen Kahn gewahr, welcher, von zwei Ruderern getrieben, sich uns näherte. In demselben saß ein Mandarin fünfter Klasse mit dem krystallenen Knopfe. Der Kahn legte an, und der Mandarin kam an Bord; es war — Kong-ni.

Ich erstaunte, weniger über die Umwandlung, welche in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen war, als vielmehr über den Umstand, daß er die Abzeichen eines Kuang-fu trug, ohne das dazu nöthige gesetzliche Alter erreicht zu haben. Er kam auf mich zu und begrüßte mich lächelnd.

„Jetzt wirst Du wissen, wer Kong-ni ist. Hast Du Zeit, mir zu dictiren?"

„Ja. Komme herab in die Kajüte."

Er folgte mir und zog unten aus den weiten Aermeln seines Kaftans die erforderlichen Schreibutensilien. Dann setzte er sich und frug:

„Worüber willst Du schreiben, um ein Sieu-tseu zu werden?"

Ich besann mich ein wenig und wählte ein geographisches Thema, weil ich durch dasselbe mein „blühendes Talent", wie ja Sieu-tseu zu Deutsch lautet, am besten in das Licht zu stellen hoffte. „Ich wähle den Titel „Nian-yan-kui-dse [1]). Bist Du einverstanden?"

[1]) Eine Art Nüsse mit sehr dünner Schale.
[2]) Wassermelonen.

[1]) „Geschichte der Teufel aus den westlichen Meeren" (Engländer).

„Ja, denn das ist ein Stoff, der Dich sehr berühmt machen wird."

Die Arbeit begann. Ich dictirte, und er schrieb. Trotz der Schwierigkeit der chinesischen Schriftzeichen ging es ihm so schnell von der Hand, als ob er stenographire. Natürlich langten meine Sprachkenntnisse bei Weitem nicht zu; er mußte daher gehörig nachhelfen, und nach zwei Stunden hatte ich meine kurze Abhandlung zum Abschluß gebracht. Den beiden folgenden Arbeiten gab ich den Titel „Pen-tsao-y-jin"[1]) und „Hio-thian-ti"[2]). Sie waren beendet, noch ehe der Abend hereinbrach, und sogar der brave Kong-ni staunte über die „außerordentlich unbeschreiblichen Kenntnisse", die ich nach seiner Meinung in ihnen niedergelegt hatte. Ich aber will offen und ehrlich gestehen, daß ich mich bemüht hatte, mir die ungereimtesten Dinge zu ersinnen und sie in ein Gewand zu kleiden, welches gar nicht bombastischer gedacht werden konnte. Ein Europäer hätte ganz sicher schon beim zwanzigsten Worte erkannt, daß es sich entweder hier um eine ungeheure Aufschneiderei handele oder daß der Autor zu den unheilbar Wahnsinnigen gehöre.

Wir waren eben damit beschäftiget, die Blätter, welche nach chinesischer Weise nur auf einer Seite beschrieben waren, zusammenzulegen, als der Capitän eintrat.

„Charley, Ihr habt mich gebeten, Euch nicht zu stören, aber ich muß dennoch kommen, denn der Kerl macht es mir zu heiß."

„Welcher Kerl?"

„Da legt vor einer Stunde ein Kahn mit verschiedenen Packeten bei uns an, und ein Mensch steigt an Deck, der mir wahrhaftig ganz heiß gemacht hat. Sein Chinesisch ist noch viel schlechter, als es da oben bei den Finnen und Lappen gesprochen würde, und ich bringe nichts weiter heraus, als „krank pfui" und „komm ja!" Jedenfalls ist Einer krank, der den schönen Namen Pfui hat, und man denkt, daß ich einen Arzt an Bord habe, der ja kommen soll."

„Werde einmal sehen!"

Ich vermuthete wieder einen sprachlichen Geniestreich des Master Frick Turnerstick und hatte mich auch nicht geirrt. Als wir an Deck kamen, lauerte der Mann an der Kajütentreppe auf uns.

„Paßt einmal auf," meinte der Capitän. „Ich werde ihn noch einmal ganz langsam und deutlich fragen, und Ihr werdet nichts als sein „Krank pfui" und „Komm ja" zu hören bekommen."

Er hob mit bedächtiger Miene den Zeigefinger der rechten Hand empor, wie man es zu thun pflegt, wenn man Jemand pantomimisch zur Aufmerksamkeit ermuntern will, und frug:

„Was willingst Du auf meineng Schiffang?"

„Kuang-fu" — antwortete der Gefragte.

„Krank pfui! Da habt Ihr es, Charley!"

Er deutete hinunter nach dem Boote und frug:

„Wohing willst Du fahreng?"

„Kom-tscha!"

„Komm ja! Habe ich Recht oder nicht, Charley?"

Ich bemühte mich, ein ernsthaftes Gesicht zu behalten.

„Der Mann spricht allerdings ein Chinesisch, wie es Euch noch nicht vorgekommen sein mag; aber ich werde mich bemühen, seine Sprache verständlicher zu machen. Kuang-fu heißt Mandarin; er meint damit jedenfalls unsern Kong-ni, der gleich aus der Kajüte kommen wird."

„Ach so! Und dieses Komm ja?"

„Der Mann sollte Kom-tscha sagen. Kom-tscha hat eine vielfältige Bedeutung. Es heißt erstens so viel wie Frei-Thee, grad in dem Sinne, wie es bei uns Freikonzerts, Frei-Bier und dergleichen gibt; sodann heißt es soviel wie Tribut, wie Reukauf, wie Angeld oder Draufgeld, wie Schwanzgeld beim Viehhandel und endlich auch so viel wie das arabische Bakschisch, also Geschenk, Trinkgeld."

„Fertig? Das ist ja ein Wort, welches Einen geradezu zur Verzweiflung bringen kann, denn da möchte man einen Kopf haben wie ein Fregattenrumpf, um sich das Alles merken zu können! Aber wie kommt er denn da zu uns? Ich habe ihm weder ein Freikonzert, noch einen Reukauf, nach einen arabischen Bakschisch abverlangt."

„Kong-ni wird uns die Sache erklären können. Da kommt er."

Der Genannte trat eben aus der Kajüte; er erblickte den Bootsführer und gab ihm einen Wink, worauf dieser in den Kahn stieg und die Packete heraufbrachte.

„Kuang-fi-ta-sse," wandte sich der jugendliche Mandarin zunächst zu mir, „Du hast mir das Leben gerettet und mir den Arm so weit geheilt, daß ich heut bereits wieder schreiben konnte. Dafür bin ich Dir Dank schuldig. Thue mir den Gefallen und nimm diesen Kom-tscha[1]) von mir an!"

Er zeigte auf einige der Packete und drehte sich dann zu dem Capitän.

„Tu-re-ne-si-ki, Du hast mich auf Dein Schiff genommen und hierher gebracht, hast mir Speise und Trank gegeben, ohne mich zu fragen, ob ich Dich bezahlen kann. Du bist edelmüthig, und ich bin dankbar. Nimm diesen Kom-tscha für das, was Du an mir gethan hast!"

„Gut! Eine Liebe ist der andern werth, und ich will Dich nicht beleidigen," antwortete Turnerstick; „ich werde also das Freibier und den Reukauf annehmen. Aber thu mir den Gefallen und nenne mich doch ordentlich Frick Turnerstick nnd nicht Tu-ru-nu-ku-su-mu-lu, oder wie das Ding geklungen hat. Und willst Du mir mit Gewalt einen fremden Namen aufzwingen, so sprich wenigstens chinesisch; da heiße ich Turningsticking. Verstanden, alter Chinesischverderber?"

Diese Ermahnung war so ernstlich gemeint, daß ich die größte Mühe hatte, ein lautes Lachen zu unterdrücken. Der gute Master Turnerstick hatte vom Leichtmatrosen auf gedient, verstand sein Fach aus dem Fundamente und hatte sich niemals Mühe gegeben, sein Wissen über das Seewesen hinaus zu erweitern. Andernfalls wäre es ja vollständig unbegreiflich gewesen, einen Seekapitän, und wenn derselbe auch nur einen einfachen Kauffahrer befehligte, sich in einen so wahrhaft chinesischen Irrthum hineinarbeiten zu sehen. Mir allerdings gab seine edle sprachliche Selbsterkenntniß so viel Spaß, daß ich mir keine Mühe nahm, dieser Unerschrockenheit ein Ende zu machen.

Es wäre ein hoher Grad von Unhöflichkeit gewesen, wenn wir die Geschenke abgelehnt hätten; darum nahm auch ich die meinigen an und bedankte mich bei Kong-ni. Dieser griff unter seine Kleidung und brachte eine seidene Schnur hervor, an welcher ein kleiner Gegenstand hing, den ich für ein Medaillon hielt.

„Ich werde jetzt dieses Schiff verlassen; aber ich kehre zurück, um Dich abzuholen," sagte er zu mir. „Wirst Du bis dahin hier bleiben?"

„Wann wirst Du kommen?"

„In sechs Tagen."

„Diese ganze Zeit kann ich nicht an Bord verweilen. Ich werde flußaufwärts gehen und mir Canton ansehen."

„Gehst Du allein?"

„Nein; der Capitän wird mich begleiten."

„So befolge den Rath, welchen ich Dir gebe: Wenn Du Deine jetzige Kleidung beibehältst, so besuche nur diejenigen Orte, welche die Y-jin[2]) betreten dürfen."

„Läuft man Gefahr, wenn man weiter geht?"

„Ja; denn die Polizei hat jeden Fremdling zu fassen und vor das Gericht zu bringen."

„So werde ich mir chinesische Kleider kaufen."

„Thue das," antwortete er lächelnd; „dann kannst Du gehen, wohin Du willst; denn Du sprichst die Sprache der Sse-hai-dse[3]), und Niemand wird Dich für einen Fremden halten, wenn Du einen Pen-tse[4]) trägst."

„Sind Pen-tse's zu bekommen?"

„So viele, wie Du brauchst, und so lang Du sie haben willst," antwortete er mit demselben Lächeln. „Aber hüte Dich vor den Lung-yin[5]) und vor den Kuang-ti-miao[6]), sie sind dem Fremden gefährlich."

[1]) „Naturgeschichte der Fremdlinge" — so nennen die Chinesen alle andern Völker.

[2]) „Studium des Himmels und der Erde."

[1]) Hier soviel wie Geschenk.

[2]) „Fremdlinge, Barbaren."

[3]) Sse-hai = „Vier Meere" nennen die Chinesen ihr Land und sich selbst Sse-hai-dse d. i. „Söhne der Vier Meere."

[4]) Zopf.

[5]) „Drachenmäner"; so werden die Flußpiraten genannt.

[6]) Tempel des Kriegsgottes.



Das Schloß in Kleve. Von Th. Weber.

„Vor den Lung-yin werde ich mich in Acht nehmen, aber warum auch vor den Kuang-ti-miao?“

„Das wirst Du noch erfahren. Kommst Du aber in Gefahr, bevor ich wiederkehre, so nimm hier diesen Talisman, den Du um den Hals zu tragen hast. Zeige ihn den Lung-yin, und sie werden Dich als Freund behandeln.“

Er gab mir die Kette. Es war eine wahrhaft bewundernswerthe chinesische Schnitzarbeit. Jedes einzelne Glied derselben bestand aus einem Apfelkerne, welcher mit mikroskopischer Genauigkeit zu einem Kahne ausgeschnitzt war, in welchem ein Mann mit zwei Rudern saß. Das Medaillon war ein Aprikosenkern; er bildete eine Kriegs- oder Mandarinendschunke mit Baldachin, acht Ruderern und dem Befehlshaber, welcher in der Mitte des Fahrzeuges saß und in der Rechten einen offenen Sonnenschirm und in der Linken den unvermeidlichen Fächer trug. Das war eine jener unvergleichlichen chinesischen Arbeiten, welche uns die Minutiosität, den Fleiß und die ungeheure Ausdauer ihrer Verfertiger lebhaft bewundern lassen und dennoch einen wahrhaft lächerlich niedrigen Preis besitzen. Die Kette, welche ich in meiner Hand hielt, kostete hier zu Lande wohl kaum zwei Dollars, während sie in meiner Heimat von dem Liebhaber gern mit mehreren hundert Mark bezahlt worden wäre.

Und diese Kette sollte ein Talisman gegen die Drachenmänner sein? Das klang ja grad so, als ob Kong-ni mit diesen fürchterlichen Leuten in irgend einer freundlichen Beziehung stehe! Ich nahm das Geschenk und frug:

„Wo werden wir uns treffen, wenn Du zurückkehrst?“

„Bist Du hier auf dem Schiffe?“

„Ja; ich werde mich darnach einzurichten wissen.“

„So hole ich Dich von hier ab. Deine gelehrten Arbeiten werde ich im Kao-pan[1]) niederlegen.“

„Ich denke, Du schickst sie dem Ly-pu ein?“

„Weißt Du nicht, daß die Prüfungen im Kao-pan stattfinden? Die Ausarbeitungen werden dann mit dem Berichte an

[1]) „Schauplatz der Prüfungen,“ eine Art Universitätsgebäude.

das Ly-pu nach Peking gesandt und kommen zurück, um im Wen-tschang-kun[1]) niedergelegt zu werden."

„Ich habe gehört, daß die Prüfungen im Kao-pan mündlich vorgenommen werden."

Er lächelte überlegen.

„Geht der Wind, wie er soll? Mein Vater ist Vorsteher der Provinzialbehörde für Staatsprüfungen; er wird thun, was gut und vortheilhaft für Dich ist. Lebe wohl, bis ich wiederkehre!"

„Tsing leao!" antwortete ich, ihm die Hand reichend.

Auch Frick Turnerstick gab ihm die Rechte:

„Lebing wohl, alter Jungang, und wenn Dung wiederkommst, so bist Dung uns willkommang!"

Das Boot, welches den jungen Mandarin von dannen trug, verschwand bald im Gewimmel der andern Fahrzeuge, und wir machten uns nun daran, unsere Packete zu öffnen. Sie enthielten allerlei Lack- und solche Waaren, welche der Chinese Ku-tung[2]) nennt und die sowohl in China selbst als auch im Auslande sehr theuer bezahlt werden. Für mich war außerdem ein vollständiger Anzug beigelegt, bei dessen Besichtigung ich mit Erstaunen bemerkte, daß es eine Mandarinenkleidung sei, an welcher nur der Hut mit dem Knopfe fehlte. Und dabei lag ein künstlicher Zopf, welcher so lang war, daß er mir beinahe vom Kopfe bis nieder zur Ferse reichte. Jetzt verstand ich das zweideutige Lächeln, welches ich im Gesichte Kong-ni's bemerkt hatte, als ich davon sprach, daß ich mir eine chinesische Kleidung nebst Zopf kaufen werde.

Als Turnerstick dieses Symbol der Mitte erblickte, lachte er, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen.

„Gratulire, Charley, gratulire! Von dieser Länge hat ihn nicht einmal ein preußischer Grenadier gehabt. Aber sagt einmal, wollt Ihr diesen famosen Schwanz wirklich in's Schlepptau nehmen?"

„Natürlich! Wenn ich als Chinese gelten will, muß ich mich auch als solchen kleiden. Nicht?"

„Well! Aber wenn ich mit Euch laufe, werde ich am Ende auch so ein Ding haben müssen!"

„Natürlich! Als Kong-ni seine Einkäufe machte, hat er nicht gewußt, daß Ihr Euch mir anschließen werdet, sonst hätte er wohl in derselben Weise auch für Euch gesorgt. Unseren ersten Ausflug aber machen wir in unserer gewöhnlichen Kleidung."

„Einverstanden! Paßt es Euch vielleicht gleich morgen früh?"

„Ist mir recht. Wir werden also heut Abend nicht vom Schiffe gehen, um bei Zeiten munter zu sein."

„Nehmen wir unsere Büchse mit?"

„Wozu?"

„Gibt es hier keine Jagd?"

„Nein, im besten Falle könnten wir einige Enten schießen, wenn wir weit in das Land gehen. Zunächst aber möchte ich mir Canton ansehen. Gerathen allerdings ist es, ein Messer und einen Revolver mitzunehmenn, da man in einem fremden Lande nie wissen kann, was Einem begegnet."

„Well; ich werde mich bewaffnen, obgleich ich denke, daß es keine Gefahr geben wird, da wir ja Beide der Sprache vollständig mächtig sind."

„Scheint mir auch so, obgleich es mich befremdet, daß diese Bewohner von Hong-kong ein Chinesisch sprechen, welches man bei aller Mühe und Aufmersamkeit kaum verstehen kann."

„Wird wohl stromaufwärts besser werden!"

Als ich mich schlafen legte, verscheuchten mir die fleißigen Gedanken lange Zeit die Ruhe. Die Geschenke Kong-ni's schienen zu beweisen, daß es ihm mit Allem, was er mir gesagt und versprochen hatte, wirklicher Ernst gewesen sei. Auf den ersten Augenblick schien die Bewerbung um einen akademischen Grad ein fast mehr als bizarres Unternehmen zu sein, schien aber bei näherer Prüfung einen etwas andern Augenschein zu bekommen.

Der chinesische Kaiser regiert dem Namen nach vollständig despotisch, doch findet seine Gewalt das stärkste Gegengewicht in der „Körperschaft der Gelehrten". Diese Körperschaft ist eine Oligarchie, von welcher die gesammte Staatsverwaltung alle wirklichen und unmittelbaren Einflüsse empfängt. Der Kaiser ist gezwungen, alle seine Beamten aus dem Gelehrtenstande zu nehmen, und muß sich dabei an diejenigen Classen und Grade binden, welche in Folge der Prüfungen vorhanden sind. Die Körperschaft der Gelehrten ist im elften Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, also in den letzten Regierungsjahren der Schang's gegründet worden, doch das jetzt übliche System der Prüfungen, welche Jeder bestehen muß, der in den Staatsdienst treten will, datirt aus dem achten Jahrhundert nach Christus, also von der Zeit der Dynastie Tang her. Jeder Chinese, der ein Zeugniß des Wohlverhaltens aufweisen kann, hat das Recht, nach Zurücklegung des gesetzlichen Alters sich zu diesen Prüfungen zu melden. Diese Letzteren zeichneten sich früher durch Ernst und Würde aus und waren bekannt wegen der Unparteilichkeit, mit welcher sie vorgenommen wurden. Jetzt aber ist dies anders — sie sind ausgeartet. Die Corruption hat in China nichts verschont und auch die Examina, die Examinatoren und — die Candidaten ergriffen. Die Gesetze und Vorschriften sind allerdings sehr streng, und jede Willkür soll unmöglich gemacht werden, damit es sich herausstelle, was der zu Prüfende wirklich gelernt hat; aber das Geld ist mächtiger als alle Verbote und Vorkehrungen. Dem Reichen ist es sehr leicht möglich, bei den mündlichen Prüfungen die Themata im Voraus zu erfahren, und, was das Allerschlimmste ist, die Stimmen der Examinatoren sind dem Meistbietenden feil. Und noch weiter: ist es dem Reichen ja nicht möglich, sein Thema vor dem Examen zu erfahren, so miethet er sich irgend einen armen Gelehrten, der dann seinen Namen annimmt, an seiner Statt das Examen macht und sich für ihn das Zeugniß ausstellen läßt. Und dies geschieht so offen, daß die Chinesen für einen auf solche Weise Graduirten die Bezeichnung „Baccalaureus, der hinter dem Reiter sitzt," erfunden haben. Sogar Abwesende können das Examen, welches in diesem Falle ein schriftliches ist, bestehen, wenn sie gehöriges Geld oder nachhaltige Protection besitzen; sie schicken eine Dissertation ein, deren Thema sie sogar selbst wählen dürfen.

Vielleicht hatte Kong-ni seine Würde auch in dieser letzteren Weise erlangt, und warum sollte ganz dasselbe nicht auch mir möglich sein?

Außer den obigen Betrachtungen drängte sich mir seine Warnung auf. Daß ich mich vor den Flußpiraten hüten sollte, konnte ich sehr leicht begreifen; warum aber auch vor den Kuang-ti-miao, vor den Tempeln des Kriegsgottes? Er hatte mir auf diese Frage nur geantwortet: „Das wirst Du erfahren." Dieser Kuang-ti ist, so zu sagen, der chinesische Mars. Er stammt aus der Provinz Sse-tschuen, deren Bewohner auf diese Landsmannschaft außerordentlich stolz sind, und lebte im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Er war ein ausgezeichneter Krieger, erfocht zahlreiche Siege und machte seinen Namen so berühmt, daß derselbe noch heut im ganzen Reiche eine außerordentliche Popularität besitzt. Die Chinesen erzählen von ihm viele Sagen; sie behaupten, er sei gar nicht gestorben, sondern zum Himmel gefahren und dort unter die Götter versetzt worden. Nun sei er Gott des Krieges.

Die Mandschu-Dynastie hat ihn bei ihrer Thronbesteigung in feierlicher Weise zum Gott erklärt und zum Schutzgeiste ihres Herrscherstammes erhoben. Die Regierung ließ ihm in allen Provinzen Tempel erbauen, in denen er sitzend abgebildet ist: zur Linken sein Sohn Kuang-ping, vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet, und zur Rechten sein getreuer Stallmeister, der sich auf ein breites Schwert stützt und eine möglichst fürchterliche Miene macht, um aller Welt Angst und Schrecken einzuflößen.

Der Cultus dieses Kuang-ti gehört zur amtlichen Staatsreligion. Das indifferente Volk bekümmert sich ebenso wenig um diesen Mars, wie um die buddhistischen Gottheiten. Seine Tempel werden, grad wie die ihrigen, zwar von dem gewöhnlichen Manne besucht, aber nicht etwa zum Zwecke der Anbetung, sondern aus ganz anderen Gründen. Man übernachtet da, man hält feil, arrangirt da Familien- und andere Feste und macht es sich so bequem wie in jedem andern Hause. Aber die Beamten, besonders die Militärmandarinen, müssen an bestimmten Tagen diese Miao[1]) besuchen, dort vor dem Bilde des Götzen auf die Kniee fallen und dabei duftende Tsan-hiang[2]) verbrennen. Die Mandschu haben

[1]) „Palast der wissenschaftlichen Ausarbeitungen."
[2]) Wörtlich „Altes Gefäß" = Alterthümer.

[1]) „Tempel."
[2]) Wörtlich: „Räucherwerk aus Thibet", in Stäbchenform. Man verfertigt die ächten nur in Thibet aus wohlriechenden Hölzern, die man zu Pulver zerstößt und mit Moschus und Goldstaub vermischt. Sie werden vor den Götzenbildern verbrannt und geben einen herrlichen Wohlgeruch.

wohl, als sie diesen Cultus einführten, dabei politische Zwecke verfolgt; er ist ihnen ein Mittel, um Einfluß auf die Soldaten zu üben, und darum haben sie auch die Sage verbreitet, daß Kuang-ti in allen Kriegen, welche die Dynastie geführt hat, sich leiblich habe blicken lassen. Er hat da über ihrem Heere in den Lüften geschwebt und ihnen stets den Sieg verliehen.

Und jetzt sollte mir dieser brave Götze gefährlich werden? Vielleicht weil ich ein Tao-dse und kein Mandschu war!

Was die Lung-yin, die „Drachenmänner", betrifft, so hatte ich über dieselben bereits sehr viel gehört und gelesen. Chinesische Seeräuberdschunken hat es zu allen Zeiten gegeben und gibt es auch noch heut; ich hatte sogar eine an der Küste von Ceylon getroffen, wie der Leser dieses Blattes bereits erfahren hat. Diese Räuber auf offener See sind ein muthiges Volk, noch verwegener aber sind die Flußpiraten, welche in denjenigen fließenden Gewässern China's, an denen bedeutende Städte liegen, ihr verbrecherisches Wesen treiben. Sie vollführen ihre blitzesschnellen Ueberfälle sowohl bei Tage als bei Nacht, mitten in einer Bevölkerung, die nach Millionen zählt, und haben Verbindungen von den untersten Schichten bis hinauf in die höchsten Mandarinenkreise. Sie bilden weitverzweigte und dennoch enggeschlossene Hui's[1]), die nach sehr strengen Gesetzen regiert werden, fürchterliche Parasiten im Volkskörper, Raubstaaten im Staate, der sich ihrer nicht erwehren kann. Wenn in einer Stadt von der Bevölkerung Peking's, Nanking's oder Canton's täglich eine Anzahl von Menschen spurlos verschwindet, so erregt das keinerlei öffentliche Aufmerksamkeit; wagen sich jedoch die Piraten, was allerdings auch nicht selten geschieht, an einen Ausländer, so treten die Consuln ein, und es beginnt eine Untersuchung, welche gewöhnlich den Zweck hat, daß die Verbrecher — straflos entrinnen. Hierzu gibt es Gründe, unter denen jedenfalls einige sind, welche gewisse Mandarinen nicht gern besprechen möchten.

Endlich schlief ich ein; aber noch im Traume verfolgten mich die Gedanken weiter. Mein Zopf nahm die Gestalt einer Boa constrictor an und schlang sich um meinen Leib, um mich zu erwürgen; der gute Frick Turnerstick saß als oberster Götze in einer Pagode, spie mir Feuer entgegen und schrie: „Reiß aus, Charlung, sonst werdang ich Dich fressen!" Ich floh; aber die Pagode verwandelte sich in einen riesigen Drachen, welcher mich einholte, mich erfaßte, mit mir in die Lüfte stieg und mich dann herunterwarf in einen Haufen von Wassermelonen und Nüssen, die alle lebendig wurden und von mir verspeist sein wollten. Ich that ihnen diesen Gefallen, und als ich die letzte verschluckt hatte, erschien der chinesische Kriegsgott, schnitt mir ein zorniges Gesicht, faßte mich beim Arme, schüttelte mich drohend und rief:

„Alle Wetter, Charley, wacht doch endlich einmal auf, wenn Ihr nicht todt seid! Oder soll ich Euch etwa den Arm auszerren?"

Ich schlug die Augen auf und sah mich sehr angenehm enttäuscht: der Furcht erweckende Kriegsgott hatte sich in meinen guten Frick Turnerstick verwandelt.

„Was gibt es, Capt'n?"

„Was es gibt? Hm, Tag gibt es bereits seit zwei Stunden, und Ihr liegt noch da, ächzt, stöhnt und wimmert, daß es einen Stein erbarmen möchte. Was für ein Unglück ist Euch denn widerfahren, he?"

„Mir träumte, Ihr säßet als Götze in einer Pagode und wolltet mich verschlingen."

[1]) „Körper- oder Genossenschaft."

„Ich — Euch? Könnte mir allerdings nur dann einfallen, wenn ich ein Götze wäre! Aber macht Euch reisefertig. Das Frühstück steht für Euch bereit; ich bin schon fertig damit, und dann kann es fortgehen."

Ich war bald an Deck, um meinen Thee zu trinken. Unterdessen suchte sich der Capitän unter den Lohnbooten eines aus und winkte es herbei. Der Führer desselben gehorchte dem Winke und legte am Fallreep an.

„Kommang heraufing!" rief Turnerstick hinab.

Die Handbewegung, welche diese Worte begleitete, war so deutlich, daß sie der Mann verstehen mußte. Er kam herauf.

„Wir wolleng nach Canton. Wolling stu uns fahreng?"

„Canton? Kuang-tscheu-fu?" frug der Angeredete. „Tsche!"

„Tsche! Horribles Chinesisch! Was meint der Mensch, Charley?"

„Wißt Ihr nicht mehr, daß Tsche „Ja" heißt?"

„Ah so! Hm, das hatte ich beinahe aus der Acht gelassen. Aber Ihr seht doch ein, daß ich ein ganz famoses Chinesisch spreche, denn der Mann hat mich Wort für Wort verstanden, sonst hätte er nicht ja geantwortet. Wollen wir ihn miethen, Charley?"

„Habe nichts dagegen, Capt'n. Macht die Sache mit ihm ab!"

Der Capitän folgte dieser Aufforderung:

„Wir fahreng zwei Manning. Was verlang stu für deng Taging?"

Der Gefragte nickte mit dem Kopfe. Turnerstick trat ihm näher und erklärte:

„Wie viel Du haben willingst!"

Er hatte denselben Erfolg wie vorher und wandte sich zu mir:

„Dieser Mensch versteht nicht einmal seine Muttersprache. Versucht Ihr einmal Euer Heil, Charley!"

„Ganz wie Ihr wollt, Capt'n. Vorher muß ich Euch aber doch fragen, ob wir mit dem Boote dieses Mannes wirklich den weiten Weg bis Canton zurücklegen wollen. Von hier bis Wam-poa braucht ein Dampfer beinahe einen vollen Tag, und von dort aus haben wir noch volle zwölf englische Meilen bis Canton."

„Weiß das Alles auch, Charley; aber ich will Land und Leute kennen lernen; versteht Ihr mich? Daher nehme ich einen solchen Bambuskahn, um beliebig hüben oder drüben anlegen zu können, so oft es mir einfällt, an das Land zu gehen. Wie weit es bis Canton ist und wann wir dort ankommen, das ist mir sehr egal, denn wir haben Zeit. Der Steuermann hat seine Instruktion und wird mich vertreten, so lange ich abwesend bin. Uebrigens können wir uns ja von einem Dampfer in's Schlepptau nehmen lassen, wenn wir rasch vorwärts kommen wollen. Verstanden, Charley?"

„Vollständig. Aber wenn wir wirklich Land und Leute mit einander kennen lernen wollen, so möchte ich am liebsten gleich hier in Hongkong anfangen, das uns doch am nächsten liegt."

„Habt Recht, vollständig Recht. Und so mag uns dieser Mann zunächst da hinüberfahren."

Ich miethete den Chinesen für drei Tschuns, also ungefähr eine Mark täglich; dann stiegen wir ein und ließen uns in die Stadt fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Schwalbenabschied.

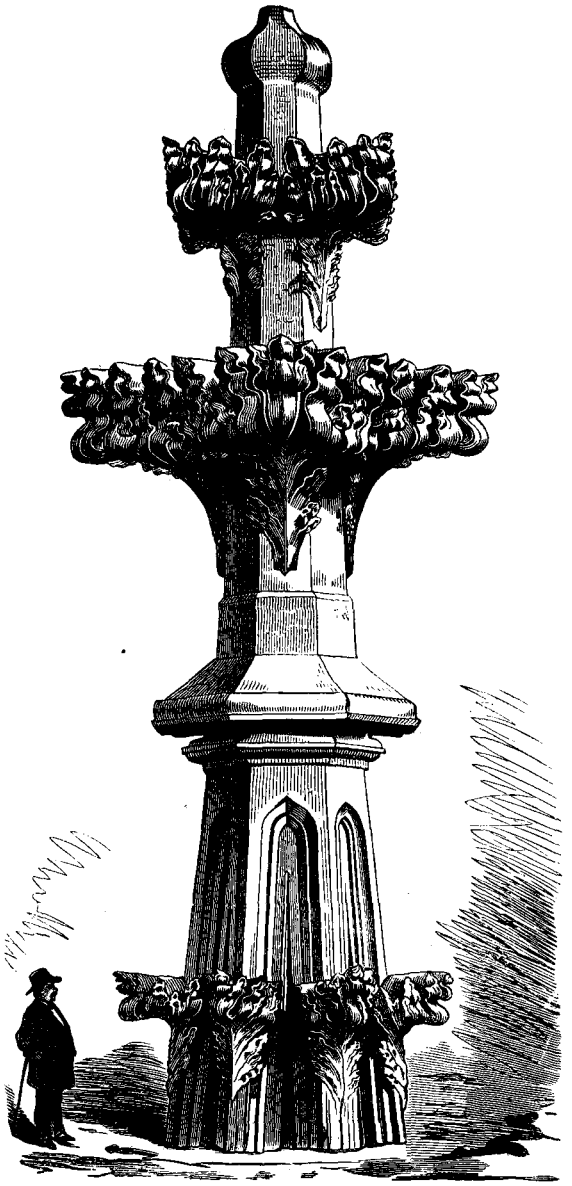
Im Dorfe die Schwalben, sie sammeln sich all',
Sie wollen nach Süden ja fliegen:
„Ade denn, du Haus und du Nest in dem Stall,
Jetzt gilt's, sich im Aether zu wiegen!"

„Wohin uns're Strasse, wo Weg und wo Ziel?
Der Himmel wird es schon weisen.
Ihr Menschen dort unten, was sorgt ihr so viel?
Und ist nicht das Leben ein Reisen?"

„Die Rosen verblühen, und falb wird der Hag,
Wohl dem, wenn Irdisches schwindet,
Der Flügel kann heben mit fröhlichem Schlag
Und schönere Heimat dann findet!"

„Ade, die ihr schauet uns Schwalben noch nach,
Behüt' euch, der über uns schaltet;
Ade denn, auf schöneren Maientag,
Und die Schwingen, die raschen, entfaltet!"

Franz Alfred Muth.



Die Kreuzblume der Hauptthürme des Kölner Domes.

Dombauhütte nach 13jähriger erfolgreicher Thätigkeit am 14. Aug. 1880 vollendet. Zum ewigen Gedächtniß an den nach Verlauf von sechs Jahrhunderten glücklich beendeten Ausbau des größten deutschen Domes, des höchsten Bauwerkes der Erde, haben Seine Majestät der Deutsche Kaiser und König von Preußen Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta, Ihre Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin, die Prinzen und Prinzessinen des preußischen Königshauses, nebst den von Seiner Majestät dem Kaiser geladenen deutschen Fürsten und hohen Gästen diese Urkunde unterzeichnet, welche in den Schlußstein der Kreuzblume des südlichen Domthurmes niedergelegt werden wird. So geschehen zu Köln am Rhein den 15. Oct. 1880, am Geburtstage des in Gott ruhenden Königlichen Schirmherrn, Königs Friedrich Wilhelm IV., der den Plan zur Vollendung dieses herrlichsten Gotteshauses erfaßt und bis an sein Lebensende gefördert hat, im 20. Jahre der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, dem 3. Jahre des Pontificats Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. Soli Deo Gloria."

In den Knauf der Kreuzblume sind auch noch eingeschlossen: die Ansprachen des Dombaumeisters Voigtel am Anfang und am Ende der Feierlichkeit. Eine Urkunde über die Wirksamkeit der deutschen Landesvereine unter dem Rothen Kreuz, von der Kaiserin und Königin übersandt. Die Festschrift des Central-Dombauvereins, verfaßt von Dr. Ennen. Die preußischen Münzen, geprägt im Jahre 1880. Ein preußischer Thaler von 1842. Eine Bronze-Medaille mit den Bildnissen des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers, geschlagen zum 4. Sept. 1867, dem Jubelfeste des 25 jährigen Wirkens des Central-Dombauvereins, auf dem Revers die Ansicht des Kölner Domes im Jahre 1867. Eine Bronze-Medaille mit den Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin und mit der Abbildung des Denkmals des Königs Friedrich Wilhelm III., geschlagen 1878 bei Gelegenheit der Denkmalsenthüllung auf dem Heumarkte.

Die Einfügung des Schlußsteins in die Kreuzblume geschah unter Kanonendonner und Glockengeläute und unter Absingung des bei den Protestanten gebräuchlichen Liedes: „Nun danket alle Gott". Mit der Einfügung des Schlußsteins am hehren Dom zu Köln hat sich leider die Kluft zwischen dem preußischen Staat und der Kirche nicht geschlossen. Der Dombaufeier ward von den liberalen, jüdischen und freimaurerischen Zeitungen der Anstrich eines „Culturkampffestes" gegeben. Und wie die „Allgemeine Zeitung" meldete, hat auch eine Freimaurerdeputation sich nach dem Schlosse zu Brühl begeben und ward dort von dem Kronprinzen empfangen. Der Kronprinz gab dabei den Empfindungen, welche die Dombaufeier in seinem Herzen hervorgerufen, warmen Ausdruck. Das Fest sei ein nationales und zugleich ein Fest der Hohenzollern'schen Familie gewesen, welche das lebhafteste Interesse für den Dom gehegt habe.

Die Könige von Bayern und Württemberg haben dem Feste in Köln nicht beigewohnt.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Hongkong wurde von den Engländern als Ort ihrer Niederlassung mit jenem praktischen Scharfblick gewählt, welcher dem britischen Inselvolke so sehr zu eigen ist. Die Insel, auf deren Nordseite es liegt, ist sehr gebirgig und hat ungefähr achtzehn bis zwanzig englische Meilen im Umfange. Die Lage dieser Insel gewährt dem geräumigen Hafen den Vortheil zweier Eingänge, die sich gegenüberliegen, so daß also beinahe bei jedem Winde gefahrlos eingelaufen werden kann. Das Wasser des Hafens ist so tief, daß Schiffe von fünfzehn Fuß Tiefgang in ganz geringer Entfernung vom Lande ankern können. Ein weicher, zäher Lehmboden gibt ausgezeichneten Ankergrund bis dicht an die Küste, und die hohen Berge, welche das Hafenbassin umgeben, gewähren guten Schutz gegen die hier so häufigen Herbst- und Winterstürme.

Wir spazierten mit einander durch die Straßen der chinesischen Stadt. Sie waren meist schmutzig, stinkend und kloakenhaft. Wir fanden enge, dunkle Gassen und Gäßchen, in denen sich eine nicht sehr appetitlich aussehende Bevölkerung hin und her drängte, kleine Bambushäuschen, deren unteres, offenes Stockwerk meist als Verkaufslokal dient, dahinter ein paar finstere Gemächer und eine schmale Treppe, die nach oben führt, wo die etwas vorspringenden Schlafgemächer sind. Die Läden sind nach ihrer ganzen Breite hin offen und gestatten einen Blick in das innere Familienleben.

Hier sieht man einen Schuster jene Seidenzeugschuhe verfertigen, deren Sohlen aus einem sehr starken Filze bestehen; dort gibt es einen Lackirer, welcher Täßchen fertigt, deren mehrfacher Lacküberzug ein ganzes Jahr zu trocknen hat. Daneben ist der Laden eines Geldwechslers, der mit seinem Suan-pan[1]) so schlau umzugehen versteht, daß es großer Aufmerksamkeit bedarf, nicht von ihm betrogen zu werden. Ihm gegenüber arbeitet ein Schneider, grad so auf seinen untergeschlagenen Beinen hockend wie unsere einheimischen „Tailleurs"; dieses Genus besitzt ja überhaupt in allen Erdtheilen eine unleugbare Familien-

[1]) Rechenmaschine.

Aehnlichkeit. In seiner Nähe gibt es eine Garküche, deren Speisezettel nach den zur Schau liegenden Früchten, Gemüsen und Fleischsorten ein sehr reichhaltiger sein muß, und in der Nähe dieses verführerischen Ortes treibt sich eine ganze Menge jener geflügelten, pfiffigen Spitzbuben herum, welche in der alten Welt allüberall und seit einiger Zeit auch bereits in der neuen Welt zu finden sind. Der Türke nennt sie Muhassil-Baschi[1]), der Chinese ruft sie Kia-nino-eul[2]), und der Deutsche kennt sie als Herr Spatz und Madame Sperlingin. Ich gestehe offen, daß ich mich über den Anblick dieser laut zirpenden und raisonnirenden Wegelagerersippe herzlich freute; es waren ja „Heimatsklänge", wenn auch nicht — von Gungl.

Vor dem Laden des Geldwechslers machte der Capitän Halt.

„Was meint Ihr, Charley; werden wir einzelnes Geld brauchen?"

„Allerdings."

„So wollen wir uns Jeder einen Dollar umwechseln lassen?"

„Mir recht. Kommt herein!"

„Laßt mir den Vortritt!"

Er trat ein, musterte den Laden mit einer höchst unternehmenden Miene und frug dann:

„Guteng Taging! Könnung mir wechsang-eln einang Dollering?"

Er griff dabei in die Tasche und zog das genannte Geldstück hervor.

„Sie wünschen Cash für einen Dollar, Sir?" frug da der Wechsler in einem sehr geläufigen Englisch.

Frick Turnerstick trat überrascht einen Schritt zurück.

„Englisch! Ein Chinese und Englisch! Alle Wetter, wozu lernt man den eigentlich Chinesisch? Habe ich etwa dieses Kangkeng-king-kung-kong studirt, nur um mich hier englisch anreden zu lassen? Gebt Euere Scheidemünze her, und dann sind wir mit einander fertig!"

Der Wechsler wußte wahrhaftig nicht, wie ihm geschah, denn ihm mußte der Grimm, den Turnerstick darüber hegte, daß er seine Sprachkenntnisse nicht zeigen durfte, vollständig unverständlich sein. Er gab uns für die beiden Dollars seine Tsiens, und dann gingen wir. Draußen blieb der Capitän stehen.

„Charley, ist Euch schon einmal so etwas vorgekommen?"

„Was?"

„Daß Ihr Chinesisch gelernt habt und könnt es nicht gebrauchen?"

„Nein; das ist mir allerdings noch nicht vorgekommen."

„Na, also! Weßhalb gehe ich denn eigentlich an das Land, um Land und Leute kennen zu lernen, he? Doch wohl nur, weil ich die Sprache verstehe und diesen Leuten zeigen will, daß hinter dem Berge auch noch Fricking Turnerstickings wohnen. Und da schreit mich dieser Kerl gar englisch an! Ich mag von diesem Hongkong nichts mehr wissen. Wir müssen tiefer in das Land hinein, wo man gebrauchen kann, was man gelernt hat!"

Eine Viertelstunde später trieben wir in unserm Bambuskahn mit der Fluth stromauf. Die Ufer des Stromes waren felsig und zwar so pittoresk, wie ich es gar nicht erwartet hatte; nach und nach aber wurden sie niedriger. Flüsse und Kanäle durchschneiden in allen Richtungen die weiten Ebenen, und an mehreren derselben liegen Dörfer und Ortschaften, entweder auf erhöhtem Terrain und dann von soliderem Materiale erbaut, oder in der Niederung, nur von Bambus und auf Pfählen errichtet. Wenn dann die steigende Fluth die Felder unter Wasser setzt, liegen diese Ortschaften wie kleine Inseln darin.

Schwerfällige Dschunken glitten den Fluß entlang, und kleine Fischerboote durchkreuzten denselben nach allen Richtungen. Die ganz großen Handelsdschunken sind ungeschlachte Dinger von bedeutender Größe, sehr hochbordig und ragen wie Elephanten oder Nilpferde aus dem Wasser. Sie haben einen sehr breiten Stern gleich demjenigen eines altholländischen Linienschiffes, der bunt bemalt und vergoldet ist, und das Verdeck ist mit einem ungeheuren Strohdache versehen, welches das Fahrzeug noch viel schwerfälliger erscheinen läßt. Die Masten, welche ungemein dick sind und aus einem einzigen Stücke bestehen, haben an der Spitze eine Rolle, durch welche ein schweres, drei Zoll im Durchmesser haltendes Tau läuft, mit Hülfe dessen das schwere Mattensegel aufgehißt wird. Das Vordertheil eines solchen Fahrzeuges ist meist roth bemalt und hat rechts und links vom Buge je ein oft fünf Fuß im Durchmesser haltendes Glotzauge, von welchem diese Dschunken den Namen Lung-yen[1]) erhalten haben, und die dem Schiffe jenen drohenden Ausdruck geben, durch welchen böse Geister und andere Ungethüme, welche nach chinesischem Glauben das Wasser bevölkern, hinweggetrieben werden sollen. Wegen der so gefürchteten Flußpiraterie haben diese großen Handelsdschunken gewöhnlich eine Kanone oder auch zwei dieser Geschütze an Bord.

Die Kriegsdschunken sind etwas schärfer gebaut und auch nicht so übermäßig hochbordig. Sie führen gewöhnlich vier bis sechs Drei- oder Vierpfünder an den Seiten, einen oder zwei Sechs- bis Neunpfünder im Vordertheile und zuweilen auch im Sterne einige kleine Kanonen. Einige Gingals oder Wallbüchsen mit sechs bis acht Fuß langem Laufe und einer zwei Zoll im Durchmesser haltenden Mündung drehen sich in Zapfen auf ihrem Gestelle, welches an den Schiffsseiten befestigt ist. Die Mannschaft ist mit Luntenflinten, Lanzen, Schilden und Säbeln bewaffnet; doch tragen Viele auch noch Bogen und Pfeile. Die Segel werden durch fünfundzwanzig bis dreißig Ruder unterstützt. Die Disciplin ist auf einem solchen Kriegsfahrzeuge eine ächt chinesische. Täglich wird dreimal ein Gebet zu dem Kriegsgott gehalten, wobei ein wahrhaft ohrenzerreißendes Klingeln, Pauken und Schreien nebst Abbrennen von Schwärmern und Raketen stattfindet.

Unser Boot strich vor der Fluth und der guten Brise, welche sich fest in unser Bastsegel legte, recht munter durch die Wogen. Ich wußte, daß von der Mündung des Flusses aus bis hinauf nach Canton vier Pagoden zu finden seien, und wir beschlossen, eine derselben zu besuchen. Die erste hatten wir bereits hinter uns; als die zweite vor uns auftauchte, hielten wir auf das Ufer zu, legten an und stiegen aus.

Pagoden sind in fast unglaublicher Menge über ganz China zerstreut, und man findet wohl kein Dorf, welches nicht wenigstens eines dieser Gebäude aufzuweisen hätte. Die Chinesen erzählen, daß es in Peking mit Umgebung zehntausend Pagoden gebe, doch soll diese Zahl wohl nur „sehr viele" bedeuten. Man findet sie an den Landstraßen und Flüssen ebenso wohl, wie mitten in den Städten, Ortschaften und Feldern. Ihre Architektur ist eine sehr verschiedene. Meist unterscheiden sie sich nicht sehr von den gewöhnlichen Wohnhäusern, und viele derselben sind nur kleine Kapellen oder gar Nischen, in welchen ein Götzenbild steht, vor dem sich die Gefäße für das Rauchopfer befinden.

Oft aber besitzen diese Bauwerke bedeutende Dimensionen, und zu diesen gehörte auch die Pagode, welche wir besuchen wollten.

Unser Bootsführer blieb am Ufer zurück; wir aber schritten in das freie Feld hinein und auf ein Dorf zu, hinter welchem sich das Gebäude erhob. Ich hatte erwartet, daß die Bewohner des Dorfes uns mit großer Neugierde empfangen würden, sah mich aber enttäuscht — der Ort mußte öfters von Fremden besucht werden. Man betrachtete uns zwar mit einiger Aufmerksamkeit, sonst aber erregten wir weiter kein Aufsehen, als daß einige Frauen unter die Thüren traten und eine kleine Schaar hoffnungsvoller Jungens hinter uns hertrabte und in allen Tonarten und Modulationen ihr „Bief-stä, Bief-stä!" riefen.

„Was wollen diese Rangen, was meinen sie, Charley?" frug Turnerstick.

„Sie halten uns für Engländer, die ja durch die ganze Welt den Ehrentitel „Beefsteaks" tragen. Ihr macht hier also die höchst interessante ethnographische Beobachtung, daß zwischen den Gassenjungen aller Länder eine sehr erfreuliche Uebereinstimmung herrscht."

Jetzt lag das Dorf hinter uns, und zur Höhe führte ein sehr gut unterhaltener Weg, welcher zu beiden Seiten von Ziersträuchern eingefaßt war. Wir folgten seinen Schlangenwindungen und standen endlich vor der Pagode. Der Capitän betrachtete sich das aus braunen, mit weißem Kitt verbundenen Ziegelsteinen aufgeführte Gebäude.

„Acht Stockwerke! Wozu das, Charley?"

[1]) Oberzolleinnehmer. [2]) „Familienvogel".

[1]) „Drachenauge".

„Eine indische Ueberlieferung erzählt, daß man Buddha's Leiche verbrannt und seine Asche in acht Theile gesondert und in ebenso viele Urnen verschlossen habe. Zur Aufbewahrung der Asche baute man nun einen achteckigen und achtstöckigen Thurm und verwahrte in jedem Stockwerke eine der Urnen, so daß die Asche der Füße in das Parterre, diejenige des Kopfes aber in die höchste Etage kam. Dieser Thurm nun hat den späteren Bauwerken als Muster gedient."

„Well, so laßt uns zunächst einmal die Fußpartie betrachten!"

Vor dem Eingange der Pagode hielt ein alter Mann mit Früchten und jenen chinesischen Strohcigarretten feil, von denen man tausend für eine deutsche Mark bekommt. Die Kinder waren uns bis hierher gefolgt; ich kaufte den ganzen Korb voll Früchten für einen staunenswerth billigen Preis und gebot dem Manne, den Vorrath unter die Jungens zu vertheilen. Diese milde Stiftung erregte ungeheuren Jubel, und als ein jeder der „Jungens aus der Blume der Mitte" noch eine Cigarrette bekam, da hatte es mit dem „Bief-stä" vollständig aufgehört, und Alles eilte in das Dorf zurück, um dort die Kunde von unserer Freigebigkeit zu verbreiten.

Jetzt traten wir ein. Der achteckige Raum erhielt sein Licht durch einige den Schießscharten ähnliche Oeffnungen. Rechts führte eine schmale Treppe empor; in der Mitte des Hintergrundes saß Buddha, außerordentlich wohlbeleibt, was ja nach chinesischer Anschauung die erste Erforderniß der Schönheit ist, mit dicken Hängebacken und kleinen, schief geschlitzten Augen. Der Ausdruck seines Gesichtes war ein höchst jovialer; die Statue schien mir weniger einen Gott als vielmehr einen Gastronomen vorzustellen, der soeben ein feines Mahl beendet hat und nun vergnügten Sinnes und mit fröhlich blinzelnden Augen sich anschickt, ein Mittagsschläfchen zu halten. Von Bedeutung aber war mir der Umstand, daß die Nase ganz nach kaukasischem Schnitte geformt war, und ich mußte dabei an die weit verbreitete Anschauung denken, daß die Tien-hio[1]) aus dem Westen gekommen sei.

Zu beiden Seiten des Götzen saßen zwei kleinere Figuren, deren Gesichtsausdruck ein außerordentlich grimmiger war. Vor allen Dreien standen eherne Gefäße zur Aufnahme der Räucherstäbchen, und vor Buddha lagen außerdem mehrere Blumensträuße, während seine zornigen Gefährten auf diesen Schmuck verzichten mußten.

Da ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. Aus dem oberen Stockwerke kam ein Mann herabgestiegen, der gemüthlich eine Cigarrette schmauchte.

„Wer ist das?" fragte der Capitän.

„Der Ho-schang."

„Ho-schang! Was ist das?"

„Der Priester und Wärter dieser Pagode. Die Ausländer nennen sie Bonzen, der Chinese aber kennt dieses Wort gar nicht, sondern sagt Ho-schang oder Sing."

Jetzt erblickte uns der Bonze und neigte grüßend seinen Papierfächer.

„Tsching-tsching!"[2]) grüßte er uns cordial, indem er Jedem eine seiner Hände reichte.

„Ihr seid der Sing von dieseng Pagodang?" frug Turnerstick.

„Sing, tsche!" nickte der Gefragte.

„Seht Ihr es, Charley, daß er mich versteht! Dieser Priester ist ein gebildeter Mann, und ich werde mich sehr angenehm mit ihm unterhalten."

Er deutete auf das mittlere Götzenbild und frug:

„Wer ist der alting, guteng Herrang hier?"

„Fo!" lautete die Antwort.

„Fo? Wer ist das, Charley?"

„Buddha, welcher in China Fo genannt wird."

„Und wer sind die beideng andern Leuting?" frug er weiter, auf die zwei Nebenfiguren deutend.

Der Bonze erklärte sich die Frage aus der Pantomime und antwortete, erst auf das eine und dann auf das andere Götzenbild deutend:

„Phu-sa und O-mi-to."

„Hört, Charley, ich sehe zu meiner Verwunderung, daß sogar die Gebildeten in China ein so schlechtes Chinesisch reden, daß man sie ganz unmöglich verstehen kann. Was meint er?"

[1]) „Heilige oder himmlische Lehre." [2]) So viel wie „Guten Tag."

„Er spricht chinesisch und japanesisch. Phu-sa nennen die Chinesen den berühmten buddhistischen Patriarchen Bodhisatwa, dessen Bild diese Figur sein soll. Und O-mi-to[1]) ist japanesisch, denn diesen Namen hat Buddha in Japan erhalten."

„Ja, wer und was ist denn nun eigentlich dieser Buddha?"

„Buddha ist ein Wort aus dem Sanskrit und bedeutet eigentlich „Weiser." Buddha war ein berühmter Religionslehrer, lebte tausend Jahre vor Christus und hatte zum Vater Sudhodana, König von Mogadha, welches jetzt Behar heißt. Sein eigentlicher Name war Sramana Gautama; doch wurde er auch Sockja Muni genannt und — — —"

„Stopp, stopp, stopp, Charley!" rief Turnerstick, sich die Ohren zuhaltend. „Wenn Ihr noch eine Minute lang mit solchen Namen um Euch werft, so schnappe ich über. Ich will doch lieber im stärksten Teifun segeln, als mich von so einem Fremdwörterorkan anblasen lassen. Wir wollen uns lieber dieses alte Gemäuer einmal betrachten."

Und sich zu dem Bonzen wendend, fuhr er fort, auf die Treppe deutend:

„Dürfang wir auffsteiging?"

Dies wurde uns ohne Widerrede erlaubt, aber bereits im zweiten Stockwerke blieb der Capitän halten.

„Charley, klettert Ihr allein weiter. Das ist hier ja schlimmer als auf unserer Ziegenjagd! Ich werde mich verschnaufen und Euch hier erwarten."

Ich stieg mit unserm Führer weiter; hätte ich eine großartige Tempeleinrichtung erwartet gehabt, so wäre ich vollständig enttäuscht worden, denn all diese Räume enthielten gar nichts und zeigten nur die nackten Wände. Das Einzige, was mich für das mühselige Auffsteigen belohnte, war die weite Rundschau, welche mir auf dem sicher zweihundertfünfzig Fuß hohen Thurme geboten wurde.

Der Bonze war — eben ein Bonze, und damit ist Alles gesagt. Seine ganze Bildung bestand in der Kenntniß der rein mechanischen Opfergebräuche, und ich fühlte die Meinung bestätigt, welche ich mir vorhin über ihn gebildet hatte, als er die beiden Nebengötter für Phu-sa und O-mi-to erklärte. Er kannte nicht einmal die richtigen Namen der Figuren, welche er anbetete. Die Bonzen sind im Allgemeinen höchst unwissende Menschen; sie leben theils von der Mildthätigkeit Anderer und theils von den Gaben, welche sie erhalten, um die Sünden Anderer auf sich zu nehmen und durch ein frommes Leben abzubüßen. Da sie jedoch im Cölibate leben, sind sie kinderlos, kaufen sich aber gewöhnlich ein Kind, einen Sohn armer Eltern, den sie sich zum Nachfolger erziehen, indem sie ihm die wenigen Handgriffe und die kurzen Gebete lehren, die ihr ganzes Können und Wissen ausmachen.

„Du bist kein Fo-dse[2])?" frug mich der Bonze.

„Nein; ich bin ein Kiao-yu, ein Christ."

„So wunderst Du Dich wohl, daß Du diesen Tempel betreten darfst?"

„Nein, denn die Tempel meines Gottes darf auch ein Jeder, also auch jeder Fo-dse betreten."

„Betet und räuchert Ihr auch zu Eurem Tien-tschu[3])?"

„Ja."

„Betet Ihr ihn auch an mit Glocken und Gongs?"

„Wir bringen ihm schöneres Glockengeläute und bessere Musik als Ihr."

„Wie ist das möglich? Ihr seid ja Barbaren und habt gar keine Musik!"

„Die Tien-tschu haben schönere Musik als die Fo-dse, die Hoeï-hoeï, die Tsang[4]), die Dschi-pen[5]) und die Tung-da-dse[6]). Eure Musik ist sehr leicht, die unserige aber ist so schwer, daß sie kein Chinese spielen kann."

„Soll ich Dir glauben?"

„Thue es, oder auch nicht, mir ist es ganz gleich!"

„Wie ist Dein Name?"

„Kuang-si-ta-sse."

„Das ist ein großer Name. Kennst Du die Instrumente, welche wir spielen?"

„Ich kenne sie."

[1]) Dieses Wort bedeutet eigentlich „unendlich". [2]) Buddhist. [3]) „Himmelsherrn". [4]) Tibetaner. [5]) „Oestliche Tartaren" (Mandschu). [6]) „Westliche Tartaren" (Mongolen).

„Aber Du kannst sie nicht spielen!"

„Ich habe noch kein einziges in der Hand gehabt, aber ich würde jedes sofort spielen."

Er lächelte überlegen.

„Den Gong?"

„Ja."

„Den Gamelang[1])?"

„Ja."

„Den Anklong[2])?"

„Ja. Aber Du fragst mehr, als Du darfst, denn der Anklong und der Gamelang sind keine chinesischen, sondern malayische Instrumente."

Mein Einwurf schien ihn verlegen zu machen. Er frug weiter:

„Kennst Du auch die Pi-pa[3]) und die Kiü[4])? Sie sind sehr schwer zu spielen, schwerer als jede andere Musik in der Welt."

„Ich habe sie gesehen, aber sie noch nicht gespielt, doch ist die Musik für einen Christen so leicht, daß er die Kiü und die Pi-pa sofort spielen würde. Die Christen haben Instrumente, welche ein geschickter Mann nur dann richtig spielen kann, wenn er sich zehn bis zwanzig Jahre alle Tage fleißig geübt hat. Solche Instrumente habt Ihr nicht."

„Du willst, daß ich dies glauben soll, und darum will ich nicht zweifeln, aber Du bist sehr kühn, die Kiü und die Pi-pa sofort spielen zu wollen! Ich habe beide in meiner Wohnung. Willst Du mitgehen?"

„Ja."

Er machte eine siegesgewisse Miene und schritt voran. Turnerstick hatte mit Ungeduld auf uns gewartet.

„Wie war es da oben auf dem Top dieses Thurmes, Charley?"

„Hoch, Capt'n."

„Hoch? Well, das konntet Ihr Euch hier unten denken! Was thun wir jetzt?"

„Wir gehen mit in die Wohnung dieses Mannes."

„Was wollen wir dort?"

„Spielen."

„Monte, Whist, Tarok oder Scat?"

„Nichts von Alledem. Wir sollen die Kiü und Pi-pa spielen."

„Die Kühe und die Pipen? Ihr seid verrückt!"

„Nicht ganz. Die Kiü ist eine Geige und die Pi-pa eine Guitarre."

„Ah so; das muß man eben nur gesagt bekommen! Aber ich — — —"

„Ich geige also die Kiü, und Ihr klimpert auf der Pi-pa!"

„Ich —? Auf der Pipa — —? Bleibt mir mit Eurer Pi-pa-pum vom Halse! Dies von mir zu verlangen, wäre ja grad so viel, als wenn ein Walfisch Filet stricken sollte! Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine solche Wimmerei in der Hand gehabt."

„So werde ich es allein machen müssen."

„Ja, könnt Ihr denn das?"

„Ich denke es!"

„Charley, ich will Euch einmal unter vier Augen etwas sagen: Blamirt Euch nicht etwa vor diesen Chinesen! Einem Bären oder einem Tiger eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder ein paar wilde Ziegen zu schießen, dazu gehört nicht viel, denn man braucht nur zu zielen und loszudrücken; aber eine solche Pi-pa ist ein ganz gefährliches Ding, so gefährlich, daß nicht einmal ich mich hinwagen möchte."

„Wollen sehen!"

Unterdessen hatte der Bonze einige Worte mit dem Früchtehändler gesprochen, welcher eiligst nach dem Dorfe schritt. Ich dachte mir, daß er ein Publikum herbeiholen solle, um meine muthmaßliche Niederlage zu einer öffentlichen zu machen.

Von der Pagode schlängelte sich ein schmaler Pfad auf der Höhe hin nach einem Häuschen, welches die Wohnung des Bonzen bildete. Es war ganz aus Bambus gebaut und mit grauen Dachziegeln gedeckt. Es bestand nur aus einem Erdgeschosse, vor welchem ein Pfeilerdach einen schattigen und luftigen Aufenthalt bot.

Bei unserer Ankunft kam ein Knabe aus der Thür und begrüßte uns, jedenfalls war er der Schüler des Bonzen. Dieser flüsterte ihm einige Worte zu, und darauf hin wurde uns Thee gebracht, den wir nach chinesischer Weise aus winzigen Täßchen und ohne Zucker und Milch genossen.

„Herrliche Mode!" brummte der Capitän, der allerdings ganz andere Trinkgefäße gewohnt war. „Wenn ich da meinen Jungens einen Thee geben wollte, so würde ein Jeder seine zwölfhundert von diesen Fingerhüten austrinken und dann gemüthlich fragen, wann eigentlich der Thee kommen werde. Aber wann wird dieser Mann eigentlich seinen Pa-pum bringen?"

„Wird uns nicht mehr lange warten lassen, Capt'n, denn seht, das Publikum wird sich gleich einfinden!"

Vom Dorfe her bewegte sich eine stattliche Schlange von Männern, Frauen und Kindern auf uns zu, und Alle hatten Blumen und Sträuße in der Hand. Als sie das Haus erreichten, wurden wir begrüßt und erhielten die Blumen als Gegengabe für die Früchte und Cigaretten, welche ihre Jungens erhalten hatten. In China wird auch das kleinste Geschenk mit hoher Dankbarkeit geehrt, und meine Gabe hatte mir die Herzen des ganzen Dorfes gewonnen.

„Was werden wir mit diesen Sträußen thun, die wir doch unmöglich fortbringen können?" frug Turnerstick.

„Wir nehmen Einiges mit uns und lassen das Andere dem Bonzen hier."

„Aber bedanken müssen wir uns doch?"

„Allerdings; ich werde es sofort thun."

„Stopp, Charley! Ich bitte um die Freundlichkeit, das einmal mir zu überlassen."

„Meinetwegen! Macht's nur schön und rührend!"

„Soll nicht fehlen!"

Er erhob sich, wandte sich an die Leute und stellte sich in Positur.

„Chinesseng, Manning, Weibing und Kindung! Wir sind gekommeng, um Landing und Leutang kennung zu lernang, und bei Euch macheng wir den Anfang. Da habeng wir es sehr gut getroffung, denn Ihr bringt uns Blumang und Sträußing für Früchtung und Cigarretang. Wir statteng Euch unsere Dank-sagung ab und hoffeng, daß Ihr uns allzeiting in gutong Andenkung behaltang werdet!"

Dieser „Speech," welcher mit begeisterter Beredtsamkeit vorgebracht worden war, wurde mit großem Beifalle aufgenommen, obgleich kein Mensch ein Wort davon verstanden hatte. Die Leute merkten die Absicht und waren mit dieser zufrieden, ohne weitere, sprachliche Anforderungen zu stellen.

„Seht Ihr's, Charley, daß sie mich Wort für Wort verstanden haben? Ich will wünschen, daß Ihr mit Euerer Pu-po ebenso besteht, wie ich mit meiner Rede! Hier bringt der Mann bereits seine Klimperei!"

Allerdings brachte der Bonze die beiden Instrumente aus dem Innern des Hauses und reichte sie mir dar. Ich wies ihn noch zurück.

„Ich habe weder die Kiü noch die Pi-pa spielen hören. Willst Du mir nicht einmal zeigen, wie es gemacht wird, damit ich es nachahmen kann?"

Er lächelte überlegen, wie Einer, der nichts Anderes erwartet hat, und meinte:

„Du wirst es nicht bringen, obgleich ich Dir es zeige!"

Dann griff er zunächst zur Violine. Sie besaß eine von den unserigen etwas abweichende Form, hatte aber auch einen Steg und vier Saiten, die allerdings in einer andern Stimmung standen. Der Bogen war schwer und hatte die sägeähnliche Form unserer Violonbaßbogen. Nachdem er denselben mit gewöhnlichem Pech bestrichen hatte, begann er.

Die Chinesen lauschten mit Entzücken seinen Tönen; er schien bei ihnen als ein Meister zu gelten, spielte aber weder eine erkennbare Melodie, noch hörte ich irgend eine Harmonie heraus. Eine Takteintheilung war auch nicht zu erkennen, und das ganze Spiel bestand aus dem Anstriche immer derselben vier Töne, die er in sehr abwechselndem Metrum erklingen ließ.

[1]) Es gibt zwei Arten des Gamelang, welche man Glocken- und Metallharmonika nennen könnte; die erstere hat Glocken, die andere Metallplatten, und beide klingen unserer Glasharmonika sehr ähnlich.

[2]) Ein aus hohlen Bambusstücken bestehendes Instrument von einer Schwere bis zu fünfzig Pfund.

[3]) Guitarre. [4]) Eine Art Geige.

Als er den Bogen absetzte, blickte er mich mit einer Miene an, in welcher sich die deutlichste Erwartung meiner ganz besonderen Anerkennung aussprach. Als diese nicht erfolgte und ich bloß leise winkte, meinte er:

„So wird ein Christ nie spielen lernen!"

„Hast Du noch nie die Musik der Van-kui-dse[1]) oder Fu-len[2]) in Hong-kong oder Macao gehört?"

„Nein. Sie sind Barbaren, und ich mag sie weder sehen noch hören."

„Du hast mir das Spiel auf der Kiü gezeigt; lehre mich auch das auf der Pi-pa!"

Er nahm die Guitarre zur Hand. Sie hatte die Form unserer altmodischen Zithern, besaß einen ziemlich langen Hals mit halbtönigen Griffdrähten und hatte sieben Saiten.

Sein Spiel war ein ebenso monotones wie vorher. Zwar griff er mit den Fingern der Linken zuweilen in die Saiten ein, doch bekamen wir weder eine Melodie noch irgend zwei harmonirende Töne zu hören, und es war mir vollständig unbegreiflich, wie Jemand ein so vollkommen angelegtes Instrument besitzen könne, ohne es auch ohne Lehrer zu einer bessern Geschicklichkeit zu bringen. Das Muster zu diesen Instrumenten mußte von den Europäern eingeführt worden sein, ohne daß auch die richtige Technik mit importirt worden war.

Als er geendet hatte und von den Zuhörern mit einem beinahe demüthigen Beifall belohnt worden war, reichte er mir die Guitarre hin.

„Nun versuche, ob Du das bringst!"

Ich gab den sieben Saiten eine deutsche Stimmung nach H E A d g h e, versuchte kurz einige Griffe und spielte dann einen schnellen Walzer, bei welchem die linke Hand so viel zu thun hatte, daß meine Zuhörerschaft in sichtliches Erstaunen gerieth.

„All devils!" rief Turnerstick, als ich geendet hatte, und versetzte mir einen kräftigen Schlag auf die Achsel. „Ihr seid ja ein wahrer Virtuos auf der Pupa oder Dingsda oder wie der Kasten heißen mag! Und davon habt Ihr mir nichts gesagt?"

Ich lachte.

„Ihr seht wenigstens, daß ich mehr kann als Bären und wilde Ziegen schießen, wobei man nur zu zielen und loszudrücken braucht."

Dann stimmte ich das Instrument nach spanischer Weise auf H D G d g h d, gab zunächst das bekannte „Glockengeläut" zu hören und spielte dann einen Fandango. Die Chinesen ließen, als ich geendet hatte, keine Bewegung sehen und keinen Laut hören, und der Bonze war unwillkürlich bis unter die Thüre zurückgetreten, von wo aus er mich anstarrte wie Einer, der vollständig aus dem Sattel geworfen ist.

Der Capitän hatte sich auf einen niedrigen Mattensessel niedergelassen und schlug vor Vergnügen ein Rad mit seinen beiden Beinen.

„Charley, hier bleiben wir noch länger; hier ist es schön, hier ist es gemüthlich, hier gefällt es mir, denn Ihr macht Eure Sache beinahe so gut, wie ich vorhin mit meiner Rede. Spielt weiter!"

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Engländer. [2]) Franzosen.

Allerlei.

Wochen-Rundschau.

Alterthumskunde. In einem Garten zu Larnaka-Scala auf der Insel Cypern wurde von Arbeitern beim Suchen nach Bausteinen eine 80 Cmtr. hohe Statue aus pentelischem Marmor gefunden. Die Finder schafften in der Nacht heimlich das Kunstwerk fort und verkauften es für 40 Pfd. Sterling an einen Engländer. Obwohl die englische Regierung ein strenges Verbot gegen die Ausfuhr von Antiken auf Cypern erlassen hat, ist die Statue doch nach Frankreich geschmuggelt worden. Ueber das, was dieselbe vorstellt, sind die Kunstkenner noch nicht einig; dagegen wird der Fund als ein kostbares Kunstwerk des griechischen Alterthums erklärt.

Gesundheitspflege. Professor Nordenskjöld, welcher genöthigt war, mit seiner Expedition vom 27. September bis 1. April in der Bucht von Kolutschinsk liegen zu bleiben, hatte keinen Fall von erfrorenen Füßen zu verzeichnen, obgleich die Temperatur zeitweise bis auf — 46° C. fiel. Die von den Leuten benutzte Fußbekleidung bestand aus Stiefeln von starkem Segeltuch mit lederner Sohle. In den Stiefel wurde auf die Sohle eine Schicht Riedgras (carex vesicaria) gelegt, die Füße zunächst mit wollenen Strümpfen bekleidet und dann mit einem Stück Schaffell umwickelt. Alle, welche diese Fußbekleidung getragen hatten, behaupten, es gäbe in dieser Beziehung nichts Besseres. Bei großen Märschen über feuchte Schneefelder hat diese Art Stiefel einen großen Vorzug vor dem Lederstiefel. Letzterer saugt die Feuchtigkeit auf, wird schwer und kann während der kurzen Ruhezeit in der Nacht nicht vollständig an der Luft wieder austrocknen. Die Stiefel von Segeltuch und das darin enthaltene Gras trocknen dagegen in sehr kurzer Zeit. Außerdem haben sie den Vortheil, daß sie, wenn naß geworden, immer noch nicht so schwer wie Lederstiefel und der Ventilation halber, welche das Gras zuläßt, der Gesundheit nicht schädlich sind.

Mode. Das Schweinchen als Talisman oder porte-bonheur, was bisher so viel als Gehänge an Armbändern oder Uhrketten getragen wurde, dient jetzt auch als Agraffe oder Schnalle für die Schuhe, hat sich jedoch im Ganzen überlebt und wird z. B. durch eine mit kostbaren Steinen gezierte Kreuzspinne ersetzt; das neueste und fashionableste porte-bonheur besteht jedoch in einem Halsband aus Monden von Gold, Silber oder Edelsteinen. Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, unserer materiellen, auf ihre Aufgeklärtheit eingebildeten Zeit, daß man so eifrig an Talismane glaubt, die gegen den „bösen Blick" schützen und Glück im Spiel bringen sollen!

Technik. Auf die letzte Brauerei-Ausstellung zu München hatte A. Stotz in Stuttgart neue Vorlegschlösser gebracht, auf welche in angemessener Weise das Jaell'sche System angewendet war, so daß sie sowohl durch Sicherheit als Billigkeit sich auszeichnen. Das Schlüsselloch besteht aus einer so dünnen Spalte, daß dieses Schloß unmöglich mit einem Dietrich aufgemacht werden kann, bestünde dieser auch aus einer Reihe von Nähnadeln. Der Schlüssel besteht aus einem verschieden gezahnten Bleche von der Dünne eines Kartenblattes. Das Schloß ist mit einer Nummer versehen. Im Falle, daß Schlüssel und Reserveschlüssel verloren gehen, braucht man nur dem Fabrikanten die Ziffer zu telegraphiren, worauf dieser neue Schlüssel im Postumschlag übersendet.

Der drehbare Thurm der Sternwarte des polytechnischen Instituts zu Troy (Stadt im Staate New-York) ist ganz aus komprimirtem Papier hergestellt und, obgleich 29 Fuß im Durchmesser haltend, so leicht und praktisch konstruirt, daß die Drehung desselben sich mit einer geringen Kraftanstrengung bewerkstelligen läßt.

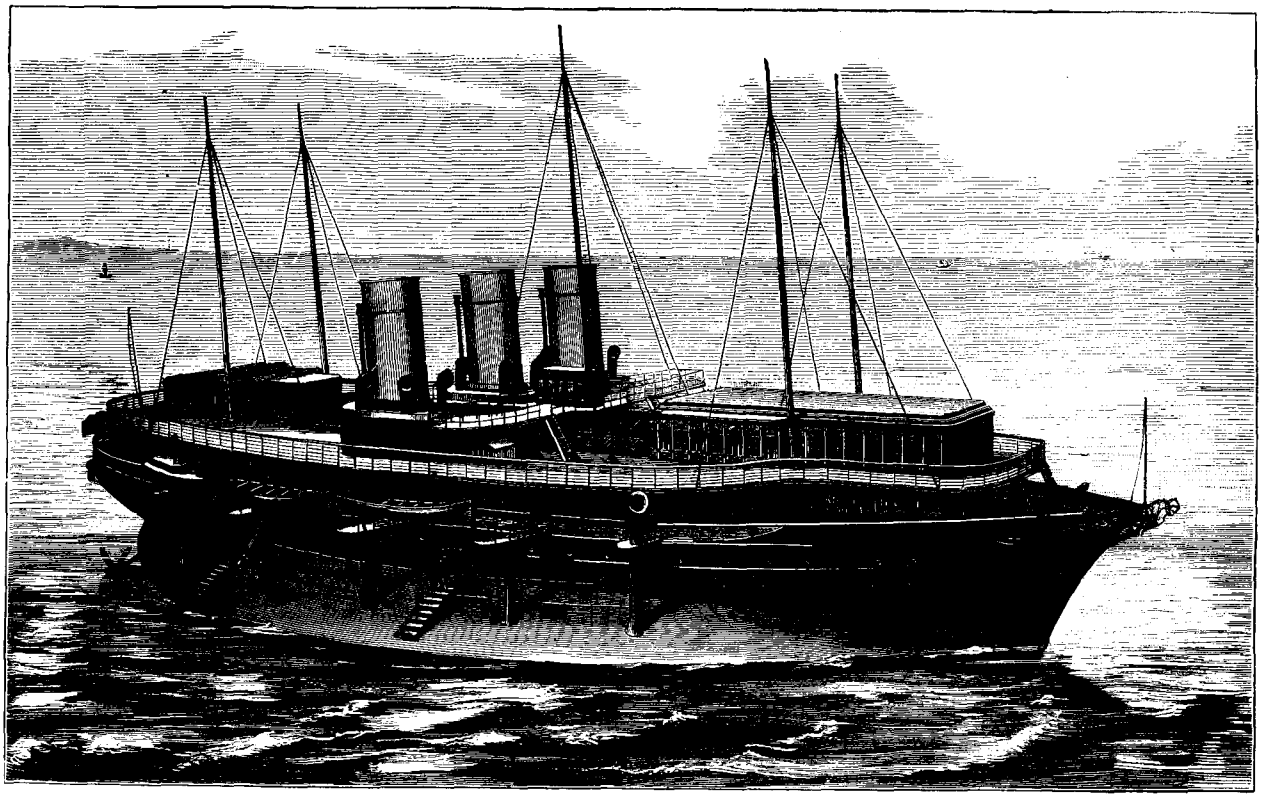
Theater. Eins der größten Theater der Welt wird das sich der Vollendung nähernde Theater Constantzi in Rom sein, welches nahe an 4000 Personen fassen kann. Die Bühne ist 800 Mtr. groß; außerdem enthält das Haus zahlreiche Räume für Proben, Salons für den Hof ꝛc. Das Orchester ist nach Baireuther System unsichtbar, nur der Dirigent wird zu sehen sein. Die Akustik soll zu wünschen übrig lassen.

Verkehr. Die größte Brücke der Erde ist jetzt die neue Wolgabrücke, welche in einer Entfernung von 17 Werst von Syßran die Wolga für die nach Orenburg führende Eisenbahn überbrückt; sie übertrifft an Länge noch die Brücke über den sogenannten Hollands-Diep bei Moerdyk in den Niederlanden im Mündungsgebiete der Maas um 6 Meter. Die Länge der neuen Wolgabrücke beträgt 696 Saschinen (1 Saschin = 2_{1335} Meter), also etwas weniger als $1^1/_2$ Werst. Der Bau, welcher am 17. August 1877 in Angriff genommen wurde, hat drei Jahre gedauert und einen Kostenaufwand von 4,630,000 Rubel verursacht. 400,000 Pud Eisen (1 Pud = $16_{,381}$ Kilogramm) stecken in dem kolossalen Bau. Die Brückenbahn wird von 13 Bogen getragen, auf jedem derselben ruht ein Gewicht von 82,000 Pud. Die Spannung eines jeden Bogens ist weit genug, um immer zwischen je 2 der 12 vorhandenen Pfeiler das St. Petersburger Winterpalais, natürlich nur der Länge nach, zu placiren. Der Plan zu diesem Bau ist vom Professor Beleloubsky entworfen.

Briefcouverts, auf deren Vorder- oder Rückseite Abbildungen, scherzhafte Bemerkungen, Ankündigungen ꝛc. sich befinden, sind im Postversendungsverkehr unzulässig. Ebenso bringt die Privatindustrie Postkarten in den Handel, auf deren Rückseite Scherzgedichte, Figuren, Embleme u. s. w. gedruckt sind. Innerhalb Deutschland's sind solche Postkarten zulässig, wenn sie sonst den Anforderungen entsprechen, im Verkehr mit den Ländern des Weltpostvereins aber nicht erlaubt, weil nach diesen Ländern nur die von den Postverwaltungen unmittelbar hergestellten Postkarten abgesandt werden dürfen.

Redactionsschluß am 22. Oktober 1880.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.



Die kaiserlich russische Yacht „Livadia".

von einer eigenen Maschine in Bewegung gesetzt wird, konnte die „Livadia" bei der Fahrprobe in der Stunde nur 7 Knoten zurücklegen, während die Schnelligkeit von 16 und 17 Knoten und darüber bei andern Dampfern schon vielfach erzielt worden ist.

Folgende Zahlen der Längen- und Breitenverhältnisse veranschaulichen am besten das Ungewöhnliche im Bau der neuen Yacht des Zaren. Während nämlich bei Ozeandampfern und Kriegsschiffen das Verhältniß der Länge zur Breite zwischen 4 ½ bis 7 : 1 schwankt, beträgt der größte Breitendurchmesser der „Livadia" mehr als drei Fünftel der Länge, und zwar 46 Mtr. Breite zu 69 Meter Länge.

Aber die innere Einrichtung dieser kaiserlich russischen Yacht ist überaus prachtvoll. Der steinbuttartige untere Theil des Schiffes enthält die Maschinen, Kohlen- und sonstigen Vorräthe. Der Oberbau von Stahl hat verschiedene Abtheilungen; vorn birgt er die Wohnungsräume der Bemannung und hinten die Kajüten der Offiziere. Die Gemächer des Kaisers und seines Gefolges befinden sich in einem palastartigen Bau auf dem Deck. Der 4 Meter hohe Empfangssaal darin enthält unter Anderem auch eine von Blumenbeeten umgebene Fontäne. Für den Großfürsten Konstantin und für den Schiffskapitän sind besondere Räume eingerichtet. Das ganze Schiff wird durch elektrisches Licht beleuchtet.

Die „Livadia" hat 10 Boote an Bord: 3 kleine Dampfboote, 2 Rettungsboote und 5 andere kleine Fahrzeuge. Die Bemannung beträgt 260 Seeleute.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Jetzt nahm ich die Geige und stimmte sie nach unserer Weise in Quinten. Erst spielte ich einen dreistimmigen Choral, dann ein Brinkmann'sches Lied ohne Worte, nachher einen amerikanischen Reel und dann einen lauten, kräftigen Hopser, der so nach dem Geschmacke Master Turnerstick's war, daß dieser, sich auf dem Sessel wiegend, mit den Armen und Beinen in der Luft herumgesticulirte und sich redlich bemühte, mit allen zehn Fingern schnalzend, den Takt zu markiren.

„Huzza, bravo, excellent, köstlich, unvergleichlich!" rief er, als ich den letzten Strich gethan hatte. „Das war mir aus der Seele gegeigt, Charley, denn bei so einer Musik wird es Einem, als wenn man mit voller Leinwand geradewegs in alle türkische Himmel hineinsegeln müsse. So eine Musik kann mich auf die Beine bringen, obgleich ich nichts davon verstehe. Ich gäbe sehr viel darum, wenn ich bei diesem famosen Concerte auch eine Nummer übernehmen könnte!"

„Das könnt Ihr."

„Ich? Wie — was — wo! Wie meint Ihr das? Soll ich vielleicht das Brummeisen blasen?"

„Könnt Ihr nicht singen, Capt'n?"

„Singen? Hm, o ja; aber nur ein einziges Lied. Aber das singe ich auch so ausgezeichnet, daß die Fugen krachen und die Masten splittern, wenn ich einmal damit anfange."

„Welches ist es?"

„Welches? Kuriose Frage? Natürlich das Yankee-doodle!"

„So macht los! Ich singe mit."

„Well, das ist prächtig. Fangt an!"

Ich nahm die Guitarre wieder zur Hand, präludirte kurz und hatte kaum mit dem Liede begonnen, so fiel Turnerstick mit einer Stimme ein, welche allerdings die Masten erkrachen machen konnte. Von musikalischem Gehör war keine Rede und in Folge dessen von reinen Tönen noch weniger; er brüllte den Text mit einer Bärenstimme, welche zwischen fis und g lag und hier und da einen sehr kühnen Sprung hinauf zwischen es und d hinein

machte; aber der ganze Text wurde zu Ende gebracht, und als wir aufhörten, erdröhnte rund um uns ein Beifall, welcher wenigstens ebenso ohrenzerreißend war, wie der Gesang des begeisterten Seecapitäns.

Dieser war vor Anstrengung krebsroth im Gesicht geworden, aber seine Augen funkelten vor Vergnügen, und er befand sich in einer Stimmung, als habe er in einem berühmten „paddle"-Club den ersten Preis gewonnen.

„Blitz und Donner, das war gesungen! Nicht, Charley?"

„Sehr!"

„Wollen wir nicht noch einmal anfangen?"

„Es wird genug sein, Capt'n: der Mensch darf seine Vorzüge nicht verschwenden."

„Richtig! Diese Leute wissen nun sicher, woran sie mit uns sind; darum wollen wir dieses famose Lied für später aufheben, damit auch Andere erfahren, was es heißt, wenn Capitän Frick Turnerstick das Yankee-doodle losläßt."

Ich gab dem Bonzen seine beiden Instrumente zurück.

„Glaubst Du nun, daß die Christen Musik machen können?"

„Deine Musik ist viel schöner und auch viel schwerer als die unserige. Aber, hast Du die Pi-pa und die Kiü wirklich noch niemals gespielt?"

„Nein; doch wir haben in unserm Lande Instrumente, welche den Deinigen sehr ähnlich sind, und daher kommt es, daß ich auch diese zu behandeln weiß."

„Sagtest Du nicht, daß Du ein Fu-lan seist?"

„Nein. Ich bin ein Tao-dse."

„Das ist gut, denn wir hassen die Fu-lan und die Yankui-dse, die unsere Städte niederschießen und uns mit ihren Kanonen zwingen, sie reich zu machen, indem wir ihnen ihr Gift [1]) abkaufen müssen. Von Tao-dse-kue [2]) aber habe ich gehört, daß seine Bewohner friedfertige Menschen sind und Alles wissen und verstehen, wornach man sie nur fragen kann. Und das ist wahr, denn ich habe es jetzt gesehen. Wollt Ihr nach Kuang-tscheu-fu?"

„Ja. Wir sind nur ausgestiegen, um Deine Miao [3]) anzusehen, und Du hast uns dies erlaubt. Willst Du die Gefälligkeit haben, ein Kom-tscha von uns anzunehmen?"

„Ich bin arm und lebe von den Gaben derer, welche barmherzig sind. Dein Kom-tscha wird mir willkommen sein."

Natürlich hatte Turnerstick diese Worte nicht verstanden, als ich aber in die Tasche griff, merkte er, wovon die Rede gewesen war.

„Halt, Charley, Ihr wollt dem Mann ein Trinkgeld geben?"

„Ja."

„Das überlaßt mir! Ich habe zwar den Thurm nicht so weit erklettert wie Ihr, aber ich habe dafür Eure Musik auf seiner Pum-po gehört und werde sie bezahlen."

Er zog seinen langen Zugbeutel hervor und wandte sich an den Bonzen:

„Hast mir sehr gefalleng, mein Junging; darum werdang ich Dir gebung zwei Dolling und Deinen Knabeng hier einen Dolling. Kannst Dir Tabangk, Cigarretting oder ein paar Flascheng Rumang dafür kaufing. Lebung wohl, alter Pagodangwächter, und denke zuweilen an den Capitän Turningsticking und an sein famoses Yanking-doodling!"

Der Bonze machte ein höchst erstauntes Gesicht. Für seine Bedürfnisse und die hiesigen Preise waren zwei Dollars ein kleines Vermögen. Es war ihm unmöglich, die Freude über ein so reiches Geschenk für sich zu behalten; er sprang unter die anwesenden Chinesen hinein, zeigte ihnen die beiden Geldstücke und pries in den kräftigsten Ausdrücken die Mildthätigkeit der fremden Tao-dse. Dann faßte er mich bei der Hand und zog mich zur Seite.

„Du willst nach Kuang-tscheu-fu. Darf ich Dir einen Rath geben, weil Du so gütig gegen uns bist?"

„Du darfst."

„Ich bitte Dich, keinen Menschen hören zu lassen, was ich Dir jetzt sage: hüte Dich vor den Lung-hin und vor den Kuang-ti-miao!"

Diese Warnung überraschte, ja, sie frappirte mich; es war beinahe wörtlich ganz dieselbe, welche ich bereits aus dem Munde von Kong-ni gehört hatte.

[1]) Ist Opium gemeint. [2]) „Deutschland." [3]) Pagode; doch heißt Miao auch Tempel.

„Warum?"

„Das darf ich Dir nicht sagen. Hast Du nicht gehört, daß die Lung-hin gern Fremdlinge gefangen nehmen, um ein Lösegeld zu erhalten?"

„Ich weiß es. Erst vorgestern ist die Frau eines portugiesischen Kaufmanns in Macao verschwunden, und allen Vermuthungen nach von den Drachenmännern gefangen genommen worden. Doch, ich fürchte mich nicht vor ihnen."

„Du kennst sie nicht, sonst würdest Du Dich vor ihnen fürchten. Es gibt nichts Schlimmeres, als in ihren Händen zu sein und sie zu erzürnen. Hätte ich die Macht, so würde ich Dir einen Talisman geben, der Dich vor ihnen schützt."

„Gibt es einen solchen Talisman?"

„Ja."

„Hast Du ihn gesehen?"

„Ich habe selbst — — ja ich habe ihn gesehen."

„Wie ist er?"

„Das darf ich Dir nicht sagen."

Ich griff an den Hals und zog das Medaillon hervor.

„War es ein solcher?"

Kaum hatte er den Gegenstand erblickt, so verschränkte er die Arme über die Brust und verbeugte sich beinahe bis zur Erde.

„Herr, verzeihe mir. Ich wußte nicht, daß Du ein Yeu-ki [1]) der Lung-hin bist!"

„Woher siehst Du dies?"

Er schien sich über diese Frage zu wundern.

„Du hast den Talisman und mußt also wissen, daß es für jeden Grad eine besondere Art desselben gibt. Oder hättest Du ihn nicht verdient, sondern nur gefunden? Das könnte Dein Tod sein!"

Ich hielt es nicht für nöthig, ihn aufzuklären. Aber dieser buddhistische Bonze schien die Organisation des Flußpiratenthums zu kennen; es war mir von Interesse, zu erfahren, ob er vielleicht gar ein Mitglied der Drachenmänner sei.

„Ich habe ihn nicht gefunden. Zeige mir den Deinen!"

„Ich habe ihn im Hause, aber Du mußt ja an meiner Tasse gesehen haben, daß ich zu Euch gehöre!"

Also das war es! Ich hatte zufälliger Weise seine eigenthümliche Handstellung beim Theetrinken bemerkt; er faßte die Tasse mit den Spitzen des Daumens, Zeige- und Goldfingers an, während er die beiden Andern steif ausstreckte. Ich mußte mehr zu erfahren suchen.

„Kennst Du auch die andern Zeichen?"

„Es sind ja nur die beiden Grüße, und die kennt Jeder: „Tsching-tschi-ng" und „Tsching-lea-o." Nun weißt Du auch ohne den Talisman, daß ich zu Euch gehöre. Aber Du hast mir nicht die Wahrheit gesagt; du bist kein Y-jin [2]), sonst hättest Du nie Mitglied oder gar ein Oberster werden können."

Also der Gruß war auch ein Erkennungszeichen; er wurde so ausgesprochen, daß die letzte Sylbe eine Dehnung erhielt, also Tsching-tschi-ng statt Ttsching-tsching und Tsching-lea-o statt Tsching-leao. Dies erfahren zu haben, konnte mir von großem Vortheile sein.

„Ich habe Dich nicht belogen, aber trotzdem ist der Talisman mein rechtmäßiges Eigenthum. Dir aber muß ich sagen, daß Du sehr unvorsichtig bist!"

„Warum? Wir Beide gehören zu der großen Lung-hui [3]) und können also über dieselbe reden!"

„Hast Du gewußt, daß ich dazu gehöre? Ich habe Dir das Zeichen nicht gegeben, und dennoch warntest Du mich vor den Drachenmännern. Weißt Du, was für eine Strafe darauf folgt?"

„Der Tod, wenn ich kein Ho-schang [4]) wäre. Aber einem Diener des großen Fo darf Niemand als nur der Hoang-schan [5]) das Leben nehmen, denn nur er allein ist der Oberste aller Priester. Du warst gut und wohlthätig, und da ich Dich für einen Fremden hielt, habe ich Dich warnen wollen."

„Warum auch vor den Kuang-ti-miao?"

[1]) „Oberst."
[2]) „Fremder."
[3]) „Genossenschaft der Drachen."
[4]) „Bonze."
[5]) „Erhabene Hoheit," der Kaiser.

„Das kann ich nun nicht sagen, denn Du mußt es selbst wissen."

„So lebe wohl! Aber Eins muß ich Dir noch sagen: Weißt Du nicht, daß im Li-king[1]) zu lesen ist: „„Die Höflichkeit verbietet streng, das Angesicht eines Mannes schamroth zu machen?""

„Ich weiß es. Warum fragst Du mich?"

„Hast Du mich nicht beschämen wollen? Hast Du nicht gezweifelt an dem, was ich Dir sagte? Und doch habe ich Dir bewiesen, daß es die Wahrheit gewesen ist. Nun ist Dein Gesicht roth vor Scham. Sei in Zukunft höflicher mit den Fremden, denn sie sind weiser und klüger als Ihr. Tsching-lea-o!"

„I lu fu sing[2])! Und vergib mir, was ich Unrecht gethan habe!"

Der Capitän war mir schon vorausgegangen. Als wir an das Ufer des Stromes kamen, fuhr eben eine kleine Gondel ab, welche neben der unserigen gelegen hatte.

„Wer war dieser Mann?" frug ich den Schiffer.

„Ein Fischer, welcher hier ausruhen wollte."

Wir stiegen ein und nahmen unser Segel wieder empor. Der Capitän legte sich selbst in die Ruder; der Bootsmann nahm das Steuer, und ich betrachtete das auf dem Flusse herrschende rege Treiben. Wir hatten uns bei der Pagode länger verweilt, als es erst unsere Absicht gewesen war; der Abend schien nicht mehr fern zu sein, und die geschäftige Flußbevölkerung suchte die kurze Helle noch zu benutzen, um mit dem Tagewerke zu Ende zu kommen.

Es fiel mir auf, daß die Gondel, welche neben unserm Boote gelegen hatte, in grader Richtung auf das jenseitige Ufer zuhielt. Es konnte unmöglich die Absicht des Mannes gewesen sein, bloß auszuruhen. Dies hätte vorausgesetzt, daß er entweder eine längere Fahrt zurückgelegt oder noch vor sich habe; im ersteren Falle hätte er sicher gleich nach drüben eingelenkt, und im letzteren wäre er stromauf- oder stromabwärts gegangen, anstatt nach jenseits hinüber zu steuern.

„Kanntest Du den Fischer?" frug ich unsern Bootsmann.

„Nein."

„Was habt Ihr gesprochen?"

„Nichts."

Hätte mir ein schweigsamer Araber diese Antwort gegeben, so wäre es mir nicht eingefallen, an der Wahrheit seiner Worte zu zweifeln; der Chinese ist im höchsten Grade rührig und geschwätzig, und es war nicht anzunehmen, daß die beiden Männer so nahe neben einander gelegen hatten, ohne sich zu unterhalten. Warum aber belog mich der Chinese? Ich konnte mir keinen Grund denken.

„Nach Wam-poa können wir heut nun nicht kommen?"

„Nein."

„So müssen wir uns einen Ort suchen, an welchem wir diese Nacht bleiben können. Weißt Du einen solchen?"

„Es gibt überall Kung-kuan[3]) oder Tien[4]). Die beste ist die Schen-kuang-tien[5]), weiter oben am rechten Ufer."

„Wie weit ist es bis dorthin?"

„Fünfzehn Li[6]). Wir sind in einer Stunde dort, wenn der Wind sich so hält, wie jetzt."

„Bis dahin ist es vollständig Abend."

„Das ist gut, denn dann wirst Du sehen, wie schön der Fluß des Nachts für Fremde ist. Willst Du in dieser Herberge einkehren oder soll ich Dir eine andere nennen?"

„Wir werden dort einkehren."

Je weiter wir kamen, desto dunkler wurde es. Unser Bootsmann steckte eine bunte Papierlaterne auf; jedes, auch das kleinste Boot war mit einer derselben versehen, und die größeren Fahrzeuge wimmelten förmlich von ihnen. Diese Beleuchtung war außerordentlich nothwendig; zwar war keine größere Stadt in der Nähe, aber so weit sich die Lichter erkennen ließen, schien der Fluß von Fahrzeugen förmlich bedeckt zu sein.

Da kam ein sehr hochmastiges Boot hinter uns her, welches, so viel man beim Scheine der Laterne sehen konnte, von zehn Ruderern getrieben wurde. Es schien hart an uns vorübergehen zu wollen, noch aber hatte seine Spitze unsern Stern kaum erreicht, so erscholl es von drüben:

„Kiang[1]) —!"

„Lu![2])" antwortete unser Bootsmann.

Im Nu verlöschten drüben die Laternen; es kam Etwas herüber geflogen, welches wie ein Topf auf den Boden unseres Bootes aufschlug und sofort einen so lähmenden, so erstickenden Geruch verbreitete, daß ich auf der Stelle meiner Sinne beraubt wurde. Ich sah nur noch, daß unser Bootsmann unter das Wasser tauchte. Er war schleunigst über Bord gesprungen, als drüben die Laternen verlöschten.

Als ich wieder zur Besinnung kam und die Augen öffnete, lag ich gebunden in demselben Boote, welches uns überfallen hatte; neben mir lag mein guter Master Turnerstick. Ich hatte ebenso wie er einen Knebel im Munde, welcher uns verhinderte, ein Wort zu sprechen.

Der Mann am Steuer war mir bekannt. Der Schein der Laterne fiel ihm in das Gesicht, und ich sah sehr deutlich, daß es der Fischer war, welcher mit seiner Gondel neben der unserigen gelegen hatte. Es war ein Lung-yin, und ich vermuthete vielleicht mit Recht, daß unser Bootsmann mit den Drachenmännern im Einvernehmen gestanden hatte.

„Kiang-lu" war also die Loosung dieser Leute. Und „Kiang-lu," das heißt „Flußdrache", wurde allüberall der Anführer der Piraten genannt, welcher also, diesem Worte zufolge, von mongolischer Abstammung sein mußte. Es hat Flußpiraten gegeben, so lange eine chinesische Geschichte existirt; noch nie aber hatten sie eine solche Organisation besessen, wie grad in der gegenwärtigen Zeit, und es herrschte eine Panik vor ihnen, welche selbst die Beamtenkreise erfaßt hatte, so daß es schwer hielt, staatliche Hilfe gegen ihre Streiche zu erlangen. Jetzt befand ich mich in ihren Händen. Furcht hatte ich nicht, wie ich aufrichtig gestehen muß. Ich hatte mich mit der afrikanischen „Gum"[3]), mit nordamerikanischen Bushheaders und ähnlichen Leuten herumgeschlagen und war jetzt, so zu sagen, neugierig, wie ich diese Drachenmänner finden würde.

Es saßen dreizehn Mann im Boote, zehn Ruderer, ein Steuerführer, und zwei am Buge, die sich mit einander unterhielten. Sie wußten, daß wir Fremde seien, und schienen anzunehmen, daß wir nicht Chinesisch verständen, sonst würden sie leiser gesprochen haben, da wir ganz in ihrer Nähe lagen und jedes Wort deutlich verstehen konnten.

Neben ihnen standen einige Thongefäße von ganz derselben Form wie die indischen Tschattie's[4]). Diese festverschlossenen Gefäße waren jedenfalls „Stinktöpfe", welche die chinesischen und malayischen Seeräuber gebrauchen, um ihre Opfer zu betäuben, wie ich und der Capitän es ja so eben auch erfahren hatten.

„Wer sind die beiden Männer?" frug der Eine der beiden Sprecher.

„Dieser Ta[5]) ist ein Tao-dse, und der Dicke muß ein Tung-yin[6]) sein, wie uns sein Bootsmann verrathen hat. Beide sind reich, denn sie waren die Herren ihres Schiffes."

„Und Du wirst sie dem Dschiahur[7]) übergeben?"

„Ja. Wir werden die Hälfte ihres Lösegeldes erhalten, und die andere Hälfte wird er mit dem Kiang-lu theilen."

„Wie viel müssen sie zahlen?"

„Das wird der Dschiahur bestimmen."

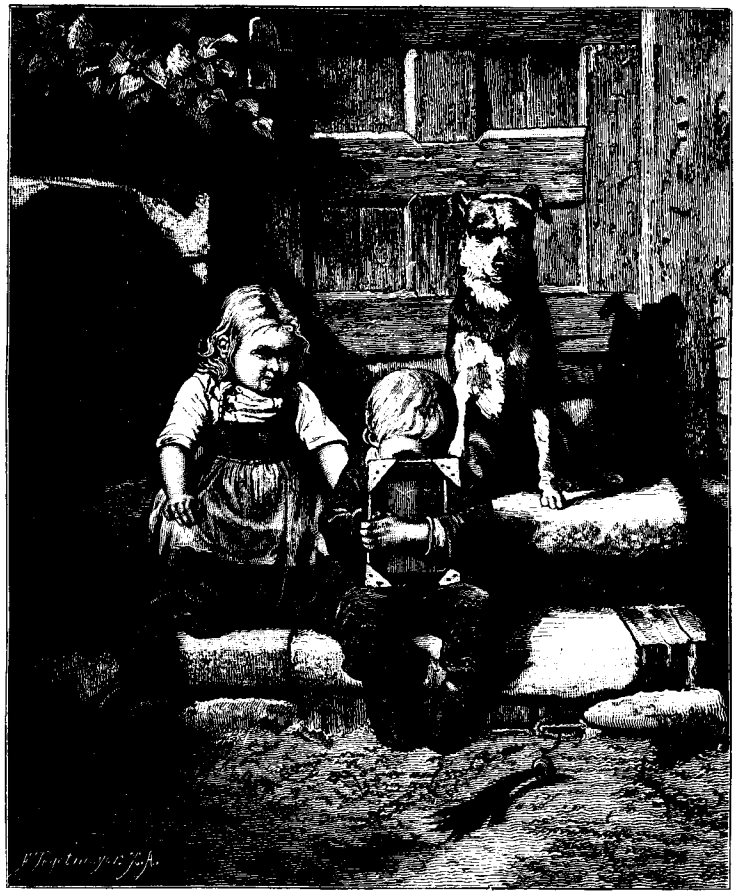
„Wo wirst Du sie ihm übergeben?"

„Im Kuang-ti-miao."

„Ist dort Platz für sie?"

[1]) Der chinesische Ritual-Canon.
[2]) „Möge Dich der Glücksstern auf Deiner Reise begleiten!"
[3]) Gemeinde-Haus oder Gemeinde-Palast, wo vornehme Reisende auf Staatskosten verpflegt werden.
[4]) Herbergen.
[5]) „Herberge zum glänzenden Fächer."
[6]) Der Li ist eine chinesische Meile, deren zehn auf eine starke deutsche Wegstunde gehen.

[1]) „Fluß."
[2]) „Drache." Dieses mongolische Wort hat also dieselbe Bedeutung wie das chinesische „Lung".
[3]) „Raubkarawane." Sieh: „Unter Würgern", Abenteuer aus der Sahara von Karl May im V. Jahrgang des „Deutschen Hausschatzes". D. R.
[4]) Wasserkrüge.
[5]) „Ta," ein großer hochgewachsener Mann.
[6]) „Mann aus dem Osten" = ein Yankee.
[7]) Die Dschiahurs bilden einen mongolischen Stamm.



Der Geheimschreiber. Gemalt von Chr. Böttcher.

„Ja, denn es befindet sich dort nur das Weib des Por-tu-ki[1]), welches wir wegnahmen, weil diese Barbaren so dumm sind, daß sie glauben, ein Weib habe auch eine Seele. Sie lieben ihre Frauen grad so wie sich selbst und bezahlen gern ein hohes Lösegeld, um sie wieder zu bekommen. Ihr Mann wird Nachricht erhalten durch denselben Boten, welchen wir auf das Schiff dieser zwei Barbaren senden werden."

Das waren für uns recht tröstliche Aussichten! Wir sollten gefangen gehalten werden, bis einer dieser Biedermänner das Lösegeld von unserer Barke geholt haben würde. Ich hätte diesem Bootsmann, welcher die Güte gehabt hatte, uns an die Piraten zu verrathen, alles mögliche Schlimme anwünschen können, wenn ich es vermocht hätte, mein lebhaftes Interesse für das gegenwärtige Abenteuer zu überwinden. Ich besaß nicht einmal die Mittel, ein Lösegeld zu bezahlen, und wenn ich mich nicht auf die Kasse des Capitäns verlassen wollte, so mußte ich mein stets bewährtes gutes Glück und vielleicht auch — den Talisman in Rechnung ziehen, welchen ich von Kong-ni erhalten hatte.

Wir sollten nach einem Tempel des Kriegsgottes Kuang-ti geschafft werden — darum also die wiederholte Warnung vor den Kuang-ti-miao. Es schien, als ob die Drachenmänner gar in den öffentlichen Tempeln ihre Geschäftsbureaux aufzuschlagen gewohnt seien, eine Thatsache, die allerdings nur in dem Reiche der Mitte denkbar sein kann. Und was dabei meine höchste Theilnahme erregte, war der Umstand, daß die Portugiesin, von welcher ich zu dem Bonzen gesprochen hatte, in demselben Miao gefangen gehalten wurde. Es schien wahrhaftig mein „Kismét" zu sein, auf allen meinen Reisen mit Personen in Berührung zu kommen, die ihrer Freiheit beraubt worden waren.

[1]) Portugiese.

Wir waren seit meinem Erwachen wohl über eine Wegstunde stromaufwärts gekommen, als das Boot nach links hinüber lenkte und in einen jener vielen Kanäle einbog, welche in Form engmaschiger Netze die chinesischen Niederungen durchziehen. Das rege, bunte Leben, welches auf dem Flusse geherrscht hatte, hörte auf, und die Laternen verschwanden. Es wurde finster um uns her; nur die Sterne leuchteten zu unserer nächtlichen Fahrt, und einsam klangen die Schläge unserer Ruderer in die still und wellenlos dahingleitenden Wasser. Es wurde öfters in einen Seitenkanal eingebogen, so daß ich über unsere Richtung immer unklarer wurde, zumal ich am Boden des Bootes lag und der Bord desselben mir jede Aussicht verwehrte.

Endlich tauchte eine dunkle Masse vor uns auf, vor welcher wir hielten. Es war ein umfangreiches Mauerwerk, welches ich aber nicht lange zu betrachten vermochte, da uns Beiden jetzt die Augen verbunden wurden. Dann löste man die Stricke, welche unsere Füße gefesselt hielten, und wir mußten uns erheben. Wir stiegen aus dem Boote und wurden an beiden Armen ergriffen.

Zunächst führte man uns eine, wie es schien, ziemlich breite Stufenreihe empor, dann durch mehrere schmale Eingänge über einige Höfe hinweg, bis wir endlich in einen geschlossenen Raum traten, wie ich an dem Wiederhall unserer Schritte hörte. Hier nahm man uns die Binde wieder von den Augen und ich erkannte nun, daß wir uns im Innern eines Tempels befanden.

Das Gebäude war aus sehr dicken Backsteinmauern errichtet, schien nur aus diesem einen Raume zu bestehen und zeigte die bekannten Figuren des Kriegsgottes, seines Sohnes Kuang-ping und seines martialischen Stallmeisters, welche von dem Lichte mehrerer Lampen hell erleuchtet wurden. Auf den bloßen Steinen des Fußbodens saßen oder lagen in allen möglichen Stellungen

wohl an die zwanzig Männer, welche mit Pfeil und Bambusknüppeln, unmöglichen Pistolen und allen Sorten von Messern, Dolchen und Degen bewaffnet waren. Einer von ihnen trug sogar eine beinahe löcherig gerostete Luntenflinte mit einem so langen und wie einen Korkzieher gebogenen Laufe, daß man hätte glauben sollen, das sonderbare Ding sei bloß gefertigt worden, um Röhren damit auszubohren.

Sie Alle gaben sich übrigens die Mühe, eine wenigstens ebenso abschreckende Miene zu Stande zu bringen, wie der Stallmeister ihres dicken Kriegsgötzen. Ich verspürte aber nicht die mindeste Empfänglichkeit, mich in's Bockshorn jagen zu lassen; die Männer machten vielmehr in Folge ihrer antediluvianischen Bewaffnung, ihrer langen Zöpfe, ihrer schiefen Augen, ihrer Stumpfnäschen und ihrer schlafrockähnlichen Bekleidung einen grade entgegengesetzten Eindruck, und es war mir ungefähr zu Muthe, als sei ich auf einer Dilettantenbühne als gefangener Heldenspieler unter Räuberstatisten getreten.

Mein guter Frik Turnerstick schien ganz dieselbe Ansicht zu hegen; wenigstens zwinkerte er mir mit den Augen in einer Weise zu, als habe er die größte Lust, seine riesigen Seemannsfäuste zu gebrauchen, sobald dieselben von ihren Banden befreit worden seien, und ich wußte, daß er allerdings der Mann sei, es mit einer Anzahl von ihnen aufzunehmen. Der Chinese zeichnet sich mehr durch List und Verschlagenheit als durch Körperkraft aus; er bramarbasirt gern, läßt sich aber durch Energie und Charakter sofort einschüchtern, und selbst wenn sich hier und da ein körperlicher Riese findet, so wohnt grad oft in einem großen Gehäuse eine desto kleinere und verzagtere Seele. Wenn es ja zum Kampfe kam, so waren wir allerdings nur auf unsere Arme angewiesen, da man uns die Waffen nebst Allem, was sich in unsern Taschen befand, abgenommen hatte.

Endlich zog man uns die Knebel aus dem Munde, so daß wir nun wenigstens vollständig zu athmen vermochten; dann gab man uns pantomimisch zu verstehen, daß wir uns setzen sollten. Ich nahm grad zwischen den Knieen des Kriegsgottes Platz, da ich dort die möglichste Bequemlichkeit erwartete und nur von vorn angegriffen werden konnte. Der Capitän setzte sich neben den grimmigen Stallmeister, dessen Figur er sehr aufmerksam betrachtete.

„Was meint Ihr wohl, Charley," frug er mich, „ob das fürchterliche Schwert, auf welches sich dieser Götze stützt, wirklich von gutem Stahl ist?"

„Ob von Stahl, das ist zweifelhaft, von Eisen aber jedenfalls, wie Ihr sehr leicht erkennen könnt."

„Well! Da steht der Kerl so eine lange Zeit, ohne einen guten Hieb zu versuchen. Ich denke, daß ich ihm einmal zeigen werde, wozu man eigentlich einen Säbel in die Hand bekommt. Oder wollt Ihr vielleicht in dieser Mausefalle stecken bleiben?"

„So lange es Euch gefällt, bleibe ich auch. Gute Kameraden dürfen einander nicht verlassen."

„So wollen wir machen, daß wir fortkommen!"

„Bringt Ihr den Strick entzwei?"

„All devils, ja, daran habe ich nicht gedacht! Aber könnten wir uns nicht mit einer Anzahl guter Fußtritte hindurchzwingen?"

„Geht nicht, Capt'n! Denkt einmal: zwanzig Mann waren vor uns da; dreizehn kamen mit uns, macht dreiunddreißig. Es ist unmöglich, uns ohne Waffen durchzuschlagen, selbst wenn wir nicht gefesselt wären. Jeder zwei Revolver, das wären vierundzwanzig Schüsse — vielleicht der einzige Weg, uns frei zu machen; aber erstens haben wir unsere Drehpistolen nicht, und zweitens sehe ich keinen Grund, ein Blutbad anzurichten. Uebrigens ist es sehr leicht möglich, daß sie unsere Revolver zu gebrauchen verstehen, und dann wäre der Ausgang des Kampfes für uns ein jedenfalls unglücklicher. Ihr wißt ja: viele Hunde sind des Hasen Tod!"

„Wenn man nämlich ein Hase ist, Charley; versteht Ihr mich?"

„In diesem Falle verstehe ich Euch allerdings nicht, zumal Ihr sehr genau wißt, daß ich kein Hasenfuß bin. Man kann Entschlossenheit besitzen, ohne grade tollkühn zu sein."

„Well; so thut, was Ihr wollt! Ich werde Euch gehorchen."

„Wir werden ja mit diesen Leuten sprechen, und wenn sie keinen Verstand zeigen, ist es auch noch Zeit, an Gewaltmaßregeln zu denken."

„Richtig; gesprochen muß mit ihnen werden! Aber das werdet nicht Ihr thun, sondern ich werde sie selbst vornehmen, und zwar so, daß sie ganz genau erfahren sollen, woran sie mit uns sind. Soll ich anfangen?"

„Wartet noch ein wenig! Wie ich sehe, stehen sie eben im Begriff, die Unterhaltung zu eröffnen."

„Sollen merken, in welcher Weise sich ein Seemann mit solchen Schlang-, Schleng-, Schlong-, Schlung-, Schlingels zu unterhalten hat!"

Während unsers Gesprächs hatte man eine kurze Berathung gehalten. Jetzt trat einer der Männer näher und redete uns in gebrochenem Englisch an. Er mochte der Einzige sein, welcher dieser Sprache in etwas mächtig war.

„Wer seid Ihr?"

„Wer wir sind? Hm, Leute sind wir natürlich!" antwortete Turnerstick mit sehr verheißungsvoll knurrender Stimme.

„Was seid Ihr?"

„Was wir sind? Hm, immer noch Leute, natürlich!"

„Wie heißt Ihr?"

„Thut nichts zur Sache, mein Junge."

„Du wirst antworten, wenn ich Dich frage; sonst werden wir Dir das Reden lernen!"

„Müßte nicht übel klingen, old blunt-nose!"

Sich „alte Stumpfnase" von seinem Gefangenen tituliren zu lassen, schien sehr gegen die Absicht des Chinesen zu sein. Er trat hart an den Capitän heran und erhob drohend die Faust.

„Soll ich Dich niederschlagen, Mensch?"

Die Brauen des Capitäns zogen sich zusammen, und mit dem lautesten Schalle seiner Stimme donnerte er:

„Away — ffffforrrrrt!"

Der Chinese erschrack bei diesem Tone so, als hätte der Blitz vor ihm niedergeschlagen und sprang mehrere Schritte zurück.

„Komm noch einmal so weit heran," drohte Turnerstick, „so blase ich Dich in die Luft, Du Flaumfedersperling!"

Er befand sich ganz in der Stimmung, ein ganzes Register von Drohungen loszulassen, hielt aber bereits nach dem letzten Kraftworte inne, denn hart hinter uns erhob sich eine weibliche Stimme:

„Help, per todos los santos! Help, Mesch'schurs!"

Die halb spanischen und halb amerikanischen Worte wurden jedenfalls hinter der Mauer gerufen, vor welcher sich die drei Götterbilder befanden; die Hilfesuchende war sicher keine Andere als die gefangene Portugiesin, welche das Gespräch vernommen und daraus auf die Anwesenheit von Leuten geschlossen hatte, von denen sie vielleicht Beistand erwarten konnte.

„Hört Ihr's, Charley? Wer mag das sein?"

„Die portugiesische Kaufmannsfrau, von welcher wir gestern gehört haben."

„Steckt die denn hier in dieser Götzenbude?"

„Ja."

„Wißt Ihr es genau?"

„Ganz genau. Die Drachenmänner sprachen vorhin davon."

„So muß sie heraus! Ich breche diesem thönernen Bohomoth oder Leviathan, oder wen der Kerl eigentlich vorstellen soll, den Säbel heraus und schlage damit die ganze Bande zu Hackfleisch!"

„Habt Ihr die Hände frei?"

„Holla, es ist ja wahr! Was werden wir thun?"

„Abwarten!"

„Ja, bis wir auch in irgend einem Loche stecken!"

„Das werden sie wohl nicht so schnell fertig bringen. Diese Leute scheinen es nicht richtig zu verstehen, einen Gefangenen auf ordentliche Weise zu fesseln. Sie haben uns nur die Oberarme an den Leib gebunden, so daß wir die Hände recht gut bewegen können. Wie ich sehe, ist der Knoten Eures Strickes nicht schwer zu lösen, und wenn Ihr nur eine Minute hier grad vor mir zu halten vermöchtet, würde ich die Fessel öffnen können."

„Eine Minute? Pshaw! Ich sage Euch, Charley, zehn Minuten, eine halbe Stunde, einen ganzen Tag werde ich mich halten. Soll ich kommen und dann auch Euch losbinden?"

„Wartet noch, sie scheinen einen Entschluß gefaßt zu haben."

Die Chinesen hatten jetzt wieder mit einander berathen und schienen zu einem für uns keineswegs angenehmen Entschlusse gekommen zu sein, denn der Dolmetscher trat wieder herbei, ihm zur Seite zwei Andere, mit starken Bambusstöcken in der Hand. Ich hatte zunächst die Macht meines Talisman erproben wollen; fiel es aber diesen Leuten ein, per Prügel mit uns zu sprechen, so war ich entschlossen, auf diese Art der Conversation einzugehen. Nachdem sich je einer der beiden Andern vor den Capitän und mich hingestellt hatte, begann der Dolmetscher:

„Ich werde Euch jetzt wieder fragen; antwortet Ihr nicht, so erhaltet Ihr den Stock!"

Er wandte sich zunächst wieder an den Capitän:

„Du bist ein Yankee?"

„Mache Dich hinweg, Boy, das sage ich Dir! So lange wir diese Stricke am Leibe haben, ist mit uns nicht sehr gut zu reden."

Die Stricke behaltet Ihr daran, bis Ihr ausgelöst seid. Und werdet Ihr nicht ausgelöst, so werfen wir Euch in das Wasser. Also, Du bist ein Yankee?"

Der Capitän antwortete nicht; der Dolmetscher winkte seinem Gefährten, zuzuschlagen, aber es kam nicht dazu, denn Turnerstick sprang auf ihn ein und rannte ihn zu Boden und versetzte dann dem Andern einen so kräftigen Fußtritt in die Magengegend, daß er sich überstürzte. Der Dritte, welcher vor mir stand, hatte einen malayischen Kris in seinem Baumwollengürtel stecken, und auf diese Waffe war natürlich mein Augenmerk gerichtet. Da ich die Unterarme ein wenig erheben konnte, war es mir leicht, dem Ueberraschten, der sich keines so schnellen Angriffes versehen hatte, den Dolch zu entreißen, und dann flog er, von dem Absatze meines schweren Seemannsstiefels außer Halt gebracht, um einige Schritte weit zurück.

„Niedergebückt, Capt'n!"

„Well; aber macht rasch!"

Turnerstick folgte augenblicklich meinem Gebote und brachte auf diese Weise mir seinen Strick vor den Dolch. Ein Schnitt, und er war frei. Sofort ergriff nun er den Kris und zerschnitt auch meine Bande. Das ging so schnell, wie einstudirt, so daß wir fesselos waren, noch ehe uns einer der Gegner wieder nahe kommen konnte.

„Jetzt drauf! Come on, Charley!" rief der Capitän.

Mit beiden Fäusten zugleich ausholend, schlug er den Arm des Stallmeisterbildes entzwei und erfaßte das wohl fünf Fuß lange und vier Zoll breite zweischneidige Schwert. Für mich gab es außer dem Dolche, der mir nicht viel nützen konnte, keine andere Waffen, als die ehernen Räucherbecken, welche vor den Bildern standen. Ich hatte kaum Zeit, eines derselben emporzunehmen, so sah ich mich auch schon angegriffen.

Die guten Chinamänner schienen vor dem riesigen Schwerte weit mehr Respekt zu besitzen, als vor meinem Becken, denn während sie den Capitän nur umzingelt hielten, drangen sie auf mich in hellen Haufen ein. Ich trat zwischen die Beine des in imponirender Corpulenz dasitzenden Kriegsgottes zurück und vertheidigte mich. Das Becken war so schwer, daß jeder Schlag mit demselben den Getroffenen besinnungslos zu Boden werfen mußte — schon beim vierten Hiebe zogen sich die Angreifer zurück, trotz der Luntenflinte, alias Röhrenbohrer, mit welcher der Träger derselben mit fürchterlicher Miene auf mich gezielt hatte, ohne im glücklichen Besitze einer Lunte zu sein. Selbst wenn er im Stande gewesen wäre, zu schießen, hätte ich seine Spiralkanone nicht zu fürchten gebraucht, da diese für ihn weit gefährlicher sein mußte, als für jeden Andern.

„Abgeblitzt, Capt'n," lachte ich, „aber noch immer im Belagerungszustand. Wollen wir einen Ausfall riskiren?"

„Was wollen diese Nußschalen gegen zwei solche Dreimaster ausrichten, wie wir sind? Vorwärts, wir segeln sie in den Grund!"

„Wird Euer Schwert nicht zu lang sein?"

„Je länger desto besser. Ich wollte, es wäre so lang wie der Hauptmast einer Fregatte!"

Er faßte den Griff seiner Waffe mit zwei Händen und rückte zur Attaque vor. Ich unterstützte diesen Angriff zunächst durch eine Kanonade, welche ich mit den übrigen Becken eröffnete und die von sehr günstigem Erfolge begleitet war, und dann setzte auch ich mich als Centrum in Bewegung. Der andere Flügel fehlte, da wir nur zu Zweien waren.

Die feindliche Linie zog sich um einige Schritte zurück; dies verdoppelte den Muth des Capitäns. Wie der vorige Inhaber des Riesenschwertes, stützte jetzt er sich auf dasselbe, was ihm aber wegen der Länge der Waffe nicht vollständig gelang, und begann, nach dem Vorbilde der Helden und Recken des Alterthums eine herausfordernde Rede zu sprechen:

„Chineseng, Räuber, Drachenmanning, Mörder und Spitzbubang! Hier steht der Capitän Turningsticking und dort sein Freund Charleng, der die Gauchos todtgeschlagung und die Löwang todtgeschossing hat. Was seid Ihr gegeng uns! Es wird Euch zwei Minutang Zeit gegebong; habt Ihr bis dahing die Waffeng nicht gestreckt, so seid Ihr verlorung und werdet von uns ing deng Grund geborang!"

Diese in dem zuversichtlichsten Tone gehaltene Ansprache schien, allerdings nur in Folge eben dieses Tones, nicht ganz ohne Wirkung zu sein, doch wurde dieser Eindruck durch den Dolmetscher vollständig vernichtet, denn dieser brach in ein lautes Gelächter aus und rief:

„Dieser Yeng-kie-li[1]) ist wahnsinnig; er will die Sprache der Mitte reden und versteht sie nicht. Schlagt ihn nieder!"

Doch auch wir erhielten eine Aufmunterung, muthig zu sein, denn hinter der Mauer hervor ertönte es:

„Maten à los Carajos[2])!"

„Was sagt die Portugiesin?" frug Turnerstick.

„Sie spricht spanisch. Wir sollen die Kerls niederschlagen."

„Well, so thun wir es auch. Wir sind die beiden Ritter dieser Dame und müssen sie unbedingt herausholen!"

Der Vorschlag des „ritterlichen" Capitäns war doch nicht ganz nach meinem Geschmacke. Diese Chinesen hätten uns bereits förmlich ersticken müssen, wenn ihre Feigheit nicht eine so beispielslose, eine beinahe unmögliche gewesen wäre. Es war mir wirklich unbegreiflich, wie solche Leute Flußpiraten sein konnten, denn feiger konnte kein Mensch sein, was doch nothwendig war, wenn die Drachenmänner überhaupt bestehen sollten. Doch jetzt war ihre Ueberzahl gegen uns Zwei so bedeutend, daß ich wirklich vorzog, zunächst meinen Talisman zu erproben. Schon langte ich nach der Schnur, da öffnete sich der Eingang, und es erschien ein Mann, der eine solche Länge besaß, daß er mich ganz sicher um einen vollen Kopf überragte. Der Bau seiner Glieder war dieser Länge vollständig proportionabel, so daß er den Eindruck einer mehr als ungewöhnlichen Körperkraft machte.

„Der Dschiahur!"

So hörte ich es aus dem Munde einiger der Chinesen erklingen, und unwillkürlich zogen sie sich noch weiter von uns zurück, wie um anzudeuten, daß nun er der Herr unseres Schicksales sei.

Das also war der Unteranführer des berüchtigten Kiang-lu! Bei ihm gab es sicherlich keine Spur von Feigheit, das war aus seiner Nationalität zu schließen. Die Dschiahurs bilden nächst den Kolos, welche von den Chinesen Si-fan genannt werden, denjenigen mongolischen Völkerstamm, welcher von der Kultur noch am wenigsten berührt worden ist. Sie sind stark, tapfer, genügsam, aber auch rachsüchtig und roh, und allgemein ist von ihnen bekannt, daß der Raub als eine Art Sport von ihnen ausgeübt wird. Dieser Dschiahur war sehr gut bewaffnet; er hatte, was in dieser Gegend eine Seltenheit ist, hohe mongolische Stiefeln an, und die wenigen, aber wohlgepflegten Haare seines dünnen Schnurrbartes hingen ihm beinahe bis zum Gürtel hernieder.

Er überflog die ganze Versammlung mit einem raschen, stechenden Blick seiner kleinen, listig kalten Augen und trat dann zu den beiden Männern, welche das Boot befehligt hatten, von welchem wir überfallen worden waren. Sie statteten ihm halblaut einen kurzen Bericht ab, im Laufe dessen sich seine Stirn mehr und mehr verfinsterte. Am Schlusse desselben überblitzte er die Seinigen mit einem drohenden Blick und schritt dann grad auf den Capitän zu, der ihm am nächsten stand.

[1]) „Yankee, Amerikaner." [2]) „Macht die Schurken nieder!"

„Weg mit dem Schwert!“ gebot er in chinesischer Sprache.

Auch wer dieselbe nicht verstand, mußte sich über den Sinn seiner Worte im Klaren sein, da die begleitende Handbewegung eine sehr deutliche war; dennoch behielt Turnerstick die Waffe in der Hand und öffnete den Mund zu einer Antwort. Er kam aber zu keinem Laute, denn die mächtige Faust des Dschiahur traf ihn so an die Stirn, daß er lautlos zusammenbrach.

Das war ja mein eigener Jagdhieb, der mir zu dem Beinamen „Old Shatterhand“ verholfen hatte! Es zuckte mir in der Faust, aber ich blieb ruhig, denn mein Schlag sollte ihn nicht so unerwartet und heimtückisch treffen, wie der seinige meinen armen Capitän. Für den Fall eines Faust- oder Ringkampfes war mir nicht bange; es war sehr leicht zu sehen, daß ich hier einer rohen Kraft gegenüberstand, der ich physisch sicherlich nicht gewachsen, in anderer Beziehung aber vielleicht überlegen war.

Er trat jetzt zu mir heran.

„Weg mit dem Becken!“

Ich regte kein Glied Sein Arm zuckte blitzschnell empor und gegen mich hernieder; fast zu gleicher Zeit aber auch stieß er einen Schrei aus und wich einen Schritt zurück. Er hatte sich die Rechte verstaucht, da ich mit der Faust den Hieb gegen seine Handwurzel parirt hatte. Unter einem zweiten Schrei der Wuth riß er mit der Linken sein Messer hervor und holte gegen meinen Hals aus — ein Schlag von unten und mit der Linken gegen sein Kinn, fast in demselben Momente ein zweiter mit der Rechten gegen seine Schläfe, und er krachte neben Turnerstick auf den Boden nieder.

Das war den Andern denn doch zu viel; sie drangen laut heulend auf mich ein. Ich riß den Talisman hervor, denn jetzt war der Augenblick gekommen, an welchem ich seiner am nothwendigsten bedurfte.

„Halt — sao-sao!“[1]) rief ich ihnen entgegen. „Wer will es wagen, gegen dieses Zeichen zu kämpfen!“

Die Vorderen blieben halten, und schon nach dem ersten Augenblick war ich überzeugt, daß sich das Erkennungszeichen bewähren werde.

„Ein Yeu-ki,“[2]) ertönte es. „Er steht eine Stufe höher als der Dschiahur, der nur Tü-ßü[3]) ist!“

Diese Worte belehrten mich, daß die Drachenmänner für ihre Offiziere ganz die militärische Gradation in Anwendung brachten. Das Geschenk Kong-ni's war kein Talisman, sondern ein geheimes Rangabzeichen. Wie aber war Kong-ni zu demselben gekommen? War vielleicht auch er ein Oberst der Flußpiraten? Er hatte auf mich nicht den Eindruck eines solchen Mannes gemacht. Das Bewußtsein, für einen hervorragenden Unteranführer der Lung-hin zu gelten, gab mir die nöthige Sicherheit.

„Ja, einen Eurer Yeu-ki habt Ihr gefangen genommen, gefesselt und geknebelt, so daß er sich Euch nicht einmal zu erkennen geben konnte. Ihr habt mir Alles genommen, aber es war Eure Pflicht, mich vollständig auszusuchen; dann hättet Ihr das Zeichen gefunden.“

„Verzeihe uns, o Herr!“ meinte Einer. „Nur Die sind schuld, welche Dich gefangen nahmen.“

Da trat einer der beiden Bootsanführer hervor.

„Nein, Herr, wir sind auch nicht Schuld. Dein Ruderer sagte, Du seist ein Tao-dse und Dein Begleiter ein Yeng-kie-li. Du fuhrst auf einem gewöhnlichen Tschuan,[4]) so daß wir nicht wissen konnten, daß Du zu den Unserigen gehörst. Hättest Du einen Lung-tschuan[5]) oder einen Lung-yen[6]) benutzt und unsere Laterne aufgezogen, so würden wir Dir Deine Ehre erwiesen haben.“

„Willst Du mir gebieten, was ich zu thun habe? Der Dschiahur hat nach mir geschlagen, ohne mich zuvor zu hören. Bindet ihn!“

„Dürfen wir es?“

„Ihr müßt es!“

Während sie meinem Befehle Folge leisteten, begann der Capitän, sich zu regen.

„Charley!“

„Capt'n!“

„Alle Wetter! Wo bin ich? Warum brummt und summt es mir in den Ohren, als hätte ich mit einer Handspeiche einen Hieb — — — ah, Charley, jetzt weiß ich es!“

Er sprang auf. Der Hieb des Dschiahur hätte einen Andern getödtet, Turnerstick's Schädel aber besaß eine so gediegene Bauart, daß ihm eine bloße Faust nichts anzuhaben vermochte. Mit der Besinnung war ihm auch sofort das Bewußtsein alles Geschehenen zurückgekehrt.

„Potz Blitz, da liegt ja der Hallunke! Habt Ihr ihn in den Grund gebohrt?“

„Ja.“ Und leiser fügte ich hinzu: „Ich gelte für einen Obersten der Strompiraten. Verhaltet Euch darnach!“

„Wie — wa — was? Ah, gut; da hissen wir alle Segel, ziehen alle Flaggen und Wimpel und machen uns in großer Parade schleunigst aus dem Staube.“

„Ohne die Portugiesin?“

„Well, Charley, die hätte ich in der Eile vergessen. Die nehmen wir natürlich in das Schlepptau!“

„So thut mir vorher den Gefallen und dreht diesem Riesen hier einmal Euer Taschentuch in den Mund.“

„Warum? Er ist ja gebunden.“

„Er wird bald erwachen, und wenn er zu sprechen vermag, weiß man nicht, was für Hindernisse er uns bereiten kann.“

„Richtig; er soll das Sacktuch bekommen!“

Während er dem Gebundenen den Knebel gab, wandte ich mich zu den Uebrigen:

„Zurück mit dem, was Ihr uns abgenommen habt!“

Es geschah, und sobald ich mich im Besitze des Messers und der Revolver wußte, fühlte ich mich so sicher, als ob ich mich an Bord unsers „The wind“ befände.

„Ihr habt eine Gefangene hier?“

„Ja. Es ist eine Por-tu-ki.“

„Bringt sie herbei!“

Der, welcher für Alle antwortete, verschwand hinter den Götzenbildern. Ich hörte eine Thür knarren, und dann erschien er mit der Gefangenen.

„Goeden avond — good evening, Mesch'schurs!“ grüßte sie, indem sie rechts und links die Seitenfalten ihres Rockes erfaßte und einen sehr tiefen, respektvollen Knix machte.

„Goeden avond, Mejuffrouw,“[1]) antwortete ich, und indem ich meine holländischen Sprachbrocken zusammensuchte, fragte ich: „Gij zijt uit Nederland?“[2])

Der Capitän blickte mich ganz erstaunt an, daß ich eine Portugiesin holländisch anredete; ich aber hatte auf den ersten Blick gesehen, daß wir es mit einer Niederländerin zu thun hatten. Dieses breite, kräftig geröthete Gesicht, diese mehr als volle Gestalt, das schlicht blonde Haar, die blauen Augen, die großen Hände und Füße — es wäre unmöglich gewesen, diese Person für eine Portugiesin zu halten, selbst wenn ihre Tracht nicht eine ächt und spezifisch niederländische gewesen wäre. Ich hätte sofort jede Summe gewettet, daß sie der dienenden Klasse angehöre; die Frau eines reichen portugiesischen Kaufmanns war sie auf keinen Fall, und hier mußte also auf irgend einer Seite ein Irrthum vorliegen.

Sie machte ein höchst freudiges Gesicht, als sie ihre Muttersprache hörte, und frug, mir die Hand zum Willkommen entgegenstreckend:

„Zijt gij ook een Nederlander?“

„Neen; ik ben een Duitscher.“

„Een Duitscher? O, ik kann ook deutsch spreken; ik war in Berlijn twee Jahre und drie Weeken[3]) Köchin.“

„Wie kommen Sie von Berlin nach China?“

„Ik kam von Berlin nach Hertogenbosch und Amsterdam, wo ik bei eenen reichen Koopmann Köchin wurde. Er zog nach dem Kap, wo de Mann eenen Naastbestaanden[4]) hatte, dessen Wisselbank er übernehmen sollte. De Huisgezin[5]) starb aus, und ik fand de Brouw van eenen Koopmann aus Lissabon, die mij met nach Macao nahm.“

„Alle Tausend! Da sind Sie ja recht weit in der Welt herum gekommen! Waren Sie bis jetzt bei dieser Frau?“

[1]) „Sachte, langsam!“ [2]) Oberst. [3]) Oberstlieutenant. [4]) Barke. [5]) Drachenbarke. [6]) Drachenauge.

[1]) „Guten Abend, Fräulein.“ [2]) „Seid Ihr aus Niederland?“ [3]) „Drei Wochen.“ [4]) Anverwandten. [5]) Die Familie.

„Ja, bis voor drie Dagen."

„Wie kamen Sie von ihr weg und hierher?"

„Wij waren spazieren; da kamen deze Räubers und hebben mij gefangen genommen."

„Was geschah mit Ihrer Herrin?"

„Zij is ausgerissen."

Jetzt war mir der Fall klar. Die Drachenmänner hatten es auf die reiche Kaufmannsfrau abgesehen gehabt, die als Portugiesin jedenfalls weit schmächtiger gebaut war, als unsere dicke Holländerin. Da nun bei den Chinesen die Corpulenz als die höchste weibliche Schönheit gilt und aus diesem Grunde jede vornehme Frau sich Mühe gibt, wohlbeleibt zu werden, so hatte man die Dienerin für die Herrin angesehen, die Erstere entführt und die Letztere entkommen lassen.

„Wie heißt Ihr Herr?" frug ich weiter.

„Petro Gonjuis."

„Wie konnte man Euch mitten in der Stadt anfallen?"

„Het war am späten Namiddag und bald dunkel geworden."

„Was that man mit Ihnen?"

„Zij hebben mij in een Doek[1]) gewickelt und in een Kahn getragen, und dann hebben zij mij hieher gefahren."

„Und von da an haben Sie da hinten gesteckt?"

„Ja. Und da is het mij voorbeeldelos[2]) slecht gegangen. Niemand heeft mij besucht; Niemand heeft mij een Maaltyd[3]) gebracht; ik konnte niet slapen, weil es rondom an een immerwährendes Roepen und Loopen[4]) ging, so daß ik ganz zwak und dor[5]) geworden bin. Sobald ik wieder in Macao ben, werde ik die ondeugende Gezelschap[6]) bestraffen laten!"

Ich hätte beinahe darüber lachen müssen, daß sie glaubte, vor Hunger, Durst und Ruhelosigkeit „schwach und dürr" geworden zu sein. Aber dazu that sie mir doch zu leid. Ich frug noch:

„Haben Sie Verwandte und waren Sie vielleicht verheirathet?"

[1]) Ein Tuch. [2]) Beispiellos. [3]) Mahlzeit. [4]) Rufen und Laufen. [5]) Schwach und dürr. [6]) Die nichtsnutzige Gesellschaft.

„Ik ben een Meisje[1]); ik ben nooit[2]) eene Brouw geweseu. Mijn Vader und mijne Moeder zien todt, und die Andern hebben mij vergeten."

„So werde ich mich Ihrer annehmen und Sie zu Ihrer Herrschaft zurückbringen oder wenigstens zurückbringen lassen!"

Während dieses Gespräches war der Dschiahur erwacht. Er konnte weder reden noch sich bewegen, aber er funkelte mich mit grimmigen Augen an, und es stand zu erwarten, daß ich in ihm einen sehr zu beachtenden Feind gewonnen hatte. Ich wandte mich an seine Leute:

„Dieses Weib ist nicht die Frau des Por-tu-ki, sondern nur ihre Dienerin. Der Por-tu-ki wird für sie keinen Li bezahlen, und ich nehme sie mit mir, um ihr die Freiheit wiederzugeben."

Es entstand ein leises Murren, und Einer wagte sogar den Widerspruch:

„Das Weib gehört uns, und Niemand darf sie uns nehmen. Sie ist die Frau des Por-tu-ki, denn sie ist schöner als diejenige, welche mit ihr ging!"

Wenn ich ihnen glücklich entkommen wollte, durfte ich mir das nicht bieten lassen. Ich trat daher hart an ihn heran.

„Ich sehe an Deinem Gesichte und an Deinen krummen Beinen, daß Du kein Tschia-dse[3]), sondern ein Tatar bist. Glaubst Du, daß ich als Euer Yeu-ki es leide, wenn mich ein Tsao-ta-dse[4]) für einen Lügner erklärt? Oder meinst Du, daß es mir schwerer wird, Dich niederzuschlagen, als den Dschiahur, welcher um zwei Köpfe größer ist, als Du?"

Ich faßte ihn bei der Kehle und am Oberschenkel, hob ihn empor und warf ihn gegen die Mauer, daß er sicher nun unschädlich war.

„Richtig, Charley!" meinte Turnerstick. „Soll ich Euch bei diesem Ballspiel helfen? Der Hieb dieses Menschen hat mich in eine ganz besondere Leidenschaft für solche Zerstreuungen gebracht."

„Ist nicht nothwendig, Capt'n, denn ich denke, daß diese guten Leute uns pariren werden."

Es war ihnen wirklich anzusehen, daß ich ihnen imponirt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Mädchen. [2]) Niemals. [3]) Chinese. [4]) „Stinktataren". So lautet bei den Chinesen der Schimpfname für die nomadisirenden Mongolen.

Die Heilanstalt „Wilhelmsbad" in Cannstadt.

„O sprecht, warum zieht Ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn."

Diese Verse richtete einst Freiligrath an die schwäbischen Auswanderer, die — unzufrieden mit der alten Heimat — eine gewiß nicht schönere neue sich aufsuchten.

Im schönen Neckarthale liegt auch Cannstadt und zwar in einer Landschaft, über welche geradezu ein südlicher Reiz ausgegossen ist. Es erfreut sich das Auge an dem saftigen Grün der Wiesenteppiche, an der reichen Fülle des Pflanzenwuchses, am weiten Plane duftender Obstgärten und an den Hängen sanftgeformter Rebhügel, die in sonniger Gluth sich baden. Von den duftigblauen Bergen der schwäbischen Alp im Südosten an bis zu den strahlenden Kalkfelsen im Mittelgrunde und bis zu dem klaren Flusse herab ist überall reiche Abwechslung in Form und Farbe, Licht und Schatten.

Reihen wir an diese Vorzüge noch das überaus milde Klima (denn Cannstadt hat eine Jahres-Mitteltemperatur von 7, 8° R.),*) sowie die Nähe der Residenzstadt, welche der ländlichen Einfachheit Cannstadt's eine gar Vielen angenehme Ergänzung bietet, so ist es sehr natürlich, daß zahlreiche gesunde und leidende Gäste alljährlich dorthin strömen, um daselbst Erquickung und Genesung sich zu holen. Nach und nach entstanden mehrere Heilanstalten, unter denen die von Dr. Alex. Loh, einem Schüler des verlebten Dr. Steinbacher, begründete Heilanstalt zu einer hervorragenden Bedeutung sich aufschwang.

Besichtigen wir zunächst das schön gelegene „Wilhelmsbad", wohin Dr. Loh die von ihm errichtete Naturheilanstalt verlegt hat. Das Kur-Etablissement, welches mit den lieblichen Anlagen des sogenannten Sulzerrains durch eine schattenreiche Allee verbunden ist, enthält circa 50 hübsche Fremdenzimmer, Speise- und Conversationssaal, Lesezimmer, sowie einen reizenden Garten. In einem eigenen Badeanbau befinden sich die Einrichtungen für den Kurgebrauch: Wannen-, Dampf-, türkische, russische, elektrische Bäder, Douchen, mehrere schöne Vollbassins, sowohl von eigenen Quellen als von der 14½° R. warmen Wilhelmsquelle gespeist. Es ist somit ein Platz, welcher den Vorbedingungen eines erfolgreichen Naturheilverfahrens vollkommen entspricht.

Es liegt nicht in unserer Absicht, auf die Heilmethode selbst und deren glückliche Erfolge ausführlich einzugehen; nur kurz sei angeführt, daß das Heilverfahren hauptsächlich auf chronische Krankheiten der Circulation und Verdauungsorgane, auf Nerven-, Rückenmarks- und Geschlechtsleiden, auf beginnende Lähmungen, Rheuma, Gicht und allgemeine Schwächezustände sich erstreckt. Je nach Art, Grad oder Stadium der Leiden werden die verschiedensten Formen der Thermotherapie: feuchte Wärme, Abwaschungen, Einwickelungen ꝛc., eine streng geregelte Diät in Verbindung mit den übrigen Naturheilfactoren, wie Elektricität, Gymnastik u. s. w. in Anwendung gebracht. Aus den bisher erschienenen Rechenschaftsberichten geht hervor, wie groß die Zahl derjenigen ist, die bei Dr. Loh Heilung gefunden haben.

In Folge der schon erwähnten günstigen klimatischen Verhältnisse eignet sich daher das Wilhelmsbad auch als Winterkurstation für Brust- und Nervenkranke, die vom Norden in ein südliches Klima gewiesen werden und denen ein gar zu plötzlicher Uebergang in ein heißeres Klima leicht nachtheilig werden könnte. Allbekannt ist die Thatsache, daß schon viele Brustkranke in wenigen Monaten ihres Hustens und ihrer Beschwerden los geworden sind, wozu besonders Cannstadt's Windstille, sowie die reine, frische, lichtvolle Luft sehr viel beitragen. Ebenso ist Gleiches bei der Bleichsucht der Fall und sehr rasch schwinden oft alle Erscheinungen der Blutleere.

Daß für solche Kranke als eigentliche Restaurationsbedürftige ein guter Kurtisch vorhanden ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Hiezu kommt noch, daß die Preise für Verpflegung ꝛc. sehr mäßig gestellt sind, um auch den Minderbemittelten den Kurgebrauch zu ermöglichen.

*) Wer sich ganz genau über das Landschaftliche, Geschichtliche, Quellen und Boden Betreffende, sowie besonders über die vortrefflichen klimatischen Verhältnisse Cannstadt's und seiner Umgebung informiren will, der lese die von Dr. A. Loh und Dr. J. A. Schilling herausgegebene Schrift: „Bad Cannstadt," erschienen zu Wien 1877 in W. Braumüller's k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Tretet einmal näher!“ gebot ich den beiden Männern, welche das Boot befehligt hatten. „Euer Boot liegt noch draußen vor dem Kuang-ti-miao?“

„Ja, Herr.“

„Wie lange seid Ihr bereits an diesem Orte?“

„Drei Tage.“

„Wie lange werdet Ihr noch bleiben?“

„Du willst uns versuchen, denn Du weißt, daß wir in jedem Kuang-ti-miao nur vier Tage bleiben dürfen.“

„Gut! Macht Euch fertig, uns nach dem Strome zu bringen!“

„Befiehlst Du einen Angriff auf ein Fahrzeug?“

„Nein. Ihr habt unsere Fahrt unterbrochen und werdet uns daher nach Kuang-tscheu-fu bringen.“

„Wir gehorchen!“

Jetzt nahm ich eines der Lichter und trat hinter die drei Statuen. Im Rücken des Kuang-ti führte eine Thür in einen engen, dunklen Raum, welcher zur Aufbewahrung des Tempelinventars zu dienen schien, denn ich erblickte neben künstlichen Kränzen und Guirlanden, eine Menge geölter Papierlaternen, mehrere Räucherbecken, Tamtams und sogar eine Pauke von chinesischer Construction. Das war das Gefängniß der Niederländerin gewesen. Die Thür hatte ein Schraubenschloß, ähnlich den alten deutschen Mutterschlössern, bei denen der Drücker zugleich als Schlüssel dient, indem er abgedreht und wieder angeleiert werden kann.

„Capt'n, bringt einmal den Gefangenen herbei!“

„Well! Wollt ihn wohl in diese Koje stauen?“

„Aus Vorsicht. Mitnehmen können wir ihn nicht, und ihn so wie jetzt liegen zu lassen, ist nicht rathsam, wie Ihr leicht begreifen werdet.“

Er nahm den Dschiahur beim Kragen und schleifte ihn herbei. Wir brachten ihn in den Raum, und dann verschloß ich denselben und steckte den Schlüssel zu mir.

Die Drachenmänner hatten dies ruhig mit angesehen; jetzt aber frug mich einer derselben:

„Was befiehlst Du, daß mit dem Dschiahur geschieht? Wer soll seine Gefangennahme dem Kiang-lu melden, Du selbst oder wir? Ich bin der Yng-pa-tsung [1]) unserer Abtheilung und müßte ihn nach Li-ting bringen, wenn Du nicht selbst hingehst.“

Li-ting [2]) ist eine kleine Stadt am Pe-kiang [3]) und wegen ihrer Goldkarpfenzucht berühmt. Dort also war der Kiang-lu zu suchen.

„Ich habe Wichtigeres zu thun,“ antwortete ich. „Der Dschiahur bleibt bis zum Morgen hier, und dann schaffst Du ihn gebunden zum Kiang-lu.“

„Wird Dein Bericht dann bei ihm angekommen sein? Der Tsiang-ki-um [4]) sieht streng auf Pünktlichkeit.“

„Du hast mir keine Lehren zu geben, sondern nur zu thun, was ich Dir befehle!“

„So gib mir den Schlüssel!“

Diese Forderung, so einfach und selbstverständlich sie war, harmonirte nicht mit meinen Absichten, doch war ich, um Alles Mißtrauen zu vermeiden, gezwungen, ihr zu entsprechen.

„Hier ist der Drücker; aber ich gebiete Dir, diese Thür nicht eher zu öffnen, als bis der Tag angebrochen ist.“

„Welchen Namen soll ich beim Tsiang-ki-um nennen, wenn ich von Dir spreche?“

Ich konnte keinen andern nennen als denjenigen, welchen mir Kong-ni gegeben hatte:

„Ich heiße Kuang-si-ta-sse.“

„Dein Name ist schöner und höher als der meinige; ich werde Dir in allen Stücken gehorchen!“

„So sorge dafür, daß die Dienerin der Por-tu-ki Speise in dem Boote finde! Ihr habt sie hungern und dürsten lassen. Wurde Euch das vom Tsiang-ki-um geboten?“

„Herr, Du weißt ja selbst, wie die Gefangenen behandelt werden müssen. Wenn sie hungern und dürsten, gehen sie leichter auf Alles ein, was wir von Ihnen verlangen.“

„Zounds, Charley, seid Ihr bald fertig mit Eurer Verhandlung?“ ließ sich jetzt der Capitän vernehmen. „Ihr sprecht ja ein so schauderhaftes Chinesisch mit einander, daß es ganz unmöglich ist, auch nur ein einziges Wort zu verstehen!“

„Ich bin zu Ende, und wir können also aufbrechen.“

„Well! Vorher aber muß ich diesen Leuten erst noch meine Meinung zu verstehen geben.“

„Thut das, Capt'n! Es kann ihnen nicht schaden, wenn wir mit der gehörigen Malice abtreten.“

„Sagt mir vorher noch, was Adieu auf Chinesisch heißt?“

„Tsing leao.“

„Tsing leao, tsing leao! Ich werde das doch nicht etwa bis zum Schlusse meiner Rede vergessen!“

Er stellte sich in Positur.

„Mesch'schurs Pirateng, Robbers und Galgengstrickings! Ihr habt einseheng müssang, daß wir zwei von Eureng höchsting Anführers sind. Ihr werdet zugesteheng — — —“

„Tsing leao!“ wiederholte er leise, sich zur Seite drehend; dann fuhr er laut fort:

„Daß wir diejenigeng Kerls sind, die sich vor dem Teufel und Euch nicht fürchteng. Dieser Charling hier hat Eureng Hauptmann niedergeschlagong — — —“

„Tsing leao!“ flüsterte er wieder abseits —

„und ich, der Capiteng Turningsticking, werde Jedeng massakrirang, der es wagt, zu emeutireng — — —“

„Tsing leao!“ klang es leise zum dritten Male —

„oder sich gegen uns zu empörang. Jetzt geheng wir fort. Leimt dieseng Beel zu Babel wieder zusammung, und haltet uns in guteng Andenking! Tsing leao, lebing wohleng, gutung Nacht!“

Sie hatten diese Musterrede mit schuldiger Aufmerksamkeit angehört, und sogar dem Dolmetscher war dieses Mal kein Lächeln beigekommen. Natürlich mußte auch ich einige Worte hören lassen; ich machte es kurz:

„Wir gehen. Yng-pa-tsung, Du weißt, was ich Dir befohlen habe. Grüße mir den Kiang-lu!“

Jetzt verließen wir den Tempel, welcher für uns so verhängnißvoll hätte werden können. Einige Papierlaternen leuchteten uns auf dem Wege nach dem Wasser; ihr Licht war nicht intensiv genug, daß ich die Bauart des Gebäudes hätte betrachten können. Am Landeplatze lagen mehrere Boote, deren eines wir bestiegen; es war dasselbe, in welchem wir angekommen waren, und dieselbe Mannschaft, welche uns gebracht hatte, stieg ein, um uns fort zu rudern.

Der Lieutenant hatte für Trinkwasser und Früchte gesorgt, so daß die Niederländerin ihren Hunger und Durst stillen konnte.

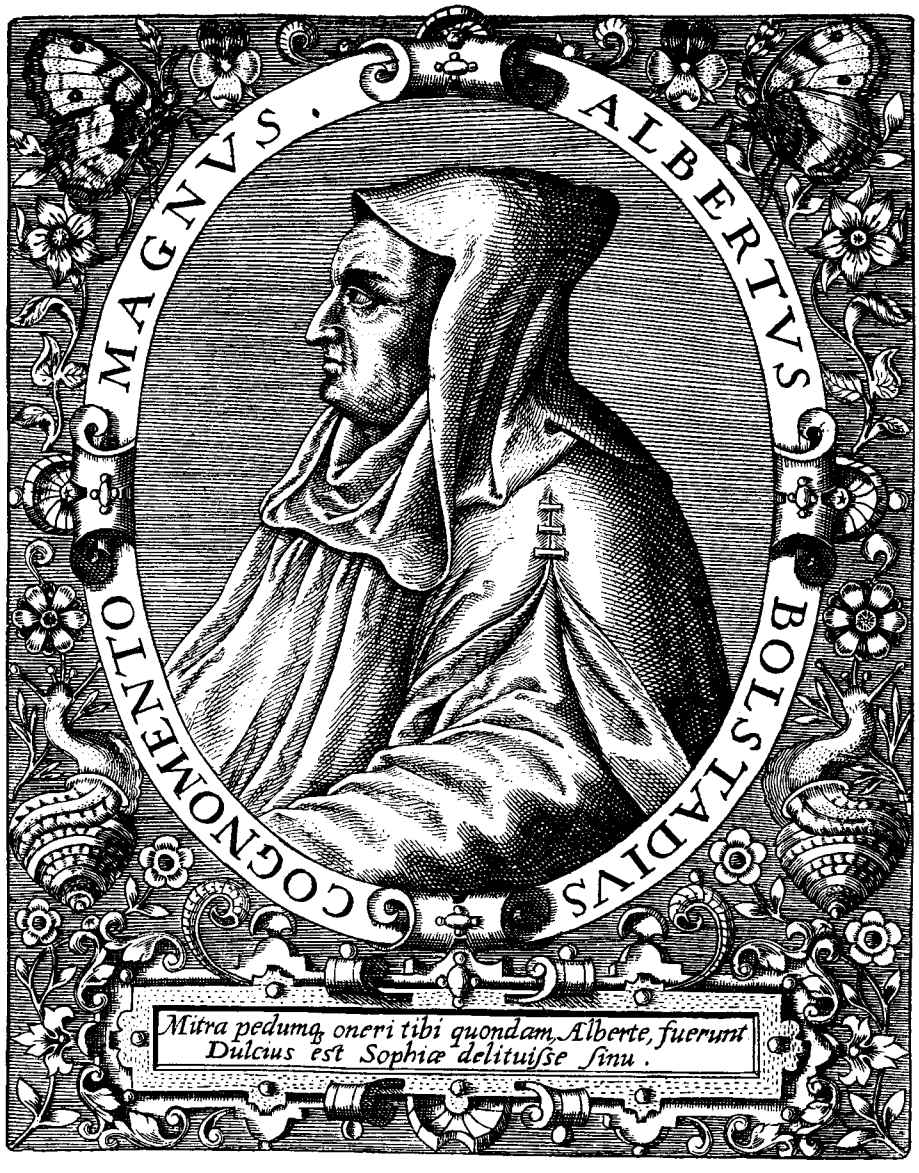
„God sei Dank,“ meinte sie, „dat ik armes Schepsel [1]) een Avondeten [2]) finde! Het is kein Wildbraad und kein Ham [3]) oder gebraden Vleesch, aber het stillt den Hunger und den Schmerz, den ik im Maagen heb.“

Das gute „Meisje“, wie sie sich selbst bezeichnet hatte, schien nicht bloß in einer Beziehung von sehr substantieller Gewöhnung zu sein; in zehn Minuten war der ganze beträchtliche Vorrath, der zur Sättigung mehrerer Personen gelangt hätte, ein Opfer ihres „Magenschmerzes“ geworden, und es war wirklich drollig, die verwunderten Ausrufe zu hören, zu welchen dieser Appetit die sehr genügsam gewöhnten Chinesen veranlaßte.

Jetzt wurde sie redselig; ich erfuhr, daß sie Hanje Kelder heiße, und bekam eine ausführliche Biographie von ihr zu hören. Sie zeigte sich sehr erstaunt darüber, daß sie nicht nur von den Drachenmännern, sondern auch von dem allgemeinen Gerüchte mit ihrer Herrin verwechselt worden war, und gab die sehr energische Absicht kund, die Räubers alle „ophangen te laaten“.

[1]) Lieutenant. [2]) Zu Deutsch „Karpfenstadt“. [3]) Zu Deutsch „Nordstrom“. [4]) Oberstkommandirende.

[1]) Geschöpf. [2]) Abendessen. [3]) Schinken.



Albertus Magnus. Nach einem alten Kupferstich.

Dies brachte auch mich zu der stillen Frage, in welcher Weise ich mich zu den Strompiraten verhalten würde. In gewisser Beziehung war es ganz sicher meine Pflicht, meine Erfahrungen bei der Polizei zur Anzeige zu bringen; aber welche Unannehmlichkeiten, Plackereien und Zeitversäumnisse konnten daraus entstehen! Dabei durfte ich auch der Gefahren nicht vergessen, in welche ich mich dadurch bringen konnte; den Umstand gar nicht gerechnet, daß diese Anzeige ein Verrath gegen Kong-ni war, der sich mir so ungewöhnlich dankbar gezeigt hatte.

In diesen Betrachtungen wurde ich durch einen Ausruf des Capitäns gestört:

„Horcht, Charley! War das nicht Ruderschlag hinter uns?"

Ich lauschte und vernahm allerdings jenes unverkennbare Geräusch, welches durch das Eintauchen der Ruder entsteht.

„Es kommt ein Boot hinter uns her, Capt'n!"

„Yes! Aber was für eines? Ich denke, daß wir ein wenig Ursache haben, vorsichtig zu sein."

„Allerdings. Es ist sehr leicht möglich, daß dieser Lieutenant den Dschiahur befreit hat, der in diesem Falle höchst wahrscheinlich auf den Gedanken gekommen ist, uns zu verfolgen."

„Was thun, Charley? Die Drachenmänner hier werden ihm natürlich helfen."

„Wir müssen einen Vorsprung zu gewinnen suchen und sie dann unschädlich machen. Legt Euch mit in die Riemen; wir sind kräftiger als die Chinesen!"

„Well, wollen ihnen einmal zeigen, daß wir ein Boot fliegen lassen können!"

Ich gebot den Leuten, sich kräftiger in das Zeug zu legen; wir griffen selbst mit zu und verdoppelten die Schnelligkeit des Fahrzeuges. Nach einiger Zeit erreichten wir den Einfluß eines Seitenkanals, in welchen ich einbiegen ließ; dann gebot ich, die Laternen auszulöschen. Die Bootsleute gehorchten mir, obgleich sie meine Absicht nicht begreifen konnten.

„Legt an!" befahl ich, als wir eine Strecke einwärts gekommen waren.

Das Boot berührte das Ufer.

„Alle aussteigen!"

„Warum, Herr?" frug der Mann am Steuer.

„Du hast nur zu gehorchen. Vorwärts!"

Sie stiegen, allerdings zögernd, aus.

„Bleibt hier, und verhaltet Euch ruhig, bis ich Euch wieder einsteigen lasse!"

Ich stemmte das Ruder ein, stieß das Boot vom Ufer ab und ließ es hinüber an das jenseitige Ufer gehen.

„Well done, das ist richtig, Charley," meinte Turnerstick; „jetzt sind wir diese Kerls los. Aber horcht!"

„Kiang!" rief es vom Hauptkanale her.

„Lu!" antworteten unsere Bootsleute trotz meines Befehles, sich ruhig zu verhalten.

Das Boot, welches wir gehört hatten, war an die Kreuzungsstelle der beiden Kanäle gekommen, und die Insassen desselben hatten durch die Loosung erfahren wollen, nach welcher Richtung wir gegangen waren.

„Wir sind verrathen, Charley. Was thun?"

„Schnell an das Land alle Drei, und dann abwarten, mit wem wir es zu thun haben!"

Wir befestigten das Boot an einem Baumwollenstrauch, welcher am Wasser stand, und stiegen aus.

„Wird deze Gefahr groot sein, Mynheer?" frug die Holländerin.

„Das wird sich bald zeigen."

„Ik vrees mij niet[1]). Geeft mij een Stock oder een Ruder, und ik werde es den Kerls um die Hoofden[2]) slaan, dat ihnen de Ooren wie eene Baßgeige brummen!"

Das war ja ein recht beherztes „Meisje"! Eine Andere wäre in dieser Lage vor Angst in Ohnmacht gefallen.

„Bravo, Fräulein Kelder! Die Ruder liegen schon bereit. Greifen Sie zu, und wenn Sie wirklich Ernst machen, so versuchen Sie, nur immer auf die Köpfe zu treffen."

„Hebt niet Angst! Ik word dezen Menschen schon zeigen, wat eene Hollanderin für kräftige Armen und Vuiste hat!"

Jetzt ertönte der Ruderschlag ganz in der Nähe.

„Kiang!" rief es noch einmal.

„Lu!" antwortete es drüben.

Das Boot legte bei unsern Leuten an.

„Wo ist Euer Tschuan[3])?" frug eine Stimme, in welcher ich sofort diejenige des Dschiahur erkannte.

„Drüben am andern Ufer."

„Wo ist der Ta-yin[4]) mit dem Weibe und seinen Gefährten?"

„Auch drüben."

„Warum habt Ihr Euren Tschuan verlassen?"

„Der Yeu-ki befahl es."

„Er ist kein Yeu-ki, kein Oberst der Drachenmänner. Er hat das Zeichen gestohlen. Er wird es herausgeben und dann sterben. Wartet hier!"

Das Boot lenkte zu uns herüber. Eine Flucht war nicht gerathen, da wir das von vielen Wassern durchschnittene Terrain nicht kannten; wir mußten uns wehren. Dabei konnte es meine Absicht nicht sein, sie ungehindert das Ufer erreichen zu lassen.

„Halt!" rief ich ihnen entgegen. „Hier wird nicht gelandet!"

„Das ist er. Drauf; stecht ihn nieder!"

Ich sah die Riesengestalt des Dschiahur inmitten des Bootes stehen. Dieses stieß an, und mehrere der Leute sprangen an das Land. Wir hatten das Ruder erhoben; zwei Schläge und noch zwei — wir waren von ihnen befreit.

„Nehmt auch die Ruder," gebot der Mongole. „Schlagt die Yeng-kie-li-tsey[5]) nieder!"

Er blieb im Boote stehen; die Uebrigen sprangen heraus. Drei davon warfen sich auf mich. Sie holten zu gleicher Zeit aus. Den Vordersten traf mein Hieb, die beiden Andern vermochte ich nicht zu gleicher Zeit zu pariren; ich erhielt einen Schlag auf die linke Achsel; dann wurde ich von vorn und von hinten gepackt.

„Haltet ihn fest!" rief der Dschiahur.

Ein rascher Sprung brachte ihn an das Land. Ich schüttelte die beiden kleinen Männer von mir ab, brachte es aber nicht schnell genug fertig. Er konnte seine verstauchte Rechte nicht gebrauchen, doch in seiner Linken blitzte das Messer. Ich bog mich zur Seite, und die Klinge fuhr mir an das Ohr. Ich packte ihn bei der Kehle und beim Arme, wurde aber zu gleicher Zeit von den beiden Andern wieder gefaßt, strauchelte über eines der Ruder, welche wir weggeworfen hatten, und wurde zu Boden gerissen. Schon sah ich das Messer des Mongolen über mir.

„Stirb, Yen-dschi[6])!" rief er.

In demselben Augenblick aber erhielt er einen wuchtigen Schlag auf seinen Arm, und ich bekam Zeit, mich aufzuraffen. Die Holländerin hatte den Hieb geführt.

„Believen de Heeren niet auszureißen?" rief sie. „Oder soll ik Euch Beene maken!"

„Hülfe, Charley!" rief in diesem Augenblick der Capitän.

Ich sah mich um und bemerkte, daß er am Boden lag und sich nur mit Mühe seiner Angreifer erwehrte. Mit beiden Fäusten zugleich rannte ich gegen den Dschiahur. Er überstürzte sich und flog in das Wasser. Ich warf die beiden Chinesen zur Seite und sprang Turnerstick zu Hülfe.

„Gebt Acht, Mynheer!" rief da die muthige Köchin. „Da in het Water kommen zij wie de Vische gezwommen!"

Ich machte dem Capitän Luft, so daß er aufspringen konnte, und wollte mich nun nach dem Kanale wenden, als ich einen Ruderschlag auf den Kopf erhielt, daß mir Hören und Sehen verging. Ich fühlte mich in einen Zustand halber Betäubung versetzt, so daß ich von jetzt an wie im Traume handelte. Ich sah Gestalten aus dem Wasser springen und sich der Ruder bemächtigen; es waren jedenfalls die Leute unsers Bootes, welche schwimmend den Ihrigen zu Hülfe kamen; ich sah den Capitän wie einen Wüthenden um sich schlagen; auch die Köchin gebrauchte das Ruder. Der Schlag auf den Hinterkopf schien mir die Nerven für den Augenblick gelähmt zu haben. Das Ruder wurde mir zu schwer, und ich griff nach den beiden Revolvern.

Als ich die ersten Schüsse abgab, hörte ich die Stimme Turnerstick's:

„Blitz und Knall, an diese Dinger habe ich gar nicht gedacht! Heraus damit! Zwölf Schüsse, das gibt zwölf Spitzbuben!"

Seine Schüsse krachten. Ich sah die Feinde in die Boote springen und sandte ihnen so viele Kugeln nach, als ich noch geladen hatte; doch glaube ich nicht, daß eine einzige getroffen hat, da mir in eigenthümlicher Schwäche die Hände zitterten. Auch der brave Turnerstick wird kein großes Blutbad angerichtet haben, da er es von jeher besser verstand, um die Ecke als gerade aus zu schießen.

Dennoch aber hatten die schnell auf einander folgenden Schüsse ihre Schuldigkeit gethan — die Drachenmänner waren verschwunden; leider aber auch die Boote mit ihnen.

„Wohing denn so schnell?" rief ihnen Turnerstick nach. „Feige Memming, elende Haseng, furchtsamong Pack! Kommung doch her, Du Mongoling! Der Capitang Turningsticking will Dir das Nebung wohl in die Physiognoming schlageng!"

„Zij zijn verschwunden!" meinte die Köchin, welche sich so außerordentlich musterhaft benommen hatte. „Hoe vaart gij[1]), Mynheer?"

„Nicht sehr wohl, Mejuffrouw Hanje," antwortete ich, indem ich mir Mühe geben mußte, deutlich zu sprechen. „Ich habe — einen sehr — — unbequemen Schlag — auf den Kopf erhalten."

„Was ist denn das, Charley?" frug Turnerstick besorgt. „Ihr lallt ja wie ein Betrunkener! Traf Euch der unglückselige Hieb vielleicht auf den Hinterkopf?"

„Allerdings!"

„Das ist bös! An die Stirn oder auf den oberen Schädel könnt Ihr mich klopfen, so viel und so sehr Ihr wollt; aber da hinten, da liegt das Leben, grad wie bei einem Schiffe das Steuer, und wenn dieses beschädigt ist, so ist es mit der guten Fahrt vorbei. Was ist zu machen?"

„Nicht viel. Ich brauche Ruhe und Kühlung."

„Das könnt Ihr ja Beides haben. Hier ist Wasser die Menge, und vor Tages Anbruch werden wir diesen unglückseligen Ort doch nicht verlassen können, so daß Ihr also Zeit habt, Euch zu erholen."

Das Wasser stand bis an den Rand des Kanales; ich grub mit dem Messer eine kleine Vertiefung, welche sich sofort mit Wasser füllte, und legte, mich auf dem Rücken ausstreckend, den Hinterkopf hinein.

„Was der Kerl praktisch ist! Auf diese Weise braucht er weder Umschläge noch einen Krankenwärter."

„Zal ik Euch helpen, Mynheer?" frug die Niederländerin.

„Danke! Sie haben leider selbst Mangel an jeder Bequemlichkeit."

„Het is te ertragen. Ik word mij auf die Aarde legen und sehen, ob ik slapen kann."

Der Capitän war ihr behülflich, aus Lieuzweigen[2]) ein Kopfkissen anzufertigen, welches allerdings die Zartheit eines

[1]) Ich fürchte mich nicht. [2]) Köpfe. [3]) Barke. [4]) Große Mensch.
[5]) „Amerikanischen Räuber". [6]) Ist mongolisch und heißt „feiger Hund".

[1]) Wie fahren Sie? Das heißt auf Deutsch: Wie geht es Ihnen?
[2]) Chinesische Weide.

Dunenbettes nicht haben konnte; sie streckte sich aus, und bald bewies ein kräftiges Schnarchen, daß es unserer Gefährtin gar nicht schwer falle, hier im Freien, wo allerdings eine sehr milde Luft herrschte, ein gemüthliches „Slapje" zu halten.

„Wäre es nicht besser, wir hätten einen andern Ort aufgesucht, Charley?" frug der Capitän.

„Warum?"

„Weil ich denke, daß die Kerls wieder kommen können."

„Werden sich hüten!"

„Meint Ihr? Dann könnte ich wohl nichts Besseres thun, als mir auch ein Kopfkissen machen; denn ich glaube nicht, daß hier Jemand so freundlich sein wird, uns eine Hängematte zu bringen."

„Thut es. Ich werde wachen."

„Aber habt Ihr auch den gehörigen Verstand dazu? Ich denke, Ihr seid betäubt, und da schläft man ja sehr leicht ein."

„Habt keine Sorge. Das Wasser hält mich munter!"

„Well! So; da ist das Bett fertig. Weckt mich in einer Stunde, damit ich Euch ablösen kann. Good night, Charley!"

„Gute Nacht, Capt'n!"

In zwei Minuten war aus dem Schnarchmonologe der Köchin ein Duett geworden, welches mir geeignet erschien, die Strompiraten zu verscheuchen, wenn es ihnen je einfallen sollte, zurückzukehren. Ueber mir aber leuchteten die Sterne des Reiches der Mitte. Ich blickte zu ihnen empor lange, lange Zeit, und ein wunderbarer Frieden senkte sich in mein Inneres bei dem Gedanken, daß ein allgütiger und allmächtiger Vater über uns wacht, auf welchem Punkt der Erde wir uns auch befinden mögen. Mein ganzes Denken und Fühlen floß da in einem stummen Gebet zusammen, bis mir die Augen schwer wurden. Turnerstick hatte Recht — ich schlief ein. — — —

2. Im „Lung-Ken-siang".

Als ich erwachte, war es bereits Morgen. Ich hätte aber wohl noch länger geschlafen, wenn mir nicht bei einer Drehung des Kopfes das Gesicht in das Wasser gerathen wäre. Alle Müdigkeit und jede Folge des Ruderschlages war verschwunden. Ich erhob mich. Tiefe Fußtritte in dem weichen Boden waren die einzigen Ueberreste, welche von dem nächtlichen Kampfe zu bemerken waren, und trotz aller Aufmerksamkeit konnte ich keinen Tropfen Blutes entdecken, welcher mir verrathen hätte, daß eine unserer Kugeln getroffen habe.

Drüben am nördlichen Horizonte sah ich die Mauern des Kuang-ti-miao liegen, und auf der entgegengesetzten Seite zeigte eine langgedehnte Nebelschicht, wie weit wir vom Flusse entfernt waren. Wir hatten höchstens eine halbe Stunde zu gehen, um ihn zu erreichen.

Ich weckte den Capitän:

„Schiff, ahoi — ihhh!"

Er sprang mit gleichen Beinen empor.

„Ahoi —! Barke „The wind" aus — — — alle Wetter, Ihr seid es, Charley? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr mich zum Narren — — hm, in welchen Breiten liegen wir hier denn eigentlich vor Anker?"

„Bitte, Capt'n, legt Euern Kopf ein wenig hier in mein Wasserloch, dann wird die nöthige Besinnung sofort eintreten!"

„Ah, richtig! Da drüben liegt der Götzentempel, dort der Fluß und hier — hier die niederländische Lady, welche zwei Scheffel Melonen, Oliven und Nüsse verzehren kann."

„Dafür aber auch ihr Ruder brav zu führen versteht, Capt'n."

„Weiß es! Ist ein prächtiges Weibsbild; hat ja zugeschlagen, wie ein Hochbootsmann. Wollen wir sie wecken?"

„Wird wohl nothwendig sein."

„Schön; werde es selber machen."

Er trat zu der Schlafenden.

„Pst, Mylady, Mis'sitz, Mitz — —! Wollt Ihr nicht so gut sein und die Augen aufmachen? Die Sonne hat schon längst die Anker gelichtet."

Sie erhob sich.

„Goeden Morgen, mijne Heeren! Heb ik zu lang geslapen?"

„Good morning! Nein, denn ich bin auch gleich erst unter Segel. Aber der da ist schon länger auf."

„Mynheer, hoe gaat het mit Ihrem Kopf?" frug sie besorgt.

„Danke, Mejeffrouw; er ist vollständig hergestellt. Wollen wir aufbrechen, Capt'n?"

„Ich denke nicht, daß wir hier noch etwas zu thun haben. Wir können mit Ehren abziehen, denn wir haben das Schlachtfeld behauptet."

„Aber eine unangenehme Affaire war es doch, und von allzu großem Ruhme ist keine Rede, denn wir haben unsere ganze Bagage und auch das eroberte Boot eingebüßt."

„So ganz unrichtig ist dies allerdings nicht; aber wir haben eine Lady befreit, Charley, grad so, wie es in Romanen zu lesen oder im Theater zu sehen ist. Das haben Tausende in ihrem ganzen Leben nicht fertig gebracht, und das ist also Etwas, wovon man sprechen kann, wenn man zu Hause ist. Seht, Charley, es ist doch richtig, was Ihr sagt: Man muß in die weite Welt gehen, um Land und Leute kennen zu lernen, und wenn man nun gar eine so schwere Sprache gelernt hat, wie die chinesische ist, so gehört gar nicht viel dazu, solche Bücher und Geschichten zu schreiben, wie Ihr sie macht."

„Irrt Euch nicht, Capt'n! Die chinesische Sprache ist auch nicht schwieriger als jede andere; daß sie so ungemein schwer sein soll, ist nur eine Annahme, die Einer von dem Andern überkommen hat, ohne den Gegenstand näher zu kennen."

„Well! Aber wir Beide kennen ihn durch und durch, nicht wahr? Es soll mich verlangen, was sie in Hobokken bei Mutter Thick in der Capitänsstube sagen werden, wenn der alte Frick Turnerstick anfängt, geläufig chinesisch zu reden. Das ist ganz sicher das Absonderlichste, was seit langen Jahren dort passirt sein wird. Meint Ihr nicht auch, Charley?"

„Ich bin vollständig überzeugt, daß sie alle staunen werden. Doch vorwärts; denn ein längeres Bleiben hat keinen Zweck."

„Am liebsten möchte ich jetzt noch nicht nach dem Flusse, sondern zurück nach dem Tempel, um noch einmal mit diesen Drachenmännern zu reden."

„Kann vielleicht geschehen, denn wir werden das erste europäische oder amerikanische Fahrzeug, welches wir treffen, um Hülfe bitten."

„So wollt Ihr bei den Chinesen selbst keine Anzeige machen?"

„Muß sich erst finden."

Wir schritten nach dem Hauptkanale zu und folgten ihm, dem Flusse entgegen. Grad als wir diesen erreichten, kam eine holländische Pinasse herbei, welche stromabwärts segelte. Das traf sehr glücklich. Wir riefen sie an, und sie folgte unserm Rufe.

„Wohin das Fahrzeug?" frug der Capitän, als sie anlegte.

„Nach Macao, Schiff „De valk" aus Amsterdam."

„Wollt Ihr uns einen Gefallen thun?"

„Welchen?"

„Hier ist eine Lady aus Macao, welche die Strompiraten in die Gefangenschaft schleppten. Wir haben sie frei gemacht. Wollt Ihr sie mitnehmen?"

„Eine Holländerin, nicht wahr?"

„Yes; ein sehr braves Weibsbild; das kann ich Euch versichern."

„Herein mit ihr!"

„Und die Passage? Werde sie abmachen."

„Wer seid Ihr?"

„Capitän Turnerstick vom „The wind", New-York."

„Seid ein Ehrenmann, Mynheer. Die Passage soll Euch nichts kosten; es ist ja eine Landsmännin, die wir einnehmen."

„Well; seid ebenso brav, Ihr Leute. Grüßt mir Euren Capt'n!

„Danke! Wollt Ihr nicht mit?"

„Nein; wir gehen stromauf."

„Habt auch sonst keine Besorgung?"

„Keine."

„Dann met God, Kapitein!"

„God bye!"

Unser „Meisje" konnte sich gar nicht so schnell von uns trennen; es dauerte noch einige Minuten, bis sie uns den tausendsten Theil von dem gesagt hatte, was sie uns unbedingt noch sagen mußte, und die Pinasse befand sich beinahe auf der Mitte des Stromes, als uns die tapfere Köchin noch immer lauten Dank für ihre Rettung herüber rief. Die letzte Versicherung, welche ich vernahm, endete damit, „de slechte Gezelschap hängen laten!"

Jetzt konnten wir nichts Anderes thun, als ruhig am Ufer warten, bis sich ein passend bemanntes Fahrzeug sehen ließ. Bei dem regen Verkehre, welcher auf dem Strome herrscht, konnte unsere Geduld voraussichtlich gar nicht lange auf die Probe gestellt werden, und wirklich kam auch bereits nach kurzer Zeit eine kleine englische Privatyacht den Fluß heraufgedampft und hielt auf unser Zeichen auf das Ufer zu und legte an.

„Was gibts?" frug der Capitän vom Deck herab. „Wollt Ihr mitfahren?"

„Wohin der Kurs, Capt'n?"

„Nach Wampoa und Canton."

„Gehen mit, wenn Ihr eine Stunde hier halten wollt."

„Weßhalb?"

„Werdet es hören. Laßt uns ein Tau herab!"

In der nächsten Minute standen wir oben vor dem Capitän.

„Seid ein Amerikaner der Sprache nach?"

„Yes, Sir. Capitän Turnerstick vom „The wind" aus New-York, vor Anker in Hongkong."

„Ah! Habe das Schiff gesehen. Und dieser Mann?"

„Mein Freund, ein Kerl, der in aller Welt umherläuft, um Land und Leute kennen zu lernen. Habe das bisher für eine riesige Dummheit gehalten; bin aber jetzt dahinter gekommen, daß diese Sache gar nicht zu verwerfen ist."

„Und wollt jetzt hinauf, um Euch Canton anzusehen?"

„Yes, Sir. Vorher aber wollten wir Euch bitten, uns einige Mannen mitzugeben, um eine Gesellschaft von Flußpiraten aufzuheben, welche ganz hier in der Nähe sind."

„Drachenmänner vielleicht?"

„Richtig, Sir. Sie haben uns gestern überfallen, mit Stinktöpfen betäubt und nach einem Tempel geschafft, wo sie jetzt wohl noch zu finden sind."

„Ist's so, dann sollt Ihr meine Jungens haben und mich dazu. Allerdings kann ich den Steamer nicht unbewacht lassen, aber zwölf Mann stehen zur Verfügung."

„Ist mehr als genug, Capt'n."

„Wie weit ist der Ort von hier?"

„Nicht viel über drei Meilen."

„Wird in einer halben Stunde gemacht. Meine Boys verstehen zu rudern. Wie viele Drachenmänner sind es wohl?"

„Hm, so zwanzig oder dreißig; hat aber nichts zu sagen, denn ein guter Engländman wiegt zehn von ihnen auf."

„Weiß es bereits. Kommt in die Kajüte und nehmt zwei Bissen und einen Schluck, denn ich glaube nicht, daß Ihr Euch bei diesem Gesindel den Magen verdorben habt. Muß Euch übrigens meinen Namen auch sagen: heiße Tom Halverstone aus Greenock am Clyde; wißt's schon, wo die schärfsten und abrettesten Dampfer gebaut werden."

„Kenne den Ort und muß ihm seine Ehre lassen. Also vorwärts, Capt'n, denn ein Frühstück ist für den hungrigen Menschen das, was eine gute Maschinenkohle für den Dampfer ist: ohne Beides ist von einer sauberen Fahrt gar niemals die Rede."

Während wir unten tüchtig zulangten, traf der Capitän an Deck seine Vorbereitungen, und nach einer Viertelstunde saßen unser fünfzehn wohl bewaffnete Männer in einem langen, schmalen Cuttingboote, welches über das Wasser des Kanales flog, als ob es aus einer Kanone geschossen worden sei.

„Was war der Anführer der Drachenmänner für ein Kerl?" frug Halverstone.

„Ein Mongole vom Stamme der Dschiahurs."

„Dachte, die Leute gehörten vielleicht zur Bande des Kiang-lu, der so viel von sich reden macht."

„So ist es auch, denn dieser Dschiahur ist nur ein Unteranführer von ihm."

„Well, so ist mir die kleine Expedition desto interessanter. Ich hoffe, daß wir sie treffen werden!"

„Ich bezweifle es und bin nicht der Meinung meines Freundes Turnerstick. Nach dem, was heut in der Nacht vorgefallen ist, werden die Piraten jedenfalls so klug gewesen sein, den Kiang-ti-miao zu verlassen."

„Erzählt doch einmal die Geschichte ausführlicher, wenn ich Euch darum bitten darf."

Ich erstattete ihm so weit Bericht, wie es mir nöthig schien, that aber meines Talismans und auch einiger anderer Umstände keiner Erwähnung. Turnerstick war so klug, es dabei bewenden zu lassen.

„Das ist ja nicht nur ein Ereigniß, sondern ein förmliches Abenteuer gewesen," meinte Halverstone. „Aber nun glaube ich auch, daß sich diese Schlingel aus dem Staube gemacht haben. Aber ganz umsonst wird unsere Fahrt doch nicht sein, denn ich werde wenigstens Gelegenheit haben, einen dieser chinesischen Tempel in Augenschein zu nehmen."

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so legten wir an derselben Stelle an, an welcher wir gestern ausgestiegen waren. Gestern war es mir im Dunkel des Abends schwierig erschienen, die Richtung zu merken, heut aber war es uns sehr leicht geworden, den Tempel zu finden, den wir am Morgen ja bereits gesehen hatten.

Zu meiner Ueberraschung hielten am Eingange zwei Männer Blumen und Räucherstäbchen feil. Wir stiegen eine breite Steintreppe zu ihnen empor.

„Tsing-tsing!" grüßte ich. „Ist hier der Zutritt erlaubt?"

„Hier kann Jeder eintreten, der dem Diener des Gottes ein Kom-tscha gibt," lautete die Antwort.

„Ist dieser Diener zugegen?"

„Er ist im Innern des Miao; Du wirst ihn sehen, wenn Du hineingehst. Doch mußt Du dem Gott auch ein Opfer bringen."

„Worin besteht dies?"

„In Blumen und Tsan-hiang[1]), welche Du anbrennst."

Der Mann wollte natürlich etwas verdienen. Ich ließ ihm seine Blumen und Tsan-hiang und gab ihm lieber ein kleines Kom-tscha, welches er mit großem Danke annahm und sofort mit seinem Gefährten theilte.

„Sind viele Kuang-ti-dse[2]) in diesem Miao?" frug ich.

„Es ist noch Keiner hier."

„Seit wann steht Ihr heute hier?"

„Dies ist das Kum-sing-mon[3]), und wir müssen hier sein, sobald die Sonne aus dem Tung-ti[4]) steigt."

„Wird auch des Nachts der Gott von seinen Gläubigen angebetet?"

„Ja."

„Da seid Ihr auch hier?"

„Nein. Des Nachts kommen nur diejenigen Gläubigen, welche sich nicht vor den bösen Geistern fürchten, mit denen der mächtige Kuang-ti kämpft, sobald es dunkel geworden ist."

„Kommen diese bösen Geister alle Nächte herbei?"

„Ich weiß es nicht; aber heut sind sie hier gewesen, denn sie haben dem Stallmeister des Gottes das Schwert entrissen. Kuang-ti aber ist stark und mächtig; er hat sie vertrieben."

„Was sagt der Mensch?" frug Turnerstick. „Er spricht ja ein ganz armseliges Chinesisch!"

„Er sagt, daß wir chinesische Kriegsgötter sind."

„Er hat wohl einige Speichen zu viel oder zu wenig im Steuerrade?"

„Möglich. Er meint, daß diese Nacht böse Geister hier gewesen seien, welche dem Götzen das Schwert entrissen haben; aber der mächtige Kuang-ti hat sie vertrieben. Folglich sind wir Kuang-tis oder Kriegsgötter."

„Diese beiden Männer wissen vielleicht ebenso gut wie wir, was vorgegangen ist, werden sich aber hüten, es zu sagen."

„Kann sein."

„Sind die Drachenmänner noch hier?"

„Nein."

„Well, so werden wir diese Rinaldinibube einmal genau untersuchen!"

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Räucherstäbchen. [2]) Kriegsmandarinen, wörtlich „Söhne des Kuang-ti". [3]) „Goldene Thor der aufgehenden Sonne". [4]) „Westliche Erde".

bei Tacitus, die dem römischen Schriftsteller selbst ein bedenkliches Kopfschütteln entlockte.*)

Wir haben diesen Untersuchungen über den Ursprung der Schwansage, den wir in der alten Mythologie gefunden haben, nur noch den Versuch des Germanisten Wilh. Müller,**) dieser Mythe eine symbolische Deutung zu geben, beizufügen. Nachdem er alle mit der Schwansage in Zusammenhang stehenden Sagen und ihre vielfachen Nebengestaltungen zur Vergleichung herangezogen hat, kommt er am Schlusse der Abhandlung, auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehen können, zu dem Ergebniß, der mythische Gehalt der Sage sei folgende einfache Erscheinung in der Natur: Im Winter, wo die Vegetation erstirbt, hat die Mutter die Kinder getödtet und wird deßhalb vom Gatten angefeindet und getödtet. Sie hauft sodann im Walde (d. h. in der Unterwelt), wo sie in Gestalt einer Hirschkuh die Kinder zu neuem Leben erzieht, und wird hier vom Gatten wieder gefunden. Im Frühlinge kehren die Kinder zu neuem Leben zurück und deren Eltern vereinigen sich wieder.

Aus diesem kleinen unscheinbaren Kern hat sich jene große und weit verbreitete Schwansage entwickelt, die zuerst in der Mythologie bestimmte Gestalt angenommen hat, dann im Laufe der Zeit mit den verschiedenartigsten Sagenkreisen, mit der Genovefen-, Volsungen- und bald mit der Gralsage in Verbindung getreten ist und sich überall einheimisch zu machen und in ein eigenthümlich individuelles Gewand einzukleiden gewußt hat. Aus dieser sagenhaften Einkleidung ist die Sage herausgetreten und hat dichterische Gestaltung angenommen in dem berühmten Kunstepos Wolfram's von Eschenbach, in dem jüngeren Titurel Albrecht's von Scharfenberg, in dem von einem unbekannten Dichter herausgegebenen Lohengrin, sowie in Konrad von Würzburg's Bearbeitung; ja, in neuester Zeit hat sich die Schwansage selbst einen Weg auf's Theater gebahnt — durch Richard Wagner's „Lohengrin". „So haben wir hier" — mit diesen Worten Joseph's v. Görres wollen wir diesen Aufsatz schließen — „eine jener großen ursprünglichen Sagen, die vielgestaltig durch alle Zeiten, so lange die Begeisterung des Naturgefühles noch in den Adern der Völker glüht, fortwachsend gleich jenem Schwanengolde, das unter den Händen des Pflegenden größer wird, sich ausbreitet und — eigentlich überall zu Hause — doch jedesmal mit Vorliebe gleich den Feen gewisse Gegenden wohl Jahrtausende lang bewohnt. So sind die Niederlande und das diesseitige Rheinufer der Lieblingssitz, den die Fabel, bald da, bald dort aufflimmernd, mit ihrem stillen Lichte umspielt."

F. O.

*) Simrock (Deutsche Mythol.) hält ebenfalls den Ulysses des Tacitus für den Schwanenritter.

**) In Pfeiffer's Germania. Jahrgang I. 1856.

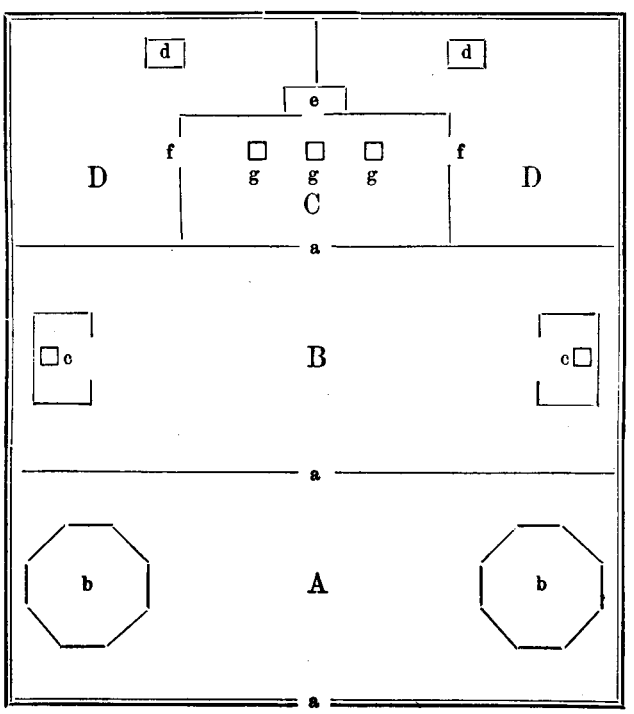
Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Wir traten durch den Eingang in einen Hof, welcher ein Rechteck bildete und nichts zeigte, als zwei kleine achteckige Pagoden, welche je im Mittelpunkte seiner beiden schmalen Seiten standen. Durch ein zweites Thor gelangten wir in einen andern Hof, wo wir rechts und links zwei kleine offene Nebentempel erblickten, in denen die dicke Figur des Kuang-ti nebst der gewöhnlichen Gesellschaft seines Sohnes und Stallmeisters saß. Durch ein drittes Thor traten wir sofort in den Haupttempel, den wir gestern Abend bereits betrachtet hatten. Hinter der Bildsäule des Götzen befand sich die auch schon erwähnte Rumpelkammer, an den beiden hintersten Ecken des Raumes aber führte je eine Thür in einen Hof, in welchem nichts als ein viereckiges Wasserloch zu erblicken war. Das Ganze wurde von einer starken, vielleicht fünfzehn Fuß hohen Backsteinmauer umgeben und bildete ein Rechteck, dessen Riß nebenstehend beigefügt ist, weil der Plan eines chinesischen Götzentempels vielleicht von Interesse sein dürfte.



A. erster Hof. B. zweiter Hof. C. Haupttempel. D. hintere Höfe. a. Eingänge. b. Pagoden. c. Nebentempel. d. Brunnen in den beiden hinteren Höfen. e. Utensilienkammer. f. Ausgänge aus dem Haupttempel nach den hinteren Höfen. g. die drei Götzenbilder.

Erst als wir aus dem Haupttempel in den letzten Hof traten, erblickten wir den gesuchten „Diener des Gottes," und zu meiner lebhaften Ueberraschung erkannte ich in ihm den Mann, welcher gestern mit der berühmten Luntenflinte so ausgezeichnet manövrirt hatte. Er trug jetzt einen Bonzenanzug.

„Erkennt Ihr den Menschen, Capt'n?"

„Blitz und Knall, ist das nicht der famose Artillerist, der die fürchterlich krumme Feldschlange hatte?"

„Also irre ich mich nicht, denn Ihr erkennt ihn auch."

„Dieser Priester ist einer der Drachenmänner?" frug Halverstone.

„Ja."

„Nicht übel! An Anerkennung soll es nicht fehlen. Ihr müßt nämlich bedenken, daß Ihr bei keinerlei chinesischer Gerichtsbarkeit Hülfe und Unterstützung oder gar Gerechtigkeit findet. Wir müssen den Mann selbst bei den Ohren nehmen."

„Einen Priester? An einem Ort, der hier für ein Heiligthum gilt?"

„Pshaw!" antwortete Turnerstick. „Habt Ihr gestern Abend hier etwas Heiliges bemerkt? Hiebe, ganz gewaltige Hiebe soll der Kerl haben. Sein Kriegsgott mag ihm dann den Rücken salben!"

In jedem andern Lande wäre ein solcher Vorsatz lebensgefährlich gewesen, bei den hiesigen corrumpirten Zuständen schien auch mir keinerlei Gefahr aus einer solchen Lynchjustiz hervorzugehen.

Der Diener des Kriegsgottes hatte uns noch gar nicht bemerkt; er stand an dem Wasserloche und fütterte die Schildkröten, welche sich in demselben befanden. Wir gingen auf ihn zu. Beim Schalle unserer Schritte drehte er sich um, und es war deutlich zu sehen, wie sehr er bei unserm Anblick erschrack. Doch faßte er sich sofort wieder, und in seinen listigen Zügen war nicht die mindeste Unruhe zu erkennen.

„Bist Du der Sing[1]) dieses Kuang-ti-miao?“ frug ich ihn.

„Nein,“ antwortete er stolz.

„Ah, so bist Du wohl gar ein Ho-schang[2])?“

„Ja.“

„Schön! Man darf doch diesen Tempel besuchen?“

„Es darf Jeder kommen, welcher dem Gott opfert und seinen Diener nicht vergißt.“

„Wir werden Dich nicht vergessen! Aber, Du scheinst auch Männer herbeizulassen, welche dem Gott nicht opfern, sondern seine Feinde sind!“

„Weßhalb denkst Du dies?“

„Ich sah, daß Deinem Gott das Schwert entrissen worden ist.“

„Das hat der Tschüt-gur[3]) gethan.“

„Der Tschüt-gur? Was hat der in diesem Kuang-ti-miao zu suchen?“

„Weißt Du nicht, daß er ein Feind der Götter ist und sie überfällt, um mit ihnen zu kämpfen? Aber sie sind mächtiger als er; er kann ihnen wohl das Schwert entreißen, aber sie besiegen ihn dennoch und jagen ihn in den Ta-kang[4]) zurück.“

„Hast Du einmal einem solchen Kampfe zugesehen?“

„Nein; selbst ein Priester würde getödtet, wenn er dies wagen wollte.“

„So hast Du auch den Tschüt-gur noch nicht erblickt?“

„Nein.“

„Ich habe ihn gesehen. Soll ich ihn Dir zeigen?“

„Das vermagst Du nicht!“

„Ich vermag es, sogar jetzt gleich.“

„Wo ist er?“

Ich deutete auf Turnerstick.

„Hier! Blicke ihn genau an, und Du wirst finden, daß Du den Teufel bereits einmal gesehen hast.“

„Du sprichst so, daß ich Dich nicht verstehe!“

„Ich rede sehr deutlich. Du sagst, der Tschüt-gur habe Deinem Gott das Schwert entrissen, folglich ist dieser Mann der Tschüt-gur, denn er ist es gewesen, der es ihm genommen hat.“

„Ich verstehe Dich wieder nicht!“

„Und bist doch selbst dabei gewesen! Dein Gedächtniß ist sehr kurz; es reicht nicht von der Nacht bis zum Morgen; ich muß ihm zu Hülfe kommen: Wo ist der Dschiahur?“

„Ich kenne ihn nicht. Was ist ein Dschiahur?“

„Du fühlst Dich beleidigt, wenn ich Dich einen Sing statt einen Ho-schang nenne; Du willst ein Weiser, ein Priester, ein Schriftgelehrter sein und weißt nicht, was ein Dschiahur ist?“

„Nur Fo ist allwissend, der Mensch aber kann nicht Alles erfahren.“

„Du bist als Ho-schang in einem Kloster gewesen und hast dort das Schan-hai-king[5]) und das Hoan-yü-ki[6]) studiren müssen; auch das Fo-kue-ki muß Dir bekannt sein, und Du willst nicht wissen, was ein Dschiahur ist? Ich bin ein Si-yin[7]), und in den Si-ti[8]) hat man ein sehr gutes Mittel, das Gedächtniß zu stärken.“

„So gib mir es!“ lächelte er verschmitzt.

„Du sollst es haben!“

Ich wandte mich an einen der Matrosen:

„Drin in der Kammer liegen Bambusrohre, die als Laternenstöcke gebraucht werden. Hole einen oder zwei herbei; dieser Mann bekommt zehn Hiebe.“

„Aye, Sir; wird schleunigst besorgt!“

Er sprang davon und kehrte sehr schnell mit einigen Bambusrohren zurück.

„Haltet ihn und schlagt zu Zweien, je fünf gute Hiebe auf seinen Rücken!“

Dieses kleine Intermezzo war allerdings sehr nach dem Geschmacke der kräftigen Matrosen. Sie erfaßten den Bonzen und legten ihn auf die Erde nieder. Er wehrte sich aus vollen Kräften, und als dieses nichts half, griff er zu seinem letzten Mittel:

„Ihr wollt es wagen, einen Priester zu schlagen! Der große Fo wird den Tschüt-gur senden, der Euch in die Hölle bringt.“

„Der Tschüt-gur ist ja bereits hier und hat nichts dagegen, daß Du Streiche bekommst,“ antwortete ich ihm.

„So werde ich Euch beim Hing-pu[1]) verklagen!“

„Thue es, aber bedenke, daß wir keine Tschia-dse[2]) sind und Dein Hing-pu nicht zu fürchten brauchen! Kennst Du den Dschiahur?“

„Nein.“

„Schlagt los!“

Beim ersten Hiebe stieß der Zopfmann einen lauten Schrei aus; beim zweiten war seine Widerstandskraft bereits gebrochen.

„Halt; ich kenne ihn!“

Ich winkte, einzuhalten.

„Siehst Du, wie prächtig mein Mittel das Gedächtniß stärkt? Wo ist der Dschiahur?“

„Fort.“

„Wann?“

„Gleich nachdem er vom Kanale zurückkehrte.“

„Wo ist er hin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo sind die Andern?“

„Sie sind mit ihm.“

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du lügst!“

„Ich lüge nicht. Sie kommen, und sagen nicht woher; sie gehen, und sagen nicht wohin.“

„Dein Gedächtniß ist noch nicht lang genug; ich werde es Dir verlängern lassen.“

„Du wirst es nicht thun, denn ich bin ein Priester!“

„Ich werde es thun, denn Du bist ein Lung-yin!“

„Ich kenne die Lung-yin nicht.“

„Dein Gedächtniß wird immer kleiner. — Macht weiter!“

Gleich beim nächsten Hiebe brüllte er:

„Halt, ich weiß, wo er ist!“

„Wo?“

„Beim Tsiang-ki-um.“

„Wo wohnt dieser?“

„In Li-ting.“

„Wie heißt er?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ich sehe, daß mein Mittel noch immer nicht vollständig geholfen hat.“

„Es kann nicht weiter helfen, Herr. Alle Lung-yin wissen, daß der Tsiang-ki-um in Li-ting wohnt, aber kennen dürfen ihn nur die obersten Anführer.“

Das leuchtete mir ein, und übrigens merkte ich es dem Bonzen an, daß er jetzt nicht die Unwahrheit sagte. Ich frug daher weiter:

„Aber die Andern sind nicht mit ihm nach Li-ting?“

„Nein.“

„Wohin sonst?“

„Nach Kuang-tscheu-fu.“

„Unter Anführung des Lieutenant?“

„Ja.“

„Wo sind sie da zu finden?“

„Im Scham-pan-fu[3]).“

„Gib den Ort genauer an!“

„In der Nähe der Schi-san-hang[4]) der Ing-kie-li liegt ein Herbergs-Scham-pan, welcher Wan-ho-tien[5]) heißt. Dort sind die Drachenmänner stets zu finden.“

„Halten sie in allen Kuang-ti-miao ihre Zusammenkünfte?“

---

[1]) Niedere Klasse der Bonzen.
[2]) Höhere Klasse derselben.
[3]) Dieses Wort heißt „Teufel.“ Es ist aus der mongolischen Sprache in die chinesische übergegangen.
[4]) Wörtlich „Riesenofen“, heißt Hölle, ein Begriff, den die Chinesen aus dem Christenthum herübergenommen haben.
[5]) „Buch der Berge und Meere.“
[6]) „Beschreibung der ganzen Erde,“ eines der besten geographischen Werke China's.
[7]) „Mann aus Westen.“
[8]) „Westlichen Gegenden.“

[1]) Justizministerium. [2]) Chinesen.
[3]) „Große Stadt der Schampans.“ Schampans sind schwimmende Wohnungen, auf Flößen, Booten oder auch alten Dschunken errichtet.
[4]) Faktorei. [5]) „Herberge zu den zehntausend Herrschern.“

„Nicht in allen, sondern nur in denen, welche nahe am Strome liegen.“

„Du kennst die, welche gestern hier waren, alle beim Namen?“

„Nicht einen Einzigen. Es dürfen nur solche kommen, welche unbekannt sind. Sie zeigen ihr Erkennungszeichen vor, und man muß ihnen gehorchen, wenn man nicht getödtet sein will.“

„Ich werde die Wahrheit Deiner Worte prüfen. Hast Du mich belogen, so komme ich wieder und fordere Rechenschaft von Dir!“

„Nun, Charley, wie ist es?“ frug Turnerstick, als er bemerkte, daß ich mit dem Manne zu Ende war.

„Die ganze Gesellschaft ist fort.“

„Alle Wetter; das ist unangenehm! Wohin?“

„Theils nach Canton, theils auch noch weiter.“

„Das konnte man sich denken“, bemerkte Halverstone. „Diese Leute werden sich nicht hierher setzen und warten, bis wir kommen. An diesem alten Mauerwerke ist auch nicht viel zu sehen. Laßt uns wieder aufbrechen!“

„Ich denke, dieser Feldschlangenmann soll vorher erst seine volle Portion bekommen!“ meinte Turnerstick.

„Kann uns nichts nutzen, Capt'n!“

„Well, so werde ich mir wenigstens dadurch Genugthuung verschaffen, daß ich das Schwert dieses Götzen als Andenken mitnehme.“

„Das würde Diebstahl oder gar Tempelraub sein, und da die Verehrung des Kriegsgottes direkt vom Kaiser befohlen wurde, so könnten wir durch eine solche That in die ärgste Verlegenheit gerathen.“

„Ganz wie Ihr wollt, Charley! Aber Rache muß ich haben. Ich werde jeden Drachenmann, der mir begegnet, auf der Stelle erschlagen; darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

Was konnte ich gegen den Bonzen thun? Ihn anzeigen? Das wäre sicher ganz erfolglos gewesen. Persönliche Rache an ihm nehmen? Das war nicht nach meinem Geschmacke. Und so stand es auch mit den Lung-yin überhaupt. Eine Anzeige hätte mir nichts gefruchtet, davon war ich überzeugt. Mich an die Gesandtschaft zu wenden, dazu hatte ich auch keine Lust; ich kannte die mit diesem Rechtswege verbundenen Weitläufigkeiten zu genau, und grad hier in China hatten damals die Vertreter fremder Mächte eine so schwierige Stellung, daß es mir gar nicht einfiel, ihnen oder wenigstens Einem von ihnen diese noch mehr zu erschweren. Mein Abenteuer hatte mir bis jetzt keinen andern Schaden gebracht, als den Verlust einer Decke und eines kaum erbsengroßen Stückchens aus dem Ohrläppchen, und Beides war nicht schwer zu verschmerzen. Halverstone frug:

„Was gedenkt Ihr weiter zu thun in dieser Angelegenheit?“

Ich antwortete:

„Nichts, Sir, gar nichts. Ich habe die Ueberzeugung, daß bei dem Geschäfte der Lung-yin hochgestellte Mandarinen mit betheiligt sind. Was kann da ein Ausländer thun?“

„Das ist richtig. Aber sollen sich zwei Männer wie Ihr von diesen Menschen um die Freiheit und noch um Anderes bringen lassen, ohne wenigstens bei den Vertretern ihrer Nationalitäten einen Schritt zu thun?“

„Diese Vertreter sind oft recht froh, wenn ihnen die Macht bleibt, nur sich selbst zu vertreten. China ist auf dem Papiere und in den Grundzügen seines Regierungssystems ein außerordentlich despotisch beherrschtes Land; aber in keinem Staate ist der Demokratismus in dieser Weise so ausgebildet, wie hier. Socialdemokraten gab es in China schon vor vielen Jahrhunderten, und in keinem Staate haben so viele revolutionäre Umwälzungen, die stets mit einem Thronwechsel verbunden waren, stattgefunden, wie in dem Reich der Mitte. Das corrumpirte Beamtenthum regiert das Land, und das Geld ist mächtiger, als der vielbeneidete „Sohn des Himmels“, der sogar drei Tage lang fasten muß, ehe er das Todesurtheil eines Mörders oder Majestätsverbrechers unterschreibt. Welche Macht soll da der Consul eines fernen, fremden Landes besitzen! Oder soll wegen Capitän Turnerstick und meiner Wenigkeit ein Seekrieg zwischen den Vereinigten Staaten und China hervorgerufen werden?“

Halverstone lachte.

„Ihr habt nicht so ganz Unrecht; aber ärgerlich ist es doch, gegen diese Kerls nichts thun zu können!“

„Nichts thun? Ich denke, wir Beide haben gethan, was zu thun möglich war und was wohl kein Consul fertig gebracht hätte: wir haben die Strompiraten gezwungen, eine Gefangene und auch uns selbst wieder frei zu geben, und zwar ohne Lösegeld. Ich bin der angenehmen Hoffnung, noch einmal mit ihnen zusammen zu kommen, und dann wird es mir vielleicht gelingen, noch weiter mit ihnen abzurechnen.“

„Begebt Euch nicht muthwillig in Gefahr, Sir. Wo jährlich Tausende von Menschen spurlos verschwinden, da ist es sehr gerathen, nur immer vorsichtig zu sein!“

„Zounds,“ rief Turnerstick; „sehen wir etwa aus, als ob wir verschwinden wollten oder verschwinden könnten?“

„Nein!“

„Also! Ich wünsche nur, diesen Kerls nochmal zu begegnen, um vollständig quitt zu werden. Aber laßt uns aufbrechen, da wir hier doch nun fertig sind!“

Ich wandte mich zu dem Bonzen.

„Ich sagte Dir, daß ich Dich nicht vergessen werde, und habe Wort gehalten: Dein Kom-tscha hast Du, wenn auch in anderer Weise, als Du dachtest. Ich gehe, ohne Dich weiter zu züchtigen. Hast Du mich aber belogen, so komme ich wieder!“

Er verbeugte sich so tief, als er konnte.

„Ich sagte die Wahrheit, und Du wirst also nicht wiederkehren. Tsing lea-o, Herr!“

Das Boot trug uns ebenso schnell nach dem Flusse zurück, als es uns hergebracht hatte. Wir bestiegen die Yacht und dampften stromaufwärts nach Wampoa zu, welches nicht mehr weit entfernt war und sich zu Canton ebenso verhält, wie Bremerhafen zu Bremen oder Cuxhafen zu Hamburg. Das seichte Wasser des Flusses gestattet nämlich größeren Schiffen nicht, den Fluß weiter hinaufzugehen, sondern die Güter müssen hier in Boote und Dschunken umgeladen werden.

Von hier bis nach Canton sind es zwölf englische Meilen, welche die Yacht zurücklegen konnte, da ihr Tiefgang nur ein sehr geringer war. Sie legte in der Nähe der englischen Factorei an, deren Banner weithin zu sehen war.

Von der Stadt selbst hatte man bisher wenig zu sehen bekommen, als am Ufer hin eine zahllose Menge von Bambushütten und auf dem Wasser jene verankerten Wohnungen, welche die Chinesen Sam-pan nennen. Der Fluß wimmelte förmlich von kleineren Fahrzeugen jeder Bauart. Von hervorragenden Gebäuden, wie sie ja sonst in größeren Städten zu finden sind, war kein einziges zu sehen, außer einer alten Pagode und einigen hinter der Stadt auf Hügeln gelegenen Baulichkeiten, die entweder Tempel oder Befestigungen zu sein schienen.

Die Sam-pans sind in Straßen oder Reihen geordnet und stehen unter einer sehr ordnungsliebenden Platzpolizei, welche jede entstandene Lücke sofort wieder schließen läßt. Sie sind an Pfähle befestigt, und der Besitzer darf ohne vorhergehende Meldung oder Erlaubniß seinen Platz nicht verlassen, um einen neuen aufzusuchen.

Die ärmlichsten bestehen aus einem Flosse, auf welchem die Wohnung errichtet ist. Diese Wohnung ist aus Bambus gebaut und mit Bambus gedeckt, wie überhaupt der Chinese ohne seinen Bambus gar nicht bestehen könnte. Die Fugen sind mit einer Art von Cement verstrichen, und als Bindemittel dient gespaltenes Rohr, womit alle Theile, so zu sagen, zusammen genäht sind.

Andere Wohnungen von derselben Bauart sind auf richtigen Booten errichtet und gehören gewöhnlich armen Fischerfamilien, welche des Erwerbes wegen öfters ihre Stelle wechseln. Man sieht diese Sam-pans sehr oft mit dem Strome treiben, quer über denselben gehen oder auch gegen das Wasser halten. Im Stern des Fahrzeuges steht gewöhnlich die Frau und steuert dasselbe mit einem langen Ruder, welches sie nach Art eines Fischschwanzes hin und her bewegt. Im Vordertheile hilft der Mann mit einem ähnlichen Ruder, welches er gelegentlich bei Seite legt, um sein Netz auszuwerfen, welches entweder aus dünnen Rohrfäden oder aus Cocosnußfaser geflochten ist. In der Mitte befindet sich das Bambushäuschen mit der Küche. Dort halten sich auch die entwickelteren Kinder auf, während das jüngste gewöhnlich auf dem Rücken der Mutter oder einer älteren Schwester festgebunden ist.

Auf keinem dieser Boote fehlt ein kleiner Hausaltar, vor welchem sich eine stets brennende Lampe befindet.

Die wohlhabenden Klassen der Sampanbevölkerung bewohnen alte, unbrauchbar gewordene Dschunken, die oft mehrere Stockwerke besitzen und einen geräumigen Landungsplatz haben, dem einige Zierpflanzen in Töpfen das Aussehen einer Verandah geben.

Die Schi-san-hang oder Factoreien sind auf einem den Chinesen abgekauften Stück Landes im modern europäischen Baustyle aufgeführt und von einer starken Mauer umgeben. Dort gibt es geschmackvoll angelegte und gut unterhaltene Gartenanlagen, inmitten deren eine kleine, recht hübsche Kirche steht. Diese Anlagen bilden den einzigen Spaziergang für Fremde, wo sie sich unbelästigt bewegen können.

Vom Quai der Factoreien erstrecken sich Reihen von Palisaden vierzig bis fünfzig Fuß weit in den Fluß hinaus und bilden eine Art von geschlossenem Hafen mit einer schmalen, für Boote berechneten Einfahrt. Dies ist halb als eine kriegerische Maßregel, halb aber auch aus dem Grunde geschehen, um die Zudringlichkeit sowohl der chinesischen Beamten als auch des Publikums abzuwehren. Aus demselben Grunde sind auch überall, wohin man blickt, starke Thürme angebracht, die ein deutliches Zeugniß geben, daß die Europäer die Erfahrung gemacht haben müssen, dem Volke der Blume sei nicht zu trauen.

Halvestone entschuldigte sich, daß er jetzt uns nicht Gesellschaft leisten könne, da er von geschäftlichen Rücksichten in Anspruch genommen sei. Wir beruhigten ihn, indem wir ihm unsern Entschluß zu erkennen gaben, ihm überhaupt keine weiteren Störungen bereiten, sondern die Yacht sofort verlassen zu wollen. Der brave Mann nahm für Passage keine Bezahlung, dafür aber war Turnerstick so „gentlemanlik," der Mannschaft für ihre Begleitung nach dem Kuang-ti-miao seine Dankbarkeit durch die milde Stiftung eines Extragrogs und einiger blanken Dollars zu beweisen.

Dann verließen wir den kleinen Dampfer und ließen uns an das Ufer rudern. Sofort fielen eine Menge Agenten und sonstige böse Geister über uns her. Der Eine brüllte uns an, als wollte er uns das Trommelfell zersprengen; der Andere faßte uns beim Arme; der Dritte versuchte, uns durch einen kräftigen Stoß nach der Richtung zu dirigiren, welche in seiner Absicht lag; ein Vierter hielt einen mehrere Quadratellen großen Zettel empor, auf welchem in riesigen Buchstaben stand, was er nicht sagen konnte; ein Fünfter schlüpfte gewandt wie ein Aal zwischen all den vielen Armen und Beinen hindurch und überreichte uns eine gelbseidene Khata, um uns durch diese in Tibet und der Mongolei gebräuchliche Höflichkeit zu veranlassen, sein Opfer zu werden; ein Sechster reckte die Arme empor, spreizte die zehn Finger aus einander und zog mit seinen schiefen Augen, seiner Stumpfnase und dem breiten, zahnlosen Munde die undenklichsten Grimassen, um uns aus seinen Pantomimen errathen zu lassen, was er uns mitzutheilen habe.

Ich stand inmitten dieser Rotte Korah, Dathan und Abiram und ließ die Brandung geduldig über mich ergehen; die Fluth mußte sich ja legen, sobald die Leute merkten, daß wir nichts von ihnen wissen wollten. Diese Geduld aber entging dem heißblütigen Turnerstick gänzlich. Er schob und stieß, puffte und schlug auf die Zudringlichen ein, als gelte es, sein Leben zu vertheidigen, und versuchte dabei, mit seiner gewaltigen Commandeurstimme ihr Geschrei zu übertönen:

„Fort vong mir! Zurück, Jungens! Wir könneng Euch nicht gebrauchang; wir wisseng selbst, was wir zu machung habeng! Weg, sage ich, sonst werdang wir Euch lehrung, den Kurs frei zu gebing!"

Durch die Bewegungen, welche ich machen mußte, um die verschiedenen Stöße zu pariren, gerieth mir die Kleidung in Unordnung und das Lung-yin-Zeichen kam zwischen zwei Knopflöchern zum Vorscheine. Der Mann mit der Khata sah es.

„Kiang!" raunte er mir zu.

Ich konnte in dem Lärm das Wort nicht hören; ich las es ihm mehr von den Lippen ab.

„Lu!" antwortete ich, auch mehr durch die Stellung der Lippen als mit der Stimme.

Er winkte, drängte sich durch die Umstehenden und wartete von fern auf uns.

„Vorwärts, Capt'n. Wollen sehen, ob wir diese Blokade zu brechen vermögen!"

„Well; das Zeug dazu haben wir ja!"

Er schien bis jetzt bloß mit „halbem Dampf" gearbeitet zu haben, denn als er nun die muskulösen Arme ausstreckte, flogen die Dränger wie die Fliegen aus einander; wir bekamen wieder freie Bahn und schritten in die nächste Gasse hinein. Der Chinese folgte uns und trat zu mir heran.

„Herr, warum trägst Du die Kleidung eines Fremden?"

„Weil ich fern von Tschina[1]) war."

„Für unsere Hui[2])?"

„Hast Du einen Yeu-ki zu fragen?"

„Verzeihe, Herr! Ich sah noch keinen Lung-yin in einem fremden Gewande."

„Warum winktest Du mir?"

„Ich habe allen Hui-dse[3]), welche ich treffe, eine Botschaft zu geben."

„Welche?"

„Sie sollen in die Wan-ho-tien kommen."

„Wann?"

„Heute um Mitternacht."

„Weßhalb."

„Es kommen heute oder morgen zwei Feinde an, welche gefangen werden sollen."

„Was für Männer sind es?"

„Ich weiß es nicht. Du weißt ja selbst, daß die Anführer nicht Alles sagen."

„Wer gab Dir den Auftrag?"

„Du weißt, daß ich das nicht sagen darf, obgleich Du höher stehest als er."

„Es ist ein Tü-ßü?"

„Ja."

„So ist's der Dschiahur, der heut in der Wan-ho-tien eingekehrt ist."

„Herr, jetzt glaube ich erst, daß Du ein Yeu-ki bist, denn Du weißt, wo sich Dein Untergebener befindet."

„Warum glaubtest Du es vorher nicht?"

„Du trägst fremde Kleidung; Du trägst keinen Pen-tse[4]), und es sind unsere vorigen Zeichen oft nachgemacht oder entwendet worden, was jetzt wieder der Fall sein könnte."

„Du weißt, daß Du Deinen Offizieren unbedingt zu gehorchen hast?"

„Ich weiß es."

„Ich gebe Dir einen Befehl, einen strengen Befehl: Der Dschiahur darf nicht wissen, daß ich bereits in Tschina angekommen bin; Du wirst ihm verschweigen, daß Du mich getroffen hast."

„Ich werde gehorchen."

„So sehen wir uns um Mitternacht wieder. Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

„Nein."

„So sind wir fertig. Tsching lea-o!"

„Lea-o!"

Er entfernte sich. Der Capitän machte mir verwunderte Augen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) China, wie ja überhaupt das Wort China nur Tschina ausgesprochen wird. [2]) Verbrüderung. [3]) Genossen. [4]) Zopf.

der siegreichen Truppen, um ein Exempel zur Aufrechthaltung der etwa gelockerten Zucht zu statuiren.

Nachdem der letzte Mann in Bombay gelandet war, fand dort am 8. Juli 1868 eine große Heerschau statt, und zwar der Hitze wegen schon um 5 Uhr des Morgens. Die Truppen hatten ihre Aufstellung zwischen dem Gouvernement-Platz und den Quais. Die Elephanten, in großer Gala, standen dicht bei dem Quai, an welchem vor Monaten der „Evening Star" zur Zeit seiner Abfahrt geankert hatte. An zwei goldenen Ringen, die an ihren Stoßzähnen befestigt waren und auf blauem Grunde emaillirte Schriftzeichen trugen, befand sich eine Kartusche, welche Zeugniß geben sollte, daß diese klugen Thiere an der so brillant beendeten Expedition nach und in Abyssinien theilgenommen hatten. Bei den Veteranen war diese Kartusche, weil größer und umfangreicher, mit den Ringen ganz auf die Stoßzähne geschoben; sie war größer und umfangreicher, weil sie Inschriften enthielt, die Kunde gaben von den früheren Heldenthaten der Elephanten. Unter ihnen befand sich einer, dessen Kartusche besonders groß war; sie berichtete aber auch die Thaten dieses Thieres aus sechs Feldzügen, an denen er siegreich Theil genommen hatte. Vor ihrer Front befand sich ihr alter Kamerad, jener Insurgent; er war jedes kriegerischen Schmuckes entkleidet und an das alte Kanonenrohr gebunden, das er damals im Momente seiner Einschiffung mit seinem Rüssel so fest umklammert hatte. Eine Kanone war auf ihn gerichtet; die Hinrichtungs-Mannschaft stand bei derselben und wartete nur auf den Befehl: „Feuer!"

Man hört den Trommelwirbel immer näher kommen, und jeden Augenblick kann der neue Herzog von Magdala mit seinem glänzenden Gefolge vor der Front der Elephanten erscheinen. Plötzlich sieht man aus deren Reihen den alten Ramaju treten, den ältesten und tapfersten Kriegs-Elephanten des ganzen anglo-indischen Heeres; er ist im Streite mit seinem Kornak, welcher sich bemüht, dies Vergehen gegen die Disciplin zu verhindern; doch der Elephant achtet nicht auf die Hiebe, welche ihm sein Leiter mit dem kurzen, eisenbeschlagenen Stock unaufhörlich versetzt, und endlich wirft er den Peiniger ab, der es nun für gerathener hält, der Besiegte in diesem Kampfe zu sein. Majestätisch schreitet Ramaju auf den Sieger über Theodoros von Abyssinien zu und, vor ihm angelangt, beugt er die Kniee und stößt einen klagenden Laut aus. Ohne ihre Rangordnung zu verlassen, stimmen alle übrigen Elephanten in denselben Klageton ein. Der General gibt dem Knieenden ein Zeichen, sich zu erheben, und ertheilt Ordre, die Hinrichtung aufzuschieben.

Dem Insurgenten ward das Leben geschenkt, doch wurde er aus der Liste der Kriegs-Elephanten gestrichen und den Elephanten, welche Arbeiten auf den Werften zu verrichten haben, zugetheilt. Die Disciplin mußte ihr Recht haben.

Dr. **A. Berghaus.**

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Charley, seid Ihr etwa einmal in China gewesen?"

„Nein. Warum diese Frage?"

„Weil Ihr mit dem ersten besten Zopfmanne, der uns begegnet, so vertraut thut, als ob Ihr ihn bereits getroffen hättet."

„Wir gehören zu einander."

„Ihr und Der? In wie fern?"

„Habe ich Euch nicht gestern Abend gesagt, daß ich für einen Obersten der Lung-hin gelte?"

„Das stimmt."

„Und dies war ein Lung-hin."

„Ein Drachenmann? All devils, da habt Ihr mir einen ganz verteufelten Streich gespielt!"

„Warum?"

„Ihr hättet mir sagen sollen, daß er ein Pirat ist."

„Ah?"

„Natürlich! Oder habt Ihr vergessen, daß ich jeden Drachenmann, der mir begegnet, todtschlagen will?"

„Schlagt dafür bei der nächsten Begegnung Zwei todt!"

„Das werde ich auch! Was wollte denn der Kerl?"

„Er hat mir gesagt, wo ich den Dschiahur treffen kann."

„Wo?"

„Hier in der Nähe, in der Herberge zu den zehntausend Herrschern."

„Wann?"

„Heute um Mitternacht."

„Da gehen wir hin! Ich habe mit diesem Mongolen noch ein Wort zu reden."

„Er ist nicht allein; es werden viele Lung-hin da sein."

„Und wenn alle zehntausend Herrscher zugegen sind, ich gehe hin. Fürchtet Ihr Euch etwa vor diesen Zopfmännern?"

„Ihr wißt ganz genau, ob ich furchtsamer Natur bin; aber bedenkt einmal erstens, daß wir uns in einem fremden Lande befinden, in welchem ganz eigenthümliche Verhältnisse herrschen, und bedenkt zweitens, daß viele Hunde des Hasen Tod sind, was ich Euch bereits einmal sagte. Was würde aus unserm guten „the wind" werden, wenn Capitän Frick Turnerstick hier in irgend einer Spelunke kalt gemacht würde?"

Die Erinnerung an sein Schiff wirkte.

„Das ist wahr, Charley. Was habt denn Ihr für eine Ansicht in dieser Sache?"

„Noch keine. Wir haben noch lange Zeit bis Mitternacht, und bis dahin wird wohl ein Entschluß zu fassen sein, was wir thun und was wir lassen werden."

„Darüber könnte es eigentlich gar keinen Zweifel geben. Erstens haben sie sich an uns vergriffen und müssen ihre Strafe leiden, und zweitens ist es allgemeine Menschenpflicht, die Welt vor solchem Gesindel zu schützen."

„Sehr richtig, Capt'n. Aber daß sie sich an uns vergriffen haben, haben wir ihnen mit unsern Rudern mit Zinsen wieder heimgezahlt, und der andere Punkt hat auch seine zwei Seiten. Was geht uns China an? Warum sollen grad wir Beide unser Leben riskiren, um eine Bande von Räubern zu vernichten, welche den guten Chinesen ganz willkommen zu sein scheint? Wenden wir uns an einen Consul, so wird er die Achseln zucken; er hat sich gar nicht in die Angelegenheiten des Reiches zu mischen und darf nur dann einschreiten, wenn die Angehörigen seines Staates beeinträchtigt werden, und auch in diesem Falle wird seine Bemühung so ziemlich aussichtslos sein. Und wenden wir uns an einen Mandarinen, so müssen wir gewärtig sein, daß er auch zu den Lung-hin gehört und uns darnach behandelt."

„Das klingt ganz verzweifelt vernünftig. Aber es wäre mir ein Gaudium gewesen, dieser Gesellschaft eine Klippe in das Fahrwasser zu wälzen!"

„Ich bin dabei, wenn ich sehe, daß es überhaupt geschehen kann und uns keinen unverhältnißmäßigen Schaden bringt."

„Well, so wollen wir uns die Sache erst noch überlegen. Was aber thun wir zunächst jetzt?"

„Die Stadt ansehen, und zwar erst von außen, denn der Zutritt in das Innere ist fremden Barbaren streng untersagt."

„So können wir nicht hinein?"

„Eigentlich nicht, doch wollen wir sehen, ob es möglich zu machen ist. In diesem Falle werden wir, wenn sich auch nicht grade die Polizei um uns kümmert, doch mit dem lieben Pöbel zu thun haben."

„Da helfen Nasenstüber."

„Möchte nicht dazu rathen, Capt'n, wegen des Aufruhres, der dadurch entstehen könnte."

Wir wanderten Arm in Arm weiter. Wenn man die Zahl der Sam-pans in den Wasserstätten Canton's auf sechzig tausend schätzt, so finde ich diese Zahl noch keineswegs zu hoch gegriffen.

Sie waren so zahlreich, daß sie von der Vogelschau aus das Aussehen von Wasserlinsen haben mußten, welche Flüsse, Weiher und Kanäle förmlich bedeckten.

Die Straßen, durch welche wir gingen, waren sehr eng gebaut, und was mir auffiel, war der Hundetrab, mit welchem sich sämmtliche Passanten vorwärts bewegten. Besonders zahlreich vertreten waren die Lastträger, welche durch ihr lautes O-hé, o-hé die Begegnenden vor einem Zusammenstoße warnten. Wie in den muselmännischen Bazars waren die einzelnen Gewerbe je in besondere Straßen und Gassen vereinigt, ein Umstand, welcher die Concurrenz belebt und dem Publikum sehr zu Statten kommt.

Vor einem Geflügelladen blieb Turnerstick stehen.

„Was sind das für Vögel, Charley?"

„Schnepfen und Reiher."

„Fein herausgeputzt, wahrhaftig! Das macht Appetit. Wollen wir uns nicht eine Tabagie oder Restauration aufsuchen, um etwas zu genießen?"

„Bin dabei."

„Ihr seid natürlich mein Gast."

„Werde Euch durch eine abschlägige Antwort nicht unglücklich machen. Aber wie wollen wir speisen, billig oder wie vornehme Chinesen?"

„Vornehm, vornehm, das versteht sich ganz von selbst! Bestellen werdet Ihr, aber nur nicht etwa Igelbraten, eingelegte Regenwürmer, schwarze Wegschnecken, Käferragout und so ähnliches Zeug, wie es die Chinesen gewöhnt sind."

„Habt keine Sorge, Capt'n! Daß die Chinesen solches Zeug essen, ist bloß Fabel. Nur die Zubereitungsweise ihrer Speisen ist eine von der unserigen verschiedene."

„Habe aber doch davon gelesen!"

„Glaube es! Aber Schwarz auf Weiß ist auch nicht immer wahr. Zunächst hat wohl die Zubereitungsart ihrer Speisen zu dem Glauben Veranlassung gegeben, daß sie Dinge verspeisen, die unserm Gaumen nicht geläufig sind, und wenn nun einmal ein lustiger Chinese veranlaßt gewesen ist, irgend einen befangenen Ausländer zu Gaste zu laden, hat er sich den Spaß gemacht, ihm allerlei seltsame Sachen vorzusetzen, um den Mann ein wenig zu foppen. Das ist das Ganze."

„Aber solche Sachen wie Schwalbennester und Seetang essen sie doch ganz gewiß!"

„Allerdings. Aber der Seetang ist auch wirklich ein sehr nahrhaftes Gewächs, und ein Schwalbennest in obligater Sauce würdet Ihr auch nicht verachten."

„Junge Hunde!"

„Auch! Aber warum sollen sie das nicht? Ist das Fleisch eines jungen Hundes nicht ebenso appetitlich wie das einer jungen Ziege oder eines Kaninchens? Und wenn die Chinesen Haifischflossen essen, so ist dies nicht so widerwärtig wie zum Beispiel unser Käse, der eigentlich doch nur aus in Fäulniß übergegangener Milch besteht. Denkt an unsere Austern und Weinbergsschnecken, an das beliebte Kalbsgekröse, an die „sauern Flecke," an Froschschenkel und vieles Andere, so werdet Ihr sicher zu der Ansicht kommen, daß der Chinese nichts Schlimmeres verspeist, als wir."

„Well, das klingt tröstlich. Sucht also ein Gasthaus!"

„Dort ist ja gleich eins und zwar mit englischer Aufschrift: „Hotel zu allen guten Sachen." Gehen wir hinein?"

„Yes!"

Bereits an der Thüre wurden wir von einem chinesischen Kellner empfangen, und in der Restauration stand ein zweiter am Eingange, welcher in ausgesuchter Höflichkeit nach unserm Namen fragte. Als wir ihm geantwortet hatten, rief er die beiden Namen in englischer und chinesischer Aussprache laut über das Zimmer hin. Dann wurden wir an einen separaten Tisch geführt, welcher mit einem seidenen Tuche behangen war. Auch die Stühle waren mit Seide überzogen. Dann erhielten wir, ohne gefragt zu werden, Jeder ein Gläschen ächten, süßen, aber außerordentlich starken Reisbranntwein.

Jetzt erst trat der Oberkellner zu uns und präsentirte den Speisezettel, welcher aus dem feinsten rothen Seidenpapier bestand und so groß war, daß ich mich hätte hineinwickeln können. Die Speisen waren nummerirt, und so oft ich ihm eine bezeichnete, rief er die Nummer, so daß man es in der Küche zu hören bekam.

Messer, Gabel und Löffel gab es nicht. Es wurde Alles in so zerkleinertem Zustande präsentirt, daß man ein Messer gar nicht bedurfte, und statt Gabel und Löffel dienten elfenbeinerne Speisestäbchen, von den Engländern und Amerikanern Chopsticks genannt.

Ein immerwährendes, unmuthiges Brummen des Capitäns verursachte mir ein Lächeln.

„Was lacht Ihr?"

„Was brummt Ihr?"

„Soll ich etwa nicht brummen, he? Wer kann denn mit diesen zwei Filetnadeln etwas Gescheidtes zum Munde bringen! Ich fische in der Brühe herum wie ein Storch, der keine Frösche findet, und Ihr hantirt mit den Dingern grad so, als ob sie mit Euch auf die Welt gekommen wären!"

„Ich habe mich geübt, Capt'n."

„Geübt? Wo?"

„Auf Eurem Schiffe. Der Koch mußte mir täglich einen Teller Reis machen; ich schnitzte mir zwei Stäbchen, und wenn ich allein war, versuchte ich, chinesisch speisen zu lernen."

„Das ist Verrath, das ist die größte Hinterlist und Heimtücke, welche ich mir denken kann! Hättet Ihr mir etwas gesagt, so hätte ich mich an dieser Uebung betheiligt."

„Oder mir die Chopsticks an den Kopf geworfen. Jetzt aber müßt Ihr daran glauben."

„Fällt mir nicht ein, sonst sitze ich übermorgen noch da und fische in den Schüsseln herum. Verlangt doch einmal ein tüchtiges Stück Brod!"

Ich that dies. Als er es erhalten hatte, zog er sein Messer hervor und schnitt sich aus der Rinde einen Löffel, mit Hülfe dessen er nun gleichen Schritt mit mir hielt.

Als wir das wirklich delicate Mahl, welches aus zwölf allerdings kleinen Gängen bestand, beendet hatten, erhielten wir Thee, und dann wurden wir gefragt, ob wir Yen[1]) haben wollten. Ich verdolmetschte Turnerstick diese Frage.

„Gibt es Cigarren hier, Charley?"

Auf meine an den Kellner gerichtete Erkundigung brachte dieser einige ächte Manila, welche der Capitän ausgezeichnet fand. Was mich betraf, so zog ich es vor, eine chinesische Wasserpfeife zu versuchen. Der Kopf derselben hatte etwa die Größe eines Fingerhutes und mußte daher öfters gefüllt werden; der Tabak aber war gut, stark und etwas süßlich.

„Fragt einmal, was wir schuldig sind, Charley! Oder wartet; ich werde selbst fragen! Garçon!"

Er blickte mich bei diesem französischen Worte triumphirend an.

„Ja, Ihr meint wohl, daß ich gar nichts verstehe? Seit ich chinesisch spreche, fällt mir die ganze französische Sprache wieder ein. He, Garçon!"

Der Kellner merkte, daß er gemeint sei, und trat herbei.

„Wir habeng sehr gut gegessang, und ich bin mit Euch recht zufrieding. Was muß ich bezahleng?"

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Was sagt dieser Herr?" frug er mich.

„Er wünscht zu zahlen."

Er trat an ein Tischchen, auf welchem ein Suan-pan[2]) stand, rechnete den Betrag zusammen und schrieb dann mittelst Tusche und Pinsel die Rechnung, welche er dem Capitän präsentirte.

„Was bedeuten die Kratzfüße, Charley?"

Ich nannte ihm die Summe; sie war so bescheiden, daß sich der Capitän darüber wunderte.

„Hier werden wir speisen, so lange wir in Canton sind," meinte er. „Aber einen Löffel muß ich mir mitbringen. Gibt es Trinkgelder?"

„Sehr, Capt'n."

„Well, sollen mit mir zufrieden sein. He, Garçon, alle Kellner her!"

Ich mußte auch dies übersetzen. Sämmtliche dienstbare Geister des „Hotel zu allen guten Sachen" kamen herbei und erhielten ein Kom-tscha. Den Reverenzen nach, welche sie machten, schienen sie sehr zufrieden mit demselben zu sein.

Wir erhoben uns.

[1]) Wörtlich „Rauch", so viel wie Tabak.
[2]) Rechenmaschine.

„Bleibt noch einen Augenblick, Herr!“ bat der Oberkellner.

Er nahm den Speisezettel zur Hand und wandte sich gegen die übrigen Gäste. Nachdem er unsere Namen nochmals genannt hatte, verlas er Alles, was wir genossen hatten, gab die Bezahlung an und veröffentlichte auch die Trinkgelder, welche der Capitän verabreicht hatte. Dann wurden wir von dem ganzen Personale unter tiefen Bücklingen und mit der Bitte, wiederzukommen, nach dem Ausgange geleitet.

Der Capitän schien sich durch diese Höflichkeit außerordentlich geschmeichelt zu fühlen.

„Feine und anständige Leute, diese Chinesen! Sie haben nur gewöhnlich den Fehler, daß sie in ihrer eigenen Muttersprache nicht recht zu Hause sind. Wo bleiben wir heute Nacht?“

„In irgend einem Gasthause, deren es in der Nähe des Flusses mehrere gibt.“

Wir setzten unsern Spaziergang fort. Derselbe erstreckte sich durch die äußeren Stadttheile, welche durch eine hohe starke Mauer von der eigentlichen Chinesenstadt, zu welcher der Zugang erschwert ist, getrennt werden. Durch diese Mauer, welche in gewissen Zwischenräumen von Thürmen gekrönt wird, führt hie und da ein Thor.

Die Straßen, Gassen und Plätze waren so belebt, als ob wir uns auf einem Jahrmarkt befänden. Da wir nicht stehen bleiben durften, um den Verkehr nicht zu unterbrechen, und weil sich dann sofort ein Haufe Neugieriger um uns versammelte, so wurden wir endlich müde.

„Wollen wir nicht ein wenig ausruhen, Charley?“

„Wo?“

„In einer Restauration natürlich, aber nicht hier außen. Ich muß auch die innere Stadt zu sehen bekommen.“

„Wollen wir das nicht für später aufheben? Wenn wir chinesische Anzüge tragen, werden wir keine Belästigung erleiden.“

„Später? Fällt mir gar nicht ein! Wenn ein Chinese nach New-York oder New-Orleans kommt, kann er hingehen, wo es ihm beliebt, und dasselbe Recht nehme ich als amerikanischer Staatsbürger hier auch für mich in Anspruch. Da ist ein Thor. Kommt!“

„Ich stehe für Nichts, Capt'n!“

„Ich aber für Alles. Vorwärts!“

Er schritt rasch voran, und ich war gezwungen, zu folgen.

Gleich in der ersten Gasse sammelten sich die Straßenjungen hinter uns und liefen hinter uns her. In der zweiten Straße begegnete uns ein Leichenzug.

Voran schritten mehrere Männer mit bunten Fahnen und Standarten; dann folgten drei Bahren, auf denen Götterbilder getragen wurden. Hinter diesen kam eine Musikbande, welche auf Flöten, Gongs und Kesselpauken einen bedeutenden Lärm erzeugten. Andere Personen trugen Räucherpfannen, Schwärmer und allerhand kleines Feuerwerk, welches trotz der Enge der Straßen und der Feuergefährlichkeit der Bambushäuser abgebrannt wurde. Dann folgte die Todtenbahre, an welcher der Sarg, an Seilen schwebend, befestigt war. Hinter dem Sarge schritt ein Bonze, und ein bunt durch einander gewürfelter Haufe von Leidtragenden bildete den Schluß.

Wir traten zur Seite und drückten uns hart an die Wand des nächststehenden Gebäudes. Dennoch wurden uns finstere Blicke zugeworfen. Der Bonze blieb sogar vor uns stehen. Sein Gesicht hatte einen stumpfen, nichtssagenden Ausdruck.

„Ihr seid Y-jin[1]). Was wollt Ihr hier?“

Er hatte diese Frage an den Capitän gerichtet, welcher ihm am nächsten stand.

„Was sagt er?“ frug mich dieser.

„Er fragt, was wir hier wollen.“

„Schön, mein Junge! Er zog einige von den Cigarretten, welche er noch von der Pagode her in der Tasche hatte, hervor und reichte sie ihm entgegen. „Wir sind gekommeng, um Dir diese Cigarrettang zu gebing.“

Der Mann griff zu.

„Tsing!“

Damit beeilte er sich, seinen Zug wieder einzuholen.

Einige Straßen weiter schallte Musik aus einem Hause.

„Was ist das, Charley? Leset doch einmal diese Ueberschrift!“

„Jo-schi-siang.“

„Was heißt das?“

„Musik- und Liederpavillon.“

„Hier wird also gespielt und gesungen. Gehen wir hinein!“

„Ich habe mehr Lust, vorüber zu gehen. Man weiß nicht, was für ein Publikum wir finden.“

„Publikum? Das Publikum ist mir ganz egal; vor dem Publikum habe ich mich niemals gefürchtet. Vorwärts!“

Der Unvorsichtige ließ sich nicht halten und schritt dem Eingange zu. Dort strömte uns ein nichts weniger als einladender Geruch entgegen, der ganz allein genügt hätte, uns zur Umkehr zu bewegen. Turnerstick aber dachte nicht daran.

Als wir in die Stube traten, sah ich, daß wir in eines der niedrigsten Etablissements gerathen waren. Auf schmutzigen und zerrissenen Matten und primitiven Bänken hockte und lag da eine Menge verkommener Gestalten an den Wänden hin und hörte der ohrenzerreißenden Musik zu, welche von einem alten, wackeligen Podium herunterscholl. Sie hatten in kleinen Täßchen Thee vor sich stehen; ein bezeichnender Duft aber, welcher bei einem gelegentlichen Oeffnen der Thür aus dem Nebenraume drang, sagte mir, daß dort eine Opiumbutike sei.

Als wir eintraten, verstummte die Musik sofort, und Aller Blicke richteten sich auf uns. Turnerstick nahm auf einem der Bänke mit einer Miene Platz, als ob er hier Stammgast sei, und ich setzte mich neben ihn. Ein verkommenes Subjekt nahte sich uns.

„Was wollt Ihr hier?“

„Trinken.“

„Was befehlt Ihr?“

„Was hast Du?“

„Tscha,[1]) weiter nichts.“

„So gib uns Tscha!“

„Wollt Ihr dazu rauchen?“

„Nein.“

Es wurden uns zwei Täßchen gebracht, welche mehr Schmutz als Thee enthielten; es graute mir, das Zeug nur anzuriechen.

„Soll dies Thee sein, Charley?“

„Ja.“

„Dann ist Schiffsraumwasser der feinste Jamaica-Rum. Seht Ihr die Gesichter, welche das Volk uns schneidet?“

„Laßt uns bezahlen und gehen!“

„Fällt mir nicht ein! Sollen diese Kerls etwa denken, daß wir aus Angst vor ihnen davonlaufen?“

Mehrere der Gäste hatten sich erhoben und waren zu dem Wirthe getreten. Ich konnte von dem, was gesprochen wurde, nur Weniges verstehen:

„Du darfst keine Ing-kie-li, keine Meerteufel bei Dir leiden!“

„Mein Haus steht Jedem offen, der mich bezahlt. Man hat die Ing-kie-li in die Stadt gelassen; warum soll ich sie nicht dulden?“

„Man wird Dich und uns bestrafen, wenn man sie hier findet. Jage sie fort, oder wir gehen!“

„Seht Ihr nicht, daß es starke Männer sind? Sie werden sich wehren und mir viel Schaden machen.“

„Wir helfen Dir. Gehe hin und jage sie fort.“

„Thut Ihr es. Mich gehen die Fremdlinge nichts an.“

„Wohlan, so werden sie hinausgeworfen!“

Turnerstick mußte natürlich merken, daß wir der Gegenstand dieses bedrohlichen Gespräches waren.

„Was redet das Volk, Charley?“

„Sie wollen uns hinauswerfen.“

„Blitz und Knall, den Capitän Frick Turnerstick hinauswerfen! Diese dürren Kröten! Pshaw, sie mögen kommen.“

„Laßt uns lieber gehen, Capt'n!“

„Charley, ich bin einmal versessen darauf, hier Musik und einige Lieder zu hören, und will Den sehen, der mir dies verwehrt. Wenn Ihr Euch fürchtet, könnt Ihr gehen.“

„Ohne Euch nicht.“

„Well, so bleiben wir! Wenn wir einmal Land und Leute kennen lernen wollen, so müssen wir doch auch erfahren, wie es in diesen Theekneipen zugeht. Ah, da kommen sie!“

[1]) Barbaren.

[1]) Thee.

Sämmtliche Gäste hatten sich erhoben. Einer schob den Andern näher, bis die Vordersten hart vor uns standen. Derjenige, welcher vorhin zum Wirthe gesprochen hatte, ergriff auch jetzt das Wort:

„Ihr seid Ing-kie-li?"

„Nein, sondern Yeng-kie-li," antwortete ich, da Reden jedenfalls besser war, als Schweigen.

„Das ist gleich; das ist Eines so schlimm wie das Andere. Kein Ing-kie-li und kein Yeng-kie-li gehört nach Tschung-kuo.[1]) Dieser Jo-schi-siang ist nur für uns und nicht für Euch. Geht fort, sonst werfen wir Euch hinaus!"

Wäre mir dies in einem andern Lande gesagt worden, so hätte ich den Menschen einfach durch das Fenster geworfen; unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber war dies nicht gerathen.

„Wer sagt Dir, daß wir nicht nach Tschung-kuo gehören? Die Chinesen kommen zu Tausenden in das Land der Yeng-kie-li und haben dort die Erlaubniß, zu thun, als ob sie im Tientschao[2]) wären. Wir sind gut, freundlich und höflich mit ihnen, und daher werdet auch Ihr mit uns so sein."

„Die Yeng-kie-li sind Verräther, welche die Tschia-dse[3]) auf ihre Schiffe und in ihr Land locken, damit sie Tscha-no[4]) graben und fern von den Gräbern ihrer Ahnen sterben. Wir locken Euch nicht zu uns; wir wollen Euch nicht haben. Geht fort!"

Leider hatte dieser Mann nicht ganz Unrecht. Es sind einige Male von gewissenlosen, spekulativen Amerikanern Chinesen unter der Vorspiegelung, daß sie zu Bahnbauten oder Farmarbeiten benutzt werden sollten, über das Meer gelockt und nach den verrufenen Guanoinseln geschafft worden, wo sie nach wenigen Monaten elend hinsterben mußten, ohne daß ihre Leichen zurück nach China kamen, was doch das höchste Bestreben eines jeden ausgewanderten Chinesen ist. Dennoch antwortete ich:

„Kannst Du dies beweisen? Und wenn es wahr wäre, bin ich es gewesen oder dieser Mann?"

„Ihr seid es gewesen, denn Ihr gehört zu ihrem Volke. Erhebt Euch und geht, sonst werdet Ihr unsere Arme fühlen!"

„Eure Arme fürchten wir nicht. Wenn Ihr Zank und Streit begehrt, so werdet Ihr bald sehen, daß unsere Arme stärker sind, als die Eurigen. Geht Ihr aber wieder an Eure Plätze zurück, so werden wir nur eine kurze Zeit warten und dann dieses Haus verlassen."

„Ihr werdet keinen Augenblick mehr warten dürfen. Hinaus mit Euch!"

Er griff nach Turnerstick, der nicht so lang war wie ich. Freilich kam er auch hier an den Unrechten. Der Capitän packte ihn bei der Brust und frug:

„Machen Sie Ernst, Charley?"

„Ja."

„Well, so hat auch bei uns der Spaß ein Ende!"

Er hob ihn empor und warf ihn unter die Anderen hinein, daß sie aus einander flogen.

„Was fällt Euch ein, Ihr dummeng Menschang! Wollt Ihr Euch gleich niedersetzing, sonst werdet Ihr vong uns zu Mehl und Pulver geriebeng!"

Im Nu waren mehrere der Bänke aus einander gerissen, welche aus Bambusstangen bestanden, mit denen sich die Angreifer bewaffneten, und es begann ein Handgemenge, aus welchem wir nach einigen Püffen und Schlägen, welche wir erhielten, als Sieger hervorgingen. Die acht bis zehn schmächtigen, schlecht genährten Gestalten waren uns nicht gewachsen, zumal sie von dem Wirthe und den Seinen nicht unterstützt wurden.

Der kurze Kampf aber war nicht ohne Lärm und Geschrei abgegangen, und was ich erwartet hatte, geschah: es traten einige Polizisten ein, bei deren Erscheinen die Ruhe sofort zurückkehrte. Es waren Soldaten. Ihre Uniform bestand aus einem kurzen, rothen Kittel mit weißem Besatz, blauen, kurzen, baumwollenen Hosen, groben Tuchschuhen mit Filzsohlen und einem geflochtenen Bambushute. Bewaffnet waren sie mit einem Rohrschilde, auf welchen der kaiserliche Drache gemalt war, mit Pfeil und Bogen und einem kurzen Knüttel. Auf der Brust und dem Rücken trugen sie die weithin leuchtende Inschrift „Ping"[5]), und ihre dünnen, lang herabhängenden Schnurrbärte bemühten sich vergebens, ihnen ein kriegerisches Aussehen zu ertheilen.

Sie schnitten bei unserem Anblick außerordentlich grimmige Gesichter und nahmen ihre Knüppel zur Hand.

„Wer seid Ihr?" frug der Anführer, indem er sich an den Capitän wandte.

„Was will er?" frug dieser mich.

„Er fragt, wer wir sind."

„Sagt es ihm, Charley! Aber sagt ihm zugleich, daß er auch seine Prügel haben kann, wenn er nicht höflich ist!"

Der „Ping" wiederholte seine Frage mit erhöhter Stimme.

„Dieser Mann ist ein Yeng-kie-li, und ich bin ein Tao-dse," antwortete ich.

„Ihr seid Fremdlinge und Barbaren und wagt es, nach Kuang-tscheu-fu zu kommen?"

„Sei vorsichtig mit Deinen Worten! In unserem Lande ist das Wort Barbar eine große Beleidigung, die sich Niemand gefallen läßt."

„Ihr seid Barbaren, sonst hättet Ihr hier keine Schlägerei begonnen."

„Dann sind die Chinesen die Barbaren, denn sie haben den Streit angefangen."

„Das ist eine Lüge! Diese Männer sind gut und friedfertig; sie haben Euch nichts gethan."

Da legte ich dem Menschen die Hände auf die Schultern, daß er zusammenzuckte.

„Wenn Du noch einmal von Lügen sprichst, streiche ich Dir den Barbar über den Rücken, daß dieser die Farbe des Himmels bekommt!"

Er trat zurück.

„Du drohest mir! Weißt Du, was dies zu bedeuten hat?"

„Nichts hat es zu bedeuten! Was willst Du von uns?"

„Ich werde Euch arretiren und zum Tscha-juan führen."

„Dagegen haben wir nichts einzuwenden, wenn Du diese Leute gleichfalls arretirst."

„Sie sind unschuldig."

„Das wird der Tscha-juan untersuchen. Wie kannst Du wissen, wer schuldig oder unschuldig ist? Du hast ja noch keinen Menschen nach dem Hergange des Streites gefragt."

„Das geht Euch nichts an. Bezahlt, was Ihr getrunken habt, und geht voran!"

Der Capitän sah an der Bewegung des Polizisten, um was es sich handelte.

„Was ist dieser Mensch, Charley?"

„Soldat und Polizist."

„Er will uns wohl gar arretiren?"

„Allerdings."

„Tretet einmal auf die Seite; ich will ihm ein Weniges auf den Hut hämmern, damit ihm der Verstand in Bewegung geräth!"

„Das würde uns nur Schaden machen. Wir sind einmal so unvorsichtig gewesen, in das Wasser zu gehen, und müssen nun auch mit dem Strom schwimmen."

„Soll das ein Vorwurf sein?"

„Nein. Ich bin ja mitgegangen und habe gewußt, daß ich mitgefangen werde. Mithangen aber lasse ich mich nicht. Thut mir den Gefallen und laßt Euch ruhig arretiren."

„Ich muß ja wohl, wenn Ihr nicht anders wollt!" brummte er.

„Wie viel kostet unser Tscha?" frug ich den Wirth.

„Zusammen einen Fen."

„Hier habt Ihr!"

Ich gab Ihm zehn Fen[1]) und wandte mich an den Polizisten:

„Wir sind bereit, verlangen aber, daß Du uns zwei Palankins besorgst, denn gehen werden wir nicht. Hier hast Du Geld, sie zu bezahlen."

Ich legte einen Dollar in seine Hand.

„Willst Du Etwas wiederhaben?" frug er naiv.

„Nein."

„Du sollst die Palankins erhalten."

„Aber ich verlange nochmals, daß auch diese Männer hier arretirt werden. Sie haben den Streit angefangen."

[1]) „Reich der Mitte". [2]) „Himmlisches Reich". [3]) Chinesen. [4]) Guano. [5]) „Soldat".

[1]) Ein Fun oder Fen hat zehn Tsien, also ungefähr drei Pfennige.

„Wenn sie ihn angefangen haben, so müssen sie mit.“

„Und der Wirth als Zeuge!“

„Auch dies sei Dir gestattet!“

Der Dollar hatte dem Manne also bewiesen, daß wir keine Barbaren waren. Er schickte einen seiner Leute fort, welcher die Palankins herbeibrachte. Wir stiegen ein, und sämmtliche Gäste nebst dem Wirthe folgten unter Begleitung der „Pings“ durch die Menschenmenge, welche sich versammelt hatte.

Wir wurden nach dem Kuang-kuan[1]) gebracht.

Dies war ein ganz stattliches Gebäude, dessen Fronte mit hölzernen Säulen verziert war. In dem Vorhofe lungerte eine Menge Soldaten umher, welche ganz dieselbe Uniform wie unsere Begleiter trugen. Hier stiegen wir aus, wobei ich dem Ping noch einen Dollar überreichte. Er schnitt ein ganz verklärtes Gesicht und meinte:

„Ihr seid keine gewöhnlichen Leute. Ich werde Euch nicht mit den Andern zusammenthun, sondern dafür sorgen, daß Ihr in das Zimmer der Vornehmen kommt.“

Er übergab uns einem Yng-pa-tsung[2]), dem er einige Worte zuflüsterte, welche eine Empfehlung zu enthalten schienen. Von diesem wurden wir eine Treppe emporgeführt und gelangten in ein Gemach, welches recht angenehm mit hübschen Teppichen und Rohrmöbeln ausgestattet war.

„Wartet hier!“

Er verließ uns und kehrte nach kurzer Zeit mit Thee zurück. Turnerstick merkte natürlich, daß es auf ein Kom-tscha abgesehen war, und überreichte ihm einen Dollar.

Er steckte denselben schmunzelnd zu sich und tröstete uns:

„Fürchtet Euch nicht! Der Tscha-juan ist zwar ein mächtiger Mann, aber er liebt die Gerechtigkeit und das Silber. Ihr seid sehr höfliche Leute und werdet Euren Prozeß gewinnen.“

Damit ging er ab.

Das war allerdings sehr deutlich gesprochen, so deutlich, daß für uns kein Zweifel übrig blieb, wie wir uns zu verhalten hatten. Ich theilte dies dem Capitän mit.

„So also, dieser Richter liebt die Gerechtigkeit und das Silber, das heißt, die Gerechtigkeit durch das Silber! Von mir soll der Mensch keinen Half-Penny erhalten. Gebt Ihr ihm etwas?“

„Keinen Heller.“

„Uebrigens kann er gar nicht über uns urtheilen; wir gehören vor unser Consulatsgericht.“

„Das werde ich ihm natürlich begreiflich machen.“

„Seid Ihr bös, daß ich Euch in diese Tinte gebracht habe?“

„Nein, Capt'n. Die Sache ist mehr lustig als gefährlich.“

Jetzt trat der Ping herein, welcher uns arretirt hatte.

„Ihr seid unschuldig. Ich habe die Andern verhört und Alles entdeckt. Ich werde die Angelegenheit jetzt dem Tscha-juan melden.“

Er trat durch eine Nebenthüre in ein Zimmer, in welchem sich der Richter zu befinden schien. Wir hörten zwei Stimmen. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte uns, daß wir eintreten sollten.

Wir thaten dies und fanden einen Chinesen, dessen nichtssagende, verschwommene Züge kein besonderes Vertrauen erwecken konnten. Wir verbeugten uns. Er nickte gnädig und frug:

„Ihr seid ein Yeng-kie-li und ein Tao-dse. Welcher ist der Yeng-kie-li?“

„Dieser,“ antwortete ich, auf den Capitän deutend.

„So bist Du der Tao-dse, nicht wahr?“

„Es ist nicht gut anders möglich.“

„Du sprichst chinesisch und er nicht?“

„So ist es.“

„Das wundert mich nicht. Die Ing-kie-li und die Yeng-kie-li haben eine Sprache und geben sich nicht die Mühe, eine zweite zu lernen. Die Tao-dse aber sind verständige Leute; sie lernen sehr viel und betrüben nicht gern einen Andern. Ich habe sie lieb. Zu welcher Religion gehörst Du?“

„Ich bin ein Kiao-yu[3]) und bete den Himmelsherrn an.“

„Das ist gut von Dir, und wir sind Brüder, denn ich bin ein Ta-dse[4]), und die Ta-dse und Kitat[2]) haben auch einen Tien-tschu[3]). Lehrt Eure Religion auch, daß die Menschen Sünder sind?“

„Ja. Gott schuf den Menschen gut, aber der Mensch ward ungehorsam.“

„Das lehren wir auch, denn unsere Religion ist Eure Religion.“

„Das ist vielleicht doch nicht ganz der Fall. Eure Religion sagt zwar: „„Jen dse thu, sin pen schan[4]),““ doch wie der Mensch die verlorene Heiligkeit wieder erlangen kann, das sagt sie nicht.“

„Das vermag sie auch gar nicht zu sagen, denn der Mensch kann seine frühere Vollkommenheit ja niemals wieder erlangen.“

„Grad darum ist Deine Religion nicht die meine, denn die meinige sagt, daß der Mensch fromm, heilig und selig werden könne.“

„Das sagt sie? Nun ja, so ist es die Meinung Deiner Religion, und wegen einer Meinung soll man eine Religion nicht verwerfen. „San kiao, y kiao“[5]), das hast Du wohl schon gehört, und „Put tun kiao tun li“[6]), das ist ganz dasselbe.“

„Ich muß Dir widersprechen. Das größte Unglück für den Menschen war, daß er seine Heiligkeit, seine Vollkommenheit verlor. Gibst Du dieses zu?“

„Ja.“

„Dann muß es für ihn ja auch das größte Glück sein, sie wieder erlangen zu können. Nicht?“

„Das ist richtig.“

„Deine Religion spricht ihm dieses Glück ab, die meinige gewährt es ihm aber. Welche ist da vorzuziehen?“

„Du willst sagen, daß Deine Religion besser sei, als die meinige? Du bist nicht höflich, und doch glaubte ich bisher, daß die Tao-dse sehr höfliche Leute seien. Aber wir wollen uns deßhalb nicht zanken. Du sagst, daß Deine Religion besser sei, als die meinige, und ich sage nun auch, daß die meinige besser sei, als die Deinige; also sind wir vollständig einig, denn wir haben von unsern zwei Religionen ganz dieselbe Ansicht. Sage mir lieber, was Du bist!“

„Ich bin ein Moa-sse[7]).“

„Ein Moa-sse? Und warum kommst Du nach Tien-hia[8])?“

„Weil ich dieses Land und seine Bewohner kennen lernen will.“

„Und warum willst Du sie kennen lernen?“

„Um ein Buch über Tien-hia schreiben zu können.“

„So mußt Du ein reicher Mann sein.“

„Ich bin im Gegentheil sehr arm. Aber Du mußt wissen, daß in meinem Lande die Schriftsteller bezahlt werden, während bei Euch die Moa-sse umsonst schreiben.“

„Dann seid Ihr Tao-dse ganz unbegreifliche Leute! Was ist der Yeng-kie-li hier?“

„Ein Yang-scheu-pi[9]).“

„Hat er ein Schiff?“

„Ja; es liegt in Hong-kong.“

„Warum kommt er nach Kuang-tscheu-fu?“

„Weil er mein Freund ist und mich nicht allein gehen lassen wollte.“

„Ist sein Schiff ein Kriegsschiff?“

„Nein, sondern ein Handelsfahrzeug.“

„Das ist ein Glück für ihn, sonst müßte ich strenger gegen Euch sein. Seit wann seid Ihr in Kuang-tscheu-fu?“

„Erst seit heute.“

„Weßhalb seid Ihr nicht in der Vorstadt geblieben, sondern in die innere Stadt eingedrungen?“

„Weil wir nicht glaubten, daß wir dort so ungezogene Menschen finden würden.“

„Schreibst Du in Deinem Buche auch von ihnen?“

„Ja.“

[1]) Gemeindepalast.
[2]) Fähnrich, Standartenträger.
[3]) Wörtlich „Freund der Religion“. So nennen sich in China die Christen.

[1]) Mongole. [2]) So werden die Chinesen von den Mongolen genannt. [3]) „Himmelsherrn“. [4]) „Der Mensch war bei seinem Ursprunge vollständig heilig. [5]) „Die drei Religionen sind nur eine.“ [6]) „Die Religionen sind verschieden; die Vernunft ist nur eine; wir Alle sind Brüder.“ [7]) Schriftsteller, wörtlich „Doctor der Feder“. [8]) „Unter dem Himmel“, China gemeint. [9]) „Seekapitän“, eigentlich „Meerhauptmann“.

„Und auch, daß Du bei mir gewesen bist?"

„Ja."

„Und wie ich Euch aufgenommen und behandelt habe?"

„Ja."

„Und das werden alle Tao-dse lesen?"

„Nicht bloß diese, sondern auch die Yeng-kie-li, die Ing-kie-li, die Fram-pa[1]), die O-ro[2]), die Por-tu-ki, die Hi-pan-si[3]), denn das Buch wird auch in ihren Sprachen gedruckt."

Ich mußte die Sache ein wenig größer machen, als sie war; dies konnte mir nur Nutzen bringen.

„So setzt Euch nieder. Ihr sollt sehen, wie ich Gerechtigkeit übe!"

Wir nahmen auf einem Divan Platz. Er klingelte, und der Ping erschien.

„Bringe die Männer herbei!"

„Dieser Kerl spricht wirklich ein schauderhaftes Chinesisch," flüsterte Turnerstick. „Ich habe kein Wort verstanden. Was wird mit uns geschehen?"

„Nichts. Ich glaube im Gegentheile, daß die Andern bestraft werden."

„Wie käme das?"

„Weil ich ihm gesagt habe, daß ich über China ein Buch schreiben werde und ihn mit darin erwähnen will."

„Sehr politisch, Charley, sehr klug. Bin neugierig!"

Unsere Gegner wurden gebracht. Das Gesicht des Richters war ein ganz anderes geworden. Seine Stirne lag in schweren Falten, und seine kleinen Augen blitzten zornig auf sie nieder, die nach chinesischer Etiquette vor ihm auf den Knieen lagen.

„Ihr wagt es, bloß zu knieen, Ihr Hunde?" donnerte er sie an. „Auf den Bauch mit Euch, und die Stirn an die Erde! Welcher von Euch ist der Wirth, bei dem die Unthat geschah?"

„Ich Siao-ti[4])!" antwortete dieser, ohne das Gesicht vom Boden zu erheben.

„Haben diese Tschu[5]) den Streit begonnen?"

„Nein. Sie sind ganz ruhig gewesen."

„Und dennoch habt Ihr sie geschlagen! Wenn sie zu ihrem Consul gehen und Strafe verlangen, so werdet Ihr getödtet. Sie sind aber gnädig und haben es in meine Hand gelegt. Ihr geht, Jeder drei Jahre lang, in die Verbannung und tragt vorher zehn Tage lang den Block!"

„Ich bin unschuldig, Tschin-kuang-fu[6])!" wagte der Wirth zu bemerken. „Ich Siao-ti habe diese Leute gewarnt und ihnen verboten, die Tschu-kuo-ngan[7]) zu schlagen!"

„Du hättest es verhindern sollen. Bitte die Y-tschu[8]); vielleicht erlassen sie Dir den Block!"

Er kam auf dem Bauche zu uns herbei gerutscht.

„Ihr seid Ti-ta-tschu[9]), und ich bin Siao-ti. Ihr wißt, daß ich unschuldig bin. Habt Erbarmen!"

Ich wandte mich an den Richter:

„Deine Weisheit ist groß, und Deine Gerechtigkeit glänzt wie die Sonne. Laß uns nun auch Deine Gnade sehen! Dieser Mann ist wirklich unschuldig, und wir bitten Dich, ihm die Strafe zu erlassen!"

„Ein Kitat würde anders sein," antwortete er; „ich aber bin ein Ta-dse und erfülle Eure Bitte. Stehe auf, Du Hund; gehe heim und preise meine Gerechtigkeit und die Gnade dieser Y-tschu! Du aber," sprach er zu dem Ping, welcher im Zimmer geblieben war, „führe diese Menschen fort und schreibe mir ihre Namen auf!"

Sie krochen auf dem Bauche zur Thüre hinaus.

Die Strafe war sehr hoch bemessen; aber einestheils war es ganz gut, einmal Ausländer gehörig in Respekt gesetzt zu sehen, und anderntheils traute ich dem Mandarinen nicht; vielmehr glaubte ich, er spiele ein wenig Komödie und werde die Leute nach unserer Entfernung wieder entlassen. Diese beiden Gründe hielten mich ab, für sie zu bitten.

„Seid Ihr mit mir zufrieden?" frug er jetzt.

„Vollkommen! Darum sagen wir Dir Dank und werden Deinen Namen zu rühmen wissen überall, wohin wir kommen."

„So werdet Ihr auch mir den Wunsch erfüllen, nicht wieder das Innere der Stadt zu betreten. Der Schang-ti[1]) hat es den Fremdlingen verboten, und seine Diener müssen darauf sehen, daß sein Wille erfüllt werde. Wie lange gedenkt Ihr in Kuang-tscheu-fu zu bleiben?"

„Vielleicht nur heute oder morgen."

„Seid Ihr Gäste eines Freundes oder Bekannten?"

„Nein. Wir bleiben in einem Y-fan[2])."

„Das werde ich nicht zugeben. Kommt und folget mir!"

Er verließ das Zimmer und führte uns nach einer andern Seite des Hauses, wo er zwei Thüren öffnete.

„Dies sind zwei Stuben, in denen meine Freunde wohnen, wenn sie mich besuchen. Ihr seid meine Gäste und bleibt bei mir!"

Dies war ein sehr schmeichelhaftes Anerbieten, aber nach chinesischer Sitte durften wir es nicht annehmen, sondern mußten alle möglichen Einwendungen machen. Eine geschriebene oder gedruckte Einladung ist stets ernst gemeint, ein bloß gesprochenes Anerbieten aber ist meist nur eine Höflichkeitsformel, und wer darauf eingeht, der macht sich des allergröbsten Verstoßes gegen die gute Lebensart schuldig. Setzt der Chinese Jemandem eine Tasse Thee vor, so muß sie angenommen werden; spricht er aber: „Bleibe bei mir und trinke den Tscha mit mir!" so muß man unbedingt ablehnen, selbst wenn es einen Kampf mit Redensarten kostet; das erfordert die Etiquette. Geht man aber darauf ein, so wird er mit lauter Stimme den Thee bestellen, doch es wird keiner kommen. Man wartet lange und noch länger; man wird endlich ungeduldig und bittet, den Thee zu erhalten oder gehen zu dürfen. Dann erhält man die sehr beleidigte Antwort: „Was soll ich von Dir denken? Ich war so höflich, Dir Thee anzubieten, und Du hattest nicht genug Höflichkeit, ihn abzulehnen! Bist Du ein Barbar, ein Kirgise, ein Tunguse oder gar ein Russe, der seinen Verstand im Schnapse vertrunken hat?"

Hier jedoch half uns all unser höfliches Widerstreben nichts. Er eilte schließlich sogar in sein Bureau zurück, schrieb in der Schnelligkeit zwei Einladungen und brachte sie herbei.

„Hier, nehmt und seht, daß es mein Ernst ist! Oder wollt Ihr mich wirklich beleidigen?"

„Wenn Du zuletzt befiehlst, so müssen wir gehorchen."

„Gut, so befehle ich es. Tretet ein und denkt, daß Ihr Herren meines Hauses seid. Ich werde Euch sofort einen Diener senden, der Euch in Allem zu gehorchen hat."

Die beiden Zimmer waren, nach chinesischem Begriffe, sehr fein ausstaffirt und augenscheinlich nur für vornehme Gäste berechnet.

„Das lasse ich mir gefallen, Charley," meinte Turnerstick. „Es ist doch gut, wenn man in Gesellschaft eines Büchermachers Land und Leute kennen lernt, denn diese Büchermacher sind höchst gefährliche Leute. Ich kann mir nichts Unangenehmeres denken, als wenn man gedruckt blamirt wird; darum muß man höchst zuvorkommend gegen Euch Schriftsteller sein, und darum werden wir auch von diesem Mandarinen in einer Weise aufgenommen, als ob wir zu den Größten des himmlischen Reiches gehörten. Weiß er denn auch, was ich bin?"

„Ja; aber wie wir heißen, weiß er noch nicht. Er hat aus reiner Höflichkeit gar nicht nach unseren Namen gefragt."

„Womit hat er die Kerls bestraft?"

„Mit zehn Tagen Block und drei Jahren Verbannung."

„Blitz und Knall, das ist streng!"

„Wenn er Ernst macht, ja. Zehn Tage Block ist sehr hart, die Verbannung jedoch ist nicht so schwer als wie man vielleicht denkt. In China gibt es keine Gefängnißstrafe; statt ihrer wird aber die Deportation nach einer der innern Provinzen in Anwendung gebracht. Jeder Verbannte hat das Recht, seine Familie mitzunehmen."

„Er macht Ernst. Guckt einmal hinunter in den Hof, Charley!"

Die Fenster des Zimmers führten nach dem Außenhofe, und dort standen die Verurtheilten bereits, ein Jeder mit dem

[1]) Franzosen.
[2]) Russen.
[3]) Spanier.
[4]) „Der ganz Kleine". So muß sich jeder niedrig stehende Chinese einem Mandarin gegenüber nennen.
[5]) „Herren".
[6]) „Erhabener Mandarin".
[7]) Die „Herren Excellenzen".
[8]) Die „fremden Herren".
[9]) „Ganz große Herren."

[1]) Kaiser. [2]) Fremdenhaus.

Blocke belastet. Die Blöcke waren aus dem ungemein schweren Agilaholze gefertigt und lagen auf den Schultern der Delinquenten, deren Köpfe durch ein in der Mitte gelassenes Loch hervorblickten.

Jetzt kam der Diener, welcher sich uns zur Verfügung stellte und kunstvoll gearbeitete Laternen brachte, um die Zimmer zu erleuchten, da es bereits zu dämmern begann. Er führte uns in ein Bad und stellte uns nach demselben eine leichte und bequeme chinesische Hauskleidung zur Verfügung, deren wir uns auch bedienten.

Dann wurden wir, um uns die Zeit zu kürzen, in die Bibliothek des Richters geführt. Sie war sehr reichhaltig. Ich beschäftigte mich mit den Büchern und Handschriften, Turnerstick aber mehr mit den Holzschnitten, deren viele vorhanden waren. Sie hatten alle die Eigenthümlichkeit, daß ihnen die Perspektive fehlte. Ein Mann, welcher auf einer Landschaft weit im Hintergrunde einen Berg bestieg, war noch einmal so groß als der Knabe, welcher sich ganz im Vordergrunde mit Angeln beschäftigte.

Später erhielten wir die Einladung zum Abendessen und begaben uns nach dem Speisezimmer. Unser Wirth erschien allein; entweder wollte er uns unbeeinträchtigt genießen oder er scheute sich, wissen zu lassen, daß er zwei Barbaren mit seiner Gastfreundschaft beehre.

Wir hatten sechzehn Gänge, welche ich der Absonderlichkeit wegen hier aufzählen will.

Die Einleitung bildeten ein ausgezeichneter Thee und eine Schale excelenter Mandelmilch, welche der Chinese überhaupt außerordentlich liebt. Dann kam als erster Gang ein Fricassée von Hühnerkehlen. Hierauf folgten gefüllte Krabben, welche meinem braven Turnerstick ungemein zu munden schienen. Dann Schinken, Austern und Pickles. Nachher gebratene Ente und gesalzene Schweineschwarte mit Pilzen und gekochtem Seetang aus Wang-hien. Jetzt eine Suppe von Schwalbennestern mit Ei und Schinken. Nun ein Ragout von Haifischflossen und Hähnekämmen. Hierauf Entenzungen mit Bambussprossen und Schinken. Dann allerliebste Hammelfleischpasteten. Dann junge Wasserschnecken aus dem Poyang-See. Nachher geräucherter Schweinebraten in Honigseim. Darnach gebeizte Ente in einer delikaten Sauce. Dann Fadennudeln aus Peking mit Eichhornkeulchen, ein ausgezeichnetes Essen. Ferner eine Roulade von Fasan. Nun rothe Grütze von Hung-sa[1]). Hierauf Hammelbraten in süßer Sauce mit japanischen Sago-Klößchen. Und endlich junger Stör mit Reis, Melonen, gegorenem Ingwer und Salzgurken aus der Mandschurei.

Getränke gab es außer der Einleitung von Thee und Mandelmilch noch Sam-schon[2]), frischen Thee, angesüßtes Wasser und zum Schlusse einen Champagner, welcher zwar nicht ächt, aber doch recht trinkbar war.

Das war nun allerdings ein Souper, wie wir es nicht erwartet hatten und mit welchem unser Wirth, die Wasserschnecken, welche er selbst verzehren mußte, ausgenommen, bei meinem Turnerstick alle Ehre einlegte.

Der Capitän war mit unserm Wirthe auch ganz besonders deßhalb zufrieden, weil dieser so rücksichtsvoll gewesen war, uns außer den chinesischen Speisestäbchen auch Messer, Gabel und Löffel beilegen zu lassen.

„Ist dies nicht ein prächtiger Mann?“ frug er mich. „Ich lerne hier Land und Leute als ganz vorzüglich kennen und habe nur auszusetzen, daß sie ihre Sprache vernachlässigen. Sie reden chinesisch ungefähr so, wie ein Indianer englisch spricht; man kann sie nicht verstehen.“

„Aber ich verstehe sie doch!“

„Ja, wie Ihr das fertig bringt, das ist mir ein Räthsel! Es müßte denn sein, daß Ihr den Fehler begangen hättet, mich das Chinesische nicht verstehen, sondern bloß sprechen zu lehren.“

Bei jedem neuen Gange sagte mir der Tscha-juan, was es sei, und frug mich, wie es uns schmecke. Ich mußte ihm erklären, wie dieselbe Speise in unserer Heimat zubereitet wird, und fand überhaupt, daß er ein sehr wohl unterrichteter und wißbegieriger Mann sei. Ich mußte ihm von meinen Reisen erzählen; er war in der Länder- und Völkerkunde bewanderter, als man von Chinesen gewöhnlich anzunehmen pflegt, und interessirte sich lebhaft für Alles, was ich ihm berichtete. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Hung-sa ist eine unserer Quitte ähnliche Frucht.
[2]) Das chinesische Nationalgetränk aus Reis; es ist sehr stark, für unsern Gaumen aber nicht angenehm schmeckend.

Das Photophon.

Kaum haben wir uns mit dem Telephon, Mikrophon ꝛc. vertraut gemacht, so füllen sich schon wieder die nordamerikanischen Blätter mit Berichten über eine neue Erfindung des Professors Alexander Bell, nämlich über das Photophon. Und wenn es schon wunderbar genug war, den Ton auf den unsichtbaren Flügeln der elektrischen Kraft in die Ferne schweifen zu sehen, so heißt es jetzt nichts Anderes, als daß er durch das Photophon auf den glänzenden Fittigen des Lichtstrahles in das „Weltall“ fliege. Denn die Welt ist den amerikanischen Berichterstattern für die neue Erfindung bereits zu eng — sie reklamiren also das Weltall.

Wir sehen die Sache etwas nüchterner an und folgen in der Beschreibung des „Lichtsprechers“ einem deutschen Blatte, dem „Daheim“.

Das Photophon ist nur ein verbessertes Telephon, ein Fernsprecher, der den Ballast des eisernen Drahtes zur Verbindung des Sprechers mit dem Hörer abgeworfen hat. Es besteht, wie der Fernsprecher, aus zwei Apparaten, einem „Sprecher“ und einem „Empfänger“. Die Rolle der Leitung übernimmt aber hier der Lichtstrahl. Dieser ist der Träger des geflügelten Gedankens, und zwar ein Träger, der seine 300,000 Kilometer in der Sekunde bequem zurücklegt!

Der Sprech-Apparat besteht, wie beim Telephon, aus einem Trichter T, in welchen hineingesprochen wird. Dieser Trichter endet in eine dünne Metallplatte M, welche unter der Einwirkung der Stimme in Schwingungen geräth. Darunter befinden sich wieder zwei Metallplatten L und L', welche mit einer sehr schmalen Spalte F F' versehen sind und zwar stehen sich die Spalten, im Ruhezustand des Apparates, genau gegenüber, so daß die Strahlen des Lichtes S durch dieselben frei hindurchgehen. Geräth nun durch das Hineinsprechen die Platte M in Schwingungen, so theilen sich diese Schwingungen der Platte L mit und sie verdecken und enthüllen damit, da diese Platte im Gegensatz zur anderen beweglich ist, den Lichtstrahl abwechselnd. — Diese Veränderungen in dem Hindurchgehen des Lichtes sind es nun, die auf der Empfangsstation eine Wiederholung der in den Trichter gesprochenen Worte bewirken.

Wie ist nun der noch wunderbarere Hörapparat beschaffen?

In der beigefügten Abbildung desselben erblicken wir zunächst oben eine gewöhnliche elektrische Batterie B, deren Strom durch ein thorartiges Gebilde T, sowie durch einen gewöhnlichen Telephon-Hörapparat P hindurchgeht. Der Oberbalken S des Thores T besteht nun — und das ist der Kern der Sache — aus einem Stabe des sehr seltenen und bisher nur Fachleuten bekannten Metalls Selenium, welches die merkwürdige, von Dr. Werner Siemens entdeckte Eigenschaft besitzt, daß es, wenn beleuchtet, zu einem ausgezeichneten Leiter der Elektrizität wird, während es sich in der Dunkelheit ganz indifferent verhält.

So oft nun ein Lichtstrahl aus dem Sprechapparat den Spiegel A trifft und von demselben auf den Seleniumstab zurückgeworfen wird, geht der Strom durch und bringt das Telephon P in Schwingungen, die den Schwingungen der Platte M genau entsprechen und somit die auf der Sprechstation gesprochenen Worte genau wiedergeben.

Man sollte jedoch meinen, daß jedes Dazwischenschieben eines undurchsichtigen Gegenstandes zwischen Sprech- und Hörapparat die Verbindung aufheben müsse. Dies ist aber nur bei einem dicken, nicht schwingenden Gegenstand der Fall. Schiebt man dagegen eine dünne Platte aus Gummi, Celluloid, Metall u. s. w. ein, so geräth die Platte unter dem Einflusse des Lichtes ebenso in Schwingungen wie die Platte M und das Telephon P und gibt die gesprochenen Worte, wenn auch abgeschwächt, wieder. Ein Neugieriger vermag also ein photophonisches Gespräch, wenn die Verhältnisse sonst günstig liegen, zu belauschen.

Welche Aussichten eröffnen sich nun dem Photophon?

Es wäre vermessen, jetzt schon ein Urtheil darüber zu fällen, und wir wollen dem kühnen Gedankenfluge der Amerikaner, welche die Herstellung einer photophonischen Verbindung mit den Bewohnern

Hier ist auch der Parfümerien zu gedenken, mit deren Duft die Gäste bei Tische erschienen, gerade wie man auch noch jetzt an den tables d'hôte eine verschieden „duftende" Gesellschaft findet. Die Wohlgerüche waren zuerst von Safran, Moschus, Bisam, Ambra bereitet; noch andere Spezereien, z. B. Sandel- und Aloeholz, Rosmarin kamen dann dazu. Ambra-Aepfel und Bisam-Knöpfe waren sehr in der Mode; auch trug man mit Vorliebe parfümirte Handschuhe. Das älteste französische Parfümbuch enthält das Rezept einer berühmten Apfelpomade und eines Schönheits- und Verjüngungswassers. Mit wohlriechendem Wasser — bei Hofe mit Rosenwasser — wusch man sich vor dem Essen die Hände; am Hofe Ludwig's XIV. von Frankreich verkündete Hörnerruf den Beginn der Tafel und dieses Blasen hieß „corner l'eau". Sorgfältige Toilette für Mahlzeiten außer dem Hause zu machen, war schon bei den Athenern üblich; ebenso vorher ein Bad zu nehmen.

Die Essenszeit, namentlich die Stunde des Mittagessens, hat sich im Laufe der Jahrhunderte viel verändert. Drei Hauptmahlzeiten jedoch finden wir so ziemlich überall, im Mittelalter mitunter auch zwei: das Frühmahl, auch Imbiz genannt, und das Spätmahl. Schon die Griechen zur Zeit des Perikles hatten drei Mahlzeiten, welche unserm Frühstück, Mittagessen und Abendbrod entsprechen. Die erste Mahlzeit (ακράτισμα) bestand, ähnlich wie heut zu Tage in Ungarn, aus Brod in ungemischten Wein getaucht; die Bestandtheile der zweiten Mahlzeit (ἄριστον), wechselten je nach dem Wohlstande der Familien. Die Stunde derselben war gar nicht bestimmt; es ist indeß wahrscheinlich, daß sie in der geregelten Lebensweise der Städter mit der Mittagszeit zusammentraf; denn Philokleon schildert in den „Wespen" des Aristophanes das innere Behagen, welches man empfinde, wenn man nach vollendeten Gerichtssitzungen in sein Haus trete und von Frau und Tochter zu verschiedenen guten Dingen eingeladen werde. Die Hauptmahlzeit (δεῖπνον) fand zur vorgerückten Tageszeit, bisweilen um Sonnenuntergang Statt.

Bei den neueren Kulturvölkern zog sich die Zeit des Mittagessens mit jedem Jahrhundert immer weiter hinaus, so daß man jetzt beinahe am folgenden Tag zu Nacht ißt. Im 14., und am französischen Hofe selbst noch im 16. Jahrhundert aß man um 10 Uhr zu Mittag, während früher in Frankreich der König schon um 8 Uhr seine Hauptmahlzeit einnahm und mit den Hühnern zu Bette ging. Bis zum 15. Jahrhundert war überhaupt 10 Uhr die Zeit des Mittagessens auch bei Bürgersleuten, die Zeit des Abendessens 6, höchstens 7 Uhr. In der Mark Brandenburg aß man viermal des Tages: Morgens 8 Uhr erschien eine Suppe, um 10 Uhr war das Mittagsmahl, um 3 Uhr folgte das Abendbrod, um 5 Uhr das Nachtmahl; man ging um 7, höchstens um 8 Uhr schlafen und stand um 5 Uhr Morgens auf. Die Berliner Hochzeitsordnung von 1581 erlaubt wegen Bereitung der Speisen das Mittagessen um 11, das Nachtessen um 5 Uhr. Seit Ludwig XIV. — Paris gab schon damals in derartigen Dingen den Ton an — wurde in allen besseren Zirkeln nicht mehr vor 12 Uhr Mittag gegessen; zu Anfang des 18. Jahrhunderts um 1 Uhr; Ludwig XV. aß noch um 2 Uhr; gegenwärtig geschieht es in Frankreich um 5 oder 6, in Paris sogar um 7 Uhr — natürlich bloß in den vornehmen und reichen Familien. In England herrscht die Unsitte, daß man in vielen Häusern erst eine Stunde nach der in der Einladung angegebenen Zeit erscheint und dabei noch Gefahr läuft, zu früh zu kommen. In Ostindien setzt man sich eine Stunde nach Sonnenuntergang zum Mittagstisch.

Das Nachtessen hat sich naturgemäß immer nach dem Mittagessen gerichtet; man soupirte um 5, 6, 7, 8 und 9 Uhr, bis man jetzt in Paris und London gegen Abend zu Mittag und um Mitternacht zu Abend ißt. (Fortsetzung folgt.)

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Fortsetzung.)

Und nun nahm der gastliche Mann das Wort:

„Du hast so viel gesehen und erlebt," meinte er, „wie in unsern ganzen King und Schuh[1]) nicht steht; aber in Schin-ton[2]) wird Dir kein Aberteuer passiren. Das Land und das Volk sind zu nüchtern dazu."

„Und doch habe ich bereits ein solches erlebt, und zwar ein ganz und gar großes und interessantes."

„Willst Du es mir erzählen? Du bist erst so kurze Zeit hier und willst schon etwas erlebt haben, was mir selbst vielleicht noch nicht vorgekommen ist!"

„Du sagst, dieses Land sei zu nüchtern für ein Abenteuer. Denke nur an die Lung-yin, und Du wirst zugeben, daß es hier genug Gelegenheit zu interessanten Erlebnissen gibt."

„Die Lung-yin? Bist Du vielleicht bereits mit Einem von ihnen zusammengekommen?"

Sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen, mehr als gespannten, ich möchte sagen, aushorchenden Ausdruck angenommen.

„Allerdings."

„Wann?"

„Gestern."

„Und wo?"

„Auf dem Flusse."

„Wie geschah dies?"

„Sie nahmen mich und meinen Freund gefangen und schafften uns nach einem Kuang-ti-miao."

„Und haben Euch wieder frei gegeben?"

„Freiwillig nicht; wir haben sie dazu gezwungen."

„Das ist unmöglich!"

„Es ist möglich, denn Du siehst mich hier bei Dir."

„Das ist viel, das ist stark, das ist außerordentlich! Die Lung-yin haben noch niemals einen Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben."

„Ich habe ihnen sogar eine gefangene Holländerin mitgenommen, welche ich in dem Kuang-ti-miao fand."

„Wie Viele waren es ihrer?"

„Dreißig ungefähr."

„Dann hast Du sie nicht durch bloße Gewalt zu zwingen vermocht, sondern Dich noch eines besonderen Mittels bedient. Ich schenke Dir immer mehr Theilnahme. Willst Du die Güte haben, mir Deinen Namen zu nennen?"

„Ich wurde hier Kuang-si-ta-sse genannt."

Er sprang überrascht vom Sessel empor.

„Kuang-si-ta-sse! Kennst Du ein Nian-yan-kui-dse?"

Ich erstaunte. Er kannte meine Ausarbeitung: „Geschichte der Teufel aus den westlichen Meeren."

„Ja."

„Und ein Pen-tsao-y-jin?"

„Ja."

„Und ein Hio-thian-ti?"

„Ja."

„Und Du bist es, der diese drei Werke geschrieben hat?"

„Ich bin es."

„Jetzt weiß ich ganz genau, warum Du den Lung-yin entkommen bist!"

„Sage es!"

„Das Zeichen, welches Dir Kong-ni gegeben hat, hat Dich aus der Gefangenschaft errettet."

Mein Erstaunen wuchs.

„Kennst Du Kong-ni?"

„Ich kenne ihn. Du hast ihm das Leben gerettet, und er hat es mir erzählt, denn er besuchte mich, sobald er nach Kuang-

[1]) Bücher und Anweisungen. [2]) So wird China von den Buddhisten genannt.

tscheu-fu zurückkehrte. Auch Deine Arbeiten gab er mir zu lesen. Ich mußte sie sehen, denn ich gehöre zu den Kao-pan-sse[1]) und habe sie mit zu prüfen."

Das war mir außerordentlich.

„Sind sie bereits geprüft?"

„Von mir und noch Einem."

„Was wird der Erfolg sein?"

Er lächelte leise.

„Ganz derselbe, den Dir Kong-ni gesagt hat. Sein Vater ist mächtig im Reiche, obgleich er vom Kaiser die Erlaubniß erhalten hat, sich auszuruhen. Er ist in unserer Provinz der Oberste der Prüfungen und kann den Grad ertheilen, ohne vorher beim Ly-pu[2]) anzufragen. Er wird aus Deinen Arbeiten sehen, daß Du ein großer Gelehrter bist, und Dich zum Tsia-sse[3]) machen, wenn Du ihm gehorchest."

„Ihm gehorchen? In welcher Angelegenheit?"

„Das wird er Dir selbst sagen. Er schickt dann Deine Schriften dem Ly-pu nur zur Ansicht, und dann werden sie im Wen-tschang-kun[4]) niedergelegt. Du bist ein Fremder, aber es kommt ganz auf Dich an, ob Du ein Ta-kueng-fu[5]) werden willst. Dann wirst Du mächtig sein und brauchst nicht in Dein Land zurückzukehren, wo Du Bücher schreiben mußt, wenn Du nicht hungern willst."

Eine solche Wendung unserer Unterhaltung hatte ich allerdings nicht erwartet. Diese Ausarbeitungen waren von mir mehr des Abenteuerlichen wegen gefertigt worden; es war mir kaum eingefallen, an einen Erfolg zu glauben, und nun sagte mir dieser Tscha-juan, der doch ein hochgestellter und einflußreicher Mann war und zur Mandarinenklasse mit dem blauen Knopfe gehörte, daß ich wirklich einen akademischen Grad erhalten werde. Hier mußten ganz besondere Verhältnisse obwalten, ganz besondere Gründe vorliegen, zumal die Angelegenheit mit einer Eile betrieben wurde, welche in China sonst wohl nicht immer in Anwendung kam. Neugierig war ich dabei auf die Beziehungen, in denen ich dem Vater Kong-ni's zu gehorchen hatte. Ich vermuthete, daß dieser Letztere nicht bloß bekannt, sondern sogar verwandt mit dem Richter sei.

„Kong-ni ist nicht mehr bei Dir?" frug ich daher.

„Nein. Er ist zu Ming-tsu, seinem Vater, gegangen."

„Du kennst auch diesen?"

„Ja. Er ist mein Bruder, und wenn Du seinen Willen thust, wirst Du sein Sohn werden."

„Wo wohnt er?"

„In Li-ting. Hat Dir Kong-ni dies nicht gesagt?"

„Nein."

Also der Vater Kong-ni's wohnte in demselben Li-ting, wo sich auch der Kiang-lu, der Oberste der Drachenmänner aufhielt! Das gab mir natürlich Stoff zum Nachdenken. Ich kam auf den Gedanken, daß Beide in einer gewissen Beziehung zu einander stehen müßten, und versuchte, darüber einen Anhaltspunkt zu gewinnen.

„Ist es erlaubt, daß ein chinesischer Phy, ein Graf, der ein Fu-yuen[6]) war, einen Ausländer, einen Christen adoptirt?"

„Alles, was man thun kann, ist erlaubt."

Das war ein höchst eigenthümlicher Grundsatz.

„Dann wäre es ja auch den Lung-yin erlaubt, Stromräuber zu sein!"

„Sie erlauben es sich selbst, folglich ist es ihnen erlaubt."

„Aber das Gesetz, die Gerechtigkeit!"

„Wird sie bestrafen, wenn sie nicht klug genug sind, ihre Vorkehrungen zu treffen."

„Du bist ein Richter, ein Vertreter des Gesetzes, und dieses gebietet Dir, die Lung-yin zu vertilgen."

„Das werde ich auch thun, wenn das Gesetz es verlangt. Aber es ist noch Keiner gekommen und hat es mir befohlen."

„So will ich Dir Gelegenheit dazu geben!"

„Du?"

„Ja. Im Wan-ho-tien versammeln sich heute um Mitternacht viele Drachenmänner, um die Maßregeln zu besprechen, mich und meinen Freund zu fangen und vielleicht gar zu tödten. Du hast da die beste Gelegenheit, sie aufzugreifen und zu bestrafen."

Er lächelte sehr eigenthümlich und nickte dann.

„Ich werde es thun; ich werde sie überraschen, weil Du es so willst. Also Euch wollen sie fangen?"

„Ja."

„Weil Ihr ihnen entkommen seid?"

„Ja."

„War ein großer Mann, ein Dschiahur, ihr Anführer?"

„Allerdings," antwortete ich erstaunt. „Kennst Du ihn auch?"

„Ich bin ein Richter, und es ist meine Pflicht, alle Leute zu kennen, über welche ich einst zu urtheilen haben werde. Sind die Richter Deines Landes nicht so klug?"

„O ja. Sie kennen ihre Leute ebenso gut, aber sie warten nicht, bis eine Anzeige gemacht wird, sondern sie handeln selbstständig und freiwillig, wenn es gilt, ein Verbrechen zu verhüten."

„Dann müssen sie sehr wenig Arbeit haben, wenn ihnen Zeit für solche Dinge bleibt. Der Richter hat zu warten, bis man ihm den Verbrecher bringt. Aber weil Du es willst, werde ich den Dschiahur im Wan-ho-tien aufsuchen."

„Darf ich Dich begleiten?"

„Nein. Mein Amt verbietet mir, einen Ausländer mitzunehmen, und überdies bist Du mein Gast, den ich nicht in Gefahr bringen darf. Ich werde so für Dich sorgen, daß Dir die Lung-yin nicht wieder feindlich begegnen."

„Steht dies in Deiner Macht?"

„Ja. Wie lange habt Ihr Zeit, von Eurem Schiffe fort zu bleiben?"

„So lange es uns beliebt. Nur wenn Kong-ni zurückkehrt, möchte ich dort anwesend sein."

„Das ist nicht nothwendig, denn Ihr werdet morgen früh zu Kong-ni gehen."

„Wohin?"

„Nach Li-ting. Ihr sollt Palankins haben und eine Begleitung. Oder zieht Ihr vor, auf einer Mandarinendschunke zu fahren?"

„Wir ziehen vor, selbst zu bestimmen, was wir thun und wohin wir gehen werden."

„Das steht Euch frei; Ihr könnt gehen, wohin es Euch beliebt. Aber Du mußt doch erkennen, daß ich es gut mit Euch meine. Ihr wollt China kennen lernen und könnt dies am besten, wenn Ihr thut, was ich Euch anbiete. Mein Bruder und Kong-ni schulden Euch Dank; sie werden für Euch sorgen und Alles für Euch thun, was ihnen möglich ist. Du hast die Kleidung, welche Dir geschenkt wurde, nicht mit. Ich werde Euch chinesische Gewänder geben und Mandarinenhüte, so daß man Euch überall, wohin Ihr kommt, mit Achtung begegnen wird."

„Darfst Du uns die Abzeichen von Mandarinen geben?"

„Ich erlaube es mir. Uebrigens sprichst Du chinesisch, so daß Du Dich nicht verrathen wirst."

Das klang sehr verlockend, und darum ging ich, obgleich verschiedene Bedenken in mir aufsteigen wollten, auf den Vorschlag ein, doch nicht, ohne vorher mit dem Capitän darüber zu sprechen.

„Wollt Ihr ein Mandarin werden, Capt'n?"

„Warum nicht; falls es uns Spaß macht und nicht allzu sehr gefährlich ist."

„Unser Wirth will uns chinesisch kleiden und zu Kong-ni schicken, der sich bei seinem Vater, welcher ein Graf ist, aufhält."

„Well! ich bin dabei, wenn der Ausflug nicht viel Zeit in Anspruch nimmt. Wenn der Mann ein Graf ist, so hat man ja alle Hoffnung, daß der jetzige Speisezettel hier und da eine Wiederholung findet!"

Das war also abgemacht, und ich theilte dem Tscha-juan unsern Entschluß mit.

„Ihr thut wohl daran, und ich werde so für Euch sorgen, als ob Ihr meine Brüder wäret."

Er erhob sich. Ich dankte ihm für seine Gastlichkeit, und auch der Capitän konnte nicht unterlassen, einen Dankversuch zu machen:

„Richter, Freund und Gastgeber! Ich muß saging, daß mir noch niemals ein Essong so geschmeckt hat, wie das gegenwärtigeng.

[1]) Doctoren des Schauplatzes der Prüfungen.
[2]) Collegium der Ceremonieen oder Reichskanzlei.
[3]) Doctor.
[4]) Palast der wissenschaftlichen Ausarbeitungen.
[5]) Ein „großer Mandarin".
[6]) Unterstatthalter.



Andreas Hofer's letzter Gang. Gemalt von F. Defregger.

Weng Ihr einmal auf meinang Schiffeng kommung wolltet, so würde ich mir Mühe gebeng, Revanche zu nehmang."

Der Richter lächelte und nickte ihm für diese Worte, deren Sinn er errieth, sehr freundlich zu und entfernte sich dann. Hierauf brachte uns der Diener Tabak, Pfeifen, Cigarren und Cigaretten, und da es noch nicht spät war, so beschlossen wir, noch gemüthlich zu schmauchen.

Noch waren nicht zehn Minuten vergangen, so wurde uns ein Mann gemeldet, welcher uns zu sehen wünschte. Es war der Besitzer des Kleiderladens. Er prägte unsere Körperverhältnisse seinem Gedächtnisse ein und brachte bereits nach einer Viertelstunde zwei Anzüge, zu denen der Diener dann noch Zopf, Fächer und zwei Mandarinenhüte gesellte, von denen der eine einen vergoldeten und der andere einen Knopf von Krystall hatte. Der Erstere war für den Capitän und der Letztere für mich bestimmt. Ich sollte als Mandarin fünfter und Turnerstick als ein solcher neunter Klasse gelten.

„Wollen wir anprobiren, Charley?"

„Zeit haben wir."

„Well; greift zu!"

Wir legten die Gewänder an und steckten einander die langen, falschen Zöpfe an den Kopf. Als ich vor den Spiegel trat, mußte ich hellauf lachen, und auch der Capitän kam vor Lachen kaum wieder zu Athem.

„Charley, sagt einmal aufrichtig, sehe ich auch so abenteuerlich aus, wie Ihr?"

„Natürlich! Ihr kommt mir vor wie eine Marionette, wie ein Kasperle oder Harlekin, den man chinesisch angezogen hat."

„Ganz dasselbe ist auch bei Euch der Fall. Aber unsere Bärte passen nicht."

„Hier ist ja Alles, was wir brauchen, auch Bartwichse, wie es scheint. Wir können uns also helfen."

„Was thun wir nun mit unsern Kleidern? Der Tausch würde mir denn doch nicht ganz behagen."

„Wir übergeben sie dem Tscha-juan, der sie uns nach Hongkong besorgen muß."

„Well, das ist das Beste. Nun aber wollen wir schlafen, damit wir morgen bei Zeiten segelfertig sind!"

Wir gingen zur Ruhe, und wie während der ersten Nacht in Hong-kong hatte ich wieder im Schlafe mit allerlei wunderlichen Gestalten zu thun. Eine Menge von Lung-yin in Krokodilsgestalt und mit Mandarinenhüten auf den Köpfen sperrten die Rachen auf, um mich zu verschlingen; Kong-ni hatte Pferdehufe, Hörner und einen Schwanz bekommen und streckte seine teuflischen Krallen nach mir aus; der Kuang-lu war ein riesiger Haifisch mit Drachenflügeln; er kam auf mich zugeschossen und verschlang mich, und als ich durch seinen Rachen glitt, sah ich unsern Wirth die Hände freudig zusammenschlagen, und neben ihm stand Mejuffrouw Hanje Kelder und schrie: „Hebt niet Angst, Mynheer, de Nielpaard wird gij niet in de Gorgel behalten!"

Als ich erwachte, war es noch früh am Morgen, und aus dem Nebenzimmer ertönte das laute Schnarchen des Capitäns. Vom Fenster aus bemerkte ich, daß die beiden Palankins bereits im Hofe standen. Ich weckte den Capitän, und wir zogen unsere Mandarinengewänder an.

Da wir die Fenster öffneten, bemerkte man, daß wir erwacht seien, und so kam der Diener, um uns zum Frühstücke zu rufen, welches der Tscha-juan mit uns einnehmen wolle. Dieser hatte bereits auf uns gewartet. Er meinte, daß uns die Gewänder gut kleideten, und überreichte mir ein Empfehlungsschreiben, welches ich seinem Bruder Phy-ming-tsu übergeben sollte.

Bis nach Li-ting war es per Palankin eine Tagesreise, und zur Bestreitung der dabei entstehenden Kosten gab er mir zwei Silberbarren, zu deren Annahme er mich förmlich nöthigte.

Dann nahmen wir Abschied. Auch Turnerstick erfaßte die Hand des Richters und sprach:

„Geliebter Freund und Bruder! Es will mir scheineng, daß Du ein braver und gemüthlicher Kerling bist. Habe Dank für

Alles, was wir gegessang und getrunking habong. Auf der Rückfahrt kommang wir wieder. Adieu, lebing wohl, alter Jungeng!"

Wir wurden von ihm bis hinab in den Hof begleitet. Ich gab mir Mühe, Fächer und Regenschirm mit möglichster Bravour und Grandezza zu handhaben; Turnerstick aber schulterte seinen Schirm sehr einfach wie eine Flinte, trug den Fächer in der Faust, als ob er eine Eisenholzkeule zu schleppen habe.

Das Gefolge bestand aus mehr als dreißig Menschen, die sich bei unserem Erscheinen alle zur Erde warfen. Wir nahmen noch einen letzten, kurzen Abschied, stiegen ein, und dann ging es fort, und zwar in eiligem Trabe, wie es die Palankinträger gewohnt sind.

Voran liefen vier Läufer, bewaffnet mit Bambusstäben, um jedem Begegnenden wo möglich durch kräftige Streiche begreiflich zu machen, daß er anzuhalten, auszuweichen, abzusteigen und demüthig zu grüßen habe, da ihm die ganz unverdiente Gnade zu Theil werde, zwei Tragsessel zu sehen, in denen sich sehr vornehme Kuang-fu befänden. Dann folgten acht Soldaten, bewaffnet mit Luntenflinten, aus denen wohl seit zwanzig Sommern und Wintern kein Schuß gethan worden war; sie hatten vorn auf der Brust den Drachen und auf dem Rücken die Inschrift „Ping". Nun kamen vier ledige Träger, welche die andern abzulösen hatten; dann folgte mein Palankin vor demjenigen des Capitäns, hinter dem unser Reisemarschall keuchte. Ihm folgten wieder vier ledige Träger, da jeder Palankin von vier Mann getragen wurde. Hinter ihnen liefen wieder acht Soldaten, diese aber mit Lanzen, Pfeil und Bogen bewaffnet. Zu guter Letzt folgte ein lang gezogener Schwanz von Straßenjungen, welche aus allen Kräften schrien und nur immer die beiden Worte „Tsien" und „Kom-tscha" brüllten. Zuweilen blieb einer der Läufer zurück und zog ihnen einen kräftigen Tsien oder ein klatschendes Kom-tscha über den Rücken herüber, was aber nur zur Folge hatte, daß sich das Geschrei verdreifachte. Und wenn ja einmal einer dieser Schlingel ermüdet zurückblieb, waren mittlerweile bereits zwei Andere für ihn eingetreten.

Erst als wir nach anderthalb Stunden die Stadt nebst ihren Vororten im Rücken hatten, löste sich dieser Schweif allmälig vom Kometen ab, und es begann ruhiger hinter uns zu werden.

Die Palankinträger sind die volksthümlichsten Gestalten des ganzen himmlischen Reiches. Sie leisten beinahe Uebermenschliches. Immer im Geschwindschritte rennen und laufen sie vorwärts; sie keuchen unter ihrer Last; der Schweiß rinnt ihnen aus allen Poren, aber sie scheinen niemals zu ermüden. Ihnen ist es gleich, ob der Weg gut oder schlecht ist, bergauf oder bergab geht und durch heiße Sandstrecken oder breite Wasserläufe führt. Und dafür bekommen sie einen Tsien für die Meile, also etwas über drei Pfennige die Wegstunde. Gekleidet sind sie in ein sehr kurzes Beinkleid und eine ebenso kurze Jacke, und an den nackten Füßen tragen sie Sandalen aus Reisstroh.

Ich konnte mich für die Reise im Tragsessel nicht begeistern. Man lag, wie in einem Sarge, und lieber hätte ich ein gutes Pferd unter mir gehabt; die Pferde aber sind in China, besonders in dem südlichen Theile, außerordentlich selten.

Erst zu Mittag machten wir Halt. Wir befanden uns in einem Dorfe, dessen Sian-yo[1]) uns den Kuang-kuan[2]) öffnete und Alles Nöthige, was wir brauchten, herbeischaffen mußte. Wir hielten eine mittelmäßige Mahlzeit und ruhten noch eine Weile aus.

„Charley, sagt einmal, wie Euch so ein Palankin gefällt?" sagte Turnerstick.

„Nicht sehr."

„Und mir noch weniger. Das Dings ist aus den köstlichsten Stoffen gemacht, aber man reist ganz niederträchtig darin. Ich lobe mir meine Barke!"

„Und ich mir ein Pferd."

„Heig-ho, fällt mir gar nicht ein! Wißt Ihr's noch, damals in der Pampa, wo ich alle zehn Schritte zwanzig Mal herabrutschte? Das war noch viel schlimmer als im Palankin. Dort gab es auch Gauchos und Jaguars, hier aber nicht."

„Dafür haben wir hier die Drachenmänner."

„Auch hier am Pe-kiang?"

„Natürlich. Ich habe Euch doch bereits gesagt, daß der Oberdrache in Li-ting wohnt, wohin wir gehen."

„Well, so werden wir uns den Kerl einmal ansehen!"

„Auch der Dschiahur wird kommen, der sich nur unsertwegen in Canton länger verweilt hat."

„Werden auch ihn ansehen, aber nicht allein ansehen, sondern auch noch etwas ganz Anderes. Unsere Revolvers haben wir ja hier in diesen ewig weiten Aermeln stecken und — doch, à propos, Charley, weßhalb hat man uns denn diesen Regenschirm und diesen Fächer aufgehängt?"

„Mit dem Fächer sollt Ihr Euch Kühlung zuwehen, wenn es Euch zu heiß wird, und dieser Schirm ist ein En-tout-cas; er schützt gegen den Regen und den Sonnenstrahl, dient als Stock beim Gehen, wird gebraucht zum Coquettiren und mag wohl auch den löblichen Zweck haben, Jemandem einen guten Hieb zu verehren."

„Von dem Allen leuchtet mir das Letztere ein. Wozu der Fächer? Wenn ich schwitze, so knöpfe ich diesen Schlafrock auf, nehme den Zopf mit dem Hute vom Kopfe und puste mich einmal richtig aus. Und wenn es regnet — dumme Erfindung, so ein Schirm! Es ist doch ganz gleich, ob der Rock oder der Schirm naß wird; eines von Beiden muß doch daran glauben und wieder getrocknet werden. Kann es jemals tiefer gehen als bis auf die Haut?"

„Nein, Capt'n, ist aber auch tief genug! Dennoch müßt Ihr Euch an den Fächer und den Schirm gewöhnen, wenn Ihr als ein Mandarin gelten wollt!"

„Well! So nennt mich aber auch nicht mehr Capt'n, sondern Master Mandarinung Turningsticking!"

„Geht nicht, denn das Wort Mandarin gibt es im Chinesischen gar nicht. Der Chinese sagt Kuang-fu statt Mandarin. Ich müßte Euch daher Kuang-fu Tur-ning-stik-king nennen."

„Und ich Euch?"

„Kong-ni hat mich Kuang-si-ta-sse getauft; ich bin also Kuang-fu Kuang-si-ta-sse."

„Zweimal Kuang, das ist schwer einzutheilen. Schreibt mir diesen Namen auf ein Stück Papier; ich werde ihn auswendig lernen, wenn ich wieder im Palankin bin!"

Ich that es mit Vergnügen, denn ich wußte vorher, daß seine Anstrengung vergeblich sein werde. Dann bezahlte ich den Schultheiß und gab Befehl, aufzubrechen.

Der Reisezug setzte sich in derselben Reihenfolge wieder in Bewegung und bewegte sich immer am Ufer des Pe-kiang aufwärts. Am Nachmittage hielten wir eine kurze Rast, um eine Tasse Thee zu trinken, und eben, als die Sonne den Horizont erreichte, sahen wir Li-ting vor uns liegen.

Es war eine kleine Stadt, deren Häuser aber weit aus einander lagen, weil die meisten von ihnen von einem Garten umgeben sind, in denen ich zahlreiche größere oder kleinere Weiher bemerkte. In diesen werden die Goldfische gepflegt, mit denen Li-ting einen sehr ausgedehnten Handel treibt.

Vor dem Orte sah ich ein sehr stattliches Gebäude liegen, dem man es sofort anmerkte, daß es der Sommersitz eines chinesischen Großen sei. Und hinter der Stadt erhob sich ein schloßähnliches Bauwerk, aus mehreren Gebäuden bestehend und von einer hohen Mauer umgeben. Weiter im Hintergrunde sah ich steile, nackte und zackige Felsen, deren Zinnen die untergehende Sonne vergoldete, weit auf zum Himmel ragen. Ringsum sah man nichts als Reis, Zuckerrohr und Bambuspflanzen; doch bot das auf dem Flusse herrschende Leben einen hübschen Anziehungspunkt für das Auge dar.

Unser Zug trabte durch die Stadt dem burgähnlichen Gebäude zu, vor dessem Thore er anhielt. Es öffnete sich sofort, und ein alter Chinese trat heraus, der beim Anblick der beiden Sänften verwundert die Hände zusammenschlug.

„Der Tscha-juan! Herbei, Ihr Männer; helft dem Tschintschu[1]) aussteigen!"

Turnerstick hatte sich seinen Palankin gleich selbst geöffnet, stieg aus und schritt, den Sonnenschirm wie einen Turnierspeer unter dem Arme, durch das Thor in den Hof. Ich aber blieb, selbst als unser Reisemarschall die Sänfte geöffnet hatte, ruhig

[1]) Schultheiß. [2]) Gemeindehaus.

[1]) „Erhabenen Herrn".

sitzen. Ich war ein Mandarin mit dem Krystallknopfe und wollte standesgemäß empfangen sein.

Der Alte mochte die Tragsessel kennen; er hatte uns für den Richter, den Herrn seines Bruders, gehalten. Während ich dem Marschalle die Reisekosten zur Auszahlung an die Anderen entrichtete und für Jeden ein Komt=scha hinzufügte, hörte ich im Hofe die laute Stimme des Capitäns:

„Blitz und Knall, das ist ja dieser Kong=ni, den wir zwischeng den wildang Zieging herausgelesung habong! Welcome, alter Junge!"

„Ihr hier, Capitän? Wo ist Euer Freund, und wie kommt Ihr nach Li—ting?"

„Dieser Charley oder vielmehr dieser Kung=fu=kung=hukung=lu sitzt wahrhaftig noch drin in der Portechaise, als hätte er Gänse auszubrüten!"

Kong=ni stand sofort bei mir und begrüßte mich mit der lebhaftesten Freude. Er war sichtlich über unsere Umwandlung erstaunt, fragte aber nicht, sondern führte uns nach dem Portale und eine breite Empfangstreppe empor, auf deren oberster Stufe ein Mann stand, welcher dem Richter so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Es war jedenfalls Kong=ni's Vater.

„Kuang=si=ta=sse!" rief ihm der Sohn entgegen.

Der Vater machte ein überraschtes Gesicht, ließ mich aber nicht zu der gehörigen Reverenz kommen, sondern bewillkommte mich in einer Weise, als ob wir alte Bekannte seien. Dann geleitete er uns in ein großes Zimmer, in welchem er mich erst richtig in Augenschein nahm. Dann begrüßte er mich abermals:

„Sei mir willkommen, Du Retter meines Sohnes. Mein Haus ist Dein Haus; befiehl, und Alles wird Dir gehorchen!"

Ich zog das Schreiben seines Bruders hervor und übergab es ihm. Er öffnete und las es, während wir Platz nahmen; dann winkte er uns, ihm zu folgen. Wir traten in einen Corridor.

„Hier theilt Euch in die Räume. Die Zimmer rechts sind Dein, und die links Deinem Freunde. Tretet ein; Ihr werdet erhalten, was Ihr braucht, und dann erlaubt mir, mit Euch zu sprechen!"

Ich sah eine ganze Enfilade von kostbar ausgestatteten Zimmern vor mir und hatte mich kaum darin umgesehen, als ein Diener kam und frische Leibwäsche und Kleidung brachte. Ich zog mich um und blickte dann durch das Fenster hinab in einen Garten, der wirklich prachtvoll genannt werden mußte und seine erquickenden Düfte mir entgegenschickte.

Bald erschien ein Diener mit einer sehr künstlichen Lampe aus gegossenem Horn, in welcher ein köstliches Hiang=yu[1]) brannte.

„Beliebt es Dir, beim Herrn zu erscheinen?"

„Ja. Wo ist er?"

„Er wird Dich in demselben Zimmer empfangen, in welchem Du vorhin gewesen bist."

Ich ging. Draußen auf dem Corridore brannten mehrere Lampen ganz derselben Art und verbreiteten ein frappantes Licht über den mit allerlei fremdartigem Schnitzwerke verzierten Gang. In dem Zimmer erwartete mich der Phy mit seinem Sohne. Ein Mahl war aufgetragen, welches sicher hinter dem gestrigen Souper nicht zurückstand.

Gleich hinter mir trat Turnerstick ein. Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Er hatte den langen Zopf ganz auf der Seite und den Regenschirm unter dem Arme. Den Fächer aber hatte er ausgebreitet und handhabte ihn während der Verbeugung mit einer Kraft, als wollte er mit demselben einen Stier erschlagen.

Die beiden Chinesen blieben sehr ernst. Wir gingen zur Tafel. Turnerstick machte ein höchst vergnügtes Gesicht und lehnte seinen Regenschirm in die Ecke.

„Tsing[2])!" bat einfach der Wirth, und dann setzten wir uns.

Der Capitän schlug die ungewohnt weiten Aermel zurück und griff nach den Confitüren, welche ihm Kong=ni darreichte. Der Chinese beginnt nämlich, umgekehrt wie wir, mit dem Nachtische und hört meist mit der Suppe auf. Nur einem Europäer zu Liebe wird einmal diese Reihenfolge umgeändert. Auch trinkt er den Wein nicht kalt aus Gläsern, sondern warm aus kugelrunden Porzellanbechern. In den Pausen zwischen den einzelnen Gängen erhebt man sich, raucht eine Pfeife oder zerstreut sich auf irgend eine andere Weise. Frauen sind nie dabei; höchstens schauen sie durch die Thür eines Nebengemaches, welche durch ein Bambusgitter ersetzt wird, zu.

Das Mahl wurde, außer den nöthigen Höflichkeiten, schweigend eingenommen. Wir hatten zu viel auf dem Herzen, als daß eine lebhafte Unterhaltung hätte stattfinden können. Aber dann, als der Hausherr die Eßstäbchen an die Stirne gehalten und dann auf die Tasse gelegt hatte, zum Zeichen, daß das Souper beendet sei, griff Kong=ni unter die Tafel und brachte einen bisher versteckten ächten Tintio[1]) hervor. Der Diener servirte Gläser, und es dauerte nun gar nicht lange, so waren die Zungen gelöst.

„Charley, was macht Ihr nur für Fehler!" tadelte Turnerstick.

„Welche?"

„Vergeßt Euern Regenschirm!"

„Im Zimmer? Haben die beiden Andern den ihrigen mitgebracht?"

„Nein. Als Wirthe brauchen sie das nicht. Wir aber als Gäste sind verbunden, als vollständige Chinesen zu erscheinen. Dieser Fehler ist nicht zu verzeihen!"

„Der Eurige auch nicht."

„Welcher?"

„Daß Ihr mich wieder Charley nennt."

„Well, habt Recht, Master Kang=fu=king=wu=kung=tu. Soll aber nicht wieder geschehen!"

Aus Höflichkeit hatte man bisher vermieden, uns nach unsern Erlebnissen zu fragen. Jetzt aber begann Kong=ni:

„Wie uns der Tscha=juan schreibt, hat Euch mein Talisman Nutzen gebracht?"

„Allerdings."

„Dürfen wir den Hergang erfahren?"

Ich gab ihm einen ganz ausführlichen Bericht über Alles, was uns vorgekommen war. Sie hörten ihn ohne eine einzige Unterbrechung bis zu Ende.

„So vermuthest Du also, daß der Kiang=lu hier in Li=ting zu finden ist?"

„Nach dem, was ich hörte, ja."

„Dann mußt Du Anzeige machen."

„Werde mich hüten. Ich bin kein Diener des Hiu=po[2]) in Peking."

„Du sprichst weise; denn es könnte leicht kommen, daß eine solche Anzeige Dein Tod wäre. Wie lange willst Du in China bleiben?"

„So lange es mir gefällt."

„Es wird Dir gefallen, und Du wirst bei uns bleiben," meinte der Phy. „Deine Ausarbeitungen öffnen Dir die Blume der Mitte, und es wird Dir hier so gefallen, daß Du nie wieder gehen willst."

„Wann wird über meine Ausarbeitungen entschieden?"

Er lächelte.

„Wann es mir beliebt. Es kommt nur auf Dich an, und wenn Du es wünschest, kannst Du die Entscheidung bereits morgen früh in den Händen halten."

„So bitte ich Dich darum!"

„Der Wunsch sei Dir gewährt. Aber siehe, welch' einen herrlichen Abend wir haben! Ich pflege diese Stunde im Garten zu verbringen. Werdet Ihr mit uns gehen?"

„Gern."

Wir erhoben uns, und der Capitän griff, als ich ihm unsere Absicht mitgetheilt hatte, nach dem Regenschirm.

Es war kein Garten, es war ein wundervoll angelegter, weitläufiger Park, durch welchen wir spazierten. Kong=ni hatte sich Turnerstick's bemächtigt und war mit ihm zurückgeblieben; der Phy aber schritt mit mir immer vorwärts, bis wir auf einem künstlichen Felsen Halt machten und uns niederließen. Ich hatte ihm von dem Vaterlande, von meinen Angehörigen und von meinen Erlebnissen erzählen müssen; jetzt begann er mit einer Frage, die ich nicht erwartet hatte:

„Du hast also kein Weib daheim?"

[1]) „Wohlriechendes Oel". Hauptingredienz desselben ist Sesamöl.
[2]) Hier so viel wie „ich lade Euch ein" oder „greift zu!"

[1]) Ein feuriger, rother portugiesischer Wein.
[2]) Oberkriminalgericht.

„Nein."

„Kennst auch kein Weib, welches Du lieb hast?"

„Nein."

„Hast Du Kong-ni gern?"

„Ja."

„Er hat Dir gesagt, daß er Dich zum Bruder haben will?"

„Ja."

„Willst Du mein Sohn sein?"

„Dem Namen nach oder in Wirklichkeit?"

„In Wirklichkeit, mit allen Rechten und — — Pflichten."

„Sage mir Deine Gründe!"

„Diese liegen nicht fern. Kong-ni hat Dich lieb; er will seinem Lebensretter dankbar sein, und ich stimme ihm bei. Ich werde Dich öffentlich adoptiren."

„Darfst Du das?"

„Glaubst Du, daß einem Phy und Fu-yuen etwas unmöglich ist, was er will?"

„Ich habe Eltern in der Heimat."

„Du sollst ihr Sohn bleiben. Entscheide Dich, denn Du gefällst mir!"

„Ein Barbar, der keinen Rang und keinen Grad aufzuweisen hat, kann nicht ja sagen. Entscheide über meine Ausarbeitungen, dann werde ich auch über Deinen Antrag entscheiden."

„Du bist stolz, und das gefällt mir. Du wirst morgen früh erfahren, was ich thue. Wo hast Du unsere Sprache gelernt?"

„Lesen und verstehen lernte ich sie in meiner Heimat, sprechen aber im Lande der Yeng-kie-li, wo viele chinesische Kuli sind, mit denen ich verkehrte, um ihre Sprache zu studiren."

„Bist Du ein Freund vom Studium?"

„Ein großer."

„So laß Dir meine Bibliothek zeigen!"

Wir schritten durch den Garten zurück. Selbst beim Mondscheine bemerkte ich, wie reizend der Garten angelegt war und wie sorgsam er gepflegt wurde. Ich machte dem Phy eine Bemerkung darüber.

„Wenn Du diesen Garten im Lichte des Tages betrachtest, so wirst Du sehen, daß seines Gleichen nicht wieder ist. Hast Du von Sse-ma-kuang gehört?"

„Ja. Er war Minister und Geschichtsschreiber. Sein Vermögen soll ungeheuer gewesen sein."

„Hast Du auch seine Schriften gelesen?"

„Nein."

„Ich besitze sie und werde Dir seine Beschreibung des Gartens geben, den er sich anlegte, um von den Arbeiten seines Amtes ausruhen zu können. Ganz nach diesem wunderbaren Muster habe ich den meinigen geschaffen."

Als wir in das Wohnhaus gelangten, führte er mich in einen großen Saal, welcher von vielen Lampen und Laternen erleuchtet war. Hier waren viele Tausende von Büchern und Schriften aufbewahrt. Ich brauchte lange Zeit, um nur eine Uebersicht zu gewinnen. Er nahm eines der Bücher herab und reichte es mir.

„Das ist das Buch des Sse-ma-kuang. Du wirst die Beschreibung gern lesen, um meinen Garten zu verstehen. Bleibe hier, so lange es Dir beliebt, und erlaube mir, zu gehen, denn ich habe noch zu schreiben."

Er ging.

Ich setzte mich an eine Lampe und schlug das Buch auf. Die Stelle war bald gefunden, und ich las. Sie erregte mein lebhaftes Interesse, einestheils wegen des warmen Styles, in welchem sie geschrieben war, und anderntheils auch in Folge der Anschauungen, die sie von einem chinesischen Staatsmanne offenbarte und welche mit dem Bilde, das wir uns gewöhnlich von einem Chinesen zu machen pflegen, wenig harmonirte. In meiner Nähe stand ein Tisch mit Reispapier, Tusche und Pinsel. Ich nahm von dem Papiere, griff zum Bleistift und übersetzte den Text zum Andenken an den Aufenthalt bei einem chinesischen Grafen. Er lautete:

„Andere Menschen mögen Paläste bauen, in denen sie ihre Sorgen einschließen oder ihren Eitelkeiten fröhnen; ich aber habe mir eine liebliche Einsamkeit geschaffen, um meine Musezeit angenehm zu verbringen und meine Freunde bei mir zu sehen.

„Dazu habe ich nicht mehr als zwanzig Morgen Landes gebraucht.

„In der Mitte desselben liegt ein sehr großer Saal, in welchem ich fünftausend Bücher verwahre, um mit der Weisheit reden und mit den alten Gelehrten verkehren zu können. Gegen Mittag liegt, umgeben von Wasser, ein kleinerer Saal, ummurmelt von einem Bache, der von den westlichen Hügeln herabspringt. Er bildet ein tiefes Bassin, aus welchem fünf Wasser fließen, auf denen unzählige Schwäne segeln.

„Am Ufer des ersten Baches, welcher schäumende Cascaden bildet, liegt ein steiler Fels mit einem Gipfel, welcher gekrümmt ist wie der Rüssel eines Elephanten und einem scheinbar in der Luft schwebenden Cabinete zur Stütze dient. Dieses ist unverschlossen, damit man die frische Luft einathmen und die Edelsteine sehen könne, mit welchen die Morgenröthe die emporsteigende Sonne krönt.

„Der zweite Bach theilt sich nach wenigen Schritten in zwei Kanäle, welche sich um eine Galerie winden, welche mit einer doppelten Terrasse eingefaßt ist, die von Blumen duftet und Rosen- und Granatbäume als Pfeiler hat.

„Der dritte Bach schlägt einen Bogen um einen einsamen Porticus herum und bildet dort eine niedliche Insel, deren Ufer mit Sand, Muscheln und glänzenden Kieselsteinen verziert sind. Ein Theil dieser Insel ist mit immergrünen Bäumen bepflanzt, und auf dem andern steht eine Hütte von Rotang [1]), wie sie unsere Fischer haben.

„Die beiden letzten Bäche scheinen einander zu suchen und dennoch zu fliehen. Sie plätschern am Rande einer blumenreichen Wiese dahin, welcher sie Labung spenden. Zuweilen treten sie aus ihrem Bette und bilden kleine Weiher, welche von grünendem Rasen umschlossen werden. Dann verlassen sie die Wiese, bilden schmale Rinnen, brechen sich durch ein Labyrinth von Felsen, welche ihnen den Weg streitig machen. Dann entfliehen sie, tief rauschend oder silberne Wellen bildend, in engen Windungen durch den Ausgang.

„Nördlich von dem Bücherssaale liegen mehrere einzelne kleine Häuser theils auf Hügeln, von denen einer über den andern blickt wie die Mutter über ihre Kinder, theils sich an Bergabhänge anlehnend. Mehrere von ihnen blicken auch versteckt aus kleinen Thalschluchten hervor.

„Ueberall spendet Bambusgebüsch kühlen Schatten, und kein Sonnenstrahl fällt auf die mit Sand bestreuten Wege.

„Nach Sonnenaufgang hin breitet sich eine kleine Ebene aus, welche theils in viereckige und theils in länglich runde Beete getheilt ist und durch einen uralten Cedernwald vor dem kalten Nordwind geschützt wird. Die Beete tragen wohlriechende Kräuter, Arzneipflanzen, Blumen und Gesträuche.

„An diesem herrlichen Orte gibt es steten Frühling; ein Wäldchen von Granatbäumen, Citronen und Orangen, welche ohne Unterlaß Blumen und Früchte tragen, zieht sich bis hin zum Horizonte. In Mitten des Planes steht ein grünes Cabinet, zu welchem man, wie in den Windungen einer Muschel, allmälig emporsteigt. An den Seiten zieht sich Rasen hin, welcher an mehreren Stellen Bänke bildet. Sie bieten Erholung und den Genuß der schönsten Aussicht.

„Nach Sonnenuntergang führt eine Allee von Hängeweiden in das Gestade eines breiten Wassers, das sich in einiger Entfernung über einen Felsen hinabstürzt, welcher mit Epheu und wildem Grün überzogen ist. Rundum sieht man schroffes, wirr durch einander geworfenes Gestein, welches sich in einfacher, natürlicher Weise amphitheatralisch über einander baut.

„Tief unten liegt eine Grotte, welche nach und nach weiter wird und dann einen ausgewölbten Saal von unregelmäßiger Gestalt bildet und das Licht durch eine breite, mit Geisblatt und wilden Reben umsäumte Oeffnung erhält. Hier findet man erquickenden Schutz gegen die drückende Sonnenwärme. Einzelne Felsblöcke und Bänke, welche in den Stein gehauen sind, dienen als Sitze. Aus einer der Wände springt ein Quell hervor in die Höhlung eines großen Steines, fließt in silbernen Fäden aus derselben ab, windet sich durch zahlreiche Spalten und sammelt sich in einem Bassin, welches zum Baden einladet. Dann verliert es

[1]) Rotang ist unser spanisches Rohr.

sich unter einem Gewölbe, macht dort eine Wendung und fließt dann einem Teiche zu, der sich am Fuße der Grotten befindet. Zwischen ihm und dem Felsengewirr führt ein schmaler Pfad dahin. Dort gibt es wilde Kaninchen, und im Teiche spielen Fische.

„Ist diese Einöde nicht bezaubernd? Der Teich ist mit kleinen, rohrbewachsenen Inseln übersäet, auf denen verschiedene Arten von Vögeln wohnen. Man gelangt sehr leicht von einer Insel zur andern, indem man über Steine schreitet oder über kleine Brücken geht, welche ganz nach Zufall und dem gegebenen Raume im Zickzack oder in gerader Linie vertheilt sind.

„Wenn die Wasserlilien blühen, bilden sie einen Kranz von Purpur und Scharlach, wie der Horizont am mittägigen Meere, wenn ihn die Sonne beleuchtet.

„Um aus dieser Einöde zu gelangen, muß man denselben Pfad öfters betreten oder die Kante steiler Felsen überschreiten, welche ihn von allen Seiten umgeben. Man steigt von diesem Steinwalle vermittelst einer steilen Treppe hinab, die in das Gestein gehauen werden mußte, in welchem man noch die Spuren der spitzigen Hacken bemerkt. Dort steht ein sehr einfaches Häuschen, welches genug geschmückt ist durch die Aussicht über eine weite Ebene, in der sich der Fluß durch Dörfer und Reisplantagen windet. Das Auge folgt mit Lust den zahlreichen Schiffen auf dem großen Strome; die Landschaft wird belebt durch die vielen Reisenden auf den Straßen und die auf den Feldern arbeitenden Menschen, und der Blick fühlt sich erquickt, wenn er an den blauen Bergen haftet, welche den Horizont bilden.

„Wenn ich in meiner Bibliothek genug gedacht und geschrieben habe, steige ich in einen Kahn, welchen ich selber rudere, und genieße das Vergnügen, welches mir mein Garten bietet. Oft lege ich, während ein breiter Strohhut mich vor den Sonnenstrahlen schützt, bei der Fischerinsel an. Ich locke die Fische, welche im Wasser spielen, und denke an die Leidenschaften der Menschen, wenn ich bemerke, daß ein Fisch vergeblich nach dem Köder schießt.

„Oder ich nehme den Bogen in die Hand, hänge den Köcher über die Schulter, steige die Felsen hinan, spähe nach den Kaninchen und durchbohre sie mit dem Pfeile, sobald sie aus ihrem Baue kommen. Doch sie sind besonnener als wir; sie fürchten die Gefahr und suchen sie zu vermeiden, denn keines von ihnen erscheint, wenn ich von ihnen bemerkt worden bin.

„In dem Garten pflücke ich heilsame Pflanzen, die ich aufbewahre. Ich nehme eine Lieblingsblume und freue mich herzlich über ihren Duft. Wenn eine Blüthe Wasser braucht, so begieße ich sie, und das kommt auch ihren Nachbarinen zu Gute. Wenn ich meine satt gereiften Früchte erblickte, so habe ich oft die Lust zum Essen wieder erhalten, welche ich beim Anblick des Fleisches verloren hatte.

„Meine Granaten und Pfirsische gefallen auch meinen Freunden, wenn ich ihnen welche schenke. Ich beschneide einen jungen Bambus, welcher stehen bleiben und wachsen soll, oder biege seine Zweige zusammen, damit sie den Weg nicht versperren. Es ist mir gleich, ob ich mich am Ufer des Wassers befinde, ob tief im Gehölze oder auf einer Felsenspitze; sie sind alle gut zum Ruhen.

„Ich betrete ein Häuschen, um zu beobachten, wie der Storch den Fischen nachstellt. Bald aber habe ich vergessen, weßhalb ich gekommen bin, denn ich habe die Geige ergriffen und bewege die Vögel, mit einzustimmen.

„Oft überrascht mich der scheidende Sonnenstrahl, wenn ich noch eine Schwalbe beobachte, welche in zärtlicher Fürsorge für ihre Kinder umherflattert; dazu sehe ich, welche Listen der Raubvogel aufbietet, um seine Beute zu erlangen. Der Mond ging bereits auf, und ich sitze noch immer da; das ist ein Genuß mehr. Wenn der Bach murmelt, wenn die vom Winde bewegten Zweige rauschen, versinke ich beim Anblick des Firmamentes in süße Träume. Die ganze Natur redet mit meiner Seele; das Gefühl besiegt mich, und erst die Zeit der Mitternacht bringt mich zu meiner Wohnung zurück.

„Zuweilen kommen Freunde, um meine Einsamkeit zu unterbrechen. Sie lesen mir ihre Arbeiten vor oder hören die meinigen an. Sie betheiligen sich an meinen Erholungen. Unser frugales Mahl wird erheitert vom Weine und gewürzt von der Philosophie. Am Hofe werden die Leidenschaften erregt; man verleumdet dort einander, schmiedet Waffen und legt Schlingen. Wir dagegen verkehren mit der Weisheit und weihen ihr unsere Herzen. Mein Auge ist ihr immer zugewandt, leider aber werden ihre Strahlen durch zu vieles Gewölk getrübt.

„Wenn ein Sturm diese Wolken verjagt, dann wird die Einsamkeit für mich ein Tempel des Glückes werden. Doch, was rede ich! Ich habe ja als Vater, Gatte, Unterthan und Mann der Wissenschaft tausend Pflichten, und mein Leben ist nicht mein alleiniges Eigenthum. Lebe wohl, lieber Garten, lebe wohl! Die Liebe zu den Meinen und zum Vaterlande ruft mich nach der Stadt zurück. Deine Reize mögen Dir treu bleiben, um mir die Sorgen zu verscheuchen und meine Tugend zu bewahren!"

Als ich hiemit fertig war, kehrte ich nach meinen Zimmern zurück. Eben wollte ich eintreten, als sich mir gegenüber eine Thür öffnete und der Capitän aus derselben trat.

„Charley!" winkte er geheimnißvoll.

„Schon wieder Charley!"

„Schön, alter Fu-kung-hu-kung-zu-kung! Aber sagt einmal, wollen wir ihn fangen?"

„Wen?"

„Diesen Mongolen."

„Welchen Mongolen?"

„Nun, diesen Dschi — Dscha — der uns im Götzentempel gefangen hielt!"

„Den Dschiahur?"

„Ja, so heißt der Kerl!"

„Ist er da? Wo ist er?"

„Ich hatte mein Licht ausgelöscht und hielt noch ein wenig Ausguck nach der Stadt hinüber. Da kam er; ich kannte ihn genau. Er ging um die Ecke herum, nach dem Garten zu. Hier habe ich den Revolver; soll ich den Räuber über den Haufen schießen?"

„Wartet noch ein wenig, bis ich Euch abhole!"

„Was wollt Ihr noch vorher thun?"

„Recognosciren."

„Well! Hier sind wir am Lande, wo Ihr mehr zu Hause seid, als ich es bin. Und im Schleichen seid Ihr ja ein Hauptkerl."

„Stellt Euch an das Fenster und paßt auf, ob er zurückkommt!"

„Wird besorgt, Master King-fu-kang-fi-kung-fe!"

Er trat in seine Wohnung zurück. Ich verließ den Corridor und stieg die Treppe hinab. Der Ausgang war verschlossen. Ich öffnete ein Fenster, welches im Dunkeln lag, und stieg hinaus. Ich hatte den Capitän nicht mitnehmen können, denn er war für dergleichen Affairen zu ungeübt.

Wohin sollte ich mich jetzt wenden? Der Park war so groß und umfangreich, daß sich eine halbe Compagnie Soldaten darin zu verbergen vermochte, ohne entdeckt zu werden. Ich konnte beim Suchen selbst bemerkt werden. Wenn der Mann wirklich nach dem Garten gegangen war, so verließ er ihn vermuthlich an demselben Orte, an welchem er ihn betreten hatte. Ich schwang mich hinaus, um diesen Ort zu suchen.

Der Schein des Mondes fiel hell auf diese Seite der Mauer, und ich hatte es hier nicht mit einem Indianer zu thun, welcher gewohnt ist, keine Spuren zurückzulassen. Die Spuren eines großen, weichsohligen Stiefels waren ziemlich deutlich zu erkennen und führten nach einem Punkte der Mauer, wo auf der innern Seite derselben ein Bambusgesträuch stand. Hier war er übergestiegen.

Ich kehrte zurück und schwang mich im Schatten des Gebäudes wieder hinüber. Nun pürschte ich mich unter Anwendung aller Vorsicht bis hin zu dem Bambusgebüsch; er war nicht da, sondern jedenfalls weiter in dem Garten vorgedrungen. Ich legte mich auf die Lauer und zwar so, daß ich nicht bemerkt werden konnte.

Lange hatte ich hier gewartet, als sich endlich meine Voraussetzung als richtig erwies: ich hörte Schritte, aber nicht von einem Manne, sondern von Zweien. Sie kamen herbei und blieben hart vor mir stehen. Der Eine war der Phy; der Andere hatte ganz die Länge und Breite des Dschiahur, war aber ein Anderer. Von Weitem und besonders Nachts waren Beide leicht zu verwechseln.

„Wird es Dir gelingen?" frug der Andere.

„Ich hoffe es."

„Schreibe ihm noch heute Nacht das Dekret. Wenn es Dir nicht gelingt, muß Kong-ni meine Tochter heirathen. Ein Sohn von Dir muß mein Eidam werden, sonst bist Du verloren."

„Also Dir ist es gleich, ob Kong-ni oder dieser?"

„Ganz gleich. Du hattest nur den einen Sohn, darum konnte ich nur ihn verlangen. Er kam auf die Idee, Dir einen zweiten Sohn zu bringen; nun wohl, adoptire diesen, so mag es mir gleich sein, welcher es wird. Dieser Tao-dse soll ein starker und muthiger Mann sein; er ist mir vielleicht lieber als Kong-ni. Aber warum kam Kong-ni grad auf diesen Fremdling?"

„Er liebt ihn und will ihn gern festhalten. Darf er Deine Tochter sehen, ehe ich mit ihm spreche?"

„Ich bin ein Si-fan[1]), und kein Si-fan schließt sein Weib oder seine Töchter ein. Es kann ein Jeder mit ihnen sprechen. Bringe ihn mir morgen, oder soll ich Euch eine Einladung senden?"

„Sende sie, damit er nichts ahnt."

„Du sollst sie haben. Also thue, was ich Dir geboten habe. Der Kiang-lu scherzt mit seinen Plänen nie!"

„Aber wenn er nicht will?"

„Dann tritt Kong-ni ein."

„Ist dies dann der letzte Weg?"

„Der letzte, wenn Du nicht Gewalt anwenden willst."

„Gewalt? In wie fern?"

„Ist nicht im Lung-keu-siang[2]) schon Mancher auf bessere Gedanken gekommen?"

„Allerdings. Aber wie ihn da hinaufbringen?"

„Nichts leichter als das, und dann thut der Hunger wehe, und der Durst schmerzt noch mehr. Ich gehe!"

Mit zwei Sprüngen stand er draußen vor der Mauer, und dann hörte ich seine Schritte verklingen. Der Phy blieb noch eine Weile unbeweglich stehen und schritt dann dem hinteren Eingange des Hauses zu, wo ich bald das Schloß leise klirren hörte. Ich wartete jetzt noch einige Minuten und stieg dann wieder in das Fenster ein.

Turnerstick hatte mit Ungeduld auf mich gewartet.

„Wo steckt Ihr denn so ewig? Er ist bereits wieder fort!"

„Ich weiß es."

„Und habt ihn fortgelassen!"

„Es war der Dschiahur nicht."

„Wer sonst?"

„Rathet einmal!"

„Rathen? Fällt mir gar nicht ein, wo ich viel billiger und schneller wegkomme, wenn Ihr es mir gleich sagt."

„Der Kiang-lu."

„Der — der Oberste der Strompiraten?"

„Ja."

„Niederträchtig, daß ich nicht dabei gewesen bin; den hätte ich fassen wollen!"

„Pshaw, hättet es auch nicht gethan! In einem so fremden Lande und mitten unter Feinden und Verräthern ist es besser, man handelt mit Vorsicht, als daß man die Mauer mit dem Kopfe einrennen will."

„Feinde — Verräther? Mit Solchen haben doch nicht etwa wir zu thun!"

„Doch!"

„Wer zum Beispiel?"

„Alle."

„Erklärung!"

„Ich muß die Tochter des Oberdrachen heirathen, sonst — —"

„Dem seine Tochter? Char — — seid Ihr bei Sinnen?"

„Sehr bin ich bei Sinnen! Also ich muß sie heirathen, sonst werden wir an einen Ort gesteckt, den sie Lung-keu-siang nennen und wo wir verhungern und verdursten sollen."

„Was heißt dieses Wort?"

„Pavillon der Drachenschlucht."

„Schöner Pavillon! Aber warum sollt Ihr sie heirathen?"

„Weiß es auch nicht, werde es aber wohl erfahren. So viel aber habe ich wenigstens gehört, daß Kong-ni gezwungen werden sollte, das Mädchen zur Frau zu nehmen. Dieser aber hat aus irgend einem Grunde keine Lust und schiebt mich als Stellvertreter vor."

„Zounds!"

„Ich kann ihm nicht ernstlich bös sein, trotzdem er ein klein wenig Verrath mit mir gespielt hat. Ich glaube nicht, daß er es wirklich schlecht mit mir meint. Es muß ein Grund vorhanden sein, welcher den Kiang-lu zwingt, sich mit dem Phy auch familiär zu verbinden; er muß die Macht in den Händen haben, dies nöthigenfalls zu erzwingen. Ferner muß Kong-ni Ursache haben, sich gegen diese Verbindung zu sträuben und grad mich als Stellvertreter zu wünschen."

„Ich habe keine Lust, mir damit den Kopf zu zerbrechen. Was werdet Ihr thun?"

„Zunächst abwarten, was man mit mir vornehmen wird."

„Schön; ich werde also mit abzuwarten haben!"

„Allerdings. Uebrigens werden wir morgen zu dem Kiang-lu eingeladen werden."

„Wirklich? Freut mich! Es ist doch wundervoll, Land und Leute kennen zu lernen!"

„Nicht wahr? Es ist manchmal ein klein wenig Gefahr dabei, aber die darf man nicht fürchten. Für heute wollen wir zur Ruhe gehen; der morgende Tag mag für sich selbst sorgen. Gute Nacht, Kuang-fu Tur-ning-stik-king!"

„Good neight, Sir Kung-fu-Kung-fo-Kung-mo-lo!"

In meinem Zimmer angekommen, verlöschte ich die Lichter und legte mich schlafen. Es war eigenthümlich: heute, wo ich einer gewissen Gefahr bewußt entgegen ging, schlief ich ganz prächtig und ohne allen Traum, und als ich am Morgen aufwachte, trat der Capitän eben bei mir ein.

„Wacht auf, alter Freund! Unser Wirth hat bereits bei mir anfragen lassen, ob Ihr munter seid. Es gilt, den Morgenthee einzunehmen."

„Komme gleich!"

„Well! Werde also hier warten."

Einige Minuten später traten wir in das Speisezimmer, wo wir Kong-ni und seinen Vater bereits anwesend fanden.

Es gab bloß Thee mit Kuamien[1]), was der Phy damit entschuldigte, daß er geladen sei und auch uns mitbringen solle.

„Zu wem?" frug ich.

„Zu einem mächtigen und einflußreichen Freunde, einem Mandarinen mit dem ciselirten rothen Korallenknopfe. Er hat Deine Ausarbeitungen mitgeprüft, und Du bist ihm Dank schuldig, denn meist durch ihn ist es mir möglich, Dir jetzt bereits dies hier einzuhändigen."

Ich ahnte, daß es das Dekret sei, von welchem Beide gestern Abend gesprochen hatten, und irrte mich nicht. Es enthielt wirklich meine Ernennung zum Tsin-sse.

„Ich danke Dir und werde auch ihm zu danken wissen," antwortete ich einfach. „Dieses mit dem kaiserlichen Siegel versehene Dokument hat also unbedingte Gültigkeit?"

„Durch das ganze Reich. Es bedarf nicht der Bestätigung, und daß wir Deine Ausarbeitung einsenden, geschieht nur der Form wegen."

„Wie heißt der hohe Mandarin, zu dem ich mitkommen werde?"

„Er ist ein Kuan-kiun-ßü[2]) und heißt Kin-tsu-fo."

„Wann geht Ihr?"

„So bald es Dir beliebt."

„Es ist noch lange nicht Mittag."

„Ihm ist es zu jeder Zeit genehm. Sage, wann Du gehen willst!"

„Eine Stunde vor Mittag, bis dahin habe ich zu thun."

Damit war deutlich gesagt, daß ich auf ihre Gesellschaft jetzt verzichten wolle. Es war dies jedenfalls eine Unhöflichkeit, aber ich mußte ungestört sein, um mich einmal richtig umblicken zu können.

Im Garten, den ich allerdings ganz nach der gestern Abend gelesenen Beschreibung fand, traf ich einen Arbeiter, mit welchem ich ein Gespräch anknüpfte. Während desselben frug ich ihn auch, ob es hier in der Umgebung einen Ort gebe, welcher Lung-keu-siang genannt werde. Er schüttelte mit dem Kopfe und verneinte, aber ich sah es ihm an, daß er mehr wußte, als er mir sagen wollte. Und als ich von ihm ging, sandte er mir einen Blick nach, welcher mir beinahe drohend erschien. Hatte ich vielleicht einen Fehler begangen, nach dem Orte zu fragen?

Im hinteren Theile des Gartens führte eine Pforte hinaus in das Freie. Ich trat hinaus und wanderte zwischen den grünen

[1]) Osthibetaner, auch Kolo genannt, wegen ihres Hanges zu Räubereien bekannt. [2]) Pavillon der Drachenschlucht.

[1]) Runde oder viereckige Stücke getrockneten Teiges, an Schnüre gereiht. [2]) Ein hoher, militärischer Grad; so viel wie Brigadier.

Pflanzungen den Bergen zu, welche ich bereits gestern bemerkt hatte. Wenn es hier eine Drachenschlucht gab, so konnte sie natürlich nur zwischen diesen Höhen liegen, welche sich ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt erheben.

Sie stiegen scharf, steil und jäh empor und schienen nur schwer zugängig zu sein. An der Drachenschlucht hing vielleicht mein Schicksal; ich mußte sie finden. Eben begegnete mir ein Knabe, welcher eine Ziege am Bande führte. Ich sprach zu ihm:

„Sage mir, ob es hier eine Drachenschlucht gibt?"

Bei dem Anblick meiner äußeren Abzeichen warf er sich zur Erde.

„Verzeihe mir, Herr, ich kenne keine Drachenschlucht."

„So kennst Du wohl diese Berge nicht?"

„Ich kenne sie sehr wohl, denn ich bin mit meinen Ziegen den ganzen Tag da oben."

Die Bezeichnung Drachenschlucht schien mir eine nur den Drachenmännern bekannte zu sein.

„So sage mir, ob es in den Bergen einen Ort, einen Felsen gibt, der wie ein Pavillon, ein Erker, aussieht!"

„Was ist ein Pavillon, ein Erker, o Herr?"

„Ein Pavillon ist ein kleines, hübsches Gartenhaus, und ein Erker ist ein Vorsprung an einem Hause, der in der Höhe angebracht ist und Aehnlichkeit mit einem kleinen Thurme hat."

„Einen solchen Ort kenne ich, Herr. Willst Du ihn sehen?"

„Ja. Wie weit ist es bis dahin?"

„Um ihn zu sehen, brauchst Du nur fünf Minuten. Aber hinauf gelangen kannst Du nicht."

„So führe mich!"

Er band seine Ziege an einen Bambusstamm und führte mich.

„Kennst Du den Phy-ming-tsu?"

„Ja."

„Und auch den Kin-tsu-so?"

„Ja. Es sind die beiden mächtigsten Leute in unserer Stadt."

„Wohnen sie schon lange hier?"

„Schon der Vater des Phy-ming-tsu hat hier gewohnt; der Kin-tsu-so aber ist erst vor einiger Zeit hergezogen und hat sich sein Haus gekauft."

„Hast Du schon mit ihnen gesprochen?"

„Nein. Das sind vornehme Männer, o Herr, die einen armen Knaben gar nicht sehen."

„Oder bist Du bekannt mit einem von ihren Dienern?"

„Nein. Ich habe sie gesehen und auch ihre Namen gehört, aber gesprochen hat noch Keiner mit mir."

„Aber mit Deinem Vater?"

„Ich habe keinen Vater mehr, sondern nur eine Mutter."

Ich war beruhigt, denn es stand zu erwarten, daß weder der Phy noch der Kiang-lu erfahren würde, daß ich den Pavillon gesehen habe.

Vor uns schnitten drei enge Schluchten in die Berge ein. Der Knabe führte mich auf die mittlere zu. Nachdem wir eine Strecke in ihr emporgestiegen waren, deutete er nach oben.

„Schau da empor. Das ist der Fels, der wie ein Pavillon aussieht; aber Du kannst nicht ganz empor."

Im Hintergrunde der Schlucht stieg eine Bergkante ziemlich steil an, doch war sie für einen geübten Berggänger immer noch ziemlich gut ersteigbar. Sie wurde von einem großen, kubischen Felsblocke gekrönt, an dessen Wänden Jahre und Witterung so gearbeitet hatten, daß er beinahe das Aussehen eines chinesischen Gartenpavillon hatte.

„Wenn ich nicht hinauf kann, muß ich allerdings wieder umkehren," meinte ich vorsichtig. „Auch Du kannst gehen."

Ich gab ihm von meiner Schnur zwanzig Sapeken, also ungefähr sieben Pfennige. Das aber war ein solcher Reichthum für den Waisenknaben, daß er vor Erstaunen beinahe starr wurde. Dann aber warf er sich nieder, küßte den Saum meines Gewandes, sprang wieder auf und eilte davon.

Ich folgte der Schlucht weiter und gelangte nach einer Viertelstunde mühevollen Steigens auf der Kante an. Auf der andern Seite derselben gähnte ein tiefer Abgrund, rechts und links von hohen Felsen eingeschlossen, die sich zu keinem Ausgange zu erweitern schienen. Es war ein tiefes, schauerliches Loch, welches wohl schon viele Opfer der Drachenmänner verschlungen hatte.

Ich besah den Pavillon von allen Seiten und fand endlich neben einer säulenartigen Anschwellung des Felsens in doppelter Manneshöhe zwei Haken, die ganz das Aussehen und die Entfernung von einander hatten, als ob sie angebracht seien, um einer Leiter als Anlege- und Haltepunkte zu dienen.

Wenn das wirklich der Fall war, so war diese Leiter ganz sicher in der Nähe zu finden. Ich suchte — lange Zeit vergebens, endlich aber war ich doch so glücklich, sie zu finden. Sie war aus Bambus gefertigt und so construirt, daß sie zusammengeklappt werden konnte, und lag unter einem Haufen von Steinen und Geröll versteckt.

Es war am hellen Tag, und ich konnte also, wenn zufälliger Weise Jemand die Schlucht betrat, leicht bemerkt werden. Das konnte mich aber nicht abhalten. Unmittelbar über den Haken hatte der Fels einen Absatz, einen breiten Sims, auf welchem man leicht zu stehen vermochte, und weiter oben, wieder in doppelter Manneshöhe, bemerkte ich noch zwei Haken. Ich legte die Leiter an und stieg empor. Auf dem Simse angekommen, zog ich sie nach und legte sie von Neuem an. Jetzt kam ich auf das platte Dach des Pavillon und bemerkte, daß derselbe ausgehöhlt sei. Ein brunnenähnliches Loch, etwas über zwei Ellen im Durchmesser, führte hinab.

Wie tief mochte es wohl sein? Ich ließ einen Stein hinabgleiten und horchte. Statt des erwarteten Aufschlages aber tönte ein lauter, menschlicher Schrei empor.

„Kommst Du schon wieder?" klang es dumpf herauf. „Ich bin noch nicht todt, aber ich sterbe."

„Wer ist da unten?" rief ich hinab.

Meine Worte konnten unten natürlich nicht so gut verstanden werden.

„Nein," antwortete es. „Ich fluche Deinem Fo und Deinem Buddha; ich will lieber verhungern, als meinem Tien tschu[1]) untreu werden. Ich bete „Tsei thian ago-teng fu tsche, ago-teng yuan örl ming kian-schiny[2])!" und er ist mächtig; er wird mich erretten, wenn es ihm gefällt!"

Ich rief zum zweiten und dritten Male hinab, aber es ertönte keine Antwort. Die Gefangene — denn es war eine weibliche Stimme, welche ich vernommen hatte — hatte mit ihren Worten wohl ihre letzten Kräfte erschöpft.

Was war zu thun? Ich mußte sie retten; aber konnte ich jetzt? Das Loch mußte wohl gegen zwanzig Ellen tief sein. Ursprünglich mochte es der Regen ausgebohrt haben; später hatten vielleicht menschliche Hände nachgeholfen.

Dieses Loch war auch für uns bestimmt. Wie war es unten beschaffen? Ich wickelte mein Messer in mein Taschentuch und warf es hinab. Die Gefangene hatte sich wohl von der Oeffnung zurückgezogen, denn es ertönte dieses Mal kein Laut. Sie war entweder abgemattet oder so resignirt, daß sie nicht sprechen wollte.

Ich konnte nicht eher etwas thun, als bis der Abend hereingebrochen war, stieg also wieder abwärts und verbarg die Leiter an demselben Orte, an welchem ich sie gefunden hatte. Dann stieg ich die Kante wieder hinab und kehrte nach Hause zurück. Im Garten traf ich den Capitän mit Kong-ni.

„All devils, wo treibt Ihr Euch denn herum? Seid wohl am Flusse gewesen?"

„Warum sollte ich nicht?"

„Well, so konntet Ihr mich mitnehmen! Ihr wißt ja, daß ich ohne Wasser nicht gut sein kann. Macht, daß wir fortkommen! Wir sind eingeladen, und ich bin schon längst bereit!"

Er hielt allerdings seinen Regenschirm bereits unter dem Arme.

(Schluß folgt.)

[1]) „Herrn des Himmels". [2]) Wörtlich: „Bist-im Himmel unser Vater welcher; wir wünschen Deinen Namen heilig-sein."

Weihnachten 1880.

Von **Dr. Fr. W. Helle.**

O Herr, wie dauert der Winter so lang',
Mit Schnee und Eis und mit Stürmen!
Wie fließen der Thränen Ströme so bang'
Durch der Weihnacht Klang!
Wie rüttelt der Sturm an den Thürmen!
Schon dauert der Winter zehn lange Jahr',
Das Christkind erblickt an manchem Altar
Nicht Priester und Opfer und Kerzen —
Nur jammer-erschütterte Herzen.

Verwaist sind die Tempel von Land zu Land,
Die Bischofsthrone verhangen;
Zerrissen das lange erhaltene Band,
Und der Zwietracht Brand
Verbreitet nur Trümmer und Bangen.
Verwaist sind die Stätten der Gotteslehr',
Zerschlagen der Sitte und Liebe Wehr',
Vertrieben die Engel der Liebe,
Daß hilflos der Leidende bliebe.

Wie lange noch, Herr, soll dauern der Streit
Der Winterstürme hienieden!
Wie lang' ohn' Hirten und Opfer das Leid
Der schrecklichen Zeit
Zur Weihnacht seufzen nach Frieden!
Wie lang' soll suchen das Christkindlein
Vergebens der Krippe festlichen Schrein!
In tausend Tempeln und Kammern
Wie lange hören das Jammern!

Wie lange soll brechen hier Herz auf Herz!
Wie lange die Gräber ohn' Segen
Im Friedhof ruhn! Wie lange der Schmerz,
Entfremdet dem Scherz,
Auf Trümmer und Gräber sich legen!
Was soll der glänzende Dom am Rhein,
Wenn Hütten und Kirchen meidet der Schein
Der Weihnachtskerzen, das Locken
Der lieblichen Weihnachtsglocken!

Jehovah, Du Herr! Allmächtiger Gott!
Du eifersüchtiger Rächer!
Wie lang' soll jubelnd der Hölle Rott'
Mit Orgienspott
Ausschütten der Flüche Becher!
O komm, wie einstens, o Herr, auf's Neu'!
Zerstreu' die Feinde im Sturm wie Spreu
Und laß die Kirche erglänzen
In neuen Kerzen und Kränzen!

Schon tausend und tausend Herzen, vor Gram
Sahst Du sie brechen und sterben,
Seit über die Völker die Hölle kam
Und Wohnung nahm
Bei der Bosheit Kindern und Erben!
Kannst weinen Du seh'n so lange die Braut,
Die flehend in Thränen zu Dir aufschaut?
So lang' anhören das Weinen
Der treugebliebenen Deinen?

Wie lange, o Herr! — O zürne mir nicht,
Wenn Schmerz der Lieb' mich verleitet,
Daß mir, vergessend des Dulders Pflicht,
Das Herz fast bricht
Und jammernd mit Dir, Herr, streitet!
Du weißt, warum Du es dulden gewollt,
Daß die Hölle um neuen Judassold
Verräther sich suche auf Erden
Und die Tempel zu Wüsten werden.

Du weißt es, warum, und Du weißt auch, wann
Dein Donner soll wetternd stürmen,
Und lösen den Wolken den Schleusenbann,
Und richten alsdann
Vor Babel's zerschmetterten Thürmen.
Du weißt es und kennst die rechte Zeit.
D'rum will ich nur beten in meinem Leid,
Nicht streiten mit Deinem Willen — —
Das Gericht — Du wirst es erfüllen.

Der Kiang-lu.

Nachdruck verboten.

Ein Abenteuer in China von **Karl May.**

(Schluß.)

„Willst Du Deinen Schen[1]) holen?" frug mich Kong-ni. „Die Palankins stehen bereits vor der Thür."

„Gibt es keinen Diener, der ihn holen kann?"

„Ja. So komm! Der Vater ist bereits fort."

In seinem Wesen lag etwas Fremdes, Gedrücktes. Was war mit ihm? Er war noch jung; er konnte es nicht verbergen. Beim letzten Gebüsch blieb er stehen, während Turnerstick weiter schritt.

„Du hast heute Morgen im Garten mit einem Manne gesprochen?"

„Ja."

„Du hast nach einem Lung-keu-siang gefragt?"

„Ja."

„Was ist dieser Lung-keu-siang?"

„Weißt Du es nicht?"

„Nein."

Sein Auge strafte ihn Lügen.

„Du mußt es wissen, denn Du hast mir ja das Zeichen gegeben. Du mußt die Geheimnisse der Lung-hin kennen."

„Ich kenne sie nicht; ich erhielt das Zeichen von einem Freunde grad so, wie Du von mir. Wer hat Dir von dem Lung-keu-siang erzählt?"

„Wenn Du die Geheimnisse der Lung-hin nicht kennst, so darf ich es Dir nicht sagen; das würde ja sonst ein Verrath sein."

Er schien von dieser Antwort sehr befriedigt zu sein.

Wir bestiegen die Tragsessel und gelangten durch die Stadt nach dem Landhause, welches wir bei unserer Ankunft zuerst bemerkt hatten. Als wir dort ausstiegen, kam uns der Riese von gestern Abend entgegen.

„Willkommen im Hause Eueres besten Freundes und Verehrers! Wollt Ihr nicht eintreten?"

„Wir kommen, Dir, dem großen Kuan-kiun-tzü unsere Achtung zu erweisen, und werden glücklich sein, die Schwelle Deines Hauses betreten zu dürfen!"

„Gewährt mir die Gnade, Euch leiten zu dürfen!"

„Erlaube mir, Dir vorher zu sagen, daß dies mein Freund Tur-ning-stik-king-kuang-fu ist!"

Der Capitän merkte, daß ich ihn vorstellte. Er setzte mir die Spitze seines Regenschirmes auf die Brust und meinte, indem er mit den zwei Fingern der rechten Hand militärisch salutirte:

[1]) Fächer.

„Und ich werde vorstellang my olding Master Kung-ki-fung-ki-lung-ki-mung-ki!"

Der Si-fan verstand ihn nicht, und Kong-ni vermochte seine ernsthafte Miene zu bewahren. Wir wurden in das Empfangszimmer geleitet, wo der Phy zwischen einem jungen Mädchen und einem andern Gaste saß.

Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen und hatte, wenn man vom Nationaltypus absah, recht angenehme, aber traurig überhauchte Gesichtszüge und besaß unverkrüppelte Füße, was sie wohl dem Umstande zu verdanken hatte, daß sie die Tochter eines Mongolen war.

Der andere Gast war — unser Dschiahur. Doch that er bei unserm Erscheinen nicht im Mindesten, als ob er uns bereits einmal gesehen habe.

Alle Drei erhoben sich, um uns zu begrüßen; dabei wurden die Namen genannt. Das Mädchen hieß Kiung, ein mongolisches Wort, welches „die Reiche" bedeutet und in demselben Sinne auch im Chinesischen gebraucht wird. Dem Dschiahur wurde der Name Laktoeul gegeben.

Kiung bediente uns selbst. Wir erhielten einen köstlichen schwarzen Thee vorgesetzt mit dünnen Stücken von Pan-tan[1]), aber nicht so einfach gebacken, wie es in der hohen Mongolei geschieht. Dann forderte uns der Si-fan auf, sein Haus, seinen Hof und Garten zu besehen.

Der Garten hatte bei Weitem nicht die Größe dessen, welchen der Phy besaß, aber es war mit gutem Verständnisse jedes Plätzchen benutzt, um nach chinesischen Begriffen ein Paradies zu schaffen. Der Hof war im Verhältnisse zum Hause außerordentlich geräumig, was mich wunderte, da man in China nicht gern Hausthiere hält; doch ich wurde bald aufgeklärt, denn der Si-fan öffnete eine Thür, welche in einen — Pferdestall führte, und damit war mein ganzes Interesse erregt.

Man hat in China die schlechtesten Pferde der Welt; ich war also neugierig, was der „Brigadier" uns zeigen werde. Es wurden von einem Stallknechte zwei Pferde herausgelassen, welche man bereits gesattelt hatte. Sie gehörten jener kleinen, langzottigen Mongolenrasse an, welche trotz ihrer Unansehnlichkeit eine außerordentliche Kraft und Ausdauer besitzt und daher hoch im Preise steht, in einem besseren Klima leider aber sehr bald ausartet.

„Könnt Ihr reiten, Tur-ning-stik-king-kuang-fu?" frug der Si-fan den Capitän.

„Was will er?" meinte dieser zu mir.

„Er fragt, ob Ihr reiten könnt."

„All devils, solche kleine Kreaturen allemal! Bei den wilden Pferden in der Pampa war es etwas Anderes."

„Ich möchte Euch dennoch warnen!"

„Pshaw! Ihr wißt, daß ich nicht gern so ein Viehzeug unter mir habe, denn es ist, als ob ein Vulkan mit Einem in der Welt herumsause, aber diese Bologneserhündchen werde ich schon zahm machen. Sagt nur immer ja."

Ich that es.

„Mag er eines der Pferde versuchen!"

Ich verdolmetschte diese Frage, und sofort stieg Turnerstick auf. Er bildete mit seinem chinesischen Gewande, dem Zopfe, dem Regenschirme, den er nicht weggelegt hatte, und dem Fächer eine wunderliche Figur, ritt zweimal rund im Hofe herum, aber sehr vorsichtig und langsam und stieg dann ab.

„Nun, wie habe ich meine Sache gemacht?"

„Sehr gut," lobte ich ihn.

Die Andern waren zu höflich, als daß sie sich nicht belobigend hätten aussprechen sollen; dann aber stiegen der Si-fan und der Dschiahur auf und ritten die mongolische Schule durch, daß die Pferde dampften. Der Erstere stieg grad vor mir ab.

„Du hast die ganze Welt bereist, wie ich hörte. Sage, welches Volk die besten Reiter hat."

„Die Si-fan," antwortete ich ruhig.

„Das wußte ich," meinte er stolz. „Kein Si-fan kann übertroffen werden. Willst Du auch einmal aufsteigen?"

„Deine Pferde sind zu schwach; sie können mich nicht tragen und kommen mit mir nicht von der Stelle."

Er lachte.

[1]) Ein Teig von Hafermehl, bei den Mongolen sehr beliebt.

„Bin ich nicht schwerer als Du? Versuche es!"

Ich legte die Hand auf den Sattel und sprang frei auf. Wer wilde Mustangs durch den einfachen Schenkeldruck gefügig gemacht hat, der reitet recht gut mit einem Mongolen um die Wette. Ich machte mich schwer und legte die Kniee an. Das Pferd war bereits ermattet; es keuchte und schnaubte, ging vorn und hinten empor, wehrte sich vielleicht fünf Minuten lang, kam aber nicht von der Stelle und knickte dann unter mir zusammen.

„Siehst Du, daß es mich nicht tragen kann? Du bist ein besserer Reiter als ich, aber ich bin schwerer als Du."

Er war als Mongole ein leidenschaftlicher Reiter. Sein Auge leuchtete.

„Ich will Dir ein Pferd zeigen, welchem Du nicht zu schwer bist. Ich habe es mir über die Berge kommen lassen, aber kein Mensch darf es besteigen. Es wirft mich und Alle ab, die es versuchen wollten."

„Zeige es mir!"

„Tretet zuvor weg! Aber wenn Dir ein Unglück geschieht, trage ich nicht die Schuld!"

Ich nickte. Wir traten unter das Thor, um geschützt zu sein. Der Stallknecht öffnete eine zweite Thür und sprang sofort hinter dieselbe. Ein Rappe kam hervorgeschossen, ein Rappe wie der Teufel. Ich sah es auf der Stelle: es war eines der hochvortrefflichen kaschgaraner Rassepferde. Seine Augen glühten; seine Nüstern schienen Feuer zu sprühen; ich hätte es für den besten Mustang eingetauscht.

„Lasse es nur austoben, so kommst Du hinauf, aber sofort wieder herunter," meinte der Si-fan.

„Und wenn ich dennoch oben bleibe, wenn es sich gar nicht weigert, mich zu tragen?"

„So ist es Dein!"

„Dann ist es bereits jetzt mein Eigenthum."

Ich trat vor in den Hof.

„Halt, warte! Die Gefahr ist zu groß!"

Ich beachtete den Ruf nicht, sondern nahm mein kostbares Obergewand ab und legte es zu einem Tuche zusammen. Der Rappe fegte einige Male an mir vorüber und schnellte dann jedesmal die hinteren Hufe nach mir. Als er wieder heranstürmte, warf ich ihm das Gewand über den Kopf; er that noch einige Sätze und hielt dann, um das Tuch abzuschütteln. Sofort hatte ich ihn mit der Linken bei der Mähne und schlug ihm den Zeige- und Mittelfinger der Rechten tief in die Nüstern. Er wollte empor, ich hielt ihn nieder; er wollte vorwärts, es ging nicht; er wollte rückwärts, auch das ging nicht; er hätte sich sonst die Nüstern zerreißen müssen. Da stieß ich ihm den Kopf empor und trat einen Schritt zurück; ein Ruck, und er lag auf den Hinterfüßen; ein zweiter half ihm wieder auf; ein dritter warf ihn wieder nieder und so fort. Es war ein ernsthaftes Stück Arbeit, denn hier rang nur rohe physische Kraft gegen ganz dieselbe rohe Kraft, nur daß ich den Vortheil hatte, das Thier bei den Nüstern zu halten, ein Griff, der es in meine Gewalt geben mußte. Das Pferd dampfte, und ich schwitzte; endlich blieb es stehen, zitterte an allen Gliedern und stöhnte. Jetzt strich ich ihm Kopf, Brust und Vorderbeine und sprach ihm dabei mit kräftiger Stimme zu; dann schnellte ich mich auf seinen Rücken. Es wollte emporsteigen, aber ein scharfer Ruf genügte, es am Platze zu halten. Dann gehorchte es dem Drucke meiner Schenkel und ging im langsamen Schritte, noch immer zitternd und schnaubend, im Hofe umher.

Jetzt stieg ich ab.

„Das Mori-mori ist mein!"

„Du kennst diese Rasse?"

„Ich bin ein Reiter."

„Ja, wahrlich, das sehe ich! Aber noch ist es nicht Dein."

„Warum?"

„Ich habe gesagt, daß es Dein sein soll, aber wann es Dein sein soll, das ist noch nicht bestimmt."

„So bestimme es!"

„Der Phy wird mit Dir darüber sprechen!"

Ich beruhigte mich dabei, denn ich wußte, daß das vortreffliche Pferd auf diese oder jene Weise mein Eigenthum sein werde.

„Blitz und Knall, war das ein Theater!" meinte der Capitän. „Ihr habt Euch bei diesen Leuten ganz verteufelt in

Respekt gesetzt; ich habe die Augen gesehen, die sie bei der Geschichte machten."

„Das Pferd gehorcht mir, aber einen Andern läßt es nicht auf."

Ich nahm einen Zaum vom Pflocke und legte ihn dem Thiere über, indem ich es streichelte und ihm sanft zusprach; dann führte ich es in den Stall, band es an und gab ihm Hafer in die Krippe. Ich wußte nun, daß es mir gehorchen werde, und besichtigte zu gleicher Zeit die Schließvorrichtung der Stallthür. Sie war leicht zu öffnen, da sie nur aus einem Kreuzöhre mit Vorstecker bestand. Ebenso war es auch mit der Thüre des andern Stalles und dem Hofthore, welches nach außen führte.

Jetzt wurde auch das Wohnhaus besichtigt, welches, nach chinesischen Begriffen, sehr praktisch erbaut und sehr vornehm eingerichtet war. Bei dieser Gelegenheit wußte man es dahin zu bringen, daß ich mit Kiung allein in einem Zimmer zurückblieb. Ich sah ihr an, daß sie von den Absichten ihres Vaters unterrichtet war.

„Du darfst frei umhergehen und mit Männern verkehren?" fragte ich sie.

„Ja."

„Auch in der Stadt?"

„Ja, denn ich bin keine Chinesin."

„Du hast einen Bekannten, den Du liebst?"

Sie schwieg.

„Sage es mir, damit Du glücklich wirst."

„Der Vater leidet es nicht!"

„Wer ist es?"

„Der Sohn unsers Pao-tsching."[1])

„Er wird Dein Mann sein, denn ich werde Euch nicht trennen. Hast Du noch Deine Mutter?"

Sofort füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Nein."

„Wie lange ist sie todt?"

„Sie ist nicht todt; sie ist nur verschwunden. Sie war eine Kiao-yu[2]) geworden, und der Vater wollte das nicht leiden; darum ist sie entflohen."

Gräßlich! Also sein eigenes Weib hatte dieser Unmensch in den Lung-keu-siang eingesperrt, um sie verhungern zu lassen. Das durfte ich dem armen Mädchen nicht sagen.

„Du wirst sie wiedersehen. Der Gott der Christen ist mächtig; er wird Dir und ihr seine Hülfe senden."

„Ich sah es an Dir, wie stark und mächtig Du bist; darum wird Dein Gott auch mächtiger sein, als Fo und Buddha. Wenn er mir die Mutter wiedergibt, so werde ich ihm dienen. Wirst Du dem Vater sagen, daß Du mich nicht zum Weibe willst?"

„Ja. Du weißt nicht, weßhalb ich mit ihm nichts zu schaffen haben will, ich aber weiß es und er auch."

„Ja, ich weiß es!" klang es hinter mir.

Der Kiang-lu hatte gehorcht und stellte sich zwischen mich und das Mädchen.

„Du hast heute nach dem Lung-keu-siang gefragt?"

„Ja."

„Warum?"

Ich blickte mich um, um rückenfrei zu sein, und antwortete:

„Weil ich gestern Abend Deine Unterredung mit dem Phyming-tsu belauscht habe."

„Ah — —! Verlasse mein Haus. Wir sind geschieden. Geh!"

„Geh Du voran!"

„Fürchtest Du Dich? So folge mir!"

Er verließ das Zimmer und schritt vor mir der Treppe zu. Kein Mensch befand sich auf dem Gange, so daß ich sicher schien. Schon hatte ich die Treppe beinahe erreicht, so knarrte eine Thür hinter mir, zwei Arme legten sich um meinen Leib, zwei Hände krallten sich mir um die Kehle, und auch der Si-fan drehte sich um, mich zu erfassen. Ich machte eine convulsivische Anstrengung, mich zu befreien — die Ueberrumpelung war zu schnell gekommen, ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, war es vollständig dunkel um mich. Arme und Beine waren mir festgeschnürt, und ein Knebel verschloß mir den Mund. Neben mir hörte ich ein röchelndes Athmen. Lag vielleicht der Capitän da? Wahrscheinlich hatten sie auch ihn überrumpelt. Ich grunzte, der einzige Laut, den ich von mir geben konnte, und sofort antwortete er mir mit denselben Tönen.

Also wieder einmal gefangen! Doch hatte ich keine Sorge.

Die Zeit verging, eine schrecklich lange, lange Zeit! Es mußte längst Abend und längst Nacht geworden sein. Da endlich öffnete sich eine Thür, und beim Scheine der Laterne sah ich den Kiang-lu und den Dschiahur eintreten. Der Letztere grinste uns höhnisch an.

„Ihr seid mir im Kuang-ti-miao und in Kuang-tscheu-fu entkommen, jetzt aber entflieht Ihr mir nicht wieder!"

Der Oberste der Drachenmänner bog sich zu mir nieder.

„Du hast uns belauscht und weißt daher Alles, und ich brauche Dir nichts zu sagen. Willst Du thun, was ich von Dir fordere?"

Ich schüttelte mit dem Kopfe.

„So kommt Ihr jetzt in den Lung-keu-siang und werdet elend verhungern. Entscheide Dich. Seid Ihr einmal in dem Pavillon, so ist Alles vorüber. Der Kiang-lu weiß dafür zu sorgen, daß ihn Niemand verrathen kann."

Ich schüttelte abermals mit dem Kopfe.

„Gut, so mögen Dich die Kueï[1]) zum Tschütgur[2]) bringen!"

Er stieß einen Pfiff aus, und es erschienen vier Personen, welche uns erfaßten und hinauf in den Hof schafften. Dort wurden wir in zwei Palankins geschoben und fortgetragen.

Der Weg führte um das Städtchen herum nach der Schlucht zu, welche ich heute früh erstiegen hatte. Wir wurden dieselbe emporgetragen; droben aber, wo die Felsenkante begann, hob man uns heraus und zog uns Seile unter den Armen hindurch. Unterdessen stieg der Kiang-lu voraus. Jedenfalls war der Ort, an welchem die Leiter verborgen lag, sein Geheimniß, welches er nicht entdeckt wissen wollte. Jetzt, da ich mich nicht mehr im Tragsessel befand, sah ich, daß außer dem Dschiahur noch sechs Männer bei uns waren.

Wir wurden von diesen Sechs an den Seilen emporgeschleppt. Als wir an den Fuß des Pavillon gelangten, hatte der Kiang-lu die Leiter bereits angelegt. Während er mit den Andern emporstieg, blieb der Dschiahur bei uns.

„Ihr seid verloren; hier habt Ihr Euern Abschied!"

Er versetzte Jedem von uns einige sehr unzweideutige Fußtritte. Dann ließ man Stricke herab, an denen wir emporgezogen wurden.

Als wir oben anlangten, nahm mir der Kiang-lu den Knebel aus dem Munde.

„Jetzt sage zum letzten Male, ob Du mir gehorchen willst!"

„Nein. Ich werde nicht gehorchen, sondern Dich bestrafen!"

„Mich bestrafen? Du bist bereits todt. Du wirst da unten Gesellschaft finden, von welcher Du erfährst, was es heißt, den Kiang-lu verrathen zu wollen. Fahre hin!"

Ich wurde zuerst hinabgelassen; dann zog man das Seil unter meinen Armen weg wieder empor.

„Wer kommt?" frug eine weibliche Stimme.

„Ein Opfer des Kin-tsu-fo. Ich soll verhungern wie Du. Willst Du Dich, mich und Deine Tochter retten?"

„Vermag ich es?"

„Ja. Ich habe Dir heute ein Messer herabgeworfen. Bist Du gefesselt?"

„Das warst Du? Nein, ich bin nicht gefesselt."

„Schnell, nimm das Messer und schneide meine Stricke entzwei!"

Sie that es, mit zitternden Händen, wie ich fühlte, und noch ehe der Capitän unten angelangt war, fühlte ich mich frei. Sofort untersuchte ich den Raum. Er war so niedrig, daß ich nur knieen konnte, und faßte ungefähr vier Personen. Der Eingang stieg grad empor, war aber zu weit, als daß ein Mann nach Schornsteinfegerart hätte empor klettern können. Dieser Umstand mochte den Kiang-lu zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß Niemand entfliehen könne.

Meine Hände und Füße waren in vollständig handlungsfähigem Zustande, was ganz sicher nicht der Fall gewesen wäre, wenn ich von Indianern gebunden worden wäre.

[1]) Bürgermeisters. [2]) Christin.

[1]) Böse Geister. [2]) Teufel.

„Gib mir das Messer!“

Ich nahm es aus ihrer Hand, und noch während der Capitän niederschwebte, war ich im Stande, seine Fesseln zu zerschneiden. Man zog den Strick hinauf.

„Schnell wieder empor, Capt'n!“

„Blitz und Knall, wie kommt Ihr zu dem Messer? Laßt mich nur erst verschnaufen! Wie wollen wir empor?“

„Für Einen ist der Schacht zu weit, zu Zweien aber geht es. Wir stemmen uns mit den Rücken an einander und schieben uns mit Händen und Füßen empor.“

„Das geht besser als Bergsteigen, denn das ist die reine Mastauffahrt. Jetzt habe ich Athem. Kommt, Charley, schnell, ehe sie uns entwischen! Jetzt ist's vorbei mit der Komödie; jetzt wird Ernst gemacht.“

„Ihr wollt empor? Werdet Ihr mich retten?“ frug das Weib.

„Habe keine Sorge, wir holen Dich!“

Die Rücken fest gegen einander stemmend, krochen wir in die Höhe. Man hatte uns die Waffen genommen, aber ich besaß mein Messer wieder. Wir kamen rascher hinauf, als ich's dem Capitän zugetraut hatte.

„Jetzt so leise wie möglich!“ bemerkte ich, als wir nur noch drei Fuß bis zum Freien hatten.

Geräuschlos erreichten wir den Rand. Der Kiang-lu stand ganz allein noch oben auf der Plattform. In stolzer, aufrechter Haltung stand er, mit dem Rücken gegen uns, und betrachtete die jenseits des Abgrundes gelegene helle Mondscheinlandschaft.

„Hinunter mit ihm!“ flüsterte der Capitän.

„Nein, das wäre hinterlistiger Mord. Hier liegt noch das Seil. Wir binden ihn und schaffen ihn hinunter, nachdem wir sein Weib heraufgeholt haben. Dann machen wir Anzeige.“

„Sein Weib?“

„Allerdings.“

„Hört, Charley, der Kerl verdient mehr als die Anzeige, denn man wird ihn vielleicht gar laufen lassen. Wir sind ja Ausländer. Diesen Menschen sollte man — — —“

Er stampfte in unvorsichtigem Zorne mit dem Fuße; der Kiang-lu fuhr herum und erblickte uns.

„Wer — — —?!“

Das Wort blieb ihm vor Erstaunen und Schreck im Munde stecken.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dich bestrafen werde!“ antwortete ich.

„Wie kommt Ihr herauf? Seid Ihr Geister oder Menschen?“

„Menschen, aber bessere Menschen und klügere als Du. Gibst Du Dich gefangen?“

Statt der Antwort legte er die Hände an den Mund und stieß einen gellenden Ruf aus. Ein mehrstimmiger Schrei antwortete aus der Tiefe.

„Gefangen?“ rief er jetzt. „Ihr seid noch ebenso verloren wie vorher. Hört Ihr, daß sie zurückkehren?“

Jetzt galt es allerdings, zu handeln.

„Bis sie kommen, bist Du mein!“

Mit diesen Worten trat ich auf ihn zu. Er stand am Rande der Plattform: dorthin durfte er den Kampf nicht kommen lassen; deßhalb sprang er mir mit einem gewaltigen Satze entgegen. Er rannte mit der Brust gegen meine vorgestreckten Fäuste und taumelte zurück. In diesem Augenblick holte Turnerstick aus und versetzte ihm mit seiner eisernen Faust vor den Kopf einen Schlag, der ihn noch mehr aus dem Gleichgewichte brachte — ein gellender, gräßlicher Schrei, und er stürzte rückwärts über die Felsenkante hinunter in den Abgrund.

Wir horchten athemlos. Ein dumpfer Ton drang empor — der Körper des gefürchteten Strompiraten war unten aufgeschlagen und sicherlich zerschellt.

„Charley!“

„Capt'n!“

„Er ist hinunter!“

Der Capitän war so erschrocken, als hätte er die schrecklichste That begangen.

„Ja hinunter zu seinen Opfern, wo er hingehört. Macht Euch kein Gewissen daraus, Capt'n! Erstens habt Ihr ihn nicht mit Absicht hinunter geschlagen, und zweitens hat er den Tod schon oft verdient.“

„Well, das ist richtig; aber ich hatte doch vorher die Absicht, ihn hinunter zu werfen, und sodann ist es ein ganz eigenthümliches Gefühl, einen Menschen — — brrr!“

„Seid vernünftig und denkt daran, daß die Nothwehr durch das göttliche und menschliche Gesetz gestattet ist. Wir wollen lieber auf die Gegenwart achten. Seht, da unten stehen die Sechs mit dem Dschiahur. Sie können nicht herauf, weil sich der Kiang-lu die Leiter wieder empor gezogen hatte.“

„Nun sind wir blokirt und belagert!“

„Thut nichts! Wir wollen vor allen Dingen die Frau herausschaffen.“

„Wie bringen wir dies fertig?“

„Sehr leicht. Ich lasse Euch hinunter. Ihr bindet ihr den Strick unter den Armen um den Leib, aber so, daß sie athmen kann. Dann ziehe ich erst sie und nachher Euch herauf.“

„Das geht, come on!“

Der Strick war fest. Wir konnten ihm vertrauen. In einigen Minuten war es gethan, und die vor Hunger und Durst abgemattete Frau lag oben auf der Plattform.

„Wer seid Ihr?“ frug sie uns.

„Wir sind Christen, wie Du.“

„Wo ist mein Mann?“

„Er ist nicht hier; er ist auch nicht daheim; er ist weit fort, und Du wirst ihn sehr lange Zeit nicht wieder sehen.“

Die Luft wirkte so auf sie, daß sie in Ohnmacht fiel.

Jetzt konnten wir unsere Aufmerksamkeit ganz auf unsere Belagerer richten. Sie waren sich unklar über das, was der Schrei bedeutet hatte, denn die Plattform war so breit, daß sie uns nicht sehen konnten.

„Kiang!“ tönte die Stimme des Dschiahur von unten herauf.

„Lu!“ antwortete ich hinab.

„Was willst Du, Herr?“

Es war klar, daß er mich für den Kiang-lu hielt. Ich versuchte, meine Stimme derjenigen des Todten ähnlich zu machen.

„Ich? Nichts! Wer schrie da drüben auf dem Berge?“

„Da drüben? Warst Du es nicht?“

„Es muß ein Lung-yin gewesen sein. Seht hinüber, was es ist!“

„Es gibt keine Gefahr, sonst würde er wieder geschrien haben.“

„Hast Du meinen Befehl gehört?“

„Ich gehorche!“

Er ging. Die Andern mit ihm.

„Sie machen sich fort, Charley. Wie habt Ihr das fertig gebracht?“ frug Turnerstick.

Ich erzählte es ihm. Wir ließen sie unten in der Schlucht verschwinden und machten uns daran, hinabzuklimmen.

Ich nahm die Frau in den Arm und trug sie auf der Leiter bis zum Sims hinab. Turnerstick folgte und hing die Leiter an die untern Haken ein. So kamen wir hinab, wo ich die Leiter wieder unter dem Geröllhaufen versteckte.

„Wo bringt Ihr mich hin?“ frug die Frau, welche wieder zu sich gekommen war.

„In Deine Wohnung, zu Kiung, Deiner Tochter.“

„Kennst Du sie?“

„Ja. Sie hat viel um Dich geweint und wird Dich mit Entzücken in ihre Arme schließen. Kannst Du gehen?“

„Nein.“

„So erlaube, daß ich Dich trage!“

„Dein Gott, der auch der meinige ist, mag Dir vergelten, was Du an mir thust!“

Als wir weiter hinab gelangten, fanden wir die zwei Palankins, in denen wir herbei transportirt worden waren. Die Träger hatten sie niedergesetzt, als der Schrei ihres Anführers ertönt war.

„Kommt, Capt'n; wir wollen die Arme in einen Tragsessel thun. Da haben wir es bequemer!“

„Well; kommt, Mistreß! Wir werding Euch in dieser Hängemattong nach Hause schaffeng!“

Sie stieg ein; Turnerstick faßte vorn und ich hinten an, und so kamen wir bedeutend schneller von der Stelle. Wir gingen um die Stadt herum und standen eben im Begriffe, nach dem Landhause einzubiegen, als uns ein Mann entgegen kam.

„Wer seid — — —?"

Er sprach die Frage nicht vollständig aus. Es war der Phy=ming=tsu, der uns erkannte und augenblicklich zwischen den Bambussträuchern verschwand.

„Setzt nieder, Charley; wir müssen ihm nach!"

„Laßt ihn jetzt laufen, Capt'n! Wir rechnen schon noch mit ihm ab!"

Wir kamen vor dem Garten des Landhauses vorüber. Es war mir, als ob eine Gestalt über den Zaun gestiegen komme und sich bei unserem Anblick schnell in das Gezweig ducke.

„Halt!" gebot ich, als wir die Stelle erreichten.

Turnerstick setzte mit nieder. Ich trat näher zum Zaune und richtig, da hockte ein junger Mann, der sich jetzt nothwendiger Weise emporrichten mußte.

„Was thust Du hier?"

„Ich gehe spazieren."

„Daran thust Du wohl, denn die Nacht ist schön und warm. Wer bist Du?"

„Warum fragst Du?"

Da kam mir ein Gedanke.

„Wenn Du der Sohn des Pao=tsching bist, so sage es. Ich bin ein Freund von Dir!"

„Von mir? Ich bin es."

„Ist Kiung noch in dem Garten?"

„Was willst Du von ihr?"

„Eile zu ihr und sage ihr, sie soll öffnen. Wir bringen ihre Mutter."

„Ihre Mutter? Sagst Du die Wahrheit?"

„Ja, ich bin da!" ertönte es im Innern des Palankin.

Schnell sprang er über den Zaun zurück.

Wir nahmen den Tragsessel wieder auf und bogen um das Haus herum. Dort vor dem Eingange brauchten wir nicht lange zu warten. Er wurde geöffnet; die Mutter war ausgestiegen und wurde von der Tochter mit lautem Jubel empfangen.

Ich nahm den Geliebten des Mädchens zur Seite.

„Es droht Kiung und ihrer Mutter vielleicht Gefahr, doch Dein Vater ist mächtig. Beschütze sie!"

„Wo hast Du sie gefunden?" frug mich das Mädchen, vor Wonne strahlend.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß der Gott Deiner Mutter mächtig ist und sie Dir wiedergeben werde? Nun diene ihm so, wie Du versprochen hast! Das Andere wird sie Dir selbst erzählen."

„Warum seid Ihr heute mit dem Vater so bös gewesen und so schnell fortgegangen?"

„Auch das wirst Du noch erfahren. Gib nun der Mutter Speise und Trank und führe uns in das Zimmer Deines Vaters!"

„Geht selbst hinauf; es liegt neben dem Zimmer, in welchem wir am Mittag waren, und ist erleuchtet. Wo ist der Vater?"

„Du wirst es später hören!"

Wir stiegen die Treppe empor und gelangten in das Cabinet. Auf dem Tische lagen unsere Revolver, unsere Uhren und Alles, was wir bei uns getragen hatten. Noch waren wir damit beschäftigt, diese Gegenstände wieder an uns zu nehmen, als wir unten eine laute Stimme vernahmen.

„Wer kam in diesem Palankin?"

„Die Mutter."

„Wer brachte sie?"

„Die beiden Kuang=fu, welche heute eingeladen waren."

„Sie haben Deinen Vater getödtet; sie haben sich und Deine Mutter befreit und ihn in den Lung=keu geworfen. Sie müssen sterben. Wo sind sie?"

„Droben."

Wir hörten viele Leute in den Flur treten. Draußen wurde es laut, und als ich das Licht verlöschte und an das Fenster trat, sah ich einen ganzen Haufen von Menschen aus der Stadt her sich dem Hause nahen. An ihrer Spitze erkannte ich den Phy=ming=tsu.

Derjenige aber, welcher unten gesprochen hatte, war der Dschiahur.

„Wir müssen fliehen, Capt'n; schnell! Hier scheint es mehr Lung=hin als ehrliche Leute zu geben, und auf Gerechtigkeit können wir nicht rechnen!"

„Fliehen? Vor diesen Menschen?"

„Vor diesen vielen Menschen, müßt Ihr sagen. Vorwärts, ehe es zu spät ist!"

Ich schob ihn hinaus in den Corridor und riß ein langes Gewand vom Nagel. Wir eilten nach der Hofseite des Gebäudes, wo sich kein Mensch sehen ließ.

„Hier durch das Fenster hinab!"

„Ich kann nicht springen, Charley."

„Steigt nur hinaus. Ihr erfaßt dieses Gewand statt eines Taues; ich halte fest."

Klettern konnte Turnerstick als Seemann sehr gut. In einer Minute stand er im Hofe. Ich sprang ihm nach.

„Wohin nun?"

„Die Pferde heraus. Wir reiten! Da holt uns Niemand ein."

„Well; aber nehmt für mich das kleine, welches ich heute bereits geritten habe!"

Ich öffnete den Stall und zog es heraus. Zum Satteln war keine Zeit. Dann holte ich das gebändigte Mori=mori. Es erkannte meine Stimme sofort, aber es wollte wegen der Dunkelheit nicht aus dem Stalle. Endlich hatte ich es im Hofe; da wurde die hintere Thür des Gebäudes aufgestoßen, und die Verfolger drängten sich heraus.

„Hier sind sie! Ergreift sie!" rief der Dschiahur und warf sich auf den Capitän.

Da aber blitzte es in der Hand Turnerstick's auf, und der Mongole stürzte nieder. Die Menge stockte, und das gab mir Zeit, das Thor zu öffnen und auf das Pferd zu springen.

„Vorwärts, Capt'n. Mir nach — links am Flusse entlang!"

„Well, Charley. Jetzt sollt Ihr mich auch als Reiter kennen lernen!"

* * *

Bereits am Nachmittage ritten wir in Canton ein, und am andern Abend befanden wir uns mit unsern zwei Pferden am Bord des guten Schiffes „The wind".

Da gab es allerdings zu erzählen, und noch als wir uns zur Coje begaben, meinte Turnerstick:

„Das war Land und Leute richtig kennen gelernt, Charley! Aber was nun? Machen wir Anzeige?"

„Das Beste ist, wir erkundigen uns beim Consul und richten uns ganz nach dem, was er uns räth."

„So mag es sein, my old King=lu=kang=li=kong=la=lo! Und dann geht's sofort nach Macao; das könnt Ihr Euch denken!"

„Was wollt Ihr dort?"

„Was ich dort will? Sonderbare Frage! Natürlich unserm Meisje einen Besuch machen."

„Bin dabei, muß mir aber vorher eine Rede einstudiren."

„Wozu?"

„Um zu gratuliren."

„Wem?"

„Nun, Ihrem Meisje."

„Wozu?"

„Zur Mistreß Turnerstick."

„Pshaw!"

Er drehte sich auf dem Absatze herum und verschwand in der Lucke.

Auch mir schwebte noch im Hinüberschlummern die Gestalt der dicken, tapfern Köchin vor, die mir, als mich der Kuang=lu als Haifisch mit Drachenflügeln verschlang, so prophetisch wahr zugerufen hatte:

„Hebt niet Angst, Mynheer, de Nielpaard wird Euch niet in de Gorgel behalten!" — — —

Parzifal-Schnadahüpfeln.

Nachdruck verboten.

1. Je höher der Kirchthurm,
Je schöner das G'läut' —
Und an Parzifal siehst d'nur,
Wenn's d'gehst nach Bayreuth.

2. „Ein Bühnenweihfestspiel"
Hat's der Meister genannt,
Bis jetzt war bei uns nur
Die Kirchweih bekannt.

3. Heißt's Bühnenweihfestspiel,
Weil, wenn's Festspiel vorbei —
Ein Jeder, der 'zahlt hat,
Bei sich denkt: o weih!?

4. Oder hab'n s' 's Theater
Mit der Kirch'n vertauscht,
Weil's Publikum gar a so
Andächtig lauscht?

5. Ja, ja — a so is. Die
Musik-Religion,
Von der is der Wagner
Der Oberpatron.

6. Da sammelt der Meister
Um sich seine G'sell'n,
's Orchester is nix, als a
Gnaden-kapell'n —

7. Wer mitspielen darf, der
Thut's meistens umsunst,
Er opfert's der Gottheit,
Der Wagnerischen Kunst.

8. Was bei die Apostel
Der Heiligenschein,
Scheint mir in dem Fall der
Patronatsschein zu sein.

9. Die Kirch' möcht' i seh'n,
Wo sechs Stunden die Leut'
An Gottesdienst aushalt'n,
Wie die in Bayreuth.

10. Die Sänger, die wechseln,
Und theil'n den Applaus —
Natürli, denn Einer
Der haltet's nit aus.

11. Der Parzifal selbst is
A seltsam's Gebräu,
Von der Kirch' d'Poesie,
Von der Welt d'Teufelei.

12. Der Klingsor — der Teufel,
Amfortas sehr schwach,
Und zuletzt wird im Sarg noch
Der Titurel wach.

13. Als neu psychologisches
Räthsel erscheint
In der Kundry die Venus
Und a Heilige vereint.

14. Gralsritter und Knappen,
Unsichtbare Chör'
Und Wandercoulissen
Und Alles muß her.

15. Die Verführung, die tritt uns
So reizend entgeg'n,
Daß die Meisten z'letzt gar nimmer
Hinschauen mög'n.

16. „Der reinste Thor" müßt' er,
Wie der Parzifal sein,
Wenn's der Meister nit g'schrieb'n hätt',
Denn es tragt hübsch was ein.

17. „Und wenn alle Teufel
Morg'n los sind im Pakt,
Die Welt muß do' narret wer'n" —
So hat er g'sagt.

18. Und der Meister hat Recht,
Sie is narret scho' heut,
Dees siehst d', wo's d'nur hinschaugst,
Dees siehst d' in Bayreuth.

19. Wenn das Publikum wollte
Zu früh applaudir'n,
Sagt der Meister: „Ob's staad seid's!"
Und koan's thut si' rühr'n.

20. Und wie's nacha staad war'n,
Wie's Festspiel war aus,
Da rief er als Meister
Sich eigenhändig 'raus.

21. Den Juden is 's z'christlich,
Und umg'kehrt noch mehr —
Vor solchem Erlöser
Erlös' uns, o Herr!

Robert Surcouf.

Nachdruck verboten.

Ein Seemannsbild von **Ernst von Linden.**

Vor Toulon.

Es war am Maternustage des Jahres 1793. Wochenlang hatte man auf die gesegneten Fluren der Provence das Bibelwort anwenden können: „Der Himmel über dir soll sein wie brennendes Erz und die Erde unter dir wie glühendes Eisen." Heute früh aber hatte sich der Horizont mit dichten, cumulirenden Wolken umlagert, deren Säume sekundenlang von zuckenden Blitzen illuminirt wurden, während die krachenden Schläge des Donners die Felsen der Küste erschütterten und an den gischtumspritzten Wogenkämmen ihre Echo's zu vertausendfachen schienen.

Der prasselnde Regen goß in solcher Dichtigkeit herab, daß ihm keine Kleidung länger als eine Minute zu widerstehen vermochte und wohl jedes lebende Wesen sich schon längst unter ein schützendes Obdach zurückgezogen hatte. Ein Einziger nur befand sich im freien Felde. Er schritt die Straße dahin, welche durch Wein- und Olivenpflanzungen nach dem Städtchen Beausset führt. Sein Gewand war leicht und sommerlich gearbeitet; vom Regen vollständig durchdrungen, legte es sich eng wie eine Haut an seine schlanke, kräftige Gestalt; aber das schien ihn nicht im Mindesten zu geniren. Sein jugendliches Gesicht lächelte vergnügt in den Gewitterguß hinein, und seine elastischen Schritte waren ganz diejenigen eines Spaziergängers, welcher nicht die geringste Veranlassung, sich zu beeilen, hat.

Da tauchte vor ihm, an der Seite der Straße, ein kleines Häuschen auf. Zu beiden Seiten der Thüre desselben waren je zwei in einander gesteckte Dreiecke angebracht, und darüber stand in halb verwaschenen Lettern zu lesen „Cabaret du roussillon."

Er blieb trotz des strömenden Regens ganz gemüthlich vor dem Häuschen stehen, schob die Mütze in das Genick, stemmte die Fäuste in die Hüften und betrachtete die Inschrift genau.

„Cabaret du roussillon! Ob dieser Roussillon wohl ächt sein wird? Das Haus sieht nicht darnach aus! Nasser werde ich nicht, wenn ich weiter gehe, und ich weiß dann ganz genau, daß ich es mit reinem Gotteswasser zu thun habe. Wasser ist die herrlichste Gabe des Himmels, aber im Weine soll man es nicht finden. Ich werde also weiter segeln und erst in Beausset vor Anker gehen."

Schon wandte er sich, um seinen Weg fortzusetzen, als die Thür sich öffnete und eine Person erschien, in welcher man sofort den Wirth erkennen mußte.

„Eh, mon cher, wohin wollen Sie?" erklang eine schrille, fette Weinstimme unter der blauen Nase hervor. „Ist es vielleicht geradezu Ihre Absicht, in diesem Wolkenbruche ertrinken zu wollen?"

„Das weniger," antwortete der Wandersmann. „Vor diesem Wetter fürchte ich mich nicht, wohl aber vor einem Wolkenbruche aus Ihren Fässern."

„Dann kommen Sie getrost herein, denn wir haben ganz denselben Geschmack, und ich bin nicht der Mann, welcher einen guten Bürger mit einem schlechten Wein vergiftet."

„So will ich Eurem Worte glauben und auf fünf Minuten beidrehen. Hollah, ein neuer Mann an Bord!"

Diese letzten Worte sprach er, bereits in die Stube tretend, wo er sich das Wasser möglichst aus den Kleidern schüttelte, ungefähr wie es ein nasser Pudel macht, und dann auf dem Stuhle Platz nahm, den ihm der Wirth herbeigezogen hatte.

In dem kleinen Raume sah es außerordentlich kriegerisch aus. Er war ganz von Soldaten des Convents erfüllt, und außer dem zuletzt Eingetretenen und dem Wirthe gehörte nur ein einziger Gast dem Civile an; dies war ein Missionspriester vom Orden des heiligen Geistes, welcher im Jahre 1703 von Abbé Desplaces, Vincent le Barbier und J. H. Garnier in Paris gestiftet wurde. Dieser Priester saß still in seiner Ecke und schien sich mehr mit seinen Gedanken als mit seiner Umgebung zu beschäftigen. Er mußte ein ungewöhnlicher und mit einem ganz besonderen Muthe begabter Mann sein, sonst hätte er sich nicht unter diese wilde Soldateska gewagt. Es waren damals in Frankreich bereits alle geistlichen Orden aufgehoben, und man hatte von sämmtlichen Geistlichen die Ablegung des Bürgereides verlangt. Wer diesen Eid verweigerte, wurde als Rebell behandelt. Es war eine Zeit der wildesten Anarchie. Wenige Tage nach dem Beginne unserer Erzählung, nämlich am 6. Oktober 1793, schaffte man die bisherige Zeitrechnung ab; am 10. November führte die Pariser Commune den Dienst der Vernunft ein; am 7. Mai 1794 verfügte der Nationalconvent, daß es keinen Gott mehr gebe, und am 24. desselben Monats befahl dieser Convent, daß kein Bürger mehr an die Unsterblichkeit der Seele glauben dürfe. Unter diesen Umständen war es gewiß ein Beweis außerordentlichen Muthes, sich im Ordenskleide unter die halb betrunkenen Krieger der Revolution zu wagen, eine Kühnheit, welche sehr leicht verhängnißvoll werden konnte.

Ein bärtiger Sergent-major war der Erste, welcher den eingetretenen Fremden anredete:

„Holla, Bürger, woher des Weges?“

„Ein wenig von der Durance herunter.“

„Und wohin, he?“

„Nach Beaussет hinein.“

„Was willst Du dort?“

„Einen Freund besuchen. Hast Du vielleicht etwas dagegen?“

„Hm! Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Aaah!“

Er stieß diesen Laut nur leise und langsam aus, aber es wäre wohl nicht möglich gewesen, einer ironischen Stimmung sprechender Luft zu machen. Er legte die Beine über einander, schlug die Arme über die Brust zusammen und blickte den Sergent-major mit ein paar Augen an, in denen Alles, nur keine Bewunderung zu lesen war. Dieser junge Mann konnte höchstens zwei- oder dreiundzwanzig Jahre zählen, aber diese hohe Stirn, diese breiten Schläfen, die dichten Brauen, der mächtige Blick, die scharfe Adlernase, der energisch gezeichnete Mund, der sehnige, von der Sonne gebräunte und vom Hemdkragen bloß gelassene Hals, die breiten Schultern, der geschmeidige Gliederbau, das Alles machte den Eindruck des Gereiften, des Achtunggebietenden, des Ungewöhnlichen.

„Was wunderst Du Dich da, Bürger?“ frug der Unteroffizier. „Glaubst Du, daß zum Hauptquartiere in Beaussет ein Jeder Zutritt habe, dem es beliebt?“

„Das glaube ich nun freilich nicht; aber glaubst Du vielleicht, Bürger Sergent-major, daß Du es bist, den man um die Erlaubniß zu fragen hat?“

„Schweig! Ein jeder Soldat hat die Pflicht, die Sicherheit des Heeres zu bewachen! Wie ist Dein Name, Bürger?“

„Surcouf,“ antwortete der Gefragte mit einem etwas malitiösen Zug um seine Mundwinkel.

„Der Vorname?“

„Robert, Robert Surcouf.“

„Was bist Du?“

„Seemann.“

„Ah, drum tappst Du in aller Seelenruhe wie eine Ente da draußen im Wasser herum! Wer ist der Freund, den Du besuchen willst?“

„Der Bürger Grenadier Andoche Junot.“

„Andoche Junot,[1]) der Advocat gewesen ist?“

„Ja, derselbe.“

„Das ist ein guter Kamerad. Woher kennst Du ihn?“

„Wir sahen uns zu Bussy le Grand, wo er geboren wurde.“

„Das stimmt! Du bist legitimirt, Bürger Surcouf. Junot steht bei meiner Compagnie; ich werde Dich zu ihm bringen. Vorher aber magst Du mit uns trinken.“

„Was habt Ihr für Sorten?“

„Nur eine: Roussillon; aber er ist stark und lieblich zugleich. Probire ihn!“

Der Wirth brachte ein großes Humpenglas des berühmten Getränkes, und alle Hände streckten sich aus, es auf Rechnung des Fremden anzutrinken. Dieser ließ sich dies lachend gefallen; er gab zu, daß man das Glas immer von Neuem füllen ließ und wieder austrank, und als der Wirth wegen der Bezahlung ein bedenkliches Gesicht zu machen begann, zog er eine Handvoll Assignaten aus der ledernen Brieftasche und warf davon mehr als nöthig auf den Tisch. Bei diesem Anblick erhob sich großer Jubel; der Wirth mußte von Neuem füllen, und nun wurde auch der geistliche Herr bedacht, dem man bisher noch keinen Schluck gegönnt hatte. Der Sergent-major trat zu ihm, hielt ihm den Humpen entgegen und forderte ihn auf:

„Steh auf, Bürger Confrère, nimm das Glas und trinke auf das Wohl des Convents, der den Papst zum Lande hinausgeworfen hat!“

Der Priester erhob sich wirklich und ergriff das Glas; aber anstatt den geforderten Toast zu bringen, sprach er mit sanfter, jedoch fester Stimme:

„Gott hat uns diese Gabe nicht zur Lästerung gegeben. Im Weine ist Wahrheit, und ich will nicht eine Lüge sagen. Ich trinke auf das Wohl des heiligen Vaters in Rom, den die Heerschaaren des Himmels beschützen werden!“

Er wollte das Glas zum Munde führen, aber ein Faustschlag des Sergent-major schmetterte es ihm aus der Hand, so daß es am Boden in Stücke zerschellte.

„Was fällt Dir ein, Bürger Confrère!“ rief der Unteroffizier. „Weißt Du nicht, daß in unserm schönen Frankreich der alte saint-père abgesetzt worden ist? Wie lange wird es dauern, so wirft man auch Euch selbst hinaus mit Allem, was Ihr uns weis gemacht habt! Ich befehle Dir, Deinen Toast zu widerrufen!“

Da drängte sich ein Anderer, ein Tambour-major, hinzu:

„Halte-là, Alter! Warum zerschlägst Du ihm das Glas? Bürger Wirth, gib ein neues, volles her! Dieser da gehört ganz sicherlich zu denen, welche sich weigern, den Bürgereid zu leisten. Wir werden ihn auf die Probe stellen, und wehe ihm, wenn er sie nicht besteht!“

Der Wirth brachte das Verlangte; der Tambour-major drückte dem Priester das gefüllte Glas in die Hand und befahl ihm:

„Jetzt trinke mir zu, Bürger, und rufe laut: „„Es lebe die Republik; nieder mit dem Papste!““

Der Bedrängte zeigte nicht die mindeste Angst. Sein Angesicht war bleich, aber seine Augen blitzten, als er, das Glas erhebend, rief:

„Es lebe der heilige Vater; nieder mit den Feinden Frankreich's und den seinen!“

Da erhob sich unter der rohen Horde ein wüstes Geschrei; zwanzig Hände streckten sich aus, den muthigen Bekenner seines Glaubens zu ergreifen, um ihn zu mißhandeln, aber man kam nicht dazu: der Fremde hatte sich herbeigedrängt. Niemand konnte sagen, wie es kam, aber er stand plötzlich vor dem Priester, den er mit seinem Leibe deckte, und rief mit lächelnder Miene:

„Bürger, wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

„Welchen?“

„Seid so gut und ringt erst mir das Wasser aus der Jacke, ehe Ihr Euch an diesem Gottesmann vergreift!“

Sie begriffen wirklich seine Absicht nicht sogleich; sie wurden irre an dem Lachen seines Auges und an der Freundlichkeit seines Tones; aber in diesem Auge und in diesem Tone lag Etwas, was sie stutzen machte.

„Deine Jacke?“ frug der Sergent-major. „Was haben wir mit dieser zu thun? Gehe auf die Seite, Bürger Surcouf; wir wollen diesem Heuchler eine Litanei einpauken, die er nicht vergessen soll!“

„So erlaubt wenigstens, daß ich erst einen Schluck mit ihm trinke!“

Er nahm dem Priester das Glas aus der Hand und fragte ihn:

[1]) Derselbe Junot, welcher später Herzog von Abrantes wurde.

„Wie ist Dein Name, frommer Vater?"

„Ich werde Bruder Martin genannt," antwortete der Gefragte.

„Eh bien, Bruder Martin, so erlaube, daß ich mit Dir trinke auf Dein Wohl, auf das Wohl aller muthigen Männer, welche sich nicht fürchten, die Wahrheit zu bekennen, auf das Wohl meiner schönen Bretagne, wo ich geboren bin, auf das Wohl meines Vaterlandes, auf den Sieg unsers Glaubens und auf das Wohl aller ehrwürdigen Diener der heiligen Kirche, welche Gott der Herr beschützen möge!"

Er setzte das Glas an die Lippen und trank es bis zur Nagelprobe aus. Einige Sekunden lang herrschte tiefe Stille in der Stube, die Stille der Ueberraschung, dann aber brach der Sturm los. Alle Stimmen schrien, und alle Fäuste ballten sich; man drängte sich zornig heran, aber der lange Tambourmajor breitete die Arme aus und hielt die Andern zurück.

„Halt, Bürger Kameraden!" rief er. „Der Soldat muß bei jedem Angriffe nach bestimmten Regeln verfahren. Dieser Mensch, der sich Bürger Surcouf nennen läßt, scheint mir kein Seemann, sondern ein verkappter Emissair des Papstes zu sein. Wir wollen ihn einmal auf die Bank legen und mit dem Stock befragen. Bürger Sergent-major, faß an!"

Die beiden starken Menschen streckten die Hände aus, um Surcouf zu erfassen, flogen aber — so schnell der Eine in diese und der Andere in jene Ecke, daß Niemand eigentlich begreifen könnte, wie es geschehen war. Ein Schrei der Wuth erscholl ringsum, und nun ließ sich Keiner mehr halten, sich auf die beiden Angegriffenen zu werfen. Da aber ertönte ein lautes Krachen; Surcouf hatte ein Bein vom Tische gebrochen und schlug damit einen so regelrechten Achter, daß sofort Zwei, am Kopfe scharf getroffen, zu Boden stürzten, die Anderen aber sich schleunigst zurückzogen.

„Glaubt Ihr nun, daß ich Seemann bin?" lachte er. „Ein Schiffer weiß so ein petit levier[1]) schon zu gebrauchen! Ist das der Dank, daß Ihr meinen Wein getrunken habt, Ihr Memmen, die Ihr Euch an zwei Männer wagt, weil Ihr über Dreißig zählt? Kommt her und legt den Robert Surcouf auf die Bank, wenn Ihr könnt!"

„Drauf auf sie!" brüllte der Sergent-major.

Surcouf ließ das Tischbein wieder wirbeln; aber die Hinteren drängten die Vorderen, und es hätte gewiß ein Unglück gegeben, wenn nicht eben jetzt eine helle, scharfe, gebieterische Stimme von der Thüre her gerufen hätte:

„Cessez, à l'instant! Was geht hier vor?"

Draußen vor den Fenstern sah man einen kleinen Reitertrupp halten, und unter der Thür stand derjenige, welcher gesprochen hatte. Er war von kleiner, schmächtiger Gestalt; sein hageres, scharf geschnittenes Gesicht zeigte eine bronzene Färbung; die breite Stirn bedeckte ein Dreffenhut, und die Gestalt war in einen weiten Regenrock gehüllt. Beim Anblick dieses Mannes zogen sich die Angreifer erschrocken zurück, indem sie mit der tiefsten Ehrerbietung salutirten. Er mochte vierundzwanzig Jahre zählen; sein bartloses Gesicht blieb vollständig regungslos, aber sein mächtiges Auge blitzte im Kreise umher und blieb dann auf demjenigen haften, welcher unter den Anwesenden die höchste Charge bekleidete:

„Bürger Tambour-major, berichte!"

Der Genannte, dem bereits der Angstschweiß auf die Stirne zu treten begann, erzählte in kurzer, soldatischer Weise:

„Hier ist ein Pfaffe, mon Colonel, und ein päpstlicher Emissair, welche uns beleidigten."

„Und darauf antwortet Ihr mit Schlägen! Welcher ist der Emissair?"

„Der mit dem Tischbeine."

„Woher weißt Du, daß er ein Emissair ist?"

„Ich vermuthe es."

„Très bien, Bürger Tambour-major. Du bist fertig; nun mag auch Er sprechen!"

Surcouf trat einen Schritt vor und blickte dem Offizier furchtlos in die Augen.

„Mein Name ist Surcouf, Bürger Colonel; darf ich um den Deinigen bitten?"

[1]) Handspeiche, Brechstange.

„Ich heiße Bonaparte," erklang es kalt und stolz.

„Also ich heiße Surcouf, Robert Surcouf, bin Seemann und wollte nach Beaussет, um meinen Freund Andoche Junot, den Advokat und Bürger Grenadier, zu besuchen. Ich trat hier ein, ließ diese Bürger Soldaten Wein auf meine Rechnung trinken, bis sie von diesem würdigen Priester verlangten, daß er auf das Verderben seines höchsten Oberhauptes, des heiligen Vaters, trinken solle. Er that es nicht, und darum wollten sie ihn schlagen. Er ist ein Mann des Friedens und kann sich nicht wehren; darum brach ich dieses Tischbein ab und habe ihn vertheidigt. Nun halten sie mich für einen Emissair. Ein braver Seemann aber wird einen Jeden vertheidigen, welcher von einer Uebermacht unschuldig angegriffen wird. Es sind noch viele Tischbeine hier!"

Ueber das Gesicht des Obersten zuckte ein leises, ganz leises Lächeln, welches aber sofort wieder verschwand. Er wandte sich zu den Soldaten:

„Bürger Tambour-major, Du marschirst sofort mit den Andern in den Arrest!"

Das Wort war kaum gesprochen, so salutirten sämmtliche „Bürger Soldaten" und marschirten zur Thür hinaus. Dann drehte sich der Oberst wieder zu den beiden Andern herum. Sein Wort galt zunächst dem Priester:

„Wer bist Du?"

„Ich bin Bruder Martin vom Orden der Missionäre des heiligen Geistes," lautete in bescheidenem Tone die Antwort.

„Es sind alle Orden aufgehoben. Hast Du den Bürgereid geleistet?"

„Nein. Mein Eid gehört nur der heiligen Kirche."

„Das wird sich finden!" Und sich zu dem Seemann wendend, fuhr er fort: „Surcouf? Ich muß diesen Namen bereits gehört haben! Ah, hast Du den Namen „the Runner" gehört?"

„Ja. Das war das englische Avisoschiff, welches ich durch die Klippen bringen sollte, aber mit Fleiß und Absicht auf die Bank laufen ließ."

Der Oberst maß den jungen Mann mit einem kurz aufleuchtenden Blick.

„Ah, das wärst also Du? Wirklich? Weißt Du, Bürger Surcouf, daß Dein Leben an einem Haare hing!"

„Ich weiß es; aber sollte ich den Feind in den Hafen bringen? Ich sprang, sobald der Runner auflief, über Bord und kam glücklich an's Land, obgleich die Kugeln mir um den Kopf pfiffen. Die Engländer schießen schlecht, sehr schlecht, Bürger Colonel!"

„Wir werden in diesen Tagen sehen, ob Du Recht hast. Warum nimmst Du Dich eines Priesters an, der den Bürgereid nicht leisten will?"

„Weil dies meine Pflicht ist. Ich bin ein guter Katholik; ich habe mit ihm auf das Wohl des heiligen Vaters getrunken."

„Ah, quelle inconsidération! Mußtest Du das thun? Brauchtest Du mir dies zu sagen, Bürger Surcouf? Ich sah, daß Du einige Soldaten beschädigt hast?"

„Ja, mit dem Tischbeine hier."

„Gut. Der Fall soll untersucht und bestraft werden. Auch Ihr Beide seid arretirt. Man wird Euch nach Beaussет bringen; doch sollst Du Deinen Freund Junot zu sehen bekommen. Adieu!"

Der kleine Offizier wandte sich scharf auf dem Absatze um und verließ die Stube. Eine Minute später ritt er mit seinen Begleitern davon; er befand sich jedenfalls auf einer Recognoscirung. Zu gleicher Zeit aber traten drei Militairs ein, welche den Beiden sagten, daß sie ihnen nach Beaussет zu folgen hätten.

„Das werden wir thun," meinte Surcouf, indem er sein Tischbein bei Seite legte. „Beaussет war ohnedies mein Ziel."

„Aber das meinige nicht," antwortete Bruder Martin. „Ich wollte hinauf nach Sisteron."

„Dorthin kannst Du auch morgen gehen, mein frommer Bruder. Bis dahin magst Du in Beaussет mein Gast sein; vorher aber wollen wir hier mit diesen drei tapferen Bürgern noch ein Glas trinken. Ich finde diesen Roussillon sehr gut und muß ja auch mein Tischbein bezahlen."

Der wackere Seemann schien sich in seine Gefangenschaft sehr leicht zu finden. Es war ihm nicht die mindeste Abnahme seiner guten Laune anzumerken, und als dann später aufgebrochen

wurde, ertrug er den strömenden Regen mit derselben Geduld, mit der er ihn vorher ertragen hatte.

Beausset ist noch heut ein kleiner Ort von nicht viel über 3000 Einwohnern. Es gibt dort eine Wollenweberei, und in der Umgegend wird ein gutes Olivenöl und ein leidlicher Rothwein gebaut. Als die beiden Gefangenen dort anlangten, wurden sie nach dem Hause geführt, in welchem der Oberstkommandirende, General Cartaux, sein Quartier aufgeschlagen hatte, und dort in eine enge, dunkle Kammer eingesperrt, deren einziges Fenster durch den Laden dicht verschlossen war.

„So, hier liegen wir vor Anker," meinte Surcouf. „Leider gibt es weder Hängematte noch Daunenbett. Wir müssen uns mit dem Bewußtsein fügen, daß man uns bald aus dieser Koje erlösen wird."

„Ich wenigstens habe das nicht zu hoffen," seufzte Bruder Martin.

„Nicht? Warum?"

„Weißt Du nicht, Bürger Surcouf, daß es jetzt in Frankreich kein größeres Verbrechen gibt, als dem Willen des Convents zu trotzen? Ich habe meinen priesterlichen Eid abgelegt und kann keinen anderen schwören. Ich sehe böse Tage für mich kommen, aber ich bleibe meinem Schwure treu."

Da ergriff Surcouf die Hände des Gefährten, und seine Stimme klang ganz anders als bisher, indem er nun in bewegtem Tone sagte:

„Das vergelte Dir Gott, Bruder Martin! Viele, Viele sind abgefallen; aber noch Mehrere sind freiwillig in die Verbannung gegangen oder bleiben muthig im Lande, um mit der Hyder des Unglaubens und der Vergewaltigung zu kämpfen. Ich bin nicht der sorglose Mann, der ich scheine. Ich sehe eine Zeit kommen, in welcher man auch das Allerheiligste verleugnen wird, nachdem man vorher das Heilige beschimpfte, eine Zeit, in welcher es starker Geister und gewaltiger Arme bedarf, um das Vaterland von der Herrschaft des Schreckens zu befreien und unserm Volke die ihm von Gott angewiesene Stellung unter den Nationen zu erhalten. Es wird große Kämpfe geben; es werden Ströme Blutes fließen; es wird ein gigantisches Ringen des Einen gegen Alle sein. Das Weizenkorn, welches unter dem Unkraute der Revolution verborgen liegt, wird aufgehen, doch werden dunkle Wolken es beschatten, und Stürme es knicken wollen. Da gilt es, wach und munter zu sein; da gilt es, sich schon bei Zeiten im Kampfe zu üben und zu stählen, damit ein Jeder an seinem Platze sei, wenn die Kräfte gemessen werden. Ich bin ein Sohn des Vaterlandes und auch ich habe die Pflicht, treu und stark zu ihm zu halten in aller Noth und Gefahr. Darum habe ich mich ihm zum Dienste angeboten, aber man hat mich abgewiesen, weil ich offen bekenne, daß ich nicht zu denen gehöre, welche den Stuhl Petri stürzen und Christum abermals an das Kreuz schlagen möchten. Wegen einer offenen Rede habe ich aus Paris flüchten müssen; ich ging an andere Orte und wurde wieder abgewiesen; nun komme ich nach Toulon, um den letzten Versuch zu machen. Ich werde mit den Generalen Cartaux und Doppet sprechen; ich werde auch mit diesem Colonel Bonaparte reden; er hat das Gesicht eines Mannes, welcher wachsen wird; vielleicht erreiche ich hier am letzten Orte, was mir anderwärts versagt worden ist."

Der Priester hielt seinen Blick erstaunt auf den Sprecher gerichtet. Dieser junge Mann war auf einmal ein ganz Anderer geworden; der fröhliche, sorglose, unbekümmerte Jüngling stand plötzlich da als ein Mann, dessen Auge prophetisch in die Ferne blickte, dessen Rede begeistert von den Lippen floß, und dessen Aufgabe auf ein großes Ziel gerichtet war.

„Mein Sohn," sagte Bruder Martin, „ich höre aus Deinem Munde Worte eines Mannes, dessen Weg zur Höhe führen muß. Was auch die Zukunft Dir beschieden haben mag, sei stets der ewigen Wahrheit eingedenk, daß der Mensch nichts Gutes thut als nur in Gott, und daß er einen Richter hat für jeden Gedanken, jedes Wort und jede That, die er vollbringt. Dein Fuß wird nicht gewöhnliche Pfade wandeln; laß Dich bei jedem Schritte von dem Lichte leiten, welches kein Convent und keine Revolution verlöschen kann."

Nach diesen Worten herrschte längeres Schweigen. Die beiden Gefangenen hätten sich Vieles zu sagen gehabt, aber der Augenblick war zu weihevoll, als daß ein profanes Wort ihn hätte stören dürfen.

Nach längerer Zeit wurde die Thüre geöffnet. Man rief Surcouf, um ihn zum commandirenden General zu führen. Es dauerte lange, ehe er zurückkehrte, und dann wurde Pater Martin abgeführt. Dieser kam sehr bald zurück. Er hatte sich erklären sollen, ob er bereit sei, den Bürgereid zu leisten, und als er sich entschieden weigerte, war ihm eröffnet worden, daß man ihn als Verräther behandeln müsse und ihm also seine Freiheit nicht zurückgeben könne. Surcouf frug ihn, was er dagegen zu thun entschlossen sei.

„Was soll ich thun?" frug er. „Ich bin ein Mann des Wortes, aber nicht ein Mann des Schwertes. Es wird mir gehen wie so vielen Andern; man wird mich nach Paris bringen und dort werde ich verschwinden."

„Ah, Du würdest nicht in Paris, sondern bereits schon unterwegs verschwinden; aber dies soll nicht geschehen, so wahr ich Robert Surcouf heiße!"

„Wie wolltest Du mir helfen? Du bist ja selbst Gefangener!"

„Aber ich werde es nicht immer sein. Der General wollte sich nur vergewissern, ob ich ein Emissair sei oder nicht. Sobald er einsah, daß ich ein ehrlicher Seemann bin, handelt es sich nur noch um die kleinen Hiebe, welche diese guten Bürger Soldaten von mir erhalten haben, und darüber soll Colonel Bonaparte urtheilen, wurde mir gesagt. Ich werde also baldigst auf freiem Fuße sein."

„Welcher Mensch kann mit Sicherheit auch nur von dem nächsten Tage sprechen! Ich wollte nach Sisteron, um von da vielleicht über Gap oder Embrun und Briançon aus Frankreich zu kommen; nun aber bin ich gar gefangen!"

„Ueber Gap und Embrun? Oh malheur! Einen solchen Fluchtweg kann nur eine Seele einschlagen, die mehr im Himmel als auf Erden wandelt! In diesen beiden Festungen muß ein Jeder hängen bleiben, der nach dieser Richtung hin entkommen will, und übrigens wimmelt die ganze Strecke von Toulon bis an die italienische Grenze von Conventstruppen, welche schwer zu täuschen sind. Dazu begreife ich nicht, wie man in einem Weinhause einkehren kann, wenn man den Häschern entgehen will!"

„Der Wirth dieses Hauses ist mein Verwandter; er hielt mich lange Zeit versteckt, und eben wollte ich Abschied nehmen, als das Wetter die Soldaten herbeitrieb."

„Das hätte nichts zu sagen gehabt; aber dieses geistliche Gewand ist zum Verräther geworden. Ueberhaupt gibt es von hier aus auf dem Landwege kein Entkommen; nur auf der See ist die gesuchte Freiheit zu finden."

„Aber wie gelangt man ohne Freunde, ohne Mittel und ohne Kenntniß der Gelegenheiten auf ein sicheres Schiff?"

„Durch mich, durch Robert Surcouf. Verstanden?"

Er konnte nicht weiter sprechen, denn die Thür wurde abermals geöffnet, und es trat ein Grenadier herein, in welchem Surcouf seinen Freund Junot erkannte. Dieser war jetzt noch gewöhnlicher Soldat, aber man weiß, daß er nur drei Tage später Sergent wurde. Bei der Beschießung von Toulon vom 15. bis 17. Dezember 1793 dictirte ihm Napoleon einen Befehl; da schlug eine Kanonenkugel neben ihnen in den Boden und bespritzte das Blatt mit Erde. „Prächtig," rief Junot, „so brauchen wir keinen Streusand!" Durch dieses Wort wurde Bonaparte auf ihn aufmerksam und ließ ihn von da nicht wieder aus den Augen, so daß Junot schon 1804 Divisionsgeneral und Commandant von Paris wurde.

Dieser Grenadier, welcher jetzt wohl nicht ahnte, daß er einst eine Herzogskrone tragen werde, hatte große Freude, seinen Freund Surcouf wiederzusehen. Er erfuhr, daß dieser sich um eine Anstellung in der Marine bewerbe und daß er nun auch von General Cartaux abfällig beschieden worden sei. Junot konnte für den Freund nichts thun, als ihm seine gegenwärtige Haft erleichtern; er sorgte für Speise, Trank und Licht und mußte die Beiden dann ihrem Schicksale überlassen.

Erst am Nachmittage des nächsten Tages kam eine Ordonnanz, welche den Seemann zu Bonaparte bringen sollte. Dieser befand sich nicht in Beausset, sondern außerhalb des Ortes in einer Schanze, von welcher aus die Befestigungen von Toulon beschossen wurden.

Diese Stadt hatte sich der unter Admiral Hood stehenden Flotte der vereinigten Engländer und Spanier übergeben, und der Convent machte die riesigsten Anstrengungen, diesen hochwichtigen Platz zurückzuerobern. Leider erwiesen sich die Generale Cartaux und Doppet als unfähig; der Eine war ein Maler und der Andere ein Arzt gewesen; sie waren im Atelier und Lazareth an ihrem Platze, nicht aber vor den gewaltigen Außenwerken eines so großartigen Waffenplatzes, und darum hatte man den jungen Napoleon Bonaparte gesandt, um den beiden Generalen beizustehen.

Der kleine Corse hielt soeben neben den beiden Obergeneralen, als Surcouf zu ihm geführt wurde. Er beachtete den Gefangenen gar nicht und schien nur in das Gespräch vertieft, welches er mit seinen zwei Vorgesetzten führte.

„Und ich kann dennoch nicht von meiner Ueberzeugung abgehen," sagte er. „Wenn wir so fortfahren, werden wir nach einem Lustrum immer noch unverrichteter Sache vor Toulon liegen. Was sind unsere Geschütze gegen die Feuerschlünde der Festung und der Flotte! Wir müssen so schnell wie möglich weiteres Belagerungsgeschütz aus Marseille und den andern Waffenplätzen kommen lassen. Wir dürfen nicht nur die Befestigungen der Stadt beschießen, sondern wir müssen vor allen Dingen die feindlichen Schiffe mit glühenden Kugeln bewerfen. Haben wir die Flotte vernichtet und vertrieben, so kann sich die Stadt unmöglich lange mehr halten. Geben Sie mir Vollmacht, so verspreche ich, daß Toulon sich in vierzehn Tagen in unseren Händen befindet."

„Nur nicht sanguinisch!" erwiederte Cartaux in hochfahrendem Tone. „Selbst wenn die Flotte weichen muß, wo haben wir die Mittel, Befestigungen wie Fort Malbosquet, Balagnier und Eguilette zu bezwingen?"

„Man schaffe nur zunächst Geschütz und Munition herbei, verstärke die Belagerungsarmee bis auf vierzigtausend Mann und versehe diese Verstärkungen mit den nothwendigen Requisiten. Ich habe das Terrain noch nicht genau studiren können, aber es muß ein Punkt zu finden sein, welcher die feindlichen Werke dominirt, und von diesem aus werden wir den Gegner zu bezwingen wissen."

Surcouf hatte diese Worte gehört; er trat mit zwei raschen Schritten an die drei Offiziere heran und sagte:

„Pardon, Bürger! Dieser Punkt ist bereits gefunden."

Cartaux machte eine strenge, zurückweisende Geberde; auch Doppet drehte sich stolz zur Seite. Napoleon aber überflog den Sprecher mit einem Blitze seines Auges und meinte:

„Du bist sehr kühn, Bürger Surcouf! Wenn Offiziere sprechen, hat ein jeder Andere zu schweigen, besonders wenn er gar ein Gefangener ist. Welchen Punkt meinst Du?"

„Bürger Colonel, siehe dort den Platz zwischen beiden Häfen der Stadt. Wenn Du ihn besetzest, so kannst Du die feindliche Flotte in ihrer ganzen Ausdehnung bestreichen. Die Stadt muß sich in zwei oder drei Tagen ergeben, sobald Du ihre Werke von dort aus mit Vierundzwanzigpfündern und Mörsern demolirst. Das Auge wird Dich lehren, daß von diesem Punkte aus Fort Malbosquet sehr leicht zu bombardiren ist."

Bonaparte setzte das Fernrohr an und musterte die betreffende Gegend. Als er es wieder absetzte, bewegte sich kein Zug seines ehernen Gesichtes. Er blickte lange auf den Horizont hinaus; dann aber wandte er sich plötzlich zu den beiden Generalen:

„Dieser Mann hat Recht, vollkommen Recht. Ich ersuche die Bürger Generale, seinen Rath, welchen ich mit meiner Ueberzeugung unterstütze, in schnelle Erwägung zu ziehen!"

„Den Rath eines Arrestanten!" rief Cartaux. „Schäme Dich, Bürger Colonel!"

Auch auf diese beleidigende Antwort zuckte keine Wimper in Napoleon's Gesicht, aber seine Stimme klang scharf und schneidig, als er entgegnete:

„Allerdings schäme ich mich, messieurs, aber nicht über den Rath, welcher uns ertheilt wurde, sondern darüber, daß bis jetzt noch nicht gefunden worden ist, was dieser Bürger auf den ersten Blick bemerkte. Ich bin gewohnt, jeden nützlichen Rath anzunehmen, er komme, von wem es auch sei, und bitte, den betreffenden Punkt schleunigst besetzen und befestigen zu lassen. Wenn uns die Engländer zuvorkommen, so muß es uns außerordentliche Opfer kosten, die Unterlassung wieder auszugleichen."

„Colonel!" brauste Cartaux auf. Er wollte mehr sagen, Doppet aber ergriff ihn beim Arme und zog ihn fort.

Bonaparte blickte ihnen mit finsterer Miene nach.

„Man wird dennoch thun müssen, was ich will," murmelte er, und zu Surcouf gewendet, fuhr er fort: „Dein Plan ist gut, Bürger; ich danke Dir! Wo hast Du diesen Scharfblick her, Du, ein Matrose?"

„Matrose?" lachte der Gefragte. „Ein Schüler der See-Akademie und des Bureau des longitudes? Der Seemann hat ebenso seine Strategie und Taktik wie der Offizier des Festlandes. Bürger Colonel, ich freue mich, mit Dir sprechen zu können. Ich bin Dein Gefangener; Du wirst mich vielleicht bestrafen, weil ich einigen unnützen Burschen den Schädel geklopft habe; ich werde diese Strafe auf mich nehmen; aber wenn ich sie verbüßt habe, so werde ich Dich abermals aufsuchen, dann habe ich Dir eine Bitte vorzutragen."

„Sprich sie aus!"

„Heute nicht. Erst muß ich die Strafe hinter mir wissen."

Bonaparte runzelte leicht die Stirn.

„Du sprichst sehr kategorisch! In Deinem Alter ist man gern bescheiden, weil man da erst im Begriffe steht, das Leben zu beginnen."

„Bürger," lächelte der Getadelte, „Du beginnst es also vom Colonel an, denn wir werden wohl die gleichen Jahre zählen."

Napoleon beachtete diesen Einwurf nicht und fuhr fort:

„Du hast allerdings Strafe verdient, denn Du hast Dich an den Soldaten des Convents vergriffen; aber um des Rathes willen, welchen Du uns gegeben hast, soll Dir verziehen sein. Jetzt nun wirst Du wohl Zeit finden, Deine Bitte auszusprechen, Bürger Surcouf?"

„Ich danke Dir, Bürger Colonel! Meine Bitte ist sehr kurz; sie lautet: gib mir ein Schiff!"

Der kleine Corse blickte erstaunt den Seemann an.

„Ein Schiff?" rief er verwundert. „Was willst Du mit dem Schiffe, und woher soll ich es nehmen?"

„Hier lies zunächst diese Papiere!"

Er zog sein Portefeuille hervor, nahm eine Anzahl groß gesiegelter Zeugnisse hervor und gab sie Napoleon. Dieser las eines nach dem andern und gab sie ihm dann mit einer sehr nachdenklichen Miene zurück.

„Ausgezeichnet!" nickte er. „Bürger Surcouf, es wird wenig Männer Deines Alters geben, welche sich des Besitzes solcher Papiere rühmen können. Du bist klug und kühn; der Convent wird wohlthun, Dich im Auge zu behalten."

„Pah, der Convent will mich gar nicht haben!"

„Warst Du in Paris?"

„Ich war dort; ich war in Le Havre; ich war in Brest, in Nantes, in La Rochelle, in Bordeaux, Marseille und Lyon; ich war bei allen Marinebehörden bis hinauf zum Minister und habe nur das Eine gehört, daß ich unfähig bin."

„So sind Deine Zeugnisse eine Lüge."

„Sie enthalten die Wahrheit; aber die Männer, bei denen ich war, segeln im Nebel, ohne die Augen zu öffnen. Ich habe Alles gethan, um sie sehend zu machen; ich habe ihnen meine Ansichten entwickelt; ich habe ihnen den Vorhang der Zukunft gelüftet — sie wollten blind bleiben."

Jetzt lächelte Bonaparte, aber wie ein Riese, welcher einen Zwerg von Heldenthaten sprechen hört.

„Welches sind die Ansichten, die Du ihnen entwickelt hast?" fragte er.

„Es sind die Ansichten eines einfachen Mannes, der sich durch kein Blendwerk täuschen läßt. Die republikanische Form unserer Regierung steht im Gegensatze zu den Regierungsformen der uns umgebenden Länder; unsere Interessen sind den ihrigen feindlich entgegengesetzt, und der Ausgleich kann nicht auf dem Wege des Friedens geschehen. Ferner gibt es im Innern der Republik selbst tausend noch ungezügelte Kräfte und Mächte, welche eine gewaltige Expansionskraft besitzen; eine einzige dieser Kräfte ist im Stande, den noch unfertigen Bau augenblicklich zu zertrümmern. Die Religion ist das Herz der Nation; die Republik will sich dieses Herz herausreißen; sie wird zum Selbstmörder werden; sie wird sterben; aber ihr Tod wird kein sanfter, sondern ein fürchterlicher sein. Damit habe ich bewiesen, daß

Frankreich vor großen Kämpfen steht, vor Kämpfen nach außen und vor Kämpfen nach innen. Hierzu bedarf es einer Land- und Seemacht, welche nicht nur sich in gutem Vertheidigungszustande befindet, sondern nöthigenfalls auch zum Angriffe schreiten kann. Wir haben ein tapferes Heer und gute Generale, aber was wir nicht haben, das ist eine genügende Flotte. Seeleute hat Frankreich genug, aber es mangelt an Kriegsschiffen und an Seeoffizieren, welche die Fähigkeit besitzen, die kriegerischen Traditionen unserer Feinde zu Schanden zu machen — — —"

„Und ein solcher Offizier bist Du?" unterbrach ihn Napoleon.

„Ja," antwortete der Gefragte mit offener Miene. „Man gebe mir ein Schiff, und ich werde es beweisen!"

„Du sprichst sehr stolz, Bürger Surcouf, und läufst Gefahr, daß man Dein Selbstbewußtsein für Prahlerei nimmt. Wer einen Kahn zu steuern vermag, ist doch noch nicht ein geborenes Genie zur See!"

Es lag etwas wie Geringschätzung in dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden; Surcouf fühlte das, und seine Stimme klang schärfer denn vorher, als er entgegnete:

„Bürger Colonel, Du sprichst in dieser Weise zu mir, weil Du siehst, daß ich noch nicht das Alter besitze, um Mitglied des Rathes der Alten zu sein. Das ist ein schlechter Mann, welcher mehr von sich hält, als er ist; aber ein noch viel schlechterer Mann ist derjenige, welcher nicht weiß, was er zu leisten vermag. Wenn ein Maler oder ein Arzt General werden kann, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß ein Seemann ein Schiff zu führen vermag. Wir stehen in einer Zeit, welche Altes zerschmettert, um Neues zu schaffen. Die Kämpfe, denen wir entgegen gehen, erfordern jugendliche Kräfte. Warum soll ich abgewiesen werden?"

„Weil Du Dir erst verdienen mußt, was Du begehrst. Was hast Du für den Staat geleistet? Du magst ein guter Seemann sein; Du magst dies im privaten Leben auch bewiesen haben; der Marinebehörde aber bist Du unbekannt und darfst nicht erwarten, daß man Dir ein Schiff anvertraut, ohne Dich vorher kennen gelernt zu haben."

„Aber man will mich nicht kennen lernen; man will keinen Offizier, der den Glauben hat, daß sein Schiff ebenso von Gottes Hand wie von den Winden geleitet wird."

„So ändere Deinen Glauben!"

Surcouf trat einen Schritt zurück und rief:

„Bürger Bonaparte, Du scherzest! Ich bin ein Katholik und bleibe es. Ich bin ein Franzose und bleibe es, trotzdem mir von England Anerbietungen gemacht worden sind, welche mir die Erfüllung meiner sehnlichsten Wünsche verheißen. Ich werde stets nur für mein Vaterland, niemals aber gegen dasselbe kämpfen, und gibt man mir kein Schiff, so nehme ich es mir!"

Napoleon machte eine abweisende Geberde.

„Das träumst Du nur!" meinte er scharf.

„Robert Surcouf träumt nie, Bürger Colonel! Du bist der Letzte, auf den ich meine Hoffnung setzte. Gib mir wenigstens ein kleines Fahrzeug, aus welchem ich einen Brander herstellen kann, und Du sollst sehen, daß ich das feindliche Flaggenschiff in die Luft sprenge!"

„Hier, im Hafen von Toulon?"

„Ja."

„Ah, nun bin ich wirklich überzeugt, daß Du träumst! Bürger Surcouf, gehe; Deine Dienste werden nicht gebraucht!"

„Ist dies Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„So habe ich meine Schuldigkeit gethan und kann nun nach Belieben handeln. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Frankreich's Ruhm zur See zusammenbricht, in welcher man vergebens ausschaut nach einem Manne, der unsere Flagge siegreich steigen lassen könnte; aber dieser Mann wird fehlen. Dann, ja dann wird man sich des Bürgers Surcouf erinnern; man wird ihn rufen, doch er wird diesem Rufe nicht Folge leisten."

„Ah, Dein Traum wird zum Fieber! Man wird Dich niemals rufen, denn Du wirst niemals zu verwenden sein. Und wäre ich selbst es, der hier zu entscheiden hätte, so würde ich der Letzte sein, der Deinen Namen nennt. Frankreich braucht Männer und besonnene Köpfe, aber nicht Knaben und Phantasten. Heute hast Du gesprochen, und bereits morgen wirst Du vergessen sein!"

Da trat Surcouf hart an den Offizier heran und legte ihm die Hand schwer auf die Schulter.

„Bürger Bonaparte, ich will Dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; ich sage Dir offen, daß ich Dich für einen Mann halte, der seinen Weg machen wird; auf diesem Wege aber wird Dir einst Robert Surcouf begegnen, und dann wirst Du bedauern, daß Du ihn so schnell vergessen hast. Wir sind geschieden für ewige Zeiten; vorher aber sage ich nur noch Eins: Was wirst Du mit Pater Martin, meinem Gefährten, thun?"

„Darnach hast Du nichts zu fragen. Er hat sich gegen die Verordnungen des Convents gesträubt und wird seine Strafe leiden."

„Er hat Gott mehr gehorcht als den Menschen, und darum wird ihn Gott beschützen. Versucht es immerhin, den Ewigen abzusetzen: es wird Euch schwer werden, gegen den Stachel zu lecken!" —

(Fortsetzung folgt.)

Bewährte Hausmittel.

Nachdruck verboten.

3. Schwarz-Waldwurzel-Salbe.

Es ist dies die wilde Schwarzwurzel (Consolida major), welche mit großen rauhen Blättern auf Wiesen wächst. Man wäscht die Wurzel, ohne sie abzuschaben, und reibt sie auf einem Reibeisen, läßt dann die gleiche Menge frischer, ungesalzener Butter auf dem Feuer zergehen, gibt das Geriebene hinein und läßt es etwa eine halbe Viertelstunde lang zusammen dämpfen, aber ja nicht braun werden, und siebe es dann durch ein loses Tuch oder groben Stramin.

Beim Gebrauche wird es auf Leinwand gestrichen und auf die Wunde gelegt. Sobald das Pflaster trocken geworden ist, legt man ein neues auf. Die Heilung der Wunde erfolgt außerordentlich rasch und in mildester Weise.

4. Altrheinisches Wundmittel.

Man nehme ein Stück von neuer, blaugefärbter Leinwand, wovon in Rheinland die Kittel (Blousen) der Männer und die Hausschürzen der Frauen gemacht werden, und tränke es durch und durch mit reinem Rüböl, zünde es hierauf an einem Zipfel an und halte es über einen Teller, um die herabfallende Flüssigkeit aufzufangen, womit man dann etwas Charpie befeuchtet. Diese wird auf die Wunde gelegt und Morgens und Abends erneuert.

Redactionsschluß am 2. September 1882.

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.



Von Oktober 1881 bis Oktober 1882.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Robert Surcouf.

Nachdruck verboten.

Ein Seemannsbild von **Ernst von Linden.**

(Fortsetzung.)

Eine kühne That.

Am Abend desselben Tages saß Pater Martin allein in seiner Kammer. Es war ihm gesagt worden, daß sein Gefährte frei sei und nicht wieder zurückkommen werde. Draußen vor dem Orte donnerten die ehernen Stimmen der Geschütze trotz der herrschenden Dunkelheit, und in dem Hofe erklang der regelmäßige Schritt der Schildwache, welche vor dem Fenster des Gefängnisses Wache zu halten hatte.

In den Gassen von Beausset und besonders vor dem Hauptquartiere standen Gruppen von Soldaten, welche sich über die nächtliche Kanonade unterhielten. Es war dies ein Zeichen, daß mit dem Obersten Bonaparte ein neuer Geist in die Belagerungsarmee getreten sei, und man gab sich der Hoffnung hin, daß man einen baldigen Erfolg bemerken werde.

Da kam sporenklirrend ein Offizier die Gasse herab und trat in das Haus. Er schritt direkt durch den Flur hinaus nach dem Hofe und blieb vor dem Posten halten.

„Bürger Soldat, wie heißest Du?“ fragte er kurz und barsch.

„Etienne Girard,“ antwortete der Gefragte salutirend.

„Nun wohl, Bürger Girard, öffne mir die Thür, welche zu dem Gefangenen führt!“

Der Soldat gehorchte ohne Widerrede. Der Offizier blieb vor dem Eingange stehen und befahl dem Priester:

„Bürger Martin, folge mir! Du sollst die Ehre haben, vor dem General zu erscheinen, welcher Dich draußen in der Schanze sprechen will.“

Der Gefangene erhob sich und verließ still und gehorsam die Kammer. Der Offizier schob dem Soldaten ein versiegeltes Papier in die Hand und gebot ihm:

„Hier die Bescheinigung, daß Du mir den Gefangenen übergeben hast, Bürger Girard. Du wirst sie dem Bürger Colonel Bonaparte einhändigen, sobald er zurückgekehrt ist; für jetzt aber bist Du abgelöst.“

Er entfernte sich mit dem Priester und schritt mit ihm an den Militärgruppen vorüber, zur Stadt hinaus. Draußen aber änderte er die Richtung und schwenkte links ab in das Feld hinein; an einer einsam gelegenen Stelle angekommen, blieb er halten.

„Bürger Martin, Du stehst vor Deinem Richter,“ sprach er mit derselben strengen Stimme, mit der er vorher gesprochen hatte.

Der Priester blickte auf.

„Du?“ frug er. „Du wolltest mein Richter sein?“

„Ja. Aber ich bin Dir ein gerechter Richter; ich spreche Dich frei.“ Und in völlig verändertem Tone setzte er lachend hinzu: „Vraiment, sogar dieser gute Pater Martin hat mich nicht erkannt!“

Bei dieser Stimme fuhr der Priester überrascht empor.

„Surcouf, Robert Surcouf, ist es möglich!“ rief er.

„Pst, leise!“ warnte der Andere. „Da drüben gibt es Leute, welche sich sehr für uns interessiren.“

„Aber wie kommst Du zu mir? In dieser Uniform? Weißt Du, daß Dein Spiel ein sehr gewagtes ist?“

„Gewagt? Ah pah! Diese Herren Maler, Aerzte, welche es sich beikommen lassen, den General zu spielen, sind mir nicht gefährlich; aber vor diesem kleinen Colonel Bonaparte muß man sich ein wenig in Acht nehmen. Du fragst, wie ich zu Dir komme. Glaubst Du etwa, daß Robert Surcouf der Mann ist, einen guten Bekannten sitzen zu lassen? Und diese Uniform? Haha, sieh' sie Dir einmal genauer an! Es ist der Rock eines Douanier, eines Zollwächters, der ihn ausgezogen hat, weil er ihn auf dem Schaffote nicht mehr brauchte. Ich habe auch gute Freunde und Bekannte, auf welche ich mich verlassen kann. Ich werde ein wenig hinein nach Toulon gehen, um zu sehen, was zu machen ist.“

„Thu dies ja nicht. Du wagst Dein Leben!“

„Sorge Dich nicht um mich. Ich weiß ganz genau, was ich wage. Jetzt handelt es sich ganz allein um Dich. Du bist frei. Wohin gedenkst Du Dich zu wenden?“

„Ehe ich Dich traf, hatte ich die Absicht, die italienische Grenze zu erreichen. Drüben wird man für mich sorgen.“

„Du sollst sicher hinüber kommen, mein guter Pater Martin. Ich habe da einige wackere Leute, welchen Du nach Frejus folgen wirst; sie werden Dich auf einem Fahrzeuge hinüber bringen.“

Er stieß einen leisen Pfiff aus, worauf zwei Gestalten aus dem Dunkel der Nacht auftauchten.

„Hier ist der würdige Pater Martin, Ihr Leute. Ich übergebe ihn Euch, weil ich weiß, daß er in Euern Händen ebenso sicher ist, wie in den meinigen. Und nun gebt mir meinen Rock und nehmt diesen dafür zurück. Und jetzt, frommer Vater, wollen wir Abschied nehmen. Wir werden Beide dieses Land verlassen, aber unsere Wege werden wohl nie wieder zusammentreffen. Beten Sie für mich, denn das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, und ich werde es ja brauchen können!"

„Gott segne Dich, mein Sohn! Ich — — —"

Er sprach nicht weiter, denn Surcouf war bereits im Dunkel der Nacht verschwunden, hatte ihm aber vorher Etwas in die Hand gedrückt. Der Priester fühlte, daß es Geld war; er mußte den beiden Schiffern folgen, ohne es zurückweisen zu können.

Eine halbe Stunde später kehrte Bonaparte von der Schanze in das Quartier zurück, und Etienne Girard beeilte sich, ihm das Schreiben zu überreichen. Es enthielt allerdings eine Empfangsbescheinigung; es lautete:

„An den Bürger Colonel Bonaparte.

Ich bestätige hiermit den richtigen Empfang eines Mitgefangenen, des frommen Pater Martin. Ich habe ihm die Freiheit gegeben, um ihn ungerechten Richtern zu entziehen und dem Bürger Bonaparte zu zeigen, daß der Bürger Surcouf nicht bloß zu träumen, sondern auch zu handeln vermag. Er hat versprochen, sich ein Schiff zu holen, weil man ihm keines gibt, und er wird sein Wort halten.

Robert Surcouf."

Bonaparte ließ sich von dem Soldaten das Geschehene berichten und starrte dann lange auf die Zeilen nieder. Sollte er den überlisteten Posten bestrafen? Nein. Er winkte schweigend, und der Mann trat ab. Der Colonel traf nicht einmal Anstalten, den Entflohenen zu verfolgen. Es wurde über die ganze Angelegenheit kein Wort gesprochen.

Napoleon hatte übrigens Anderes zu thun, als sich um die Wiederhabhaftwerdung eines Flüchtlings zu bekümmern, dessen Besitz ihm nicht den mindesten Vortheil brachte. Die beiden Generäle Cartaux und Doppet gaben nämlich die Besetzung des Punktes, auf welchen sie durch Surcouf aufmerksam gemacht worden waren, nicht zu; desto klüger aber waren die Engländer, welche plötzlich die Wichtigkeit des Ortes erkannten, 4000 Mann hinlegten und ihn mit furchtbaren Verschanzungen versahen. Diese Befestigungen waren so stark, daß sie den Platz Kleingibraltar nannten.

Voll Aerger über diesen Fehler fertigte Bonaparte einen Bericht an den Convent ab, in Folge dessen der Oberbefehl im November dem tapfern und einsichtsvollen Dugommier übertragen wurde. Dieser erkannte welchen Mann er in dem kleinen Corsen besaß, und gab seinen Vorschlägen offenes Gehör. Es wurden ganz in der Stille die nöthigen Vorkehrungen getroffen, welche volle drei Wochen in Anspruch nahmen; dann begann ein dreitägiges, entsetzliches Bombardement auf Kleingibraltar, welches dann im Sturme genommen wurde.

Unter den Bewohnern der Stadt herrschte natürlich eine große Aufregung. Viele Tausende hatten sich an dem Aufstande gegen den Convent betheiligt und die Engländer willkommen geheißen, als die Flotte derselben kam, um Toulon im Namen Ludwig's des Siebzehnten in Besitz zu nehmen. Sie Alle waren verloren, wenn die Vertheidigung nicht gelang. O'Hara, der Stadtkommandant, machte die riesigsten Anstrengungen, um die Belagerung abzuweisen; aber als Kleingibraltar verloren war, erkannte er, daß nun alle Mühe vergebens sei. Auch der Befehlshaber der englischen Flotte, Admiral Lord Hood, erklärte, daß Toulon nun nicht mehr zu halten sei, und verließ den Hafen. Er kreuzte draußen auf der Rhede und nahm die Truppen nebst denjenigen Einwohnern auf, welche sich compromittirt hatten. Wohl an die vierzehntausend Menschen verließen auf diese Weise die Stadt, um sich der Rache des Convents zu entziehen, von dem man wußte, daß er nicht zur Milde geneigt sein werde.

In einem engen Gäßchen, unweit des innern Hafens gelegen, gab es eine Taverne, welche nur von Matrosen besseren Schlages besucht wurde. Oncle Carditon, wie der Wirth genannt wurde, war ein anständiger Mann, welcher alles Gesindel von seinem Hause fern zu halten wußte. Dabei war er ein guter Christ und ein eifriger Patriot, welcher die Revolution haßte.

Es war einen Tag vor dem Sturme auf Kleingibraltar, als ein fremder Mensch in die Taverne trat. Er trug die Kleidung eines englischen Marinematrosen und zeigte auch die ganze Ungenirtheit dieser Leute, denn er legte, nachdem er sich gesetzt hatte, die schmutzigen Füße auf den mit einem weißen Linnen gedeckten Tisch und stieß, mit der Faust aufschlagend, einen lauten Fluch aus, um den Wirth herbeizurufen.

Dieser trat heran und erkundigte sich in aller Höflichkeit nach dem Begehr des Gastes.

„Wein!" sagte dieser.

„Haben Sie ein Gefäß bei sich?"

„Ein Gefäß? Was! Gibt es für die Gäste hier keine Gläser, he?"

„Für die Gäste, ja. Aber beim Verkaufe über die Straße hat ein Jeder sein Gefäß mitzubringen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich den Wein mit fortnehmen will? Ich bin Gast und werde ihn hier trinken."

„Wenn Ihr von meinem Weine trinken wollt, so müßt Ihr ihn allerdings mit fortnehmen, denn hier trinken könnt Ihr ihn nicht. Wer mein Gast sein will, der hat sich so zu betragen, daß ich mich seiner nicht zu schämen brauche."

„Ah! Und meiner müßt Ihr Euch wohl schämen?"

„Allerdings. In meinem Hause thut man die Beine hübsch unter den Tisch."

„Und wenn mir dies nicht gefällt?"

„So könnt Ihr gehen, oder ich führe Euch hinaus."

„Was gilt die Wette: ich lasse die Beine, wo sie sind, und bin Euch doch willkommen!"

„Daran denkt kein Mensch! Ich ersuche Euch, schleunigst abzusegeln!"

„Auch wenn man mich hierher bestellt hat?"

„Wer?"

„Robert Surcouf."

„Surcouf? Der? Einen Engländer? Ah, das ist etwas Anderes. Erlaubt, daß ich Euch ein Glas bringe!"

„Nun, wer hat Recht?" lachte der Fremde. „Jetzt aber sehe ich, daß ich an die richtige Adresse gekommen bin, und werde manierlicher sein. Habt keine Sorge, Oncle Carditon, ich bin kein Engländer, sondern ein Kind unserer guten Bretagne; ich war nur gezwungen, mich in dieser Verkleidung durch die Feinde hindurchzuschmuggeln. Ist Surcouf daheim?"

„Er ist da. Welchen Namen soll ich ihm nennen?"

„Bert Ervillard!"

„Ervillard!" rief der Wirth erfreut. „Wirklich? O, warum sagtest Du das nicht gleich!"

„Weil ich zum Spasse sehen wollte, ob Du wirklich ein so großer Brummbär bist, wie man sagt, Oncle Carditon."

„Es ist nicht so schlimm; aber ich kann nun einmal die Engländer nicht leiden. Wo hat Dich unser Bote getroffen?"

„In Tropez. Surcouf wußte genau, daß ich dort zu finden war. Hat er etwas gefunden?"

„Ich weiß es nicht. Er ist sehr verschwiegen, was ich nicht tadeln kann."

„Wie ich ihn kenne, ist er bereits im Klaren. Ich bin erst vor zwei Stunden angekommen und weiß dennoch bereits, was ich thun würde. Da sah ich zum Beispiel eine Brigantine, scharf auf den Kiel gebaut, schmuck wie eine Taube und glatt wie ein Falke; sie hatte zwanzig Stückpforten und schien ganz vor Kurzem vom Stapel gekommen zu sein. Das wäre eine Prise, he!"

Der Wirth lächelte geheimnißvoll schelmisch.

„Du meinst „the hen", welche da drüben vor Anker liegt? Ja, ein feines Schiff! „La poule" würde besser klingen als „the hen", das ist wahr. Na, wer weiß, was sich ereignen kann! Surcouf sagte, daß ihm nichts zu schwer sei, wenn Du ihm helfen würdest. Ich glaube, daß er Dir den Posten des ersten Offiziers zugedacht hat. Komm; ich will Dich zu ihm führen!"

Dieses Gespräch war laut geführt worden, da kein Gast zugegen war. Der Wirth führte Ervillard eine Treppe empor, und als er zurückkehrte, bekam er weitere Arbeit, da ein Trupp Hafenarbeiter Zutritt genommen hatte und seine Dienste in Anspruch

nahm. Kurze Zeit später trat ein Mann herein, welcher in stolzer Haltung die vordere Stube durchschritt und in dem hinteren Zimmer verschwand, welches den Aufenthalt der Kapitäns und Steuerleute bildete. Er besaß eine hohe, plumpe, ungeschlachte Gestalt, und sein aufgedunsenes Gesicht hatte jene spirituose Färbung, welche man vorzugsweise an Schnapstrinkern zu beobachten pflegt.

In dem Angesichte des Wirthes zuckte es eigenthümlich, als er, ohne erst auf die Bestellung zu warten, dem neuen Gaste ein großes Glas voll Cognac nachtrug. Er grüßte ehrerbietig, aber ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht doch einen verstohlenen Blick belauscht, der auf eine ganz andere Gesinnung schließen ließ.

„Nun?" frug der Gast kurz, nachdem er den Inhalt seines Glases auf einmal hinabgegossen hatte.

„Ich habe nachgesehen, Kapitän, und — — —"

„Still!" gebot ihm der Andere. „Laß Deinen Kapitän bei Seite! Es braucht Niemand zu hören, wer ich bin. Also Du hast nachgesehen?"

„Ja."

„Und — —?"

„Es wird gehen."

„Das denke ich auch."

„Nur müssen Sie sich mit genug Arbeitskräften versehen. Die Mauer ist sehr schwer zu durchbrechen, und lange Zeit darf der Vorgang doch nicht in Anspruch nehmen."

„Das ist richtig. Hast Du Niemand, der helfen kann?"

„Nein. Ich will überhaupt dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Ich darf nicht das Geringste wissen, verstehen Sie? Es würde um mich geschehen sein, wenn man ahnte, daß ich im Einverständnisse bin."

„Das läßt sich denken. Aber woher die Leute nehmen! Diese Bürger Soldaten schießen so sicher, daß ich bereits den dritten Theil meiner Leute eingebüßt habe. Wie viele Personen werden erforderlich sein?"

„Zwanzig ganz sicher."

„Ah, und ich habe nicht vierzig! Ich brauche überhaupt neue Hände an Deck, und hier ist Niemand zu bekommen. Weißt Du Keinen, der Lust hat, es einmal auf einem Engländer zu versuchen? Ich zahle Dir für Jeden eine Guinee."

„Hm, vielleicht; aber ein Engländer ist es nicht."

„Ein Franzose?"

„Ja, doch hat er es sehr eilig, aus dem Lande zu kommen."

„Das ist mir sehr lieb; solche Leute sind am besten zu brauchen; dazu ist ja die Schiffsordnung vorhanden. Wo ist der Kerl?"

„Hm! Er muß noch hier im Hause sein. Und wenn ich nicht irre, hat er auch einige Kameraden, welche sich vielleicht bereden lassen, auch an Bord zu gehen."

„So schaffe ihn mir einmal herbei, aber schnell; ich habe nicht viel Zeit. Vorher jedoch bringe mir eine ganze Flasche Cognac; denn ein guter Schluck macht solche Leute willfährig."

Der Wirth brachte das Bestellte und stieg dann abermals die Treppe empor. Dort oben gab es ein kleines, verstecktes Zimmer, an dessen Thüre Oncle Carditon klopfte. Es wurde geöffnet, und zwar von Surcouf, welcher sich mit Ervillard ganz allein in dem Raume befand.

„Was gibt es?" fragte der Erstere.

„Er ist da," antwortete der Wirth.

„Wer? Der Kapitän?"

„Ja," antwortete Oncle Carditon. „Er arbeitet uns ganz außerordentlich in die Hände. Er braucht Matrosen und hat mir eine Guinee versprochen für einen Jeden, den ich ihm verschaffe."

„Ah, Bert Ervillard, was meinst Du dazu? Willst Du erster Offizier auf „the hen" werden?"

Die Augen des Gefragten strahlten vor Vergnügen, als er antwortete:

„Robert Surcouf, Du kannst Dich auf mich verlassen. Sage mir, was ich zu thun habe!"

„Es freut mich, daß Du Dein Auge grad so wie ich auf „the hen" geworfen hast. Sie ist die schmuckste Seglerin, welche ich jemals gesehen habe, und darum soll sie unser werden. Ihr Kommandant ist der Kapitän zur See, William Harton. Er muß große dienstliche Fehler begangen haben, da man ihm nur diese Brigantine anvertraut. Ueberhaupt ist er kein ehrlicher Seemann, sondern ein Spitzbube, dem wir auf die Finger klopfen werden. Er weiß, daß Toulon nicht zu halten ist und daß die ganze Flotte in einigen Tagen den Hafen verlassen wird; natürlich sticht auch er in See, will aber vorher erst einen Coup ausführen, welcher an und für sich schändlich ist, uns aber trefflich zu Statten kommt. Das Haus unsers Oncle Carditon stößt nämlich an die Banque orientale, in deren Kellern sich bedeutende Summen vermuthen lassen. Das Eigenthum der Bank steht natürlich unter öffentlichem Schutze; von außen ist demselben nicht beizukommen. Da hat sich nun dieser ehrliche Kapitän an Oncle Carditon gemacht, um ihn vorsichtig auszuforschen. Carditon ist scheinbar auf seine Absichten eingegangen, und so haben Beide beschlossen, von der Taverne aus mit Brechwerkzeugen in die Keller einzudringen. Das soll in der Nacht geschehen, bevor die Flotte den Hafen verläßt. Bei Oncle Carditon darf man natürlich nichts finden; den ihm gehörigen Antheil will der Kapitän in Barcelona deponiren. Was sagst Du dazu, Bert Ervillard?"

„Ich sage, daß dieser William Harton ein großer Schurke und ein noch größerer Dummkopf ist. Es gehört eine ungeheure Albernheit dazu, unsern Oncle Carditon für so albern zu halten, auf ein solches Geschäft einzugehen."

„Das ist richtig. Ich glaube, dieser Kapitän hat einen großen Theil seines Verstandes vertrunken. Die Sache ist jedoch sehr vortheilhaft für uns. Um die Mauern zu bewältigen, braucht er eine ziemliche Anzahl kräftiger Arme; er wird dazu seine eigenen Leute nehmen und also die Brigantine von Männern entblößen; ist dies geschehen, so werden wir handeln."

„Sind wir zahlreich genug?"

„Habe keine Sorge! Ich habe eine Anzahl braver Bursche, welche sich zwar zerstreut in der Stadt befinden, aber in einer Viertelstunde zur Stelle sind, wenn ich sie brauche. Jetzt nun sagt uns Oncle Carditon, daß der Engländer Matrosen brauche. Willst Du Dich melden, Bert Ervillard? Wenn Du mit einigen von meinen Jungens an Deck der Brigantine kommen könntest, so wäre das Unternehmen schon zur Hälfte gelungen."

„Ich bin bereit dazu."

„So hast Du keine Zeit zu verlieren. Als Engländer darfst Du ihm natürlich nicht kommen. Sage ihm, daß Du einige Bekannte in der Nähe hast, welche auch gern einige Meilen Wasser zwischen sich und Frankreich bringen möchten. Am besten würde es sein, wenn er Euch für Landratten hält; er kann dann weniger leicht Mißtrauen schöpfen. Laß Dir von Oncle Carditon ein anderes Habit geben und komme dann wieder herauf!"

Während sich dies in der Taverne begab, rollte der Donner des Bombardement über die Stadt und die Rhede hin; er schwieg selbst während der Nacht nicht still, und am andern Morgen rüsteten sich die Truppen des Convents zum Sturme. Es war noch dunkel, als Dugommier und Napoleon ihre Colonnen gegen die Werke von Kleingibraltar führten. Das Tirailleurfeuer und die Kartätschen der Engländer wütheten in der Weise unter den Franzosen, daß Dugommier, der sonst so Unerschrockene, sich mit den Worten „Wir sind verloren!" zurückzog. Napoleon hatte sich aber im fürchterlichsten Kugelregen einen Weg in die feindlichen Redouten gebahnt, und bald befand sich Kleingibraltar in seinen Händen. Dann erstürmte er die beiden Forts Balagnier und Eguillette, und es erschienen die Deputirten des Convents, um ihm ihren Dank auszusprechen. Er hatte heut die erste große Stufe zum Consulate und zum Kaiserthrone erstiegen.

Admiral Hood zog sich zurück. Zunächst lichteten die größeren Schiffe die Anker; dann sollten die kleineren folgen. Die Rheden und das Meer waren von Schaluppen und Fahrzeugen bedeckt, welche sich mit Truppen und fliehenden Einwohnern an Bord des Geschwaders begaben. Unterdessen dauerte die Kanonade ununterbrochen fort, welche gegen die übrigen Befestigungswerke gerichtet war. Die Erde zitterte unter dem Donner der Geschütze, die See schäumte unter den peitschenden Schlägen von tausend Rudern, und die Luft zischte hinter den zahllosen Geschossen, welche sie nach allen Richtungen durchkreuzten. In der Stadt herrschte eine fieberhafte Aufregung. Man war auf den Gassen und Straßen derselben seines Lebens nicht sicher. Wer den Convent zu fürchten hatte, der floh, und wer zurückblieb, der verbarrika-

dirte sich in seinem Hause aus Furcht vor den Marodeurs, welche in größeren oder kleineren Trupps ihr räuberisches Handwerk trieben.

Diejenigen Schiffe, welche noch in dem innern Hafen lagen, mußten an den Befestigungen vorüber, welche sich jetzt in den Händen der Conventtruppen befanden. Mehrere von ihnen wurden von den Artilleristen Napoleon's in den Grund gebohrt; darum blieben die übrigen zurück, um den Schutz der Nacht zu erwarten, wo sie meinten, mit größerer Sicherheit auslaufen zu können. Zu ihnen gehörte auch die Brigantine „the hen".

Als der Abend hereingebrochen war, stellte sich der Kapitän Harton bei Oncle Carditon ein. Es befand sich kein einziger Gast in der Taverne, denn es gab Niemand, der Zeit oder Lust gehabt hätte, in dieser Zeit der Noth die Seinen zu verlassen, um nach alter Gewohnheit beim Glase zu sitzen.

„Wie steht es; ist Alles sicher?" frug er den Wirth.

„Alles," antwortete dieser.

„Und drüben in der Bank?"

„Man hat Wächter in die oberen Räume gestellt; nach unten aber können diese nicht. Uebrigens ist die Kanonade so stark, daß kein Lauscher Ihre Arbeit vernehmen kann. Haben Sie genug Leute mit?"

„Ja. Oeffnen Sie Ihren Keller; sie werden gleich kommen. Im Weiteren aber werden Sie sich nicht um uns bekümmern!"

„Hier ist der Schlüssel. Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es nicht bin, der Sie belästigen wird. Aber sagen Sie vorher Eins: haben Sie die versprochenen Männer an Deck bekommen?"

„Ja. Es sind Elf, zwar lauter junge, unbefahrene Leute, die nur deßhalb zu Schiffe gehen, weil ihnen hier der Boden unter den Sohlen brennt; aber ich bin doch froh, sie bekommen zu haben. Andere sind weniger glücklich wie ich, und die neunschwanzige Katze ist der beste Lehrmeister, den es gibt."

„Sie verwenden sie doch nicht zu dem jetzigen Unternehmen?"

„Fällt mir gar nicht ein! Sie sind mir nicht sicher genug; auf meine Theerjacken aber kann ich mich verlassen."

Er nahm den Schlüssel und ging hinaus. Der Wirth nickte befriedigt vor sich hin und brummte:

„Wirst Dich wundern, alter Spitzbube! Wie gut, daß er den Bert Ervillard an Bord gelassen hat; dieser wird mit den zehn Kameraden schon dafür sorgen, daß „the hen" in die rechten Hände kommt."

Nach einiger Zeit vernahm er draußen das Geräusch zahlreicher Schritte, und wenige Minuten später trat Robert Surcouf ein.

„Gefangen!" lachte er. „Jetzt, Oncle Carditon, gib uns noch einen guten Schluck; dann brechen wir auf."

„Stecken sie fest?"

„Fest! Wir haben so viele Tonnen auf die Thür gewälzt, daß sie diese vom Keller aus gar nicht zu öffnen vermögen. Auch habe ich dafür gesorgt, daß sie von der Bank aus gut empfangen werden. Es sind über zwanzig Männer; „the hen" ist also entblößt, und so zweifle ich nicht, daß unser Streich gelingen wird."

„Ihr werdet sofort in See stechen?"

„Nein. Robert Surcouf ist kein Einbrecher, der nur im Dunkel der Nacht sein Wesen treibt. Ich werde am hellen Tage und mit offener, französischer Flagge den Hafen verlassen."

„Das würde keine Kühnheit mehr, sondern Wahnsinn sein!"

„Desto sicherer wird es gelingen. Habe Dank für Deine Hilfe, mein guter Oncle Carditon. Du wirst von mir und den Meinigen bald hören!"

Draußen im Flure standen gegen dreißig Männer, welche sich am Tage über in den obern Räumen des Hauses versammelt hatten. Sie tranken auf das Gelingen ihres Vorhabens und verabschiedeten sich dann vom Wirthe. Mit Surcouf an der Spitze begaben sie sich an das Wasser, wo sie die Boote fanden, auf denen Kapitän Harton mit seinen Leuten angekommen war. Sie bestiegen dieselben und ruderten auf „the hen" zu. Sie hatten die Brigante noch nicht ganz erreicht, so hörten sie, daß an Bord derselben Jemand ein Liedchen pfiff.

„Das ist das Zeichen," flüsterte Surcouf. „Die Unsrigen haben ihre Schuldigkeit gethan und sich in den Besitz des Fahrzeuges gesetzt."

„Ahoi, Brigantine!" rief er jetzt.

Da bog sich ein Kopf über die Regeling des Schiffes herab, und die Stimme Bert Ervillard's frug:

„Boote ahoi! Welche Männer sind es?"

„Die richtigen!" antwortete Surcouf.

„Grâce à Dieu! Laßt die Treppe herab, Jungens! Der Kapitän kommt."

Die Ankommenden stiegen an Bord und zogen dann die Boote nach. Bert Ervillard hatte die Besatzung des Schiffes hinunter in den Kielraum gelockt und dort eingeschlossen. Die Brigantine befand sich in der Gewalt Surcouf's, und eine nähere Untersuchung ergab, daß ihre Ausrüstung bis auf das Allerkleinste eine ganz vorzügliche war. Der schwierigste Theil der Aufgabe freilich war noch zu lösen: es galt, das so leicht eroberte Fahrzeug nun auch zu behaupten.

Während der Nacht versuchten mehrere Schiffe, an den Batterien der Franzosen unbemerkt vorüberzukommen, aber die Kanoniere waren aufmerksam und ließen sich nicht täuschen. Surcouf blieb ruhig vor Anker liegen und verwendete auch den ganzen Vor- und Nachmittag nur darauf, die Brigantine für seine Zwecke einzurichten und ihr den möglichst hohen Grad der Seetüchtigkeit zu geben. Durch einen Boten, den er in die Taverne sandte, erfuhr er, daß die Engländer noch immer als Gefangene im Keller stäcken und auch nicht eher hervorkommen dürften, als bis „the hen" in See gegangen sei.

Endlich am späten Nachmittag gab das Admiralsschiff den noch in den Häfen befindlichen Fahrzeugen das Zeichen, schleunigst die See zu suchen, und zu gleicher Zeit sah man die Besatzung von dreizehn französischen Orlogschiffen, welche sich an dem Aufstande gegen den Convent betheiligt hatte, ihre Fahrzeuge verlassen, um sich an Bord der Engländer zu begeben.

Bei diesem Anblick ballte Surcouf die Faust.

„Treulose Feiglinge!" sagte er zu Bert Ervillard, seinem Lieutenant. „Wir wagen das Leben, um dem Feinde eine kleine Brigantine abzunehmen, und sie lassen neun Linienschiffe und vier Fregatten im Stiche, eine ganze Flotte, mit welcher ich diese Engländer um die Erde jagen würde!"

„Sie verdienen an die große Raa gehängt zu werden!" antwortete Ervillard. „Aber ein Trost ist es, daß ihre Schiffe der Nation verbleiben werden, denn der Convent wird sie schleunigst in Besitz nehmen."

„Meinst Du wirklich? Ich sage Dir, daß auf jedem dieser Schiffe bereits die Lunte brennt; in kurzer Zeit wirst Du dreizehn riesige Flammen leuchten sehen."

„Ist es nicht möglich, wenigstens eines davon zu retten und in Besitz zu nehmen?

Surcouf schüttelte den Kopf.

„Ich thue es nicht. Der Convent hat mich abgewiesen; ich habe kein Recht, mich eines seiner Schiffe zu bemächtigen, und also auch keine Verpflichtung, ihm eines derselben zu retten. Uebrigens sind wir zu wenig Mannen, mit einem Orlogschiff zu manövriren; unsere kleine Brigantine entspricht meinen Zwecken viel besser, und ich halte es für gerathener, dem Feinde ein Fahrzeug vor der Nase wegzunehmen, als den Retter zu spielen, wenn ich weiß, daß ich statt des Lohnes nur Undank ernte. Ich habe diesem Colonel Bonaparte gesagt, daß Frankreich's Flagge sich senken werde; er hat mich ausgelacht; aber bereits heut beginnt die Trauer unserer Marine, denn das Meer wird dreizehn ihrer besten Schiffe im Werthe von vielen Millionen verschlingen. Vielleicht denkt der Colonel, wenn er die Flammen lodern sieht, an mich, obgleich er mich so schnell vergessen wollte."

Er wandte sich ab, um vor Anbruch der Nacht noch einmal alle Räume und die ganze Ausrüstung des Schiffes durchzumustern, denn es galt, des Fahrzeuges selbst in den kleinsten Einzelnheiten mächtig zu sein.

Der Abend neigte sich auf die unglückliche Stadt, und kaum hatte sein Dunkel die Umrisse der Plätze und Straßen umhüllt, so ertönte ein Donnerschlag, welcher Erde und Wogen erbeben machte: das Hauptmagazin war explodirt und in die Luft geflogen, und zu gleicher Zeit stiegen aus dem Zeughause fünf mächtige Flammensäulen zum Himmel empor. Kaum war dies geschehen, so liefen an den Masten der dreizehn französischen Kriegsschiffe züngelnde Feuerschlangen empor.

Die ganze Stadt und die Häfen wurden von diesen gewaltigen Feuern tageshell erleuchtet. Alles, was Ruder und Segel besaß, flüchtete hinaus auf die offene See, und nur die Brigantine blieb ruhig liegen. Sie war von den eroberten Forts aus ganz gut zu erkennen; man konnte von diesen Punkten aus sogar die Bemannung erkennen, welche sich auf den Raaen und im Takelwerke befand, um den Anblick des feurigen Panoramas besser genießen zu können. Das Verhalten dieses Fahrzeuges mußte natürlich auffallen; man konnte sich keinen Grund denken, weßhalb sich dieser Engländer nicht auch in Sicherheit brachte, und behielt ihn scharf und mißtrauisch im Auge, bis nach einigen Stunden die Flammen erloschen und die Dunkelheit sich wieder über Land und See ausbreitete.

Bereits mit Tagesanbruch stand Napoleon in einer der den Hafen beherrschenden Batterien. Er hatte während der Nacht nicht geschlafen, desgleichen auch General Dugommier, welcher an seiner Seite sich befand. Sie hatten die Fernrohre an den Augen und beobachteten das Fort La Malgue, welches ihnen noch Sorgen bereitete. Es schien verlassen zu sein, aber man konnte annehmen, daß es vorher unterminirt worden sei. Bei dieser Gelegenheit richtete Napoleon sein Glas auch auf die Brigantine, welche sich soeben aus dem aufsteigenden Nebel abzuzeichnen begann.

„Was ist das!" rief er. „Bürger General, welcher Name hat gestern am Buge dieser Brigantine gestanden, welche uns so viel zu denken gibt?"

„The hen," antwortete der Gefragte.

„„Man hat während der Nacht diesen Namen überstrichen und geändert. Das Wort ist ganz deutlich durch das Rohr zu erkennen."

Der General richtete sein Glas, las und schüttelte den Kopf.

„Unbegreiflich!" meinte er. „Da steht geschrieben „le faucon"; es ist aus der englischen „Henne" ein französischer „Falke" geworden. Was hat dies zu bedeuten?"

„Nichts Anderes als eine List, ein Verrath gegen uns."

„Pah, dieses kleine Fahrzeug kann uns nichts thun! Ah, jetzt hißt es die Segel. Mille tonnerre, die Wimpel haben französische Farbe! Man hebt den Anker; die Morgenluft bläht die Leinwand; die Brigantine will in See stechen!"

„Das will ich ihr verbieten!" meinte Napoleon.

Er trat an eine der Kanonen, deren Lauf er eigenhändig richtete; dann lächelte er, seiner Sache gewiß:

„Sie muß in Schußlinie vorüber. Man wird sehen, ob der Bürger Bonaparte noch zu schießen vermag."

Der General gab mit der Hand ein verneinendes Zeichen.

„Der Mann da auf dem Hinterdecke kommt mir nicht wie ein Engländer vor. Ich bin kein Seemann, aber das sehe ich, daß sich das Schiff in ausgezeichneten Händen befindet; es gehorcht wie ein Vollblutpferd dem leisesten Steuerdrucke. Uebrigens beobachtet uns der Kapitän ebenso durch das Rohr, wie wir ihn."

Bonaparte nahm sein Glas abermals vor und blickte hindurch; dann zog er es rasch vom Auge, wischte es ab und schaute noch einmal nach dem Befehlshaber der Brigantine. Dieser hatte ihn durch das Rohr erkannt schwang sich in den Wanten empor und schwenkte grüßend seine Mütze.

„Er salutirt zu uns herauf," meinte der General. „Er muß einen von uns Beiden kennen."

„Ich bin es, den er kennt," antwortete Bonaparte.

„Ah! Wer ist es?"

„Bürger General, das ist eine Geschichte, welche ich erzählen werde, wenn mir mehr Muse dazu bleibt. Dieser junge Mensch wollte von dem Convente ein Schiff haben; man hat es ihm verweigert, und nun hat er sich selbst eins genommen, und zwar mitten aus der englischen Flotte heraus."

„Außerordentlich, ganz außerordentlich! Wie hat er dies angefangen?"

„Mir unbegreiflich!"

„Wir werden es erfahren. Er hat jedenfalls die Bemannung zu überwältigen gewußt. Ein kühner Bursche! Leider aber wird er seinem Verderben entgegengehen. Draußen liegen die englischen Schiffe: sie werden ihn zusammenschießen."

„Leider! Hätte er den Namen des Schiffes nicht so augenfällig verändert, so wäre es ihm möglich, hindurch zu kommen."

Jetzt kam die Brigantine in das Bereich der Batterie. Mit einem lauten Commandorufe brachte Surcouf seine Leute hinauf auf die Raaen, wo sie, sich die Hände reichend, Parade bildeten. Zu gleicher Zeit flog die französische Flagge empor, und aus den Stückpforten krachte die gebräuchliche Zahl der Begrüßungsschüsse. Dies Alles geschah mit einer solchen Gewandtheit und zierlichen Genauigkeit, daß selbst der sonst so kalte Bonaparte hingerissen wurde. Er kommandirte Feuer und gab mit geladenen Kanonen Antwort auf den Gruß des Mannes, den zu vergessen er sich vorgenommen hatte. Natürlich waren die Kugeln jetzt nicht gezielt; sie flogen weit an der Brigantine vorüber, welche mit graziöser Schwenkung dem Bereiche der Batterie entsegelte.

Kaum war sie vorüber, so wurde ein Mann am Bug herabgelassen, der sich mit der Inschrift zu schaffen machte. Jetzt sahen die beiden in der Redoute befindlichen Offiziere, daß der ursprüngliche Name nicht vertilgt, sondern nur mit einem Papier überklebt worden war, auf welchem die beiden Worte „le faucon" standen. Diese Worte wurden jetzt entfernt, und nun kam wieder der frühere Name „the hen" zum Vorschein.

„Ah diable, er hat uns betrogen!" rief General Dugommier. „Die ganze Scene war nur Komödie, um unangefochten an der Batterie vorüber zu kommen. Man hat ihm kein Schiff gegeben, und nun ist er zu dem Feinde übergegangen."

„Das glaube ich nicht," antwortete Napoleon. „Dieser Surcouf ist keines Verrathes an seiner Nation fähig, denn er ist eigenthümlicher Weise ein frommer Christ und guter Katholik. Diese Art von Leuten hat neben anderen Eigenschaften auch die, daß man auf sie rechnen kann. Ich glaube eher, daß er beabsichtigt, die Engländer zu düpiren."

„Das werden wir sehen, sobald er in das Bereich ihrer Kanonen kommt."

Die Brigantine flog mit vollen Segeln und zierlich sich zur Seite neigend über die Rhede dahin. Draußen kreuzten die Dreimaster der Engländer; man konnte mit dem bloßen Auge jedes einzelne Schiff erkennen. Am deutlichsten war das Flaggenschiff zu unterscheiden, auf welchem sich Admiral Hood in eigener Person befand. Die Brigantine hielt grad auf dasselbe zu; sie wurde noch immer von den Fernrohren der beiden Offiziere verfolgt.

„Er segelt das Signalschiff an; er ist wirklich ein Abtrünniger," sagte General Dugommier.

„Wir wollen noch warten," meinte Napoleon. „Diese Episode ist wirklich hochinteressant!"

„Könnte er sich in die Nähe des Flaggenschiffes wagen, wenn er den Engländern wirklich entkommen will?"

„Das scheinbar Schwierigste ist zuweilen just das Leichteste. Ah, was ist das?"

„Die Leute, welche wieder durch die Luken heraufsteigen?"

„Ja. Sie gingen vor zwei Minuten hinab; jetzt, da sie zurückkehren, tragen sie die Uniform englischer Seeleute. Mir ahnt, was dieser verteufelte Surcouf beabsichtigt. Wenn meine Vermuthung in Erfüllung geht, so ist dieser junge Bretagner allerdings ein Mann, dem man ein Schiff hätte anvertrauen sollen!"

Die Wangen des kleinen Corsen rötheten sich; die Brigantine nahm jetzt sein regstes Interesse in Anspruch. Er dachte nicht an Toulon, an die gewaltigen Werke, welche vor ihm lagen, sondern er sah nur das kleine Fahrzeug, welches keck und kühn den stolzen Linienschiffen England's in die Zähne segelte.

„Der Mensch wird doch nicht so verrückt sein, zu glauben, daß er an diesem Punkte die Linie durchbrechen kann!" hob der General wieder an. „Er müßte sich weiter nach Ost halten, um dem Feinde den Wind abzugewinnen."

„Wer weiß, welcher Berechnung er folgt! Vielleicht hat er trotz der kurzen Zeit „the hen" genau genug kennen gelernt, um zu wissen, was er mit ihr wagen kann. Voilà, da dreht das Flaggenschiff bei! Er hat das Zeichen gegeben, daß er mit dem Admirale reden will."

Jetzt kam ein Augenblick der größten Spannung. Das Flaggenschiff hatte beigedreht, indem es den einen Theil seiner Segel voll im Winde ließ, den andern aber so braßte, daß der Wind von außen empfangen wurde. Nun hätte man erwarten sollen, daß die Brigantine ihre Segel fallen ließe, statt dessen aber setzte Surcouf ein Sternsegel nahe am Winde bei und ließ den Helm-

stock des Steuerruders an der Leeseite festbinden. Dadurch wurde der Vordertheil des Schiffes der hohen See zugekehrt, und die beiden Fahrzeuge trieben einander langsam entgegen.

Napoleon sah durch das Rohr Surcouf auf dem Hinterdecke stehen, in englischer Uniform und das Sprachrohr in der Hand, aber in einer solchen Haltung, daß man vom Flaggenschiff aus sein Gesicht noch nicht zu sehen vermochte. Kaum noch fünf oder sechs ihrer eigenen Längen war die Brigantine von dem Dreimaster entfernt, da winkte Surcouf mit dem Rohre. Sofort riß der Mann am Steuer das Tau vom Ruder, und das Sternsegel wurde gerefft: „the hen" nahm frischen Wind und kam wieder in schnelle Fahrt. Statt anzuhalten, strich sie mit ziemlicher Schnelligkeit an dem Dreimaster vorüber. Napoleon sah, daß Surcouf abermals den Arm erhob. In diesem Augenblick legte sich die Brigantine schwer zur Seite, und die französische Flagge flog empor. Zunächst erblickten die beiden Officiere einen lichten Rauch, welcher der Breitseite des kleinen Fahrzeuges entquoll; dann sahen sie das große, stolze Flaggenschiff bis an die Spitze seiner Masten erzittern, und einige Augenblicke später hörten sie den Donner der Kanonen, mit denen der kühne Bretagner das Orlogschiff begrüßt hatte.

Eine Minute nachher faßte die Brigantine vollen Wind, und ehe man auf dem Linienschiffe sich von seinem Erstaunen erholt hatte, war sie bereits aus sicherer Schußweite gekommen. Man sah, welche Verwirrung dieses außergewöhnliche Intermezzo auf dem Admiralsschiffe hervorrief; es wendete und jagte dem Flüchtling eine Breitseite nach, aber ohne zu treffen; dann flogen Signale an den Leinen empor, welche von den anderen Schiffen beantwortet wurden, und bald befanden sich alle verfügbaren Fahrzeuge auf der Jagd nach dem verwegenen Zwerge, welcher es gewagt hatte, den Riesen zu täuschen und mit ihm anzubinden.

„Ah, excellent, excellentissime!" rief General Dugommier, indem er tief aufathmete. „Dieser Mensch ist wirklich ein kleiner Teufel, der alles Lob verdient."

„Lob?" erwiederte Bonaparte. „Bürger General, was dieser Robert Surcouf geleistet hat, ist über alles Lob erhaben; ich, Napoleon Bonaparte, sage, daß er eine Schlacht gewonnen hat. Ich wünsche von Herzen, daß er entkommt. Stände ich an der Spitze der Marineangelegenheiten, so würde ich ihn zurückrufen, um ihm eine Flotte anzuvertrauen. Ich habe mich in diesem Genie getäuscht!" —

Drei Tage später trat ein korsischer Fischer aus Calvi bei ihm ein. Dieser hatte die Brigantine „le faucon" getroffen und von dem Befehlshaber derselben einen Brief erhalten, um ihn bei Napoleon abzugeben. Derselbe lautete:

„An den Bürger Colonel Bonaparte. Ich habe mein Wort gehalten und mir ein Schiff genommen. Wenn Gott mich beschützt, so daß ich unbeschädigt an Gibraltar vorüberkomme, wird man bald Weiteres von meinen Träumen hören. Robert Surcouf."

Napoleon Bonaparte faltete das Papier langsam und nachdenklich zusammen. Und doch ahnte er nicht, daß er einen der größten Fehler seines Lebens begangen hatte, als er diesem Manne seine Protection verweigerte. — — —

Der Flug des Falken.

Seit den letzt erzählten Ereignissen waren sieben Jahre vergangen. Napoleon hatte in Italien seine Adler steigen lassen, in Aegypten seine Siege erfochten und war erster Consul geworden. Der kleine Corse regierte mit Cambacérès und Lebrun das Land, war aber in Wirklichkeit der einzige Regent Frankreich's.

Die Prophezeiung Robert Surcouf's hatte sich erfüllt. Die Nation war von innern Kämpfen zerrissen und von äußeren Kriegen geschwächt worden; zu Lande war ihr der Sieg treu geblieben, zur See aber hatte sie sich stets schwach gezeigt. Napoleon war ein großer Feldherr, aber ein schlechter Admiral; es fehlte an einem Geiste, welcher berufen gewesen wäre, ein Bonaparte zur See zu sein.

Die Marine war Frankreich's schwächste Seite, und darum war England der gefürchtetste Gegner desselben. Der eines großen Geistes würdige Plan Napoleon's, England in Egypten und Indien anzugreifen, war an der Unfähigkeit des Admirals Brueys gescheitert, welcher sich trotz seiner Uebermacht von Nelson bei Abukir schlagen ließ. Das stolze Albion beherrschte alle Meere; sein Krämersinn übte auf die Schifffahrt aller Nationen einen Druck, der sich kaum ertragen ließ. England schrieb Gesetze vor und änderte dieselben nach Belieben; es trachtete nach dem Monopole des Handels, nach der Beherrschung des Weltverkehres und erzwang sich auf diesem Wege des Druckes und der Pressung ungeheure Summen, mit denen es wieder im Stande war, sich die Kabinete zu erkaufen und die Regierungen also von sich abhängig zu machen.

England schien unverwundbar zu sein. Es besaß neben Nelson Hunderte von Seemännern, denen Frankreich nicht einen Einzigen entgegenstellen konnte; es lachte der Anstrengungen seiner Feinde; es erlaubte sich die brutalsten Eingriffe in das Völkerrecht; es konnte dies ungestraft thun; es konnte die aufrichtig gemeinten Friedensanerbietungen des ersten Consuls mit verächtlichem Schweigen oder mit beleidigenden Floskeln beantworten, denn der einzige Franzose, den es fürchtete, wirklich fürchtete, schwamm in einem kleinen, unansehnlichen Fahrzeuge auf fernen Meeren und hatte sich selbst aus seiner Heimat verbannt, weil er von derselben verstoßen worden war und da draußen in der Fremde Menschen gefunden hatte, die ihn liebten und verehrten, die ohne seinen Schutz nicht leben konnten und ohne seine Hülfe elend umgekommen wären. Und dieser Einzige war kein Anderer als Robert Surcouf, der kühne Sohn der Bretagne. —

Es war an einem lichten Sommertage. Die Sonne Indien's neigte sich dem Untergange entgegen, so daß die Schatten der Masten riesenhaft über die Wogen fielen. Während des Tages hatte die glühende Hitze nicht einen erfrischenden Windhauch aufkommen lassen, jetzt aber erhob sich ein leises Lüftchen, welches von Viertelstunde zu Viertelstunde immer stärker wurde und im Hafen von Pondichery die warmen Fluthen zu kräuseln begann.

Pondichery, ursprünglich eine französische Colonie, war den Franzosen im Jahre 1793 von den Briten abgenommen und dem Nabob von Karnatik übergeben worden. Man hatte die Festungswerke geschleift und auch in übriger Beziehung alle französischen Erinnerungen zu verlöschen gesucht. Grad jetzt lag der Hafen voller Schiffe; der in dieser Jahreszeit herrschende Südwestmonsum hatte sie herbeigeführt und bot ihnen treffliche Gelegenheit, ihren Weg nach Osten weiter fortzusetzen. Es waren Fahrzeuge aller Nationen vorhanden, nur kein französisches; denn den Schiffen dieser Nationalität erschwerte man durch allerlei Schikanen die Einfahrt, und ein Kriegsschiff derselben brauchte den Versuch, hier die Anker zu werfen, gar nicht zu machen.

Etwas weiter vom Lande entfernt, als die anderen Schiffe, lag eine kleine Brigg mit Schoonertakellage. Es war ein Yankee, welcher die Aufmerksamkeit der anwesenden Kapitäns nicht wenig in Anspruch nahm. Die Brigg hatte die neue amerikanische Bauart: scharfes, bis an die Gallion verlängertes Vordertheil, schmale Brust und ungewöhnlich schlanken Körper. Sie zeichnete sich jedenfalls durch ihre feinen Wasserlinien und eine Schnelligkeit aus, welche man recht gut auf sechzehn bis siebzehn Seemeilen für die Stunde annehmen konnte. Diese Brigg war gewiß ein ausgezeichneter Küstenfahrer; aber es gehörte ein kühner, trefflicher Seemann dazu, sich mit einem so leicht dem Kentern ausgesetzten Fahrzeuge über den großen Ocean zu wagen. Und dieser Seemann war noch so jung; er konnte kaum dreißig Jahre zählen. Er hatte Wein und Spirituosen geladen, welche er gegen Opium und Indigo umzutauschen beabsichtigte; er hatte aber seine Ladung noch Keinem angeboten.

Ganz in der Nähe dieser Brigg lag ein Engländer, ein großes, dreimastiges Kauffahrteischiff. Es hatte hier ausgezeichnete Geschäfte gemacht und wollte morgen den Anker lichten; für heut Abend aber gab der Kapitän seinen Handelsfreunden ein Abschiedsfest, zu welchem auch die Kapitäns der nahe liegenden Schiffe geladen waren.

Als der Abend hereingebrochen war, ließ der Engländer einige Raketen steigen, worauf die Geladenen von ihren Schiffen stießen, um bei ihm an Deck zu kommen. Auch der Amerikaner stellte sich ein. Vom Lande kamen die Gäste herbeigerudert und brachten ihre Frauen und Töchter mit. Eine Musikkapelle war schon an Bord. Nach kurzer Zeit klangen die lustigen Weisen derselben über die Wogen dahin. Das Vorderdeck war zum Tanzen

geräumt, und im Hintertheile stand die lange Speisetafel nebst den Buffets, an denen man sich nach Belieben erfrischen konnte.

Am muntersten ging es während der Tafel zu. Toast verdrängte Toast; die Herren waren bereits ein wenig angeheitert und ließen sich nach Seemannsart mehr gehen, als es eigentlich die Anwesenheit der Frauen gestattet hätte. Natürlich wurden allerlei merkwürdige Seegeschichten erzählt; ein Jeder hatte etwas Ungewöhnliches erlebt, und es kam manche Münchhausenade zum Vorscheine, über welche herzlich gelacht wurde. Aber man erzählte auch Ernsthaftes, z. B. von berühmten Kaperschiffen. Bei diesem Thema schlug einer der Kapitäns mit der Faust auf den Tisch und sagte:

„Geht mir mit Euren Kapers und Privateers! Sie alle sind doch nichts gegen den „Falken am Aequator". Wer unter Euch hat ihn gesehen?"

Keiner antwortete, und der Sprecher fuhr fort:

„So bin ich es allein, der ihm begegnet ist."

„Begegnet? Wirklich?" rief es rundum. „Still! Ruhig! Erzählt, Kapitän! Wie sah er aus? Was that er? Welches Schiff hatte er?"

„Das war vor zwei Jahren, unter fünf Grad nördlicher Breite und ungefähr auf der Länge von Adaman. Wir hatten einen Sturm, wie ich ihn noch nie erlebt habe, und das will viel sagen. Der Tag war finster wie die Nacht; der Orkan schien aus allen Richtungen auf uns einzufahren; der Himmel hing bis auf die Wasser nieder, und die Wogen stiegen bis in die Wolken empor. Da plötzlich sahen wir beim Scheine der Blitze ein fremdes Fahrzeug, dessen Schnabel grad gegen unsern Bug gerichtet war. Seine Segel glänzten weiß wie das Federfell eines Schwanes, und — glaubt's oder glaubt's nicht — der Halunke hatte kein einziges Reff gelegt; er fuhr mit voller Leinwand auf uns ein. Es war ein zweimastiges Fahrzeug, ungefähr so was man eine Brigantine nennt. Natürlich hatte ich Angst vor dem Zusammenprall und befahl dem Manne am Steuer, einen Strich abzufallen. Da schoß der Fremde an uns vorüber, so nahe, daß ich ihn mit der Hand greifen konnte. Ich nahm das Sprachrohr an den Mund und rief ihn an: „„Schiff ahoi! Welches Fahrzeug?"" Ich sah keine Menschenseele auf dem Deck; ein einziger Mann hing in den Backbordwanten. Dieser brauchte kein Rohr; er legte die eine Hand an den Mund und rief herüber, als ob das Brüllen des Sturmes nur ein leises Säuseln sei: „„Der Falke des Aequators, Kapitän Surcouf. Gebt ihm Eins! Feuer!"" — Da erst sehe ich drüben die französische Flagge und unter ihr die blutrothe wehen; es thun sich sechs Geschützpforten auf, und wir bekommen die Kugeln in den Rumpf, während der Franzose im Dunkel des Wetters verschwindet. Na, wir haben die Löcher verstopft und weiter keinen großen Schaden gehabt; aber wenn der Kerl bei solchem Sturme den Spaß nicht lassen kann, wie mag es dann erst gehen, wenn er bei sicherer See einmal Ernst macht!"

„Ja," meinte einer der Zuhörer, „er soll ein entsetzlicher Kerl sein. Admiral Seymur sagte von ihm: „„Er hat eine jährliche Rente von 365 gekaperten Schiffen,"" und das ist genug gesagt. Er segelt mit seinem Zweimaster die größten Schiffe an und soll selbst ein Orlogschiff ersten Ranges nicht fürchten."

„Oho!" rief der Kapitän, welcher den Wirth machte. „Mir sollte er nicht kommen; ich würde ihn schlimm heimschicken, so wahr ich James Sarald heiße!"

„Sprecht nicht zu viel, Kapitän!" warnte Einer. „Kennt Ihr die Angriffsweise dieses Robert Surcouf?"

„Nun?"

„Er ist kein Seeräuber; er zeigt Euch ganz ehrlich seine Flagge und kommt an Euch heran, ohne einen Schuß zu thun. Bord an Bord aber, springt er mit zwanzig Mann zu Euch an Deck. Wehrt Ihr Euch, so braucht er seine Waffen; ergebt Ihr Euch aber, so geschieht Euch kein Leid. Er führt Euer Schiff nach dem Hafen der nächsten französischen Colonie, wo es im Namen Frankreich's mit Beschlag belegt wird. Ihr erhaltet richtige Bescheinigung und Reisegeld, um nach Hause zu kommen."

„Weiter nichts? Mit zwanzig Mann? Pah!"

„Lacht ja nicht, Kapitän Sarald!" rief ein Anderer. „In der Nähe des Ambra-Vorgebirges hat er mit zwanzig Mann den „Bananian" geentert, ein Schiff der ostindischen Compagnie mit 26 Kanonen schwersten Kalibers und über 200 Mann Besatzung, alle gut bewaffnet.*) Ich mag ihm nicht begegnen!"

„Und ich wünsche nun grad, ihm zu begegnen!" behauptete Sarald.

„Sprecht diesen Wunsch nicht aus, denn er könnte in Erfüllung gehen!" meinte sehr ernst der Amerikaner, welcher bisher schweigend zugehört hatte. „Es soll mit Surcouf nicht zu scherzen sein."

„Oh, Ihr mögt Euch vor ihm fürchten, Ihr mit Eurer Nußschale," antwortete Sarald; „ich aber würde ihm nur mit der neunschwänzigen Katze antworten."

Der Yankee lächelte, indem er kopfschüttelnd bemerkte:

„Darauf könnte sehr leicht eine Gegenantwort erfolgen, die noch schlimmer als die Katze wirkt. Was aber meine „Nußschale" betrifft, so dürfte sich dieselbe mehr Respekt erwerben, als Euer Dreimaster."

„Oho! Soll das eine Beleidigung sein?"

„Ich bin Euer Gast und pflege einen Gastfreund zu ehren, aber nicht zu beleidigen. Um Euch jedoch zu beweisen, daß ich auf meine Nußschale stolz sein kann, will ich Euch einmal ein Maneuvre von ihr zeigen, welches mir nicht leicht Einer nachmachen soll."

„Was wäre das?"

„Paßt auf!"

Er trat an die Regeling, legte die Hand an den Mund und rief nach Lee hinüber, wo in einer Entfernung von vielleicht fünfhundert Faden seine Brigg lag:

„Ahoi, Ervillard!"

„Ahoi!" antwortete es durch ein Sprachrohr von drüben herüber.

„Anker auf!"

„Aye, Sir!"

„Bei allen Stürmen," meinte der, welcher vorhin die Begegnung mit dem „Falken" erzählt hatte, „Kapitän, Ihr habt ja eine wahre Posaunenstimme, fast wie damals Surcouf, als er mir die sechs Kugeln gab!"

Die Versammlung war im höchsten Grade begierig, was geschehen werde. Man erhob sich und drängte nach der Leeseite, um die Brigg zu beobachten. Man sah, daß sie den Anker hob und ihre Leinwand entfaltete; dann rief der Yankee:

„Mylords und Myladies, darf ich bitten, mir einmal nach dem Achterbord zu folgen? Ich kann dort am besten mein Maneuvre erklären."

Sie folgten ihm ohne Ausnahme nach dem hochgebauten Hintertheile des Schiffes, so daß sich vom Spriet bis an den Besaan nur die Musikanten befanden, einige Matrosen ausgenommen, welche die Gäste zu bedienen hatten; die anderen Deckhände befanden sich im Unterraume, wo sie sich heut beim Grog gütlich thun durften.

„Seht," meinte der Yankee, „wie meine Brigg dem einen Segel gehorcht. Ein unvergleichliches Fahrzeug! Ein solcher Segler würde für Surcouf passen. Aber à propos, es wurde vorhin nicht geglaubt, daß er mit zwanzig Burschen ein Schiff mit zweihundert Mann und sechsundzwanzig Kanonen weggenommen hat. Was ist wohl schwieriger, Mylords, ein solches Schiff zu nehmen oder mitten in einem besuchten Hafen mit zwanzig Mann einen gut bewehrten Dreimaster zu entern?"

„Das Letztere ist geradezu unmöglich!" antwortete ein alter Seemann, der wohl bereits über fünfzig Jahre lang die See gepflügt hatte.

„Wirklich, Kapitän? Es soll Leute geben, die auch dieses Stück dem Surcouf zutrauen."

„Mit zwanzig Mann?"

„Ja. Wir haben ja gehört, daß er die Gewohnheit hat, nur mit zwanzig Mannen anzugreifen. Aber das sollen auch Bursche sein, die sich nicht fürchten, die Großmutter des Teufels aus der Hölle zu holen. Seht, da kommt die Brigg! Wie malitiös sie herantänzelt, grad als ob sie sich über den mächtigen Dreimaster lustig machen wollte, der kleine David über den Goliath!"

„Aber was soll das?" frug Kapitän Sarald. „Was soll die Brigg so nahe bei mir?"

*) Diese That ist geschichtlich wahr, so unglaublich sie auch klingen mag.

„Es ist das Manœuvre, zu welchem ich Euch hier auf dem Achterdeck versammelt habe. Seht, jetzt ist sie da; sie läßt das Segel fallen, und nun springen meine Jungens an Deck."

„Aber ich frage noch einmal, wozu dieses Manœuvre? Was sollen Eure Jungens an meinem Bord?"

„Zählt sie einmal! Es werden genau Zwanzig sein. Meine Herren und Damen, ich gebe mir die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin kein Amerikaner, der Weine und Spiritus geladen hat. Ich habe geladen einige hundert Enterbeile, verschiedene Zentner Pulver, ein ganzes Arsenal vortrefflicher Waffen und zwanzig Kanonen, bei denen genug Leute stehen, um diesen guten Dreimaster in den Grund zu bohren. Mein Name ist Robert Surcouf!"

Es läßt sich nicht beschreiben, welche Wirkung diese Worte auf die Versammlung hervorbrachten. Die harten, unerschrockenen Männer, die so manchen Gefahren furchtlos in das Auge geschaut hatten, verstummten vor dem Namen, den sie soeben gehört hatten. Sie blieben sogar unbeweglich, als einige der Leute Surcouf's auf's Schleunigste die Luken besetzten, damit die Matrosen des Kauffahrers nicht an Deck kommen könnten. Kapitän Sarald faßte sich zuerst.

„Robert Surcouf?" fragte er. „Seid Ihr wirklich Surcouf?"

„Ich bin es. Und diese Brigg ist der „Falke des Aequators." Sehen Sie meine Leute an, Messieurs! Dieselben werden sehr höflich mit Ihnen sein, so lange Sie es verdienen; an demjenigen aber, welcher zu widerstreben wagt, werden sie die Schärfe ihrer Waffen erproben. Bedenken Sie, daß Sie es mit zwanzig Burschen zu thun haben, welche nicht gewöhnt sind, ihre Feinde zu zählen, und bedenken Sie, daß hier an der Seite dieses Schiffes zwanzig Kanonen auf mein Kommando warten, dieses Schiff in den Grund zu schießen. Sie haben von Surcouf gehört, aber Sie haben ihn noch nicht gesehen; heut soll Ihnen die Ehre zu Theil werden, ihn kennen zu lernen. Es sind Frauen an Bord, und Robert Surcouf ist ein Franzose. Ein Franzose wird nie die Achtung und Ehrerbietung verletzen, welche er Frauen schuldig ist. Darum will ich heut einmal nicht daran denken, daß Sie die Feinde meines Volkes sind, und daß mein Schiff ein Kaper ist, dem Sie verfallen sind. Was ich verlange, können Sie leicht gewähren. Ich wünsche, daß meine braven Jungens an dem Feste Theil nehmen dürfen, welches Sie geben; ich wünsche ferner, daß ihnen ein Tänzchen erlaubt sei mit den Frauen, welche dieses Fest verschönern. Wenn Sie mir dies gewähren, so verspreche ich Ihnen, daß Ihnen kein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt wird, daß Sie nicht den mindesten Verlust zu erleiden haben, und daß unser geselliges Beisammensein so fröhlich enden wird, wie es begonnen hat. Surcouf hat lauter anständige Männer an Bord; der Letzte seiner Leute ist ein Cavalier. Jetzt haben Sie zu entscheiden. Thun Sie es schnell!"

Er verbeugte sich und trat einige Schritte zurück, um mit den beiden Pistolen zu spielen, welche er aus der Tasche zog. Die Männer, welche ohne Ausnahme waffenlos waren, steckten verlegen und flüsternd die Köpfe zusammen; die Weiblichkeiten aber betrachteten mit furchtsamer Neugierde den berühmten Privateer und seine Untergebenen, welche, bis an die Zähne bewaffnet, das Achterdeck von dem übrigen Raume abgesperrt hielten.

Die Berathung der Männer war bald zu Ende, und der Aelteste von ihnen nahm das Wort:

„Kapitän Surcouf, wir gestehen Ihnen, daß Sie uns in eine zweifelhafte Lage gebracht haben. Unsere Pflicht wäre es, mit Ihnen zu kämpfen; halt!" — unterbrach er sich, als er sah, daß Surcouf bei dem letzten Worte die Hähne seiner Pistolen aufzog — „lassen Sie mich ausreden! Wir sollten eigentlich mit Ihnen kämpfen; aber Sie selbst sagen mit Recht, daß die Gegenwart unserer Frauen und Töchter einige Rücksicht erfordert. Es soll daher zwischen uns ein Waffenstillstand geschlossen werden, welcher bis zum Anbruch des Morgens dauert; dagegen verlangen wir jedoch, daß das uns von Ihnen gegebene Versprechen buchstäblich erfüllt werde!"

„Es wird erfüllt; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," antwortete Surcouf. „Doch werden Sie mir eine nothwendige Bedingung gestatten. So lange ich mich bei Ihnen befinde, darf kein Mensch ohne meine ausdrückliche Erlaubniß an Bord kommen, noch von Bord gehen oder sonst etwas unternehmen, was meine Sicherheit gefährdet und Sie dadurch in Gefahr bringen würde. Mein Schiff bleibt längsseite bei dem Ihrigen liegen, um die Erfüllung meiner Bedingungen zu überwachen, und sobald die Sonne am Horizont steht, ist der Waffenstillstand abgelaufen. Reichen wir uns als Ehrenmänner zum Zeichen des Einverständnisses die Hände!"

Diese Bedingungen wurden angenommen, und ein Jeder bekräftigte durch Handschlag, sie zu halten. Nun gab Kapitän Sarald ein Zeichen, und die Musik begann auf's Neue. Männer und Weiber durften das Vorderdeck wieder betreten; Freund und Feind mischte sich unter einander. Die Leute des „Falken" zeigten sich gegen die Frauen so zart und anständig, daß das Vergnügen nicht durch den geringsten Hauch getrübt wurde.

Endlich, lange nach Mitternacht, gab Surcouf während einer Pause das Zeichen, daß er sprechen wolle. Man bildete einen Kreis um ihn.

„Messieurs und Mesdames," sagte er, „ich stehe im Begriffe, mich von Ihnen zu verabschieden. Ich danke Ihnen für die Ehre, welche Sie mir durch die Erlaubniß, an Ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, erwiesen haben; noch mehr aber danke ich Ihnen dafür, daß ich nicht gezwungen worden bin, von meinen Waffen Gebrauch zu machen. Ich liebe den Frieden, doch ich fürchte den Kampf nicht. Hätten Sie meine Vorschläge abgewiesen, so lebten Viele von Ihnen nicht mehr, und dieses Schiff befände sich jetzt als meine Prise auf dem Wege nach einem französischen Hafen. Suchen Sie unter Ihren Bekannten meine Bitte zu verbreiten, mir nicht unvorsichtig zu widerstreben, wenn ich meine Flagge zeige. Das Schiff, welches ich einmal als Feind betrete, verlasse ich entweder als Sieger, oder es fliegt mit mir und seiner Bemannung in die Luft; dies ist das Geheimniß meiner Unüberwindlichkeit. England bereitet meinem Vaterlande einen fortdauernden, unersetzlichen Schaden; zürnen Sie also nicht mir, wenn man Repressalien gebraucht. England hat uns die besten Schiffe unserer Marine genommen oder zerstört; verdenken Sie es nicht mir, wenn nun auch ich ein jedes britische Fahrzeug nehme, welchem ich begegne. Wir scheiden jetzt in Frieden; wünschen wir um Ihretwillen nicht, daß wir uns auf offener See wiedersehen, denn dann würde ich es sein, welcher aufspielen läßt, aber zu einem weniger friedlichen Tanze. Kapitän Sarald mag jedoch überzeugt sein, daß sein Schiff der einzige Engländer ist, den Robert Surcouf betreten hat, ohne ihn in's Schlepptau zu nehmen. Er hat dies den Frauen zu verdanken. Leben Sie wohl!"

Fünf Minuten später flog der „Falke" mit vollen Segeln hinaus in die offene See; die Kapitäns kehrten auf ihre Fahrzeuge zurück, um die Erfahrung reicher, daß Frankreich einen Seemann besitze, der für einen höheren Wirkungskreis geboren sei.[1]) Er hatte in ihnen neue und eifrige Verbreiter seines Ruhmes gefunden.

Wenig über eine Woche später ging in Pondischery die Nachricht ein, daß Robert Surcouf auf der Höhe von Colombo ein englisches Handelsvollschiff weggenommen habe. Darauf sei er einer Corvette mit fünfundzwanzig Kanonen begegnet, die ihm die Prise wieder abnehmen wollte; aber er habe auch diese Corvette geentert und dann beide Schiffe nach Isle de France gebracht. Diese vollständig verbürgte Nachricht trug nicht dazu bei, die Furcht vor dem kühnen Kaper zu vermindern. Das indische Gouvernement traf Maßregeln über Maßregeln; es sandte Kriegsschiffe aus, Surcouf zu fangen oder zu tödten; es setzte sogar einen hohen Preis auf seinen Kopf, aber diese Bemühungen blieben ohne allen Erfolg.

Napoleon's Plan, England in Indien anzugreifen, war an der Unfähigkeit seines Admirales gescheitert. Und hier brachte ein einzelner Mann, der nur ein kleines Fahrzeug befehligte, einen Schrecken über alle indischen Besitzungen des stolzen Albion, einen Schrecken, welcher den Handel England's ungemein schädigte, da man sich mit reicher Fracht kaum mehr in jene Breiten getraute und die Versicherungsbanken ganz bedeutende Prämien forderten, ehe sie die Garantie einer Ladung übernahmen, welche nach dem Jagdgebiete Surcouf's bestimmt war.

[1]) Auch der Ballabend auf dem englischen Dreimaster ist geschichtliche Thatsache.

Natürlich war der Ruf seiner Thaten längst nach Frankreich gedrungen, besonders durch den Gouverneur von Mauritius, bei welchem er seine Prisen zu deponiren pflegte, und von welchem auch die daraus gelösten Summen nach Paris übermittelt wurden. Man ward auf ihn aufmerksam; die Marinebehörde trat unter der Hand mit ihm in Unterhandlung; sie ließ ihm durch dritte und vierte Stelle immer höher steigende Anerbietungen machen; er aber that, als ob er diese Offerten nicht verstehe oder nur für eine leere Phrase halte.

Da plötzlich tauchte das Gerücht auf, daß ein berühmter englischer Parteigänger mit Kaperbriefen nach Indien gekommen sei, um sich den auf Surcouf gesetzten Preis zu verdienen. Er hatte sein Schiff „Eagle" (Adler) genannt, um anzudeuten, wie sehr er dem „Falken" überlegen sein werde. Dieser Kapitän hieß Schooter, hatte eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich und war besonders berüchtigt durch die Härte, mit welcher er die Disciplin seines Schiffes handhabte.

Die Wahrheit dieses Gerüchtes bewährte sich, denn man hörte sehr bald, daß Schooter einige kleine französische Kauffahrer weggenommen hatte. Die Mannschaft derselben hatte er über die Klinge springen lassen, trotzdem sie völlig unbewaffnet in seine Hände gefallen war. Diese Grausamkeit verstieß gegen alles völkerrechtliche Uebereinkommen und rief die Mißbilligung aller menschlich Denkenden hervor; noch entrüsteter aber wurde man über ihn, als man erfuhr, daß er einen förmlichen und zwar mitleidslosen Krieg mit allen Menschen führe, die Franzosen waren. Er suchte die Inseln und Küsten des indischen Meeres förmlich ab, und fand er in irgend einer Niederlassung einen Ansiedler französischer Nationalität, so war es um diesen und sein Eigenthum geschehen. Ganz besonders hatte er es auf die Missionäre katholischen Bekenntnisses abgesehen. Fiel ein solcher Glaubensbote in seine Hände, so war derselbe unbedingt verloren; man erzählte sich sogar, daß er solche Gefangene gewöhnlich den wilden Inselbewohnern ausgeliefert habe, wo sie vor dem Tode die raffinirtesten Leiden zu erdulden gehabt hätten. Auf diese Weise verschwand damals mancher Priester der Mission, welcher sich vereinzelt in jene Breiten gewagt hatte, und während er auf Borneo, Celebes oder Timor einem fürchterlichen Schicksale erlag, glaubten die Seinen ihn so lange auf einer jener Inseln in voller, christlicher Thätigkeit, bis sie nach Jahren ihn endlich für verschwunden erklären mußten.

Die letzte dieser Thaten hatte Schooter an demjenigen Theile der Küste von Java verrichtet, welcher der Insel Bali gegenüber liegt. Um diese Zeit lag in dem kleinen javanischen Hafen Kalima ein kleiner Klipper vor Anker, an dessen Brust man den Namen „Jeffrouw Hannje" lesen konnte. Nach diesem Namen zu urtheilen, schien er niederländischer Nationalität zu sein, trotzdem sein Bau sehr von dem in Holland gebräuchlichen abwich. Es bekümmerte sich übrigens kein Mensch um ihn, denn Kalima war damals erst im Entstehen begriffen, und man hatte mehr zu thun, als sich um die Schiffspapiere eines friedlichen, kleinen Seefahrers zu bekümmern.

Der bedeutendste Ansiedler Kalima's war ein gewisser Davidson, welcher mit dem Kapitän der „Jeffrouw Hannje" Geschäfte haben mußte, denn dieser hatte sich bei ihm einlogirt, während seine Leute ohne Ausnahme an Deck hatten bleiben müssen. Die beiden Männer saßen in einer offenen Verandah, deren Blätterdach genügenden Schutz vor den Sonnenstrahlen bot, rauchten feine Sumatra und lasen in den neuesten Zeitungen, deren Datum aber trotzdem mehrere Monate älter war. Damals bedurfte es fast eines Vierteljahres, um eine europäische Zeitung nach Java zu expediren.

„Also hört, Kapitän, der Napoleon ist zum lebenslänglichen Consul ernannt worden," bemerkte der Ansiedler.

„Ich las es bereits vorhin," nickte der Angeredete, welcher kein Anderer als Surcouf war. „Man wird nächstens die Nachricht erhalten, daß er König oder Kaiser geworden ist."

„Sprechen Sie im Ernste?"

„Vollständig! Dieser Consul Bonaparte ist ein Mann, der nicht auf halbem Wege stehen bleibt."

„Ah, Sie sind ein Bewunderer von ihm?"

„Nein, obgleich ich anerkenne, daß er ein Genie ist. Ich diene meinem Vaterlande und achte einen Jeden, welcher sich bemüht, dasselbe von dem Drucke England's zu befreien. In diesem Punkte besitzt der Consul meine vollste Sympathie. Nur weiß ich nicht, ob er den allein richtigen Weg zum Ziele einschlagen wird. Die Macht England's wurzelt in seinen Colonien und in dem Vorrang, welchen es sich in Angelegenheiten des Welthandels angemaßt hat. Man nehme ihm diese Colonien; man führe seinen merkantilischen Einfluß auf das richtige Maß zurück; man schwäche seine Verbündeten und stärke seine Gegner; was weiß ich noch! Ich bin nicht Consul, und es genügt ja, wenn nur er das Richtige trifft. Die Hauptsache aber ist die Schaffung einer Flotte, welche Achtung zu gebieten vermag. Der Consul ist seinem Lande und seinem Volke die Politik des Friedens schuldig. Und wenn er dies beherzigt, so kennt er nur einen einzigen wirklichen Feind, und dieser heißt England. Dieser Gegner aber ist erfolgreich nur zur See zu bekämpfen."

„Wie Sie es im Kleinen thun, Kapitän. Uebrigens muß es für einen Mann von Ihren Fähigkeiten mit einer gewissen Ueberwindung verbunden sein, friedliche Kauffahrer wegzunehmen."

„Warum? Meinen Sie vielleicht, weil dieses Verfahren der Piraterie ähnlich sieht? Kennen Sie einen größeren Piraten als England? Es untersucht und confiscirt nach Belieben die Handelsschiffe friedlicher Mächte; es schließt die Häfen der Nationen nach Gutdünken; es tödtet den Handel und dadurch das Gewerbe der Völker; es macht auf diese Weise Millionen fleißiger Arbeiter brodlos, nur um Alles an sich selbst zu reißen. Was es im Großen thut, thue ich im Kleinen; während es gegen Nationen sündigt, welche kein Verschulden trifft, operire ich ehrlich und offen gegen einen Feind, der sich ebenso rücksichtslos wie unversöhnlich zeigt. Verurtheilen Sie mich, wenn Sie es können! Hat England nicht Hunderte von Kapern unter Segel? Und was für Männer sind dies? Denken Sie nur an den nichtswürdigen Schooter, welcher kein Mensch, sondern ein Teufel ist! Sollen wir die Waffen senken, um uns feig und wehrlos ersticken zu lassen? Und wenn ich dies thun wollte, so dürfte ich es nicht, denn ich habe heilige Verpflichtungen zu erfüllen. Auf meinem Schiffe befinden sich vierzig wackere Männer, welche ich zu ernähren habe, und glauben Sie ja nicht, daß dies meine ganze Familie ist! In Bengalen habe ich Greise, welche in den französischen Colonien dienten und nun von den Engländern nichts empfangen; ich habe zahlreiche Ansiedlersfamilien, welche durch die englischen Coloniekriege zu Grunde gerichtet wurden; ich habe arme Franzosen, welche mittellos in die Fremde gingen, weil sie durch die Revolution vertrieben wurden und die nun etwas Geld brauchen, um ein wenig Land urbar zu machen; ich habe fromme Männer, welche unter die Heiden gingen, um das Wort Gottes zu predigen, durch die Kälte und den Unglauben der gegenwärtigen Richtung aber ihre Subsistenz bedroht sehen. Nun wohl, ich bin ihrer Aller Versorger. Ich gebe den Invaliden Pensionen, den zu Grunde Gerichteten Entschädigungen, den Ansiedlern Unterstützungen, den Missionären Schutz und Lebensunterhalt. Frankreich thut es nicht, wenn ich es nicht thue; in Paris wird keiner der Briefe geöffnet, in welchen die in der Ferne befindlichen Kinder des Landes vergeblich um Hülfe flehen. Was soll aus ihnen werden, wenn Robert Surcouf die Waffe niederlegt und dann gezwungen ist, seine Hand von ihnen zu ziehen!"

Davidson sprang auf, um dem braven Seemann seine Hand zu reichen. „Kapitän, ich weiß das Alles," rief er, „denn ich selbst bin es ja, durch dessen Hand so viele Ihrer Gaben fließen. Frankreich hat keine Ahnung, welchen Mann es hier in diesem Winkel der Erde besitzt, und — — —"

Er wurde unterbrochen; es trat ein Matrose Surcouf's herein und meldete seinem Herrn, daß der „Eagle" am Ostende der Insel vorgestern eine Pflanzung überfallen und einen Priester mit sich genommen habe.

„Wer sagte es?" frug der Kapitän.

„Soeben hat ein holländischer Sluger*) Anker geworfen, von dem erfuhren wir es."

„So ist es keine Erfindung. Sehen Sie, Davidson, daß ich nicht ruhen darf! Dieser Mensch will sich den Preis verdienen, den die Herren Engländer auf meinen Kopf gesetzt haben;

*) Zweimaster mit Gaffelsegel und einer Schraube als Auxiliarkraft.

ich aber habe seine Spur bis heut vergeblich gesucht. Jetzt finde ich sie, und nun will ich ihm meinen Kopf zeigen. Adieu, Davidson. Ich lasse Alles im Stich, denn ich weiß, daß wir uns baldigst wiedersehen."

Der seltene Mann eilte in einer Stimmung, welche man fast Begeisterung nennen mochte, nach dem Hafen und auf sein Schiff. In weniger als einer Viertelstunde segelte er bereits zu dem kleinen Hafen hinaus, und kaum hatte er Kalima hinter sich, so ließ er zwei Männer am Bug herab, welche den Namen „Jeffrouw Hannje" überstreichen mußten. Dies war in kurzer Zeit geschehen, und dann wurde der eigentliche Name des Fahrzeuges, „le faucon",*) wieder angebracht.

Der Wind wehte günstig, und so erreichte der „Falke" bereits nach drei Stunden die Ostspitze Java's, wo die betreffende Niederlassung zu suchen war. Zwischen hier und der Insel Bali hindurch auf Kap Butur zuhaltend, gewahrten sie am Ausflusse eines Baches die Trümmer mehrerer verbrannter Hütten liegen, neben welchen einige Leute bereits beschäftigt waren, neue zu errichten. Surcouf ließ die Segel fallen, fuhr möglichst nahe an das Land und bestieg sodann ein Boot, um sich zur Küste rudern zu lassen.

Die Leute waren aufmerksam auf das Schiff und das nahende Boot geworden und hatten sich schleunigst in den Schutz eines nahen Eisenbaumwaldes zurückgezogen. Als der Kapitän landete, sah er wohl verbrannte Hütten, verwüstete Gärten, zerstörte Felder, aber keinen Menschen, welcher ihm Auskunft zu geben vermochte. Erst nach langem Rufen vernahm er aus der Ferne einen menschlichen Ton als Antwort und dann hörte er die Frage:

„Was ist das für ein Schiff?"

„Ein Franzose," antwortete er.

Er hatte aus Vorsicht unterlassen, die Flagge aufzuziehen. Auf seine Antwort jedoch rauschte es bald in den Büschen, und er sah einen Mann hervortreten, welcher einen kräftigen Knüttel in der Rechten hielt.

„Kommen Sie näher und fürchten Sie sich nicht," sagte der Kapitän. „Ich bin ein Freund aller friedfertigen Leute und werde Ihnen nichts Schlimmes, sondern nur Gutes erweisen. Uebrigens sehen Sie ja, daß ich allein bin. Meine beiden Ruderer sind im Boote zurückgeblieben."

Da kam der Fremde näher. Er war eine hohe, breite, muskulöse Gestalt mit einem intelligenten Gesichte, in welchem jedoch ein Zug tiefer Schwermuth vorherrschend zu sein schien. Bekleidet war er nur mit dünnen, weißen Hosen und mit einer weißen Blouse.

„Ihr Fahrzeug kam uns verdächtig vor," entschuldigte er sich; „darum zogen wir uns zurück."

„Was an meinem Schiffe hat Ihren Verdacht erregt?" frug Surcouf.

„Hm, eben nichts Bestimmtes. In diesen Breiten sind vier Schiffe unter zehn ganz sicher Seeräuber, und nach den Erfahrungen, welche wir gemacht haben, ist es eine Kunst, Vertrauen zu besitzen."

„Ich habe gehört, daß der „Eagle" hier gewesen ist. Sie gehören natürlich zur hiesigen Ansiedelung?"

„Erst seit vorgestern. Ich gehörte zur Bemannung des „Eagle" und habe die Gelegenheit benutzt, am Lande zurückzubleiben."

„Ah!" machte Surcouf erstaunt. „Sie sind mit Schooter gefahren?"

„Leider! Er hat mich gepreßt, und es ist mir schlecht genug ergangen, ehe es mir gelang, mich zu salviren."

„Wenn das so ist, so sehen Sie sich einmal mein Schiff an. Hier haben Sie mein Rohr dazu."

Der Mann nahm das Fernrohr; kaum aber hatte er dasselbe auf die Brigg gerichtet, so nahm er es mit einem lauten Ausrufe des Erstaunens wieder vom Auge:

„Le faucon! Ist es möglich! Le faucon, Kapitän Robert Surcouf?"

„Allerdings. Surcouf bin ich selbst."

„Sie, Sie sind es! O Herr, dann segne ich die Stunde, in welcher ich vom „Adler" entflohen bin, denn nun weiß ich, daß dieser fürchterliche Schooter seinen Lohn empfangen wird!"

„So weit es in meiner Macht liegt, soll er ihn erhalten. Erzählen Sie!"

„Erlauben Sie mir vorher, die Andern zu benachrichtigen, damit sie nicht länger in Sorge sind."

Er entfernte sich und kehrte bald mit zwölf Personen, acht Erwachsenen und vier Kindern zurück, welche Surcouf mit Jubel willkommen hießen.

Die kleine Colonie hatte aus zwei verheiratheten Holländern, drei Franzosen, einem Belgier und einem Schweden bestanden. Bei dem Ueberfall war der Letztere, welcher sich zur Wehr gesetzt hatte, getödtet worden.

„Ich denke, es ist auch ein Priester bei Euch gewesen?" frug Surcouf.

„Allerdings," lautete die Antwort. „Er kam von Djokjokarta, um sich mit den Javanesen zu beschäftigen, welche hier in der Nähe in den Wäldern wohnen."

„So war er ein Missionär?"

„Ja; er war ein Missionspriester vom Orden des heiligen Geistes. Wir mußten ihn Vater Martin nennen."

„Ah!" rief Surcouf, indem er von dem Steine emporfuhr, auf welchen er sich niedergelassen hatte; „Vater Martin vom Orden des heiligen Geistes? Das ist wunderbar! Den kenne ich; der darf unmöglich in den Händen dieses Menschen bleiben! Erzählt!"

Der entflohene Seemann übernahm es, den Bericht zu liefern.

„Wir lagen vor Palembong," sagte er, „als wir hörten, daß der „Falke" jedenfalls an der Nordküste von Java kreuze. Kapitän Schooter hatte geschworen, den „Falken" zu bekommen, und lichtete sofort die Anker. Wir segelten der Küste entlang, ohne Ihr Schiff zu entdecken, Kapitän, sichteten aber dafür diese kleine Niederlassung. Schooter recognoscirte sie durch das Rohr und gewahrte einen Priester. Dies war für ihn sofort der Grund, die Ansiedelung zu überfallen."

„Wie kann die Anwesenheit eines Priesters die alleinige und genügende Ursache einer so traurigen That sein?" rief Surcouf.

„Ich weiß es nicht; aber Thatsache ist es, daß Schooter beim Anblick eines Priesters in Wuth geräth. Man erzählt sich, daß er selbst früher Mitglied eines Ordens gewesen sei. Er ist ein Irländer und soll aus einem schlimmen Grunde Protestant geworden sein. Damit hängt sein Priesterhaß zusammen, der bei ihm zur wirklichen Manie geworden ist. Er ist der gottloseste Mensch, den ich gesehen habe, ein unmäßiger Trinker, ein lästerlicher Flucher, ein Barbar gegen seine Untergebenen. Ich bin ein Deutscher und gehörte zu einem jener unglücklichen Regimenter, welche von ihren Fürsten an die Engländer verkauft wurden, um in Amerika die Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit ausrotten zu helfen. Ich mußte meine Braut und meine Eltern im Stiche lassen und desertirte, wie so Viele, die nicht für eine Nation kämpfen wollten, welche nur die eine Politik verfolgt, sich wie ein Blutegel an dem Wohlstande anderer Völker vollzusaugen. Das war mein Unglück. Ich konnte nicht in das Vaterland zurück; die Braut heirathete einen Andern; die Eltern starben, und mein Erbtheil wurde confiscirt. Ich ging zur See. Seit dieser Zeit habe ich alle Meere befahren, bis ich mich am Kap niederließ. Da kamen vor fünf Jahren die Engländer und nahmen es in Besitz. Ich zog mit Anderen weiter an der Küste hinauf, wo wir uns niederließen. Vor zwei Monaten ankerte Kapitän Schooter bei uns. Wir hielten ihn für einen Kauffahrer, und ich ging an Bord, um mit ihm über die Preise des Schlachtviehes, welches er von uns kaufen wollte, zu verhandeln. Wir wurden nicht einig, und zur Strafe dafür, daß ich ihm nicht zu Willen sein konnte, behielt er mich als Matrose an Bord. Ich habe die schlimmste Zeit meines Lebens bei ihm zugebracht und nach jeder Gelegenheit zur Flucht gesucht; erst vorgestern ist sie mir gelungen. Er beorderte dreißig Mann an das Land, um diese Ansiedelung zu überfallen, den Priester gefangen zu nehmen und die Wohnungen nach ihrer Beraubung niederzubrennen. Diese braven Leute flohen. Ein Einziger hielt nebst dem Priester Stand. Der Erstere wurde niedergeschossen, und der Letztere, welcher hatte vermitteln wollen, wurde gebunden auf das Schiff geschleppt. Es gelang mir, nach dem Eisenbaumwalde zu ent-

*) Surcouf nannte sein Schiff zuweilen auch nach seiner Heimat, der Betragne, „le breton".

kommen, und diese Leute haben mich bereitwillig bei sich aufgenommen, trotzdem ich vom Schiffe der Piraten zu ihnen kam."

„Welchen Plan verfolgen Sie nun in Beziehung auf Ihre weitere Zukunft?"

„Ich werde suchen, nach meiner kleinen Besitzung am Kap zurückzukommen. Vorher aber bitte ich Sie, mich mit an Bord zu nehmen. Ich wünsche dabei zu sein, wenn Sie mit Schooter Abrechnung halten."

„Diesen Wunsch erfülle ich Ihnen gern. Was für ein Schiff ist der „Adler"?"

„Ein Orlog-Kutter von dreißig Kanonen; doch macht er nur dreizehn Meilen in der Stunde. Wenn Sie keine Zeit versäumen, Kapitän, so werden Sie ihn in der Mangkassarstraße finden. Er pflegt seine Gefangenen den wilden Dayaks, welche die Sakuruberge auf Borneo bewohnen, zu übergeben und dafür Goldsand einzutauschen. Bei diesen Gelegenheiten landet er auf einer Insel der Sakurubai. Die Dayaks bezahlen weiße Gefangene sehr theuer, um sie mit vornehmen Todten lebendig zu begraben oder ihren Götzen als Opfer darzubringen."

Diese Mittheilung trieb Surcouf zur höchsten Eile an. Zwar landete er vorher noch verschiedene Sämereien, Werkzeuge und andere Gegenstände, welche er den Ansiedlern schenkte, um ihrer zerstörten Niederlassung wieder aufzuhelfen; dann aber ging er sofort in See, um noch vor Nacht den nördlichen Theil des Sundameeres zu gewinnen und, dort kreuzend, dem „Eagle" den südlichen Ausgang aus der Mangkassarstraße zu verlegen. Dies gelang ihm vollständig, und da er während der Nacht kein Schiff in Sicht bekam, so ging er am Morgen zwischen Borneo und den Balabalagan-Inseln nach Norden.

Er wußte, daß er einem Feinde entgegenging, so gefährlich, wie er noch keinen getroffen hatte, und daß ihm ein Kampf bevorstand, der voraussichtlich in einem wilden Zerfleischen bestehen werde. Dennoch war er guten Muthes; er wußte, daß sein Schiff dem „Eagle" an Manövrirfähigkeit überlegen sei; er sah, daß seine Leute sich in der besten Stimmung befanden, und er glaubte an die Möglichkeit, daß irgend ein Umstand eintreten könne, der einen blutigen Kampf vermeiden lasse.

So kam er am Mittag an Koti Lama vorüber und kreuzte mit günstigem Winde immer weiter nach Norden — links lag Borneo und rechts Celebes — ohne daß ihm ein Schiff begegnet wäre. So war er sicher, den „Adler" noch vor sich zu haben, da Schooter den „Falken" an der Küste von Java suchen und also durch die Mangkassarstraße nicht hinauf in das Sulu-Meer, sondern wieder zurück nach der Sunda-See gehen würde.

Die Sonne stand bereits am Horizont, als der „Falke" die südliche Spitze der Sakurubai erreichte. Jetzt galt es, vorsichtig zu sein. Surcouf stieg zum Masthaupte empor, um die Bai mit seinem guten Fernrohre abzusuchen. Da sah er im Norden eine Insel vor sich liegen, und in einem kleinen Busen am Westufer derselben ragten die Masten eines Schiffes empor, dessen Segel beschlagen waren, ein Zeichen, daß es während der Nacht diese Stelle nicht verlassen würde. Um nicht gesehen zu werden, ließ er augenblicklich wenden und hinter der ihn verbergenden Landspitze Anker werfen.

Dort blieb er, bis es dunkel geworden war. Dann wurde der Anker wieder gelichtet, und der „Falke" steuerte nach Nord bei Ost, um an der unbewachten Seite an die Insel zu kommen. Die Nacht war finster, so finster, daß man kaum eine Schiffslänge weit zu sehen vermochte. An Deck brannte kein einziges Licht. Es war die größte Vorsicht geboten, und als Surcouf glaubte, auf gleicher Höhe mit der Insel angekommen zu sein, ließ er grad auf West wenden. Er folgte dieser Richtung, indem er nur so viel Segelwerk beibehielt, als nothwendig war, um das Fahrzeug langsam fortzubewegen. Als er die richtige Zeit gekommen glaubte, setzte er die Barkasse aus, welche mit umwickelten Rudern vor dem „Falken" her die Bahn zu sondiren hatte.

So erreichte man die Ostseite der Insel, wo die Barkasse eine kleine Einbuchtung entdeckte, in welcher der Schooner vor Anker gehen konnte. Dies war kaum geschehen, so bestieg Surcouf mit zwanzig Mann die Boote, um die Südseite der Insel zu umfahren, und ließ die Uebrigen zur Bewachung des Schiffes zurück. Da sämmtliche Ruder genügend umwickelt waren, so verursachten sie kein Geräusch, und auch unter den Männern selbst herrschte die tiefste Stille.

Der Kapitän fuhr in der Schaluppe den Andern voran. Alle waren nur mit Messer und Enterbeil bewaffnet, weil Surcouf die Absicht hegte, die Boote in gehöriger Entfernung zurückzulassen und dann den „Adler" anzuschwimmen; doch ist das Enterbeil die gefährlichste Waffe in der Hand eines kräftigen Seemannes. Sie waren noch nicht zehn Minuten lang gefahren, so sahen sie die Schiffslaterne des gesuchten Fahrzeuges leuchten. Surcouf gab ein Zeichen, zu halten, und glitt leise aus der Schaluppe in das Wasser.

Es war nothwendig, zu recognosciren, denn noch wußte man nicht, ob es auch wirklich der „Eagle" sei, und wenn er es war, so galt es, zu erfahren, ob sich alle Mannen an Bord befanden und in welcher Weise die Wache gehandhabt wurde. Surcouf war ein ausgezeichneter Schwimmer; er zertheilte die Fluth, ohne dieselbe mehr als ein Fisch zu bewegen. In der Nähe des Schiffes tauchte er und kam erst hart an der Wand desselben wieder empor. Er umschwamm es langsam und vorsichtig und überzeugte sich, daß es der „Adler" sei. Das Schiff stand nur an einem Anker, und zwar an dem am Krahnbalken befindlichen Nachtanker, und neben dem Tau hing die Ankertalje bis in das Wasser nieder.

Surcouf zog an der Talje und bemerkte, daß sie oben angefixt sei und ihn also tragen werde. Er griff sich empor und hütete sich dabei sehr, durch ein Anstreifen an der Bugwand das kleinste Geräusch zu verursachen. Als sein Auge in Bordhöhe gelangte, bemerkte er, daß sich nur zwei Männer an Deck befanden, nämlich die Vorder- und die Hinterdeckwache. Er hatte genug gesehen, glitt wieder hinab und kehrte zu seinen Booten zurück. Er schwamm zunächst nicht zu seiner Schaluppe, sondern zur Barkasse, welche Lieutenant Ervillard befehligte und zu deren Bemannung auch der Deutsche gehörte, welcher sich vorher auf dem „Eagle" befunden hatte. Als dieser hörte, unter welcher Bewachung der Kapitän den Piraten gefunden hatte, bat er, der Erste an Deck sein zu dürfen, was ihm auch sofort gewährt wurde.

Nun ward eine kurze Berathung gehalten, deren Ergebniß darin bestand, daß Surcouf mit dem Deutschen und dem Lieutenant zunächst allein an Bord klettern wollte, um die beiden Wachen zu beschleichen und sie unschädlich zu machen; dies sollte durch einfache Knebelung und nur im äußersten Falle durch Tödtung geschehen; dann erst sollten die Anderen nachfolgen, indem sie, an der Ankertalje kletternd oder am Ankertaue reitend, emporkämen. Sodann hatte man den Kapitän und die Offiziere zu überrumpeln, die Waffen- und Pulverkammer zu besetzen, und nach diesen Vorbereitungen durfte man hoffen, mit der Bemannung leichter fertig zu werden.

Nachdem einem Jeden seine Rolle zugetheilt worden war, wurden die Boote an die Insel gerudert, wo sie unter der Aufsicht eines einzigen Mannes zurückblieben. Die Uebrigen, mit dem Kapitän grad zwanzig Mann, gingen in das Wasser und schwammen, Einer immer hinter dem Andern, dem Engländer entgegen, den sie auch wirklich unbemerkt erreichten. Eine Minute später standen die Drei bereits hinter der Bugverkleidung. Die Vorderdeckwache lehnte am Fockmaste, ihnen den Rücken zukehrend.

„Er steht gut," flüsterte Surcouf dem Deutschen zu. „Leise hinan, und nimm ihm die Kehle fest zusammen. Er darf keinen Laut ausstoßen!"

Der Angeredete schlich sich nach dem Maste; ein rascher Griff seiner kräftigen Hände genügte, und in den nächsten Sekunden hatte die Wache einen Knebel vor Mund und Nase und war mit Armen und Beinen an den Mast gebunden. Die Hinterwache wurde ebenso glücklich überrascht, und nun gab Surcouf den unten im Wasser harrenden Leuten das Zeichen, emporzuklettern. Dies geschah so vorsichtig, daß diejenigen, welche am Ankertaue emporritten, nur ein fast ganz unmerkliches Neigen des Buges hervorbrachten. Kaum waren Alle an Deck, so schlich ein Jeder sofort nach seinem Posten.

Der Kapitän ließ sich mit dem Lieutenant von dem Deutschen nach der Kapitänskajüte führen. Die Thür derselben war von innen verriegelt, und Surcouf klopfte leise.

„Wer ist's?" erscholl drinnen die schläfrige Frage.

„Der Lieutenant," antwortete Bert Ervillard leise in englischer Sprache.

„Was gibt's?"

„Pst, Capt'n, redet nicht laut! Es muß an Bord irgend eine Teufelei los sein, die wir belauschen können. Steht auf und kommt schnell!"

„Ah! Bin gleich fertig!"

Man hörte seine hastigen Bewegungen und das Klirren einer Waffe; zugleich sah man durch eine schmale Ritze, daß er Licht machte.

„Vorsicht!" flüsterte Surcouf. „Er darf nicht schießen, sonst weckt er alle Mannen. Nimm Du sofort seine beiden Hände, während Du, Ervillard, ihn bei der Gurgel fassest. Das Uebrige besorge ich."

Jetzt wurde der Riegel zurückgeschoben, und die Thür öffnete sich. In ihrem hell erleuchteten Raume war Schooter mit vollster Deutlichkeit zu erkennen; er hatte einen Degen umgelegt und trug in jeder Hand eine Pistole, deren Hähne glücklicher Weise noch nicht gespannt waren. Ehe sein Auge die auf der Kajütentreppe herrschende Dunkelheit zu durchdringen vermochte, war er sowohl an beiden Händen als auch am Halse gepackt. Die Pistolen entfielen ihm; ein leises Gurgeln drang aus seiner Kehle; dann wurde er in die Kajüte zurückgedrängt, auf sein Lager gelegt, gebunden und geknebelt.

Ganz denselben Verlauf nahm die Ueberwältigung des Lieutenant in der Backbordkoje; der Deutsche, welcher jeden Winkel des Schiffes ganz genau kannte, diente als Führer. Hierauf versicherte man sich der Waffen- und Munitionsvorräthe. Bis hierher war Alles ganz glücklich abgelaufen, und da der Deutsche versicherte, daß die Bemannung sich unbewaffnet in ihren Hängematten befinden werde, so wurden die vorgefundenen Gewehre geladen, und dann stieg man durch die Vorderluke hinab in das Mannschaftsquartier.

Hier brannte eine Lampe, deren Schein den niedrigen, dumpfen Raum mit den vielen Hängematten nur nothdürftig erleuchtete. Das Passiren der schmalen, knarrenden Treppe konnte nicht mit der gewünschten Geräuschlosigkeit vor sich gehen; die Leute des „Eagle" wurden aufmerksam, und Einer derselben stieß verdrießlich einen Fluch aus. Er glaubte, es sei die abgelöste Deckwache, fuhr aber doch sehr schnell aus seiner Hängematte empor, als er sah, daß die Störung nicht von den beiden Kameraden, sondern von einer ganzen Anzahl Unbekannter herrühre.

Er rief die Andern wach, doch schon stand Surcouf mit den beiden vorgehaltenen Pistolen des Kapitäns am Eingange und gebot mit donnernder Stimme:

„Ein Jeder an seinen Platz! Ich bin Kapitän Surcouf, und Euer Schiff ist bereits in meiner Gewalt. Wer es wagt, sich zu wehren, den lasse ich einfach an die Fockraa hängen!"

Bei der Nennung dieses Namens sanken die Arme wieder nieder, welche sich bereits erhoben hatten; Keiner der gefürchteten Bemannung des „Eagle" hatte den Muth oder die Geistesgegenwart, ein Wort zu sagen. Die Sache war ihnen so unglaublich, so unmöglich, und doch sahen sie den gefürchteten Privateer mit seinen Leuten vor sich; es gehörte Zeit dazu, das zu begreifen, zumal ihr Schiff nicht geentert worden war, und sie an den nassen Kleidern der Franzosen erkannten, daß diese schwimmend herbeigekommen seien. Surcouf fuhr fort:

„Ihr habt Euch ohne Bedingung zu ergeben und einzeln hinauf an Deck zu steigen. Vorwärts, marsch!"

Er faßte den ihm zunächst Stehenden bei der Schulter und schob ihn nach der Treppe hin; der Mann gehorchte ganz verblüfft, und dieses Beispiel wurde von den Andern nachgeahmt. Sie stiegen in Zwischenräumen — Einer hinter dem Andern — nach oben und sahen sich dort empfangen genommen und gefesselt, ehe sie sich noch gänzlich in ihrer Lage zurecht gefunden hatten. Dann wurden sie hinunter in den Ballastraum gebracht, wo sie unter der scharfen Aufsicht einer Wache standen.

Jetzt ließ Surcouf Raketen aus der Pulverkammer kommen; ihr aufsteigendes Licht und ein einziger gelöster Kanonenschuß sollten den „Falken" benachrichtigen, daß der „Eagle" sich in den Händen der Sieger befinde. Diese Zeichen wurden bemerkt, und nach einer halben Stunde, während welcher Surcouf eine eingehende Besichtigung des „Eagle" vornahm, kam der Schooner herbei und warf neben dem Engländer den Hauptanker. Nun wurden auch die drei zurückgelassenen Boote herbeigeholt, und das Unternehmen gegen den „Adler" war glücklich beendet.

Jetzt galt es nur noch, den entführten Missionär ausfindig zu machen. Kein einziger Mann der Schiffsbesatzung hatte Auskunft über ihn gegeben; Alle hatten vielmehr jeder Bitte und jeder Drohung ein halsstarriges Stillschweigen entgegengesetzt. Nun wurde der Lieutenant vernommen; auch dieser schwieg. Darum schickte Surcouf nach dem Kapitän, welcher noch immer gefesselt in seiner Kajüte lag, und empfing ihn an Deck, von sämmtlichen Leuten des „Falken" umgeben.

Mehrere jetzt an den Masten aufgehängte Laternen verbreiteten ein genügendes Licht, um den berüchtigten Mann genau in Augenschein nehmen zu können. Er hatte eine lange, hagere, vornüber gebeugte Gestalt und ein Gesicht, dessen Physiognomie nichts weniger als Vertrauen erweckend war. Man hatte ihm den Knebel abgenommen und die Füße entfesselt; die Hände aber blieben gebunden. Er schien von dem, was ihn betroffen hatte, und dessen Tragweite er noch gar nicht kannte, keineswegs niedergeschlagen zu sein, sondern sein Auge blitzte, und sein Gesicht war geröthet vor Zorn, als er, in den Kreis tretend, mit barscher Stimme frug:

„Was geht hier vor? Wer ist es, der es wagt, sich auf meinem Schiffe als Herr zu geberden?"

„Auf Ihrem Schiffe, Mr. Schooter?" antwortete Surcouf. „Ich denke, daß es das meinige ist!"

„Ah, welche Frechheit! Wer sind Sie?"

„Ich bin Robert Surcouf, Unterthan der französischen Republik, und das Schiff, dessen Licht Sie hier über Steuerbord sehen, ist der „Falke", dessen Bekanntschaft Sie so gern machen wollten. Ich hoffe, Sie danken es mir aufrichtig, daß ich Ihnen die Mühe erspare, noch längere Zeit erfolglos nach mir zu suchen!"

Als der Kapitän diesen Namen hörte, erbleichte er; doch war dies das einzige Zeichen seines Schreckens, denn er antwortete in stolzem Tone:

„Robert Surcouf? Hm! Ja! Ah, ich erinnere mich jetzt, diesen Namen irgendwo einmal gehört zu haben. Sind Sie Seemann?"

„Ich will dies nicht behaupten, hoffe jedoch, daß man mich für einen Seemann hält."

„Was haben Sie an Bord des „Eagle" zu suchen?"

„Ich suche Kapitän Schooter — — —"

„Nun wohl, der bin ich. Was weiter?"

„Ferner suche ich einen Missionspriester, welchen Sie vor einigen Tagen von Java entführt haben. Sie werden die Güte haben, mir seinen Aufenthalt zu nennen!"

„Ich werde diese Güte nicht haben, Herr! Ich pflege —"

„Pah!" unterbrach ihn Surcouf jetzt mit barscher Stimme. „Was Sie zu pflegen belieben, das ist hier vollständig gleichgültig; jetzt gilt nur das, was mir beliebt. Ich ersuche Sie, Robert Surcouf nicht für einen Mann zu halten, mit welchem man Komödie spielen darf. Ich halte Sie nicht für wahnsinnig und nehme also an, daß es Ihnen nicht an Einsicht mangelt, Ihre gegenwärtige Situation vollständig zu begreifen. Werden Sie mir sagen, wo sich der Missionspriester befindet, oder nicht?"

„Einem Surcouf antwortet Kapitän Schooter nicht!"

„Nun wohl; Sie sind mein Gefangener. Da Sie sich weigern, dem Kapitän Surcouf die verlangte Auskunft zu geben, so wird er Ihnen den Mund öffnen müssen. Lieutenant Ervillard, ein Tauende! Dieser Mann erhält dreißig scharfe Hiebe auf den bloßen Rücken!"

Bei diesem Befehle trat Schooter hastig einen Schritt weiter vor.

„Was sagen Sie da?" rief er, vor Grimm bebend. „Schlagen wollen Sie mich lassen! Mich, einen Offizier! Den Kapitän des „Eagle", vor dem noch jeder Feind gezittert hat!"

Surcouf zuckte die Achsel sehr gleichmüthig und antwortete:

„Hoffentlich zählen Sie mich und meine braven Jungens nicht zu den Leuten, von denen Sie gefürchtet worden sind. Ja, ich werde Ihnen den Mund mit guten Hieben öffnen lassen!"

Schooter antwortete zunächst nur mit einem heisern Schrei; dann aber rief er:

„Mensch, das wagst Du nicht! Noch gibt es ein Völkerrecht! Ich bin kein Seeräuber, sondern ein Privateer, der mit vollgültigen Kaperbriefen versehen ist. Und wenn diese nicht geachtet werden, so ist Kapitän Schooter der Mann, ihnen Achtung und sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Zittern Sie vor meiner Rache! Sie haben mein Schiff genommen; nun wohl, ich kann nichts dagegen haben, obgleich meine Schlafmützen dies fürchterlich büßen sollen; aber Sie müssen mich am nächsten Hafen abliefern, und dann, dann werde ich Ihnen zeigen, was es heißt, einem Manne von meiner Qualität mit dem Tauende zu drohen!“

„Ich sehe doch, daß Ihr Zorn Ihren Verstand auf eine sehr ungünstige Weise beeinflußt,“ antwortete Surcouf. „Eigentlich habe ich hier keinem einzigen Menschen gegenüber meine Befehle und Handlungen mit Gründen zu belegen, aber in Rücksicht auf Ihr krankhaftes Denkvermögen will ich mich doch zu einer Erklärung herbeilassen. Ja, es gibt ein Völkerrecht, aber eben dieses Völkerrecht verbietet einem Kaper, ein Pirat zu sein; jedem ehrlichen Kapitän aber gebietet es, einen Piraten auch als Pirat, das heißt, als Seeräuber zu behandeln. Ob Sie mit Kaperbriefen versehen sind, ist mir durchaus gleichgültig; ich habe die Beweise, daß Sie wehrlose Ansiedler überfielen und friedliche Seefahrer tödteten, obgleich dieselben sich Ihnen ohne Widerstand ergaben; daß Sie sogar einen Krieg, einen Vernichtungskrieg gegen fromme Priester führen, welche keine anderen Waffen besitzen, als Worte der Liebe oder der Ermahnung. Ihre Briefe kann ich also nicht achten, denn Sie sind kein Privateer, sondern ein Seeräuber. Auch Genugthuung muß ich Ihnen versagen, da kein Dieb und Räuber satisfaktionsfähig ist. Ihre Rache fürchte ich nicht. Und endlich will ich Ihnen noch bemerken, daß ich keineswegs gezwungen bin, Sie im nächsten Hafen abzuliefern; ich bin vielmehr berechtigt und sogar verpflichtet, einen jeden Seeräuber ohne Weiteres baumeln zu lassen. Mit Ihnen habe ich bereits zu viele Worte gemacht. Ihr Schicksal ist einfach folgendes: Beantworten Sie mir meine Frage, so werde ich geneigt sein, Sie dem Gouverneur der nächsten mir im Curse liegenden französischen Besitzung als eingefangenen Piraten auszuliefern; bleiben Sie jedoch bei Ihrem Schweigen, so lasse ich Sie zunächst auspeitschen, sodann kielholen und endlich, wenn auch das zu keinem Ergebniß führt, an die Raa hängen.“

„Versuchen Sie es!“ rief Schooter sinnlos vor Wuth. „Es soll Ihnen schlecht bekommen!“

„Lieutenant Ervillard, vorwärts!“ gebot Surcouf.

Auf einen Wink des Lieutenant wurde Schooter von sechs kräftigen Fäusten gepackt und nach dem Vorderdeck geschafft.

„Bei Gott, er wagt es!“ hörte man Schooter rufen. „Führt mich zurück; ich werde die Antwort geben!“

Er wurde zurückgebracht und gestand, daß er heut am Morgen den Priester den wilden Sakuru-Dayaks übergeben habe.“

„Welchen Preis haben Sie erhalten?“ frug Surcouf.

„Den Beutel mit Goldstaub, den Sie in meiner Kassette finden,“ lautete die Antwort.

„Wo wohnen diese Dayaks?“

„Eine Stunde weit, von der Mündung des Flüßchens aufwärts.“

„Gut! Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, daß ich Sie allerdings ausliefern werde, falls es mir gelingt, den Gesuchten unbeschädigt zurückzuerhalten; ist ihm aber das Geringste geschehen, so werden Sie dennoch aufgeknüpft. Ich handle also in Ihrem eigenen Interesse, wenn ich Sie auffordere, mir einen Ihrer Leute zu nennen, der geeignet ist, als Ihr Bote zu den Dayaks zu gehen; den Beutel soll er mitbekommen, doch werden ihn zwei meiner Männer begleiten, welche gewohnt sind, mit diesen Wilden zu verkehren. Nennen Sie den Namen!“

„Untersteuermann Harcroft.“

„Das genügt. Nun will ich Ihnen noch einen braven Mann vorstellen, der an sich selbst erfahren hat, daß Sie Seeräuber sind, und dem wir es verdanken, daß wir so schnell und erfolgreich in Ihr Kielwasser gekommen sind.“

Er gab einen Wink — die Leute traten aus einander — die Gestalt des Deutschen war zu sehen.

„Holmers! Schurke!“ rief der Gefangene und erhob die Fäuste, um sich trotz seiner gefesselten Hände auf den Genannten zu werfen; doch wurde er sofort gefaßt und auf Befehl des Kapitäns hinüber nach dem „Falken“ gebracht.

Sobald der Morgen zu grauen begann, stieß ein Boot ab, um die drei Boten an das Festland zu bringen. Der Untersteuermann Harcroft hatte ausgesagt, daß er es sei, welcher mit Karima, dem Häuptlinge der Dayaks, zu verhandeln gehabt hatte, und die beiden ihm beigegebenen Männer verstanden das Malayische hinlänglich, um ihrem Auftrage genügen zu können.

Es war ausgemacht worden, daß Surcouf bis Mittag warten, dann aber, falls sie noch nicht zurückgekehrt seien, annehmen wollte, daß er ihnen zu Hilfe kommen müsse. Auch Holmers, der Deutsche, erzählte, daß er bei dem vorigen Aufenthalte Schooter's hier mit am Lande gewesen sei und die Gegend genügend kenne, um als Führer dienen zu können. Nach seinen Angaben konnte der Kapitän einen Situationsplan entwerfen. Er hatte überhaupt diesen Mann trotz der kurzen Zeit ihres Beisammenseins bereits lieb gewonnen. Holmers' Trübsinn war eine Folge seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande, welches er von ganzer Seele liebte und zu dem er doch nicht mehr zurückkehren durfte. Als Deserteur sah er sich verurtheilt, sein Haupt dereinst in fremder Erde zur Ruhe zu legen.

(Schluß folgt.)

Der Suezkanal als Weltverkehrsstraße.

Nachdruck verboten.

In dem Augenblick, wo die Kriegsereignisse das Interesse der europäischen Nationen auf die Weltstraße lenken, welche zwei Meere verbindet und zwei Welttheile scheidet, dürfte es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, über den Suezkanal und seine Bedeutung für den internationalen Verkehr etwas Zuverlässiges zu erfahren.

Von der östlich der Nilmündungen gelegenen Stadt Port-Saïd ausgehend, zieht sich der Kanal vom Mittelländischen Meere bis nach Suez am Rothen Meere in einer Länge von 160 Kilometer durch die arabische Wüste. In der Mitte zwischen den Endpunkten des Kanals liegt die gegenwärtig als Ausgangspunkt der Kriegsoperationen Wolseley's vielgenannte Stadt Ismailia. Sie verdankt der Erbauung des Suezkanals ihre Gründung und liegt an dem vom Kanal durchschnittenen kleinen Timsah-See, welcher als Hafen benutzt wird. Nicht älter ist auch Port-Saïd, jedoch hat dieses eine weit höhere Bedeutung erlangt. Port-Saïd kann man nach seinem Aeußeren eine europäische Stadt nennen. Ein Drittel seiner Bewohner sind Europäer. Die Bevölkerung soll, nach zuverlässigen Angaben, 30,000 Seelen betragen. Welche Bedeutung die Hafenstadt Port-Saïd bereits gegenwärtig für den Handel errungen hat, ist aus der Thatsache ersichtlich, daß ihre Einfuhr sich im Jahre 1880 auf 450,000 Tonnen belief, wobei selbstverständlich diejenigen Güter nicht mitgerechnet sind, welche durch den Suezkanal transitirten. Es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, welche behaupten, daß Port-Saïd bestimmt sei, die Erbschaft des zerstörten Alexandrien anzutreten, vor welchem es den Vortheil der Lage an dem Eingang der Weltstraße zwischen Europa und Asien voraus habe; und man beschuldigt die englischen Staatsmänner, daß sie Alexandrien hauptsächlich deßwegen hätten in Trümmer schießen lassen, um Port-Saïd, welches sie nicht wieder herauszugeben gedächten, schneller in die Höhe zu bringen. Die alte Stadt Suez am Rothen Meere, welche dem Kanal den Namen gegeben, hat im Uebrigen wenig Vortheil von dessen Erbauung gehabt. Die südliche Kanalmündung liegt etwa eine deutsche Meile von Suez entfernt, und dort ist eine neue Stadt — zu Ehren des jetzigen Khedive Port Tewfik genannt — im Entstehen begriffen. Es ist wahrscheinlich, daß diese günstig gelegene Stadt eine Zukunft hat.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die egyptische Regierung in den letzten Jahren dem Kanalunternehmen,



Von Oktober 1881 bis Oktober 1882.

Vierteljährlich 1 Mark 80 Pfennige. — In 18 Heften à 40 Pfennige.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Robert Surcouf.

Nachdruck verboten.

Ein Seemannsbild von **Ernst von Linden.**

(Schluß.)

Die abgelaufene Frist verstrich, ohne daß die drei Boten zurückkehrten, und so sah sich Surcouf zu einer kriegerischen Expedition an das Land verpflichtet. Er übergab dem Lieutenant das Commando der beiden Schiffe und stellte sich selbst an die Spitze der zwanzig Männer, welche zur Landung ausersehen waren. Sie wurden mit guten Waffen ausgerüstet und mußten trotz der hier herrschenden Hitze drei Anzüge über einander tragen, um das Eindringen der vergifteten Pfeile der Dayaks zu erschweren. Die Schiffe verließen die Insel und warfen in der Nähe des Festlandes Anker, damit sie die Küste desselben nöthigen Falles mit ihren Kanonen bestreichen könnten. Dann stießen die Boote ab, um an der Bucht zu landen, welche von einem kleinen, hier in das Meer mündenden Flüßchen gebildet wurde.

Das Ufer zeigte nur einen schmalen, sandigen Strich ohne Pflanzenwuchs; dann aber begann ein dichter Urwald, dessen Schlinggewächse das Fortkommen sehr erschwerten. Da fiel zum Beispiele sogleich ein beinahe hundert Fuß hoher Baum in die Augen, der einen Umfang von vielleicht zwanzig Fuß haben mochte. Seine weiße Rinde war rissig, und seine Früchte hatten die Größe einer Pflaume. Das war der fürchterliche Antschar[1]), dessen Milchsaft schon durch seine Ausdünstung sehr schmerzhafte Geschwülste hervorbringt; es ist der berüchtigte Upas, von dem so viel Schreckliches gefabelt wird. Er soll ganz allein im „Todesthale" auf Java stehen und die Luft meilenweit so verpesten, daß kein Baum, kein Strauch, kein Gras gedeiht und alle lebenden Wesen in seiner Nähe dem Tode verfallen. Das ist nicht wahr; vielmehr findet er sich in den dichtesten Wäldern, und man hat sich nur vor der Berührung mit seinem Gifte und vor dem längeren Einflusse seiner Ausdünstung zu hüten. An ihm kletterte eine fast armsdicke Schlingpflanze empor, welche bis in bedeutende Höhe völlig astlos war, dann aber zwischen seinen eliptischen Blättern grünlich-weiße Blumen zeigte, welche einen jasminartigen Geruch ausströmten. Das war der javanische Brechnußbaum[2]), dessen Wurzelrinde einen giftigen Saft gewinnen läßt, welcher unter den Namen Upas tschettek oder Upas radscha bekannt ist; er führt nach der geringsten Verwundung heftige Convulsionen und einen schmerzhaften Tod herbei. In der Nähe wuchsen ganze Massen einer fünf Fuß hohen Pflanze, welche ellenlange, weich behaarte Blätter und einen röthlich weißen Blüthenstrauß trug. Es war der indische Galgant[1]). Auch wilder Cassamumar-Ingwer[2]) und die strauchige Beißbeere[3]) wuchsen da. Aus diesen fünf Pflanzen nebst einigen anderen bereiten die Bewohner des indischen Archipels ihr berüchtigtes Pfeilgift, über welches schon so viel Wahres und Unwahres erzählt worden ist. Die Bereitung geschieht auf folgende Weise: Man nimmt ein Quantum Antscharsaft, den zehnten Theil davon Saft der Galgant-Alpinie, eben so viel Saft des Cassamumar-Ingwers und des Arons, den Saft einer Zwiebel, etwas fein gepulverten schwarzen Pfeffer und vermischt das innig mit einander. Hierauf gibt man nach Umständen den Wurzelrindensaft der javanischen Brechnuß dazu und den Samen der Beißbeere, welcher ein starkes Aufbrausen verursacht. Hat das Brausen aufgehört und ist die Mischung filtrirt, so ist das Gift fertig. Wird dasselbe in nicht zu großen Quantitäten genossen, so erregt es in der Regel nur ein heftiges Erbrechen, kommt es jedoch mit dem Blute in Berührung, so wirkt es schnell tödtlich.

Daß der dichte Wald auch von gewaltigen Thieren belebt sei, zeigte den Seeleuten eine breite Rhinozerosspur, welche längs des Flüßchens aufwärts führte und in welche mehrere andere mündeten. In diese lenkte der Führer Holmers ein. Die Gefährlichkeit der Lage erforderte die Bildung einer Vorhut, und darum sandte Surcouf fünf Mann voraus, welche den Weg und dessen Umgebung auszuspähen hatten.

Man war beinahe eine halbe Stunde lang vorgerückt, als von dieser Vorhut das Zeichen gegeben wurde, daß etwas Auffälliges in Sicht sei. Schnell rückten die Anderen nach und gelangten an eine Stelle, wo sich ganz am Ufer des Flüßchens mehrere Rhinozeroswege vereinigten und also ein verhältnißmäßig freier Platz gebildet wurde. Dieser war abgeschlossen rechts durch den Fluß, links durch den dichten Urwald und vorn durch — eine mehrfache Reihe bewaffneter Dayaks, welche außerdem auch das andere Ufer des Wassers besetzt hielten. Sie

[1]) Antiaris toxicaria. [2]) Strychnos Tieute.

[1]) Alpinia galanga. [2]) Zingiber cassamumar. [3]) Capsicum.

hatten die Europäer bereits gesehen, schwangen ihre Spieße und Blasrohre und erhoben ein mächtiges Geschrei.

„Da," meinte der Oberconstabel, welcher mit einer Flinte und einer riesigen Keule bewaffnet war, „da haben sie sich uns in das Fahrwasser gelegt. Ich denke, wir segeln sie über den Haufen, Kapitän!"

„Nein," antwortete der Gefragte. „Noch wissen wir nicht, ob sie uns freundlich oder feindlich gesinnt sind."

Er ließ die Mehrzahl seiner Leute zurück und schritt mit Holmers und noch drei Anderen vorwärts, bis er sich nur noch in einer Entfernung von vierzig Schritten von den Malayen befand. Er durfte sich sicher fühlen, da die Zurückgebliebenen die Dayaks ganz gut mit ihren Kugeln erreichen konnten. Als die Letzteren sein Manöver bemerkten, traten auch von ihnen Fünf vor. Der Eine von ihnen erhob den Wurfspieß und rief:

„Ada tuan-ku?"

Diese Worte bedeuten: „Welcher ist mein Herr?" Sie enthielten eine Höflichkeit, und es ließ sich vermuthen, daß die Dayaks nicht die Absicht hegten, feindlich vorzugehen. Surcouf hatte sich so viel des Malayischen angeeignet, daß er antworten konnte:

„Ich bin der Anführer dieser Männer. Was führt Euch an diese Stelle?"

„Wir wollen Dich empfangen," lautete die Antwort.

„Woher wißt Ihr, daß wir kommen?"

„Die drei Männer, welche Du uns sandtest, haben es uns gesagt."

„Wo sind sie?"

„Es sind nur noch Zwei; sie sind bei uns gefangen."

„Warum?"

„Sie haben uns einen Mann getödtet. Sie kamen zu uns, um den Pengadschar[1]) zurückzuverlangen; ich bin der Häuptling; sie wollten mir mein Gold wiedergeben, ich aber verlangte ein Gewehr mit Blei und Pulver. Sie wollten nicht, und als sie den Pengadschar erblickten, ergriffen sie ihn, um mit ihm zu entfliehen. Wir traten ihnen entgegen; da nahm der Eine sein Messer und erstach den Sohn meines Bruders. Mein Bruder war nicht da, darum ergriff ich meinen Spieß und stach den Mann in die Hand; er starb, denn dieser Speer ist in das Tapu-Upas getaucht. Nun haben wir die zwei Uebrigen gebunden; sie liegen in meiner Hütte, und Du kannst sie sehen."

Die Worte dieses Mannes klangen genau so, als ob er die volle Wahrheit gesagt habe. Die Boten Surcouf's hatten unvorsichtig gehandelt und die Malayen gereizt.

„Und was verlangt Ihr jetzt für den Pengadschar?" frug nun Surcouf.

„Das, was ich gesagt habe, denn ich rede nicht mit zwei Zungen. Aber den Todten mußt Du uns bezahlen."

„Er ist bereits bezahlt, denn Du hast seinen Mörder getödtet; doch erlaube ich Dir, einen Preis zu fordern."

„Das wird sein Vater thun, welcher bei seiner Leiche in der Hütte sitzt. Du wirst mit uns gehen müssen."

„Versprichst Du uns volle Sicherheit?"

„Ja. Ihr werdet meine Gäste sein."

Sie wurden weiter flußaufwärts geführt, bis sie ein Thal erreichten, unter dessen Bäumen die primitiven Wohnungen der Dayaks standen. In der größten derselben, welche dem Häuptlinge gehörte, sollte die Berathung geschehen, zu welcher sich die Angesehensten versammelten. Auch der Bruder des Häuptlings erschien; er hatte sich mit allerlei Zeichen seiner Trauer behangen und blieb während der ganzen Verhandlung stumm. Natürlich begehrte Surcouf vor allen Dingen, den Missionspriester und die beiden Boten zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt.

Als der Priester gebracht wurde, erkannte der Kapitän sofort den Pater Martin in ihm. Dieser blieb am Eingange stehen, freudig erstaunt, so viele Europäer hier zu sehen, von deren Anwesenheit er auf eine glückliche Wendung seiner Lage schließen konnte. Als sein Blick auf den Kapitän fiel, schien er in seiner Erinnerung vergeblich nachzusuchen.

„Ich heiße Surcouf," begann der Kapitän.

„Robert Surcouf! Kapitän Surcouf! Jetzt erkenne ich Sie trotz Ihres mächtigen Bartes und der sonnverbrannten Farbe. Kommen Sie in meine Arme, mein muthiger Wohlthäter!"

[1]) Lehrer, Missionär.

Der Inhalt ihrer kurzen Unterredung läßt sich denken. Pater Martin war glücklich nach Italien entkommen und hatte dann Europa verlassen, um in Indien für die Bekehrung der Heiden thätig zu sein. Er erzählte in seiner schlichten Weise, daß er viel Ungemach überwunden habe, das Schlimmste aber sei ihm an Bord des „Eagle" widerfahren, wo man die heilige Religion gelästert und ihren Diener auf die boshafteste Weise verspottet habe. Schließlich sei er gar noch verkauft worden, um bei irgend einem Begräbnisse als Todtenopfer geschlachtet zu werden. Surcouf versprach ihm natürlich seine Befreiung, erzählte ihm von der Gefangennahme Schooter's, und der Priester pries Gottes Güte, welche ihm so augenfällig in seinem alten Beschützer abermals einen Retter gesandt hatte.

Als die zwei Boten gebracht wurden, waren es die beiden Leute des „Falken;" der am Upasgifte Gestorbene war also der englische Untersteuermann gewesen, welcher, wie seine Begleiter aussagten, so unvorsichtig kühn gehandelt habe, um sich das Wohlwollen Surcouf's zu erwerben.

Nun begann die Unterhandlung mit den Dayaks. Häuptling Karima schien kein Freund von Umschweifen zu sein, und so wurde bis zur Einigung nicht viel überflüssige Zeit verschwendet. Seine klare, prompte Einleitung lautete:

„Wir wollen über unsere Feinde siegen, und dazu brauchen wir Waffen, wie die Euerigen sind. Ich werde Dir sagen, was Du uns geben sollst: eine Büchse und Pulver und Blei für den Getödteten; eine Büchse und Pulver und Blei für den Pengadschar, wenn er nicht hier bleiben will. Bleibt er bei uns, so soll er uns das lehren, was wir nicht wissen. Die Dayaks da oben in den Bergen und im Innern der Insel haben keine Gedanken; wir aber erkennen, daß Ihr viel weiser seid, als wir; wir wollen von Euch lernen und mit Euch einen Bund schließen. Wenn Du das thust, so werde ich Dir Goldsand und schöne Steine zeigen, welche wir in den Bergen finden, und Du sollst mir sagen, wie viele Flinten, Pulver und Blei, Beile und Messer Du uns dafür geben kannst. Auch Tücher und Kleider möchten wir gern. Dann scheiden wir in Frieden und werden uns freuen, wenn Du wiederkommst oder uns einen Boten sendest."

Surcouf war ganz erstaunt ob dieses ebenso friedfertigen wie Gewinn verheißenden Anerbietens.

„Das ist nicht Zufall, das ist Gottes Schickung!" meinte der Priester. „Der Herr hat diesen Häuptling bei der Hand erfaßt, um ihn auf den rechten Weg zu leiten, und mir gibt er einen Fingerzeig für den Ort einer segensreichen Wirksamkeit. Kapitän Surcouf, ich bleibe hier! Wollen Sie dafür sorgen, daß ich mit der Welt in Verbindung bleibe?"

„Gern, ich verspreche es Ihnen!"

Surcouf wandte sich an den Häuptling:

„Du hast klug und weise gesprochen, wie ein Mann, welcher der Häuptling Vieler werden wird. Das Land, aus dem ich komme, kann Dir Alles bieten, was Du brauchst: Schutz gegen Deine Feinde, Waffen, Kleider, Geräthe aller Art. Deine Worte haben mich zu Deinem Freunde gemacht. Ich werde Dir Alles geben, was Du verlangt hast. Einige meiner Leute können gehen, um es zu holen. Ich werde Dir eine Büchse, Pulver und Blei für diesen Pengadschar geben, trotzdem er wünscht, hier bei Dir zu bleiben. Willst Du ihn als Deinen Gast behalten und beschützen, so werde ich Dir außerdem noch zwei Gewehre, drei Pistolen, drei eiserne Töpfe zum Kochen, ein rothes und ein blaues Kleid für Dich, einen Spiegel, welcher dreimal größer ist, als Dein Kopf, und allerlei andere Sachen geben. Willst Du mir nun den Goldsand und die Steine zeigen?"

Karima gab einen Wink, und bald brachten drei Männer das Gewünschte in Säckchen herbei. Der Goldsand war rein und wog vielleicht zwanzig Pfund, und die Steine waren ächte Diamanten, manche von der Größe einer dicken Erbse.

„Was verlangst Du dafür?" fragte Surcouf.

„Herr, sage selbst, was Du denkst!"

„Gut! Ich werde Dir dafür geben eine — — höre! — eine Kanone!"

Es war erstaunlich, welche Wirkung dieses Zauberwort auf alle Hörer hervorbrachte. Die braunen Gesichter der Malayen glänzten vor Wonne, und ihr Häuptling rief:

„Herr, eine Kanone, ist's möglich?"

„Ich sage es ja! Eine Kanone mit hundert großen Kugeln und Pulver zu hundert Schüssen."

„Oh, so bist Du der beste Freund, den wir besitzen, denn nun müssen alle unsere Feinde vor uns zu Schanden werden."

„So sind wir also einig. Macht Euch bereit, mich auf das Schiff zu begleiten; dort sollt Ihr Alles erhalten, was ich Euch versprochen habe!"

In kurzer Zeit setzte sich ein ziemlich langer Zug in Bewegung, und bald mußten die Boote vom Schiffe abstoßen, um die Kameraden und Dayaks an Bord zu bringen. Dort erhielten sie eine Einpfünder-Drehbasse nebst Munition und alles sonst Versprochene.

Surcouf blieb drei Tage in der Sakurubucht, dann nahm er von den Malayen und dem Priester, welchen er mit allem Nöthigen reichlich versehen hatte, einen herzlichen Abschied.

In Paris.

Die französische Revolution hatte ihren Kreislauf vollendet. Aus dem Consulate war ein Kaiserthum geworden, und der groß gewordene kleine Corse hatte sich mit einem prunkvollen Hofstaate von Großoffizieren und Großwürdenträgern umgeben. Ganz Europa hörte auf seine Stimme, und nur das stolze Albion verschmähte es, ihm ein Liniensystem in der Partitur des politischen Concertes zu gestatten. Wie sein Stern emporgestiegen war, so sollte er auch wieder sinken und verschwinden, plötzlich, aus dem Nichts in das Nichts — ein Meteor, welches keine Rückkehr feiert.

Die Häfen Frankreich's waren von England seit mehreren Jahren so nachdrücklich blockirt worden, daß es kaum einmal einem französischen Schiffe gelang, die See zu gewinnen. Diese Sperre legte natürlich den Handel Frankreich's vollständig an das Trockene. Uebrigens hatte Frankreich fast alle seine Colonien an England verloren und damit ganz unersetzliche Verluste erlitten. Frankreich hätte nun diese Schläge zu verhüten oder an den Gegner zurückzugeben vermocht, aber Napoleon war kein Seemann und hegte bereits damals den großartigen, später so traurig verunglückten Plan, England in Indien über das eroberte Rußland hin anzugreifen. Dazu bedurfte er einer mächtigen Völkercoalition im Herzen Europa's, auf welche er sein ganzes Augenmerk richtete, anstatt einen kürzeren, weniger kostspieligen und weniger unsicheren Weg einzuschlagen.

Seine Versuche, an der Küste Großbritannien's zu landen, waren stets gescheitert. Es fehlte an einer tüchtigen Flotte und an Männern, deren Namen man neben dem der damaligen britischen Admirale hätte nennen können. Das Erbauen neuer Schiffe erforderte bedeutende Summen, aber sobald sie in See gingen, wurden sie von den Engländern weggenommen. Und doch hätte sich bereits im Jahre 1801 Napoleon einer Erfindung bemeistern können, durch welche er England in Furcht versetzt haben würde. Robert Fulton, der berühmte amerikanische Mechaniker, war nach Paris gekommen, um zu beweisen, daß es möglich sei, Schiffe mittelst der Kraft des Dampfes zu bewegen. Er stellte daselbst im Verein mit dem damaligen amerikanischen Vertreter in Paris, Kanzler Livingston, verschiedene Versuche an, welche aber nicht beachtet wurden. Aus diesem Grunde ging er nach England, wo er auch keinen Beifall fand. Dennoch ließ er sein Projekt nicht fallen und kehrte zwei Jahre später nach Paris zurück.

Er brachte auf der Seine sein erstes Versuchs-Dampfboot in Gang, wurde aber von keiner Seite unterstützt. Er wandte sich direkt an den ersten Consul, und es wurde ihm eine Audienz gestattet. In einem Zimmer der Tuilerien standen Beide einander gegenüber, der Held des Dampfes und der Heros der Schlachten.

„Man sieht ein," sagte Fulton nach einer längeren Debatte über seine Erfindung, „daß die Dampfkraft der Schifffahrt von ungeheurem Nutzen sein und sie auf ungeahnte Weise heben wird. Die Entfernungen werden schwinden, die Schwierigkeiten sich vereinfachen, die Gefahren und Unglücksfälle sich vermindern. Die Manövrirfähigkeit eines Schiffes muß sich verzehnfachen, wenn sie nicht mehr von Wind und Segelwerk abhängig ist. Derjenige Fürst, welcher die ersten Kriegsdampfer baut, wird jeder Marine der Welt überlegen sein."

Der Consul hatte schweigsam und mit einem sarkastischen Lächeln um den Mund zugehört. Jetzt ergriff er Fulton beim Arme und zog ihn an's Fenster. Auf die vor demselben wogende Menge der Passanten deutend, frug er in einem sehr ironischen Tone:

„Sehen Sie die neue Erfindung, welche viele dieser Leute zwischen den Lippen tragen?"

„Ich sehe sie," antwortete Fulton. „Es ist die Cigarre, welche man jetzt auch in Frankreich zu rauchen beginnt."

„Nun wohl! Alle diese Raucher sind lebendige Dampfmaschinen. Sie entwickeln Dampf; weiter nichts!"

„Ich wage zu bemerken, daß der Rauch nicht mit dem Dampfe zu verwechseln ist. Es ist nicht Dampf, was bei dem Rauchen einer Cigarre entsteht."

Bei diesem Einwande zogen sich die Brauen des ersten Consuls unmuthig zusammen; er war es nicht gewohnt, sich von einem schlichten Mechanikus corrigirt zu sehen; darum klang seine Stimme schroffer als bisher:

„Dampf oder Rauch, das bleibt sich gleich! Wie kann dem Rauche einer Cigarre die Kraft inne wohnen, ein Schiff zu treiben? C'est drôle — es ist lächerlich!"

Fulton wagte jetzt keine abermalige Berichtigung, aber er entgegnete in dem rücksichtsvollsten, höflichsten Tone:

„Ich wiederhole jedoch und behaupte nachdrücklich, daß derjenige Herrscher, welcher die ersten Dampfschiffe besitzt, in kurzer Zeit Herr der Meere sein wird. Einem solchen Erfolge gegenüber sind die Kosten einiger Versuche verschwindend klein zu nennen. Ich erinnere an England's Haß gegen Frankreich. Wenn der Beherrscher der französischen Nation eine Dampferflotte besäße, so würde er in London den Engländern Gesetze vorschreiben können."

Napoleon trat von dem Fenster, an welchem Beide stehen geblieben waren, zurück und meinte in seinem kältesten Tone:

„Mon ami, ich pflege meine Chancen nicht dem Dampfe anzuvertrauen. Ich sehe mich über Ihr Object vollständig informirt und muß mich ablehnend verhalten."

Eine stolze verabschiedende Handbewegung sagte Fulton, daß die Audienz beendet sei.

Fulton ging. Er war um eine große Hoffnung ärmer geworden. Der Consul aber ahnte nicht, daß er als verbannter Kaiser einst dieser Stunde bedauernd gedenken würde.

Aber schon wenig über ein Jahr später sollte er an sie erinnert werden. Der unterdessen Kaiser gewordene Bonaparte hatte in der Nähe von Boulogne und außerdem bei Utrecht eine bedeutende Heeresmacht zusammengezogen, um in England zu landen. In Folge dessen wurde die Bewachung der französischen Häfen von den Engländern auf eine Weise verschärft, daß keinem französischen Schiffe das Entschlüpfen gelingen wollte. Außerdem kreuzten in den Frankreich begrenzenden Meerestheilen englische Flotten, welche jedes ihnen begegnende Fahrzeug anhielten und durchsuchten; war es ein Franzose oder hatte es für Frankreich geladen, so wurde es weggenommen. Diese Calamität machte dem Marineminister ungeheuer zu schaffen; er hatte fast täglich Conferenzen mit dem Kaiser, die gewöhnlich mit beiderseitiger Erregung endigten.

Während einer dieser turbulenten Besprechungen, als eben wiederum die Rede von der strengen Blockade der sämmtlichen Häfen war, sagte der Minister:

„In dieser Misère ist es eine um so größere Freude, zu erfahren, daß es doch noch Männer gibt, deren Muth und Geschicklichkeit der Aufmerksamkeit dieser britischen Seebären gewachsen ist."

Der Kaiser blickte auf.

„Was ist's?" fragte er. „Hat Hugues etwas gethan?"

Admiral Hugues war nämlich einer von den wenigen französischen Seemännern, welche zuweilen glücklich operirten.

„Nein," antwortete der Minister. „Es ist etwas Anderes; es ist fast ein kleiner Seeroman."

„Sprechen Sie, so wenig ich mich sonst für Romane interessire!"

„Von dem englischen Geschwader des Commodore Dancy ist eine Fregatte auf Belle-Isle gegenüber Le Palais gelandet, um die kleinen Ortschaften der Insel zu beängstigen. Während die

Mannschaften sich am Lande befinden, kommt eine kleine Brigg herangesegelt, zeigt die englische Flagge, legt sich Seite an Seite mit der Fregatte, nimmt sie weg, zieht die französische Flagge auf und segelt davon. Am andern Morgen kommt dieselbe Fregatte, hinter sich die Brigg mit niederhängender Flagge, als habe sie dieselbe genommen, ganz wohlgemuth an das englische Blockadegeschwader vor Brest gesegelt; sie läßt ganz stolz vom hohen Top die englischen Farben wehen, und da ein jeder Kapitän die Fregatte kennt, so denkt man, sie sei von Commodore Dancy mit irgend einer Botschaft an den Commandanten des Geschwaders gesandt und habe unterwegs das französische Schiff genommen. Sie salutirt, und alle Schiffe des Geschwaders antworten. Sie segelt das Flaggenschiff an und thut, als wolle sie beidrehen; da aber plötzlich sinkt die englische Flagge und die französische fliegt empor, bei der Brigg ebenso. Beide jagen dem englischen Flaggenschiffe, einem Linienschiff von hundert und zwanzig Kanonen, die Kugeln einer Breitseite in den Riesenleib, strengen im Nu alle Segel an und kommen glücklich unter den Schutz der Batterien von Le Goulet[1]). Die Engländer, welche natürlich sich zur schleunigen Verfolgung aufgemacht hatten, wurden von den Kugeln der Batterien gezwungen, umzukehren."

Die Augen des Kaisers leuchteten.

„Das ist ein Heldenstück, an das man nicht glauben kann!" rief er.

„Sire, ich erzähle eine Thatsache!"

„Ich selbst bin allerdings Zeuge eines ähnlichen Heldenstückes gewesen. Ein ganz junger Seemann nahm ein englisches Fahrzeug und segelte damit ganz offen durch die Flotte des Admirales Hood. Dieser Mann hieß Robert Surcouf und ist derselbe, von dessen indischen Thaten man mit jeder neuen Post auch Neues hört. Ihr Held muß übrigens die Küste der Bretagne und den Hafen von Brest ganz genau kennen."

„Dies ist der Fall, denn er ist in der Bretagne geboren."

„Auch Robert Surcouf ist ein Breton. Wie ist der Name Ihres Mannes? Es ist sehr nothwendig, ihn zu merken, denn man wird seinen Besitzer brauchen können."

„Majestät haben ihn bereits zweimal genannt."

„Ah! Surcouf ist es? Wirklich Surcouf?"

„Er selbst, Sire."

„Dann glaube ich an die Wegnahme der Fregatte. Es ist dies ein Meisterstück, welches ihm Niemand nachmachen wird. Man wird diesen Mann festzuhalten suchen, ihm einstweilen ein Linienschiff und dann eine Escadre geben. Bemerken Sie sich das; es ist mein Wille!"

„Ich danke Ew. Majestät in seinem Namen. Er bringt uns nicht nur die eroberte Fregatte, sondern auch Berichte, Briefe und Gelder von Isle de France und Isle Bourbon. Der Gouverneur von Isle de France meldet mir, daß er in den letzten drei Monaten elf Schiffe von Surcouf überkommen hat, welche dieser kühne Parteigänger den Engländern wegnahm. Frankreich hat Surcouf nicht nur diese außerordentliche Schädigung des Feindes, sondern auch die durch den Verkauf dieser Prisen und die Verwerthung ihrer Ladungen erlangten großen Summen zu verdanken. Ich gestatte mir die Bemerkung, daß ich überzeugt bin, dieser noch so junge Breton könnte den Engländern furchtbar werden, wenn man ihm erlaubte, sich an der rechten Stelle zu befinden. Und dabei ist er bescheiden und anspruchslos, wie ich selten einen Mann von seinen Verdiensten gefunden habe."

„Wie, Sie kennen ihn?" frug der Kaiser rasch.

„Verzeihung, Sire! Ich vergaß, zu sagen, daß er mich gestern um eine Audienz bat, die ich ihm heut gewährte."

„So befindet er sich in Paris?"

„Er ist hier, um einen Prozeß gegen den Gouverneur von Isle de France zu betreiben, welcher sich weigert, ihm den Erlös einiger Prisen auszuzahlen."

„Wie hoch ist die Summe?"

„Gegen anderthalb Millionen Francs. Er hat gegen den Gouverneur bereits einen ähnlichen Prozeß gewonnen, wo sich der gesetzgebende Körper für Surcouf entschied. Es handelte sich dabei um rund siebenmalhunderttausend Francs."

„Solch ein Kaper verdient ja ungeheure Summen!"

[1]) Die enge Einfahrt in die Rhede von Brest.

„Nur ein Kaper von dem Unternehmungsgeiste und der Einsicht Surcouf's. Aber Majestät mögen geruhen, an die Summen zu denken, welche er braucht, um stets seetüchtig zu sein. Uebrigens weiß man genau, daß Surcouf nicht einen Franken für sich behält; er ist der Vater, der Freund, der Schatzmeister unserer indischen Ansiedelungen, welche leider so oft allein nur auf seinen Schutz und seine Freigebigkeit angewiesen sind."

„Wird er seinen Prozeß gewinnen?"

„Ich zweifle keinen Augenblick!"

„So kann ich diese Angelegenheit selbst begleichen, ohne der Gerechtigkeit durch eine décision arbitraire Eintrag zu thun. Kann man diesen Surcouf einmal wie durch Zufall sehen?"

„Ich habe mit ihm zu sprechen. Wollen Ew. Majestät befehlen, wann dies bei mir zu geschehen hat?"

„Elf Uhr morgen. Sie werden dafür sorgen, daß er pünktlich ist. Wie steht es mit seinem Antheile an der Fregatte?"

„Man ist bereits daran, das Fahrzeug zu taxiren."

„Man kann dies unterlassen; ich selbst werde Surcouf entschädigen!" — — —

In der Vorstadt Poissonière stand ein Gasthaus. Es war zwar kein feines Hôtel, aber eine recht angenehme Auberge, und der Wirth desselben pflegte, wie allen seinen Besuchern bekannt war, sich nur mit anständigen Gästen zu befassen. Es war der gute Oncle Carditon, der einem Jeden, welcher es hören wollte, sehr ausführlich erzählte, daß er zuvor eine Taverne in Toulon besessen habe, doch mit Hülfe des berühmten Kapitän Surcouf in seinen Verhältnissen so weit vorwärts gekommen sei, daß er nach Paris ziehen und sich die hübsche Auberge kaufen konnte.

Seit gestern befand sich Oncle Carditon in einer sehr gehobenen Stimmung und zugleich in einer ungewöhnlichen Geschäftigkeit: Robert Surcouf hatte Quartier bei ihm genommen, und zwar nicht allein, sondern mit seinem Lieutenant Bert Erville, seinem Segelmeister Holmers und noch einigen Leuten des „Falken". Dieser liebe Besuch mußte natürlich auf das Beste und Sorgsamste bedient werden, und darum ist es kein Wunder, daß Oncle Carditon für Andere nicht gar viel Zeit übrig hatte.

Der gute Oncle Carditon war außerordentlich stolz auf Surcouf. Trotz seiner Geschäftigkeit fand er doch Zeit, den Stammgästen zu erzählen, daß Kapitän Surcouf gestern sofort nach seiner Ankunft zum Minister gefahren sei, und daß auch vorhin ein reich gallonirter Diener desselben einen Brief für Surcouf gebracht habe. Es sei noch nie ein Gast bei ihm eingekehrt, der mit den Ministern des Kaisers verkehrt hätte, und es könnten sehr viele vornehme Hôtels genannt werden, deren Gäste noch nie mit einem Minister gesprochen und noch weniger ihn besucht oder gar einen Brief von ihm empfangen hätten.

Als der Kapitän von einem Spaziergange zurückkehrte, brachte ihm Oncle Carditon diesen Brief in eigener Person auf einem feinen Glasteller, denn der gute Oncle dachte sich, daß der Brief eines Ministers anders zu behandeln sei, als ein Papier aus gewöhnlichen Händen. Surcouf öffnete und fand die Weisung, sich am nächsten Vormittag präcis halb elf Uhr bei dem Chef des Marinewesens einzufinden.

Als der Kapitän des „Falken" am andern Morgen das Hôtel des Ministers betrat, wurde er direkt nach dessen Arbeitszimmer geführt. Er wußte, daß dies eine Auszeichnung für ihn sein solle, doch nahm er dieselbe so gleichmüthig hin, als ob er es gar nicht anders erwartet habe. Der hohe Beamte empfing ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit.

„Ich habe Sie nicht rufen lassen," begann er, „um über Ihre Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln, sondern um mich von Ihnen über einige nautische Fragen, welche die von Ihnen mit Vorliebe befahrenen Gegenden betreffen, unterrichten zu lassen. Es sind eben jetzt so wenig Männer gegenwärtig, von denen ich die gewünschte Auskunft erhalten könnte, daß ich Ihre Anwesenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen darf."

Und nun brachte er eine Anzahl Seekarten zum Vorscheine, über welche eine nach und nach immer lebhaftere Unterhaltung geführt wurde. Surcouf hatte Gelegenheit, seine reichen Erfahrungen in seiner stillen, anspruchslosen Weise zur Geltung zu bringen, und der Minister verbarg es keineswegs, daß ihn der junge Seemann — je länger desto mehr — interessirte.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und der Diener meldete den Kaiser, welcher zu gleicher Zeit mit der Meldung eintrat.

„Excellenz," sagte er, „ich komme persönlich, um eine höchst wichtige Angelegenheit selbst — — ah!" unterbrach er sich, „Sie sind beschäftigt?"

„Ich bin zu Ende und stehe Ew. Majestät überhaupt zu jeder Stunde zur Verfügung," lautete die Antwort.

Der Kaiser hatte Surcouf scharf in das Auge gefaßt, um zu sehen, welchen Eindruck die plötzliche Gegenwart des Lenkers Frankreich's auf ihn mache. Wenn er geglaubt hatte, den Kapitän in Verlegenheit zu bringen, so hatte er sich getäuscht, denn dieser zuckte mit keiner Miene, und die Farbe seiner tief gebräunten Wangen blieb ganz die gleiche; er trat nur mit einer tiefen, respektvollen Verbeugung zur Seite und richtete dann seinen Blick auf den Minister, da er erwartete, verabschiedet zu werden.

„Kapitän Surcouf, Majestät," stellte dieser ihn vor.

„Kapitän?" frug Napoleon kalt. Und dann fügte er mit scharfer Stimme, als beabsichtige er, einen Verweis zu ertheilen, hinzu: „Wer hat Sie zum Kapitän gemacht?"

Dieser Ton und diese Frage, welche einen Andern verblüfft hätte, brachte den Gefragten nicht im mindesten aus der Fassung; er antwortete ruhig, aber mit einem beredteren Blick, als die Demuth ihn erfordert hätte:

„Frankreich nicht, Sire, sondern der Seegebrauch. Frankreich gab mir kein Schiff; da nahm ich mir ein solches und wurde von diesem Augenblick an Kapitän genannt. Diejenigen, welche mich mit diesem Worte beehren, wissen vielleicht kein anderes, welches ihnen passend erscheint; denn die Zeit, in welcher es genügte, einen Jeden einfach „Bürger" zu nennen, ist vorüber."

Er hatte den Ausfall des Kaisers parirt und ihm dafür zwei Hiebe zu gleicher Zeit gegeben. Daß sie getroffen hatten, zeigte das kleine Fältchen, welches sich über der Nasenwurzel Napoleon's bildete.

„Sehnen Sie diese Zeit zurück?" frug dieser mit jener Kürze, welche er anzuwenden pflegte, wenn er einem Andern in den Grund der Seele zu blicken beabsichtigte.

Diese Frage war verfänglich, doch Surcouf antwortete ruhig:

„Ich ersehne vor allen Dingen das Glück meines Vaterlandes; in jener Zeit war Frankreich nicht glücklich; möge es jetzt anders werden!"

„Was verstehen Sie unter dem Glück eines Volkes, in's Besondere unter dem Glück der französischen Nation?" frug Napoleon mit einem überlegenen Lächeln.

„Nichts Anderes, als was ich unter dem Glück der Menschheit verstehe: innerliches und äußerliches Wohlbefinden."

„Und was ist dazu erforderlich?"

„Ein friedliches Regiment und eine freie Bahn für alle redlichen Erzeugnisse des Geistes und der Hände."

„Und wenn dieses friedliche Regiment nicht möglich ist?"

„So erzwinge man es durch würdige Mittel, welche klug und kraftvoll anzuwenden sind. Kein Friede ohne vorherigen Kampf."

„Halten Sie die Kaperei auch für eines dieser würdigen Mittel?" fragte der Kaiser lächelnd.

„Nein," erklang die aufrichtige Antwort. „Es wird die Zeit bald kommen, welche dieses beklagenswerthe Institut verurtheilt, und alle seefahrenden Nationen werden sich zur Abschaffung desselben vereinigen. Ich selbst bin Kaper, doch ohne daß mich mein Gewissen verurtheilt, denn ich habe mich zu jeder Zeit bestrebt, bei meinem Thun alle Härten zu vermeiden und es so einzurichten, daß daraus ein Segen für brave Menschen entspringt. Ich darf mich frei von Schuld und Unrecht fühlen, denn ich bin der Wurm, welcher sich unter dem Fuße des Feindes krümmt, der Wurm, dem nicht das Gebiß des Löwen oder die Pranken des Bären gegeben sind."

„Aber dennoch ein sehr respektabler Wurm," konnte Napoleon sich nicht enthalten, zu bemerken. „Man hat zuweilen von Ihnen gehört. Warum treten Sie nicht in die Marine ein?"

„Weil die Marine nichts von mir wissen wollte."

„Vielleicht hat sie ihre Ansicht geändert. Sie müssen sich darnach erkundigen!"

„Wer mir seine Thür zeigt, kann nicht erwarten, daß ich es bin, der ihn um Eintritt bittet. Man hat mich allerdings bemerken lassen, daß man mit meinen kleinen Erfolgen zufrieden ist; auch sind mir von anderen Nationalitäten zuweilen Anträge zugegangen, doch habe ich keine Veranlassung, eine Aenderung meiner Gesinnung eintreten zu lassen. Ich habe für mein Vaterland gekämpft, obgleich es mich von sich stieß; ich werde demselben treu bleiben zu aller Zeit, selbst dann, wenn es mir nichts Anderes bietet, als bisher."

„Der vermeintliche Undank des Vaterlandes ist bereits für Viele der Sporn zu hohem Wirken gewesen; auch Sie werden sich nicht beklagen. Man sagt, daß Sie einen Prozeß führen?"

„Man enthält mir mein wohl erworbenes Eigenthum vor, welches ich zum Nutzen derjenigen zu verwenden habe, welche auf keine andere Hilfe rechnen können."

„Ich bin überzeugt, daß Sie Gerechtigkeit finden. Ich sehe hier Karten liegen. Hat Excellenz Ihre Erfahrungen in Anspruch genommen?"

„Ich hatte das Glück, einige kleine Antworten geben zu dürfen."

„Die jedoch für mich von großer Bedeutung waren," ergänzte der Minister. „Kapitän Surcouf ist der Mann, an welchen man sich wenden muß, wenn man sich über unsere indischen Angelegenheiten orientiren will."

„Auch ich interessire mich für diese Angelegenheiten sehr," bemerkte der Kaiser. „Ich werde Sie einmal sehen und Ihnen die Stunde mittheilen lassen."

Mit einer Handbewegung gab er das Zeichen, daß Surcouf entlassen sei.

Einige Tage später staunte Oncle Carditon nicht wenig, als vor seiner Thür ein Wagen hielt, aus welchem ein Adjutant des Kaisers stieg. Dieser fragte nach dem Kapitän Surcouf, und als er hörte, daß derselbe nicht anwesend sei, befahl er dem Wirth, Surcouf zu sagen, daß Seine Majestät geruhen würden, ihn morgen zur Mittagszeit zu empfangen.

Der Wagen war längst wieder verschwunden, da stand der gute Oncle Carditon noch immer mit offenem Munde vor der Thür. Welch eine Ehre für seine Auberge! Das mußte er sogleich seinen Stammgästen erzählen, obgleich er eigentlich gar keine Zeit dazu hatte.

Am andern Tage stand Surcouf einige Minuten vor der angegebenen Zeit in den Tuilerien und wurde Punkt 12 Uhr vor den Kaiser geführt. Dieser empfing ihn in demselben Raume, in welchem Robert Fulton seine verunglückte Audienz gehabt hatte. Der Kaiser warf einen seiner durchdringenden Blicke auf die stattliche Gestalt des Sohnes der Bretagne und erwiederte dessen tiefe Verneigung nur mit einem kaum bemerkbaren Senken seines Kopfes.

„Kapitän Surcouf," begann er, „ich habe mich Ihrer Angelegenheit angenommen. Man wird Ihnen die streitige Summe auszahlen, sobald Sie dieselbe begehren."

Er schwieg, als erwarte er, eine Fluth von Dankesworten zu vernehmen. Der Seemann aber sagte einfach:

„Sire, ich danke! Ich hatte die Richter Frankreich's für so gerecht gehalten, daß meine Angelegenheit Ew. Majestät nicht hätte belästigen sollen."

„Ich verstehe Sie nicht," fiel der Kaiser rasch ein. „Ihre Angelegenheit ist durch mich zwar schneller, aber ganz mit demselben Resultate erledigt worden, welches sie durch den richterlichen Spruch gefunden hätte. Ganz ebenso ist es mit der von Ihnen den Engländern abgenommenen Fregatte, deren Werth bereits taxirt worden ist. Nehmen Sie dieses Portefeuille! Es enthält genau die Summe, welche Sie zu fordern haben."

Er griff nach der Brieftasche, welche auf einem neben ihm stehenden Tischchen lag, und reichte sie ihm entgegen. Surcouf nahm sie unter einer dankbaren Verbeugung und sagte:

„Ich danke abermals, Majestät! Auf diese Weise bin ich eines längern, thatlosen Aufenthaltes in Paris überhoben und kann zur Erfüllung meiner Pflichten zurückkehren."

„Sie wollen Frankreich verlassen?

„Ja."

„Jetzt, wo alle Häfen gesperrt sind und kein Schiff auszulaufen vermag!"

„Sire," lächelte Surcouf, „ich bin eingelaufen trotz der Blockade und werde auch wieder die See gewinnen."

„Eh bien! Kann ich Ihnen einen Wunsch erfüllen?"

„Es gibt sogar zwei Wünsche, welche ich Ew. Majestät zu Füßen legen möchte. Der erste betrifft meinen braven Lieutenant Bert Ervillard. Er ist einer der tüchtigsten Seeleute, welche ich kenne, obgleich er kein hohes Alter hat. Ich habe noch kein feindliches Schiff betreten, ohne Meister desselben zu werden, und er ist der Gefährte meiner Siege; er würde der Marine Frankreich's von großem Nutzen sein."

„Will er Sie verlassen?"

„Er weiß nichts davon, daß ich von Ew. Majestät ein Schiff für ihn begehre."

„Er soll die Fregatte erhalten, welche er mit Ihnen den Engländern entführt hat! Und Ihre zweite Bitte?"

„Sie betrifft meinen Segelmeister. Er ist ein Deutscher und gehörte zu den zwölftausend Hessen, welche für England in Nordamerika bluten sollten. Er wollte aber gegen die Union nicht kämpfen und entfloh. Da ihm als Deserteur die Rückkehr in das Vaterland nicht möglich war, verlor er eine geliebte Braut, ein nicht unbedeutendes Vermögen und mußte verzichten, seinen Eltern die Augen zuzudrücken. Er wurde Seemann, befuhr alle Meere, wurde von dem berüchtigten Kapitän Schooter gepreßt und entkam dann glücklich zu mir, wobei er mir den „Eagle" in die Hände lieferte. Seit jener Zeit hat er Frankreich viele Dienste geleistet, denn bei jedem feindlichen Schiffe, welches ich nahm, ist er der Vorderste gewesen. Er sehnt sich, in die Heimat zurückzukehren, und hat mich dringend gebeten, Ew. Majestät sein Gesuch um Ihre allerhöchste Befürwortung zu unterbreiten."

„Kapitän, ich habe in dem Vaterlande dieses Mannes nichts zu befehlen; aber um Ihretwillen soll er heimkehren dürfen. Ich werde diesen Wunsch der betreffenden Stelle zu erkennen geben; dabei aber mag er selbst eine Bittschrift an seine heimatliche Behörde gehen lassen, und ich bin überzeugt, daß dieses Gesuch nicht abschlägig beschieden wird. Sind Sie zufrieden gestellt?"

„Ich empfinde die Gnade Ew. Majestät mit herzlicher Dankbarkeit!"

„Und für sich selbst, haben Sie da keinen Wunsch?"

„Sire, geben Sie meinem Vaterlande den Frieden, dessen es bedarf; gewähren Sie ihm, was es braucht, um glücklich zu sein, so sind meine heißesten Wünsche erfüllt!"

„Sie verlangen für sich nichts und für Ihr Vaterland doch mehr, als ich vielleicht zu geben vermag. Man darf nicht sanguinisch sein. Zum Wohle des Vaterlandes hat ein jeder Einzelne nach Kräften beizutragen. Sie selbst haben scheinbar genug gethan, aber es gibt eine Sphäre, in welcher Sie noch Besseres leisten könnten. Soll Ihnen dieselbe verschlossen bleiben?"

„Majestät, die Frage macht mich glücklich, aber dennoch muß ich mit einem bittern „Ja" antworten."

„Warum?"

„Ich bin ein Seemann, ein Krieger, aber ich werde niemals ein Kriegsknecht sein können. Ich beklage den Feldherrn, der den Krieg nur um des Krieges willen führt; der Krieg ist eine traurige Nothwendigkeit; er soll geführt werden, wenn ihn ein großer Zweck erheischt, und nur so, daß dieser Zweck auch erreicht wird. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich als Offizier meinen Abschied fordern oder nehmen."

„Ah, ich sehe, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe! Sie wollen mir einen Rath ertheilen, wie damals vor Toulon!"

„Ich bin nicht zum Rathgeber eines Kaisers berufen. Zum Bürger Colonel Bonaparte konnte ich ohne Bedenken sprechen, heut aber darf ich nur der Gründe gedenken, welche mich abhalten, in die Marine zu treten, und mich zwingen, ein „Privateer" zu bleiben."

„Surcouf, Sie können sprechen, ja, Sie sollen sprechen! Ich werde Ihre Offenheit ohne Zorn entgegen nehmen. Sie wissen, daß man sagt, ich habe die Absicht, in England zu landen?"

„Ich weiß, daß Sie Ihre Truppen bei Boulogne zusammenziehen; aber ich weiß ebenso gut, daß diese Truppen nicht nach England kommen werden."

„Ah! Sie behaupten kühn!"

„Meine Behauptung hat triftige Gründe. Wo hat Frankreich die Seemänner, welche es vermögen, uns den Weg nach England zu öffnen, indem sie die Engländer von unsern blockirten Häfen vertreiben und ihre Flotten in den Grund schießen? Wo sind die Schiffe, welche dazu gehören? Es bedarf langer Jahre, Jahre des Friedens, um Frankreich's Seemacht von den Wunden zu heilen, die ihr geschlagen worden sind. Frankreich muß mit allen anderen Nationen Frieden haben, um sich auf den großen Schlag vorbereiten zu können, mit dem es England's Uebermuth demüthigt, denn Frankreich hat keinen andern Feind als nur diesen einzigen: — England. Sire, warum haben Sie Robert Fulton von sich gewiesen? Ohne Prophet zu sein, behaupte ich, daß in wenigen Jahren der Dampf die riesigsten Schiffe über alle Meere treiben wird. Dann werden Sie bedauern, die Gelegenheit, der mächtigste Monarch zu sein, von sich gestoßen zu haben!"

„Pah, Fulton! Er ist ein Träumer, und seine Träumerei scheint ansteckend zu sein, da sie sogar Ihren Kopf ergriffen hat."

„Majestät haben mich aufgefordert, zu sprechen, und können überzeugt sein, daß ich nichts sage, von dessen Wahrheit ich nicht ganz durchdrungen bin. Ich bin kein Höfling, sondern ein nüchterner Seemann, und wenn ich Phantasie besitzen sollte, so will ich sie jetzt nur gebrauchen, um zu denken, ich spreche nur zu dem Bürger Colonel Bonaparte. Ein eigennütziges Interesse treibt mich nicht, denn ich werde nach Indien zurückkehren, wo Hunderte meiner bedürfen. Mein Schiff ist der kleine „Faucon"; auch ich will klein bleiben; auch ich habe etwas vom Falken an mir: ich muß mich frei bewegen können, mein Flug muß nur von meinem eigenen Willen abhängig sein; ich bin ein schlechter Untergebener."

Der Kaiser hatte ruhig zugehört. Kein Zug seines ehernen Angesichtes verrieth, was er bei den Worten Surcouf's dachte; jetzt aber spielte ein leises Lächeln um seine Lippen, und er meinte fast scherzend:

„Surcouf, Ihre Heimat ist die rauhe Bretagne, und Sie sind ein ächter Sohn derselben: derb, offen, kühn, fromm, treu und dabei ein klein wenig unhöflich oder gar rücksichtslos. Aber der Bürger Colonel Bonaparte hat einst Wohlgefallen an Ihnen gefunden und wünscht jetzt, ein halbes Stündchen mit Ihnen zu verplaudern. Folgen Sie mir!"

Er schritt voran, und der Kapitän trat hinter ihm in ein anderes Kabinet. — —

Eine volle Stunde war seitdem vergangen, und von Minute zu Minute ließ sich Oncle Carditon an der Thür sehen, um den Herrn Kapitän ja sofort empfangen zu können. Und je länger es dauerte, desto freudiger glänzte das Gesicht des Wirthes, denn welch' eine Ehre für seine Auberge, daß sein Gast die kostbare Zeit des Kaisers so lange in Anspruch nehmen durfte!

Endlich kehrte Surcouf zurück. Sein Gesicht war sehr ernst, aber er nickte doch dem Oncle Carditon freundlich zu und begab sich sodann hinauf in seine Wohnung. Ervillard und Holmers hatten auf ihn gewartet; sie kamen sogleich, um sich nach dem Resultate der Audienz zu erkundigen.

„Du warst so lange bei dem Kaiser?" frug der Lieutenant.

„Allerdings, Herr Kapitän!"

„Wie? Was? Welchen Kapitän meinst Du?"

„Den Fregattenkapitän Bert Ervillard, dem ich hiermit herzlich gratulire!"

Ervillard begriff nicht eher, als bis Surcouf ihm seine Ernennung ausführlich erzählte. Aber der Eindruck war ein anderer, als er gedacht hatte.

„Trittst auch Du in die Marine?" erkundigte sich der Lieutenant.

„Nein; ich kehre nach Indien zurück."

„So gehe ich mit! Ich bleibe bei Dir; sie mögen ihre Fregatte behalten!"

„Das wird sich schon noch finden! Uebrigens hat mir der Kaiser höchst eigenhändig unser Prisengeld ausgezahlt. Laß sehen, wie viel es ist!"

Napoleon hatte kaiserlich honorirt, und als Surcouf sagte, daß auch sein Prozeß bereits günstig entschieden sei, verdoppelte sich die Freude, an welcher Holmers herzlich Theil nahm.

Surcouf reichte ihm die Hand.

„Segelmeister," sagte er, „auch Deine Sache steht gut. Du wirst heimkehren dürfen, denn der Kaiser will Dein Gesuch befürworten."

Der Deutsche weinte vor Freude; auch die Anderen waren gerührt, und Surcouf gestand:

„Heut habe ich einen Kampf zwischen Ehrgeiz und Principientreue bestehen müssen. Der Kaiser geht nicht nach England; ich glaube vielmehr, daß seine Rüstung Oesterreich und Rußland gilt. Ich sollte eine Escadre im Mittelmeere befehligen und habe es abgeschlagen, weil ich nur in England den einzigen Feind Frankreich's erkenne und gegen keine andere Macht kämpfen werde."

„So hat er Dich wohl im Zorne entlassen?" frug nun Ervillard.

„Nein, sondern in allen Gnaden. Er ist ein großer Geist, ein gewaltiges Genie, aber er wird untergehen, weil er sein Ziel auf einem durchaus falschen Weg sucht." —

Und wieder am nächsten Tage wurde Oncle Carditon aus seinem Gleichmuthe gerissen, denn es erschienen mehrere Equipagen, aus denen reich uniformirte Herren stiegen. Sie ließen sich die Wohnung Surcouf's zeigen, und eine halbe Stunde später erzählte der Oncle allen seinen Gästen athemlos, daß Kapitän Surcouf vom Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion und einen von kostbaren Steinen funkelnden Degen erhalten habe. Welche Ehre abermals für die Auberge! Es gab große und größte Hôtels, in denen kein einziger Gast den goldenen, fünfstrahligen Stern und einen Ehrendegen erhalten hatte!

Eine Woche später reiste Surcouf nach Brest. Es gelang ihm, die Engländer zu täuschen und mit seinem „Falken" in See zu stechen.

Bert Ervillard ging nur nach Brest mit; er hatte dem selbstlosen Drängen seines bisherigen Kapitäns nachgegeben und sich entschlossen, das Kommando der Fregatte zu übernehmen.

Der Segelmeister Holmers blieb noch kurze Zeit in Paris bei Oncle Carditon wohnen, bis er dann die Erlaubniß erhielt, nach seiner Heimat zurückzukehren. Surcouf hatte dafür gesorgt, daß dieser Mann keine Noth zu leiden brauchte.

Napoleon's Stern ging unter im Jahre 1815 im Monat Juli, in welchem er auf dem „Bellerophon" als Gefangener nach England gebracht wurde. Im Kanale begegnete ihm das erste Dampfschiff, welches er sah; da wandte er sich an Montholon, welcher neben ihm stand, und sagte im trübsten Tone:

„Als ich Fulton aus den Tuilerien wies, habe ich meine Kaiserkrone weggegeben!"

Und auf St. Helena, als er, von aller Welt verlassen und von dem englischen Gouverneur Hudson Lowe fortwährend auf das Bitterste gekränkt, eines Tages auf der Klippe stand und seinen Blick nach Norden über das Meer schweifen ließ, legte er dem treuen Bertrand die Hand auf die Schulter und seufzte:

„Jener Robert Surcouf hatte Recht. England war mein einziger Feind. Der kühne Kaperkapitän wußte den richtigen Weg, diesen Feind zu besiegen und dann glücklich zu sein. Adieu, ma belle France!" — — —

Der Schiffbruch des deutschen Dampfers „Mosel".

Am 6. August dieses Jahres verließ der Bremer Lloyddampfer „Mosel" mit reicher Ladung und 600 Passagieren Bremerhaven, um nach New-York zu fahren. Er lief Southampton in England an und setzte seine Fahrt bei dichtem Nebel gegen Westen fort. Am 7. August, Morgens kurz vor 8 Uhr, strandete der Dampfer an der felsigen Küste in der Nähe des Caps Lizard, in welches die englische Halbinsel Cornwallis ausläuft. Sein Vordertheil senkte sich, das Hintertheil hob sich aus der Fluth (sieh die Abbildung). Die Passagiere kamen mit dem ungeheuren Schrecken davon: — alle wurden in die Boote befördert und gerettet. Das Wrack der „Mosel" aber sitzt auf dem Felsengerippe fest und wird wohl bald zerschellt sein. Ein großer Theil des Passagiergutes und der Ladung ist verloren. Der schöne Dampfer „Mosel" ward 1872 gebaut und kostete 1,700,000 Mark.

Im Jahre 1876 hatte der Massenmörder Thomas diesen Dampfer zum Schauplatz seiner Höllenmaschine machen wollen.

Allerlei.

Redactions-Telephon.

Auf viele Anfragen. Das „Wunderpflaster" erhält man unter dem Namen „Rosenpflaster" in der Apotheke (es gibt nur eine dort) zu Grevenbroich, Regierungsbezirk Düsseldorf (Rheinprovinz). Der Preis richtet sich nach dem verlangten Quantum.

Auflösung des Räthsels in Nro. 46:

Licht.

Auflösung der Schach-Aufgabe daselbst:

Weiß.	Schwarz.
1) L. C 2 — D 1	1) K. A 6 — B 6:
2) L. D 1 — E 2	2) K. B 6 — C 6
3) S. D 3 — E 5 †	3) K. beliebig
4) L. E 2 — C 4, A 4 — A 5 ††.	

Zieht Schwarz 2) K. A 6, so folgt 3) S. B 4 † u. s. w.

An unsere Leser!

Schon acht Jahrgänge hat der „Deutsche Hausschatz" hinter sich — es ist eine stattliche Reihe von Bänden. Wie wir von Anfang an redlich und ernst gestrebt haben, mit Zusammenfassung aller uns zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte eine des katholischen Namens würdige belletristische Zeitschrift herzustellen, so kann auch der nun beginnende IX. Jahrgang von unserem unermüdlichen Ringen nach Vertiefung des geistigen Gehaltes, nach Mannigfaltigkeit des Lesestoffs und nach Vervollkommnung des Bilderschmuckes des „Deutschen Hausschatzes" Zeugniß ablegen.

Aus unserer — so zu sagen übervollen — Manuscriptenmappe wird aber zunächst neben Anderem ein **Originalroman** von Adolf Schirmer zur Veröffentlichung gelangen — ein gediegener Roman, welcher eine spannende Episode des nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861—1865) mit geschichtlicher Treue behandelt und eine Fülle von hochinteressanten Details einflicht, die bisher noch nicht im Romangewande dargestellt worden sind. — Zugleich wird der beliebte „Weltläufer" Karl May den zweiten Theil der „Todes-Karavane" erzählen. Auch manche neue schriftstellerische Kraft wird sich im Laufe des neuen Jahrganges unseren Lesern vorstellen.

So laden wir denn zu baldiger Erneuerung des Abonnement auf den „Deutschen Hausschatz" ein und hoffen, daß sich der Leserkreis desselben in erfreulicher Weise erweitern werde.

Die Redaction und Verlagshandlung des „Deutschen Hausschatzes".

Verantwortlicher Redacteur: Benanz Müller in Regensburg. — Druck und Verlag von Fr. Pustet in Regensburg, New York und Cincinnati.



Von Oktober 1896 bis Oktober 1897.

Wöchentlich eine Nummer. — Vierteljährlich 1 Mk. 80 Pf. oder jährlich 18 Hefte à 40 Pf. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Freuden und Leiden eines Vielgelesenen.

Von Dr. **Karl May.**

„Ei ku guli dichaze,
istiriyahn ssi lahzime bechaze!“

Wenn ein Autor von seinen Lesern aufgefordert, ja förmlich gedrängt wird, „doch auch einmal etwas über sich selbst zu schreiben,“ so geht er nur, eben weil er so gedrängt wird, an die Erfüllung dieses Wunsches; denn er stürzt sich dabei kopfüber in die unvermeidliche Gefahr, ein Abu el Botlahn[1]) oder Dschidd el Intifahch,[2]) wie der Araber sich auszudrücken pflegt, genannt zu werden. Und wenn er gar sich der obenstehenden Überschrift bedient, sich also einen Vielgelesenen nennt, so hat diese Gefahr schon gleich bei der ersten Zeile einen solchen Grad erreicht, daß sie gar nicht größer werden kann. Damit ist aber auch sogleich die Angst überwunden, welche man vor Gefahren zu haben pflegt, und ich kann freien und heiteren Gemütes meinen lieben Leserinnen und Lesern sagen, daß ich mich schon deshalb als einen Vielgelesenen bezeichnen darf, weil nur ein solcher von den Freuden und ganz besonders von den Leiden reden kann, durch deren Besprechung an dieser Stelle ich mein Herz gern einigermaßen erleichtern möchte.

Daß ich kein Abu el Botlahn, sondern im Gegenteile ein bescheidener, durch seine Erfolge schwer niedergedrückter Schriftsteller bin, kann ich schon durch den Standpunkt beweisen, von welchem aus ich heute „meine Feder in die Tinte tauche“. Glücklich, dreifach glücklich ist nämlich der Autor zu preisen, dessen Werke nie zum Drucke angenommen werden! Sie bleiben sein unbestrittenes geistiges Eigentum, und er kann, ohne jemals widerrechtlich nachgedruckt zu werden, zwischen seinen vier Wänden und im Kreise seiner heimlichen Bewunderer so oft, als es ihm beliebt, in ihren Schönheiten schwelgen; sie dürfen ihm so lieb und so kostbar sein und bleiben wie eine Sammlung von Diamanten, die man nie verkauft. Schon weniger glücklich ist der Autor, welchem die Fatalität begegnet, ein oder einige Male gedruckt zu werden. Er ist dem Löwen der Öffentlichkeit in die unerbittlichen Pranken geraten, wird von ihm hin- und hergeworfen und hat von Augenblick zu Augenblick den entsetzlichen Biß zu erwarten, der ihm den Garaus macht. Das Honorar ist nur die Lockspeise gewesen, welche ihn in eine Lage brachte, der er nur durch die nunmehrige größte schriftstellerische Enthaltsamkeit entrinnen kann. Von einem vertraulichen, behaglichen, häuslich verborgenen Genusse seiner Geistesfrüchte kann keine Rede sein! Und nun erst derjenige unglückliche Litterat, den der obenerwähnte p. t. Löwe so fest hält, daß er nicht wieder loskommen kann! Er ist einem so beklagenswerten Geschick verfallen, daß jedes nur einiger-



[1]) „Vater der Eitelkeit.“

[2]) „Großvater des Eigendünkels.“

maßen mitleidige Menschenkind ihm — — doch, wozu die Einleitung so lang machen! Ich gehöre ja leider selbst zu dieser Klasse von Dulдern, und wenn ich von meinen Leiden erzähle, die von einigen seltenen Lichtblitzen nur um so stärker hervorgehoben werden, so werden damit die Qualen meiner Berufsgenossen auch beschrieben und ich brauche sie also gar nicht eingangsweise aufzuzählen.

Der Autor soll vor allen Dingen logisch sein, und da es keine größere Logik als diejenige der Thatsachen gibt, so lasse ich die Thatsachen sprechen, indem ich zunächst einen Tag, einen einzigen Tag der jetzt vergangenen Woche schildere.

Es ist Dienstag früh punkt sieben. Ich werde um Manuskript gedrängt, habe seit gestern Nachmittag drei Uhr, also sechzehn Stunden lang, am Schreibtische gesessen und kann, auch wenn ich nicht gestört werde, vor abends acht Uhr nicht fertig werden. Die Nacht, oft zwei, drei Nächte hintereinander, ohne dann am Tage schlafen zu können, ist überhaupt meine Arbeitszeit, der vielen Besuche wegen, welche täglich kommen, um „ihren" Old Shatterhand resp. Kara Ben Nemsi Effendi persönlich kennen zu lernen. Es klingelt unten am Eingange, und trotz der frühen Stunde wird mir ein Gymnasiast gemeldet, welcher so zeitig aus Dresden gekommen ist, um mich sicher anzutreffen. Beim Eintritte in die Studierstube erblickt er den mächtigen „Abu er Rad" im Hintergrunde, läßt vor Schreck die Thür offen stehen, macht dann einen Sprung vorwärts und stürzt mit dem Rufe „Dunner unds Messer, das ist ja ein Löwe, ein richtiger, wirklicher Löwe!" auf das von mir in Afrika geschossene Raubtier zu, wobei er aber an dem Kopfe des Grizzlybären hängen bleibt. „Allerdings," antworte ich lächelnd. Das macht ihn darauf aufmerksam, daß ich auch da bin, und er wendet sich mir mit einer Verbeugung aus der Obersekunda zu, um mir den Zweck seines Besuches zu erklären. Er will sich nämlich folgendes von mir erbitten: eine Locke von Winnetou, einen Revolver, weil ich doch so viele hier hängen habe, ein Straußenei und nur ein Viertelpfund von dem echten Dschebelitabak, den ich in meinen Werken so gepriesen habe. Ich erlaube ihm, sich einen Tschibuk mit Dschebeli zu stopfen, und während er, auf dem Divan sitzend, ihn mit der Miene eines Pascha von zwanzig Roßschweifen raucht, versuche ich, weiter zu schreiben, komme aber vor den hundert Fragen, die ich ihm beantworten muß, nicht dazu. Zu meiner Freude bittet er mich, meinen Garten und besonders „das künstliche Gebirge" mit dem chinesischen Pavillon ansehen zu dürfen. Ich gestatte es; er geht mit einer rätselhaften Verneigung zur noch immer offenen Thür hinaus, wirft sie mit Riesenkraft ins Schloß, und ich kann endlich wieder schreiben.

Es klingelt abermals. Man bringt mir eine Depesche folgenden Inhaltes: „Heute mittag zwölf Uhr Hotel Europäischer Hof, Dresden — — Herbig." Weil das Telegramm aus Leipzig kommt und mein dortiger Commissioner Herbig heißt, nehme ich mir vor, nach Dresden zu fahren, obgleich es mich befremdet, daß dieser Herr, anstatt zu mir nach Radebeul zu kommen, mir meine kostbare Zeit verkürzt.

Acht Uhr! Die erste Post wird abgegeben; dreißig Briefe von Lesern, darunter vier mit zusammen achtzig Pfennigen Strafporto, ein fast tägliches Vorkommnis; ferner drei Pakete und eine Kiste. Die Pakete enthalten Manuskripte jener Art glückseliger Schriftsteller, die keinen Verleger finden; ich soll sie verbessern und dann an Redaktionen senden, welche gute Honorare zahlen. Die Kiste enthält zwei halbe Flaschen Wein, die mir ein Leser sendet, weil er „so entzückt von meinen Werken" ist. Ich öffne und koste, nachdem ich zwei Mark fünfundneunzig Pfennige für unterlassene Frankierung und Verzollung bezahlt habe. Als Kenner schmecke ich, daß es ein Paysan für fünfzig Centimes pro Flasche ist. Ich bin natürlich von diesem Werke des Absenders nicht so entzückt, wie er von den meinigen, fühle mich aber verpflichtet, ihm einen für zwanzig Pfennige frankierten Dankesbrief zu schreiben.

Eben will ich mich wieder zur Arbeit setzen, da fällt mein Blick in den Garten. Der Gymnasiast ist mir über die Himbeeren geraten. Ich klingle, um ihm sagen zu lassen, daß meine gute Hausfrau auf diese Weise zu keinem Himbeersafte und Old Shatterhand zu keiner Limonade kommen könne; er geht höchst indigniert von dannen, und ich erfahre, daß er vorher auch schon meine köstlichen Riesenerdbeeren, die ich mir mit vieler Mühe und durch eine Reihe von Jahren aus einer einzigen, von mir selbst hybridisierten Pflanze gezogen habe, den Weg aller Beeren habe gehen lassen. Wahrscheinlich hat er geglaubt, daß es eines Westmannes wie Old Shatterhand unwürdig sei, sich mit süßen Erdbeeren zu äsen!

Ich habe vielleicht eine halbe Seite geschrieben, da höre ich auf der Straße wiederholt meinen Namen nennen. Ich trete auf den Balkon und blicke, hinter Blumenranken versteckt, hinab. Da stehen vier junge Burschen, nehmen die Villa in liebreichen Augenschein und werfen sich ihre leise sein sollenden aber sehr vernehmbar ausfallenden Bemerkungen zu:

„Es is richtig, ganz richtig! Mer ham uns nich verloosen! Siehste denn nich die großen, goldnen Buchschtaben da droben, Du Dummkopp, Du? Das heeßt „Villa Schschschatterhand". Mer sin also an Ort und Schtelle! Jtzt kannste klingeln!" — — „Nee, ich nich!" — — „Warum denn nich?" — — „Ich fürcht mich so." — — „Unsinn! Er wird Dich nich beißen! Hast's doch gelesen, was für een guter Kerl er is!" — — „Wenn er aber grad heute schlechte Laune hat —!" — — „Warum denn grad heute? Klingle nur; drück nur immer off'n Knopp! Du wirscht gleich sehn, daß das elektrisch is!" — — „Nee, ich drücke nich! — — „Na, da drück Du, August!" — — „Ich ooch nich! Höre, wenn er böse wird! Mer wolln lieber wieder heemegehn!" — — „Emil, Du?" — — „Nee, ich hab ooch solche Angst!" „Na, wißt Ihr, was mer machen? Mer losen, und wen's trifft, der drückt off'n Knopp, aber feste, daß mersch ooch hört!"

Sie losen mit Streichhölzern, und dann schieben sie den Betreffenden an den „Knopp". Die Glocke tönt, und sie fahren erschrocken auseinander. Ich trete ins Zimmer zurück, und bald werden mir die vier „Bewunderer" angemeldet. Es sind Cartonnagenarbeiter. Ihr Prinzipal feiert heute seinen Geburtstag; da wird nicht gearbeitet, und die dadurch hervorgerufene feierlich frohe Stimmung hat ihnen den Mut gemacht, den Verfasser ihrer Lieblingsbücher aufzusuchen. Ich lasse sie natürlich kommen. Sie stellen sich wie Orgelpfeifen nebeneinander an der Thür auf, starren mit weit offenen Augen meine Jagdtrophäen an und wagen vor Angst nicht zu sprechen. Meine Freundlichkeit verfehlt aber ihre Wirkung nicht, und bald erklärt mir der Beherzteste von ihnen:

„Eegentlich sin wir Viere als Deputation abgeschickt. Sie werd'n nämlich von der ganzen Fabrik gelesen, wenn ooch bloß nur aus der Leihbibliothek. Aber mer ham Sie alle liebgewonnen, und ooch die Großen halten sich lieber Ihre Bücher, als daß se ins Wirtshaus gehn. Der Prinzipal spricht, Sie wär'n een wahrer Segen für seine ganze Cartonnage!"

Ich zeige ihnen alles, was zu sehen ist, beglücke sie mit einem Glase Wein, weil Geburtstag ist, und entlasse sie mit einem Gruße an den Prinzipal und ihre Mitarbeiter. Sie gehen stolz wie Spanier ab, und als sich unten das Thor hinter ihnen geschlossen hat, höre ich die Urteile, welche sie über mich fällen:

„Na, is er nich ganz gemütlich gewesen? Grad so wie Unsereener! Schtolz scheint er nich zu sein, gar nich!" — — „Nee; er hat grade so mit uns gered't, als ob mer ooch mit in Amerika und in Ägypten gewesen wären. Er hat mer sehre gefallen, sehre; das muß ich sagen!" — — „Und die vielen, großartigen Sachen, die er hat, Allebonnöhr! Es is mer ganz angst und bange geworden, als mich der wilde Büffel so anguckte, und der Cojote und der Leopard! Und der Löwe erscht! Und sogar Wein ham mer gekriegt! Na, kommt, mer wolln machen, daß mer heeme kommen und erzählen können, sonst vergess'n mer alles wieder! Die andern wär'n sich aber ärgern, daß se nich ooch mitgewesen sin. So is es aber, wenn mer keenen Mut besitzt; nu ham se nischt gesehen!"

Inzwischen ist es neun Uhr geworden, und ich vertiefe mich so in die Arbeit, daß mir ein abermaliges Glockenzeichen entgeht. Meine Frau, welche weiß, wie notwendig ich zu arbeiten habe, kommt, um mich besorgt zu fragen, ob man mich stören dürfe. Ich verneine, sehr energisch, erfahre aber, daß eine Dame mit zwei jungen Herren in einer Equipage an-

gekommen sei, welche mir ihren Namen zwar erst beim Gehen sagen wolle, aber dennoch nicht gut abgewiesen werden könne, weil sie jedenfalls von hoher Distinktion sei. Ich lasse also die Herrschaften kommen; sie bleiben weit über eine Stunde bei mir, während welcher Zeit ich wieder hundert Fragen zu beantworten habe, und beim Abschiede erfahre ich, daß mir die Ehre geworden ist, Ihre Durchlaucht, die Fürstin J. aus Wien mit ihren Prinzen bei mir zu sehen. Sie hat sich erst jetzt genannt, um zu verhüten, daß ich besondere Rücksichten auf ihren Stand nähme. Ich geleite sie zum Wagen und sehe einen Herrn kommen, den ich sofort als geistlichen Herrn taxiere. Er bleibt stehen, bis die Pferde anziehen, und begrüßt mich dann mit meinem Namen. Er hat mich nach den von mir existierenden Bildern erkannt und stellt sich mir als den Regens eines Priesterseminars vor, dessen Lehrer und Schüler alle Leser von mir sind. Ich habe mit diesem hochwürdigen Herrn oft und gern Briefe gewechselt, freue mich außerordentlich über diesen Besuch, fordere ihn auf, mein Gast zu sein, und bitte nur um die Erlaubnis, für zwei Stunden nach Dresden zu dürfen, um mit meinem Leipziger Commissioner, der mir telegraphiert habe, sprechen zu können. Er ladet sich für von übermorgen an zu Gaste, da er heute und morgen in Dresden sein müsse, und wir gehen nach einer halben Stunde zur Bahn, um in den Zug nach der Residenz zu steigen.

Unterwegs begegnet uns eine Dame in Trauer, welche uns nach der Wohnung von Dr. May fragt. Ich beschreibe ihr den Weg, ohne zu sagen, daß ich der leider allzusehr heimgesuchte Besitzer derselben bin, denn ich bin überzeugt, daß wir, wenn ich dies thäte, den Zug versäumen würden. Am Bahnhof faßt mich ein hiesiger Herr ab, um mich zu fragen, wann ich heute zu sprechen sei; er habe Besuch aus Breslau, einen Herrn und eine Dame, welche nicht hier gewesen sein wollen, ohne daheim erzählen zu können, daß sie mich gesehen haben; morgen seien sie nicht mehr da. Ich gebe eine Zeit an, denn ich weiß jetzt, daß ich das Manuskript nun einmal nicht bis abends acht Uhr fertig bringe, sondern auch die nächste Nacht daran zu schreiben habe. In Dresden angekommen, trenne ich mich auf Wiedersehen übermorgen von meinem Begleiter und fahre, um ja nicht verspätet zu kommen, per Taxometer nach dem „Europäischen Hofe".

Da mein Commissioner dort nicht zu sehen ist, muß ich warten und bestelle, weil es kein Bier gibt, eine Flasche Wein. An einem Tische frühstücken drei Herren. Nach einiger Zeit gesellt sich ein vierter hinzu, welcher Herbig genannt wird. Ich gehe hin, nenne meinen Namen und frage ihn, ob er vielleicht heute früh von Leipzig aus an mich telegraphiert habe. Er springt erfreut auf, streckt mir die Hand entgegen und ruft:

„Ja, das habe ich, das habe ich! Ich bin aus Nürnberg, Reisender in Spielwaren. Sie besitzen dort viele Freunde und Leser, und ich bin beauftragt, Sie aufzusuchen, um genau beschreiben zu können, wie Sie eigentlich aussehen."

„Sie haben mich aber nicht aufgesucht, sondern mich nach Dresden und hierher befohlen!"

„Weil ich keine Zeit hatte, nach Radebeul zu fahren; ich muß bald wieder fort. Geben Sie mir also die Hand! Wir möchten nämlich gern wissen, ob Sie wirklich so kräftig sind, wie in Ihren Werken steht."

„Also, weil Sie keine Zeit haben, glauben Sie, muß ich welche haben? Wenn jeder meiner Leser sich erlauben wollte, in so unverfrorener Weise über mich zu verfügen, würfe ich aus Rücksicht auf diese Rücksichtslosigkeiten noch heute die Feder weg! Fühlen Sie denn nicht, daß Sie mich wie einen Domestiken behandelt haben, den man nach Belieben citieren kann? Und meine Hand wollen Sie? Da, geben Sie her!"

Er legt seine noch immer ausgestreckte Rechte in die meinige. Ich will sie ihm zur Strafe kräftig drücken, habe aber meine Finger noch nicht fest zusammengeschlossen, da brüllt er:

„O weh, o weh! Halten Sie ein; lassen Sie mich los! Sie sind nicht gescheit!"

Die Anwesenden sind bei seinem Schmerzensschrei alle aufgesprungen; er hält die Rechte mit der Linken und hüpft von einem Beine auf das andere. Ich bezahle den Wein und gehe, mit mir selbst unzufrieden, daß ich ihm die Hand nicht fester gedrückt habe, er hätte da für einige Zeit das Schreiben von Depeschen, und nicht nur dies allein, lassen müssen!

Es ist gegen zwei Uhr, als ich wieder nach Hause komme. Die Dame in Trauer sitzt im Salon; sie will mich partout sprechen und hat sich durch nichts bewegen lassen, fortzugehen, selbst nicht durch die Erklärung meiner Frau, daß sie in der Küche beschäftigt sei und sie allein lassen müsse. Halb erstaunt und halb zornig über eine solche Beharrlichkeit, begebe ich mich zu der Wartenden. Sie erkennt mich und macht mir Vorwürfe, daß ich ihr nicht gesagt habe, wer ich bin; ihre Angelegenheit sei so wichtig, daß ich sicher nicht nach Dresden, sondern mit ihr zu mir zurückgegangen wäre. Dann fährt sie fort:

„Mein Mann war Grenzaufseher und nebenbei ein hochbegabter Kunstmaler. In seiner letzten, langwierigen Krankheit schenkten Sie ihm infolge einer Bitte unsers Pfarrers einige Ihrer Bände. In seiner Begeisterung über den Inhalt hat er sie illustriert, und nun komme ich nach seinem Tode, um Ihnen die Kunstwerke zu verkaufen. Ich bekomme dadurch die Mittel zu meinem Unterhalte, und Sie werden noch viel berühmter werden, als Sie jetzt schon sind, und die großartigsten Geschäfte machen, denn wenn Ihre Werke mit solchen Bildern erscheinen, muß sich der Absatz derselben in einem Jahre schon auf Hunderttausende belaufen."

„Liebe Frau, nach Berühmtheit trachte ich nicht; ich verfolge ganz andere, höhere Zwecke. Ich will Freund meiner Leser sein, weiter nichts. Was war Ihr Mann, ehe er Grenzbeamter wurde?"

„Unteroffizier. Er hat in Frankreich einen Säbelhieb über den Kopf bekommen; das hing ihm in der letzten Zeit so an, daß er dispensiert werden mußte."

Sie zieht ein Papierpaket aus der Tasche und gibt es mir. Es enthält die Illustrationen. Ich öffne es und lasse Blatt um Blatt durch meine Hände gleiten. Sie glichen den Bleistiftversuchen eines Tertianers. Die Unterschriften beziehen sich auf Namen und Situationen, welche in meinen Reiseerzählungen vorkommen; wäre das nicht, so wüßte man gar nicht, was diese „Kunstwerke" vorstellen sollen. Arme Frau! Anstatt zornig über sie zu werden, muß ich ein herzliches Mitleid mit ihr fühlen. Der Säbelhieb hat nicht nur den Kopf, sondern auch den Geist ihres Mannes getroffen gehabt, wenngleich diese Verletzung erst später zu bemerken war. Und sie, die Kenntnislose, hat an seine Befähigung geglaubt! Während ich darüber nachsinne, wie ihr die Wahrheit ohne Kränkung und allzu schwere Enttäuschung mitzuteilen ist, richtet sie ihr Auge mit ruhelosem, fast fieberhaftem Blick auf mich und zieht, wohl um mein günstiges Urteil zu beschleunigen, einen Brief hervor, den ihr Pfarrer an mich geschrieben hat. Ich lese ihn. Es ist so, wie ich dachte. Sie ist durch Leiden geistesschwach geworden und hält jeden, der behauptet, daß die Zeichnungen nichts taugen, für einen Feind; sie war durch nichts davon abzubringen, zu mir zu fahren, um mir die Bilder zu einem hohen Preis zu verkaufen. Ich muß sehr vorsichtig verfahren und lade sie ein, einige Tage bei mir zu wohnen, bis ich mir die Angelegenheit überlegt habe. Sie geht vergnügt darauf ein, und ich begebe mich in die Küche, die ich sonst nur höchst selten betrete, um meine darüber nichts weniger als entzückte Frau zu bitten, mir nicht bös zu sein.

Es wird gedeckt, und wir setzen uns mit der neuen Bewohnerin unsers Hauses zu Tische. Ich habe kaum die Suppe gekostet, so muß ich den Löffel wieder weglegen, weil schon jetzt der hiesige Herr mit seinem Breslauer Besuche kommt. Die guten Leute stellen sich zwei Stunden früher ein, weil sie gerade jetzt zufälligerweise hier vorbeigegangen sind! Ob sie stören, das ist Nebensache. Der Breslauer Leser ist ein dicker, jovialer Herr mit einem Vollmondsgesicht; ich kann ihm nicht zürnen, habe aber Hunger und erlaube mir deshalb eine sehr bescheidene und versuchsweise Hindeutung darauf, daß meine Frau bei Tische sitze und auf mich warte. Da erklärt er mir, gemütlich lachend:

„Herr Doktor, der Mensch soll sich mehr auf das Trinken als auf das Essen legen; ich verstehe das gründlich, denn ich bin Bierbrauer! Jetzt seh'n wir uns bei Ihnen um, und dann gehen Sie mit uns, ein Glas Pilsener trinken. Wer soviel



Dr. Karl May's Wohnhaus: Villa Shatterhand.

gedürstet hat wie Sie in der Sahara und auch anderwärts, der muß trinken, trinken, trinken!"

„Vorausgesetzt, daß er Zeit und Appetit dazu hat; ich aber habe weder das eine noch das andere. Besonders heute ist mir meine Zeit so karg zugemessen, daß — —"

Er läßt mich nicht aussprechen, sondern fällt mir schnell in die Rede. Er erklärt mir mit bewundernswerter Unbefangenheit, daß ein Verfasser, dem soviel Liebe und Anerkennung entgegengebracht werde, stets Zeit für seine ihn aufsuchenden Leser haben müsse. Er verbreitet sich heiteren Mutes über die unschätzbaren Freuden, die mir die schriftliche und persönliche Anhänglichkeit so vieler Menschen bereiten müsse, und beweist mir bis zur Unwiderlegbarkeit, daß ich dafür verpflichtet sei, die dabei unvermeidlichen kleinen Leiden dankbar in den Kauf zu nehmen. Vor Hunger und um die lange Filaria seiner Rede abzukürzen, rufe ich, in Ergebenheit die Hände faltend und das eingangsstehende Sprichwort recitierend:

„Sie haben recht, nur zu recht! Ei ku guli dichaze, istiriyahn ssi lahzime bechaze!"

„Wie heißt das, und aus welcher Sprache ist es?"

„Es ist Kurmangdschikurdisch und heißt: Wer sich die Rose wünscht, muß auch die Dornen wünschen!"

„Das ist richtig, sehr richtig! Nehmen Sie meine Frau hier als die Rose und mich als Dorn, so haben Sie beides, und alle Ihre Wünsche sind erfüllt! Und wenn Sie wieder einmal in einem Ihrer Bände über die vielen Briefe und Besuche klagen, so geben Sie Ihren Stoßseufzern dieses Sprichwort als Überschrift, damit ich nicht der einzige Mensch bleibe, der sich als einen Ihrer Dornen betrachten muß! Wir Leser können gar nicht anders, wir müssen uns als Ihre Freunde betrachten und — — horch! Hat das nicht unten geklingelt?"

„Ja," antworte ich, sogleich von einer schlimmen Ahnung wie von einem feindlichen Indianer beschlichen.

„Hoffentlich wieder ein Besuch! Sollte mich sehr freuen!"

Wie gern würde ich dem holdselig lächelnden Bierbrauer meinen bekannten Jagdhieb zu fühlen geben; aber wir befinden uns nicht im wilden Westen, sondern in meinem Studierzimmer, und er reibt sich mit so aufrichtigem Vergnügen, bei mir einen meiner Leser kennen lernen zu dürfen, die Hände, daß mein Zorn gar nicht aufkommen kann. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, denn das Zimmermädchen kommt, zu fragen, ob mein Weinhändler eintreten dürfe. Er ist ein eifriger Leser des „Deutschen Hausschatzes" und fühlt als solcher die mir sehr angenehme Verpflichtung, in meinem Keller nur unverfälschte Tropfen zu dulden. Ein heiterer Lebemann, macht er, wie jeder seiner Kollegen, sehr gern Geschäfte, und es ist wohl selten einem Sterblichen gelungen, mit ihm eine halbe Stunde beisammenzusitzen, ohne eine Bestellung aufzugeben. Er hat, wie schon öfters, auch heute seine Frau mitgebracht. Ich begrüße beide in zuvorkommendster Weise, denn es ist in mir ein teuflischer Gedanke aufgetaucht: dieser Jünger des Bacchus aus Frankfurt am Main soll mich, ohne daß beide es ahnen, von dem klebrigen Jünger des Gambrinus aus Breslau befreien! Ich stelle die Damen und Herren einander vor und werfe ihnen einige Millionen Gärungspilze in das beginnende Gespräch. Dieses für sie hochinteressante Thema ist die Brücke, auf welcher sie sich schnell nähern und Wohlgefallen aneinander finden. Dann führe ich den Weinhändler in die nebenanliegende Bibliothek, um ihm seine Rechnung zu bezahlen, und werfe da die hinterlistige Bemerkung hin:

„Dieser Herr würde wahrscheinlich ein Faß Niersteiner oder Josephshöfer bestellen."

„Wirklich?" erklingt die schnelle, eifrige Frage. „Da will ich Sie nicht lange belästigen, Herr Doktor. Was hat der Mann für jetzt vor?"

„Er wollte gehen, ein Glas Pilsener zu trinken."

„Bier? Fällt mir nicht ein! Ich bugsiere ihn nach Lechlas Weinstube, und zwar unverweilt. Bitte, gehen Sie nicht mit! Ich möchte nicht, daß er durch Ihre Gegenwart abgelenkt wird. Nehmen Sie mir das nicht übel, und leben Sie für heute adjeh!"

Zwei Minuten später sehe ich sie mit ihren Frauen unten aus meinem Thore treten und Arm in Arm den Weg nach Lechla einschlagen. Ich bin vollständig überzeugt, daß beide morgen wieder zu mir kommen werden, um mir mitzuteilen, daß der Gambrinus noch nicht abgereist sei, weil ihm der Bacchus so außerordentlich gut gefallen habe. Ich aber habe meinen heimtückischen Zweck erreicht und kann nun wieder nach dem Speisezimmer gehen.

Während des Essens fällt mir ein, daß ich die zweite Post noch nicht aus dem Briefkasten genommen habe; die dritte muß auch schon angekommen sein. Nach zehn Minuten bin ich fertig und hole sie. Der Kasten ist innen am Thore befestigt. Während ich den Inhalt herausnehme, kommt ein Herr, der klingeln will, dies aber unterläßt, als er mich stehen sieht. Er stellt sich als Verlagsbuchhändler N. aus Wien vor, hat mein Ave Maria in „Winnetou", Band III, gelesen und möchte einen Band Gedichte

von mir veröffentlichen. Ich sage ihm, daß es mir unmöglich sei, mit neuen Verlegern zu kontrahieren, und daß meine Gedichte erst nach meinem Tode gedruckt werden sollen. Ich weiß, es ist eine Unhöflichkeit, ihn so vor dem Thore abzufertigen, und er läßt auch eine darauf bezügliche Bemerkung hören, aber ich bin nun zum Wurme geworden, der sich endlich einmal krümmen will. Nach soviel Störungen will ich für den Rest des Tages mein Studierzimmer für mich allein haben!

Nun sitze ich wieder oben und gehe die Kouverts der eingegangenen Sachen durch. Zum Öffnen und Lesen habe ich heute keine Zeit. Ein Brief ist kurz adressiert: „Mr. Shatterhand, Dresden"; er ist selbstverständlich nach Radebeul zu mir expediert worden. Ein Brief aus Köln am Rhein ist mit der Aufschrift versehen: „Herrn Schriftsteller Karl May". Der Schreiber desselben hat vergessen, den Bestimmungsort hinzuzufügen; die postamtliche Ergänzung lautet: „wahrscheinlich Oberlößnitz-Radebeul bei Dresden, Villa Shatterhand". Der betreffende Postbeamte ist jedenfalls ein Hausschatzleser. Ein anderer Brief kommt aus dem Kaukasus, wohl wieder eine Einladung zur Auerochsenjagd. Ich lege das alles weg und beginne, wieder zu schreiben. Trotz der gehabten Zerstreuungen komme ich in sehr guten Fluß und freue mich schon, daß ich wohl nicht die ganze Nacht zu arbeiten haben werde, wenn das so fort aus der Feder läuft, da klingelt es schon wieder. Das braucht nicht mir zu gelten, und doch lege ich die Feder weg, um zu horchen. Ein lebhafter Wortwechsel klingt vom Thore zu mir herauf. Ich höre jemand, der nicht hereingelassen werden soll, von „Wichtigkeit" und „Unaufschiebbarkeit" sprechen, und dann bringt mir das Mädchen eine Karte. Der Herr sei nicht abzuweisen; er müsse mich unbedingt sprechen, da die Sache heute erledigt werden müsse. Der Einlaßbegehrende ist auf seiner Karte als Gerichtssekretär bezeichnet, und für die Behörde muß man jederzeit zu sprechen sein; ich lasse ihn also zu mir weisen.

Er tritt in sehr höflicher, ja devoter Weise ein; ich biete ihm einen Stuhl und bemerke bei dieser Gelegenheit, daß seine Stiefel etwas offenherzig sind und seine übrige Körperbedeckung sich in einem außergerichtlich-fadenscheinigen Zustande befindet. Er kommt der Aufforderung, welche in meinem Blicke liegen mag, mit außerordentlicher Zungenfertigkeit nach, indem er mir erzählt, die „Liebe zur Feder" habe ihn veranlaßt, auf seine vielverheißende gerichtliche Carriere zu verzichten und Journalist zu werden. Sein innerer, unwiderstehlicher Beruf prädestiniere ihn zur Kritik, und so sei er für dieses Fach Mitarbeiter der bedeutendsten deutschen Zeitungen geworden. Leider aber werde gerade die Kritik unter aller Kritik bezahlt, auch sei es ganz unvermeidlich dabei, sich einflußreiche Feinde zu erwerben; diese beiden Umstände, vereint mit dem dritten, daß gerade das Genie am leichtesten verkannt und am meisten verfolgt werde, habe ihn nach und nach um alle Stellungen gebracht und, mit Respekt zu vermelden, ein so großes Loch in den Beutel gemacht, daß



Dr. Karl May's Bibliothek.

vor einigen Tagen der letzte seiner Pfennige hindurchgeschlüpft sei. Er befinde sich auf der Reise von Berlin nach Wien, und seine Frau sitze mit zwei Kindern im Gasthofe in Dresden, von den Kellnern bewacht, weil eine dreitägige Rechnung zu bezahlen sei. Ein Rundgang bei den Journalisten Dresdens habe nichts gefruchtet, und nun sei Karl May der einzige Rettungsanker, den es für ihn gebe.

„Wieviel brauchen Sie?" frage ich in der Absicht, die Sache kurz zu machen.

„Rund hundertfünfzig Mark."

„Das muß allerdings auch ich rund nennen! Sie hatten freilich recht, als Sie diese Angelegenheit meinem Mädchen als eine wichtige und unaufschiebbare bezeichneten; nur hätte ich erwarten dürfen, daß sie das nicht für Sie, sondern für mich sei. Einem Genie, als welches Sie sich bezeichnen, darf ich kein Almosen anbieten, aber ich will Ihnen Gelegenheit geben, die genannte Summe in kürzester Zeit bei mir zu verdienen, indem Sie einen neuen Katalog meiner Bibliothek anfertigen."

„Katalog?" fragte er erstaunt. „Ich bin Kunstkritiker, aber kein Bibliograph!"

„Das ist im allgemeinen kein Fehler, denn ein Kritiker kann ausnahmsweise auch einmal das Geschick besitzen, einen brauchbaren Katalog auszuarbeiten."

„Sie scheinen ironisch zu sprechen, Herr Doktor!"

„Allerdings! Ich bin bereit, Ihnen auf eine anständige Weise, durch welche Sie sich nicht erniedrigt fühlen, zu helfen; Sie aber scheinen sich über mein Entgegenkommen zu wundern."

„Dazu bin ich doch berechtigt, denn ich brauche bares Geld, nicht aber Arbeit."

„Wenn ich Geld brauche, so arbeite ich. Da Sie nicht arbeiten wollen und doch Geld verlangen, so scheinen Sie anzunehmen, daß die Arbeit für den einen, das Geld aber für den andern sei?"

„Was ich annehme, das geht Sie gar nichts an! Ich verzichte auf Ihre Arbeit und auch auf Ihr Geld. Wahrscheinlich haben Sie selber nichts als Schulden. Ein Schriftsteller, der nicht lumpige hundertfünfzig Mark für einen Kollegen übrig hat, der ist in meinen Augen nichts; das merken Sie sich! Adieu!"

Er geht mit einer höhnischen, verachtungsvollen Geste zur Thür hinaus und hält sich für zu vornehm, sie hinter sich zuzumachen. Ich warte, bis sich unten das Eingangsthor hinter dem genialen Kritiker geschlossen hat, und nehme dann die von ihm unterbrochene Arbeit wieder auf, rufe aber vorher dem Mädchen zu, daß ich von jetzt an für jedermann, er mag sein und heißen, was und wie er wolle, einfach nicht zu Hause sei.

Von jetzt an bringe ich ungestört vier oder fünf Seiten fertig; ich höre klingeln und wieder klingeln, achte aber nicht darauf, weil ich ja nicht zu Hause bin. Da kommt meine Frau und teilt mir mit, daß ein fremder Mensch sich den Eingang erzwungen habe und nun im Garten herumlaufe.

„Ein fremder Mensch? Erzwungen? Wer ist er denn?" frage ich.

„Das weiß ich nicht; er sagt es nicht. Er will Dich überraschen. Er sieht fast wie ein Vagabund aus, spricht fremdartig und will auf Deine Heimkunft warten. Der sonderbare Mensch behauptet, Du werdest ihn dann sofort einladen, bei uns zu bleiben."

„Den muß ich mir doch einmal ansehen. Komm!"

Ich trete aus dem nach der Straße gelegenen Studierzimmer in die Bibliothek, aus welcher ein zweiter Balkon nach dem Garten geht, da thut es an der Balustrade dieses Altanes einen lauten Krach, und ich sehe die oberen Sprossen meiner Baumleiter erscheinen, welche soeben dort angelegt worden ist. Ich eile hinaus, und als ich das Geländer erreiche, erscheint auf der Leiter der „sonderbare Mensch", von dem meine Frau gesprochen hat.

„Was wollen Sie da? Steigen Sie sofort hinab!" rufe ich ihm zu.

„Nicht hinab, but hinauf!" antwortet er, indem er über das Geländer springt. Er ist ein kleiner, dünner, aber sehniger Kerl mit einem stark ausgeprägten, pfiffigen Vogelgesicht. Ein dünner Vollbart, zwischen dessen Haaren die Haut zu sehen ist, bedeckt seine Wangen, die Oberlippe und das Kinn. Seine Füße stecken in grauen, weitmaschigen sogenannten Paradiesschuhen; auf dem Kopfe trägt er einen alten, abgebrauchten Luffahelm; dazu kommt eine braune, verkniete Hose, ein grüngelbes Jackett und eine hellblaue Weste, über welche die Zipfel eines roten Halstuches weit herabhängen. Er zieht den Helm vom Kopfe, mustert mich mit listigen Augen und fragt in geläufigem aber fremdbetontem Deutsch:

„Sie sind Mr. Kara Ben Nemsi Effendi, nicht wahr, Sir?"

„Ja," antwortete ich.

„Also habe ich richtig kalkuliert, very right! Habe es Ihrer little maid gleich angesehen, daß sie mich belog, als sie behauptete, Sie seien nicht at home!"

Er scheint ein Westmann oder etwas Ähnliches zu sein; darum sage ich viel milder, als es sonst geklungen hätte:

„Und wenn man Sie fortweist, drängen Sie sich durch das Thor, gehen im Garten spazieren und steigen gar mit Hilfe der Leiter auf den Balkon! Wer sind Sie denn?"

„Ich heiße Kraft," lacht er, „und bin auf die Leiter geklettert, weil ich dachte, daß Sie hier oben zu finden seien. Ganz vortreffliche Idee, nicht?"

„Allerdings; aber ich kenne keinen Mann Namens Kraft, der sich so ohne alle Frage erlauben dürfte, auf meinen Leitern herumzuklettern!"

„Glaube es, glaube es sehr gern, Sir. Vielleicht ist Ihnen ein anderer Name geläufiger als der meinige; ich will da zum Beispiel von einem gewissen David Lindsay sprechen."

„Lindsay?" fahre ich auf. „Kennen Sie den?"

„Will es meinen! Wissen Sie, wo er jetzt ist?"

„Nein, leider nein. Er ist nach Australien gegangen, um auf meinen Rat das Festland auf Kameelen zu durchqueren, hat diese sehr schwierige Expedition, wie in allen größeren Zeitungen zu lesen war, zum glücklichen Ende gebracht und dabei nicht nur Gold-, sondern auch, was ich für noch besser halte, sehr ansehnliche Kohlenfelder entdeckt. Wo er sich gegenwärtig befindet, ist mir unbekannt."

„So haben Sie den richtigen Mann vor sich, es zu erfahren, denn ich bin während dieser Überlandreise bei ihm gewesen und auch später noch längere Zeit bei ihm geblieben. Als ich dann vor einigen Monaten mich auf nach Deutschland machte, trug er mir auf, Sie zu besuchen und Ihnen einen Brief von ihm zu übergeben."

„Einen Brief von meinem alten Lindsay? Das ist ein außerordentlich freudiges Ereignis für mich! Haben Sie ihn mit?"

„Yes, hier in der Tasche. Bin ja nur deshalb auf die Leiter gestiegen, um Ihnen das paper noch eher zu geben, als Sie at home kommen konnten, Sir!"

„So kommen Sie herein! Haben Sie Hunger, Durst?"

„Hunger wie ein Löwe und Durst wie ein Kameel!"

„So eile, Emma, und sorge für den Mann! Er wird natürlich bei uns wohnen, solange es ihm gefällt."

Während meine Frau sich entfernt, führe ich den unerwarteten aber hochwillkommenen Gast in das Studierzimmer, wo ich es ihm überlasse, die Einrichtung desselben unter lauten Ahs und Ohs in Augenschein zu nehmen, während ich mich über den zwanzig engbeschriebene Seiten langen Brief hermache. Noch bin ich damit nicht zu Ende, als das Mädchen mit dem Imbiß erscheint. Er klopft sie lachend auf die Schulter und fragt:

„Nun, my plum, habe ich recht gehabt oder nicht? Ich bin hier Gast, solange ich will, und wenn es mir gefällt, so bleibe ich da, bis mir Wurzeln aus den Füßen wachsen. Das sind die schlimmen Folgen, wenn man Uncle Kraft die Nase mit dem Thor abschlagen will!"

Es versteht sich ganz von selbst, daß nun von der Beendigung meiner Arbeit nicht mehr die Rede sein kann, und ob ich sie morgen oder übermorgen fertig bringe, das ist auch noch ungewiß. Wer weiß, welche Besuche ich wieder zu empfangen habe, und wie lange Kraft zubringt, um mir alles, was in dem Briefe kurz beschrieben wird, ausführlich zu erzählen! —

Man glaube ja nicht, daß ich diesen Dienstag beschrieben habe, weil die Störungen desselben ungewöhnliche seien; es passiert noch ganz anderes! Da besucht mich ein ungarischer Professor, nur für zwei Stunden; er ist aber neun Tage lang mein Gast. Ein Leser aus Amerika will mir nur die Hand drücken, nichts weiter; auch seine Frau will drüben sagen können, daß sie die Hand Old Shatterhands in der ihrigen gehabt habe. Ich thue ihnen den Gefallen, und so drücken wir uns zwei Wochen lang die Hände, denn solange sind sie bei mir geblieben. Ein sehr hoch stehender Herr besucht mich, als ich schwer an der Influenza liege; aus Rücksicht auf seinen Stand stehe ich auf und habe ihm nun bei 39 Grad Fieber sechs Stunden lang alle möglichen und unmöglichen Fragen zu beantworten. Das hat mich kaput gemacht, daß ich noch heute, wenn ich ihn sehe, in eine Art von Fieber gerate. Es ist mir geradezu unmöglich, mich ihm in der Ruhe zu zeigen, welche ich sonst stets besitze. Weniger gefährlich ist folgende kleine Episode:

Ich will mit meiner Frau ein Nachmittagskonzert besuchen und habe schon seit einer Stunde drei Realschüler bemerkt, welche draußen auf- und abgehen, ohne sich an die Klingel zu wagen. Als wir auf die Straße treten, werde ich von sechs Augen fast verschlungen und höre die Worte:

„Das ist er; ja, er ist's! Das ist seine Frau! Kommt, wir machen hinterher! Ich muß wissen, wo er hingeht!"

(Schluß folgt.)

No. 2. XXIII. Jahrgang.

Deutscher Hausschatz in Wort und Bild.

Von Oktober 1896 bis Oktober 1897.

Wöchentlich eine Nummer. — Vierteljährlich 1 Mk. 80 Pf. oder jährlich 18 Hefte à 40 Pf. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Freuden und Leiden eines Vielgelesenen.

Von **Dr. Karl May.** (Schluß.)

Sie folgen uns, bald mehr und bald weniger nahe hinter uns gehend, und wir hören nun folgende Urteile:

„Hört, sie ist nicht übel, seine Frau! Beinahe majestätisch! Er hat etwas krumme Beine; in dunklen Hosen sähe man es nicht so deutlich. Wahrscheinlich vom vielen Reiten; das drückt die Knochen rund!“ — — „Ich bin mit dem Schnurrbart nicht zufrieden; er müßte eigentlich größer sein!“ — — „Dafür ist der Gang um so elastischer; der reine Apatsche! Hört, jetzt hängt sie gar bei ihm ein! Herr und Squaw Old Shatterhand! Ob sie nach dem Jägerhof gehen? Da ist Konzert. Wer da mit hinein könnte! Dazu fehlen aber die Moneten!“

Wir betreten den genannten Konzertgarten, und die drei Kritiker meiner Beine stellen sich draußen am Zaune auf und lassen mich so wenig aus den Augen, daß ich hingehe und sie frage:

„Sie fixieren mich! Kennen Sie die Folgen davon? Was wählen Sie, Pistolen oder Säbel?“

Sie starren mich mit hochroten Gesichtern erschrocken an, bis der älteste mir erklärt:

„Wir haben nicht fixiert, sondern nur so hingeguckt.“

„Das ist egal! Kennen Sie mich?“

„Ja.“

„So kommen Sie herein! Wir müssen die Angelegenheit besprechen!“

„Wir können nicht hinein; uns fehlt der nervus rerum.“

„Das thut nichts. Kommen Sie an die Kasse!“



Karl May — Old Shatterhand mit Winnetous Silberbüchse.

Sie kommen dieser Aufforderung mit sorgenvollen Herzen nach und sitzen dann höchst niedergedrückt beim Kulmbacher, welches ich ihnen geben lasse. Aber als ich kein Wort von Fixieren, Duell und Sekundanten erwähne, heitern sich ihre Mienen auf; sie bekommen den Mut, mir ihre „Blumen“ zuzutrinken, und bald sitze ich als Examinand vor ihnen und werde so gründlich über meine Reisen ausgefragt, daß ich, als das Konzert zu Ende geht, beim besten Willen nicht sagen kann, was geblasen worden ist. Sie aber trennen sich mit der Versicherung von uns, daß sie zwar erst „notorisch erschrocken seien“, bald aber gemerkt hätten, daß ich nur gescherzt habe; nun bitten sie mich mit dankbarem Herzen, ja nie zu vergessen, daß die zwei seligen Stunden hier im Garten der schönste Tag in ihrem Leben sein und bleiben werde!

Die Folge dieses für sie so hochwichtigen Ereignisses war eine von ihrer ganzen Klasse ausgefertigte Bierkarte, welche ich erhielt.

Bierkarten! Ich kann dreist behaupten, daß noch nie jemand soviel Bierkarten erhalten hat, wie Karl May. Wer kennt alle die May-Klubs, deren Ehrenmitglied ich bin? Wer kennt meine vielen Geburts-

und Namenstage, welche von diesen Klubs gefeiert werden? Wer zählt die Verbindungen, die akademischen und unakademischen Gesangsvereine, die Lese-, Fecht-, Turn- und anderen Vereine, die Stamm-, Skat- und Kaffeetische, welche mir durch Depeschen, Briefe, Karten, Blumen und sonstige Spenden beweisen, daß ich jährlich etwa zwanzig Geburts- und dreißig Namenstage habe? Gibt es unter den vielbesuchten Orten und Punkten zwischen den Alpen und dem Nord- und Ostseestrande einen, an welchem nicht einige feuchtfröhliche Leser auf Old Shatterhand und seine Westmänner angestoßen und mir dies durch Reime mitgeteilt haben, die teils über und teils unter aller Würde sind? Hat nicht der erste Karl May-Klub in L... (es gibt dort deren zwei) in Friesland mir am letzten 29. Februar vier Würste geschickt, weil dieser mein Schalt- und Geburtstag nur in den Jahren gefeiert werden kann, welche sich durch vier dividieren lassen? Ich beantworte nämlich die Fragen nach meinem wirklichen Geburtstage nie und verrate ebensowenig, daß er in jedem Schriftstellerverzeichnisse zu finden ist.

Da ich von Gratulationen und Gaben spreche, so sei gleich hier die liebe, selige Weihnachtszeit erwähnt. Welch eine Masse von Zuschriften aller Formen und Größen geht in der letzten Hälfte des Dezember bis Neujahr bei mir ein! Das sind Tage, an denen ich so recht sehen kann, wie groß die Familie ist, welche da an ihren „geliebten litterarischen Papa" denkt. Da kommen nicht nur Briefe, sondern auch Gaben aus allen Himmelsgegenden! Feinster Rigoletwein vom Karst, ein 140 Pfund schwerer Käse aus der Schweiz, Zigarren aus wohl zehn Orten, bester chinesischer Thee vom berühmtesten Hause an der Leda, ein Kunstwerk aus Marzipan von herzensguten Leuten in Hamburg, ein Meisterwerk der Plastik aus Düsseldorf, Schinken aus Westfalen, Bier aus Bayern und Böhmen, Butter aus Holstein, Kaviar von der russischen Grenze ꝛc. ꝛc. und, last not least, eine kolossale Flasche Kanzleitinte vom schönsten Hafenplatze des Bodensees. Dich aber, Du Spender der großartigen „Perle von Deidesheim", werde ich hier nicht erwähnen, denn Du wirst bald auf anderem Wege von mir hören. Einstweilen Gruß Dir und den „lieben Orgelpfeifen"! Lieber will ich dafür mit Namen nennen die sehr honourablen Zepf Bros. Cincinnati, 236 fifth Street, Umbrellas and Canes, Repairing and Covering at lowest prices, welche so pfiffig waren, mir einen Check auf 1 Dollar zu senden, um mich durch diesen Vorschuß auf Frankierung zu zwingen, ihre liebenswürdigen Briefe an Old Shatterhand zu beantworten.

Die Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke erwähne ich in objektiver Weise; wer mich kennt, der weiß, daß ich viel, viel lieber gebe, als nehme! Dies zu beweisen, wird mir, wie weiter unten zu sehen ist, mehr als reichlich Gelegenheit geboten. Hier aber will ich fortfahren, von den „Freuden" eines Vielgelesenen zu sprechen.

Am tiefsten berühren mich die Zuschriften, welche sich auf die religiösen, ethischen und, ich muß sagen, auch sozialen Wirkungen meiner einfachen Erzählungen beziehen. Es sei mir erlaubt, einige Zeilen, natürlich ohne Namen, wiederzugeben!

„Als wir acht Unterzeichneten Studenten der Philosophie wurden, haben wir nicht an Gott geglaubt. Die Lektüre Ihrer Werke hat uns den Glauben zurückgebracht, und wir werden ihn nun um so fester halten. Gott segne Sie!" — — „Ich bin ein böser Mensch gewesen, habe Vater und Mutter in das Grab geärgert, den Glauben an Gott verlacht, bin aber durch Ihre Gespräche mit Marah Durimeh und Old Wabble gerettet worden." — — „Da las mein Sohn jenen ernsten Ritt durch den Llano estakado und wurde davon so ergriffen und gepackt, daß er den entsetzlichen Entschluß des Selbstmordes fallen ließ. Sie sehen, Ihr „Surehand" hat einer armen Witwe ihren einzigen Sohn erhalten!" — — „Ich bin Missionar, und Sie sind es auch; meine größten Schätze hier im Innern Afrikas sind das Wort Gottes und Ihre Bücher, die ich, sowie sie erscheinen, über Marseille geschickt bekomme." — — „Sie werden sich meiner früheren Briefe erinnern. Es war für mich, die arme, katholische Wirtschafterin, das größte Leid, daß mein Herr, der protestantische Millionär, mich meines Glaubens wegen verspottete. Ich habe ihn vermocht, Ihre Werke zu kaufen; nun ist er ein ganz anderer Mensch geworden. Erst verhöhnte er Sie; jetzt hat er gehört, daß Sie schwer krank gewesen sind, und ich soll Sie bitten, zu uns zu kommen; er stellt Ihnen seine ganze Alpe zur Erholung zur Verfügung. Ich bin unendlich glücklich!" — — „Ich, die Lehrerin in den einsamen Dolomiten, habe einen lieben, lieben Freund, der mir alles Schwere ertragen hilft; der sind Sie. Sie glauben kaum, wie die armen, einfachen Menschen lauschen, wenn ich ihnen nach ihrem schweren Tagewerke des Abends vorlese! Ich kann behaupten, daß es jetzt keinen bösen Menschen mehr hier gibt. Haben Sie tausend Dank für das kostbare Geschenk Ihrer Bücher!" — — „Jetzt bin ich wieder eine glückliche Frau. Ich sah mit schwerer, stiller Bangnis, wie mein Mann heimlich mit sich kämpfte, aber der Tod Winnetous und das Ave Maria haben ihm zum Siege verholfen." — — „Wir sind arm und können Ihnen keine Schätze geben; aber einen Dank sollen Sie haben; der ist: seit wir Ihre Werke gelesen haben, sind wir keine Sozialdemokraten mehr und sehen zu unserer Freude, daß alle, denen wir sie borgen, auch langsam zu uns übertreten."

Es war mir sehr überraschend, zu hören, daß meine Werke an hohen Schulen ꝛc. als Stilvorbilder dienen. Ich habe keine Zeit, zu entwerfen, ein Konzept anzufertigen, zu feilen, zu streichen, zu verbessern und dann eine Reinschrift anzufertigen. Ich setze mich des Abends an den Tisch und schreibe, schreibe in einem fort, lege Blatt zu Blatt und stecke am andern Tage die Blätter, ohne sie wieder anzusehen, in ein Kouvert, welches mit der nächsten Post fortgeht. An den Stil denke ich dabei gar nicht. Gerade das mag wohl das richtige sein. Ich lasse das Herz sprechen und schreiben und bin stets der Meinung gewesen, daß das, was aus dem Herzen kommt, viel klüger ist als das, was der spitzfindige Verstand erst auszuklügeln hat. Weil ich meist Selbsterlebtes erzähle und Selbstgesehenes beschreibe, brauche ich mir nichts auszusinnen; das fließt so willig aus der Feder, und ich denke, daß das Feilen und Hobeln mehr verderben als bessern würde. Also, aufrichtig gesagt: Wer eine einfache, anspruchslose ungekünstelte Schreibweise kennen lernen will, der mag ein Buch von mir lesen; mehr will ich gar nicht bieten, und ich habe auch nie darnach getrachtet, ein Stilkünstler zu werden. Ich lösche lieber meinen Durst am frischen, natürlichen Quell, als aus einer Sodawasser- oder Brauselimonadenflasche. So habe ich es auch mit den fremden Sprachen gehalten. Zwar sind Fleischer und Wüstenfeld, die berühmten Orientalisten, meine Lehrer gewesen, aber den eigentlichen Fluß habe ich mir doch erst an Ort und Stelle geholt. Wirklich in den Geist einer Sprache eindringen kann man nur als Angehöriger des Volkes, von welchem sie gesprochen wird, und wer meine Erzählungen gelesen hat, der weiß, daß ich stets nach dieser, wenn auch der innern, Angehörigkeit getrachtet habe.

Weit weniger hat es mich überrascht, daß meine Bücher als Erziehungsmittel betrachtet werden. Es ist mein höchster Wunsch, nicht nur ein Lehrer meiner Leser und Leserinnen zu sein, sondern ihnen nach und nach ein lieber Anverwandter zu werden, von dem sie überzeugt sind, daß er es herzlich gut mit ihnen meint und sie so glücklich sehen möchte, wie ein Mensch eben zu sein vermag. Und da es ohne Gott kein Glück geben kann, so möchte ich ihnen gern schnell und billig geben, was ich mir während eines nur fünfzigjährigen Lebens unter steten Entbehrungen, Drangsalen und Kämpfen mühevoll errungen habe, nämlich den unerschütterlichen Glauben an Gott und die ebenso unantastbare Überzeugung, daß unser irdisches Leben eine zwar kurze, aber sehr ernste Vorbereitung auf das ewige Jenseits ist. Wer Ohren hat, die Brandung, welche beide trennt, schon hier zu hören, der kann weder das sein, was ich einen bösen, noch das, was ich einen unglücklichen Menschen nenne.

So freut es mich, daß meine Werke von diesem Standpunkte aus in vielen Schul- und Erziehungsanstalten gelesen werden und daß es als ein gutbewährtes Züchtigungsmittel gilt, Ungehorsame bis zu ihrer Besserung von dieser Lektüre auszuschließen. Wenn ich in dieser Weise von meinen Büchern spreche, so geschieht dies wieder durchaus objektiv. Es fällt mir nicht im Traume ein, mir auf das, was ich erlebt und geschrieben habe, auch nur das Geringste einzubilden. Was ich bin, und was ich schaffe, das bin und schaffe ich durch Gottes

Barmherzigkeit, und wer den Anker seines innern und äußern Lebens in die Barmherzigkeit des Allgütigen versenkt, der weiß, daß er nichts als nur ein schwaches Werkzeug Gottes und ihm zu unaufhörlichem Dank verpflichtet ist; Dankbarkeit ohne Demut aber gibt es nicht.

Mit dieser Dankbarkeit erinnere ich mich eines Ereignisses, welches ich hier nicht vorenthalten möchte. Es gab in einer berühmten höhern Lehr- und Bildungsanstalt, wo meine Bücher mittags und abends nach Tische vorgelesen werden, mehrere räudige Schafe, bei denen kein Besserungsmittel fruchten wollte. Da bat mich der Obere um meine Photographie. Da er mir den Grund seiner Bitte darlegte, schickte ich sie ihm. Es war allen Schülern ein Fest, das Bild zu sehen; den Betreffenden aber wurde sie nicht gezeigt. Einige Tage darauf teilte mir der Regens mit, daß er seinen Zweck erreicht habe; die Widerstrebenden hatten um Verzeihung gebeten und Besserung versprochen. Am gleichen Tage traf bei mir eine freiwillige Zuschrift von ihnen ein, in welcher sie sich bei mir bedankten und mir versprachen, mich stets in ihr Gebet einzuschließen.

Gebet! Kennt einer die Macht des Gebetes, so bin ich es! Wie oft, wie oft ist es der Fels gewesen, auf den ich mich in der Not gerettet habe! Und wenn meine Erzählungen hier und da Gutes wirken, so habe ich dies nächst Gott nicht mir, sondern den Gebeten meiner Leser zu verdanken. Ich weiß, daß Hunderte von ihnen täglich für mich beten; sie haben es mir geschrieben, und ich schließe sie täglich auch in meine Bitte ein. Wenn so viele den Herrgott bitten, meiner Feder Segen zu verleihen, da kann doch wahrlich ich nicht stolz auf das sein, was ich schreibe! Es sind die Boten Gottes, die mir die Worte bringen. Wenn jeder Autor von diesem Standpunkte aus arbeitete, es gäbe weniger unnütze Bücher, aber mehr Glauben, mehr Liebe und Vertrauen!

Da fällt mir eine arme, blutarme Witwe in Taus in Böhmen ein. Sie schrieb mir, sie sei stets unglücklich gewesen und habe deshalb mit Gott gehadert; da habe ihr Pfarrer ihr meine Werke geborgt, und sie sei still und zufrieden geworden. Nun möchte sie gern wissen, wie ich aussehe; ob ich ihr nicht eine Photographie schicken könne, wenn auch eine alte. Da sie aber wisse, daß das Photographieren Geld koste, so lege sie mir hier alle ihre Ersparnisse bei; ich solle ihr aber ja dafür ein Bild schicken. Sie wolle für mich beten und möchte mich dabei gern vor sich liegen haben. Der Brief enthielt — — einen alten, recht abgegriffenen Guldenschein! Ist das nicht rührend?

Diese arme Witwe bot mir ihr alles für ein altes Bild. Wie viele, viele Leser, und nicht etwa arme, machen gar keine Umstände mit mir; sie bitten nicht, sondern sie fordern einfach meine Photographie. Sie glauben, durch die Anschaffung meiner Werke oder auch nur dadurch, daß sie sie aus der Leihbibliothek entnehmen, ein gutes Recht auf die unentgeltliche Übersendung meines Bildes erworben zu haben. Ich schreibe hier die Anfangszeilen eines Briefes ab:

„Herr Doktor May, Old Shatterhand! Ich habe alle Ihre Werke geborgt bekommen und gelesen. Ich mag gar nichts anderes mehr lesen, auch meine Freunde nicht; darum senden Sie mir unverzüglich Ihre Photographie, und schreiben Sie mir Ihren Namen darauf, daß ich auch Ihre Handschrift mit habe!"

Dieses Schreiben eines wohlhabenden Bäckermeisters kostet mich 20 Pfennige Strafporto; die Erfüllung seines Wunsches oder vielmehr Befehles würde mich 3 Mark 40 Pfennige und einen Brief kosten. Und dabei hat er meine Bücher nicht gekauft, sondern geborgt! In dieser und ähnlicher Weise bin ich im vorigen Jahre über 900mal um mein Bild angegangen worden; im laufenden Jahre wird die Zahl der Begehrenden eine noch größere. Das ergibt Tausende von Mark, welche meine Leser in aller Unbefangenheit von mir verlangen. Daß der Photograph Adolf Nunwarz in Linz-Urfahr Bilder von Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi verkauft, ändert nichts; man will sie umsonst von mir haben.

Ganz ebenso ist es mit den Büchern. Ich habe im vorigen Jahre ca. 800 Bände verschenkt, damit aber nicht die Hälfte der Bittsteller befriedigt. Da meine Freiexemplare nicht entfernt dazu ausreichten, habe ich den größten Teil dieser Bücher selbst kaufen müssen. Und Dank? Die Bittschreiben erhalte ich, ja; schicke ich dann die Bücher, so kann ich darauf rechnen, daß fünfzig Prozent der Befriedigten nichts von sich hören lassen.

Aber weiter! Wenn ich nur um Bilder und Bücher angegangen würde, so wollte ich gern schweigen. Ich greife in die Mappe und ziehe ohne Wahl aus der Abteilung der Bittsteller einige Briefe heraus.

„— — Wie gesagt, es genügen zu dieser Vergrößerung meines Geschäftes 3000 Mark, die bei Ihnen nichts ausmachen, mich aber, Ihren größten Verehrer und Bewunderer glücklich machen würden, falls ich sie noch im Laufe dieser Woche bekäme." — — „Wir verlangen gar keine Kirche; nur eine Kapelle sollen Sie uns bauen, höchstens für 10—15000 Mark; die Gemeinde ist zu arm dazu." — — Zu diesem frommen Bau erübrigen nur noch 30000 Mark, die Sie uns sicher zur Verfügung stellen werden. Sollten Sie nicht in der Lage sein, es flüssig machen zu können, so genügt nur ein Wort an Ihre steinreichen Freunde, und Lord Lindsay oder Sir John Raffley wird Ihnen die Summe gern gewähren." — — „Da ich weder Verwandte noch Freunde habe, so sind Sie der einzige, an den ich mich in dieser traurigen, leider selbstverschuldeten Lage wenden kann. Kommen die 1100 Mark nicht bis Montag in die Kasse zurück, muß ich mich erschießen!" — — „Also bitte, verehrtester Herr Doktor, haben Sie die Güte, Ihren Namen quer auf das beifolgende Wechselformular zu schreiben! Die 950 Mark werden am Fälligkeitstage sicher von mir eingelöst!" — — „Da wir aber nicht die Mittel besitzen, ihn auf das Gymnasium zu thun, bin ich mit meiner Frau übereingekommen, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Sie nehmen unsern Franz ganz zu sich, in Logis, Kost, Wäsche und Kleidung, geben ihm Unterricht in allem, was man auf dem Gymnasium lernt, ganz besonders aber in allen Sprachen, die Sie selbst können, und wenn er dann nach vier Jahren neunzehn Jahre alt geworden ist, dürfen Sie ihn dafür drei Jahre lang als Ihren Begleiter umsonst mit auf Reisen nehmen." — — „Sie ist das schönste Mädchen der Stadt, will aber nach auswärts heiraten, womöglich weit weg. Da wären nun Sie bei Ihrer großen Bekanntschaft der richtige Mann, mir einen passenden Bräutigam vorzuschlagen, von dessen Vermögen Sie gewiß fünf und auch noch mehr Prozent erhalten werden." — — „Da mir die Mittel fehlen, verkaufe ich Ihnen das ganze Unternehmen. Jeder Erzbischof und Bischof Deutschlands muß uns eine Predigt gratis liefern; auf diese Weise bekommen wir für jeden Sonn- und Feiertag des Jahres eine Predigt umsonst; Sie lassen diese Predigten drucken, die natürlich von aller Welt gekauft werden, weil sie die höchsten geistlichen Würdenträger zu Verfassern haben, und nach Verlauf schon eines Jahres sind Sie ein steinreicher Mann."

In dieser Weise könnte ich noch stunden-, ja tagelang fortfahren. Es ist wirklich ärgerlich, für so reich oder so dumm gehalten zu werden! Damit aber auch der Humor nicht fehle, will ich noch die originelle Bittschrift eines edlen Musensohnes bringen:

„Lieber Old Shatterhand,
Ich bin ganz abgebrannt;
Lös ich den Ehrenschein
Nicht in fünf Tagen ein,
Muß ich Schmul Veit verführ'n,
Ihn mir zu prolongier'n.
Ungefähr achtzig Mark
Macht nur der ganze Quark.
Schick' sie mir mit Verstand
F. G. R. postrestant."

Der Fassung dieser Zeilen nach vermutete ich, daß der Bittsteller mich persönlich kenne; seine Handschrift kam mir bekannt vor. Ich suchte und fand dieselbe Schrift auf dem noch nicht eingelösten Schuldscheine, den mir der Sohn eines Freundes als Primaner ausgestellt hatte. Er war ein leichtlebiger aber sonst braver junger Mann und wollte sich damals dem reichen Vater nicht entdecken. Ich that dies jetzt an seiner Stelle; der Vater bezahlte mich und die neuen Schulden, und ich erhielt darauf folgende Epistel:

„Mein lieber Shatterhand,
Du warst bisher bekannt
Mir als verschwieg'ner Mann,
Dem man vertrauen kann.

Doch dieser Illusion
Spricht Dein Verhalten Hohn,
Denn Du hast mich zwar heut
Von dem Schmul Veit befreit,
Jedoch auf eine Art,
Die nicht korrekt und zart.
Dich, der nicht schweigen kann,
Pump ich nie wieder an!"

Man sieht, seine Reime besitzen ganz dieselbe Eigenschaft, wie er selbst: sie sind nicht ganz schlecht, und ich will zur allgemeinen Beruhigung hinzufügen, daß er mich trotz seines fürchterlichen Racheschwures doch wieder „angepumpt" hat, wenn auch nur für sehr kurze Zeit.

Will ich in der Schilderung meiner Leiden fortfahren, so komme ich jetzt zu einer Gattung von Briefen, über welche ich eigentlich ein noch tieferes Schweigen beobachten sollte, als dieser Musensohn von mir verlangte; da dieses Genre aber nicht uninteressant ist und ich keine Namen nenne, so glaube ich keine unverzeihliche Indiskretion zu begehen, wenn ich in halblautem Tone sage, daß die Verfasser dieser Briefe meist Verfasserinnen sind. Diese Verfasser scheinen als Damen die Eigentümlichkeit zu haben, mich für jünger zu halten, als ich bin und sich für meine Person ebenso sehr wie für meine Bücher zu interessieren.

„Wie ist die Farbe Ihrer Haare und Ihres Bartes? Was tragen Sie überhaupt für einen Bart? Welche Augen haben Sie? Singen Sie Tenor, Bariton oder Baß? Von welcher Gestalt sind Sie? Wieviel Kilo wiegen Sie? Rauchen Sie? Spielen Sie Billard, Schach, Skat? Sind Sie musikalisch? Welches ist Ihr Lieblingstanz? Wie gehen Sie am liebsten gekleidet, dunkel oder hell? Welches ist Ihre Leibspeise, Ihr Leibgetränk? Was ziehen Sie vor, die Oper oder das Drama? Schlafen Sie lange? Welcher Klasse fahren Sie?"

So lauten einige der vielen Fragen, welche man mir vorlegt. Ich beantworte sie:

„Ich trage Schnurrbart und Fliege; beide waren, wie auch das Kopfhaar, sehr dunkelblond; jetzt beginnt eine zwar ehrwürdige, mir aber „gräuliche" Färbung überhand zu nehmen, denn ich zähle 54 Jahre, sehe aber 10 Jahre jünger aus. Meine Augen sind graublau. Ich singe ersten und auch zweiten Baß, je nachdem, wohin mich der Herr Direktor stellt. Meine Gestalt ist schlank, sehnig; ich bin 166 Centimeter hoch und wiege 75 Kilogramm. Ich rauche gern und spiele alles, finde aber keinen Genuß dabei. Ich bin musikalisch und geige, blase und streiche die meisten Instrumente, keines aber mir zur Genüge. Ich tanze alle Tänze, doch nur, wenn ich muß; lieber bin ich Mauerblümchen. Dunkelblau ist in Beziehung auf den Anzug meine Lieblingsfarbe. Frack und Chapeau claque können mich zur Verzweiflung bringen. Die Handschuhe sind bei mir stets zu finden, nämlich in der Tasche. Den Regenschirm nehme ich bei verdächtigem Wetter zwar mit, lasse ihn aber nicht naß werden. Jetzt liegt er in Regensburg, und ich wohne in Radebeul bei Dresden. Meine Lieblingsspeise ist Brathuhn mit Reis, mein liebstes Getränk Magermilch. Ich komponiere jetzt selbst an einer Oper, stelle aber ein gutes Drama gleich hoch. Ich schlafe sehr wenig und fahre zweiter Klasse."



Karl May — Old Shatterhand.

So, das wird für heute genügen! Es gibt aber noch intimere Fragen, z. B. ob ich verheiratet bin, seit wann, ob glücklich oder unglücklich, ob meine Frau eine Indianerin, Perserin, Araberin oder Türkin ist u. dgl. m. Da kann ich denn aus vollem Herzen sagen: Ich bin noch nicht lange verheiratet, aber sehr glücklich. Und da ich dies hier öffentlich erklärt habe, so will ich das Paket Briefe, welches ich schon in der Hand hielt, wieder weglegen, denn es enthält — honny soit qui mal y pense — Heiratsanträge, meist ohne Vorwissen der betreffenden Dame von Verwandten oder Vormündern an mich gerichtet.

Ein sehr, sehr wißbegieriger Backfisch in Aachen hat mich auch gefragt, ob ich eine Jugendliebe gehabt habe. O ja, eine recht glühende sogar, nämlich meine gute Großmama. Für sie hat mein ganzes kleines Herz geschlagen und ich bin so eifersüchtig auf sie gewesen wie — wie, nun, wie eben der sechsjährige, blinde Young Shatterhand auf seine Großmama!

Eine weitere Art von Briefen, für welche ich hier an dieser Stelle herzlichen Dank sage, denn die Absender sind durchweg Abonnenten unsers lieben „Hausschatzes", enthält Einladungen, denen ich leider aus Mangel an Zeit bisher nicht Folge leisten konnte.

Die Kunde von meiner mehrmaligen schweren Erkrankung hatte zur Folge, daß mir von Angehörigen der verschiedensten Stände die umfassendste Gastfreundschaft angeboten worden ist, um mich fern von dem nervösen Jagen und Hasten der Welt in ungestörter Ruhe erholen zu können. Ich konnte wählen zwischen den Pußten Ungarns, dem grünen Steiermark, dem herrlichen Achensee, den Schweizer Alpen, dem sonnigen Rhekne

und dem stillen Nordseestrande. Sogar aus der Lüneburger Heide schrieb mir ein einfacher Bauersmann: „Ich kann Ihnen kein Schloß und keinen Palast bieten, aber kommen Sie dennoch! Sie finden, was Sie brauchen, die tiefste Einsamkeit. Und wollen Sie mit jemand verkehren, so wohnen hier Leute, deren Herzen Sie gewonnen haben. Also kommen Sie; versuchen Sie es wenigstens einmal!“

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß ich an einer Oper arbeite, so will ich jetzt noch eine zweite Indiskretion begehen, indem ich verrate, daß ich die Absicht habe, Winnetou auf die Bühne zu bringen. Eine gewagte Idee? O nein! Der Farbe wegen? Hat nicht Shakspeare seinen Othello geschrieben, der ein vollständig schwarzer Mensch gewesen ist? Wie? Ich sei noch lange kein Shakspeare? Gewiß; das weiß ich wohl; aber dafür ist mein Winnetou auch viel heller als sein Mohr! Und wer Winnetou kennt, der gibt mir sicher recht, daß es keine edlere und ergreifendere Bühnengestalt geben kann, als diesen hochragenden Häuptling der Apatschen, der ganz desselben tragischen Todes sterben mußte, welchem seine untergehende Nation verfallen ist. Mir klingt noch heute das Ave Maria in den Ohren, bei dessen Klängen er in meinen Armen die Augen schloß. Es waren da nur die erste und die letzte Strophe angegeben, und ich bin so oft von Abonnenten unsers Lieblingsblattes angegangen worden, das Fehlende gelegentlich zu ergänzen, daß ich glaube, mich heute am besten von ihnen zu verabschieden, indem ich diesen Wunsch erfülle:

„Es will das Licht des Tages scheiden;
Nun bricht die stille Nacht herein.
Ach, könnte doch des Herzens Leiden
So, wie der Tag vergangen sein!
Ich leg' mein Flehen dir zu Füßen;
O, trag's empor zu Gottes Thron,
Und laß, Madonna, laß dich grüßen
Mit des Gebetes frommem Ton:
Ave, ave Maria!

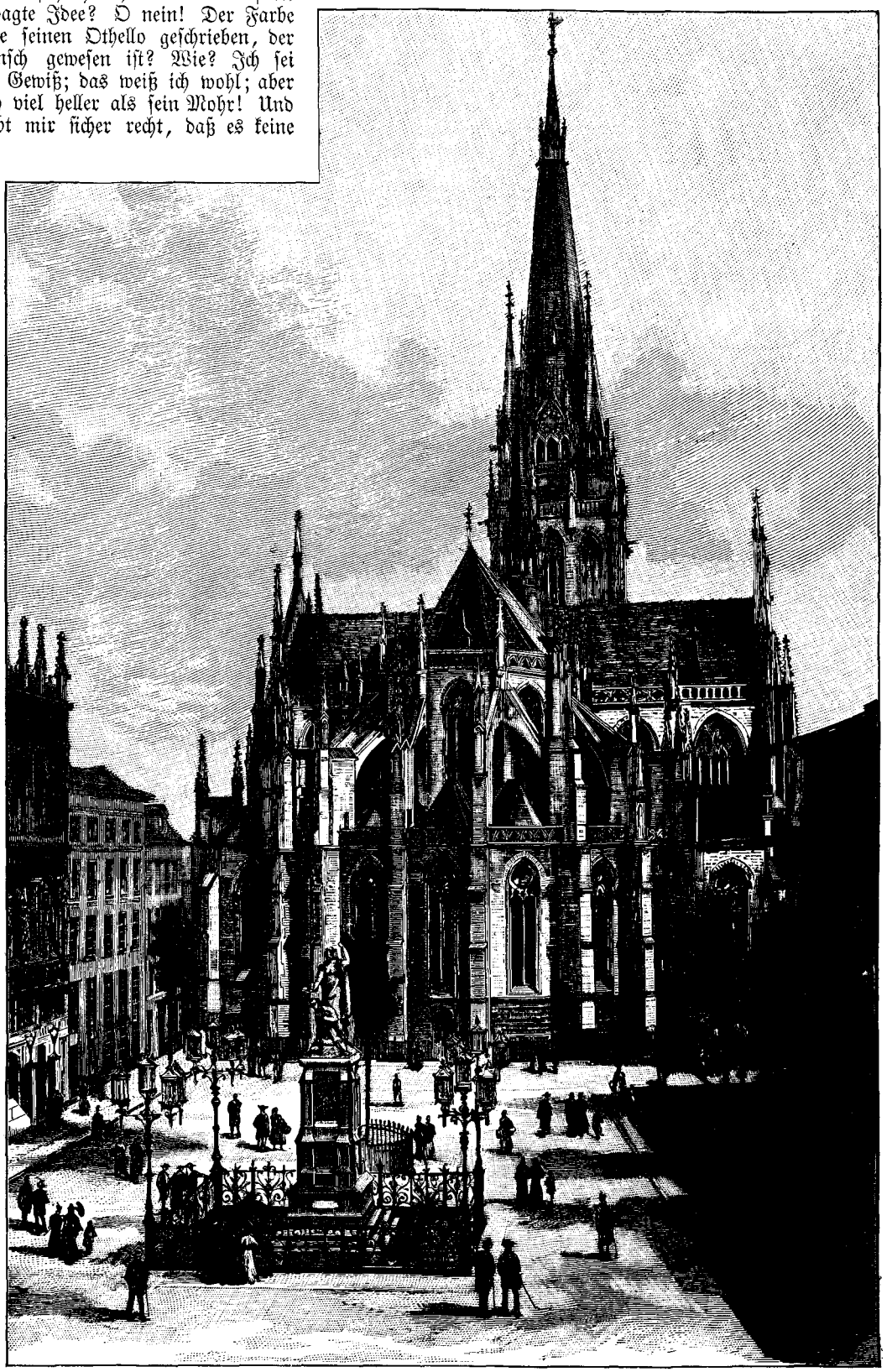
Es will das Licht des Glaubens scheiden;
Nun bricht des Zweifels Nacht herein.
Das Gottvertrau'n der Jugendzeiten,
Es soll mir abgestohlen sein.
Erhalt', Madonna, mir im Alter
Der Kindheit frohe Zuversicht;
Schütz' meine Harfe, meinen Psalter;
Du bist mein Heil, du bist mein Licht!
Ave, ave Maria!

Es will das Licht des Lebens scheiden;
Nun bricht des Todes Nacht herein.
Die Seele will die Schwingen breiten;
Es muß, es muß gestorben sein.
Madonna, ach, in deine Hände
Leg' ich mein letztes, heißes Fleh'n:
Erbitte mir ein gläubig Ende
Und dann ein selig Aufersteh'n!
Ave, ave Maria!“

Der Dämon des Spiels.

Roman von **O. Elster.** (Fortsetzung.)

In Grumbkows dunklem Auge blitzte es auf. Mit scharfem Blick verfolgte er das Paar, das in lebhaftem Geplauder durch den Saal schritt. Der Rittmeister änderte seine bequeme Lage in dem Fauteuil in keiner Weise, seine Gesichtszüge wechselten nicht im geringsten, aber in der Tiefe seiner Augen loderte ein Feuer, das verderbliche Blitze auf das junge, schöne Paar zu werfen schien.



Die restaurierte Willibrordikirche in Wesel.



Karl May — Kara Ben Nemsi mit dem Henrystutzen.

Mit einer energischen Bewegung erhob sie sich und reckte ihre schlanke Gestalt leicht empor. Ihr Entschluß war gefaßt. Noch heute Abend wollte sie eine Aussprache mit Grumbkow herbeiführen.

Sie wollte sich in den Saal zurückbegeben, als das fade Gesicht des jungen Barons v. Steterburg in das Zimmer schaute.

„Ah, meine Gnädigste," rief er, „hier in die Einsamkeit muß man kommen, um die Königin des Festes zu finden? — Seit einer Ewigkeit suche ich Sie . . ."

„Es thut mir leid, Herr Baron. Ich fühlte mich etwas angegriffen."

„Die Quadrille ist fast zu Ende .... ich bin untröstlich .... ich hatte mich so sehr darauf gefreut, mit Ihnen, mein gnädiges Fräulein, die Quadrille tanzen zu können."

„Nun, so gebe ich Ihnen den nächsten Tanz," entgegnete Ilse lächelnd.

„Gnädiges Fräulein sind zu gütig," schnarrte der Baron und führte scheinbar hochbeglückt Ilse in den Saal zurück.

Herr v. Steterburg schwatzte in einem fort. Ilse gab sich kaum Mühe, auf die Worte des jungen Barons zu achten, antwortete nur hin und wieder, wenn es unumgänglich notwendig war, und suchte aufmerksam nach dem Erscheinen des Rittmeisters Grumbkow. Der Baron bemerkte die Unaufmerksamkeit seiner Tänzerin kaum, er war über seine eigenen Worte so entzückt, daß er am liebsten den ganzen Abend nur sich selbst hätte sprechen hören mögen. Schließlich mußte ihm die Schweigsamkeit Ilses dennoch auffallen. Er erstaunte mit einem Male, sodaß er den angefangenen Satz nicht einmal vollendete. Mißgestimmt blickte er zu Boden. Er hatte ein Gefühl, als ob Fräulein Nathusius ihn wie einen Schulknaben behandelte. Ilse bemerkte den Unmut ihres Tänzers und lächelte.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, wenn ich allzu schweigsam war," sagte sie freundlich. „Mir gingen allerhand thörichte Gedanken durch den Sinn. Ich sehe Ihren Freund, Herrn v. Grumbkow, nicht. Er ist doch gekommen?"

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein. Der Herr Rittmeister hat sich in das Spielzimmer zurückgezogen."

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Mit tausend Freuden, meine Gnädigste . . ."

„Ich möchte Herrn v. Grumbkow gern sprechen. Es handelt sich um eine Verabredung für das demnächst stattfindende Kostümfest," setzte sie hinzu, als sie auf dem Gesicht des Barons ein seltsames Lächeln bemerkte, das zu sagen schien: Ich weiß Bescheid, mein Fräulein. Sie brauchen vor mir kein Geheimnis aus Ihrem Verkehr mit Grumbkow zu machen . . .

Baron Aschwin verbeugte sich indessen nur und entgegnete:

„Ich eile, Herrn v. Grumbkow zu benachrichtigen."



Karl May — Kara Ben Nemsi.

zum Jahre 1877 hatte man 150 Kropfoperationen, von denen 21 v. H. tödlich abliefen; von 1877—82 machte man 205 Operationen mit einer Sterbezahl von nur 12 v. H. Aber beim größten Teil der Genesenen stellte sich allmählich ein merkwürdiges Siechtum ein, sie magerten ab und gingen zu Grunde, nachdem die Körper- und Geisteskräfte dahingeschwunden waren. Man kam nunmehr dahinter, daß der bis dahin für so ziemlich nutzlos gehaltenen Schilddrüse denn doch eine für den Haushalt des Körpers sehr wichtige Aufgabe zugedacht sei; jetzt trägt man nicht mehr den ganzen Kropf ab, sondern läßt einen Teil davon stehen, oder schält bei einer gewissen Art von Kröpfen nur die Knotenkerne heraus. Zu beiden Operationen gehört freilich eine besondere Kunstfertigkeit, Geduld und Vorsicht, Eigenschaften, wie sie außer Bruns in Tübingen und Kocher in Bern nur wenige besitzen. Bruns hat 400 Kropfoperationen ausgeführt, und unter den letzten 150 auch nicht einen Todesfall zu beklagen gehabt.

Daß bei jenen furchtbaren Kindergeißeln Croup und Diphtheritis, durch den nur in sonst ganz aussichtslosen Fällen unternommenen Luftröhrenschnitt alljährlich viele Kinder dem Leben erhalten bleiben, ist eine unsern Lesern allzuwohl bekannte Thatsache, als daß wir nötig hätten, hierbei länger zu verweilen.

Mit Vorliebe hat sich die neueste Chirurgie den Krankheiten der Unterleibshöhle zugewandt; auf die daselbst errungenen Triumphe kann sie stolz sein. Unerschrocken dringt sie bis ins innerste Eingeweide, zieht die erkrankten Organe hervor und trägt alles Krankhafte ab. Eines der entsetzlichsten Leiden ist der Magenkrebs; kein bißchen Speise wird verdaut, alles Genossene erbrochen. Es ist ein langsames Verhungern bei gräßlichen Schmerzen. Billroth war der erste, der sich an die operative Entfernung des krebshaft entarteten Mageneingangs wagte; dem Kranken wurde dadurch auf ein halbes Jahr ein leidliches Dasein bereitet; er erholte sich, nahm an Gewicht zu, konnte wieder Nahrung zu sich nehmen und verdauen und blieb schmerzfrei, bis ein Rückfall sein Leben endete. Der Versuch fand Nachfolger: man nahm auch andere mit Krebs behaftete Teile des Darmkanals in Angriff und sah, daß derselbe ganz erhebliche Substanzverluste ohne Nachteil erlaubte. Die Resultate wurden immer günstiger, die Sterblichkeitsziffern nach der Operation immer geringer und Dauerheilungen bis zu 17 Jahren erzielt.

Die Laparotomie (Bauchschnitt) spielt jetzt in den chirurgischen Sälen eine große Rolle, daß es kaum möglich ist, auch nur einen Teil der wichtigsten Operationen hier anzuführen. Bei Schußwunden wird, nachdem unter den geeigneten Vorbereitungen die Bauchhöhle eröffnet worden ist, die Kugel hervorgesucht, das Brandige und Zerfetzte abgetragen, die getrennten Darmenden zusammengenäht, die Wundhöhle sorgfältig ausgewischt, die blutenden Gefäße unterbunden und die äußeren Bedeckungen wieder vereinigt. — Ein den früheren Ärzten völlig unerkannt gewesenes, aber sehr häufiges Übel, die Wanderniere, ruft dadurch, daß die Niere, meist infolge heftiger Erschütterungen, z. B. Stoß oder Fall, aus ihrer Lage weicht und sich zwischen andere Eingeweide eindrängt, oft lästige und qualvolle Beschwerden hervor. Der Wundarzt beseitigt dieselben, indem er nach Eröffnung der Unterleibshöhle je nach den Umständen die Niere entweder in ihre richtige Lagerstätte zurückführt und dort fest einnäht, oder sie ganz und gar einschneidet, wie es auch bei Geschwülsten und Eiterungen des Organs geschieht.

Heutzutage scheut der Chirurg auch nicht mehr vor operativen Eingriffen in die Milz und die Leber zurück. Um eine tiefliegende Eiterhöhle zu entleeren, macht er die nötigen Einschnitte in die Substanz; er trägt selbst beträchtliche Stücke der Leber ab, wenn es sich darum handelt, Echinokokkencysten, die sich darin entwickelt haben, zu beseitigen — so nennt man jene Geschwülste, die sich, meist bei Hundeliebhabern, im Innern verschiedener Organe aus in den Magen geschlüpften Eiern des Hundebandwurms ausbilden und zuweilen die Größe eines Kindskopfes erreichen! — Das Vorhandensein von Steinen in der Gallenblase bewirkt eine höchst schmerzhafte Krankheit: die Gallensteinkolik. Wenn die Steine durch Medikamente und Brunnenkuren nicht fortgeschafft werden können, bleibt nur das Messer des Chirurgen; Professor Kehr in Halberstadt hat allein 206 mal zur Entfernung der Steine die Gallenblase aufgeschnitten. Und unaufhaltsam schreitet die Wissenschaft weiter, und auf ihrem Acker werden noch viele köstliche Früchte zum Segen der Menschheit reifen!

Der fliegende Eisvogel.

Von **Richard Henry Savage.**

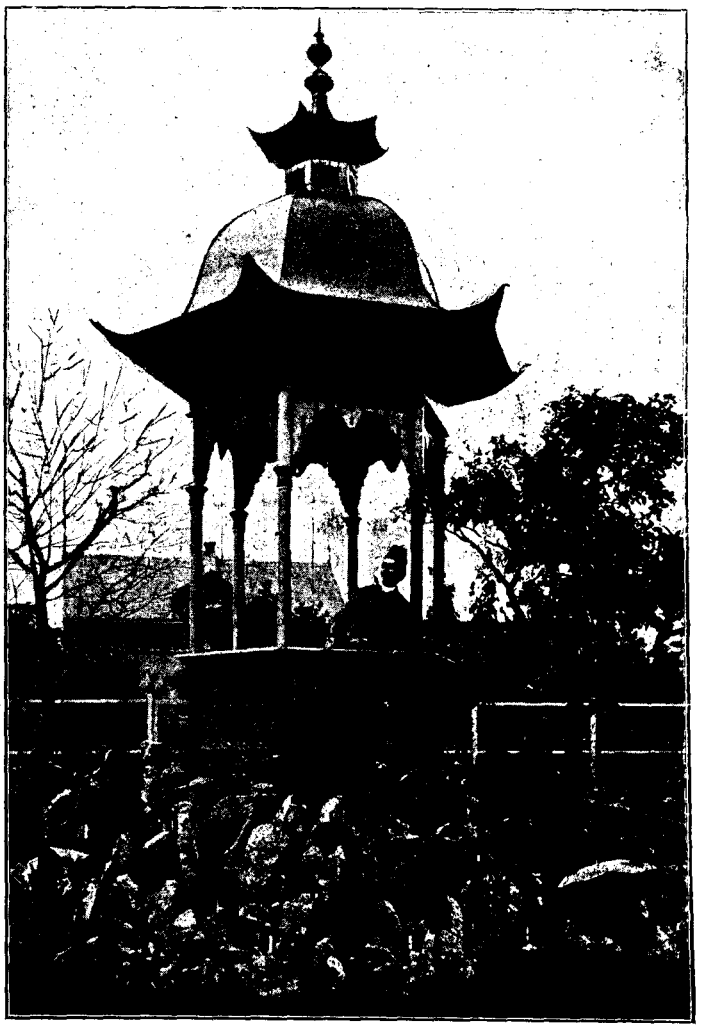
Autorisierte Übersetzung von **Paul Ludwig.** (Fortsetzung.)

Das ist der Inhalt des Briefes, dessen mündliche Ergänzung noch sonderbarer klingt, doch lassen Sie mich, ehe ich Sie mit Einzelheiten ermüde, das Hauptsächlichste zuerst erwähnen. Señor Vargas erhielt nämlich, kurz bevor er mich aufsuchte, von dem einzigen treuen Freunde, den er in Guaymas zurückließ, folgendes natürlich chiffriertes Telegramm:

„Matea im Kastel von Ures streng bewacht, doch augenblicklich noch keine Gefahr für sein Leben. Marquez in voller Macht, da er zum Gouverneur ernannt ist. Hilfe dringend notwendig!"

Nach einer kurzen Pause fuhr die Witwe fort:

„Jetzt, mein Freund, suche ich vor allen Dingen jenen treuen, klugen, mutigen Berater; ich erzähle Ihnen dies alles, weil ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, trotzdem Sie mir ja, durch Ihren Beruf gebunden, wenig helfen können. An wen soll ich mich wenden? Ich weiß niemand, ich habe weder Bruder noch Sohn, den treuen Gatten nahm mir der Tod, während der schreckliche Bürgerkrieg alle seine Freunde und Gefährten in den blutgetränkten Ebenen von Kentucky niederwarf. Ich stehe verlassen — einsam in der Welt."



Pavillon in Karl May's Garten.

Konkordanz

Die linke Seite enthält jeweils die Seitenangabe aus dem „Deutschen Hausschatz", die mittlere die Fundstelle aus der ersten Buchausgabe, die dem vorliegenden Reprintabdruck der Zeitschriftenurfassung entspricht. Dem Seitenvergleich liegt die grüne – jeweils erste – Klein-Oktav-Ausgabe des Verlages Fehsenfeld, Freiburg, bzw. die Ausgabe des Verlages Bernh. Wehberg, Osnabrück, von 1894 zugrunde. Text und Umbruch der Fehsenfeld-Edition sind auch für die praktisch unbearbeiteten Radebeuler Ausgaben von „Am Stillen Ozean", „Orangen und Datteln" und „Auf fremden Pfaden" verwendet worden. Bezüglich des Bandes „Old Surehand 2" der Freiburger Ausgabe wird auf die Edition des Originaltextes im Verlag Pawlak, Herrsching, o.J. (1976ff) verwiesen; mit Hilfe der „Konkordanz Pawlak-Fehsenfeld Band 1-33" (s. Sonderheft der KMG Nr. 34) lassen sich die Bezüge zum Hausschatz-Text mühelos herstellen.

Deutscher Hausschatz 5. Jahrgang Three carde monte	Old Surehand 2. Band	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
405	1/9	45
406	10/14	46
407	15/19	47
408	20/23	48
423	24	49
424	25/29	50
426	30/34	51
427	35/39	52
428	40/45	53
429	46/49	54
430	50/51	55
435	52	56
436	53/57	57
438	58/62	58
439	63/67	59
440	68/71	60
442	nicht enthalten	61
nicht enthalten	72/73	
443	74	62

Deutscher Hausschatz 5. Jahrgang Unter Würgern	Orangen und Datteln 1. Kapitel Die Gum	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
607	3/7	63
608	8/11	64
617	12/13	65
618	14/18	66
619	19/23	67
620	24/28	68
621	29/32	69
634	33/36	70
635	37/41	71
636	42/43	72
637	44/48	73
638	49/51	74
644	52/53	75
646	54/58	76
647	59/63	77
648	64/68	78
649	69	79
630	70/74	80
631	75/79	81
653	80/84	82
654	85	83
663	86/88	84
664	89/93	85
666	94/98	86
667	99/103	87
668	104/108	88
669	109/112	89
670	113	90
684	114	91
685	115/119	92
686	120/124	93
687	125/128	94
688	129/131	95
689	132/134	96
690	135/139	97
691	140/144	98
692	145/148	99
693	149/150	100
694	151/154	101

Deutscher Hausschatz 6. Jahrgang Der Girl-Robber	Am Stillen Ocean 4. Kapitel Der Girl-Robber	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
46	385/387	102
47	388/392	103
48	393	104
58	394	105
59	395/399	106
60	400/404	107
61	405/409	108
62	410/412	109
74	413/417	110
75	418/422	111
77	423/427	112
78	428/432	113
79	433/435	114
88	436	115
90	437/441	116
91	442/446	117
93	447	118
100	448/450	119
101	451/455	120
102	456/460	121
103	461/465	122
106	466/470	123
107	471/475	124
109	476	125

Deutscher Hausschatz 6. Jahrgang Der Boer van het Roer	Auf fremden Pfaden 2. Kapitel Der Boer van het Roer	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
122	51/52	126
123	53/57	127
125	58/62	128
126	63/67	129
127	68/72	130
128	73/75	131
132	76/78	132
133	79/83	133
134	84/88	134
135	89/93	135
138	94/98	136
139	99/103	137
141	104/108	138
142	(108)	139
151	109/113	140
152	114/118	141
154	119/123	142
155	124/128	143
157	129/133	144
158	134/138	145
159	139/143	146
160	144/147	147
166	148/151	148
167	152/156	149
168	157/161	150
169	162	151
170	163/167	152
171	168/172	153
184	173/176	154
185	177	155
186	178/182	156
187	183/187	157
188	188/192	158
189	193/196	159

Deutscher Hausschatz 6. Jahrgang Der Ehri	Am Stillen Ocean 1. Kapitel Der Ehri	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
206	3/7	160
207	8/12	161
218	13	162
219	14/18	163
221	19/23	164
222	24/28	165
223	29/30	166
235	31/33	167
237	34/38	168
238	39/40	169
250	41	170
251	42/47	171
253	48/51	172
254	52/56	173
255	57/61	174
256	62/66	175

Deutscher Hausschatz 6. Jahrgang Ein Fürst des Schwindels	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints	Keine autorisierte Buch-veröffentlichung
369–373	176–180	„Erster posthumer Nachdruck unter dem Titel „Das Zauberwasser" in Band 48 der Gesammelten Werke", Radebeul 1927 (stark bearbeitet).
385–390	181–185	
401–407	186–191	
417–424	192–198	

Deutscher Hausschatz 6. Jahrgang Der Brodnik	Am Stillen Ocean 3. Kapitel Der Brodnik	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
689	321/323	199
690	324/328	200
691	329/333	201
692	334/338	202
693	339/343	203
694	344/348	204
695	349/353	205
705	354/355	206
706	356/360	207
707	361/366	208
708	367/371	209
709	372	210
710	373/377	211
711	378/382	212

Deutscher Hausschatz 7. Jahrgang Der Kiang-lu	Am Stillen Ocean 2. Kapitel Der Kiang-lu	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
13	69/72	213
14	73/77	214
15	78/81	215
29	82	216
30	83/87	217
31	88/91	218
32	92	219
42	93/95	220
43	96/100	221
44	101/103	222
45	104/105	223
60	106/107	224
61	108/112	225
62	113/117	226
63	118/122	227
64	123/126	228
74	127/130	229
75	131/135	230
76	136	231
77	137/141	232
78	142/145	233
92	146	234
93	147/151	235
94	152/155	236
95	156/160	237
96	161/162	238
105	163	239
106	164/168	240
107	169/173	241
108	174/175	242
109	176/180	243
110	181/185	244
111	186/190	245
112	191/192	246
123	193/197	247
124	198/199	248
125	200/204	249
126	205/209	250
127	210/213	251
136	214/216	252
138	217/220	253
139	221/225	254
140	226/230	255
151	231/232	256
152	233/237	257
154	238/242	258
155	243/247	259
156	248/252	260
157	253/257	261
158	258/259	262
167	260/261	263
168	262/266	264
169	267/268	265
170	269/273	266
171	274/278	267
172	279/283	268
173	284/288	269
174	289/293	270
175	294/297	271
180	298/299	272
182	300/304	273
183	305/309	274
184	310/313	275
186	314/318	276

Deutscher Hausschatz 8. Jahrgang Robert Surcouf	Die Rose von Kairwan Osnabrück 1894*	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints
795	1/3	277
796	4/8	278
797	9/13	279
798	14/18	280
799	19/24	281
800	25/27	282
801	28/30	283
802	31/35	284
803	36/40	285
804	41/45	286
805	46/51	287
806	52/56	288
807	57/61	289
810	62/66	290
811	67/72	291
812	73/77	292
813	78/82	293
814	83/87	294
815	88/91	295
817	92/93	296
818	94/99	297
819	100/104	298
820	105/110	299
822	111/115	300
823	116/120	301
824	121	302

* Reprint-Ausgabe, Olms-Presse Hildesheim-NewYork, 1974

Deutscher Hausschatz 23. Jahrgang Freuden und Leiden eines Vielgelesenen	Durchlaufende Seite des vorliegenden Reprints	Keine autorisierte Buch-veröffentlichung
1–6	303–308	Erster posthumer Nachdruck als völlig freie Nacherzählung – nahezu ohne Original-Wortlaut – unter dem Titel „Old Shatterhand a.D." in Band 48 der „Gesammelten Werke", Radebeul, 1927.
17–21	309–313	

Wir danken Herrn Gerhard Klußmeier, Rosengarten, sehr herzlich für die mühevolle Arbeit der Anfertigung und Montage der vorliegenden Konkordanz, deren Einleitung Herbert Meier besorgte. Zur Benutzung sei vermerkt, daß ohne Rücksicht auf den Umfang alle Fehsenfeld- bzw. Wehberg-Seiten **der** Hausschatzseite zugeordnet worden sind, auf der sie – und sei es auch nur mit einem Wort – beginnen.

Karl May im „Deutschen Hausschatz"

Zwanzig Jahre, vom Jahr 1879 bis zum Jahr 1898, schrieb Karl May für den „Deutschen Hausschatz"; nur im 10. und 13. Jahrgang findet sich keine Erzählung Karl Mays in diesem katholischen deutschen Familienblatt, dessen Verleger, Kommerzienrat Pustet, Karl May erst die rechte Möglichkeit der Entfaltung als Schriftsteller gab und der in den Jahren 1907-1909 auch Karl Mays bedeutendstes Alterswerk, den Roman „Ardistan und Dschinnistan", in der Erstfassung veröffentlichte. In Zusammenarbeit mit der Buchhandlung Pustet, Regensburg, hat die Karl-May-Gesellschaft in den Jahren 1976 bis 1982, alle Werke Karl Mays im „Deutschen Hausschatz" als Reprints herausgebracht.

Nachstehend geben wir eine Aufstellung aller Werke Karl Mays im „Deutschen Hausschatz":

Three Carde Monte, 5. Jg. März/April 1879 · Unter Würgern, 5 Jg. Jan. ff. 1879 · Der Girl-Robber, 6. Jg. Sept. 1879 · Der Boer van het Roer, 6. Jg. Nov.-Dez. 1879 · Der Ehri, 6. Jg. Dez. 1879. - Jan. 1880 · Ein Fürst des Schwindels*, 6. Jg. Febr.-März 1880 · Deadly Dust, 6. Jg. März-Juli 1880 · Der Brodnik, 6. Jg. Juli-Aug. 1880 · Der Kiang-Lu, 7. Jg. Sept.-Dez. 1880 · Giölgeda padishanün, 7. Jg. Jan.-Sept. 1881 · Reise-Abenteuer in Kurdistan, 8. Jg. Sept. 1881 - März 1882 · Die Todes-Karavane I, 8. Jg. März 1882 - Mai 1882 · Robert Surcouf*, 8. Jg. Sept. 1882 · Die Todes-Karavane II, 9. Jg. Sept.-Nov. 1882 · In Damaskus und Baalbeck, 9. Jg. Nov. 1882 - Jan. 1883 · Stambul, 9. Jg. Febr.-März 1883 · Der letzte Ritt, 11. Jg. Okt. 1884 - Nov. 1884, 11. Jg. Aug.-Sept. 1885, 12. Jg. Sept. 1885 - Febr. 1886, Sept. 1886 · Durch das Land der Skipetaren, 14. Jg. Jan.-Aug. 1888 · Der Scout, 15. Jg. Nov. 1888 - Juli 1889 · El Sendador I: Lopez Jordan, 16. Jg. Sept. 1889 - Sept. 1890 · El Sendador II: Der Schatz der Inkas, 17. Jg. Sept. 1890 - Sept. 1891 · Der Mahdi, 18. Jg. Sept. 1891 - Sept. 1892 · Im Sudan, 19. Jg. Sept. 1892 - Sept. 1893 · Die Felsenburg, 20. Jg. Sept. 1893 - Sept. 1894 · Krüger Bei, 21. Jg. Sept. 1894 - März 1895 · Die Jagd auf den Millionendieb, 22. Jg. Sept. 1895 - Sept. 1896 · Freuden und Leiden eines Vielgelesenen, 23. Jg. Sept. - Okt. 1896 Silberlöwe-Einleitung: To-kei-chun, 23. Jg. Jan. 1897 - Juni 1897 · Im Reiche des Silbernen Löwen, 24. Jg. Nov. 1897 - Sept. 1898 · Der Mir von Dschinnistan I/II, 34. Jg. Sept. 1907 - Sept. 1908, 35. Jg. Sept. 1908 - Sept. 1909.

* unter dem Pseudonym „Ernst von Linden".

Wer sich für die Karl-May-Gesellschaft und deren weitere Publikationen zur Karl-May-Forschung interessiert, wird gebeten, sich mit der Geschäftsstelle der Karl-May-Gesellschaft, Swebenbrunnen 8c, 2000 Hamburg-Farmsen, in Verbindung zu setzen.

Karl Mays Hausschatz-Erzählungen als Reprintdrucke in der Zeitschriften-Urfassung:

Band 1: Der Mir von Dschinnistan.
Band 2: Der Scout / Deadly Dust.
Band 3: Giölgeda padishanün / Reise-Abenteuer in Kurdistan.
Band 4: Die Todes-Karavane / In Damaskus und Baalbeck / Stambul / Der letzte Ritt.
Band 5: Durch das Land der Skipetaren.
Band 6: Lopez Jordan / Der Schatz der Inkas.
Band 7: Der Mahdi / Im Sudan.
Band 8: Die Felsenburg.
Band 9: Krüger Bei / Die Jagd auf den Millionendieb.
Band 10: Im Reiche des Silbernen Löwen.
Band 11: Kleinere Hausschatz-Erzählungen.